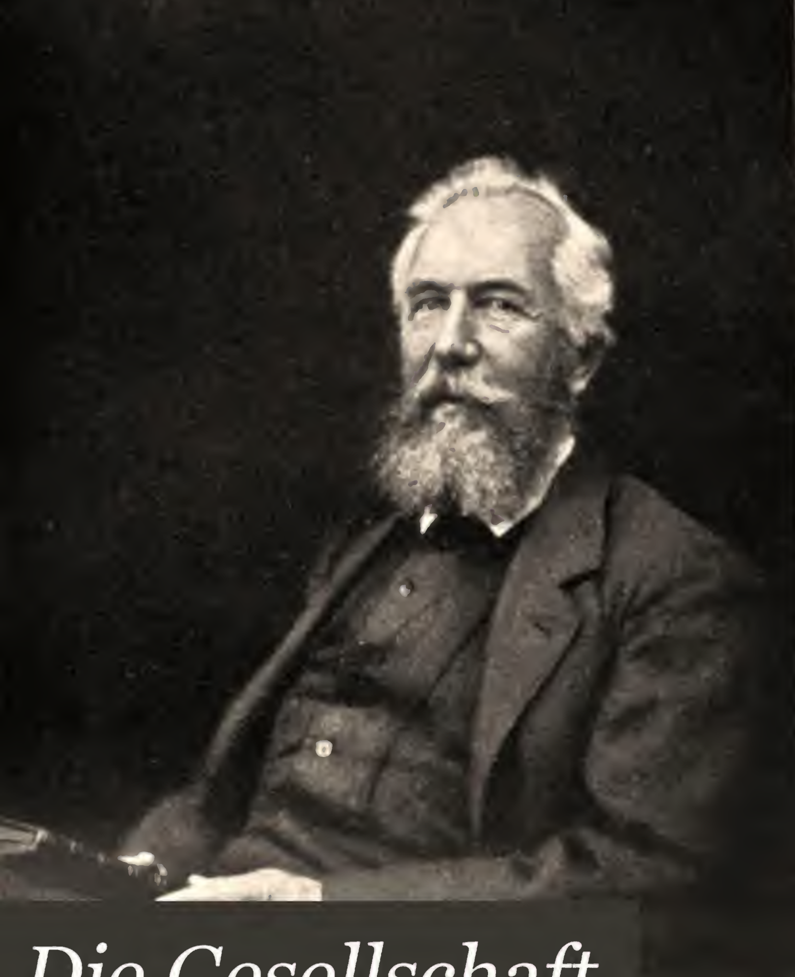


Die Gesellschaft






Die
Gesellschaft.



Halbmonatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Herausgegeben
von
M. G. Conrad und **L. Jacobowski.**



XV. Jahrgang. — 1899.
Band III.



Minden i. W. und Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft"
J. C. C. Bruns.

Gedruckt bei J. C. C. Bruns, Minden in Westf.

Inhalts-Verzeichnis.

Porträts:





Juliane Déry





Band III. * 1899. * Heft 1.

Als Kongressist in Italien.

Von Michael Georg Conrad.
(z. Z. Karlsbad.)

Der Münchener Journalisten- und Schriftsteller-Verein hat mir die Ehre erwiesen, mich als Delegierten zu dem internationalen Journalisten-Kongreß abzuordnen, der in den ersten Aprilwochen dieses Jahres in Rom tagte. Bei meiner Ernennung ging der Verein wohl hauptsächlich von der Erwägung aus, daß ich als alter internationaler Kongreß-Praktiker nicht nur die Kongreßgeschäfte verstehe, sondern auch die französische Kongreßsprache beherrsche, was, in Verbindung mit meiner intimen Kenntnis des Italienischen, die ich durch einen siebenjährigen Aufenthalt im Lande selbst erworben, volle Gewähr für fruchtbare Teilnahme am römischen Kongresse biete.

In der That habe ich in meinen jungen Jahren wacker auf internationalen Zusammenkünften mitgethan und selbst bei schwierigeren Verhandlungen meinen Mann gestellt. Bei dem ersten internationalen Preßkongreß zu Paris, wo unter dem Ehrenvorsitze Viktor Hugos im Jahre 1878 die Association littéraire begründet wurde, war ich dabei und blieb dann jahrelang Vorstandschafts-Mitglied dieser noch heute mehr oder weniger blühenden „Association“. Auf dem zunächst folgenden Kongreß in London that ich mit und auf dem Kongreß in

Lissabon 1880 nahm ich als Vizepräsident an der Leitung teil und führte an Stelle des erkrankten Präsidenten Ulbach am zweiten Verhandlungstag den Vorsitz. Im Jahre 1883 besuchte ich zum erstenmal einen deutschen Schriftstellertag (zu Darmstadt), um dort mit feuriger Zunge das Evangelium der Jüngstdeutschen in die verduzte Versammlung zu werfen, an deren Spitze die feierlichen Litteraturgötter der Bourgeoisie: Bodenstedt, Roquette, Wichert u. s. w. erhaben thronten.

Dann brach die große Kampfeszeit der neuen Litteratur mit der Gründung der „Gesellschaft" an. Gleich den alttestamentlichen Juden beim zweiten Tempelbau mußten wir Jüngst- oder Gründeutschen, wie uns die liebe, alte Kollegenschaft titulierte, in der einen Hand das Schwert führen, um uns der Gegner zu erwehren, in der andern Hand die Kelle, um der Bundeslade der neuen Kunst und Dichtung eine sichere Heimstätte zu erbauen. Erst im Jahre 1894 fand ich wieder Zeit und Lust, mir einen deutschen Schriftstellertag zu besehen — es war der sehr glänzende und vergnügliche in der kaiserlich deutschen Republik Hamburg. Bei der Festtafel brachte ich einen Trinkspruch auf die edlen, kunstfördernden Pfeffersäcke aus, der heute noch manchem lustig im Ohre klingen soll.

Und nun 1899 als internationaler Preßkongressist in Italien, als Delegierter des Münchener Journalisten- und Schriftsteller-Vereins.

Ich bestieg den Schnellzug in München mittags halb zwölf und kam am nächsten Tag um halb zwei nach Rom. Keinerlei Bädeker im Reisesack, nicht einmal einen Eisenbahnfahrplan, aber zu einem Band Nietzsche ein kleines Neues Testament, das ich mir einst auf der Wartburg erworben, einige Bände italienischer Lieblingsautoren und das Kongreßprogramm — und das Nötigste: eine Anzahl deutscher Reichsbanknoten und reichliches Kleingeld in der Westentasche, damit nicht gleich am ersten italienischen Tage das Portemonnaie von dem ewigen Auf- und Zuklappen aus den Fugen geht. Die Linke soll wissen, was die Rechte thut, aber sie soll den Mund dazu halten und nicht über jeden Soldo raisonnieren, der der Armut, und über jede Lira, die irgend einem Vergnügen geopfert wird.

Durch das sabbathstille, glaubenseinige Land Tirol ging's wie im Traum, in Ala schmeckte ein gutes Abendbrot, und am nächsten Morgen früh sieben ein vorzügliches Frühstück am Bahnhof in Florenz. Dann zwischen Sonnenlächeln und Regenschauer durch das liebliche Umbrien und Erinnerungsgrüße getauscht mit den herrlichen Eichenhainen am trasimenischen See. Nicht zu vergessen einen schlanken Fiasko gol-

digen Rebensaftes in Orvieto, Lieblingswein unseres teuren Meisters Arnold Böcklin. Mehrere Kongressisten im Zuge lüpfen ihre Tarnkappe und stellen sich mit den üblichen Phrasen vor. Die etwas monotone Fahrt durch die Marken wird mit klugen Gesprächen gekürzt. Die ersten, monumentalen Ruinen tauchen dunkel aus der grünen Landschaft auf, der Gürtel einer kolossalen Stadtmauer erscheint in Bruchstücken, der Regen legt seine grauen Schleier darüber — der Zug rasselt in den römischen Bahnhof.

Zwischen Bergen von Gepäckstücken arbeitet man sich hinein in die drangvolle Enge des Wohnungsbüreaus. Drei nervöse Herren an einem schmalen Tische sind dem Ansturm kaum gewachsen. Der Hauptmacher sucht sich durch pikierte, zum Teil grobe Redensarten zu behaupten. Endlich komme ich an die Reihe.

Einer der Dreien: „Ah, der Conrad!“ Ich erkenne in ihm den Doktor Zacher von der Frankfurter Zeitung mit Vergnügen wieder und nicke ihm zu.

Der Hauptmacher: „Haben Sie telegraphiert?“

Ich: „Nein. Wozu telegraphieren? Ich wußte nicht —“

Der Hauptmacher mich unterbrechend: „Sie hätten telegraphieren sollen. Wir haben Ihnen das Aviso geschickt, warum haben Sie's nicht gethan?“

„Ich habe nichts erhalten. Übrigens bin ich kein Neuling in Rom, wenn Sie nichts für mich bereit haben, finde ich mich allein durch.“

Der Hauptmacher, in Listen und Stößen von Karten wühlend: „Sie haben gut reden, jetzt ist in Rom alles überfüllt. Verstehen Sie?“

Ein anderer von den Dreien: „Im Albergo Cesari —“

„Gut,“ falle ich ein, „geben Sie mir Cesari, da hab' ich früher wiederholt gewohnt, der Padrone ist mein Freund — ein Zimmer zu modestem Preis, ich mache keine Ansprüche.“

Der Hauptmacher, Grobian aus Nervosität: „Sie wollen's vielleicht umsonst haben?“

Ich fixiere ihn: „Wer sagt das?“

Doktor Zacher, müde an seiner Zigarette kauend, notiert Albergo Cesari.

Der Hauptmacher: „Sie zahlen vier Lire.“

Ich entferne mich mit meinem Quartierzettel, schweigend. Das war mein Empfang als Kongressist am römischen Bahnhof. Nicht sehr erfreulich, wie man sieht.

Später habe ich's bei verschiedenen Gelegenheiten beobachtet: das

Organisieren ist die starke Seite der Italiener nicht mehr, noch weniger das zähe Aushalten und Durcharbeiten oder gar die höfliche Ruhe im Drang der Geschäfte. Doch will ich nicht verschweigen, daß ich einmal von einem Ausschußmitglied des Vereins „Berliner Presse", als ich mir eine Karte zum Philharmonie-Ball holte, auch nicht sehr manierlich behandelt worden bin. Die Nervosität war dort anderer Art: Nervosität der kalten Schnauze.

Am Abend Empfang in den Prunksälen des Palazzo Wedekind, dem Vereinssitz der italienischen Journalisten. Kurze, kräftige Begrüßungsrede durch den Senator Bonfadini im Namen der italienischen Kollegen. Üppiges Büffet, Champagner in Strömen. Eine große Zahl deutscher Kongressisten sucht sich zu gruppieren, findet aber kein deutsches Ausschußmitglied, keins von unsern großen dirigierenden Kongreßtieren. Losung: Morgen früh Vorbesprechung der Deutschen im Grandhotel am Korso, behufs Einigung über die Wahl zum Ausschuß. Bis dahin kümmert sich kein Deutscher mehr um den andern. Jeder geht seinen eigenen Weg. Die übrigen Nationalitäten halten sich geschlossen oder wenigstens in größeren Gruppen.

Früh nach neun bin ich im Grand Hotel. Der Saal wimmelt von Landsleuten, Herren und Damen. Kennzeichen des Deutschen nach einem französischen Bonmot: Er reist immer mit seiner Schwiegermutter. Ich bin leider ohne Schwiegermutter. Ich halte mich still im Hintergrunde. Ich höre eine kurze Rede mit dünner, kreischender Stimme, von irgend jemand, den ich nicht kenne. Es ist jedenfalls eins von den großen, deutschen Kongreßtieren, nach dem Beifall zu schließen. Dann folgt polnischer Reichstag. Nach einer Weile etwas Ordnung: Namen werden vorgeschlagen und abgelehnt. Andere vorgeschlagen und angenommen. Akklamation. Die Sache ist erledigt. Alles drängt zum Ausgang. Das nennt man Vorbesprechung. Von irgend einer Stellungnahme zu den Kongreßgegenständen selbst, Nominierung von Rednern zur Tagesordnung, Beschlußfassung über etwaige Anträge — keine Spur.

Sofort begann die erste Sitzung im Palazzo Wedekind. Ich eilte hin: der Saal füllte sich rasch. Man merkt, Franzosen und Italiener sind in der Überzahl. Ungarn, Rumänier, Spanier, Portugiesen und verwandte Völkerschaften halten sich zu den Franzosen, die ihre Häuptlinge und Wortführer mit Aplomb vorschieben. Germanen tauchen da und dort auf. Vereinzelt Skandinaven, Engländer, Amerikaner. Einige Norddeutsche rücken zusammen. Ich trete hinzu. Ein

Berliner Chefredakteur sagt mir: „Wissen Sie, daß ich Sie in den Ausschuß vorgeschlagen habe? Aber man wollte keinen Belletristen. Ich ging fest für Sie ins Zeug, mit guten Gründen. Nein, hieß es, einen Süddeutschen schon, aber nicht den Conrad, der ist kein Journalist, ein wirklicher politischer Tagesschriftsteller muß es sein. Und da nahm man den Redakteur der Augsburger Abendzeitung. Sehen Sie, so sind diese Leute. Es ist nichts zu machen.“

Inzwischen nehmen die vorbereitenden Verhandlungen ihren Gang. Ein Redner löst den anderen ab. Man versteht nur mit Mühe in dem allgemeinen Geräusch. Ein anderer Berliner Kongressist, einer von der Feuilleton=Sparte, begrüßt mich: „Na, Conrad, Sie wollen gewiß auch loslegen?“ — „Warum nicht, wenn mich ein Punkt der Tagesordnung interessiert?“ — „Na, hören Sie, das können Sie sich sparen, der Doktor Kastan vom Berliner Mosseblatt spricht für uns alle, der ist geladen bis daherauf.“

Ein „Ah“ der Bewunderung durchbraust den Saal: Catulle Mendez mit Frau Gemahlin aus Paris schreitet herein. Madame ist ein auffallend schönes Weib, in sensationeller Toilette. Monsieur lächelt süß und selbstbewußt, sieht aber alt und mitgenommen aus. Ich kannte ihn noch in seiner Sünden Maienblüte. Seine jetzige Frau hat er erst vor kurzem geheiratet, höre ich. Zu meiner Zeit in Paris, anfangs der achtziger Jahre, war ihm seine erste Gattin, die stolze Tochter Teophile Gautiers, trutzig davongegangen. Aber Catulle ist Catulle und die Kongreß=Franzosen werden nicht müde, ihn in Rom zur allgemeinen Bewunderung herumzureichen. Une des gloires de notre France!

In einer Fensternische sehe ich Hermann Bahr. Ich gehe zu ihm hinüber: „Grüßgott, alter Freund, wie gefällt Dir's?“ — „Ich will's abwarten.“

An der hinteren Saalthür ruht tief in den Polstern eines niedrigen Fauteuils Max Halbe. Meine Freude ist groß. „Du hier, Max? Ich wußte gar nicht —“ — „Ja, ich bin mit meiner Frau und Neumann=Hofer schon einige Zeit hier, das heißt in Italien. Sag Du, Michel Georg, ist das der Kongreß da drin, die schreienden Menschen? Was wollen denn die Leute?“ — „Sie beten gerade Catulle Mendez an.“ — „Ach, du lieber Himmel, laß uns doch zum Vatikan hinübergehen und den Papst grüßen.“ — „Geduld, das kommt alles noch.“ Wir stecken uns im Vorsaal etwas Rauchbares an und treten auf die

Veranda hinaus. Der Kolonna-Platz mit seiner mächtigen antiken Säule leuchtet im Sonnenglanz, der Brunnen rauscht. Gute Wetterzeichen.

Wir besprechen das Programm. Abends ist großer Empfang im internationalen Künstlerverein, morgen große Sache auf dem Kapitol mit dem König, dann mit dem Municipio, elektrische Beleuchtung der Venus und der übrigen Gottheiten, dazwischen ein wenig Kongreß, dann Festvorstellung im Costanze-Theater mit der Bellincioni, dann wieder etwas Kongreß, hierauf in den Kaiserpalästen auf dem Palatin großer Schmaus mit dem Unterrichtsminister Baccelli und lateinischen Tafelreden, dann wieder etwas Kongreß, diesmal Schluß, abends Monstrebankett im Kunstausstellungspalast, dann Ausflug in die Albanerberge, nach Frascati, nach Neapel, nach Sizilien — weiß Gott, wohin noch. Und überall Bankette. Warum sagen wir noch Kongressisten? Sagen wir doch gleich Bankettisten!

Und das verlief nun auch so. Man kam aus dem Frack und der Schmauserei und der Komödie der Nichtigkeiten gar nicht mehr heraus. Ist das der Zweck internationaler Journalisten-Kongresse, sich von Kochkünstlern, Kellermeistern und Festtafelschwätzern beschwipsen und beschwindeln zu lassen? Aber wer waren denn auch die Journalisten, die gastlich hier zusammen kamen? Waren es wirklich die führenden Geister der europäischen und amerikanischen Presse? Die vornehmsten und einflußreichsten Vertreter des Zeitungsgewerbes? Gewiß, von den Italienern waren die hervorragendsten Spitzen anwesend. Aber schon die Franzosen vermochten nicht mit der ersten Garnitur aus ihrer journalistischen Geistesschatzkammer aufzuwarten. Und die Deutschen? — Bei den Banketten, die stets reichlich ihr halbes Tausend Tischgenossen aufwiesen, gab es natürlich regelrecht eine erhöhte, prunkvolle „Ehrentafel" von kolossaler Ausdehnung, um all die Zelebritäten unterzubringen mit Kind und Kegel. Wer von den Deutschen an diesen Prunktafeln saß, will ich natürlich nicht verraten, damit nicht irgend ein gutmütiger, bescheidener Kollege daheim für seine ausländischen Kongreß-Ehren in den Verdacht des Größenwahns komme. Aber darauf brauche ich wohl keinen Eid abzulegen, daß wir — Belletristen (Max Halbe, Hermann Bahr und tutti quanti) sowenig des Vorzugs genossen, an die Ehrentafel der internationalen Presse geladen zu werden, wie unsere ausgezeichneten Publizisten und Gelehrten, die als schlichte „Korrespondenten" oder „Vertreter" unserer großen und reichen Zeitungen in Italien eine höchst wertvolle Thätigkeit entfalten und den

deutschen Geist im Auslande aufs würdigste repräsentieren: sie sind ja doch auch nur, um ein berühmtes Kaiserwort zu gebrauchen, „Handlanger“, die in offizieller Schätzung hinter dem Chefredakteur des Schöppenstedter Lokalanzeigers oder dem Verleger des Pyritzer Intelligenzblattes rangieren.

Interessant wäre es aber doch, zu wissen, wer bei diesen internationalen Ehrentafeln die Liste der zu Bevorzugenden für die deutschen Teilnehmer entworfen hat — und wer sie in Zukunft entwerfen wird. Ebenso, wer die Sitzordnung bei den Festvorstellungen in den Theatern bestimmt. In Italien kam es vor, daß z. B. so eminente deutsche Theatermenschen wie Max Halbe und Otto Neumann-Hofer so schlechte Plätze zuerteilt erhielten, daß beide auf den Besuch überhaupt verzichteten, während die Ehrenplätze von den Schöppenstedter und Pyritzer Kollegen (ich fingiere, nomina odiosa) dekoriert wurden. Die Italiener trifft keine Schuld, sie sind meist naiv unwissend über Wert und Bedeutung der Gäste, die aus nichtfranzösischen Ländern zu ihnen kommen, und mit den Franzosen thun sie sich leicht: sie verehren in jedem in Bausch und Bogen einen überlegenen Halbgott. Bekamen aber meine belletristischen Freunde schlechte Theaterplätze, so ging mir's einmal noch übler — ich bekam überhaupt keinen, obgleich ich mich rechtzeitig gemeldet und legitimiert hatte. (Es war bei der Festoper in Venedig zu Ehren der internationalen Kongressisten und Kunstaussteller!) Eine ähnliche Erfahrung machte ich mit dem Ausflug nach Sizilien. Ich war vor 21 Jahren zum letztenmal dort und hätte sie gern wiedergesehen, die unvergleichlich interessante Insel, ich hätte auch eine Studie über sie geschrieben, mein Thema stand schon fest. Als ich mich melden wollte, hieß es, die Liste sei geschlossen und die Deutschen bereits im Besitz der auf sie entfallenden Kartenzahl. Schöppenstedt und Pyritz aber hatten ihre Vertreter sicher nach Sizilien imbarkiert. Ich frage wieder: Wer regelt das, wer siebt die Namen?

Aus der Reihe der Ehrengäste an den Prunktafeln erhoben sich auch die Tafelredner für die einzelnen Länder. War Deutschland in diesem Punkt nicht ergiebig und glänzend genug repräsentiert, so ist es jedenfalls nicht die Schuld derjenigen Kongressisten, die, obwohl sie der Zunge mächtig, von ihren im Ausschusse dirigierenden Landsleuten, den großen Kongreßtieren, geflissentlich ignoriert wurden. Wo es Ehrentafeln giebt, kann ein Mann der Feder und des Wortes, der sich respektiert, nicht aus einer beliebigen Saalecke oder von einem Katzentischchen aus sich als Redner melden. Der Vorwurf der Aufdringlich-

keit würde mit Recht von den Inhabern der Ehrentafeln gegen ihn erhoben werden können.

Ich verweile so lange bei diesem Gegenstande, weil er, trotz seiner scheinbaren Nichtigkeit, kennzeichnend für die Auffassung ist, welche noch in der deutschen Schriftstellerwelt hinsichtlich der Solidarität ihrer Berufsinteressen und der Wahrung der nationalen Ehre gegenüber den Ausländern herrschend zu sein scheint, genau wie zur Zeit der seligen Kleinstaaterei und Krähwinkelei. Fürs erste. Und zum Zweiten, weil er erklären hilft, wie die Franzosen in Rom die Stirn haben konnten, am Schlusse der Verhandlungen coram publico zu erklären: die internationalen Journalisten-Kongresse existierten, damit der romanische Geist seine Überlegenheit erweise und die ihm in der Welt gebührende erste Stelle befestige — und ein deutsches Mitglied vom großen Kongreßausschuß beklatschte dieses anmaßende Diktum des obskuren französischen Federviehs, das allerdings ein starkes Gewicht in die Wage zu legen vermochte: das Bewußtsein seiner nationalen Bedeutung und Würde und den unerschütterlichen Optimismus einer wie Stein und Stahl zusammenhaltenden landsmannschaftlichen Kameradschaftlichkeit.

Als ich den ersten Vorsitzenden der deutschen Abteilung gelegentlich unter vier Augen über diese Kongreßschluß-Apotheose interpellierte und die Bemerkung machte: „Na, mein Lieber, das war ein starkes Stück und für gewisse Leute ein blamables obendrein!“ da kreischte er mich an: „Ich muß bitten, wenn ich Sie anhören soll, daß Sie sich wenigstens in parlamentarischen Formen bewegen!“

Ich notiere das zur Geschichte der Deutschen auf internationalen Kongressen am Ausgange des Jahrhunderts.





Primitive Erzählungskunst.

Aus einer realistischen Entwicklungsgeschichte der Poesie.[1])
Von Dr. Ludwig Jacobowski.
(Berlin.)

So lange die Urlyrik des primitiven Menschen, d. h. jenes Individuums, dessen Kulturstufe niedriger war als die der jetzt bekannten, tiefstehenden Völkerstämme Afrikas, Australiens und Südamerikas, nur aus einer fast reflektorisch erfolgenden Umwertung der Lust- und Unlustmomente in Laute und Lautreihen bestand, erfolgte sie spontan und ohne Rücksicht auf ein Publikum. Erst als diese Anfänge der Lyrik die Tendenz hatten, auf ein zweites Individuum einzuwirken, sei es, um es herbeizulocken, sei es, sein Gefallen zu erwecken oder es zu warnen 2c., haben wir die ersten Keime zu einer epischen Poesie.[2]) Lyrische Poesie im reinsten Sinne bedarf keines Publikums. Ihr geht es wie der primitiven Musik. Es giebt noch heute nicht wenig Stämme, deren Individuen sich damit vergnügen, eintönig, für sich allein, zum Klang eines unendlich einfachen Saiteninstrumentes, ein oder wenige Worte zu singen und diese naive Übung stundenlang fortzusetzen.

Es ist klar, daß die reinlyrische Poesie in ihren Anfängen nur wenig Variationen hatte. Der Gemütsinhalt des Naturmenschen ist von seinen Bedürfnissen und Erlebnissen abhängig, und so lange sich diese fern von dem Einfluß der Kultur zivilisierterer Nationen bethätigen, ist der Kreis der inneren Vorgänge bescheiden und eng und zeigt

---

[1]) Vgl. meine Studien: a. Die Anfänge der Poesie. Grundlegung zu einer realistischen Entwicklungsgeschichte der Poesie. Dresden, 1890. 8°. 141 S. — b. Märchen und Fabeln der Basuto-Neger. Beilage zur Münch. Allg. Ztg. 11. März 1896. — c. Arabische Volkspoesie in Nordafrika. Beilage der Voss. Ztg. 10. März 1895. — d. e. f. Geschichten und Lieder der Afrikaner. Magazin für Litteratur, 1896. Nr. 30; Münchn. N. Nachr. 24. Juli 1896; Beilage der Voss. Ztg. 11. Okt. 1896. — g. Das Weib in der Poesie der Hottentotten. Globus. Bd. 70. 1896. Nr. 11 2c. 2c.

[2]) S. „Anfänge der Poesie". Dresden 1890. S. 119 ff.

fast gar keine Veränderung. Dazu kommt, daß das Seelenleben mit einem Schatz von Erinnerungen operiert, den es im Laufe von Jahren angesammelt hat. Primitive Stämme haben aber ein sehr schlechtes Gedächtnis. Wo keine Kultur ist, ist auch keine zu erben; wo keine Erlebnisse sind, sind auch keine Erinnerungen festzuhalten. So kommt es, daß einfache Stämme weder wissen, was sie vor Jahr und Tag erlebt, noch sich Gedanken machen, was der morgige Tag bringen wird. Daher beispielsweise ihre fast tierische Art, bei Nahrungsüberfluß so viel zu essen, daß sie sich nicht rühren können, ohne sich Gedanken zu machen, ob sie nicht morgen wieder Hunger leiden werden.

Man erkennt, daß der Gemütsinhalt des Naturmenschen, weil er an gestern wenig und an morgen gar nicht denkt, nur von den kleinen Erlebnissen des Augenblicks bewegt wird. Seine Lyrik ist daher von mehr als einfacher Eintönigkeit. Aber sie gewinnt im Augenblick einen unendlich weiteren Rahmen, wenn sie die Tendenz hat, sich jemandem mitzuteilen, d. h. ein Publikum zu gewinnen.

Die Tierwelt bietet eine analoge Erscheinung dazu. Der Hund hat seit seiner Domestikation in wenigstens vier bis fünf verschiedenen Tönen bellen gelernt.[1]) Der Wille, sich mitzuteilen, hat diese Funktion in ihm ausgebildet. Ähnlich ist es mit den Vögeln. Die Arten, die Singvermögen besitzen, äußern und gebrauchen dieses spontan. Aber die Lockrufe und der eigentliche Gesang ist erst das Ergebnis oft monatelanger Erziehung seitens der gesangskundigen Eltern oder Pflegeeltern.[2])

Bei der Entwicklung der Sprache ist, wie Prof. Whitney richtig bemerkt,[3]) der Trieb der Mitteilung zwischen den Menschen die lebendige Kraft, die bewußt oder unbewußt thätig ist. Für die Poesie und ihre Entwicklung hat dieser Trieb der Mitteilung eine unendliche Bedeutung. Er ist nicht nur die Ursache, daß die reine Lyrik einen größeren Kreis gewinnt, in dem sie wirken kann, sondern der Erzeuger der Erzählungskunst und in weiterer Hinsicht auch der dramatischen Poesie.

Wie entwickelt sich die primitive Erzählungskunst?

Erst auf Umwegen ist es möglich, darauf Antwort zu geben.

---

[1]) Ch. Darwin, Das Variieren der Tiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation. 2. Aufl. Bd. I. S. 28.

[2]) Ch. Darwin, Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. 5. Aufl. 1890. S. 95.

[3]) Ebendas S. 94 f.

Man denke sich einen europäischen Reisenden einem fremden Neger-individuum gegenüber, von dessen Sprache er keine Ahnung hat. Kein Laut aus dem Munde des einen weckt ein Echo in der Brust des anderen. Nur die Augen beobachten einander scharf, Arme und Füße, Schultern und Kopf bewegen sich, und nach kurzer Zeit führen sie die lebhafteste Unterhaltung in Gesten und Mienen. Sie haben die einzige Weltsprache gefunden, die es giebt: die Gestensprache, in der sich auch Taubstumme verschiedenster Länder verstehen. Aber diese stummen Mitteilungen mögen für eine Entwicklungsgeschichte der Pantomime von hohem Interesse sein, für die der Erzählungskunst sind sie nur teilweise von Belang, aber immerhin wichtig genug, studiert zu werden. Denn die Erfahrung hat gezeigt, daß die meisten einfachen Stämme auch beim verstandenen Sprechen die gleichen typischen Gesten beibehalten, so daß diese in ihrer strengen Genauigkeit ein kleines Hilfsmittel zur Erfassung primitiver Eigenart bilden.

Natürlich bleibt eine genaue Kenntnis der Eingeborenensprache das erste Erfordernis, eine Mitteilung oder Erzählung eines primitiven Individuums zu erfassen. Deshalb ist es für eine Entwickelungsgeschichte der Poesie von Wichtigkeit, die Erzählungen der Eingeborenen in ihrer ganzen Ursprünglichkeit zu besitzen. Bearbeitungen von Erzählungen oder Fabeln sind gewiß rein stofflich von Wert, da aber sehr oft die Form eines poetischen Erzeugnisses namentlich tiefstehender Stämme mehr Eigenart zeigt, als der Inhalt, so muß man den Sammlungen volkspoetischer Erzeugnisse den Vorzug geben, die genau nach der Erzählung von Eingeborenen niedergeschrieben worden sind. Hierin ist noch nicht viel gethan, und sprachkundigen Reisenden, die auch Interesse für Volkspoesie besitzen, bleibt noch ein treffliches Feld zur Bearbeitung.

Daß zivilisierte Völker in Bezug auf die Schärfe der Sinne nicht mit den Wilden wetteifern können, ist eine bekannte Thatsache. Namentlich ist der Gesichtssinn wunderbar scharf ausgebildet. Das ist jedenfalls „die gehäufte und vererbte Wirkung eines viele Generationen hindurch verminderten Gebrauchs“,[1] denn Rengger führt an, daß Europäer, die unter wilden Indianern aufgezogen waren und ihr Leben bei ihnen zugebracht hatten, ihnen nie an Schärfe ihrer Sinne gleichkamen. Dieser gesteigerten Sinnesthätigkeit, dieser Schärfe der Beobachtung der Außenwelt — die Innenwelt zu beobachten, ist erst

[1]) Ch. Darwin, Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. 5. Aufl. 1890. S. 37.

ein Erzeugnis höherer und sentimentaler Kultur — entspricht in der Erzählungskunst eine Manier der Detaillierung, eine Freude an der epischen Breite, eine Lust zu fabulieren und zu schwatzen, welche diesen Anfängen der Novellistik ein ganz eigentümliches Gepräge verleiht.

Ein trefflicher Kenner der Individualität der afrikanischen Neger, R. Burton, sagt über sie[1]: „Ihr Geist ist auf Gegenstände beschränkt, die sich hören, sehen und fühlen lassen; er ist in den Kreis des sinnlich Wahrnehmbaren gebannt und kann darüber nicht hinaus . . . Der Afrikaner ist unglaublich schwatzhaft und zungenfertig . . ." Die Schärfe der Beobachtung der Neger zeigt sich namentlich in der Anzahl Bezeichnungen, die sie für Dinge haben, die ihnen wertvoll sind. Manche Viehzucht treibenden Stämme haben für die verschiedensten Nüancen der Farben, die ihre Rinder zeigen, eine so große Zahl von Wörtern, daß keine Kultursprache sie treffend wiedergeben kann.

Bei der Erzählung einer Begebenheit hat der Eingeborene keinen Sinn für das Wichtige und keinen für das Nebensächliche. Jede Einzelheit, die seine scharfen Sinne beobachtet haben, erscheint ihm gleich wertvoll, und oft geht der Faden eines Berichtes verloren in einem Schwall unwichtiger Begleiterscheinungen. K. v. d. Steinen giebt uns einen Bericht von der Erzählung eines Bakaïri Zentral-Brasiliens, der ihm mitteilen sollte, wie weit es bis zum nächsten Eingeborenen-Dorf ist. Die Erzählung des Bakaïri ist in ihrer Art einzig und repräsentiert die tiefste Stufe in der Entwicklungsgeschichte der Erzählungskunst. Steinen giebt sie in seiner köstlich-realistischen Art wie folgt wieder:[2])

„Von uns bis zum zweiten Bakaïri-Dorf eine Tagereise, von dem zweiten zum dritten drei u. s. w. — nein, so raste man nicht weiter in der guten, alten Zeit, die ich hier erlebte. Zuerst setzt man sich in das Kanu, ‚pépi', und rudert, rudert, ‚pépi, pépi, pépi', — man rudert mit Paddelrudern, links, rechts eintauchend, und nun kommt man an eine Stromschnelle, bububu . . . Wie hoch sie herabstürzt: die Hand geht mit jedem bu, bu von oben eine Treppenstufe nach abwärts, und wie die Frauen sich fürchten und weinen: ‚pekóto äh äh äh . . . .!' Da muß das pépi — ein kräftiger Fußtritt nach dem Boden hin — durch die Felsen, mit welchem Ächzen, vorgeschoben werden, und die ‚mayáku', die Tragkörbe mühsam — 1, 2, 3 mal

[1]) Globus. Bd IV. S. 74 ff.

[2]) K. v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens. Berlin, 1894. S. 69 f.

an die linke Schulter geklopft — über Land getragen werden. Aber man steigt wieder ein und rudert, pépi, pépi, pépi. Weit, weit — die Stimme schwebt ih ....., so weit ih ....., und der schnauzenförmig zugespitzte Mund, während der Kopf krampfhaft in den Nacken zurückgebogen wird, zeigt, in welcher Himmelsrichtung ih ..... Darüber sinkt die Sonne bis: die Hand, soweit sie sich auszustrecken vermag, reicht einen Bogen beschreibend nach Westen hinüber und zielt auf den Punkt am Himmel, wo die Sonne steht, wenn man — lah ..... á — im Hafen eintrifft. Da sind wir bei den: ‚Bakaïri, Bakaïri, Bakaïri!' ‚Kúra, kúra', und hier werden wir gut aufgenommen. Vielleicht hat man auch noch eine Stelle mit gutem Fischfang passiert, wo ‚Matrinchams' oder ‚Piranyas' zu schießen sind: während die Wörter sonst den Ton auf der vorletzten Silbe haben, noróku, póne, wird er jetzt — wie wir Jahré sagen — auf die letzte verlegt, ‚norokú,' ‚poné' und der Pfeil schnellt, tsök, tsök, vom Bogen."

Dieser Bericht einer Reiseroute enthält alle Keime der Erzählungskunst und ist typisch für ihre Anfänge. Es heißt nicht, das Dorf ist zwei Tagemärsche weit entfernt, oder wie Stanley einmal die Antwort erhielt: „Dreimal Schlaf" [1]; nicht Anfangs- und Endstation wird bezeichnet, sondern die Entfernung wird in zahllose, kleine Routen, diese in zahllose Bewegungen aufgelöst, und jede einzelne ist der Gegenstand liebevollster Aufmerksamkeit und geschwätzigster Erzählung. Dabei wird keine der äußerlichen Thätigkeiten ausgelassen. Man rudert nicht, bevor man nicht gesagt hat, daß man sich in das Boot gesetzt hat. Das Rudern wird in die Thätigkeit der rechten und linken Hand zerlegt. Dabei haben sie nicht das Ziel vor Augen — Zeit ist in den Augen von Wilden nie Geld —, deshalb schießen sie, wo sie Gelegenheit haben, auch noch nach Fischen. Endlich sind sie angekommen. Von der ganzen Erzählung interessiert den Reisenden nur die Zeitangabe, dennoch muß er die Flut dieser Details über sich ergehen lassen und darf nicht mit einem Wort dem Redner in das Wort fallen, sonst beginnt die endlose Erzählung noch einmal.

Graphisch dargestellt würde der Satz: Von dem Bakaïri-Dorf A zum Dorf B sind zwei Tagereisen, einer geraden Linie gleichen, über welcher sich ein Polygon — die Eingeborenen-Erzählung — erhebt. Die Entwicklungsgeschichte der Erzählungskunst weist nun die Tendenz

[1]) H. Stanley, Im dunkelsten Afrika. Leipzig, 1890. Bd. I. S. 277.

nach, dieses Polygon immer mehr der geraden Linie zu nähern. Die kürzeste Entfernung zwischen zwei Punkten der Erzählung bleibt die grade Linie.

Denselben Umweg in der Erzählung von Begebenheiten machen auch die Negersprachen Afrikas. Max Müller hat behauptet: „In jeder Sprache findet beständig ein Kampf ums Dasein zwischen den Wörtern und grammatischen Formen statt: die besseren, kürzeren, leichteren Formen erlangen beständig die Oberhand und sie verdanken ihren Erfolg ihrer eigenen, inhärenten Kraft.“ [1]) Es wäre vielleicht möglich, auch für die Entwicklung des erzählenden Stils den Nachweis zu führen, daß die Kultursprachen mehr im stande sind, räumliche Thätigkeiten knapper und kondensierter wiederzugeben, als Sprachen wilder Stämme. Das Verbum der Bantusprachen Afrikas ist mannigfaltiger und reicher und damit umständlicher, als etwa das griechische und arabische Verb, und J. G. Christaller, einer der ersten Kenner der afrikanischen Sprachen, behauptet, es stehe an Reichtum der Formen vielleicht über dem Verb im Sanskrit. [2]) Nach denselben Grundsätzen, wie die Gruppierung der Details der oben zitierten Bakaïri-Erzählung, verfahren auch die Negersprachen. Christaller bemerkt mit Recht: „Die Auffassung und Ausdrucksweise der Neger will alles ganz sinnenfällig und anschaulich haben. Wo wir verschiedene Thätigkeiten in einen Ausdruck zusammenfassen, dem wir die handelnden und leidenden Gegenstände und die verschiedenen Beziehungen und Umstände künstlich angliedern, reihen sich dem Neger die Thätigkeiten nach ihrer Besonderung und Stufenfolge aneinander, und wird jedem Gegenstand und Umstand besondere Aufmerksamkeit zu teil.“ [3]) Ein paar Beispiele aus der Tschisprache. [4])

Der Asante-Neger sagt statt: „Ich schwamm ans Ufer“ die Worte: „Ich schwamm ich kam Meeresrand“. Hier ist eine Thätigkeit in zwei aufgelöst. Für: „Er springt über den Graben“ sagt er: „Er hüpft (empor) überfliegt Graben“. Wieder sind zwei Thätigkeiten ausgedrückt, die unsere Sprache mit einem Verbum wiedergiebt und die nacheinander stattfinden. Statt: „Er sprang vom Schiff ins

---

[1]) Nature. 6. Jan. 1870. S. 257. Bei Darwin, Abst. S. 101.

[2]) J. G. Christaller, Die Sprachen Afrikas. Stuttgart, 1892. S. 28 f.

[3]) Ebendas. S. 48.

[4]) Ebendas. S. 48 ff. Vgl. auch J. G. Christaller, grammar of the asante and fante language (tshi), Basel 1875, und dess. Verf. 3680 tshi (asante) proverbs, Basel 1879.

Meer" sagt er: „Er hüpfte (auf) verließ Schiffsinnen fiel Meeresinnen"; d. h. erst springt man hoch, verläßt dann das Innere des Schiffes und fällt hierauf ins Meer. Drei Thätigkeiten werden in genauer Reihenfolge wiedergegeben, um das eine deutsche Verbum zu übersetzen. Graphisch dargestellt ist der letzte deutsche Satz eine Kurve, über der sich drei Seiten eines Rechtecks — die Tschi-Übersetzung — erheben.

Die **Erzählungen der afrikanischen Neger** zeigen dieselbe Eigenart. Nie wird direkt auf das Ziel losgegangen; in behaglicher Geschwätzigkeit zählt man die Nebendinge auf. In einer der wenigen aufgezeichneten Liebesgeschichten der Neger [1]) bewerben sich zwei junge Leute um eine Negerschönheit. Als sie zum Vater, einem Bornu-Neger, kommen und ihre Bewerbung vortragen, sagt er: „Bleibt und wartet auf mich, während ich gehe und ein Stück Tuch auf dem Markte kaufe, und dann, wenn ich es euch hergebracht habe, sollt ihr hören, was ich sage." Eigentlich interessiert nur die Situation der beiden Bewerber, die bei dem Negermädchen sitzen und warten. Für den gern feilschenden und schachernden Neger ist der Kauf des Tuches wichtiger. Aber es heißt nicht: „Der Vater kaufte das Tuch", sondern das Kaufen ist erst das Ergebnis einer Reihe von Thätigkeiten, die die minutiöse Erzählungstechnik des Negers uns nicht erspart. Also 1) der Mann erhob sich, 2) nahm er Geld, 3) ging er auf den Markt, 4) und zwar zum Platz, wo Tuch verkauft wird, 5) kaufte er ein Stück Tuch, 6) und kehrte er heim.

Dieser fast lückenlose Aufbau einer kleinen Begebenheit entspringt dem Bestreben nach Klarheit und Verständlichkeit. Der Neger, der abends am Lagerfeuer oder vor seiner Hütte als Erzähler unterhalten will, erfreut sich nur einer geringen Intelligenz und seine Zuhörer desgleichen. Er ist daher bemüht, Lücken zu vermeiden, die ihm und seinen Zuhörern Stoff zum Nachdenken geben. Denn das eine ist festzuhalten: auf eine intellektuelle Mitarbeit muß der Neger-Poet verzichten; sein Zuhörer-Publikum will nur die Freude am Hören haben und keine Denkarbeit verrichten. Daher erläßt die Erzählungstechnik dieser Neger den Hörern nichts.

In der bereits erwähnten Bornu-Liebesgeschichte giebt der Vater den beiden Bewerbern je eine Hälfte des gekauften Tuches mit der

---

[1]) S. W. **Koelle**, African native litterature. London 1854. 5. Erzähl. „Geschichte eines schlauen Mädchens".

Weisung: „Wer zuerst mit (dem) Nähen (eines Kleides) fertig ist, soll des Mädchens Gatte werden.“ Nun kommt eine hübsche Pointe. Das Mädchen muß für beide den Zwirn einfädeln, liebt aber nur den einen und fädelt ihm daher kurze, dem andern lange Fäden ein. Infolgedessen wird durch die Schlauheit des Mädchens der geliebte Negerjüngling ihr Mann. In der Erzählung heißt es nun: „Gegen drei Uhr nachmittags war der junge Mann, der die kurzen Fäden hatte, mit dem Kleidernähen fertig.“ Die naheliegende Folgerung, daß der zweite noch nicht fertig war, wird dem Negerverstande nicht erspart: „Aber der junge Mann mit den langen Fäden war noch nicht fertig.“

Eine zweite Erzählung der Bornu-Neger [1]) berichtet von einem reichen Manne, der vier Frauen und einen armen Freund hatte. Um die Treue seiner Frauen zu prüfen, nimmt er scheinbar von ihnen Abschied, um eine Reise zu machen, beauftragt aber seinen Freund, den Frauen abwechselnd einen Liebesantrag zu machen. Die erste weist ihn ab und die zweite auch. Nun heißt es in einer Deutlichkeit, die für den Negerverstand gar nichts Überflüssiges hat: „Nun hatte er die Antworten zweier Weiber gehört, und zwei blieben noch übrig.“ Auch die dritte weist ihn ab. „Nun hatte er die Worte dreier Weiber gehört, und eine nur war (noch) übrig.“

Dem Streben nach Klarheit und Verständlichkeit entspringt auch die Sucht des primitiven Erzählers, durch Wiederholungen eindringlicher zu wirken. Wiederholungen sollen das ungefüge Gehirn der Zuhörer bearbeiten, und die Anfänge der Lyrik sind ja auch nichts weiter als stundenlang wiederholtes Hinaussingen eines oder einiger Worte oder eines Satzes. [2]) Ein Suaheli-Erzähler konnte doch ganz gut in seiner Erzählung sagen, der Sultan Majnún hatte sieben Kinder, lauter Söhne, um damit anzudeuten, wie erfreut der Sultan war, dem als Muhamedaner jeder Sohn einen Segen, jede Tochter einen Unsegen bedeutete. Nein, der Suaheli-Erzähler berichtet [3]): „Sultan Majnún heiratete ein Mädchen, die Tochter seines Oheims, und sie gebar ihm ihr erstes Kind, einen Sohn; und sie gebar ihm ein zweites Kind, einen Sohn; und sie gebar ihm ein drittes Kind, einen Sohn; und sie gebar ihm ein viertes Kind, einen Sohn; und sie gebar ihm ein fünftes Kind, einen Sohn; und sie gebar ihm ein sechstes Kind, einen Sohn; und ein

[1]) S. W. Koelle, African native literature. London 1854. 1. Erzählung „Eine Geschichte von der Freundschaft“. S. 123 ff.

[2]) S. meine „Anfänge der Poesie“.

[3]) Edw. Steere, Swahili tales, as told by Natives of Zanzibar. London 1889. 2. Aufl. S. 199.

siebentes Kind wurde geboren, das letzte, das sie gebar, ein Sohn. Der Sultan war sehr froh, solche Löwen zu bekommen."

Gewiß wird diese schier unerträgliche Wiederholung beim Vortrag ungemein gemildert. Der Sprachgesang der Neger giebt jedem Satze ein anderes Aussehen. Schon J. Zimmermann hat (1858), als er volkspoetische Erzeugnisse der Akra-Sprache aufzeichnete, es lebhaft bedauert, daß ihr eigentlicher Stil und Geist, der besonders im theatralischen Wechsel der Stimmen, in Sprachgesang, in der täuschenden Nachahmung von Stimmen und Geräuschen, in Interjektionen ꝛc. sich ausdrücke, bei der schriftlichen Fixierung verloren gehe.[1])

Von den Gesetzen der epischen Wiederholung hat diese Erzählungskunst keine Ahnung. Sie holt eine bereits erzählte Begebenheit nicht mit einer bloßen Andeutung herauf oder begnügt sich, sie im Wiederholungsfalle zu skizzieren, nein, bis auf die kleinsten Einzelheiten wird sie wieder vorgeführt, als wäre sie ganz neu. In der zweiten Bornu-Erzählung (s. Seite 16, Note 1) bekommt der junge Mann von der ersten Frau, der er im Auftrage ihres scheinbar abwesenden Mannes einen Liebesantrag macht, folgenden Korb: „Wenn Du mich fragst, ob ich Dich liebe, — Ich werde Dich nicht lieben: Du und mein Herr (ihr) seid Freunde gewesen von eurer Kindheit an, ihr seid aufgewachsen, habt das Mannesalter erreicht, ihr waret hinter die Mädchen her — wie ich es bei euch gesehen habe — und nun weil mein Herr heute nicht zu Hause ist, kannst Du Dich erheben, des Nachts kommen und mir sagen: „Liebst Du mich?" — — — Wenn ich dich, den Freund meines Herrn, lieben würde, wäre es nicht gut vor unserm Herrn in der ganzen Welt." Fast die gleiche langatmige und moralische Erklärung bekommt der Jüngling auch von der dritten Frau. Es genügt dem Erzähler nicht, einfach zu erklären, die Antworten der anderen Frauen lauteten gleich oder ähnlich.

Diese Wiederholungen finden wortgetreu statt, wenn es sich um Botschaften und Aufträge handelt. Das liegt daran, daß für diese die Neger ein treffliches Gedächtnis besitzen. Reisende waren oft erstaunt, wie stenographisch getreu ihnen Neger Botschaften überbracht haben. In der oben erwähnten Erzählung[2]) sagt der Vater zu den beiden Freiern: „. . . wer mit dem Zusammennähen zuerst fertig ist, der soll der Mann meiner Tochter sein." Der eine hat die Arbeit fertig und der andere nicht. Beide stehen vor dem Vater und harren der Ent-

[1]) J. Zimmermann, A grammatical Scetch of the Akra- or Gã-Language. Stuttgart 1858. S. 203.

[2]) Koelle a. a. O. s. Anmerkung 15. S. 124.

scheidung. Als echter Neger-Erzähler läßt er es sich nicht entgehen, die ganze Geschichte zu wiederholen: „Meine Söhne, als ihr zu mir gekommen seid“ u. s. s. u. s. s., „da sagte ich zu euch: „Wer zuerst das Kleid fertig hat, soll der Mann meiner Tochter werden. Habt ihr das verstanden?“ Die jungen Leute antworteten, indem sie sagten: „Vater, wir haben verstanden, was Du gesagt hast: sieh, derjenige, der das Kleid fertig macht, soll der Mann des Mädchens sein, der es nicht fertig macht, soll nicht der Gatte des Mädchens sein.“

Eine höhere Stufe als diese wörtliche Wiederholung von Sätzen ist die Variation eines Gedankens. Das kunstreiche Verbum der Negersprachen leistet hierin Außerordentliches. Als ob die Phantasie des Negers mit dem einen einzigen Gedanken Fangball spielt, dreht und wendet sie ihn, drückt ihn anders aus, zum Teil in dem geschwätzigen Bestreben, möglichst deutlich und klar zu sein, zum Teil in der naiven Freude, das ausführlich darlegen zu können, was er völlig beherrscht. Eine Thatsache verschieden auszudrücken, dazu bedarf es nicht nur verschiedener Ausdrucks-, sondern mehr noch verschiedener Anschauungsformen. Deshalb ist die poetische Variation eines Gedankens an Stoffe gebunden, die der Neger völlig beherrscht. Da verstößt z. B. ein Mann seine Frau mit den Worten: „Steh auf und verlaß mein Haus, ich brauche Dich nicht mehr.“ Dieser eine Satz genügt dem im Punkte der Weibverstoßung sehr kundigen Neger und er fährt fort: „Geh in Dein Haus. Wenn irgend jemand Dich mag, kannst Du gehen und mit ihm zusammenleben, wenn Du willst; ich werde Dich nun nicht mehr „Frau“ nennen, noch können Dich meine Augen in meinem Hause wohnen sehen; wenn alle Bewohner mich bitten würden, Dich wieder zu lieben, würde ich nicht auf die Bitte hören; wenn ich sage: „Ich liebe Dich nicht mehr,“ so sage ich damit die Wahrheit; geh' und such' (Dir) einen Mann, wen Du auch immer willst; was mich anbebetrifft, habe ich nichts mehr mit Dir zu schaffen; thu', was Du willst.“

Nicht minder erfahren ist der handelskundige Suaheli-Neger in geschäftlichen Dingen. Man höre daher, wie ein herumhausierender Kaufmann, den man gewarnt hat, auf den Zuruf eines armen Mannes zu hören, die Warner abtrumpft. Der langen Rede kurzer Sinn ist: Ein Kaufmann kann nicht wissen, wer kauft und wer nicht kauft. Die Rede lautet aber wie folgt[1]): „. . . ich habe Waren hergebracht; wer mich ruft, dem antworte ich, und wenn er sagt: komm, so geh' ich. (Wie)

---

[1]) Steere a. a. O. S. 53—55.

soll ich wissen, ob der da ein Käufer ist und der da kein Käufer ist? Soll ich mich mit den Leuten herumstreiten? Ich habe Waren hergebracht; wenn ich gerufen werde, soll ich nicht gehen? Es ist die Gewohnheit eines Handelsmannes; wer ihn ruft, (zu dem) geht er, sei er klein, sei er groß, sei es ein Weib, sei er arm, sei er elend. Ich kenne das alles nicht; ich bin ein Handelsmann; wer mich ruft, zu dem geh' ich . . . Ihr Herren, ich werde (daher) hingehen und den anhören, der mich ruft, denn ich reiste von Hause fort, bis ich hier ankam, und viele Leute haben mich schon gerufen, nicht weniger als fünfzig, wenn nicht mehr, und nicht einer war darunter, der etwas kaufte. Und sie alle haben Eigentum u. s. f." Und die lange Rede endigt mit den Worten: „Es ist die Gewohnheit eines Handelsmannes, hierhin und dorthin gerufen zu werden, etwas hinzulegen und wieder aufzuheben; und ich ärgere mich nicht, denn es ist eben Geschäftsgebrauch; ihr wißt nicht, wer kaufen will; ihr sagt vielleicht, dieser da will kaufen, der da will kaufen, bis ihr einen Käufer findet, bis einer kauft."

Die charakteristischen Einzelheiten der primitiven Erzählungskunst, die ich bisher skizzenhaft angedeutet habe, beweisen, daß ein Teil der Erzählungen der Eingeborenen mit richtigen Beobachtungselementen operiert und darin starke Naturtreue, dargelegt mit breiter Geschwätzigkeit, bezeugt. Diese Erzählungen haben die Keime zur gesamten realistischen Erzählungslitteratur in sich. Es wäre aber vorschnell, zu behaupten, diese gut realistischen Anfänge seien die einzigen Quellen, aus denen sich die Kunst der Erzählung entwickelt hat. Eine zweite Art der epischen Volkspoesie von eingeborenen Stämmen hat lediglich in der Bethätigung einer schrankenlosen Phantasie ihren Sitz, und diese (Sagen, Märchen, Fabeln 2c.) verdienen eine gesonderte Stellung und Behandlung. Nur das Ergebnis sei vorweggenommen, daß diese Art der epischen, im Prosastil fixierten Volkspoesie ganz anderen Quellen entspringt und ganz andere Ziele verfolgt. Die Ansicht, daß die Schöpfungen in Prosa aus einer Wurzel stammen und diese mit dem Ursprung der lyrischen Poesie identisch ist, wird kaum vor einer genauen Prüfung bestehen bleiben.

Für eine Entwickelungsgeschichte der Poesie ist es stets von Wert, neben dem Studium der primitiven Völker auch die Erzeugnisse der kindlichen Seele aufmerksam zu verfolgen. Der Parallelismen zwischen der metapherbildenden Phantasie von Eingeborenen und der der Kinder giebt es viel. A. Keber erwähnt in seiner „Philosophie der Kindersprache", daß ein Kind ein ausgegangenes Streichholz ein „totes

2*

Streichholz" genannt hat. Und der Hottentotte aus Südafrika hat für: „Lösche das Licht aus" die Metapher: „Mache die Kerze tot." [1]) Dr. H. Gutzmann hat darauf aufmerksam gemacht, daß es in der Sprachentwicklung des Kindes eine Periode der Schnalzlaute gäbe, die auffallend an die unnachahmlichen Schnalzlaute der Nama-Hottentotten erinnern. [2]) Auch die breite, behaglich beim Detail verweilende Geschwätzigkeit ist Kindern in gewissem Alter eigen. Dr. Gutzmann, der die Sprachweise vieler Hunderte von Kindern studiert hat, gesteht, die Sprachkunst der Kinder sei in einer gewissen Zeit ungemein groß, der kleine Mund stände kaum still, lustig und kunterbunt sprudelten die Worte hervor. [3]) Und ein Pädagoge, Georg Heydner, warnt die Lehrer vor der manchmal „ins Weite schweifenden, manchmal auch an Klatschsucht grenzenden . . . Lust zu fabulieren". [4]) Leider hat sich niemand genügend die Mühe genommen, den Gängen der kindlichen Phantasie und des kindlichen Stils nachzugehen. Die Anfänge dazu sind bei Heydner zu finden, und man muß ihm für das wenige dankbar sein, das er gesammelt hat. Eine Erzählung entspricht in ihrer Tendenz, lückenlos zu sein, dem weitschweifigen Stil primitiver Erzählungen. Ein kleiner Schüler liest aus dem Rückertschen Gedicht: „Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt," die Zeile: „Er sieht die goldnen Blätter bald, er steckt sie ein 2c." Da wendet der Knabe ein: „Wenn er sie sieht, war er denn doch noch nicht dort!" „Nun, was fehlt?" fragt der Lehrer. Antwort: „Er ging hin und zupfte sie herunter." Das ist der gleiche Gedankenprozeß, den wir in der primitiven Erzählungskunst beobachtet haben. Eine Thätigkeit ist auch hier der Klarheit wegen in einzelne Thätigkeiten aufgelöst; nun erst ist die Beobachtungsgabe des Knaben beruhigt.

Erst in jüngster Zeit hat die Psychologie gelernt, sich bei wilden Stämmen und Kindern umzusehen. Hoffen wir, daß die Ästhetik und Poetik ihr folgen werden. Die Anfänge sind bereits gemacht, aber für die Erkenntnis der ästhetischen Funktionen des Kindes ist noch viel zu thun. Hoffen wir, daß die Zeit uns auch auf diesem Gebiete reife

---

[1]) S. J. Olpp, Mitteilungen d. geogr. Gesellsch. zu Jena. 1887. Bd. 6. S. 38.

[2]) Dr. H. Gutzmann, des Kindes Sprache und Sprachfehler. Leipzig. 1894. S. 72.

[3]) Ebendas. S. 29.

[4]) Georg Heydner, Beiträge zur Kenntnis des kindlichen Seelenlebens. Leipzig. 1894. S. 22.

Früchte bringt. Dann erst wird es möglich sein, die gesamten Keime der Poesie klarzulegen, aus der der herrlichste Baum erwuchs, der im Paradies der Erde gewachsen.



Welthochzeit.

Von Juliane Déry (†).

Die Kati brachte den Kaffee.

„Ja, was haben Sie denn schon wieder, Herr Riedl? Jesses, was ist denn geschehen?" Ganz entsetzt war sie beim Anblick ihres Herrn. „Also wieder nicht geschlafen?"

Er weinte schier:

„Kein Auge zugedrückt."

„Wie kommt denn das nur? Ist der Kaffee stark genug? Schmeckt er?" Ein besorgtes, zärtliches Lächeln ging über das breite Gesicht. „Noch ein Stückl Zucker?"

„Is schon recht."

„Hätt' ich nur eine Ahnung gehabt! Warum haben Sie mich denn nicht gerufen?"

„Red' kein Blech daher!"

„Das muß vom Frühling kommen! Ganz gewiß! Das geht einem halt in die Säfte und dann ist's aus mit der Ruh'!"

„Ah mit Deinem Frühling!" Er stieß die geleerte Tasse auf den Tisch. „Diese Malefizstadt! Diese Nachtbummler! Diese vermaledeiten Nachtvögel! Es ist um aus der Haut zu fahren!"

„Schrecklich!"

„Ja, ihr könnt euch was einbilden auf euer München! Nein, so geht's ja nirgends zu!"

„Armer Herr Riedl! Wirklich, ganz schlecht sieht er schon aus."

„Ruh' will ich haben! Schlafen will ich! Nur eine Nacht! Das möcht' ich noch erleben! Morgen fahr' ich aufs Land, meiner Seel'!"

„Morgen ist eh Fronleichnam."

„Ach was morgen! Das dauert mir zu lang! Noch heut' wird gefahren. Auf und davon. Nach Starnberg, faktisch!"

„Da möcht' ich auch gleich mit! Ach, Herr Riedl, ich sag' Ihnen, ich kann auch nicht schlafen."

Er wurde über und über rot.

* * *

Sein seliger Vater war geradeso gewesen. Wenn ein Kind zur Welt gekommen war — und fast jedes Jahr war eins zur Welt gekommen —, hatte sich der Herr Lehrer acht Tage lang nicht blicken lassen vor lauter Genieren. Als es einmal gar Zwillinge waren, hatte er sich hinter den Ofen verkrochen und mit rotem Kopfe dagesessen. Und mit rotem Kopfe hatten die Zwillinge, ein Mädchen und ein Bub, in der Wiege gelegen, als schämten sie sich auch. Der Bub war unser Riedl. Inzwischen war er ein Vierziger geworden und ein wohlbestallter Rahmenhändler, aber das rote, verschämte Kindergesicht behielt er bis heutzutage und von gewissen Dingen mochte er weder sehen noch hören. Ihm stieg das Blut zu Kopf.

Daß er z. B. beim Weggehen gleich auf ein Pärchen stieß, mußte ihn doch empören! Man konnte ja gar nicht mehr auf die Straße. Überall ein Männlein und ein Weiblein. Vor seinem Geschäft — wer stand da gerade? Eine dicke Köchin mit ihrem Soldaten. „Das könnt' mir fehlen! Bitte, meine Herrschaften, sich anderswo zu postieren!"

Zornig schloß er den Laden auf und hing die goldenen und silbernen Rahmen seufzend vor die Thür. Auch eine Existenz! Rahmen zu fabrizieren für das unmoralische Malervolk. Ja, die Herren Kunstmaler! Die verstehen's gar!

Die Luft war klar, als hätte sie nie Staub geschluckt. Der Marienplatz lag sonnenüberflutet da und noch morgendlich still. Man konnte jeden Laut hören, einen jeden Spatzen sehen. Um die Ecke bogen zwei Gestalten: ein Er und eine Sie.

Er flüchtete sich in den Laden, bis in die äußerste Ecke. Aber selbst dort hatte man keine Ruhe. Die Droschkenkutscher scherzten laut mit den vorbeigehenden Dienstmädchen. Schon in aller Herrgottsfrüh! Aber so ging es den ganzen Tag. Die Sonne schien herein, daß die Vergoldung an den Rahmen blitzte und strahlte. Vorbeihuschende Stimmen. Ein Lachen, ein Charmieren!

Eine Kundin. Ein Blondinchen, ein ganz junges Ding.

„Bitte diese Photographie einzurahmen," und sie wird ganz rot dabei. „Aber nur ja recht schön!"

„Aber natürlich!"

„Wann wird es denn fertig? Ach bitte, recht, recht bald!"

„Wird schon! wird schon!"

Nun, das Geschäft ging ja, Gott sei Dank! Schon die dritte seit gestern, die ihren Schatz einrahmen ließ — ach ja! ach ja!

Und draußen die Tauben, die sich pickten und liebten und sich nicht einmal von den Fuhrwerken einschüchtern ließen, die sakrischen! Ein Dackel und eine Dackelin.

Er mußte hell auflachen. Über dem Platz vor dem Rathaus der lange, schwarze Kerl, wie der leibhaftige Teufel, mit hohem Zylinder, ein russiger Rauchfangkehrer. Besen und Leiter über den einen Arm und mit dem andern — sein Schätzchen umfangend. Nein, sogar der Rauchfangkehrer!

„Ich schließ' das Geschäft schon früher!" nahm er sich vor. „Was zu viel ist, ist zuviel!" Ihm wurde dumpf im Kopf, so eigentümlich. Es war schwül, und es wehte etwas in der Luft —

Gar gegen Abend, als er zum Bahnhof ging: unter allen Thoren blühten blaue Uniformen. Es wimmelte von Liebespaaren. Studenten mit avec, Maler mit Modellmädels. Wo München nur die vielen hübschen Mädels her hatte? Das konnte man schon gar nicht mehr ruhig mit ansehen. Aus den Kellereien tönte Musik. Der Abendhimmel blaute, als wollte sich eine italienische Nacht herniedersenken, und am Karlsthor sang der kleine Stiefelputzer das gewisse Lied —.

* * *

Ein Bekannter saß im Koupee, der Restaurateur Ellinger aus Tutzing, bei dem er sich nun auch beschwerte. „Nein, nein, das ist nichts für mich! Gott bewahre!"

„Sie dürfen nicht vergessen, daß München sich entwickelt," meinte Ellinger.

„Na, ich danke! Ein Skandal! Diese Liebesrendezvous! Im Hofgarten zum Beispiel. Man muß ja eine Stunde früher kommen, sonst kriegt man keinen Platz."

„Aus Ihnen spricht ja der Neid!" Ellinger brach in ein lautes Lachen aus, in das auch die anderen Passagiere mit einstimmten. Aber vollends, als Riedl hitzig losfuhr:

„Ja, und daß man in den Zeitungen hinten die Neugeburten ankündigt — was geht das unsereins an?“ erhob sich ein so schallendes Gelächter, daß der dahinsausende Zug schier in Schwanken geriet.

„Heiraten Sie!“ kam es wie aus einem Munde.

Sie fuhren in Starnberg ein.

„Also adje, Herr Riedl, gute Nacht!“

„Hoffentlich!“

Ein frisches Mailüfterl wehte ihm entgegen. In blauer Dämmerung suchte er den Weg zum Gasthof. In den Baumwipfeln rauschte es.

* * *

„Der Herr bleibt über Nacht?“ fragte die bildsaubere Kellnerin, die ihm die bestellte Kalbshaxe und ein Maß Bier brachte. „Na, morgen wird's bei uns zugehen! Die Fronleichnamsprozession —“

„Aber ich möchte bald auf mein Zimmer.“

„Gleich! gleich!“

Es dauerte eine ganze Weile. Von Tisch zu Tisch flog sie mit ihrem leichten, eiligen, für alle Welt gelachten Lachen.

„Fräulein!“

„Gleich! gleich! O, Sie Schlimmer!“ Das galt dem graubärtigen Forstmeister am Stammtisch, der in ihren bloßen Arm kniff.

Ha, Starnberg scheint sich auch zu entwickeln, dachte Riedl.

„Fräulein!“

Endlich ließ sie sich herbei.

„Kommt noch wer? Sie wünschen doch ein Zimmer mit zwei Betten?“

„Im Gegenteil! Ein ganz stilles Zimmer. Das stillste.“

„Nach hinten hinaus?“

„Ja, das ist eine Idee!“

„Vielleicht nach dem Garten?“

Sie traten in eine große Stube. Tisch, Stühle, ein altes Kanapee, gehäkelte Gardinen. Durch ein offenes Fenster wehte Laub herein.

„Ah, da ist's schön still! Das ist ja köstlich! Diese Ruhe!“

Das Bett war auch frisch überzogen.

„Keine Inwohner?“ vergewisserte er sich.

„Gott bewahre!“

„Dann ist ja alles gut, wunderbar! Herrschaft, werd' ich da schlafen! Ich freu' mich schon darauf.“

„Soll ich das Fenster schließen?“

„Nein, wozu? Es ist ja so schön still. Und die Luft wie Balsam! Wie heißen Sie, Fräulein?“

„Resi.“

„Sie sind ein Engel, Fräulein Resi. A—h!“ und er begann sich schon den Rock auszuziehen. „Aber warum lachen Sie denn in einer Tour?“

„Sie müssen aber sehr müde sein.“

„Tot bin ich.“ Trotzdem fragte er noch in der Geschwindigkeit: „Wie ist denn bei euch die Prozession!“

„O großartig!“

„So? Kann man's ansehn? Rentiert sich's? Nun, dann wecken Sie mich um sieben. Pst, Fräulein Resi!“ rief er ihr vorsichtshalber nach. „Klopfen Sie stark, wenn ich zu fest schlafen sollte. Wissen Sie, tüchtig klopfen!“

„Ganz recht.“

Es war ein wunderschöner Abend. Abgeschieden von der Welt und Menschheit lag der kleine Garten. Hinter den Bäumen sah man hohe Mauern, Dächer und wieder Baumwipfel. Der Mond ging auf.

„Diese Stille! Diese Stille!“

Er gewahrte noch ein zweites Fenster, in den Hof hinaus. Ein Stück Bahngleise war zwischen Hecken sichtbar und weiterhin der See. Der Wasserspiegel glänzte.

Schwalben jubelten vorbei, heim in ihr Nest.

* * *

Beim Entkleiden vernahm er ein feines Gezirpe. Eine Grille im Garten.

„O du liebes Viecherl! singst du mir ein Eijapoppaja? Nein, ist das herzig! Es geht ja doch nichts über die Natur!“ und froh schlüpfte er in das feuchtfrische Bett. „Ah, wie gut!“

Zweistimmig zirpten die Grillen. — „Na, so anzustrengen braucht ihr euch doch nicht!“

Doch sie schienen sich zu vermehren wie Sand am Meere und zirpten immer lauter, immer dieselbe schrille Melodie.

„Die machen sich da, scheint's, Liebeserklärungen, na, sowas!“ Er legte sich auf die andere Seite.

Nach einer Weile klappten ihm die Augen wieder auf. „Was war denn das?“

In den Chorus der Grillen mischte sich jetzt ein breiter Ton: Quak! quak! quak! mit wunderbarer Akustik durchs Fenster hereinschallend, laut und lauter, hundertstimmig und so recht wie aus vereinter Kraft.

„Eine Froschliedertafel, meiner Seel.“ Alles in ihm drängte sich nach Schlaf. Allein das Gequake! Eigentlich ein Geklapper wie von tausend Ratschen, hell und heller, schrill und schriller, zuletzt ganz atemlos, in rasendstem Allegro, so leidenschaftlich und gefühlvoll —

„Kruzifix noch einmal!“

Über den Wettgesang der Grillen und der Frösche schlug fernes Hundegebell an sein Ohr.

Der Mond schüttete seinen Glanz über Bäume und Rasen. Der Garten glich einem hellerleuchteten Konzertsaal. Grillen und Frösche arbeiteten unsichtbar drauf los. Ein Chor antwortete dem anderen und dazwischen das Hundegekläff, das näher und näher kam. Trug es der Wind herbei, der vom See herüberschlug?

„Nun fangen die Kanaillen von Nachbarshunden auch noch an!“

Erst vereinzelt, dann von allen Seiten. Einer besonders hatte einen heiseren Ton. Manchmal schien es still zu werden, dann hob wieder einer an, ein zweiter sekundierte und bald ertönte es in der Runde zugleich aus allen Hundekehlen. Es hatte ja nichts Unharmonisches und paßte herrlich in die Mondscheinstimmung, aber —

„Schon gut! schon gut! jetzt ist Nacht, meine Herrschaften, jetzt wird geschlafen!“

Es kläffte fort und fort, kläglich, wütend, in allen Variationen.

„Ach ja!“ seufzte er wie angesteckt: „So kommt man in die Jahre, und was hat man davon gehabt? Nichts von hinten und nichts von vorn!“

Ein Täuber gurrte: Gru! gru!

„So einschichtig zu leben, so allein . . . .“

Die Spatzen piepten im Traum.

„O, ihr verfluchten Schwätzer! Aber die Kati ist gar kein so übles Frauenzimmer. Und dick wird die Person.“

Er stand auf und sah in den Garten hinaus. Fledermäuse huschten durch die Luft. Die Bäume schüttelten sich in Wind und Mondschein. Ein Erdgeruch und Blumenduft! Alles schoß ins Kraut. Pfingstrosen blühten unter dem Fenster, große, volle, im Mondschein schimmernd. Zwei saßen auf einem Stengel.

Er kroch wieder ins Bett. Aber das Schwirren der Käfer, das Rumoren der Mäuse — als wäre der Teufel los.

Was war denn das für ein Gebläse?

„Igel! Naja! Wartet, Mistviecher, ich komm' euch! Was macht ihr da für verdächtige Sachen?"

Wieder ein Fauchen.

„Verflixte Kerle!" — —

Eine Katze miaute.

„Die Katzen! Das sind die Richtigen! Und dann laufen einem die kleinen Katzerln zwischen den Beinen —"

Er that einen Hopser vor Schreck.

Ein Käuzchen rief fern vom See her. Nachts hat man ja ein so feines Gehör. Sogar das Rauschen der Wellen vernahm er und den Wind in den Zweigen.

Ein schauerliches Miauen.

„Die Kerle sind ja von von einer Schamlosigkeit!" Ihm wurde so zornig sehnsüchtig. Dazu das heiße Bett, die kalte Nachtluft!

Vibrierende Flötentöne.

Schnell das Fenster zu!

Aber durch die Scheiben, durch Wände und Ritzen drangen die Klänge herein, weich und üppig. Die Nacht schien voll davon.

„Himmel Sakrament!"

Nein, nie hätte er geglaubt, daß die Nachtigall ein so fürchterliches Tier sei; geradezu lebensgefährlich. Sie warf mit den Trillern nur so herum. Es gab ihm jedesmal einen Riß.

„Maul halten!"

Eine solche Stimmenfülle war ja noch nicht da! Man glaubte unter freiem Himmel zu sein. Und immer gab sie eine neue Nummer zu.

„Nun aber Schluß, vermaledeiter Brüllaffe!"

Ein schmetterndes Schluchzen und Jauchzen.

Da wieder ein süßzitternder, langer Ton. — Er fiel schwer in die Kissen. „Sakra —!" Er konnte nicht einmal mehr fluchen.

Und es schlug zwei Uhr und es schlug drei Uhr.

Das Bett knarrte. Hier war ja alles musikalisch. Er fühlte sich nicht mehr. Wahrhaftig, er schlief. Nur das Ohr wachte und jeder Nerv —

Ein Mövenschrei.

Unten an der Landungsbrücke ertönte die Schiffsglocke. Das Dampfboot rüstete sich zu seiner ersten Morgenfahrt.

Auch im Hause wurde es rege. Thüren gingen. Schritte hallten. Im Hofe erhob sich ein Glucksen und ein Quackern. Man hörte Enten schnattern und mit den Flügeln schlagen.

Plötzlich ein furchtbares Gedonner.

Bum! Der erste Böllerschuß der festlichen Kanonade!

Er flog nur so aus dem Bett. Zugleich erschollen Glockenklänge, weihevoll, jauchzend.

Bum! dröhnte es. Bum! Bum! umsauste es ihn. Da stand er im Kugelregen, wie im vollen Feuer, als es an der Thür pochte und eine volle Stimme rief:

„Aufstehen! Die Prozession! Nicht verschlafen!“

Er fuhr in die Kleider und lief zur Wirtin hinunter.

„Was kostet die Geschichte?“

Sie erschrak bei seinem Anblick. Er aber warf das Geld hin und schrie:

„Wann fährt der Zug nach München?“ und stürzte hinaus in Sonnenschein, Weihrauch und Glockengeläute.

* * *

Die Kati wunderte sich nicht wenig: ihr Herr schon so früh zurück, und in welchem Zustand! Bis in die Küche stieg er ihr nach, nahm sie um die Taille, und Dinge hat er ihr gesagt!

„Kati,“ hat er ihr gesagt, „dicke Trutzschl, magst mich, ja? Geh', schau', man muß ja mit den Wölfen heulen.“



Gedichte von Paul Wertheimer.

(Wien.)

Untreu'.

Geschah es wirklich gestern erst,
Daß ich in Deinen Armen war,
Umsponnen von dem tiefen Haar? . . .

Dazwischen lebt' ich eine Nacht,
Die war von süßem, mattem Schein —
Ganz wie Dein dämmer-lichtes Sein . . .

Sie hatte Augen, feucht und blau,
Und trug den feinen Nacken bloß,
Und schritt wie Du so still und groß.

Sie lächelte, die Augen zu.
Die Locken fielen schwer und dicht
Um ein beschattet Angesicht.

Sie küßte tief und bang wie Du.
Sie nahm mich leise bei der Hand
Und führte mich zum selben Strand —

Zum schmalen Pfad rings um den See,
Dort, weißt Du, wo die Erle weint . . .
Da lagen wir so stumm vereint.

Dort trank ich meine Sommernacht
Und trank sie ohne Qual beglückt.
Da ward' ich Deinem Kreis entrückt.

So ganz vergaß ich meiner Treu',
Daß Du mir heute seltsam bist —
Als hätt' ich niemals Dich geküßt . . .

Geschah es wirklich gestern erst,
Daß ich in Deinen Armen war,
Umsponnen von dem tiefen Haar? . . .

Geschwister.

In derselben Schale
Schlief der Blütenstaub;
Wird mit einem Male
Jähen Windes Raub.

In umblaute Lande
Trieb die eine Frucht;
Hat im fremden Sande
Wurzelraft gesucht . . .

Boden fand die zweite
Im gemessnen Raum;
In der Kronen Weite
Wiegt sich Traum an Traum . . .

Und die dritte schweift noch
Windgetrieben hin;
Und zur Tiefe greift noch
Nicht der dunkle Sinn . . .

Seelen.

Du weißt, wir bleiben einsam: Du und Ich.
Wie Stämme, tief in Gold und Blau getaucht,
Mit freien Kronen, die der Seewind küßt . . .
So nah, doch ganz gesondert, ewig zwei.
Doch zwischen beiden webt ein feines Licht
Und Silberduft, der in den Zweigen spielt,
Und dunkel rauscht die Sehnsucht her und hin . . .

Erscheinung.

Ein gutes Licht ist heute mir begegnet.
In Städten irrt' ich ängstlich und verdrossen.
Da ward ich jäh auf freiem Meer gesegnet.
Der Himmel lag rotblühend ausgegossen.
Das Segel quoll, und Wind von allen Seiten.
Da sah ich Dich ob den Gewässern schreiten
Gehob'nen Hauptes zu Unendlichkeiten —
Nicht betend, mit demütiger Geberde,
Wie Jesus Christus schritt ob Meer und Erde —
Nicht übergroß: ein Mensch an Haupt und Mienen,
Und jung wie ich — so bist Du mir erschienen — —
Goethe! . . .

Ostsee.

Da lieg' ich an dem weißen Ostseestrande . . .
Das Meer . . das Meer! Mein wahrgeword'ner Traum
Ich bin vergraben in dem feinen Sande
Und bin nur Wind und Welle, Sturm und Schaum . . .

Und meine Wunsch-Gedanken laß ich gleiten
Hinauf-, hinunterwärts die grüne Bahn . . .
O, meines jungen Traums Unendlichkeiten.
Ein Hauch bewegt der Sehnsucht gold'nen Kahn . . .

Mein Kahn ist ganz mit Wein und Obst beladen
Und voll Musik: Von Gott und Welt und Mut,
Und von des Meeres königlichen Gnaden
Und von der Kraft, die lächelnd in mir ruht . . .

Freunde.

Du klagtest vordem, wie ein Freund Dir fehle,
Mit ihm zu wandeln in den langen Nächten;
In seinen leise Deinen Arm zu flechten,
Ihm zu enthüllen, was Dich nächtens quäle.

Gefährten hast Du jetzt mehr als ich zähle.
Gemein ist Euch die Rede, Lachen, Sorgen;
Du aber hältst noch fröstelnder verborgen
Die nachtverschwieg'nen Rufe Deiner Seele! . . .

Schmerz.

Auf meiner dunklen Seele spielt
Der graue Schmerz den Mollaccord;
Sein hagrer Finger wühlt und wühlt,
Da bebt die volle Saite fort . . .

Es bebt die ganze große Stadt
Vor dieses wilden Spielers Leid;
Die Saite noch geklungen hat
Bis in die tiefe Dunkelheit . . .





Herbstgefühl.

Von Johannes Schlaf.
(Magdeburg.)

Komm mit mir hinauf in unsern Berggarten!
Komm mit mir unter den Apfelbaum,
Unter unsern Apfelbaum!

Tief biegen sich seine schweren Äste,
Denn es ist die Zeit der Fruchtfülle,
Tief nieder ins hohe Gras.

Wir wollen diese schönen Früchte sehen und kosten,
Mit weißen, lachenden Zähnen
In dies köstliche Sauersüß beißen,
Ins Sauersüße . . .
Und dann werden wir unsere Arme auf den weichen, gelben Mauerpfeffer legen
Und werden dann nur immer so,
Im Innersten beruhigt,
Hinausschauen auf dies tiefe, köstliche Schollenbraun
Mit der schönsten Fröhlichkeit,
Mit der stillen, wissenden Endfröhlichkeit . . .

Die Nacht lächelt aus dem Braun,
Die Nacht,
Mit ihrem schönsten Mutterlächeln . . .
Und noch einmal zeigt sie uns alles, alles
So wundersam als ein Fertiges . . .
Wie sie es zu zeigen pflegt,
O so, weißt du,
Daß es so wundersam zu einem Geahnten, Kommenden wird:
Das eine, einzige Geschick,
Das alle leben! . . .
Und unser dunkles Lachen wird wie ein Weinen sein,
Kinder wir, immer Kinder der einen,
Verzagend, hoffend, getröstet, bang und fromm,
Und immer neu begierig,
Und immer verlangend! . . .

Herbstgefühle wollen wir sehen
Unter unserm Apfelbaum,
Im Berggarten,
Trunken vom Sauersüßen . . .





Rätsel hinter dem Tode.

Von Paul Göhre.

(Steglitz.)

Vorbemerkung der Redaktion. Paul Göhre sendet uns nachstehenden Aufsatz mit folgenden Zeilen: „Geehrter Herr Doktor. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen mit beifolgendem Manuskript kommen darf. Es ist die Besprechung der Hefte über das Jenseits. Es kam mir in die Feder, als Niederschlag der Stimmung, in die mich die Lektüre versetzt. Die Zeilen atmen bewußte christliche Überzeugung, aber sie sind nicht kirchlich gebunden. Machen Sie damit, was Sie wollen. Ich schickte Ihnen den Aufsatz eigentlich nur in Blick auf Bruno Willes Aufsatz in Nr. 22 (1898 der ‚Gesellschaft'). Kann der seine religiöse Ansicht aussprechen, so ich auch meine. Doch — Sie haben zu entscheiden.

Herzl. Gruß Ihr Göhre."

Hinter uns liegt eine Zeit, da man von einem Rätsel nach dem Tode nichts mehr wissen wollte. Alles war ja einfach und klar. Erst das Leben, dann das Vergehen, dann der Tod, dann — nichts mehr. Was brauchte man sich da noch mit Rätseln herumzuschlagen? Und doch, manchmal ganz unverhofft, stand es auch vor dem Religionslosesten da, breitspurig, aufdringlich, deutlich, mit höhnischem Lächeln im Angesicht, daß seine Seele darüber erschrak, daß sein Inneres ihn schmerzte. Freilich nur auf Augenblicke. Dann kam es lange Zeiten wieder nicht. Doch war es da; es hatte sich „gemeldet"; es ging hartnäckig und heimlich auch mit denen, die es leugneten.

Und so ist es schon mit allen Geschlechtern der Menschen zusammengegangen, die je über die Erde gewandert sind. Alle mußten ihm ins Auge sehen, mußten es schließlich zu enträtseln suchen. Beim Frieden ihrer Herzen mußten sie es versuchen. Und fanden doch weder die Lösung noch den Frieden. Nur Nebel, immer Nebel griffen sie.

Bis einer kam, der da sagte, er habe auch dieses Rätsels Lösung. Der eine war Jesus. Er lehrte, daß der Tod nicht das Ende, sondern Anfang des Lebens sei, daß der Mensch leben solle bei Gott, ewig, in unerschöpflichem Lichte, heilig, sündlos, selig.

Aber mit welchem Rechte lehrte er so? Womit bewies er die Wahrheit seiner Lehre? Allein durch sich selber, mit seiner Person, seiner eignen Ewigkeitsgewißheit: ich bin der Weg, die Wahrheit und

das Leben; ich lebe, ihr sollt auch leben; wer mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich. Das waren seine einzigen, unerhörten Argumente.

Waren es die Worte eines Wahnsinnigen? Die Juden sagten es: Er hat den Teufel. Und doch war er so vernünftig, so schlicht und nüchtern, so klug und klar, ganz der Welt und den Menschen zugewandt, scharfsichtig und schlagfertig, voll tiefster Leidenschaft und stärkster Selbstbeherrschung, rastlos und ruhevoll, zornig und heiter, kampffroh und friedlich — der denkbar harmonischste Mensch. Wer, der ihn kennt aus den Urkunden der Schrift, wagt heute, ihn einen Wahnsinnigen zu nennen?

Dann aber bleibt nur eine Erklärung seiner Ewigkeitsgewißheit. Sie ist die Erklärung seiner Persönlichkeit überhaupt. Er hat sie selbst oft genug gegeben. Es ist seine Gemeinschaft mit Gott. Mit Gott, den er seinen Vater nannte, wußte er sich ganz unauflöslich verbunden. Wo immer er war, er spürte ihn um sich, in sich. Er war ganz gottvoll. Daraus quoll alle Energie, alle Glut, alle überwältigende Originalität seines Wesens. Es ist das Geheimnis seiner Kraft, seiner Lehre, seines Lebens, und dieses selber die Probe auf die Realität dieser Gemeinschaft. Sie ist das Geheimnis auch seiner Ewigkeitsgewißheit. Wer Gott hat, den hat auch Gott; lebend und sterbend bleibt er in seiner Hand. Wer Gott hat, der hat auch ewiges Leben; denn Gott ist das ewige Leben.

Und seitdem ist Ungezählten das Rätsel wirklich gelöst gewesen. Sie sind Jesu Gewißheit teilhaftig und froh gewesen, und haben in ihr gelebt, die einen leichtsinnig wie auf einen großen Kredit hin, die anderen weltabgewandt in ängstlicher Hütung ihres Schatzes, die dritten aufrecht, frei und froh wie Jesus selber. Der Tod hatte keinen Stachel mehr für sie; der Engel der Ewigkeit winkte dahinter huldreich ihnen zu.

Nur eins hat auch Jesus nicht gesagt. Wie nämlich diese Ewigkeit beschaffen sei. Bald nennt er sie Paradies, bald Himmel, bald Vaterhaus. Aber niemals schildert er sie. Wußte er's selber nicht?

So ist die Phantasie derer, die nach ihm kamen, ihre eigenen Wege gegangen. Und des ewigen Lebens nun gewiß, haben sie kühnlich selber es sich ausgemalt. Schon Paulus, der Apostel, im Briefe an die Thessalonicher:

> Er selbst, der Herr, wird mit einem Feldgeschrei und der Stimme des Erzengels und der Posaunen Gottes herniederkommen vom Himmel, und die in

Christo Entschlafenen werden auferstehen zuerst. Darnach wir, die wir leben und überbleiben, werden zugleich mit ihnen entrückt werden in die Wolken, dem Herrn entgegen in der Luft, und werden also bei dem Herrn sein allezeit.

Anders, viel diesseitiger schon der Dichter der Apokalypse:

Und ich, Johannes, sahe einen neuen Himmel und eine neue Erde .... und sahe die heilige Stadt, das neue Jerusalem, aus dem Himmel herabfahren .... Und sie hatte die Herrlichkeit Gottes und ihr Licht war gleich dem allereedelsten Stein, einem hellen Jaspis .... Und ich sahe keinen Tempel darinnen; denn der allmächtige Gott ist ihr Tempel .... Und die Stadt bedarf keiner Sonne noch des Mondes, daß sie ihr scheinen; denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie .... Und Gott wird abwischen alle Thränen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein ....

Und von da an endet's nicht mehr. Jede Zeit, jedes Volk, jeder einzelne Große beinahe hat sich seine Ewigkeitsvorstellung geschaffen, und das Höchste und Beste, das, was ihm am ersehnlichsten dünkte, hineingelegt. Zum Himmel gesellte man die Hölle, zur Hölle das Fegefeuer, auch sie mit unendlichen, unheimlichen Bildern und Gestalten bevölkernd. So strömt die Flut der Ewigkeitsvorstellungen durch die Jahrtausende hin. Und stets tragen sie das Gepräge der Welterkenntnis und Lebensideale, über die jede Zeit verfügte.

Eigentlich erst in unserm Jahrhundert, in unseren Tagen hat dieser Strom einmal gründlich gestockt. Im Zeitalter der Naturwissenschaft, da man nur noch die sinnliche Wirklichkeit schätzen mochte, schämte man sich, wie alles Übersinnlichen, so auch aller Ewigkeitsträume. Selbst auf den Kanzeln verstummten allmählich die Prophetien vom Jenseits; man besann sich, daß auch Jesus keine verkündigt. Und nur in einzelnen Gesangbuchsliedern sann und sang fromme Einfalt noch leise und zaghaft vom Leben im Himmelreich.

Nun aber scheint auch diese Zeit schon wieder vorüber. Schon wieder regt sich's, als wär's ein ewiges Bedürfnis der Menschheit, und redet in moderner Sprache zu den Menschen mit den modernen Herzen und profanen Gedanken vom ewigen Leben. Vor mir liegen zwei Büchlein eines mir Unbekannten, Wilhelms von Lichtenau. „Nach dem Tode“ heißt das eine, „Im Himmel“ das andere.*) Beide sind eine ernsthafte, ergreifende Ewigkeitsphantasie. Und das ist wohl das Charakteristische an ihr, daß sie sich die Kenntnis der heutigen Welt, unsere Vorstellung der Welten, die uns umgeben, des Äthers, der uns

*) Beide erschienen bei Schall & Grund, Berlin; jenes 2, dieses 1 Mark.

umflutet, der Gesetze, die alles zusammenzuhalten scheinen — daß sie das alles sich zu nutze, das ganze heutige Weltbild zum grandiosen Hintergrund ihres Ewigkeitsgemäldes macht. Dabei zeigen sich wohl auch spiritistische Anklänge, doch unaufdringlich. Alles aber ist eng, doch nicht gewaltsam, sondern wie natürlich verwoben mit urchristlichen Vorstellungen. Pauli Traum steht, aber original, eigentlich in ihr wieder auf. Die Toten leben in den Lüften, im Äther des unendlichen Weltraumes, körperlos und doch gestaltet, ohne Sinne, aber mit einer unendlich feinen, unmittelbaren Wahrnehmungsfähigkeit; gleitend, schwebend, sich schmiegend; eines tiefen Glücksgefühles voll; Gott in zunehmender Verklärung und Verseligung näher und näher kommend; von Jesus gegrüßt und gesegnet. Das alles ist ausgesprochen in einer Sprache, die wie Musik wirkt und eine Stimmung schafft, in der man sich fragt, ob es nach dem Tode nicht wirklich so oder ähnlich kommen könnte. Damit ist die Illusion fertig, die zu erzielen war. Der Dichter hat seinen Zweck erreicht; er kann zufrieden sein. Der Maler, Hans Loschen, hat freilich auch sein gut Teil Verdienst daran. Je zwischen zwei der wenigen Seiten mit ihren wenigen Sätzen darauf hat er immer zwei Vollbilder gestellt, gedankenreich, einige phantastisch-gespenstig, und doch nicht monströs oder abgeschmackt, in Helldunkelmanier die Stimmung des Dichters wundervoll interpretierend. Das schönste Bild von allen ist ein Christuskopf, der nach meiner allerdings unmaßgeblichen Meinung in die Nachbarschaft von Guido Renis Christus gehört.

Es giebt ein Wort, das lautet etwa so: Denen, die den Tod nicht fürchten, kann niemand in der Welt etwas anhaben. Vielleicht helfen die zwei kleinen Büchlein manchem, den Tod verachten und die Hoffnung des ewigen Lebens fester hegen.





Ein Sohn.

Von Guy de Maupassant.*)

Die beiden alten Freunde gingen im blühenden Garten spazieren, den der Frühling mit heiterer Schönheit überschüttet hatte.

Der eine war Senator, der andere Mitglied der Akademie, beides gesetzte Leute, voll Überlegung, sehr logisch, aber feierlich, Männer von Bedeutung und von Ruf.

Zuerst schwatzten sie ein wenig über Politik, tauschten ihre Gedanken aus, nicht über die politischen Grundsätze, sondern über Menschen, da in der Politik die Persönlichkeiten doch immer der Sache vorgehen. Dann frischten sie alte Erinnerungen auf. Endlich schwiegen sie und gingen still Seite an Seite, etwas müde geworden von der warmen Luft.

Ein großes Beet strömte süße Düfte aus, eine Menge Blumen aller Sorten und Spielarten vermischten ihren Duft mit dem Windhauch, während ein Bohnenbaum, mit gelben Trauben bedeckt, seinen feinen Staub dem Winde überließ, eine Art goldiger Rauch, der nach Honig roch und wie Puder vom Parfümeur seinen duftenden Samen überall hinstreute.

Der Senator blieb stehen, atmete die fruchtbare Wolke ein, die durch die Luft zog, betrachtete den in Liebesgluten wie die Sonne leuchtenden Baum, dessen Keime davonflogen, und sprach:

— Wenn man bedenkt, daß diese unmerklichen, kleinen Atome, die so schön riechen, neue Existenzen, vielleicht hundert Meilen von hier schaffen werden, daß sie die Staubfäden und Säfte von weiblichen Bäumen befruchten und dann Wesen hervorbringen mit Wurzeln, große Bäume, die wie wir aus einem Samenkorn entstehen, sterblich sind wie wir und einmal durch andere Wesen derselben Art verdrängt werden, immer wieder wie wir!

Dann fügte der Senator noch hinzu, indem er vor dem strahlenden Baume stehen blieb, dessen belebende Düfte in alle Lüfte strömten:

— Höre mal, alter Schlingel, wenn Du über Deine Kinder Buch

---

*) Aus dem demnächst erscheinenden VIII. Bande von: Guy de Maupassants gesammelten Werken. Frei übertragen von Georg Frhr. v. Ompteda. 10 Bde. Brosch. M. 20,—, gebunden M. 27,50. Berlin, F. Fontane & Co.

führen solltest, möchte Dich das höllisch in Verlegenheit setzen. Der Kerl da macht sie leicht und überläßt sie ohne weitere Gewissensbisse ihrem Schicksal! Er kümmert sich nicht weiter darum.

Der Akademiker fügte hinzu:

— Lieber Freund, das thun wir auch.

Der Senator begann wieder:

— Ja, das will ich nicht leugnen. Manchmal überlassen wir sie ihrem Schicksal, aber wir wissen es wenigstens, und darin besteht unsere Überlegenheit.

Doch der andere schüttelte den Kopf:

— Nein, das wollte ich nicht sagen. Sehen Sie, lieber Freund, es giebt wohl kaum einen Mann, der nicht Kinder besäße, von deren Existenz er gar nichts ahnt. Jene Kinder, „Vater unbekannt", wie man sagt, die er ebenso gezeugt hat, wie dieser Baum zeugt, beinahe, ohne daß er es wußte.

Ich glaube, wenn wir Buch führen sollten über alle Frauen, die wir besessen haben, so würde uns das in große Verlegenheit setzen, genau so wie es diesem Bohnenbaum, den Sie eben da apostrophierten, einigermaßen schwer fallen dürfte, seine Nachkommen zu zählen.

Wenn wir vom achtzehnten bis etwa vierzigsten Jahr rechnen und alle flüchtigen Begegnungen, jedes Zusammentreffen, das nur eine Stunde gedauert hat, mitzählen, so kann man wohl sagen, das wir intime Beziehungen gehabt haben zu — zwei- bis dreihundert Frauen.

Nun, lieber Freund, wissen Sie denn wirklich, ob Sie bei dieser Menge nicht mit dieser oder jener ein Kind haben, und nicht irgendwo auf dem Straßenpflaster oder im Bagno einen Kerl von Sohn besitzen, der die anständigen Leute bestiehlt oder totschlägt, die anständigen Leute, das heißt — uns. Oder etwa eine Tochter, die in einem verrufenen Hause lebt, oder vielleicht, wenn sie das Glück gehabt hat, von ihrer Mutter ausgesetzt worden zu sein, Köchin in irgend einer Familie ist?

Dann denken Sie daran, daß beinahe alle Frauen, die wir öffentliche Mädchen nennen, ein oder zwei Kinder besitzen, deren Vater sie nicht kennen, Kinder, die sie sich zufällig bei einer Umarmung für zehn oder zwanzig Franken geholt haben. In jedem Berufe giebt es Verlust und Gewinn. Diese Sprößlinge bedeuten den Verlust. Wer ist der Vater? Sie? Ich? Wir alle? Die Männer, die man anständig nennt? Sie sind die Früchte unserer fröhlichen Herrendiners, unserer lustigen Abende, jener Stunden, wo unser üppiges Fleisch uns zur ersten besten Paarung treibt.

Diebe, Landstreicher, alle Elenden sind unsere Kinder. Und das ist immer noch besser für uns, als wenn wir ihre Kinder wären, denn die Bande wird auch Vater.

Denken Sie nur, ich persönlich habe eine sehr böse Geschichte auf dem Gewissen, die ich Ihnen einmal erzählen will. Mir macht sie fortwährend Gewissensbisse, ja, mehr noch, ein nie ruhender Zweifel quält mich, eine Unruhe, über die ich nicht Herr werden kann, die mich oft zur Verzweiflung bringt.

Als ich fünfundzwanzig Jahre alt war, hatte ich mit einem meiner Freunde — er ist heute Geheimer Rat — eine Fußtour in die Bretagne unternommen.

Nach vierzehn oder zwanzig Tagen angestrengten Fußmarsches, nachdem wir die Cotes-du-Nord besucht und einen Teil des Finistère, kamen wir nach Douarnenez. Von da aus erreichten wir in einem Tagesmarsche die wilde Spitze von Raz an der Toten-Bai und in irgend einem Dorfe, das auf „of" endigt, übernachteten wir. Aber als es Morgen war, fühlte sich mein Freund außerordentlich müde und zerschlagen, sodaß er zu Bett blieb. Ich sage aus alter Gewohnheit „zu Bett", obwohl unser Lager einfach aus zwei Schütten Stroh bestand.

Hier durfte er nicht krank werden. Ich zwang ihn daher aufzustehen, und wir langten gegen vier oder fünf Uhr nachmittags in Audierne an.

Am andern Tage ging es ihm etwas besser, und wir setzten den Weg fort, aber unterwegs ward er so elend, daß wir nur noch mit größter Mühe Pont-Labbé erreichen konnten.

Da fanden wir doch wenigstens ein Gasthaus. Mein Freund legte sich zu Bett, und der Arzt, den wir aus Quimper kommen ließen, stellte starkes Fieber fest, dessen Natur er nicht näher bezeichnete.

Kennen Sie Pont-Labbé? Nein. — Gut, das ist also die bretonischste Stadt dieser ganz bretonischen Bretagne, von der Landspitze von Raz bis Morbihan. Aus dieser Gegend stammen so recht eigentlich Sitten, Sagen und Gebräuche der Bretonen.

Noch heute hat sich dieser Winkel des Landes beinahe gar nicht verändert. Ich sage: noch heute, denn ich gehe jedes Jahr dorthin — leider!

In einem düsteren Teich badet ein altes Schloß den Fuß seiner Türme, die wilde Vögel umflattern. Dort entspringt ein Strom, den die Küstenfahrer bis zur Stadt hinunterfahren können. Und in den engen Straßen mit ihren alten Häusern tragen die Männer den groß-

mächtigen Hut, die gestickte Weste und vier Jacken übereinander, die erste nur so groß wie eine Handfläche, die höchstens die Schulterblätter bedeckt, und die letzte bis an das Beinkleid hinunterreichend.

Die Mädchen sind groß, schön, blühend, ihre Brust ist in eine Tuchjacke eingezwängt, wie in einen Panzer, und so zusammengeschnürt, daß man von dem starken, gewaltsam zusammengepreßten Busen nicht einmal etwas ahnt. Sie tragen einen seltsamen Kopfputz: zwei farbige, bestickte Platten an den Schläfen umrahmen das Gesicht und drücken das Haar zusammen, das am Hinterkopf glatt herabfällt dann aber wieder oben auf dem Kopf zusammengenommen wird unter einer ganz eigenartigen Mütze, die häufig aus Gold- oder Silber-Geflecht besteht.

Das Stubenmädchen in unserem Gasthof war höchstens achtzehn Jahre alt, hatte blaßblaue Augen, aus denen die Pupillen wie schwarze Punkte heraussahen. Ihre kurzen, engstehenden Zähne, die sie unausgesetzt lächelnd zeigte, schienen gebildet zu sein, um Steine zu zermalmen.

Sie konnte nicht ein Wort französisch, da sie nur bretonisch sprach, wie die meisten ihrer Landsleute.

Mein Freund erholte sich noch immer nicht, und obgleich keine eigentliche Krankheit ausbrach, so verbot doch der Arzt die Weiterreise und ordnete vollkommene Ruhe an. Ich blieb also den Tag über bei ihm, und das Mädchen kam fortwährend herein, indem es entweder mir das Essen brachte oder ihm einen kühlenden Trank.

Ich neckte sie ein wenig und das schien ihr Spaß zu machen. Aber wir sprachen natürlich nicht miteinander, denn wir verstanden uns ja nicht.

Da eines Nachts, als ich ziemlich spät noch bei dem Kranken geblieben war, traf ich das Mädchen, als ich mein Zimmer wieder aufsuchte, wie sie eben in das ihre treten wollte.

Es lag gerade meiner offenen Thür gegenüber. Da packte ich sie plötzlich um den Leib, ohne eigentlich nachzudenken, was ich that, mehr aus Scherz, und ehe sie sich von ihrem Schreck erholt, hatte ich sie in mein Zimmer gedrängt und die Thür zugeschlossen. Sie blickte mich erschrocken, entsetzt an, wagte nicht zu schreien aus Furcht vor einem Skandal und wahrscheinlich vor allem aus Furcht, von dem Hotelbesitzer hinausgeworfen zu werden und dann vielleicht auch noch dazu von ihrem Vater.

Ich hatte das alles lachend gethan. Aber sobald sie in meinem Zimmer war, überkam mich die Lust, sie zu besitzen. Es war ein langer, schweigender Kampf, ein Kampf Leib an Leib, wie zwischen

Athleten, die sich mit den Armen fortdrängen, an sich ziehen, sich zerren, sich pressen, mit keuchendem Atem, mit schweißtriefender Haut. O, sie wehrte sich tapfer. Ab und zu stießen wir an ein Möbel, an die Wand, an einen Stuhl, und dann blieben wir eng umschlossen unbeweglich ein paar Sekunden stehen in der Furcht, daß der Lärm irgend jemand aufgeweckt haben könnte, und dann fingen wir unsere erbitterte Schlacht wieder an, ich im Angriff, sie in der Verteidigung.

Endlich war sie erschöpft und fiel hin. Da vergewaltigte ich sie, roh auf dem Fußboden.

Als sie wieder aufgestanden war, lief sie zur Thür, riß den Riegel zurück und entfloh.

Die folgenden Tage sah ich sie kaum. Sie ließ mich nicht nahe kommen. Als dann mein Freund wieder wohl war und wir unsere Reise fortsetzen wollten, kam sie mitten in der Nacht, ehe wir abreisten, in bloßen Füßen im Hemd in mein Zimmer, in das ich mich schon zurückgezogen hatte.

Sie warf sich mir um den Hals, umschlang mich leidenschaftlich, küßte und liebkoste mich, weinend und schluchzend, bis Tagesanbruch, kurz, sie gab mir alle Beweise von Zärtlichkeit und Verzweiflung, die uns eine Frau nur geben kann, wenn sie kein Wort unserer Sprache versteht.

Acht Tage später hatte ich dieses, auf der Reise gewöhnliche und häufig eintretende Abenteuer vergessen. Die Hotelmädchen sind ja in der Regel dazu da, den Fremden auf diese Weise gefügig zu sein.

Dreißig Jahre lang dachte ich nicht an das Abenteuer und kam nicht wieder nach Pont-Labbé.

Da kehrte ich zufällig auf einer Reise nach der Bretagne, die ich 1876 unternommen, um für ein Buch die Unterlagen zu schaffen und mir genau die Gegend anzusehen, dorthin zurück.

Nichts schien verändert zu sein. Das Schloß bespülte noch immer seine grauen Mauern im Teiche am Eingang der öden Stadt, und der Gasthof war noch genau derselbe, wenn auch in stand gesetzt, neu hergerichtet und mit etwas modernem Anstrich. Als ich eintrat, ward ich von zwei jungen Bretoninnen empfangen, achtzehn Jahre alt, frisch und nett, in ihre engen Tuchjacken eingeschnürt, die silberne Haube auf dem Kopf, mit den großen, gestickten Platten an den Ohren.

Es war sechs Uhr abends. Ich setzte mich zu Tisch, um zu essen, und da der Wirt sich die Mühe gab, mir die Speisen aufzutragen, ließ mich mein Verhängnis wahrscheinlich fragen:

— Haben Sie die ehemaligen Besitzer des Hauses gekannt? Jetzt

vor dreißig Jahren bin ich mal acht oder vierzehn Tage hier gewesen. Es ist lange her.

Er antwortete:

— Jawohl, das waren meine Eltern.

Da erzählte ich ihm, was mich damals hierher geführt und wie ich hier durch das Unwohlsein meines Freundes zu längerem Verweilen gezwungen worden. Er ließ mich nicht ausreden:

— O daran erinnere ich mich genau. Ich war damals fünfzehn oder sechzehn Jahre alt. Sie wohnten in dem Zimmer nach hinten heraus und Ihr Freund in einem nach der Straße, das ich jetzt für mich selbst genommen habe.

Da erst kam mir plötzlich lebhaft die Erinnerung an das Mädchen und ich fragte:

— Erinnern Sie sich eines netten, kleinen Stubenmädchens hier im Hause, das damals bei Ihrem Vater in Dienst stand? Sie hatte, wenn ich mich recht erinnere, blaue Augen und auffallend schöne Zähne?

Er sagte:

— Jawohl, die ist einige Zeit darauf im Wochenbett gestorben.

Dann deutete er mit der Hand nach dem Hof, wo ein dürrer Mensch, der lahm war, auf dem Mist arbeitete, und fügte hinzu:

— Das ist der Sohn.

Ich fing an zu lachen:

— Na, schön ist er nicht und seiner Mutter sieht er wohl nicht ähnlich. Er schlägt wahrscheinlich nach seinem Vater?

Der Wirt sagte:

— Das ist wohl möglich, aber man hat nie 'rauskriegen können, wer eigentlich der Vater war. Sie ist gestorben, ohne es zu sagen, und kein Mensch hier wußte, ob sie einen Liebhaber gehabt. Das war eine schöne Überraschung, als man erfuhr, daß sie in anderen Umständen sei. Kein Mensch wollte es glauben.

Ich empfand ein unangenehmes Gefühl, es war einer jener peinlichen Momente, die uns zu Herzen gehen wie die Ahnung eines schweren Kummers. Und ich besah mir den Mann im Hofe. Er hatte eben Wasser gepumpt für die Pferde und trug hinkend, offenbar mit schmerzlicher Anstrengung des kürzeren Beines, die beiden Eimer in den Stall. Er war fürchterlich zerlumpt, sah gräßlich schmutzig aus und hatte langes, blondes Haar, das so verfilzt war, daß es ihm wie ein Bündel Stricke ins Gesicht fiel.

Der Wirt fuhr fort:

— Der Kerl taugt nicht viel, wir haben ihn aus Erbarmen im Hause behalten. Wenn er wie andere Kinder erzogen worden wäre, könnte vielleicht was Besseres aus ihm geworden sein. Aber wie ist das möglich: kein Vater, keine Mutter, kein Geld. Meine Eltern haben Mitleid mit ihm gehabt. Aber wissen Sie, es war doch schließlich nicht ihr Kind.

Ich sagte nichts.

Ich übernachtete in meinem ehemaligen Zimmer und die ganze Nacht hindurch dachte ich an diesen fürchterlichen Stallknecht und sagte mir immerfort: Herr Gott, wenn das wirklich mein Sohn wäre! Sollte ich wirklich im stande gewesen sein, das Mädchen zu töten und ein solches Wesen in die Welt zu setzen? Möglich war es ja.

Ich beschloß, mit dem Mann zu sprechen, um genau das Datum seiner Geburt zu erfahren. Wenn es nur um zwei Monate anders war, so war ich von meinen Zweifeln befreit. Ich ließ ihn am nächsten Tage kommen. Aber er verstand auch kein französisch. Übrigens machte er den Eindruck, als kapiere er gar nichts, als hätte er keine Ahnung von seinem Alter, nachdem ihn in meinem Namen eines der Mädchen gefragt. Er benahm sich wie ein Idiot in meiner Gegenwart, drehte fortwährend seinen Hut mit den ekelhaften Fingern hin und her, lachte albern. Und dieses Lachen hatte eben etwas von dem der Mutter, in den Mundwinkeln und in den Augen.

Da kam der Wirt dazu und holte endlich den Geburtsschein des Unglücklichen. Er hatte das Licht der Welt erblickt acht Monate und sechsundzwanzig Tage nachdem ich in Pont-Labbé gewesen, denn ich wußte noch ganz genau, daß ich am 15. August in Lorient angekommen war. Der Geburtsschein trug den Vermerk „Vater unbekannt“. Die Mutter hatte geheißen: Johanna Kerabec.

Da fing mein Herz an, heftig zu schlagen, mir war die Kehle wie zugeschnürt, daß ich nicht sprechen konnte, und ich sah dieses Scheusal an, dessen blondes Haar noch schmutziger war als der Mist der Tiere da draußen. Und der Lump, den mein Anstarren störte, hörte auf zu lachen, wandte den Kopf ab und suchte zu entkommen.

Den ganzen Tag irrte ich am kleinen Flüßchen hin, in schmerzlichen Gedanken. Aber wozu nachdenken? Nichts konnte mir Gewißheit geben. Stunden und Stunden hindurch erwog ich alle Gründe für oder wider meine Vaterschaft, kam zu unentwirrbaren Vermutungen, um wieder in die alte, fürchterliche Ungewißheit zurückzufallen und endlich

zu der noch schrecklicheren Überzeugung zu kommen, daß dieser Mensch wirklich mein Sohn sei.

Ich konnte nicht essen und zog mich auf mein Zimmer zurück. Lange floh mich der Schlaf. Als ich endlich einschlief, quälten mich fürchterliche Träume. Ich sah den Lümmel, wie er mich anlachte, mich „Papa" nannte, dann verwandelte er sich in einen Hund, biß mich in die Waden, und so sehr ich auch davonlief, er folgte mir fortwährend und schwatzte und schimpfte statt zu bellen. Dann erschien er vor meinen Kollegen von der Akademie, die eine Sitzung hielten, um zu entscheiden, ob ich wirklich sein Vater wäre. Und einer von ihnen rief:

— Es ist gar kein Zweifel. Sehen Sie doch nur, wie er ihm ähnlich sieht.

Und in der That gewahrte ich, daß das Monstrum mir wirklich ähnlich sah, und ich wachte auf mit diesem Gedanken und mit dem tollen Wunsch, den Menschen wiederzusehen, um zu entscheiden, ob wir gemeinsame Züge besäßen.

Ich traf ihn, als er (es war gerade Sonntag) zur Messe gehen wollte und gab ihm hundert Sous, indem ich ihn angstvoll betrachtete. Er fing wieder an auf ordinäre Art zu lachen und nahm das Geld. Dann beunruhigte ihn abermals mein Blick und er entfloh, nachdem er etwas gestammelt hatte, das ich nicht verstand, das aber wohl „Danke" heißen sollte.

Der Tag verstrich für mich in denselben Ängsten und Nöten wie der Tag vorher. Gegen Abend ließ ich den Wirt kommen und sagte ihm mit Anwendung von viel Vorsicht, Geschicklichkeit und List, daß ich mich für diesen von allen verlassenen Menschen interessiere und etwas für ihn thun wolle.

Aber der Mann sagte:

— Ach bitte, denken Sie doch daran nicht. Er taugt wirklich nichts. Sie würden nur Unannehmlichkeiten haben. Ich benutze ihn, um den Mist fortzuschaffen. Das ist alles, was er kann. Dafür gebe ich ihm die Nahrung, und er schläft bei den Pferden. Wenn Sie vielleicht eine alte Hose haben, geben Sie ihm die, aber in acht Tagen ist sie in Fetzen.

Ich drang nicht weiter darauf und wollte die Sache mit ansehen.

Der Lump kam abends total besoffen heim, er hätte beinahe das Haus in Brand gesteckt, schlug ein Pferd mit der Hacke tot und schlief endlich, dank meiner Freigebigkeit, auf dem Misthaufen mitten auf dem Hof im Regen ein.

Am andern Tag bat man mich, ihm ja kein Geld wieder zu geben. Der Schnaps mache ihn ganz verrückt, und sobald er nur zwei Sous in der Tasche hätte, versöffe er sie. Der Wirt fügte hinzu:

— Wenn Sie ihm Geld geben, so treiben Sie ihn geradezu in den Tod. Der Mensch hatte nie Geld gehabt, niemals, nur vielleicht ein paar Centimes, die ihm ein Reisender zugeworfen, und kennt keine andere Bestimmung für dieses Metall, als es in Alkohol umzusetzen.

Da brachte ich Stunden in meinem Zimmer zu, ein aufgeschlagenes Buch vor mir, und that, als ob ich lese. Aber ich dachte immer nur an dieses Vieh, an meinen Sohn, und suchte immer zu entdecken, ob er nicht etwas von mir hätte. Endlich meinte ich ein paar ähnliche Linien an der Stirn zu finden und beim Nasenansatz. Und bald war ich überzeugt, daß wirklich eine Ähnlichkeit da sei, die nur der verschiedene Anzug und das fürchterliche Haar des Menschen verberge.

Aber ich konnte nicht länger dort bleiben, ohne Verdacht zu erregen, und mit gebrochenem Herzen reiste ich ab, nachdem ich dem Wirt etwas Geld dagelassen hatte, um das Dasein seines Knechtes zu erleichtern.

Nun lebe ich seit sechs Jahren mit dem Gedanken, immer mit diesem Gedanken, in dieser fürchterlichen Unruhe, in diesem gräßlichen Zweifel. Und jedes Jahr treibt mich eine unsichtbare Macht wieder nach Pont-Labbé. Jedes Jahr verurteile ich mich zu der Qual, dieses Vieh im Mist herumwühlen zu sehen, mir einzubilden, daß der Mensch mir ähnlich sei, zu versuchen und zwar immer vergebens, ihm nützlich zu sein. Und jedes Jahr kehre ich wieder dahin zurück, unentschlossener, voll größerer Qual, voll schrecklicherer Angst.

Ich habe versucht, ihm etwas beibringen zu lassen. Er ist unrettbar Idiot.

Ich habe mich bemüht, sein Leben etwas freundlicher zu gestalten. Er ist ein unverbesserlicher Trunkenbold und verwendet alles Geld, das man ihm giebt, aufs Trinken. Er versteht's ausgezeichnet, seine neuen Kleider zu verkaufen, um sich Schnaps zu verschaffen.

Ich habe versucht, seinen Herrn mitleidig für ihn zu stimmen, daß er etwas freundlicher gegen ihn sein soll, immer indem ich Geld gab, aber der Wirt war schließlich verwundert und sagte sehr vernünftig:

— Wissen Sie, alles, was Sie für den Menschen thun, ist nur zu seinem Schaden. Man muß ihn wie einen Gefangenen halten. Sobald er Zeit hat oder sobald es ihm wohl geht, wird er bösartig. Wenn Sie wirklich Gutes thun wollen, giebt es anderwärts genug zu

thun. Es giebt soviel verlassene Kinder, wählen Sie doch eins aus, das Ihnen Ihre Sorge danken würde.

Was sollte ich darauf sagen?

Und wenn ich etwas verriete von den Zweifeln, die mich quälen, so würde dieser Cretin gewiß unverschämt werden, mich ausforschen, mich kompromittieren, mich vernichten. Er würde mir sein „Papa“ nachrufen, wie ich es geträumt.

Und dann sagte ich mir: Daß ich die Mutter getötet habe und dieses abgezehrte Wesen, dieses Stallindividuum, das auf dem Mist geboren und groß geworden war, diesen Menschen zu Grunde gerichtet habe, der, wie andere aufgezogen, vielleicht auch wie die anderen geworden wäre.

Sie können sich nicht denken, welch seltsames, unerträgliches Gefühl mich beschleicht, wenn ich ihm gegenüberstehe und dann denke, daß das mein Fleisch und Blut sein soll, daß er durch jenes enge Band, das den Sohn mit dem Vater verknüpft, zu mir gehört, daß er dank dem furchtbaren Gesetz der Vererbung mein ist durch tausend Dinge, mit Fleisch und Blut, und daß dieselben Krankheitskeime, dieselben Leidenschafterreger in ihn schlummern, wie in mir.

Unausgesetzt habe ich ein unstillbares, schmerzliches Verlangen, ihn zu sehen. Sein Anblick ist für mich eine schreckliche Qual, und doch betrachte ich ihn vom Fenster aus stundenlang, wie er hin- und hergeht und den Dünger der Tiere fortkarrt, und sage mir dabei: „Das ist mein Sohn!“

Und manchmal fühle ich den unerträglichen Wunsch, ihn zu umarmen. Aber ich habe sogar niemals seine schmutzige Hand berührt.

Der Akademiker schwieg und sein Begleiter, der Politiker, murmelte:

— Ja, man sollte sich wirklich etwas mehr um die Kinder kümmern, die keinen Vater haben.

Ein Windhauch strich daher, der große, gelbe Baum schüttelte seine Trauben und umhüllte mit einer feinen, wohlriechenden Wolke die beiden Greise, die den Duft in tiefen Zügen einsogen.

Und der Senator schloß:

— Und doch ist es schön, noch fünfundzwanzig Jahre alt zu sein und Kinder zu zeugen, — selbst auf diese Art.





Deutsche Lyrik.

Funken.

Es lohnt sich doch, so hoch zu wohnen!
Nachtsturm wühlt in der Tiefe dunkler Bäume,
Vor meinem Fenster sausen krause Kronen.

Sturmfinsternis ist ganz hereingesunken,
In Windespausen prasselt kalter Regen,
Im schwarzen Zimmer seh' ich graue Funken.

Nachleuchten eines Tages. Doch wie lange
Ist nicht der Tag schon tief in Schlaf gesunken?
Licht aus des Blutes pulsend heißem Drange,

Du Licht in mir, giebst Du mir nichts als Funken?!

Abendgang.

Das ist unser kalter Abendgang.
Herbst. Blätter fallen wegentlang.
Wir gehen, so nah mich Dein Pelzchen läßt,
Dicht aneinander, warm und fest.

Der Abend in Zweigen hängen blieb.
„Ich habe Dich ja wahnsinnig lieb."
„„Ich seh' Dein bittendes Aug' immerzu
Und finde keine Nacht mehr Ruh'.""

Die Brücke. Trüber Laternenschein
Fällt schwankend in schmutzigen Schlamm hinein.
Vorüber. Dunkel wie Menschen steh'n
Die Bäume und seh'n uns weitergeh'n.

München. Wilhelm von Scholz.

Bitte.

Weich doch von mir, du dumpfe Qual,
Verworren und verwirrend.
Komm endlich flügelschwirrend,
Du helle Freude, auch einmal!

Und ist dir meine Stirn zu trüb
Zu denkenskalt und faltig —
Du bist ja so groß und gewaltig,
Mach mich zum Kind und hab' mich lieb!

Brünn. Richard Schaukal.

Erinnerung.

Wir gingen schweigend übers Feld,
Wir gingen Hand in Hand;
Im Frühling war's, als rings die Welt
Voll bunter Blumen stand.

Der Dornbusch weiße Röslein trug,
Gesang scholl allerwärts,
Und unter deinem Herzen schlug
Ein anderes kleines Herz.

Berlin. Johannes Trojan.

Im Theater.

Im Theater frech und froh
Sitzt das Fräulein So-und-so,
Reizende Maitresse.
Ich daneben. Schwüler Duft,
Dämmerige Logenluft,
Feine Wangenblässe.

Hochmodern gefärbtes Haar,
Heißes, dunkles Augenpaar,
Weiße, sünd'ge Brüste —
Offene Lippen, feucht und rot.
Von Brillantenglanz umloht
Schwarze Seidenbüste.

Auf der Bühne dunkles Stück
Von der Jugend Schmerzenglück,
Ernste Feierstunden. —
Mitleid schreitet stumm und hehr.
Abgrundtief, als wie ein Meer,
Sind Erlöserwunden.

Priester ward ein Dichter hier.
Thränen sind der Menschheit Zier
Und verhärmte Wangen. —
Sank die Lust in Armut hin,
Trank aus dunklem Kelch der Sinn,
Kommt ein Gott gegangen. —

Vorhang fällt und leise gähnt
Neben mir, zurückgelehnt
In die roten Kissen,
Meine Nachbarin und fragt,
Wie denn mir das Zeug behagt,
„Triefend" von Gewissen?

Nun, ich denke, fein und tief —.
Zieht den Mund sie leise schief,
Schüttelt mit dem Fächer.
Lacht mit weißen Zähnen dann,
Sieht mich heimlich winkend an —
Armer Kreuzesschächer!

Steht dann auf und rauscht hinaus,
Wohlgeruch und Seidenbraus,
Draußen Kaffegäule.
Lächelt flüchtig „Guten Tag!"
Jean dabei am Wagenschlag,
Stumm wie eine Säule. —

Zungenschnalzen. Vorwärts dann!
Ein berußter Arbeitsmann
Muß zur Seite springen —
Hallali! Die Stadt entlang!
Ein verbuhltes Lachen klang
Wie ein fernes Singen.

Steglitz. Erich Schlaikjer.

Olympia.

Theodosius warf — die Pfaffheit nennt ihn den Großen! —
In den Tempel des Zeus höhnend den grimmigen Brand.
Jubelnd johlte das Volk, das erst gehuldigt den Götzen,
Ihnen die Opfer geweiht, Segen am Altar erfleht.
Freudig grinsten die ziegenbärtigen Mönche, der Weihrauch
Duftete süß. Tedeum! brüllte fanatisch der Schwarm.

Nicht mehr schüttelt die Locken der Gott und schleudert den Blitz nicht,
War der Adler denn lahm, welcher als Diener ihn trug?
Wie der Himmel gestrahlt am ersten Tage der Schöpfung,
Leuchtet das Sonnenaug', birgt vor dem Frevel sich nicht,
Ruhig schaut ihn der Gott, unsichtbar der rasenden Menge,
Läßt er die Trümmer zurück, schwebt zum Olympos empor.
Seliges Lächeln verklärt das Antlitz, wenn er entschwindet,
Auf der Erde zurück ließ er den beizenden Qualm,
Der die Augen versengt dem gläubigen Volke, den Priestern,
Daß sie wie blind und taub taumeln im Leben dahin.
Doch unsterblich sind und bleiben die Götter, sie kehren,
Wenn die Zeiten erfüllt, endlich auf Erden zurück.
Zwar nach Hellas nie mehr, doch an den Tiber, den Arno,
Wo ein neues Geschlecht wieder die Tempel erbaut,
Wieder der Schönheit weiht, ändert der Name sich auch:
Ob man sie Cypria hieß, ob man Madonna sie heißt.

Innsbruck. Adolf Pichler.

Die Luft ist warm . . .

Die Luft ist warm, von Sonnenglanz durchwoben,
Die Hängematte wogt und wiegt mich sacht
Und ehern strahlt die blaue Wölbung droben.

Und wieder hab' ich Dein, o Lieb, gedacht,
Die mein Gemüt mit bitt'rer Glut entzündet
In jener unvergeß'nen Vollmondnacht.

Doch wie im Herbst die junge Frucht sich rindet
Und niederfällt, von reifer Schwere satt,
Wie durch den eignen Wert den Tod sie findet,

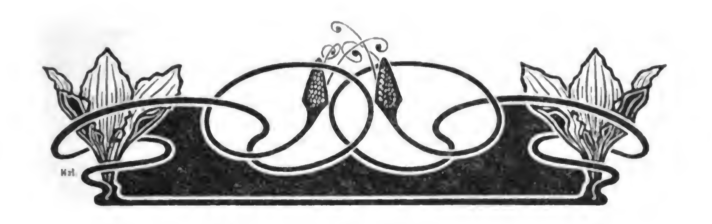
So auch in mir in diesen Frühherbststunden
Hat, überreif, Erinnerungsschmerz und -lust
Durch zuviel Fülle jähen Tod gefunden.

Tief atmet auf nun die bedrängte Brust.
Getrost erheb' zum Himmel ich die Hände,
Der neuen Freiheit innig mir bewußt —

Und still erwart' den Winter ich — das Ende.

Berlin. Anselm Heine.





Henri Becque.

Von Ernest Tissot.

(Paris.)

Es läßt sich nicht leugnen, daß das Interesse der jungen Schriftsteller für die Poesie und den Roman ziemlich erloschen ist und das Theater heute den Mittelpunkt des Interesses bildet. Es soll damit noch nicht gesagt werden, daß wir keine jungen Dichter und Romanschriftsteller hätten, — aber selbst bei ihnen ist der Wunsch rege geworden, sich auf dramatischem Gebiet zu versuchen. Wir brauchen nur Haraucourt, Paul Margueritte und andere anzuführen.

Ein Schriftsteller aber, der fast nur für die Bühne geschrieben hat und in dem die Naturalisten ihren Meister erkennen, ist Henri Becque, der Verfasser von „Die Raben" und „Die Pariserin", den wir erst vor kurzer Zeit begraben haben.

Er war eine Größe in der litterarischen Welt von Paris, und wenn seine Stücke auch niemals jene 200 Aufführungen erlebt haben, die ihn in wenigen Monaten zum reichen Manne gemacht hätten, so sind doch nur wenige Schriftsteller soviel bewundert und soviel kritisiert worden, wie er. Er hatte anfangs mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen; es bedurfte einer lammfrommen Geduld und einer großen Geschicklichkeit, um die Aufführung eines seiner Stücke zu ermöglichen, und erst nach endlosen Unterhandlungen mit den Direktoren und Schauspielern gelang es ihm, „Das Weberschiffchen" am Gymnase und „Die ehrbaren Frauen" im Théatre français zur Aufführung bringen zu lassen. Eines Tages riß ihm die Geduld, er mietete sich das Theater Porte Saint-Martin, ließ auf seine Kosten „Michel Pauper" aufführen und lief später wieder jahrelang mit dem Manuskript seiner „Raben" unter dem Arm von einem Theaterdirektor zum anderen. Überall wurde er mit höflichen Worten abgewiesen: „Es geht wirklich nicht, es ist nicht unser Genre."

Des Kampfes müde, beschloß Becque endlich, das Stück in Broschürenform erscheinen zu lassen, und an dem Tage, an dem die Drucklegung beendet war, ersuchte ihn Thierry, der Leiter des Théatre français, ihm das Stück vorzulesen. Es wurde angenommen, einstudiert, verbessert und endlich am 14. September 1882 gespielt. Dann ist nur noch ein dreiaktiges Stück „Die Pariserin“ von Becque am 7. Februar 1885 im Theater Renaissance aufgeführt worden, und danach wurde er für mehrere Jahre Berichterstatter der „Revue illustrée“, ein geistreicher und amüsanter Schriftsteller, dessen gallige Bitterkeit aber oft verletzend wirkte.

Becque ist erst spät und nach harten Kämpfen dazu gelangt, die Kunst als solche richtig aufzufassen. In seiner Jugend beschäftigte er sich vorzugsweise mit Soziologie und Politik und bereitete sich mit seinen damaligen Freunden für die diplomatische Karriere vor, aber der 4. September benahm ihm die Lust an diesen Bestrebungen und trieb ihn der Litteratur in die Arme. Seine Kenntnis von Dingen und Menschen überstieg die der anderen, die 20 Jahre damit verbringen, Sonette zu reimen, zweifellos bei weitem, aber es fehlte ihm auch wieder jenes unentbehrliche Etwas, ohne das Gedanken und Empfindungen unausgesprochen bleiben: es fehlte ihm an der geschickten, geistvollen Ausführung. Deshalb sind auch seine ersten Werke von so wesentlich geringerem Interesse und den letzten kaum zu vergleichen.

Henri Becques Leben und Werke sind ein schöner Beweis kluger und energisch durchgeführter Arbeit, aber es ist zu bedauern, daß seine Bemühungen keinen größeren Erfolg hatten, und daß er 12 Jahre brauchte, um 5 Akte zu schreiben. Flaubert hatte nur 7 Jahre für Madame Bovary gebraucht.

Aber schließlich, wie sagt Alceste: „Die Zeit thut nichts zur Sache, und es handelt sich nicht darum, viel zu schaffen, sondern viel zu denken und durch das, was man spricht, viel zum Denken anzuregen.“ — Henri Becques Werke behandeln mit dem Ernst derer, die zu denken wagen, einige der beunruhigendsten Probleme unseres modernen Lebens.

Seine dramatische Produktion beschränkte sich auf 7 Stücke, die zusammen 21 Akte ergeben.

„Sardanapal“ ist nur eine Oper, wie es deren viele giebt, mit schlecht gereimtem, unerträglich überlebtem Libretto, wie Bellini und Donizetti es ehemals in Musik zu setzen pflegten. Das beste, was sich davon sagen läßt, ist, daß Christine Nilson die Rolle kreiert hat, und

die Musik von Victorin Joncieres war. Außerdem weiß ich nicht, wodurch „Das verlorene Kind“ und „Das Weberschiffchen“ sich von Labiches und Hennequins Stücken unterscheiden, noch inwiefern „Michel Pauper“ von den Ennery'schen Dramen verschieden ist, die das Publikum von Ambigue zu Thränen rührten und das des Théatre français zum Lachen brachten. Um ganz ehrlich zu sein, muß ich gestehen, daß ich wohl psychologische Intentionen, realistische Tendenzen darin gefunden habe, aber mir kommt es so vor, als wären die Intentionen durch willkürlich durcheinander geworfene Szenen, eine gesuchte, beißende Ironie und mangelhafte Durchführung stark geschädigt. „Das verlorene Kind“ hat operettenartige Stellen von unglaublicher Possenhaftigkeit: die Ermahnungen Bernadins an seinen nach Paris reisenden Sohn im ersten Akt, die ganze, auf Effekt berechnete, weitschweifige Beredsamkeit dieses Kleinbürgers, der an Stelle einiger liebevoller Worte eine endlose Rede hersagt, deren Albernheit einen Flaubert entzücken würde: „Meide die Journalisten, meide die Courtisanen, diese nutzlosen Wesen, die dem Staat ebenso wertlos sind, wie sich selbst, und die es nicht verstehen, sich für den Winter das in der schönen Jahreszeit verdiente Brot aufzusparen.“ — Und das dauert so lange, daß schon niemand mehr hinhört, und daß man beinahe den Zug versäumt. Und abgesehen davon kommt mir „Das verlorene Kind“ immer vor wie ein Intriguenspiel mit stetem Hin- und Herlaufen, viel offenen und verschlossenen Thüren, mit sehr viel bösen Unwahrscheinlichkeiten, sehr wenig Psychologie und gar keinem litterarischen Wert. „Michel Pauper“ ist komplizierter. Becque hat da mehrere an sich interessante Dinge zusammengestellt: die Studie eines Arbeiters, der auf dem besten Wege war, großartige Erfindungen zu machen und daran nur durch eine Leidenschaft gehindert wurde, die er im Trunk zu ertöten suchte; ein stolzes, leidenschaftliches und reines, junges Mädchen, und einige groß angelegte Charaktere. Außerdem hat er die Vorteile der bürgerlichen Klasse denen der arbeitenden geschickt gegenübergestellt und gute Wirkungen damit erzielt. Aber eine Anhäufung von Unwahrscheinlichkeiten, eine gewisse Ungeschicklichkeit des Entwurfs berechtigt viele, die „Michel Pauper“ gelesen haben, zu der Bemerkung, daß das Werk unendlich schlecht aufgebaut sei. „Das Weberschiffchen“ ist allerdings eine einigermaßen vertiefte Studie des Seelenlebens einer galanten Frau, aber die Szenenführung ist auch hier stets willkürlich und erkünstelt. Hier passieren in einem Einakter von 10 Szenen soviel Ereignisse (eine kleine Frau dreht sich zwischen den Liebhabern hin und

her), daß es schon einer gewissen Naivetät bedarf, um hier von Psychologie oder anderen Dingen zu sprechen.

Zwei Werke Henri Becques, in denen er sich als Rhetoriker von ganz hervorragendem Wert erweist, sind „Die Raben“ und „Die Pariserin“. — Der Zweck des Theaters, so wie die Realisten es auffassen, ist entweder, große, wahre Begebenheiten des Lebens, mit irgend einer Intrigue verknüpft, auf die Bühne zu bringen, oder mit aller nur denkbaren Eindringlichkeit einen speziellen, an sich interessanten psychologischen Fall zu studieren. Die Stücke werden entweder Sittenkomödien oder psychologische Studien. Dafür sind gewisse Vorbedingungen erforderlich. Für die Sittenkomödie ein großes Aufgebot von Personen, mehrere größere Rollen, zwei oder drei ineinandergreifende Intriguen, ein geeignetes Insżenesetzen — alles Dinge, die dazu angethan sind, die Illusionen des Lebens zu erwecken. So hat es Becque in den „Raben“ gemacht, wo eine Bande anrüchiger und schlecht beleumdeter Geschäftsleute den Ruin einer getäuschten und vertrauensseligen Familie herbeiführt. Daneben spielt der sentimentale und verzweifelte Roman von Blanche Vigneron, die ihres Geldes wegen geliebt wird und von ganzem Herzen liebt, was sie durch ihre zu früh erlangte Armut wieder verliert, — der noch traurigere Roman Marie Vignerons, der liebeleere Roman eines sehr jungen Mädchens, das, um ihre Familie zu retten, einem alten Manne ihre Jugend opfert, — außerdem die in ihren Klavierlehrer verliebte Judith, und die galante und intrigante Madame St. Genis.

In der „Pariserin“, dem Haupt- und Meisterwerk Henri Becques, schildert er diese Ehe zu Dreien, die in Paris genau so an der Tagesordnung ist, wie überall anders, und begnügt sich dabei mit den unentbehrlichsten drei Personen: der Frau, dem Manne und dem Liebhaber — alles übrige zählt nicht, spricht höchstens drei Worte und verschwindet wieder.

Man muß nicht vergessen, daß die im Molièreschen Stil geschriebenen Lustspiele nur die konventionellen Details des täglichen Lebens aufweisen: in drei Sekunden geschriebene Briefe, in drei Minuten servierte Diners ꝛc. Es war ein großes Verdienst Henri Becques, damit aufzuräumen, wenn auch die Unaufmerksamkeit des Pariser Publikums ihn hinderte, eine so eingehende Kopie des Lebens zu geben, wie die großen norwegischen Realisten: Björnson und Ibsen.

Henri Becque schildert das Leben in seiner gewöhnlichen Einfachheit und macht es außerdem psychologisch verständlich. Seine Personen sind von einem so hervorragenden Egoismus oder von einer so weit-

gehenden Sorglosigkeit, daß die Wirkung eine ganz köstliche ist. Ob das gerade sehr menschlich ist, weiß ich nicht, amüsant ist's jedenfalls, — zuweilen aber auch tief ernst und psychologisch. — Ich möchte nur aus den „Ehrbaren Frauen" bei der Unterhaltung zwischen Geneviève und Lambert die Worte des jungen Mädchens anführen: „Ich werde den heiraten, den man mir bringt. Ein Mann bedeutet so wenig in einem Haushalt! Er kommt, geht, bleibt fort, hat seine Thätigkeit, seine Rendezvous, — man sieht ihn fast nie. Sehen Sie nur Frau Chevalier mit ihrem Gatten; sie sieht ihn sozusagen gar nicht." Und darauf Lambert: „Das ist vielleicht ihr größtes Glück." Geneviève: „Wohl möglich."

In den „Raben" die Unterhaltung zwischen Madame St. Genis und Blanche, zwischen Marie und dem alten Teissier, und sein versteckter Vorschlag, sie bei sich aufnehmen zu wollen: „Ich würde gerne eine kleine, einfache, liebe und angenehme Person zu mir nehmen, die sich in meinem Hause anständig beträgt .... ob verheiratet oder unverheiratet, bleibt sich gleich — für sie." —

Endlich in der „Pariserin": „Du bist Freigeist, ich glaube, du wirst mit einer Maitresse ohne Religion sehr gut auskommen. Wie gräßlich!" —

Man sieht, diese Worte Becques lassen auf psychologische Kenntnisse schließen. Er will nicht amüsante Handlungen, sondern Typen auf die Bühne bringen.

Henri Becque hat eine kuriose Welt studiert, deren Typen und Sitten — um nicht mehr zu sagen — mindestens sonderbar genannt zu werden verdienen.

Er hat die Pariser Gesellschaft nur getreu nach der Tradition der französischen Realisten auf die Bühne gebracht, und in diesem Sinne unterscheiden sich seine Werke denn auch nicht wesentlich von denen Zolas, Daudets und anderen. Auf der einen Seite die Kleinbürger mit ihren beschränkten Ideen, die mit ihrem mit Vorurteilen vollgepfropften Kopf gegen alle Wände und Thüren rennen; Vater Benardin mit seiner Waschfrauen-Beredsamkeit und -Beschränktheit, Frau Delaunay, die sentimentale Kleinstädterin, Frau Chevalier mit ihren unerträglichen Prinzipien, die sie bei jeder Gelegenheit äußert, die arme Frau Vigneron aus den „Raben", die sehr gut und einfältig ist und es nicht begreift, wie man sich so naiv bestehlen lassen kann. Sie alle entstammen jenem schlecht unterrichteten, dummen, ruhigen und ehrbaren Kleinbürgertum, von dem Flaubert sagt: „es ekele ihn an", das aber, sympathischer geschildert, sicherlich weit weniger charakteristisch sein würde.

Auf der anderen Seite die Geschäftsmänner, die Geschäftsfrauen, die weder Gefühl, Grundsätze, noch Vorurteile haben, die „Raben“, die, auf ihre Beute lauernd, das Vermögen der anderen abwägen und deren Ruf untergraben. Heinrich de la Roseraye nutzt das Genie der anderen aus, verspricht alles, hält nichts, wird durch falsche Spekulationen ruiniert und nimmt sich feige das Leben, Frau und Kind im Elend zurücklassend. Claissier, der große Kaufmann, geizig wie Shylock, schlau wie Macchiavel, dessen Seele unter einer Hülle von Wohlwollen und Liebe abschreckend häßlich ist.

Und dann die vornehme Gesellschaft, die besonders vornehme, immer vornehme Gesellschaft, die wir bis zur Erschlaffung kennen, die in allen Komödien der Vorstadttheater auf die Bretter gebracht und in allen sogenannten Pariser Romanen seit und vor Balzac genau beschrieben, bewundert, kritisiert und geschildert worden ist, — diese Gesellschaft junger Gecken und feiler Dirnen mit rotem Haar, deren Grundsätze leichte Phantasiegebilde, deren Gefühle flüchtig und schwankend, eine Gesellschaft junger Geschöpfe, deren Armut ekelhaft und deren Alter trostlos, traurig und sinnlos ist. So ist Chevillard in dem „Verlorenen Kind“, so Arthur im „Weberschiffchen“, so Lambert in den „Ehrbaren Frauen“, so Gaston in den „Raben“ und Lafont in der „Pariserin“, — der stets auf Liebesabenteuer ausgehende Mann Alfred de Mussets, der sich in dem Nest der anderen einen Platz zu sichern versteht; — ein hübscher, dummer Mensch, der nichts weiß und die Frage, die Antonia an Arthur richtet: „Sage mal, mein Lieber, bist du stark genug, um dich für etwas Höheres zu interessieren?“ wohl verdient. Er wird geliebt, man weiß nicht weshalb, um seiner Jugend, seiner Schönheit, seines Geldes willen, oder einfach nur, weil Antonia nicht ohne Anton, Clothilde nicht ohne Lefont sein kann. Ein Zufall hat es so und nicht anders bestimmt, aber es hätte ebenso gut statt Arthur Armand sein können.

Den Frauentypus hat Becque besonders studiert und in Clarisse phantastisch, in Helene leidenschaftlich, in Antonia brutal und in Blanche poetisch zu gestalten verstanden. Es ist die echte Pariserin mit ihren Launen, ihren Toiletten, ihrer Anmut, wie sie Maler und moderne Romanschriftsteller so unvergeßlich geschildert haben. Zum Beispiel Clarisse in der „Pariserin“. Sie gilt für anständig; ihr Mann schläft so fest. Sie geht zur Messe, ist eine gute Christin und hat trotzdem ihren Liebhaber. Sie hat ihn gehabt, hat ihn noch jetzt und wird ihn haben, aber sie ist so geschickt und lügt sicherlich, wie Frau von Moraines in

den „Lügen“, nur so wenig wie möglich. Und dabei kennt sie keine Leidenschaft. Zuweilen kommen ihr wohl Liebesworte auf die Lippen und wenn sie sich langweilt, wird sie sogar zärtlich. Dann sieht's vielleicht aus, als ob sie ein Herz hätte, aber diese Momente sind so selten — und sind sie wirklich aufrichtig? Sie ist kalt, verzweifelt kalt, und Lafont sagt ihr das auch betrübt, — dieser Lafont, den sie doch liebt, aber auf ihre Weise, wie sie es versteht.

Für Clothilde ist das Wort „Liebe“ nicht einmal soviel wie für die Kameliendame.

Schließlich bleibt das strenge Wort des Abbé Taconet über diese Frauen: „Ja, das sind arge Schandflecke“, durchaus wahr. Aber ehe wir uns diesem Urteil anschließen, wollen wir uns doch die Frage vorlegen, ob Jules Lemaître nicht auch ganz recht hat, wenn er fragt: „Wer von uns würde sich ärgern, wenn ihm auf seinem Weg eine Clothilde begegnete?“

Die Liebe, die diese so krankhaft komplizierten Wesen, die unbeständigen Männer und die leichtsinnigen Frauen vereint, muß ein seltsames Gefühl, oder besser gesagt, eine eigenartig launenhafte Phantasie sein. Ein Nichts entflammt sie, ein Nichts tötet sie, diese Liebe, die weder tragisch noch brutal, aber sehr skeptisch und sehr verlockend ist. Wenn Francesca da Rimini, Margarethe oder Donna Sol in diesen Kreisen gelebt hätten, würden sie sich nicht das Leben genommen haben; sie hätten schon Mittel und Wege gefunden, ihre Pflichten mit ihren Wünschen zu vereinen. Aber es giebt keine Francesca da Rimini, keine Margarethe, keine Donna Sol, denn es giebt keine Leidenschaft mehr. „Liebe, fatale Liebe,“ sagte Dante, und Clothilde dachte: „Liebe macht dumm.“

So hat Becque lächerliche und schwache, grausame und berechnende, verderbte und leichtsinnige Wesen, die sich zanken, lieben und unaufhörlich täuschen, in einfachen, monotonen und schrecklich desillusionierenden Dramen auf die Bühne gebracht und damit das Elend, den Jammer und die Lüge des Lebens in krassen Farben geschildert. Sein Lebenswerk wird eine große, in allen Stücken verteilte und von Zeit zu Zeit von allen Personen gehaltene mündliche Auseinandersetzung seiner Lebensauffassung. M. de la Roseraye sagt in „Michel Pauper“: „Ich weiß nicht, ob Sie ebenso darüber denken wie ich, aber wenn man mir den Vorschlag machen würde, das Leben von neuem zu beginnen, würde ich ‚nein‘ sagen, soviel Enttäuschung hat es mir gebracht.“ Helene setzt hinzu: „Ich weiß, was Leben heißt: satte

Befriedigung, Pflichten ohne Größe, eine Anhäufung von Alltäglichkeiten, mit denen Leidenschaft und Freiheit sich nicht vertragen."

So bezeichnet er unser Jahrhundert — man könnte glauben Barbey d'Aurévilly vor sich zu haben — „als das Jahrhundert der Anarchie, der Profanation und des Geschwätzes, das Jahrhundert der Schwätzer und Schmierenschriftsteller, die alle Dinge verhöhnen, alle Prinzipien umstoßen".

Endlich die hinterlistige Sprache des Kammermädchens: „Ausschweifungen bei den Reichen, Trunk bei den Armen! Ich möchte in Paris nicht alt werden; man sieht zuviel Gräßliches!" — Ich höre noch die in den „Raben" so oft wiederholte Mahnung von Frau v. St. Genis: „Mißtrauen Sie der ganzen Welt, der ganzen Welt!" — und in der „Pariserin" die typische Erzählung Clothildes: „Jedesmal, wenn es sich darum handelt, etwas zu vergeben, eine Stelle, einen Orden, eine große oder eine kleine Vergünstigung, auf die zwei Kandidaten reflektieren — auf der einen Seite ein anständiger Mann, nicht stark, aber bescheiden und verdienstvoll, und auf der anderen irgend ein Schwätzer, der nur seine Gewandtheit dagegen einzusetzen hat, so wird stets der Schwätzer den Sieg davontragen, und der anständige Mensch leer ausgehen."

Ich erwähne das hier, um zu beweisen, daß sein Pessimismus niemals zu bitterer Ironie gereizt war, wie bei Flaubert und Dickens, sich aber auch niemals in wohlwollenden und christlichen Worten, wie bei Tolstoi und Dostojewski, erschöpfte.

Autorisierte Übersetzung von R. Speyer (Berlin).



Lyrik des Auslandes.

L'Amour par terre.

(Paul Verlaine.)

Vom Sockel schlug der Sturm der letzten Nacht
Den Amor in des Parks geheimsten Hecken,
Den Bogenspanner mit den trotzig kecken
Hohnlippen — taglang hab' ich sein gedacht.

Der letzte Nachtsturm stürzte ihn. Im matten
Frühhauch der Stein zerbröckelt. Traurig leer
Der öde Sockel. Kaum erkennst du mehr
Des Künstlers Namen tief im Baumesschatten.

Wie traurig doch der öde Sockel macht!
In meine Träume schleicht ein Qualgedanke
Und meine Seele ruft, die schwermutkranke,
Ein dunkles Zukunftsbildnis aus der Nacht.

Mir ist so weh. Und du? Du stehst bewegt,
Ob auch entheiligt deine Augen schimmern
Dem Falter nach, der über grauen Trümmern
Die goldumsäumten Purpurflügel regt.

München. Aus dem Französischen von Leo Greiner.

Der Nordländer in Rom.

(Georg Brandes.)

Wie meine Liebste heißt?
Blume des Berges! In römischem Grund
Blüht sie, glüht sie zur Stund.
Ewig blühe du fort!
O deine Küsse, die süßen!
Deiner roten Lippe Grüßen!
Töne der Zither ein jedes Wort!

Wie meine Liebste heißt?
Einfall und Lachen, Gesundheitspracht.
Ihr Feinen, ihr Bleichen, gut' Nacht!
Die ihr mich fangen gewollt
Mit Seufzen und Blicken und Thränen —
Sie kennt nicht Schmachten noch Sehnen,
Nein, ich kam, ich war jung, sie war hold!

Wann unsre Hochzeit war?
Ja, Zeugen und Gäste fehlten dabei,
Wir waren nicht mehr als zwei;
Ein stilles Hochzeitshaus.
Du schwiegst, der Priester sprach leise,
Du beichtetest heimlicher Weise
Und bekamst die Verzeihung voraus.

Wien. Aus dem Dänischen von Rob. F. Arnold.





Die große Berliner Kunstausstellung.

Wie die Länder für sich, so haben auch in einem Reich, das, und darin liegt ja ein großer Vorteil, dezentralisierende Kunstpunkte hat, die in Betracht kommenden Städte eine bestimmte Blüteepoche. Für Frankreich ist es gewiß kein Vorteil, daß alles Geistesleben auf Paris konzentriert ist; alle Schulen haben dort ihren Ausgangspunkt genommen, dort geblüht, sind dort gewelkt. In England war es nicht anders. So lange es eine Kunst hat, war London deren Boden. In den Ländern der reichsten Kunstblüte aber, in Italien, den Niederlanden, Deutschland, ist es von jeher anders gewesen. Die Kunst hat hier im Lauf ihrer Entwicklungsstadien ihren Sitz häufig gewechselt. Und in Deutschland ist dies noch in unserem Jahrhundert geschehen. Von Düsseldorf verpflanzte sie sich nach München. Die Entwickelungsmöglichkeiten, die ihr die eine Stadt nicht mehr bot, fand sie in der andern. Nach all dem Klassizistischen, dem Nazarenertum und Romantischen, das vornehmlich in Düsseldorf geblüht, wurde München die Pflanzstätte des deutschen Realismus. Nun aber ist auch in München seit geraumer Zeit ein Stillstand eingetreten, und man redet viel davon, Berlin werde höchstwahrscheinlich das deutsche Kunstzentrum werden. Warum, darüber ist man sich eigentlich wenig im klaren, denn es giebt wohl kaum einen Ort, der dem Kunstgedeihen das Notwendigste, nämlich alte, einheitliche Rassenkultur, weniger entgegenbringt wie Berlin. Und das Geld allein, das wenigstens den Kunstmarkt hier sichern soll und sichert, thut's doch auch nicht. Zudem hat sich, nach Münchens Stillstand, nicht nur Berlin emporgeschwungen, sondern mit ihm eine ganze Reihe anderer deutscher Städte, die der Kunst einen vortrefflichen Geist entgegenbringen, so daß eine Entwicklung von Lokalschulen im schönsten Entstehen begriffen ist; man denke nur an Karlsruhe, Frankfurt, Weimar, Dresden, Hamburg, Darmstadt. An all diesen Orten ist man rege am Werke, und das günstigste dort ist, daß das junge Kunstelement dort überwiegt und nicht gegen ein Heer von Mittelmäßigkeit zu kämpfen hat, wie dies in Berlin und Düsseldorf der Fall ist, wo die überwältigend grassierende Bourgeoiskunst von den mächtigen Kunstpöbelhäuptlingen Anton v. Werner und Peter Janßen gepflegt und beschützt wird. Hier in Berlin wollte man die Anzeichen der jungen Entwicklung vor allem in dem jung emporblühenden Handel erblicken, der bei seinen guten Prinzipien auf das Kunstverständnis ja auf die Dauer notwendig eine günstige Einwirkung haben muß. Viel war ja zudem schon dadurch gewonnen, daß dem ebenso beschränkten wie kühnen Kunstrhetor A. v. Werner, der sich und die seinen in einem Atem mit Rembrandt 2c. nennt, nicht ahnend, daß im Prinzip die von ihm bekämpften Modernen Rembrandt weit näherstehen, in der Person des Galleriedirektors v. Tschudi ein überaus feinsinniger und kunstverständiger Geist entgegengesetzt wurde, der sich trotz heftiger Angriffe mit feiner Diplomatie in seiner Stellung zu halten verstand und aus dem wirren und geschmacklosen Chaos, das bis zu seinem Amtsantritt die Nationalgallerie war, eine übersichtlich und fein organisierte Sammlung schuf. Wie dieser Umstand, sind die privaten Unternehmen, die eine Einwirkung auf die Hebung des Geschmacks ausüben können, gewiß nicht zu unterschätzen. Während z. B. früher

neben dem, vornehmlich dem Bourgeoisgeschmack huldigenden Kunstsalon von Schulte (wie verlautet, hat derselbe ja nun mit der Berufung des Hofrats Paulus von München nach hier auch die löbliche Absicht, sich zu bessern) nur Gurlitt wirklich künstlerische Prinzipien vertrat, sind in letzter Zeit mit ungeahnter Schnelligkeit drei neue Kunstsalons von großer Bedeutung entstanden: die Keller & Reiner, Cassirer, Ribera. Während Keller & Reiner, die sich durch die Einführung van de Veldes verdient gemacht, vornehmlich die modernen kunstgewerblichen Bestrebungen fördern, freilich nicht ohne in dem neuerbauten Oberlichtsaal beständig Kollektionen moderner Künstler vorzuführen, vertritt der Kunstsalon von Cassirer die moderne Kunst auf eine wirklich verständnisvolle und vornehme, wenn auch ein wenig einseitige Art, in dem er nur bestimmte Kunstrichtungen zu Worte kommen läßt, freilich solche, deren Bedeutung nunmehr unbestritten ist. Man merkt dem dort waltenden Prinzip an, daß der Geist Liebermanns in den Räumen herrscht. Im Prinzip fürwahr kein schlechter Geist, vor allem in unserer Zeit, da die Überhandnahme der dekorativen Begeisterung sich von ihrem wahren Gebiet oft allzu stark entfernt. Diesen beiden Ausstellungen hat sich als dritter der Salon Ribera würdig angereiht. Während also auf diese Weise ein nicht zu leugnender Aufschwung existiert, der auf die Erziehung des Publikums notwendig einen günstigen Einfluß ausüben muß, steht es im Innern der Künstlerschar bei weitem nicht so günstig. Nach langen Mühen hat die junge Partei der Sezessionisten, deren Zahl origineller und hervorragender Vertreter gewiß nicht allzu groß ist, den unumgänglichen Schritt gethan, sich auf eigene Füße zu stellen, um, getrennt von der alten Partei, zu zeigen, was sie sind und was nach ihrer Meinung die langsam wieder erstehende Kunst ist. Möchte es ihnen gelingen, mit viel Anstand und feinem Geschmack, wie es unlängst noch der Wiener Sezession gelang, sich in Szene zu setzen und sich zu behaupten, wenn die eigenen Leistungen dem guten Geschmack und Wollen auch noch nicht so gleichstehen, wie die phäakischen Patrioten dies sich glauben machen möchten. — Wie notwendig aber hier in Berlin eine solche Trennung war, das sieht man an der diesjährigen „Großen Berliner Kunstausstellung“, deren Gemäldeanzahl, obgleich nicht so groß wie in früheren Jahren, dennoch ebenso groß wie schlecht ist, so groß und schlecht, daß man nicht versteht, wie die heute dort fehlenden sezessionistischen Künstler ihre guten Werke in jener Umgebung so lange von der Übermacht der Mittelmäßigkeit haben meuchlings erschlagen lassen, ja, sich schlechten Plätzen und Zurückweisungen so lange haben aussetzen können. — Die große Berliner Kunstausstellung ist schlecht, sehr schlecht, darüber herrscht nur eine Stimme. Es sind, wie gesagt, weit weniger Bilder wie früher, aber dennoch viel zu viel. Wozu diese Massenausstellungen, fragt man sich immer wieder, die den Beschauer nur ermüden, und wenn er noch dazu Kritiker ist, geradezu ärgern?! Wozu diese Massenausstellungen, da es eine Masse guter Bilder unmöglich giebt und die Massenvorführung schlechter Bilder doch nur eine gewaltsame Verstümmelung des guten Geschmackes ist, ein unüberwindbares Hemmnis zur Besserung desselben, da die wenigen guten Bilder nicht nur unter der Sturzwelle des Schlechten versinken, sondern ihren Wert vollständig einbüßen, jene wenigen guten Bilder, die aus einem geschlossenen Empfindungsinhalt hervorgegangen, und deren stille Innerlichkeit neben der verletzenden und marktschreierischen Mache und Phrase gar nicht aufkommen kann. Möchte daher die Ausstellung der Sezession, die nur solche tiefe, ehrliche und innerliche Werke vorführen will, dem Publikum deutlich den Unterschied

zeigen und das sein, was die am Lehrter Bahnhof nicht ist. Etwas Traurigeres wie diese Ausstellung am Lehrter Bahnhof läßt sich schlecht denken, und etwas Unerquicklicheres, wie ein Aufenthalt in ihren Räumen, ebenfalls nicht. Die moderne Kunst im Hohlspiegel möchte man diese Sammlung von Bildern nennen, die eine freche Lüge für den Fremden ist, der sich über das Gute, das in Deutschland noch geschaffen wird, ungetrübt unterrichten will. Wenn die Leiter dieser Ausstellung uns 1900 in Paris vertreten, können wir eine ungeahnte Blamage erleben. Man fragt sich notwendig, was soll diese Ausstellung? Es ist schlimm genug, daß soviele schlechte Bilder gemalt werden, müssen wir dieselben denn auch noch dem Publikum insgesamt vorführen?! Wir fragen weiter, giebt diese Ausstellung auch nur den geringsten Überblick über die sich in Deutschland langsam aus dem Argen emporringende Kunst? Nicht im mindesten! Ist diese Ausstellung ein Spiegel, aus dem uns das Wesen unseres Volkes verkörpert im Bilde der Kunst entgegenstrahlt? Die Fratze des Bourgeoisgeschmacks grinst uns dort entgegen.

Und nur hin und wieder in einem Winkel bemerkt man ein beachtenswertes Bild. Betrachten wir zum Beispiel das Porträt. Es ist geradezu erbärmlich vertreten. Um sich einigermaßen zu retten, hat man ungefähr ein Dutzend alter Bilder Lenbachs aufgehängt, die uns deutlich zeigen, was dieser gewiß nicht gewöhnliche Maler kann, und aber auch, was er nicht kann. Er ist geistreich, nicht tief; er ist geschmackvoll, aber beinahe weiblich kokett; er ist ein feiner Beobachter, aber auch ein gut Stück geschickter Poseur. Und alle diese Eigenschaften finden wir wieder in seiner Malerei, die durchaus nicht rein, eigen und ehrlich; sie ist geschmackvoll, geistreich und geschickt, — nicht aber tief empfunden und organisch belebt. Den lebendig gewordenen Geist der Gallerien, hat ein Kunstschriftsteller Lenbach genannt, die beste Bezeichnung, die bisher über ihn gefallen ist. — Neben Lenbach fällt unter der Menge des Schlechten das alte, gute Selbstporträt Thomas auf, — es scheint geradezu verwundert, was es in dieser Umgebung soll, es fühlt sich wirklich nicht wohl — fällt ein guter Lavery auf, sei allenfalls noch das Konerbildnis des Mendelssohn-Bartholdy genannt. Sonst fand ich von deutschen Bildnissen nur ein gutes: Alexander Marks schickt aus München ein Herrenbildnis, das eine direkt tüchtige Leistung ist. Man wundert sich, wie dieser Künstler — die auswärtigen Sezessionisten fehlen in dieser Ausstellung ja fast sämtlich — in diese Umgebung gerät. Er war mir bisher auch unbekannt. Man sieht seinem Bilde — das Kraft und Ruhe verrät und in dem Individualität und Persönlichkeit ineinander aufzugehen scheinen — an, daß er Holbein und Leibl liebt.

Die Landschaft ist nicht besser vertreten. Von Brown, Dupé, Mesdag und Segantini finden wir bekannte Bilder, die unter dem Wust der schlechten verschwinden und von einem ungeübten Auge gar nicht gefunden werden, während die Berliner Landschaften, z. B. die der Geyer, Melzer, Hoffmann-Fallersleben, unvollkommene Kompromißbilder sind, in denen schwache, unpersönliche Begabungen nach Eigenheit und Innerlichkeit ringen. Was von auswärts geschickt wurde, ist nicht besser. Die Landschaften der Düsseldorfer Dirks, Jemberg und v. Wille gehören entschieden nicht zu den schwächsten, während die Lithographien von Heinrich Otto direkt bemerkenswert sind. — In einer Schreckenskammer nun glaubt man sich geradezu zu befinden, wenn man sich vor den großen Figuren befindet, seien es nun die Jahrmarktssensationen eines Roche-

grosse, die phantastischen Stammeleien eines Jahrenkrog, oder die historischen Bilderbogen des Münchener Dieffenbachen.

Wozu? fragt man sich vor diesen und vielen ähnlichen Bildern. Ist in ihnen irgend ein Erlebnis oder auch nur die Spur eines Hauches lebendigen Fühlens zu finden, das irgend etwas in uns wachriefe und uns zu willigem Verweilen zwänge? Nichts, nichts von alledem. Tot und stumm bleibt es in uns, ja, eine Verstimmung fühlen wir nach und nach, von der wir nicht wissen, woher sie rührt, statt des heiligen Schauern des erlebten Lebens, das aus einem wirklichen Kunstwerk, gleichviel welcher Art, uns verklärt entgegentritt und überwältigt. Man ist froh, nach diesen nichtssagenden Bildern das Auge eine kurze Weile auf einem guten Gari Melchers ruhen zu lassen. — Um sich aus der Verlegenheit zu retten, haben die Ausstellungsführer eine ganze Reihe von Sonderausstellungen veranstaltet, von denen eigentlich keine not that. In Friedrich Scheuniß sehen wir einen Künstler, der gewiß ursprünglich eine starke Begabung war, eine tiefe Naturempfindung besaß, der aber, vielleicht weil er zu einer Zeit, wo man nur realistische Kunst betrieb, schon neu-romantische Empfindungen besaß, diese aber nicht zu seiner Gegenwartskunst zu klären verstand, in einen aristokratisch-dilettantischen Salon-Romantizismus verfiel. In Teutwart Schnitzon, der 1863 schon in Frankfurt starb, sehen wir einen Tiermaler, der freilich für seine Zeit Vortreffliches leistete, viel zu wenig bekannt war, aber doch bei weitem nicht eine so starke Begabung war, wie der in Düsseldorf verkannt gestorbene Kuhmaler Burnier, dessen Bilder denen eines Trojan gleichkommen und auf den immer wieder hinzuweisen man nie unterlassen sollte. Die Sonderausstellungen von Gehrts und Scheurenberg sind ebenfalls nicht am Platze, die des ersteren, weil sie aus Studien besteht und er nur im fertigen Bilde seine ganze, nicht allzu große Kraft entfalten konnte, die des zweiten, weil sie nur ein gutes Bild, eine Knabenporträtsstudie, aufweist, hessischer Bauernjunge heißt es, wie ich glaube. Die Sonderausstellungen von Rabes &c. sind nun geradezu eine Verirrung. — Um das Maß des Grausens zu füllen, mußte notwendig die Skulptur so schlecht vertreten sein, wie sie dies ist. Die bemerkenswerteste Erscheinung bleibt immerhin Tuaillon, dessen „Sieger" das Mißtrauen vollauf bestätigt, das ich beim Anblick seiner Amazone in sein Talent setzte. Dies Werk barg in seiner glatten, akademischen Reife alle die Gefahrspuren, die solche Erstlingswerke so oft bedenklich für die Zukunft des Künstlers aufweisen. Als ich die Amazone sah, sagte ich, entweder ändert der Künstler sich vollständig oder er verflacht in Wiederholungen. Das letztere hat sich mit seinem Sieger bestätigt. — Die Ausstellung hat, gegenüber früheren Gewohnheiten, den Illustratoren einen sehr breiten Raum gewährt. Weniger wäre auch hier mehr gewesen. Das Kunstgewerbe, zum Schluß, ist auch nur sehr lückenhaft vertreten. Aber es macht sich bei den deutschen Vertretern doch auch immerhin der gute Wille bemerkbar. Man versucht, nach van de Veldes System, bei den Möbeln vom Praktischen auszugehen und Schönheit und Geschmack bei Tapeten, Polsterarbeiten, Bucheinbänden und Goldschmiedearbeiten walten zu lassen. Von letzteren seien vornehmlich die Hermann R. C. Hirzels erwähnt.

Alles in allem ist „die Große" eine Ausstellung, die der wahren Kunst mehr schadet als nützt und zu deren Begründung die Bildung einer Sezession ein notwendiger Schritt war. Möge sich um Gottes willen nicht erfüllen, was Prof. Koner

wohlmeinend bei Eröffnung der Ausstellung sagte, nämlich, daß in Zukunft, wie zu wünschen, die beiden Parteien bald wieder friedlich geeinigt seien. Das wäre gar nicht zu wünschen. Wenn irgendwo, so ist eine Sezessionsausstellung hier in Berlin am Platze, um öffentlich eine Scheidung der wahren Kunst von der falschen zu weisen. Die Ausstellung am Lehrter Bahnhof mag dann in ihrer Art fortbestehen — in Bälde hoffentlich als Abschreckungstheorie.

Rudolf Klein.



Kritik.

Frauen-Romane.

F. Rosen: Geheimnisse. Roman. Dresden, E. Pierson. Emma Böhmer: Sehnsucht. Roman. Dresden, E. Pierson. Helene Böhlau: Halbtier. Roman. Berlin, Fontane & Comp.

Numero eins und zwei Frauenzimmer-Arbeit in dem bekannten, bösen Sinne. Platte Fabulisterei, ohne dichterische Eigenart, ohne persönliche Weltauffassung. Das Ewiggestrige in Stoff und Stil. Grob herausgesagt: Buchschmiererei, keinerlei litterarische Kunst. Daß das in Deutschland immer noch so schwunghaft betrieben und von anständigen Verlagsfirmen unterstützt wird, daß man Kräfte, die anderswo nützlich verwendet werden könnten, in dieser Pseudolitteratur vergeudet und ungewitzte Leute, die gern etwas Romanlektüre haben möchten, mit diesen Produkten nasführt, um nicht zu sagen: betrügt — wahrhaftig, es ist ein Jammer.

Numero drei: Bravo! Aber ich hüte mich doch, in die Trostlitanei mit einzufallen: Ein Buch von der Böhlau macht viele Sünden gut und wiegt einen ganzen Zentner Schmieralien aus weiblicher Feder auf. Ich will auch nicht so verstanden werden, als ob Schmieralien aus männlicher Feder glimpflicher zu nehmen wären. Behüte! Ich will, daß männliche und weibliche Federn uns Kunst geben, nichts als Kunst, starke, echte Dichtung, in der der sexuelle Ton gerade soweit und gerade an den rechten Stellen so laut vorschlägt, als er in der Biologie und Kultur der geschlechtlichen Differenzierung begründet ist. Das macht die Bücher der Böhlau so gut und interessant: sie geben den Durchschnitt normaler Frauenkraft auf dem Felde heutiger Romandichtung. Diese Bücher könnte nie ein Mann geschrieben haben. Wer Instinkt für gesunde Artung in der Kunst hat, ist da nicht leicht irre zu führen und täuscht sich selten. Diese Bücher kann aber auch nur eine Frau geschrieben haben, die in der Entwicklung ihrer Weibnatur und der Kultur ihrer intellektuellen und ästhetischen Fähigkeiten, sagen wir kurzweg: Glück gehabt hat. Und den vorliegenden Roman „Halbtier“ kann wiederum nur eine Frau geschrieben haben, die als Künstlerin nicht elementar, nicht genial zu schaffen vermag, aber eine ungemein feine Witterung für das Geniale und eine erstaunliche Annäherungskraft an

elementare Strömungen in der künstlerischen Zeitatmosphäre besitzt.

Im Vergleich zu ihren früheren Romanen ist dieser neueste Böhlausche Roman „Halbtier“, um einen altmodischen Ausdruck zu gebrauchen: modern geschrieben. Aber wiederum nicht so modern, daß er wie die künstlerische Ausschöpfung einer Aktualität sensationell wirkte. Hinsichtlich des Grades der geistigen Bewältigung des Problems steht er hinter seinen Vorgängern merklich zurück. Auch technisch hält sich „Halbtier“ nicht auf der Höhe. Die Exposition ist im Nebensächlichen viel zu breit und übersieht wichtige psychologische Momente, so daß im Seelenbilde viele Stellen dunkel und ohne Farbe bleiben. Die Handlung verläuft in lauter Episodenwerk, es fehlt allerorts an energischer Konzentration und Führung des dramatischen Entwicklungsgedankens, und der Schluß ist da, einfach, weil der Romanband mit so und so viel Bogen abschließen muß. Summa: es ist keine geschlossene Komposition, es ist ein Versuch, zu einem Roman zu kommen, ein Romanfragment, wenn man will, kein rundes Kunstwerk.

Aber welch ein Reichtum glänzender Einzelheiten, welch eine quellende Frische in immer neuen Einfällen und geistreichen Wendungen, stellenweise welche Pracht der Diktion, welche sprühende Laune, und wieder welche grundgütige, mütterliche Seelentiefe neben dem zackigen Aufstieg einer etwas phantastischen, ihrer selbst nicht sicheren Emanzipationslust! In der That eins der famosesten weiblichen Bücher, das mir seit langem in die Hand gekommen.

Ich will einiges mitteilen. Es ist die Geschichte einer armen Künstlerfamilie, in deren Mittelpunkt ein temperamentvolles, wildes, pikantes Mädchen steht, noch ganz Knospe, Isolde. Der den Herrn des Hauses spielt, der Vater dieses wundervollen Geschöpfes, ist ein brutaler Lump, der uns nur summarisch als Schriftsteller und Reichstagsabgeordneter vorgestellt wird, ohne daß wir im Verlauf der Geschichte weiter durch die Einzelheiten seiner Leistungen oder Nichtleistungen in der kühlen, aber entschiedenen Abneigung alteriert werden, die uns die Verfasserin gleich in seiner Auftrittsszene wirksam suggeriert. Also eine Schablonenfigur, ein romanhafter Allerweltsmann, ohne herausgearbeitete Individualität. Viel bedeutender an psychologischem Reiz ist Isoldens Mutter, eine aufopferungsvolle, sanfte, duldende, bornierte Frau. Märtyrerin der Ehe, klänge pathetisch. „Halbtier“, auch zuweilen „Nachttier“, klingt moderner. Nachts, wenn der Herr Schriftsteller, Abgeordnete u. s. w. betrunken, lärmend heimkommt, trippelt sie in ihrem allerdings reizlosen Negligé diensteifrig herum, kocht dem Lüdrian schwarzen Kaffee und sucht ihn mit großer Energie vom Zimmer der Kinder fernzuhalten, damit diese den Zustand des sauberen Patrons nicht sehen sollen. Und so noch eine Fülle von charakteristischen Einzelheiten. Meines Empfindens ist die Schilderung dieser Frau und Mutter die ergreifendste und beste Partie des ganzen Buches. Eine Schwester Isoldens tritt, als sie heiratet, in die Fußstapfen der Mutter, der jüngere Bruder, der studiert, wird ein Lump in Folio, noch ärger, als der Vater. Auch dieser Bengel ist vorzüglich geschildert, knapp, plastisch, in überzeugender Wirklichkeitstreue.

Es kommen noch eine Menge anderer Leute vor: Bohémiens vornehmerer Marke, ein buddhistisches Ehepaar, kurz, ein ganzer Tiergarten, etabliert am Starnberger See. Gut darin ist namentlich eine etwas anrüchige Ausländerin, zum Glück reich und gastfreundlich, die den Verwesungsgeruch in Hirn und Herz

mit allerlei pseudogenialen Geistreichigkeiten zu parfümieren versteht. Ein weiblicher Talmi-Nietzsche. Aber alle diese Nebenfiguren, so breiten Raum sie auch einnehmen, sind nur zum geringen Teile gestaltet, zum größeren Teile sind sie bloß feuilletonistisch hingestrichen. Nur eine tritt kräftiger heraus, der Künstler Henry Mengersen, der denn auch in der zweiten Hälfte des Buches die offene oder verdeckte Führung übernimmt, bis er am Ende niedergeknallt wird von Fräulein Isolde.

Isolde betet ihn nämlich an, als Künstler und als Mann. Sie vergöttert ihn so blind und maßlos, daß die Geschichte einfach pathologisch wird. Diese Liebe ist die reine Tollhäuslerei. Isolde steht ihrem Abgott Modell, splitternackt. Er ist zwar erschüttert von soviel Enthusiasmus und Schönheit, hält aber nachträglich doch alles für Berechnung, um ihn zu fangen — er läßt sich nicht verblüffen, sondern geht hin und heiratet Isoldens Schwester. Isolde wird nun selbst plötzlich schöpferisch, arbeitet wie ein Narr, um die höchste Staffel der Kunst zu erklimmen. Natürlich kommen die Rückschläge und Abstürze. Hier ist manches überaus fein der Wirklichkeit abgelauscht und hübsch dargestellt, leider nur hübsch, nicht mit zermalmender, tragischer Gewalt, mit lähmender Wucht, wie sich's gebührte, um uns alle Schauer des unerbittlichen Schicksals übers Genick zu jagen. Man kann ganz behaglich die Katastrophe erwarten, keine Wimper zuckt. Das ist eminent weibliche Schriftstellerart, uns die grausigen Seelen-Katastrophen einzulöffeln, daß sie alle Schrecken verlieren. Geradezu dilettantisch aber sind die hier eingeflochtenen Exkurse und Visionen zur Frauenfrage.

Also schließlich erschießt Fräulein Isolde nicht sich, sondern ihren Schwager Mengersen, der sie, von Brunst gestachelt, in einem einsamen Gartenhaus überrascht und zwar in einem Stimmungsmoment, der, nach der tiefsinnigen These der guten Frau Laura Marholm, gerade „der richtige Augenblick" gewesen wäre.. Und dann läuft Isolde fort wie in einer Traumes-Apotheose, mit allerlei überschnappten Redensarten auf der Zunge. Wohin? In den Fluß? In eine Kaltwasserheilanstalt? Aufs nächste Polizeibüreau? Die Dichterin läßt uns freundlich die Wahl. Sie legt die Feder weg. Frau Böhlau glaubt, uns in diesem merkwürdig gemischten Buche das Weib als das „Halbtier" gezeigt zu haben. Ich habe den Eindruck, daß sie das Mannsvolk als Ganztier geschildert hat. Mit Ausnahme des edlen Buddhisten.

M. G. Conrad.

Philosophie.

G. Naumann: Antimoralisches Bilderbuch. Leipzig, H. Haessel. 1899.

„Der Heros dieses Buches ist Friedrich Nietzsche," sagt Naumann auf einer der ersten Seiten seines Buches. Und in der That enthält es kaum etwas anderes, als eine ziemlich reichhaltige Sammlung von Beispielen zu Nietzsches antimoralischen Thesen. Ähnlich wie Swoboda in seinen „Gestalten des Glaubens" zeigt, daß fast alles, was geglaubt wurde und noch geglaubt wird, zu anderen Zeiten als Irrtum und Häresie galt, so beweist Naumann an der Hand einer Unzahl von Thatsachen aus der Geschichte und Ethnologie, daß die moralischen Wertschätzungen ebenso wandelhaft und unbeständig sind und einem ewigen Werden und Wechseln unterliegen. Gelingt also auf diese Art der Beweis, daß es kein absolutes Gut und Böse giebt, so bleibt noch die Frage: wie kam überhaupt die Unterscheidung zwischen Gut und Böse zu stande? Naumann beantwortet sie wieder ganz im Sinne Nietzsches und sagt: „Im Anfang war

die Sitte." Unter „Sitte" ist jedoch nicht mehr zu verstehen, als die „herkömmliche Art, in bestimmten Fällen zu handeln". Es ist Thatsache, daß die Sitte sich mit den Verhältnissen und Bedürfnissen ändert, freilich nur unter einem wirklichen Zwang, denn ihrer Natur nach ist die Sitte dem Trägheitsgesetz unterworfen. Sie will bleiben, dauern, ewig sein. Eine Änderung der Sitte wird von dem konservativen Teil ihrer Anhänger, der stets in der Mehrzahl ist, als gefährlich und schädlich empfunden. Die Sitte wird vor dem Umsturz geschützt, indem man sie heiligt. Die Sitte wird zur Sittlichkeit. Alle Moral ist „Sittlichkeit der Sitte". Diese Umwandlung der Sitte zur Moral stellt Naumann an dem Beispiel: Mann und Weib, sehr schön dar. Er weist nach, daß die „Veredlung und Reinigung des sexuellen Verkehrs" nur das Produkt gemeiner Nützlichkeits- und Bequemlichkeitsrücksichten ist. Ähnliche Entweihungen begeht Naumann am Christentum und an einigen anderen sehr ehrwürdigen Dingen der modernen Seele.

Max Messer.

Sophia von Matthieu Schwann. Verlag von C. G. Naumann, Leipzig. 1899.

Dieses Buch enthält kein philosophisches System, denn ein solches muß — wie der Verfasser in der Vorrede ausführt — von selber werden. Es wäre thöricht, es künstlich konstruieren zu wollen. Als das Resultat eines langen Denkerlebens sehen wir es organisch sich entwickeln; unabsichtlich und allmählich verketten sich Gedanken und Erkenntnisse, die ihrer Entstehung nach vielleicht um Jahrzehnte auseinanderliegen, im Gehirn des Philosophen zu einem abgerundeten, festgefügten System. Diese ehrliche Erklärung Schwanns, ein solches System nicht geben zu wollen, nimmt von vornherein für sein Werk ein und erspart dem Leser jede Enttäuschung. Wir werden eingeführt in ein Leben geistiger Kämpfe und Arbeit, in die Werkstatt eines mutigen und unermüdlichen Ringers um eine neue Weltanschauung: eine „neue" Weltanschauung, insofern sie eine eigene ist. Denn wir alle sind ja überzeugt, daß die Erkenntnis unaufhaltsam fortschreitet, daß jede „neue Weltanschauung" von heute nur die Vorstufe zur „neuen Weltanschauung" von morgen ist. Der Kampf um die neue Weltanschauung ist nur ein Vorarbeiten am alten, ewigen Bau. Und jeder, der uns Neues vermitteln will, greift auch zurück nach Altem, längst Totgesagtem. Matthieu Schwanns Wurzelboden ist Nietzsche, Proudhon, Stirner, Schopenhauer und Dühring. Manche Nietzschekenner wird es überraschen, daß Schwann dessen unleugbar aristokratisch im antiken Sinne geformtes Ideal des Übermenschen zu einem demokratisch-altruistischen „Edelmenschen", etwa im Sinne Proudhons, umzudeuten versucht. Freilich glaubt Schwann, daß Selbstliebe (zu unterscheiden von der verächtlichen Selbstsucht) einst erkannt werden wird „als die rein und fröhlich sprudelnde Quelle des Altruismus". Altruismus selber aber sei nichts anderes, als „das stille, Länder und Völker umschließende Meer, in das alle Ichflüsse münden, und aus dem heraus die flüchtigen Gebilde steigen, die der aus der Tiefe sprudelnden Quelle neue, ewig neue Nahrung zuführen . . ." Schwann verwandelt das Ideal des Übermenschen zum Ideal des „Edelmenschen", will die Einheit zwischen Egoismus und Altruismus aufdecken und die Lebensliebe zur Menschenliebe verwandeln. In diesen Versuchen wandelt er eigene Wege und hält sein Versprechen glänzend, Philosophie des Lebens ohne die trügerischen Hülfsmittel der Metaphysik zu schaffen.

Max Messer.

Essay.

Acta diurna. Gesammelte Aufsätze von Anton Bettelheim. Neue Folge. Wien, A. Hartleben. 312 S.

Eine Besprechung der „neuen Lyrik“ beginnt S. 104 mit folgenden Sätzen:

„Wer in dem Wirrwarr unserer jüngsten Lyrik sich zurechtfinden will, hat eher über zu viel als zu wenig Wegweiser zu klagen. Es fehlt den Modernen nicht an eigenen Verlegern, eigenen Zeitschriften und marktschreierischen Lobrednern, die ihre eingebildeten Genies und echten Narren lärmend unter die Leute bringen wollen. Neuerdings haben sogar ernsthafter zu nehmende Kenner und Forscher den jungen Leuten besondere kritische Untersuchungen gewidmet, am besonnensten Alfred Biese ... am unbesonnensten Alexander Tille ... Angesichts dieser bald ehrlichen, bald windigen Betriebsamkeit zu Gunsten unserer ‚Neuesten‘ erwacht ab und zu selbst in ruhigen, urteilsfähigen Köpfen der Wahn, daß u. s. w.“ In diesen spaßhaften Überhebungston verfällt der gute Anton Bettelheim regelmäßig, wenn er von moderner Kunst und Dichtung spricht. Als wohlbestallter Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung“, „Cosmopolis“ und ähnlicher akademisch geaichter, geistig rückständiger Blätter, kann er sich ja solche Scherze erlauben; sie auch noch im Wiederabdruck in „Acta diurna“ zu buchen, ist sicher ein Luxus, auf den die gescheiteren Leser seiner Sammelaufsatzbände gern verzichten würden.

Auch kleinlichere Kniffe verschmäht er nicht, um sich an den Modernen auszuärgern. So, wenn er ihnen vorrechnet, wie die alten, großen Dichter — er zählt auch den Dichter der Müllerlieder extra mit auf — in den deutschen Tondichtern „wohlverwandte Bundesgenossen“ gefunden, so daß „die Melodie ihres Wortes auf Flügeln des Gesanges bis in die fernsten Fernen gehe“. „Es ist ein schlimmes Zeichen für unsere Jüngsten, daß ein Gleiches nur selten einem der Ihrigen, wie dem begabten Detlev v. Liliencron, widerfährt.“ Dieses „schlimme Zeichen“ übertreibt der gute Bettelheim bedeutend, ich weiß nicht, ob geflissentlich oder aus Unwissenheit. Auf meinem Notenpult liegen zahlreiche Lieder unserer Jüngsten, komponiert von ersten Meistern, verlegt von anerkannten Firmen: Lieder von Karl Henckell, Wilhelm Weigand, Hermann Conradi, Otto Julius Bierbaum, John Henry Mackay u. s. w.

Nächst den Modernen sind es besonders die bösen Zionisten — „Trutzjuden“ tauft er sie — die seine Galle erregen. Ihnen widmet er mehrere Aufsätze mit den bissigsten Ausfällen auf Nordau und Herzl. Litterarisch gehören diese Artikel zu den genußreichsten Partien des Buches. Wertvoll sind auch seine Studien zur Altwiener Theater- und Kunstgeschichte. Da geht ihm sein Altwiener Philisterherz auf, und was er vorbringt, ist interessant, wissens- und liebenswürdig. Am schwächsten sind seine litterarischen Chroniken. Für die ganze umwälzende künstlerische Bewegung in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts fehlt ihm vollständig das Organ: Wagner, Nietzsche — um nur die zwei größten Umwerter zu nennen — sind ihm absolut verschlossene Welten. Er versteht sie nicht und liebt sie nicht. Also spricht er Thorheit, so oft er ihr Reich berührt. Warum bleibt er nicht bei seinen Altwienern, bei denen er geistig und gemütlich daheim ist? Warum reibt er sich an Dingen, die ihn nichts angehen? Weil er ein moderner Journalist ist, der seine Hände in allem haben muß. Das aber freilich ist das einzig Moderne an Herrn Bettelheim — und das ist auch für

uns von fragwürdiger Qualität und wird wohl niemals unsern Beifall haben.

M. G. Conrad.

G. Hauptmann in Italien.

Gerardo Hauptmann e l'opera sua letteraria di Cesare de Lollis. Firenze Succ. Le Monnier 1899.

Von jenen lärmenden Märkten, in deren unglückseliger Hast um die armen Seelen der Dichter und Geister gefeilscht wird, kommt heute ein Buch als neues Zeichen ihrer regen Lebendigkeit. Cesare de Lollis kennt die Welt und die Presse dieser Tage, er rechnet mit Faktoren, die ihm bekannt sind, die ihm keiner entwinden kann. Vielleicht mag es sein, daß von jener anderen Warte aus, die von der räumlichen Entfernung als geistige Projektion gebildet wird, die Übersicht klarer und reiner erscheint, daß der Italiener die Bewegtheit und Unruhe der geistigen Ströme unserer nordischen Litteratur deutlicher erkennen, ihr System als organisches Getriebe klarer zu durchschauen vermag. Gewiß ist, daß es sogar für Näherstehende nicht allzu schwer wird, die wechselnde Entfaltung unserer litterarischen Neigungen in ihrem Zusammenhange und in ihren einzelnen Ursachen, in ihrer ganzen Abhängigkeit zu begreifen, weniger gewiß jedoch, daß die Wirkung infolge ihrer Entstehung aus tausend Ursachen nicht diametral ihrer Veranlassung gegenüberstehen könnte. Cesare de Lollis ist nicht der erste, der die verschiedenen Zusammenhänge zwischen den einzelnen Werken des blassen, schlesischen Dichters und den litterarischen Erscheinungen der Ibsen, Zola und Dostojewski begriff. So durfte er sich die Mühe sparen, für original zu gelten, so durfte er noch einmal sagen, was viele seiner Brüder und Kollegen schon herausgefunden, so konnte er sich auch im Bewußtsein jener „kompakten Majorität", die er hinter sich als von gleicher Gesinnung wußte, einen Ton aneignen und ihn durch alle Stufen seiner Kritikerweisheit hindurchführen, der siegesgewiß an Stelle des comprehendere das damnare setzt. Adolf Bartels schrieb über Gerhart Hauptmann ein schlechtes Buch; schlecht, weil der Stil miserabel und lückenhaft der Grund seiner Anschauungen war; Cesare de Lollis nahm sich diesen Rezensenten zum Muster und konnte so auf Erfolg rechnen bei einer Partei, die, von Mißgunst nicht frei, am Äußeren haftet und den geheimen Gang der Zeit, den stillen Fortschritt des Genies nicht deutlich zu spüren vermag.

Es ist die alte Geschichte: das „Promethidenlos" hat Childe Harold zum Paten; „Vor Sonnenaufgang" setzt sich aus „Baumeister Solneß" und Strindbergs „Vater" zusammen, Tolstois „Macht der Finsternis" nicht zu vergessen; das „Friedensfest" scheint von Ibsens „Gespenstern" und wieder von Strindbergs „Vater" veranstaltet; die „Einsamen Menschen" sind wahrscheinlich schwächliche Kinder des Maeterlinckschen „Aglavaine und Selisette", sie stammen aus „Rosmersholm", „Solneß" und Hermann Bahrs „Die neuen Menschen". Da ist es selbstverständlich, daß auch die „Weber" nicht Hauptmanns Eigentum zu nennen sind: de Lollis erinnert an Zolas Terre, la bête humaine und Germinal. „Baumeister Solneß" muß auch die „Versunkene Glocke" erklären helfen, Rautendelein nennt sich im Norden Hilde Wangel, und Heinrich, dem Glockengießer, fehlt wie dem Luftschloßbauer Solneß quella robusta coscienza, nella quale non possono, non del bono trovar posto i piccoli e immediati . . . „Sommernachtstraum", „Manfred", „Paer Gynt" werden nicht übersehen, „Faust" ebenso-

wenig. Ja, auch den „Fuhrmann Henschel" weiß de Lollis aus „Rosmersholm" und der „Macht der Finsternis" zu erklären.

Es ist in der letzten Zeit viel über Plagiate gesprochen worden, in Paris erschienen einige Artikel, die durch ihren fast unglaublichen Stumpfsinn, durch ihre natürliche Borniertheit sich berechtigtes Aufsehen und Beachtung verschafften. Es wäre über diese Art unsauberer Schnüffelei vielleicht zur Tagesordnung überzugehen, wenn nicht ein Testimonium in dieser Erscheinung zu finden wäre, darüber wir erröten müßten. Es erfreut demnach, Herrn Cesare de Lollis konstatieren zu können, daß sich in seinem Buche, das die Originalität eines Künstlers schulmeisterlich zu bemängeln versucht, nicht eine einzige originale Ansicht finden läßt, daß vielmehr jedes Urteil, jede Ansicht sich dem Bartelsschen Buche anschließt. Keineswegs wird man nun diesem Italiener alles Recht absprechen, seinen Volksgenossen deutsche Kritikerweisheit vorzusetzen, denn er thut es geschmackvoll und in einer nicht aufdringlichen Weise. Aber wir brauchen dergleichen Versuche nicht und bedauern, daß Hauptmann in Italien keinen besseren Propheten fand. Sein Tiefstes sagt de Lollis bei Gelegenheit der „Versunkenen Glocke", er spricht dort von den großen Künstlern und ihrer eigenen Welt, di quelli, che nell' oblio dell'arte senza fatica si spagliano della volontà del vivere. Er findet in Selin, dem Helden des Promethidenloses, in Loth und Vockerath, im „Apostel", in Heinrich die gleiche Persönlichkeit, den geheimsten, intimsten Zug Hauptmanns, der mehr als Ibsen das Werden des Neuen schildert und weniger im Helldunkel des nordischen Geistes weilt.

Wir werden immer vor Ibsen wie vor einem Monument stehen bleiben, dessen plötzliche Kraft und erschreckende Riesenhaftigkeit von unserem Gemüt Tribut, Bewunderung, ja, Anbetung fordert; nicht weniger aber wird manchem von uns seine große Gewalt moralischer Potenzen als eine bizarre, groteske Entwicklung eines engen gotischen Zimmers vorkommen, das, durch die unwiderstehliche Kraft des Genies emporgetrieben, sich zum breiten, ehrfurchtfordernden Dom gegen unseren Willen ausgereckt. So berührt in Hauptmanns Werk die scheinbare Abwesenheit fast aller moralischen Tendenzen (von den ersten Werken wird hier naturgemäß abzusehen sein) nach der ungeheueren Starre der Ibsenschen Imperative wohlthuend, es ist eine heitere Natur in ihm, die Lieblichkeit der mitteldeutschen Landschaft. Und sie ist es, trotz der brutalen Lebenswirklichkeit seiner Dramen, denn seine Schilderung ist so objektiv, daß man fast bedauert, in solchen Rollen und Vorgängen nicht mehr individuelle Kraft verbraucht zu sehen. Vielleicht merkte der Italiener es nicht so sehr, daß ein eigentlicher „Sturm und Drang", d. h. wahrhaft revolutionäre Kraft, die neue Worte schafft und mit den alten spielt wie mit morschen Lavablöcken, in dem Dichter „des Mitleids" kaum zu finden ist, denn die „Weber" täuschen ... Und doch sind gerade diese nur Schilderung, leider — nur Schilderung! — de Lollis hofft aber von Hauptmann, daß er, der doch in der Blüte seiner Jahre stehe, im Kampf gegen die Mode sich selbst finden werde: volere in arte non è certo potere: ma l'intima verietà dei propositi, che già traluce, è d'uopo confessaolo, dalla coscienza del H., presta dignità se non grandezza, all' opera d'arte. So schließt der Italiener mit günstigeren Perspektiven als Bartels. Hauptmanns wahrhaft klassisches Werk „Fuhrmann Henschel" ist das wertvolle Anzeichen einer kräftigen Zukunft. Man wird nicht ganz der Überzeugung sein

können, daß Hauptmanns Kunst die unsere sei in dem Sinne, als das Gewitter unserer Zeiten seinen Sturm und seine Blitze fordert; gerade das fehlt ihm, was unser Tiefstes erregt, und wenn er uns schauern macht, so ist in uns immer noch ein stiller See, dessen Wellen sich nicht kräuseln. Und dieser See ist eben die Zentrale unserer geistigen Funktionen, und wer ihn erregt, der kennt unsere Not und unser Elend, unsere Kraft und Hoffnung, und je wilder er diese Wellen branden läßt, um so mehr sind wir sein, um so mehr wird er Heiland und Geist Gottes für uns, die wir vor ihm erschauern ... Ob Cesare de Lollis davon etwas ahnt? Ich glaube es nicht. Otto Reuter.

Französische Litteratur.

Georges Ohnet hat seinen siebzehn „Batailles de la vie“ eine achtzehnte folgen lassen, die sich von den Vorgängern in der Hauptsache dadurch unterscheidet, daß das bei Ollendorff erschienene Buch den Titel „Roi de Paris“ führt, im übrigen bedeutet diese jüngste „Lebensschlacht“ nichts weiter als eine neue Niederlage in dem litterarischen Feldzuge, den Ohnet nun an die zwanzig Jahre mit der in seinem Falle selten einhelligen Kritik führt: Man hat es sich längst abgewöhnt, die Romane des Schöpfers des „Hüttenbesitzers“ nach künstlerischen Maßstäben zu messen, aber so hülflos hat sich die Ohnmacht dieser abgewirtschafteten Fabulierkunst doch noch nicht offenbart wie in diesem „König von Paris“, einer Kriminalgeschichte schlimmster Sorte, mit der Ohnet glücklich auf dem Niveau des Gaboriau, Montépin, du Boisgobey, und wie sie sonst noch heißen, die Meister der sensationslüsternen Feuilletonbelletristik, angelangt ist. Es verlohnt sich wahrlich nicht der Mühe, auf die plumpe, mit dem bekannten Schuß Frivolität und versteckter Lüsternheit gewürzte Geschichte näher einzugehen und all den bitterbösen und unmenschlich guten Gestalten beiderlei Geschlechts, die da von Ohnets Gnaden leben, lieben und ihr abenteuerliches Wesen treiben, kritisch ins Gesicht zu leuchten. Die absolute Wertlosigkeit der jüngsten Hervorbringung der Ohnetschen Muse überhebt einen glücklicherweise dieses peinlichen und unnützlichen Geschäfts.

Henry Gréville, Ohnets geistesverwandte Schwester in Apoll, hat die nahezu fünfzig Bände umfassende Bibliothek ihrer Unterhaltungsromane um ein neues Buch vermehrt, das unter dem Titel „Villoré“ soeben bei Plon erschienen ist. Das ist ein Ereignis, das sich etwa alle sechs Wochen wiederholt und nur noch bei den Abonnenten der Leihbibliotheken Interesse zu erregen vermag.

Maurice Leblanc studiert das oft behandelte Ehebruchsproblem in einem prächtig illustrierten Roman, der den Titel „Voici des Ailes“ führt und bei Ollendorff zur Ausgabe gelangte, dem Zuge der Zeit folgend in idealer Konkurrenz mit dem Radfahrsport, ein Verfahren, das in jedem Falle den Reiz der Originalität für sich in Anspruch nehmen kann. Zwei befreundete Ehepaare, Guillaume und Madeleine d'Arjots und Pascal und Regine Fauvières, die im Trubel des gesellschaftlichen Lebens keine Zeit gefunden, intimere seelische Bekanntschaft miteinander zu machen, holen das Versäumte auf einer Radfahrtour, die sie zu viert nach Dresden unternehmen, so gründlich nach, daß sie unterwegs zu der Erkenntnis kommen, daß es besser ist, wenn Guillaume hinfort mit Regine und Pascal mit Madeleine weiter durchs Leben radeln. So geht alles gut und friedlich aus, und der nachdenkliche Pas-

cal, der wie allen Dingen auch dem verzwickten Organismus des Velocipeds tiefgründige, philosophische Betrachtung widmet und eine förmliche Ästhetik und Psychologie des Fahrradsports zu geben bemüht ist, hat allen Grund, der geliebten Maschine, die ihn von einer flatterhaften Frau befreit und zu einer passenderen Lebensgefährtin verholfen hat, einen neuen, begeisterten Lobhymnus zu singen. Das Schönste an der kecken, halb ironisch, halb ernsthaft erzählten Geschichte sind aber die reizenden Bilder, mit denen Lucien Metivet den Band geschmückt hat. So tritt das prächtige Illustrationswerk den von demselben Künstler illustrierten Büchern von Valdange, Catulle Mendès und Silvestre, die im Rahmen der Kollektion erschienen sind, als würdiger Genosse zur Seite und darf wie jene der beifälligen Aufnahme in der Bücherwelt gewiß sein.

Charles Foleys im gleichen Verlage erschienenen „Petites Amoureuses“ enthalten eine bunte Auslese von Skizzen, Novelletten und humoristischen Kleinigkeiten, aus denen allen das lustige Gekicher jener Gauloiserie herausklingt, die eine eigene Spielart des französischen Schrifttums herausgebildet hat.

Plons illustrierte Wochenschrift „La Revue hebdomadaire“, die sich andauernd in der Gunst des Lesepublikums behauptet, veröffentlichte in den bisher erschienenen Heften des siebenten Jahrgangs wieder eine ganze Reihe historischer und zeitgeschichtlicher Beiträge, unter denen die Schilderungen des Aufstandes auf Kuba, über den Baron Antomarchi als Augenzeuge berichtet, General Fleurys Kriegserinnerungen und die von Frau Loyer de Maronne herausgegebenen „Souvenirs sur Charlotte Corday par une amie d'enfance“ besonders hervorgehoben seien, unter den Romanen nenne ich neben Gladès' „Resistance“ und Jules Bretons „Ames sastistes“, die von Bourget besorgte Übersetzung des „Pays de Cocagne“ von Matilde Serao und eine Übertragung des holländischen Meisterwerkes „Majesté!“ von Couperus. Interessante Reiseschilderungen, Chroniken und fesselnde Plaudereien bilden den weiteren Inhalt dieser selten reichhaltigen und abwechselungsreichen Zeitschrift.

Die „Revue du Palais“ eröffnet ihren zweiten Jahrgang mit einer hochinteressanten litterarischen Kuriosität, den nachgelassenen, geharnischten „Lettres d'exil“ des temperamentvollen Jules Vallès, daneben finden wir eine gehaltvolle Studie über Alphonse Daudet aus der Feder Georges Rodenbachs, Victor du Bleds wertvolle Untersuchungen über die französische Gesellschaft des 17. und 18. Jahrhunderts, Romane von Jean Psichari und Leo Claretie u. a. m. Wie dieses so lassen auch die folgenden Hefte erkennen, daß es sich die Schriftleitung mit Geschick angelegen sein läßt, der jungen Monatsschrift ihren eigenartigen Charakter und ihre Ausnahmestellung zu wahren und zu erhalten.

Alfred Götze.

Japanische Litteratur.

Geschichte der japanischen Litteratur. Von W. G. Aston, C. M. G., D. Lit. (London, William Heinemann. 6 l.)

Unter all den verschiedenartigen Serien-Ausgaben, wie sie uns jetzt so überreich beschert werden, nehmen nur einige wenige, dank einer in jeder Hinsicht tadellosen Ausführung, eine hervorragende Stellung ein, und unter diesen wenigen kennen wir wiederum keine bessere, als die „Short Histories of the Literature of the World“, herausgegeben von Mr. Edmund Gosse. Ein halbes Dutzend Bände sind bereits

erschienen und jeder einzelne kann als ein Muster von Vollkommenheit gelten. Nun hat die Serie der „Short Histories“ einen neuen Zuwachs erfahren und dieses zuletzt erschienene Werk, das die Litteratur Japans behandelt, wird ohne Zweifel zugleich mit einem gewissen Gefühl der Neugierde zur Hand genommen werden, da die Litteratur dieses Landes doch noch für die meisten Leser ein unbekanntes Gebiet sein dürfte. Gelehrten und den Lesern gelehrter Abhandlungen wurden wohl gelegentlich ganz flüchtige Einblicke in diese voluminöse, über zwölf Jahrhunderte sich erstreckende Litteratur gewährt. Aber bei diesen flüchtigen Einblicken blieb es auch. Zu einer folgerichtigen Darstellung der japanischen Litteratur war bis jetzt noch nicht einmal der Versuch gemacht worden.

Mr. Aston, der eine Zeitlang japanischer Sekretär bei der britischen Gesandschaft in Tokio war, fand darum ein völlig neues Feld für seine Arbeit vor und er bewältigte die Aufgabe mit einem Geschick, das um so bewundernswerter ist, wenn alle die Schwierigkeiten einer solchen Übersetzung in Betracht gezogen werden.

Eine der Hauptschwierigkeiten besteht darin, daß das japanische Wort sich in vielen Fällen nur annähernd mit demselben Wort in englischer Übertragung deckt, nicht selten aber auch ganz falsche Ideenverbindungen wachruft. So ist zum Beispiel der Karasu nicht eine richtige Krähe, sondern ein Corvus Japonensis, eine größere Vogelart, als die unsere, mit anderem Schrei und anderen Gewohnheiten. Vom Kirschbaum wiederum schätzt man in Japan nicht die Frucht, sondern nur die Blüte, die als Königin der Blumen gilt, während man im Rosenstrauch nichts weiter als einen Dornenbusch sieht. Und Baldrian, der in uns unwillkürlich die Erinnerung an Katzen wachruft, gilt dort, was die Rosenknospe bei uns gilt: als das Symbol erblühender Weiblichkeit. Was bleibt nun gar dem Übersetzer zu thun übrig mit jenen Blumenarten und Blumennamen, die dem Japaner so vertraut sind, wie Maßliebchen und Narzissen dem Engländer, für die ihm aber nur solch schlechtklingende Benennungen wie Lespedeza, Platycodon grandiflorum oder Deutzia scrabra zu Gebote stehen?

In der Denk- und Fühlweise ist der Unterschied, obwohl im ersten Augenblick weniger in die Augen fallend, ein noch stärkerer. Nehmen wir einmal das japanische Wort für Gewissen — honschin. Es bedeutet für den Japaner „das eigentliche Herz“ und er knüpft die Theorie daran, daß das menschliche Herz absolut gut und das Gewissen nur die Stimme sei, die in ihm spreche. Und wenn die Worte, die der Japaner für Gerechtigkeit, Tugend, Keuschheit, Ehre, Liebe u. s. w. hat, sich auch im wesentlichen mit dem Sinn in unserer Sprache decken, so bleiben doch immer noch eine Menge feiner Unterschiede, die bei einer Übersetzung leider verloren gehen müssen.

Die Geschichte der japanischen Litteratur beginnt, nach Mr. Astons Einteilung, mit der „alten Periode“, d. h. mit dem Jahre 700 nach Christus, einer Zeit, die zwar nur wenige litterarische Merksteine hinterlassen hat, die aber aus anderen Gründen von höchster Bedeutung für die Entwicklung der japanischen Litteratur geworden ist, weil erstens in jene Periode die Einführung der Schreibkunst fällt, die zugleich die erste Bekanntschaft mit Chinas Litteratur und Geschichte vermittelte, und zweitens, weil zur selben Zeit die Verbreitung der buddhistischen Religion ihren Anfang nahm. Diese frühste Periode ist nur durch eine kleine Anzahl höchst primitiver Gedichte oder Gesänge und einiger Gebete in Prosa vertreten, und all diesen Ar-

beiten merkt man mehr oder weniger an, daß sie unter dem Einflusse chinesischer Litteratur entstanden sind.

Der Verfasser des Werkes hat sehr klug daran gethan, eine ganze Menge Übersetzungen von Arbeiten hervorragender japanischer Schriftsteller zu bringen, und die beste Empfehlung für sein Buch dürfte es wohl sein, eine dieser Übersetzungen hier zu bringen. Aus dem Kojiki, einer Sammlung alter Legenden, die aus dem 8. Jahrhundert stammen, giebt uns Mr. Aston folgende kleine, gewiß überraschende Erzählung:

Ein japanischer Perseus. Der Gott Haya-Susa no wo, der seiner Missethaten wegen aus dem Himmel verbannt wurde, stieg zur Erde hernieder und landete an dem Ufer eines Flusses in der Provinz Idzumo. Da gewahrte er ein Eßstäbchen, das mit der Strömung schwamm.

Seine Gottheit Haya-Susa no wo dachte, daß wohl stromaufwärts Leute wohnen müßten, und machte sich sofort auf, um nach ihnen zu suchen. Da fand er einen alten Mann und eine alte Frau, beide weinend. Ein junges Mädchen saß zwischen ihnen. Er fragte: „Wer seid Ihr?" Der alte Mann antwortete: „Dein Diener ist ein Gott dieser Erde und sein Name ist Ashinazuchi, der Sohn des großen Gottes der Berge. Der Name meines Weibes ist Tenadzuchi, und meine Tochter wird Kushinada hime genannt." Er fragte weiter: Warum weinet Ihr?" Er antwortete: „Ich habe acht Kinder gehabt, lauter Mädchen; aber die achtköpfige Schlange von Koshi kam Jahr auf Jahr und verschlang sie. Jetzt ist gerade die Zeit, wo sie wieder kommt, und darum weinen wir." „Beschreibe mir diese Schlange," sagte Haya-Susa no wo. „Ihre Augen sind so rot wie die Winterkirsche. Sie hat einen Körper mit acht Köpfen und acht Schwänzen, und der ganze Körper ist mit Moos, Tannen und Cedern bewachsen. Sie ist so lang, daß sie acht Thäler und acht Hügel bedeckt. Ihr Bauch ist immer blutig und entzündet anzusehen." Darauf sagte seine Gottheit Haya-Susa no wo zu dem alten Mann: „Wenn dies Eure Tochter ist, wollt Ihr sie mir geben?" „In Ehrfurcht sei es gesagt," erwiderte der alte Mann, „ich kenne nicht Euren wohlwerten Namen." „Ich bin der ältere Bruder der Sonnen-Göttin und jetzt auf die Erde gekommen," antwortete Susa no wo. Die Gottheiten Ashinadzuchi und Tenadzuchi sagten: „Wenn dies der Fall ist, geben wir Euch in aller Ehrfurcht unsere Tochter." Haya-Susa no wo nahm das junge Mädchen und verwandelte es flugs in einen vielzinkigen Kamm, den er sich ins Haar steckte, und dann sagte er zu den Gottheiten Ashinadzuchi u. Tenadzuchi: „Brauet jetzt einen saké von achtfacher Stärke. Auch macht einen Zaun hier herum und in diesen Zaun macht acht Thüren, und an jede Thür stellt Ihr acht Ständer, und auf jeden Ständer einen saké-Kübel und jeden saké-Kübel füllet mit dem saké von achtfacher Stärke. Dann wartet."

Nachdem sie alles vorbereitet hatten, wie es seine Gottheit befohlen, warteten sie. Die achtköpfige Schlange kam wirklich, genau so, wie sie sie beschrieben hatten. In jeden Kübel steckte sie einen ihrer Köpfe und leckte den saké heraus. Davon wurde sie betrunken und alle Köpfe legten sich hin, um zu schlafen. Nun kam Haya-Susa no wo schnell herbei, zog sein zehn Spannen langes Schwert aus dem Gürtel und tötete damit die Schlange, so daß die Wogen des Flusses sich mit Blut färbten. Aber als seine Gottheit auch den mittleren Teil des Schwanzes spalten wollte, brach die Spitze seines Schwertes ab. Neugierig, was wohl die Ursache davon sein könnte, zerteilte er den Schwanz und fand dort ein großes,

scharfes Schwert. Er nahm das Schwert, und da ihm die Entdeckung sehr wunderbar erschien, teilte er sie der Sonnengöttin mit. Dieses ist das große Schwert Kusanagi." (Herb-queller.)

In der japanischen Poesie sucht man vergebens nach langen Dichtungen. Da giebt es weder eine Iliade, noch eine göttliche Komödie oder ein Nibelungenlied, überhaupt nicht eine einzige Dichtung, die man auch nur annähernd episch nennen könnte. Die Erzählungen in gebundener Sprache sind sehr selten und ebenfalls kurz; man findet nur zwei oder drei Balladen mit einer Nüance ins Sentimentale. Didaktische, philosophische, sentimentale und satirische Gedichte glänzen durch vollkommene Abwesenheit. Die Muse der Japaner giebt sich mit solchen Dingen nicht ab und selbst wenn sie sich damit befaßte, wäre ein Erfolg auch noch sehr zweifelhaft. Erst im 14. Jahrhundert erscheinen dramatische Dichtungen, in denen ein bestimmtes poetisches Element verwertet wird.

Kurz, die Poesie Japans beschränkt sich nur auf Lyrik, und da uns ein besseres Wort dafür mangelt — auf Epigramme. Ursprünglich wollte man nichts weiter, als Gefühlsbewegungen ausdrücken. Da giebt es heiße Liebesgedichte, Verse, aus denen die Sehnsucht nach Heimat und Freunden spricht, Lobgesänge auf Liebe und Wein, Elegien an den Tod und Klagen über die Unbeständigkeit des Lebens. Den meisten Raum nehmen die Gedichte ein, in denen die Schönheiten der Natur gepriesen werden: der Wechsel der Jahreszeiten, das leise Murmeln der Bäche, der Schnee auf dem Berge Fuji, die Wellen, die ans Ufer schäumen, der Seetang, der nach dem Lande treibt, das Singen der Vögel, das Summen der Insekten, sogar das Quaken der Frösche, das Hüpfen der Forellen in den Bergbächen, die ersten Schößlinge, die das Farrenkraut im Frühling treibt, das Röhren der Hirsche im Herbst, die roten Tinten des Ahorns, Mond, Blumen, Regen, Wind und Nebel sind die Dinge, die der japanische Poet mit Vorliebe besingt. Rechnen wir noch einige höfische und patriotische Ergüsse, ein Unzahl mehr oder weniger hübscher geistreicher Einfälle, und einige wenige Gedichte religiösen Inhalts dazu, so dürfte die Aufzählung ziemlich vollkommen sein.

Hochinteressant ist es, zu erfahren, welch' große Rolle weibliche Schriftstellerinnen in der alten Litteratur Japans spielten, und der folgende kleine Auszug aus Mr. Astons fesselndem Werke soll die Leser mit der einen von den zwei größten und bemerkenswertesten Arbeiten der klassischen Periode (800 bis 1186) bekannt machen. Beide Werke stammen von weiblichen Autoren. „Genji Monogatari" ist ein Roman von erschreckender Länge — er läuft über vier tausend Seiten — aber Mr. Aston hat es nachzuweisen verstanden, daß es trotzdem ein bedeutendes Buch ist.

Murasaki no Skikibu, die eine der beiden Autorinnen, hat mehr gethan, als nur einen erfolgreichen Roman geschrieben. Wie Fielding in England, kann sie in Japan für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, überhaupt die Schöpferin dieser Gattung, d. h. der Prosaerzählung in Anlehnung an das wirliche Leben zu sein. Ihrer Art nach ist sie mehr Richardson, dem großen Zeitgenossen Fieldings, verwandt. Vor ihrer Zeit finden wir ausschließlich kurze Erzählungen, alle sehr romantischen Charakters, weit entfernt von der Wirklichkeit des täglichen Lebens. „Genji Monogatari" aber ist realistisch im besten Sinne des Wortes. Hier finden wir Männer und Frauen geschildert, ganz besonders aber Frauen, in ihrem alltäglichen Leben und ihrer alltäglichen Umgebung, ihren Empfindungen und Leiden-

schaften, Fehlern und Schwächen. Die Autorin geht nicht darauf aus, ihren Lesern Schrecken einzuflößen, oder sie das Gruseln zu lehren, sie verabscheut alles, was sensationell, unnatürlich oder unwahrscheinlich ist. Ein Held, wie ihn sich Bakin Tametomo, ein Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, leistet, der in jedem Auge zwei Pupillen hat, dessen einer Arm länger ist als der andere, und der, nachdem er von einem mehrere tausend Fuß hohen Felsen hinabgestürzt ist, sich sofort erhebt, als ob gar nichts geschehen wäre, und einen meilenweiten Weg nach Hause zurücklegt, würde ihr ebenso lächerlich erschienen sein, wie uns. Nur selten findet man Szenen, die ausgesprochen auf dramatischen Effekt hingearbeitet sind, und das wenige, was das Buch an Wunderbarem oder Übernatürlichem enthält, mag von den Lesern jener Zeit gern geglaubt worden sein. Die Erzählung fließt leicht und ungezwungen von einer Szene zur anderen und bringt uns aus dem damaligen Leben und der Gesellschaft Kiotos solch abwechselungsreiche und minutiös gezeichnete Bilder, wie wir sie aus dieser Periode über kein anderes Land besitzen."

Es ist soviel Neues und Interessantes in Mr. Astons Werk, daß man Spalten zitieren möchte. Aber das Angeführte genügt wohl schon, um einen Begriff von der Mannigfaltigkeit dieses einzigartigen Buches zu geben. Mr. Aston ist ein Pionier auf einem neuen litterarischen Felde, und darum verdient seine Arbeit umsomehr Beachtung. Liest man sein Buch, so lernt man die Freude kennen, die die Erwerbung neuer Kenntnisse stets bereitet. Die Litteraturgeschichte Japans ist, wie man aus dem Vorhergesagten wohl schon ersehen konnte, mehr als ein trockenes Geschichtswerk; sie ist durch die verschiedenartigen interessanten Auszüge eine prachtvolle Unterhaltungslektüre, und macht auf die fesselndste Weise mit der Litteratur eines Landes bekannt, das man, nicht ganz mit Unrecht, schon das England des Ostens genannt hat.

Aus „The Lit. World". Deutsch von Thea Kraus-Ettlinger.



Büchertisch.

Adler, Friedrich, Neue Gedichte. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 8°. 88 S.

Barnè, J. M., Der kleine Pastor. Roman. Deutsch von M. Barnewitz. Gr. Lichterfelde, Edwin Runge. 8°. 343 S.

Böttcher, Karl, Aus geweihten Landen. Reisebriefe aus Palästina rc. Leipzig, Bernh. Franke. 8°. 212 S.

Derselbe, Rund um Afrika. Leipzig, B. Elischer Nfl. 8°. 209 S.

Derselbe, Ausgewiesen. Drama in 4 A. Berlin, Ernst Stieber. 8°. 104 S.

Claar, Emil, Weltliche Legenden. Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta. 8°. 199 S. Geb. M. 4,—.

Clemens, Justus, Strafrecht und Politik. Berlin, Otto Liebmann. 8°. M. 1,60.

Ewart, Felicie, Goethes Vater. Eine Studie. Hamburg, Leopold Voß. 8°. 104 S. M. 2,—.

Geijerstam, Gustav, Das Haupt der Medusa. Roman. Deutsch von Françis Moro. 2. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8°. 284 S. M. 2,—.

Graf, Wilhelm, Leben im Leben. Gedichte. Worms, Julius Stern. 8°. 80 S.

Greinz, Rudolf, Über Berg und Thal. Geschichten aus Tirol. 2. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8°. 332 S. M. 3,—.

Haushofer, Max, Allerhand Blätter. Geschichten. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 8°. 291 S.

Hofmann, Ludwig von, Skizzen und Buchschmuck a. d. Kunstzeitschrift „Pan". Berlin, F. Fontane & Co. 4°. 19 Blatt.

Jahn, Ernst Reinhold, Zwerchfelltupfer. Lustige Geschichten. Dresden, E. Pierson. 8°. 396 S. M. 3,—.

Lessing, Theodor, Einsame Gesänge. Dresden, E. Pierson. 8°. 270 S. M. 4,—.

Lothar, Rudolf, Halbnaturen. Wiener Roman. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 8°. 335 S.

Nagel, Sgfr. Robert, Drollige Geschichten. Dresden, E. Pierson. 8°. 107 S. M. 1,70.

Pfungst, Arthur, Neue Gedichte. 2. Aufl. Berlin, F. Dümmler. 8°. 104 S. M. 2,—.

Penzoldt, Prof. Dr. F., Das Medizinstudium der Frauen. Jena, Gustav Fischer. 8°. 26 S. M. 0,60.

Pichler, Adolf, Allerlei Geschichten aus Tirol. 3. Aufl. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 8°. 413 S.

Renner, Dr. August, Das lyrische Wien. Eine moderne Lese. Wien, Georg Szelinski. 8°. 60 S.

Schäfer, Theodor D., Evangelisches Volkslexikon. Heft 3—6. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 8°. Seite 129—384. à 0,50 M.

Schaßheitlin, Adolf, Saturnische Phantasien. 2. Aufl. Berlin, S. Rosenbaum. 8°. 156 S. M. 2,—.

Derselbe, Gedichte. 2. Aufl. Ebenda. 8°. 208 S. M. 3,—.

Schaich, Roman, Armut. Schauspiel in 3 Akten. Leipzig, Otto Weber. 8°. 82 S. M. 2,25.

Schlaf, Johannes, Helldunkel. Gedichte. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 8°. 108 S. M. 3,—.

Derselbe, Die Feindlichen. Drama in 4 Akten. Ebenda. 8°. 99 S. Brosch. M. 1,50, geb. M. 2,—.

Seilnitz, Max, Meine Erfahrungen auf dem Gebiete des Spiritismus. Leipzig, Oswald Mutze. 8°. 107 S. M. 2,—.

Silberstein, August, Der verwandelte Ahasver. Poetische Glas- und Rauchbilder im St. Peterskeller zu Salzburg. Leipzig, W. Friedrich. 8°. 61 S. M. 1,80.

Smith, Dr. A., Über Temperenz-Anstalten u. Volksheilstätten für Nervenkranke. Würzburg, A. Stuber. 8°. 70 S. M. 0,60.

Sohnrey, Heinrich, Die Leute aus der Lindenhütte. Niedersächsische Walddorfgeschichten. Bd. I. Friedesinchens Lebenslauf. 3. Aufl. Mit Buchschmuck von O. Ewel. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 8°. 439 S.

Stöcker, Helene, Das Mädchengymnasium im preußischen Abg.-Hause. Berlin, Dr. A. Gebsere. 8°. 14 S.

Suttner, A. G. von, Die Tscherkessen. Roman. Dresden, E. Pierson. 8°. 448 S. M. 5,—.

Telmann, Conrad, Vaterrechte. Roman. Dresden, C. Reißner. 8°. 230 S.

Trojan, Joh., Hundert Kinderlieder. Berlin, Freund & Jeckel. 8°. 160 S. M. 2,—.

Wiegand, J., Leidenschaften. Novellen. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 8°. 186 S.

Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, Friederike Sophie. Memoiren. 10. Aufl. 2 Bde. Leipzig, H. Barsdorf. 221 u. 269 S.

Wolf, Carl, Geschichten aus Tirol. 4. Samml. Innsbruck, A. Edlinger. 8°. 213 S. M. 3,20.

* Der Kyffhäuser. Deutsche Monatshefte für Kunst und Leben. I. Jahrg. 1. Heft (April 1899). Schriftleitung: Hugo Greinz. Linz a. D. 4°. 32 S. pro Quart. M. 2,—(1 Fl. 20 Kr.).

* * *

Musikalien (Lieder).

Ludwig, August, Gigerlette-Couplet-Walzer. (Bierbaum.) Op. 35, Nr. 18. Gr. Lichterfelde. Selbstverlag.

Derselbe, Walzerlied. (G. Falke.) Op. 45, Nr. 8. Ebenda.

Arzt, Hugo, zwei Lieder. (M. Greif, J. Wolff.) Mainz, B. Schott Söhne.

Frank, Max, Großmütterchen. (C. Busse.) Ebenda.

Gutheil, Gustav, Lieder und Gesänge. (Dahn, Wolff.) Ebenda.

Jacobi, Martin, zwei Lieder. (Eggers, Kletke.) Op. 13. Ebenda.

Derselbe. Aus der Kinderwelt. (6 Ged. F. Schanz, Flinzer, Trojan, Löwenstein.) Op. 19. Ebenda.

Köhler, Bernhard, 3 Lieder. (K. F. Meyer, Köhler, Heine.) Ebenda.

Strauß, Oskar, 5 Lieder. Op. 39. (Brociner, C. Sylva, Mörike, F. Flemming.) Ebenda.

Weißheimer, W., 5 Lieder und Balladen von Goethe. Ebenda.

Derselbe, 3 Lieder. (Bodenstedt, Cornelius, O. Flemming.) Ebenda.

Pery, M., 6 Lieder. (Zoozmann, Adelmann, Schnakenburg.) Ebenda.

Derselbe, zwei Frühlingslieder. (Redwitz.) Op. 20. Ebenda.

Hermann, Hans, fünf Lieder. (K. F. Meyer, J. Grun.) Op. 9. Magdeburg, Heinrichshofen.

Hilbach, Eugen, 5 Kinderlieder. (G. Lang, Trojan, Hey, Lohmeyer.) Op. 21. Ebenda.

Derselbe, 7 Lieder u. Balladen. (Roderich, Geibel, Grillparzer, Seidel, Busse, Toly, Stieler.) Op. 22. Titelbild von Fidus. Ebenda.

Derselbe, Jesuslied. Op. 23. Ebenda.

Fielitz, Alexander von, 4 Liebeslieder. (Neugriech. Volkslieder.) Op. 68. Ebenda.

Hermann, Hans, 7 Lieder aus der Jugendzeit. (Conradi, Sylva, Vulpinus.) Titelbild von Fidus. Ebenda.

Hey, Julius, 4 Duette. Op. 13. (W. Hey, F. Güll, Godin.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. Titelbild von P. Hey.

Gerlach, Theodor, Gesprochene Lieder. (W. Müller, Rückert, Baumbach, M. Schnitzer, Castelli.) Mit Klavierbegleitung. Op. 16. Heinrichshofen, Magdeburg.

Mauke, Wilhelm, 4 Gesänge von Max Bruns. Op. 34. Berlin, C. A. Challier & Co.

Krause, Karl Otto, 5 Lieder. (Hartleben, R. Ziegler, O. Welten, J. Kis.) Ebenda.

Becht, Julius, 5 Lieder. (Weitbrecht, Dubois, Träger, Ambrosius.) Ebenda.

Landshoff, Ludwig, 6 Gesänge. (F. Evers, R. Dehmel, O. E. Hartleben.) Op. 1. Ebenda.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“ von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.



Band III. * 1899. * Heft 2.

Deutsche Kultur.

Von Michael Georg Conrad.
(München.)

Deutsche Kultur! Haben wir eine deutsche Kultur? Was verstehst du darunter? fragt man zurück. Ungefähr was Richard Wagner darunter verstand. Oder eine modernere Nüance, was Friedrich Nietzsche darunter versteht. Man erinnere sich an seinen typischen „Bildungsphilister", an den Steckbrief, den er ihm in „Strauß, der Bekenner und Schriftsteller", ausgefertigt. Das giebt ein sicheres Bild. Die Definition nach der Schulregel gäbe in diesem Falle nichts als Vorwand zu unendlichen und unnützen Wortgefechten. Wenn Ihr's nicht mit Augen seht, nicht mit Händen greift, nicht empfindet — was sollen Worte?

Wer nicht frei ist von nationaler Wehleidigkeit, kann da auch nicht mitsprechen. Seine Nervosität bringt gleich einen falschen Ton hinein, verlegt die Accente. Er kommt gleich mit konfusen Zwischenschiebseln und fragt halb empört, halb ironisch: „Haben denn die Slaven etwas, was sich mit deutscher Kultur nur einigermaßen vergleichen ließe? Oder die Romanen von heute? Oder ist etwa die angelsächsische Kultur soviel mehr wert, als die deutsche?"

Und dann will ein dritter beispringen und uns zu Gefallen sein mit allerlei Bosheiten, die er sich aus politischen Aktualitäten preßt:

„Ja, es muß was Schönes sein um die deutsche Kultur, wenn in der obersten Vertreterschaft der Nation, im deutschen Reichstag, Kunstdebatten à la Doktor Lieber, oder die Einbringung einer lex Heinze oder einer Zuchthausvorlage möglich sind.“

Die Bosheit eines vierten zielt am Ende noch höher hinauf — wir bedecken uns schleunigst den gefährdeten Kopf und erklären die Debatte für geschlossen. Kultur so oder so, in Freiheit atmen, ist in jedem Falle doch das beste. Gewisse Straflisten sind in unserem lieben Vaterlande kompromittierender, als unreine Wäsche und schmutzige Fingernägel und vollständiger Mangel ästhetischer Bedürfnisse.

Und nun sind wir ja gottlob mittendrin in der deutschen Kultur. Ganz unvermutet. Und die geistige Feindschaft ist fertig. Die Wohlgesinnten — aha, kennt Ihr sie? — deuten mit dem Finger auf uns, damit uns die Polizei mit einem Vermerk beehre. Plötzlich sind wir verdächtig. Noch einen Schritt in die Öffentlichkeit und man legt uns geheime Schlingen oder schlägt mit journalistischen Knüppeln los.

Wie gesagt, in Freiheit atmen ist das beste. Nur daß auch der Atem nicht zu weit ausschwelle oder tönend und sonor werde. Es ist unglaublich, wie man sich bei den elementarsten Funktionen, bei den primitivsten Genüssen zusammennehmen muß, damit man ohne Anfechtung im Kulturstaate hausen kann.

Die kleine Maler-Exzellenz in Berlin wurde den deutschen Künstlern als hell leuchtendes Beispiel und einzig nachahmenswertes Vorbild vorgestellt, weil sie in ihren Bildern die hohenzollernsche Dynastie verherrlicht. Reinhold Begas ist unser Michelangelo. Artilleriemajor und Dramaturg Joseph Lauff wächst sich langsam, aber sicher, zu unserm Shakespeare aus.

Wir sind mittendrin in der deutschen Patentkultur — was wollen wir denn mehr? Wir wandeln in ihr wie in einer Siegesallee mit elektrischer Beleuchtung. Und unter jeder Bogenlampe stehen zwei Schutzmänner in voller Ausrüstung, damit keine Gesetzwidrigkeit passiert. Ich verlange gar nichts mehr.

In den Vereinigten Staaten schleppen die Eisenbahnen ganze Bibliotheken mit, damit die Verkehrsbeamten in ihren dienstfreien Stunden sich sofort ein geistiges Vergnügen leisten können. Wenn ein amerikanischer Millionär die Laune hat, etwas für die Kultur seines Landes springen zu lassen, schenkt er seiner Provinz eine pompös ausgestattete Hochschule oder baut auf den höchsten Berg eine Sternwarte oder gründet ein Museum mit den herrlichsten Sachen für Krethi und

Plethi. Von unsern Schweinszüchtern, Kohlenkönigen, Schnapsbrennern und ähnlichen wohlsituierten Herrenmenschen hat man noch nichts Ähnliches gehört. Ein Ost-Elbier als Universitäts- oder Museums- oder Bibliothek-Stifter — eher fiele der Himmel ein. Der versteht Kultur und Gemeinsinn ganz anders als sein amerikanischer Besitzkollege: wenn er ein elendes Schulhaus aufflicken oder den mit Hungergehalt angestellten Lehrer um einige Mark im Jahre aufbessern soll, dann nimmt er einen juristischen Sachverständigen, der mit allem Scharfsinn Gutachten und Berichte und Lamentationen anfertigen muß von Instanz zu Instanz, um die Schullast auf den Kreis oder den Staat abzuwälzen.

Ich kenne einen deutschen Schriftsteller, der wollte zur bleibenden Erinnerung an die goldene Hochzeit seiner Eltern seiner Heimatgemeinde, einem wohlhabenden fränkischen Bauerndorf mit an die tausend Seelen, eine gute Bibliothek von etwa 500 Bänden schenken und ein kleines Kapital dazu, um die nächsten Unterhaltungskosten aus den Zinsen zu bestreiten. Er machte eine entsprechende Eingabe an die Gemeindeverwaltung. Der Bürgermeister beriet sich mit seinen Leuten und dem Pfarrer über den merkwürdigen Fall. Ein Schriftsteller, ein Mann der Feder, ein Freigeist: — „Wos wara dees fer Bechli sen?“ (Was werden das für Bücher sein?) Und von kurzer Hand wurde das Bibliothekangebot abgelehnt: man habe weder im Rathaus, noch in der Schule, noch sonstwo einen geeigneten Platz für eine Bibliothek, auch sei kein Mann da, sie zu verwalten. Wenn der Schenkungswillige aber doch etwas zum Andenken spendieren wolle, so möge er eine Stiftung in die Armenkasse machen, oder für alte Leute und dergleichen. Furcht vor dem Geist! Für Bettler, Krüppel und Greise — ein blödes Almosen, ja, das geht. Mit Vergeltsgott. Aber eine frisch sprudelnde geistige Lebensquelle herrichten zur Erholung und Bildung der gesunden Gehirne in der Gemeinde — nein, dazu kann man die Hand nicht bieten.

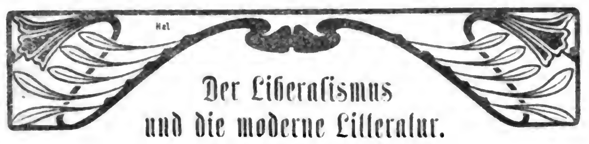
Eine jüngere Dame mit kleinem Privatvermögen wird in eine süddeutsche, genauer südwestdeutsche Provinzstadt von fünfzehntausend Einwohnern verschlagen. Die Stadt hat eine starke Garnison, Realschule, humanistisches Gymnasium, in drei Parks wird abwechselnd wöchentlich dreimal Militärmusik gemacht, wobei sich die Offiziere mit der übrigen schönen Welt versammeln. Wie steht's nun da mit dem höheren Kulturleben? Die Dame schrieb mir gestern darüber folgendes:

„Die Stadt sieht nicht schlecht aus, es wird viel zu ihrer Verschönerung gethan. Aber geistig! Du weißt, ich bin in diesem Punkt ein wenig verwöhnt, ich muß immer etwas treiben, wenn mich nicht

gerade schwere Sorgen zu Boden drücken. So sah ich mich zunächst nach Lese-Gelegenheiten um, wo ich auch die besseren Werke der neuen Litteratur bekommen könnte. Man nannte mir das „Kasino“, das nebenbei auch einige Bücher halte, das Konversationslexikon und so — aber das „Kasino“ ist nur für die Auserwählten, und eine einzelstehende Dame hat keinen Zutritt. Dann wies man mich an eine Leihbibliothek. Von Nürnberg her hatte ich einen ganz anständigen Begriff von einer Leihbibliothek. Aber hier! Eine abgegriffene Sammlung von Schriftstellern, die vor fünfzig bis hundert Jahren einmal Mode waren, und dazu merkwürdigerweise drei Bände von Zola! Von neueren Deutschen nichts! Dann ging ich zu einem Buchhändler, von dem ich hörte, daß er wöchentlich unter Abonnenten eine Mappe mit Familienblättern und besseren Zeitschriften zirkulieren lasse. Was fand ich in der Mappe? Schund — und als Vornehmstes die „Fliegenden“ und „Zur guten Stunde“. Weder Velhagen & Klasings, noch Westermanns Monatshefte, weder Nord und Süd, noch die deutsche Rundschau — geschweige zu reden von der Gesellschaft oder der Zukunft oder dem Magazin. Nichts, nichts! Aber gar Jugend und Simplizissimus! An der Realschule habe ich einen befreundeten Lehrer gefunden, der besitzt eine ganz schöne Auswahl wissenschaftlicher Werke, aber für die schöne Litteratur hat er wenig Sinn, am wenigsten für die moderne. Er sei auch zu müde, wenn er sich in der Schule mit seiner Berufsarbeit abgerackert habe, gestand er selber. Er sagte mir, der vorige Lehrer für Deutsch am Gymnasium habe weder Fritz Reuter noch Storm anders als vom Hörensagen gekannt. Diese Zustände wären ja zum Lachen, wenn sie nicht zu traurig wären und auf das Interesse unserer „Gelehrten“ und „Bürger“ am vaterländischen Geistesleben so ein böses Licht würfen. Ich darf's hier den Leuten gar nicht verraten, daß ich anders bin, sonst würden sie mich für verrückt halten.“

Ich denke, dieser Brief ist in seiner Schlichtheit ein beredtes Dokument vom Wesen der deutschen Kultur und ihrer Verbreitung. Wir sprechen immer von deutschen Zuständen so, als gäbe es außer der Reichshauptstadt und dem halben Dutzend von Halbmillionenstädten und anständigen Fürstensitzen nichts, wo ein geisthungriger und kunstdurstiger Kulturmensch auf dem Trockenen sitzen könne — und fünfzig Millionen Menschen sitzen so im Reich. —





Der Liberalismus und die moderne Litteratur.

Von S. Lublinski.

(Berlin.)

Wir sprechen heute nicht gern mehr vom Liberalismus, namentlich nicht in der Litteratur. Den einen ist er nicht idealistisch, anderen nicht naturalistisch genug. Das Ideal an ihm vermissen zunächst die bekannten „Edelsten der Nation“, also die Herren Lieber, Bachem, Limburg-Stirum und Posadowski, die über einen nackten Fries oder eine nackte Statue schamvoll erröten und sich mit Abstimmungen gegen Goethe nicht zu blamieren glauben. Es ist ganz klar, daß mit diesen Herren die moderne Litteratur eben nur die Abneigung gegen den Liberalismus gemeinsam haben kann und weiter gar nichts. Im Gegenteil, vor dem Idealismus der Gesinnungsgenossen des Herrn Lieber empfand sie eine derartige tiefgehende Abneigung, daß sie geradezu in das entgegengesetzte Extrem verfiel und naturalistisch wurde. Man kann sogar sagen, sie wurde sozialdemokratisch, wenn man unter diesem Wort nicht eine Parteiorganisation, sondern eine Weltanschauung versteht.

Der philosophische Sozialismus hat seinen feinsten und, wie es scheint, dauerndsten Niederschlag in der materialistischen Geschichtstheorie gefunden. Auf die kürzeste Formel gebracht, besagt diese Theorie: der Geist ist eine Funktion des Stoffes. Erst muß ein neuer Stoff da sein, dann schafft er sich schon ganz von selbst auch einen neuen Geist. Und wenn ein alter, ausgelebter Stoff verschwindet . . . ja, alsdann . . . . Doch zunächst, bevor wir Schlüsse ziehen, erscheint es wichtig, das treibende Motiv dieser Theorie in das Auge zu fassen und bloßzulegen. Hier liegt ganz offenbar der Versuch vor, den uralten Dualismus des Lebens durch einen nicht minder uralten Kniff zu beseitigen, indem man von den beiden streitenden Faktoren den einen einfach ausschaltet. Der Geist fliegt über Bord und Alleinherrscher bleibt der Stoff, worauf dann freilich von einem Dualismus nicht weiter die Rede ist. Allerdings, so kraß drückt die materialistische Geschichtstheorie sich doch nicht aus, sondern sie hängt der Sache ein Mäntelchen um. Sie leugnet nicht den Geist . . . nein, nein . . . sie erkennt ihn sogar sehr lebhaft an als eine sehr wichtige Funktion der Materie! So

etwa, wie die Hand eine Funktion des Armes ist und wieder die Finger eine Funktion der Hand. Wenn der Arm abgestorben ist, dann fungiert natürlich auch nicht mehr die Hand, und ist diese tot, dann sind auch die Finger tot . . . also . . . aber nein, das stimmt nicht. Im Gegenteil, dieser scheinbar so radikale Materialismus giebt zu, daß geistige Erscheinungen, Religionen und Konfessionen zum Beispiel, noch lange fortbestehen können, wenn ihre leibliche Unterlage und Ursache längst verschwunden ist. Ich bekenne, daß ich nicht begreife, wie ein konsequenter Materialist ein solches Zugeständnis machen kann. Das käme mir vor, als wollte man definieren: das Bellen ist ja allerdings eine Funktion des Hundeleibes, was aber nicht ausschließt, daß es noch lange nach dem Verschwinden aller Hundeleiber der Welt eine Selbstexistenz behauptet und einen tiefgehenden Einfluß auf die Weltgeschichte ausübt! Dieses Zugeständnis der Materialisten ist von ihrem Standpunkt aus eine Absurdität, die sich nur dadurch erklären läßt, daß man gezwungen ist, sich in irgend einer Weise mit historischen Thatsachen abzufinden, die in die konsequent durchgeführte Theorie einfach nicht hineinpassen. In Wirklichkeit hält sich auch die Marxistik nur bei solchen Problemen auf, wo thatsächlich im allerhandgreiflichsten Sinn der Geist nur als ein Werkzeug und Handlanger der Materie erscheint. Daher diese intensive Vorliebe für wirtschaftliche Probleme, für Technik und angewandte Naturwissenschaft, sowie für organisatorische Gesellschaftsfragen! Ganz genau so macht es aber auch noch immer unsere moderne Litteratur. Auch sie greift Stoffe und Probleme auf, welche dem Geist und dem Gedanken nur die bescheidene Rolle eines Werkzeuges zugestehen.

Die Hochflut des Naturalismus ist ja allerdings vorüber, und manche geben sich sogar der tröstlichen Hoffnung hin, der Naturalismus wäre längst überwunden. Nein, das ist er nicht, und der angebliche Neuidealismus hat die Eierschalen seines sehr irdischen Ursprunges noch ganz und gar nicht abgeworfen. Ich nehme als Beispiel die scheinbar so exklusive, antidemokratische Kunst des jungen Wien, die fast schon bei dem bloßen Wort Naturalismus in Ohnmacht fällt. Was also bietet uns Jung-Wien, was bietet uns Hugo von Hofmannsthal? Sie bieten uns eine Kunst und Dichtung, in welcher das Wort, versteht sich das leuchtende und farbige Wort, Selbstzweck geworden ist. Nicht auf den nackten Zustand des Körpers oder auch der Seele kommt es diesen Künstlern an und auch nicht auf den Geist und Gedanken, der den irdischen Stoff durchdringt und modelt, sondern eben der Stoff bleibt die Hauptsache, das Gewand, meinet-

wegen Brokatgewand. Wenn bei Hofmannsthal gelegentlich nicht nur feine, sondern sogar auch tiefe Gedanken in einer geschmeidigen und doch, eben infolge der Gedankentiefe, stahlscharfen und eindringenden Form plötzlich durchblitzen, so habe ich immer den Eindruck: aha, die Probiermamsell!! Er kann so prächtige, so entzückende Kostüme dichten, dieser Worth in Worten, daß es wirklich Schade wäre, wenn er den Effekt dieser Flore, Schleppen und Schleier immer nur an toten Holzpuppen erproben wollte, wie man sie meistens nur in den Modewarengeschäften findet. Aber freilich, eine so gut situierte und formvollendete Konfektion, wie die Firma Hofmannsthal, kann sich gelegentlich schon eine junge und lebendige Probiermamsell gefallen lassen — einen Gedanken. Das ist schön und wirkt auch, ändert aber doch nichts an der Thatsache, daß von einer Gleichwertigkeit zwischen Geist und Form oder gar von einer unlösbaren Einheit beider schlechterdings nicht die Rede sein kann, und daß auch hier der Geist nur als eine Funktion der Materie erscheint, wenn auch einer sehr vornehmen, sehr geschmackvollen, auserlesenen Materie. Ob aber Koth, ob Rosenwasser, das macht doch nur einen Grad- und keinen Artunterschied aus. Es giebt sogar Leute, welche sagen: wenn schon, denn schon! Soll durchaus nur der allein selig machende Stoff herrschen, dann lieber Düngerberge und Heuhaufen im freien Felde, als diese unerträglich parfümierten Boudoirs!

Viel energischer als Hoffmannsthal scheint mir Peter Altenberg aus dem nur Stofflichen herauszustreben und es um jeden Preis loswerden zu wollen — aber er wird es nicht los. Altenberg, der Poet, hat sich die Gunst namentlich solcher Frauen gewonnen, die trotz moderner und modernster Bildung sich soviel natürliches Empfinden bewahrt hatten, um die rein physiologische Auffassung und Darstellung der Frauennatur schroff zurückzuweisen. In der That, bei Altenberg fühlt man eine andere und idealistischere Auffassung der Frau recht gut wieder durch. Wir wären gewiß auch gern geneigt, uns das alte Lied, den uralten Glauben an die seherhafte Weibnatur, in moderner Weise wieder vorsingen zu lassen — aber gütigst ohne Physiologie! Die Geschlechtlichkeit wird allerdings nach wie vor in der Liebe zwischen Mann und Weib eine Rolle und sogar die Hauptrolle spielen. Aber wohlgemerkt, die Geschlechtlichkeit als Ganzes, als die ätherische Lebensluft, die selbst noch unsern verstiegensten und seraphischsten, scheinbar ganz abstrakten Gedanken Blüte, Duft und Leben bewahrt — nicht aber die Geschlechtlichkeit als ein Spezifikum, als eine besondere Funktion,

die für ihre technischen Zwecke auch noch einen handlangernden Geist zur Hülfe ruft. Es ist ganz klar, daß die Empfindungen und Ansichten eines Menschen von heute mit den Empfindungen der Menschen vor fünfzig oder hundert Jahren wesentlich kontrastieren. Und natürlich bleibt es ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, daß außer den Empfindungen auch noch die modernen Ideen ein Stück unseres ganz- und vollmenschlichen Lebens werden, insofern also auch geschlechtlich im weiteren und wahrlich nicht handwerksmäßigen Sinn des Wortes. Das nun scheint mir Altenberg zu fühlen und zu wollen. In ihm, wie ich glaube, steckt ein ganz entschiedener Idealist, der aber seinen überirdischen Düften gern irdische Blumen schenken möchte, vielmehr, der weiß, daß die Blume und ihr Duft ein einziges und untrennbares Ganzes bilden. Ihn selbst hat freilich erst der Duft herangelockt, und um sich nun zu beweisen, daß dieser Wohlgeruch, der ihm tief in die Seele dringt, trotz alledem an die Blume gebunden ist, — treibt er Physiologie der Pflanzen. Man hört sogar munkeln, daß er sich als einen philosophischen Revolutionär empfindet. Er hat nämlich die geradezu epochale Entdeckung gemacht, daß das eigentliche Fatum eines Menschen sein Körper wäre. Aber ich glaube, etwas Ähnliches hat Ibsen schon in den Gespenstern gesagt und Zola in den vielen, dicken Bänden seiner Rougons-Macquarts. Was aber geht das alles uns an? Der Körper mit seinen Krankheiten, mit seiner physiologischen Bestimmung, entweder lange jung zu bleiben oder rasch zu altern, ist ein Spezifikum, eine Einzelheit, die noch keineswegs das ganze, große Leben in seiner Einheit zur Darstellung bringt. Überdies läßt sich der Spieß umkehren, da ja auch geistige Kämpfe manches solide Nervensystem und manchen ursprünglich kerngesunden Körper gründlich ruiniert haben. Die Skizzen Altenbergs beschäftigen sich in geradezu drolliger Weise mit unendlichen Winzigkeiten, namentlich auch mit den Nahrungsmitteln seiner Männer und Frauen, weil er weiß, daß die Lieblingsspeisen eines Menschen recht gut sein innerstes Wesen bezeichnen können. Noch mehr wird aber umgekehrt ein Schuh daraus. Wenn wir des Menschen Kern erst untersucht und erfaßt haben, dann wissen wir nicht nur sein Thun und sein Handeln, sondern können ungefähr auch seinen Geschmack für Nahrungsmittel taxieren, ob er kompakte oder ätherische oder raffinierte Küche liebt, ohne daß wir nötig hätten, gleich einem sachkundigen Koch Rechenschaft über alle Einzelheiten abzulegen, die uns Altenberg nicht ersparen zu dürfen glaubt — der Küchenzettel soll uns in das Zentrum dieser raffinierten Seelen führen! Dabei kann es aber schon passieren,

daß uns der raffinierte Speisegeruch wichtiger als die raffinierte Seele erscheint.

Endlos lassen diese Beispiele sich häufen, und in Reichsdeutschland ist es wahrlich nicht anders. Einen allerdings möchte ich ausnehmen, bei welchem der Geist thatsächlich die Materie überwindet, und der darum besonders interessant für den Litteraturphysiologen ist und sich ganz herrlich als Versuchskaninchen verwerten läßt. Dieser eine, man höre und staune, ist kein geringerer, als unser aller Liebling — Otto Erich Hartleben. Dieser nämlich hat einen Geist, der sich über die Materie lustig macht. Warum auch nicht? Wir haben ja alle schon irgendwo erzählen hören, daß die Maus zuweilen mit dem Löwen spielt, und daß der König der Tiere, wenn er ein gutes Mittagsmahl in Ruhe verdauen möchte, sich dieses Spiel gemütlich gefallen läßt. Also spielt auch der Geist des heiligen Otto Erich mit dem Löwen Materie, wenn dieser gerade einen sehr massiven Bissen verschlungen hat. Er ist graziös, unser lieber Heiliger, und die Herrenabend- und Stammtisch-anekdote hat er wirklich zu künstlerischer Vollendung emporgeläutert. Trotzdem bleibt auch hier der Geist nur Maus, Diener oder Hofnarr des Stoffes. Manchmal freilich scheint er sich aufbäumen und sehr satyrisch-höhnische Herrenallüren annehmen zu wollen, — ach, auf wie lange? Das Beispiel Hartlebens beweist also gar nichts gegen den Naturalismus in der modernen Litteratur, ebensowenig wie das junge Wien, ebensowenig auch wie die versunkene Glocke — dieser letzte Trumpf der Neuidealisten! Aber auch diese bedeutendste Produktion des neudeutschen Idealismus hat ihre naturalistischen Eierschalen noch lange nicht abgeworfen.

Übrigens würde es noch herzlich wenig für eine Gesamtabschätzung der modernen Litteratur besagen, wenn aus der versunkenen Glocke ein vollkommenes und restloses deutsches Märchenspiel geworden wäre. Das Märchen ist ein einfaches und naives, liebes Geschöpf, das zwar, wie jede echte Dichtung, auch des Geistes bedarf, — aber nur soviel gerade, daß dadurch die schlichte Kinderempfindung nicht getötet, sondern vertieft wird. Demnach kann in ein Märchenspiel nicht allzuviel von der Welt der Ideen hinüberfließen, und zumal ein modernes Märchen wird sich damit begnügen müssen, ein paar spezifisch moderne und dennoch schlichte Gefühle und Gemütskonflikte im Symbol des Märchenhaften dichterisch zu verklären. Der gelungene Ausnahmefall der versunkenen Glocke würde also noch gar nichts beweisen, und überdies — von einem Gelingen ist nicht die Rede. Darüber, daß es ein Mißgriff

war, das schlichte Märchen mit dem Titanen- und Faustmotiv zu verflechten, dürfte jetzt wohl kritische Einstimmigkeit herrschen. Aber die Allegorie von den sieben Zwergen scheint mir außerdem noch zu beweisen, daß selbst im eigentlichen Märchen, da, wo wir, statt mit Faust und Baldur, es nur noch mit dem Glockengießer und seinem Rautendelein zu thun haben, ein Bruch zurückgeblieben ist. Allegorien sind Bastarde des Geistes und nicht seine legitimen Kinder. Darum, soviel im einzelnen, namentlich in den beiden ersten Akten, dem Dichter an wirklicher Märchenpoesie gelungen ist, — im ganzen überwiegt das realistisch-menschliche Element, das in diesem Fall Stoffliche, immer noch das in diesem Fall Geistige, das reine Märchen. Auch die versunkene Glocke ist keine gewonnene Schlacht gegen den Naturalismus.

Aber, könnte man einwenden — aber Nietzsche, aber die Begeisterung für Zarathustra? Und der moderne Individualismus? Vieles, ziemlich vieles ließe sich darüber sagen, und es würde alles nichts nützen, nichts klären, weil unter uns noch keine Systematiker und Nietzscheepigonen aufgetreten sind, die die verschiedenen Richtungen und Anregungen des Meisters einseitiger und isolierter, dafür aber auch im vulgären Sinn konsequenter weiterentwickelt hätten. Daher können zwei Leute, die sich beide nicht mit Unrecht als Nietzscheaner bezeichnen, im Grunde ganz entgegengesetzte Dinge darunter verstehen, weil die theoretischen Formeln fehlen, sich der Tragweite dieses Gegensatzes voll bewußt zu werden. Was ist denn nun vorzugsweise Nietzscheanisch — ist es der heroisch-imperatorische Zug oder der jauchzend-lebensfreudige des freigewordenen Individuums? Etwa beides? Gut, schön, sehr schön. Dann aber erheben sich sofort sehr gewichtige Rangstreitigkeiten über den Vortritt und die Erstberechtigung im Fall eines Konfliktes zwischen den beiden Empfindungen. Denn ein solcher Konflikt muß sich ganz unvermeidlich ergeben, weil der imperatorische Herrschtrieb sich immer gegen individuelle Triebe kehren wird, die ihm nicht passen und unbequem werden. Es finden sich genug Andeutungen, daß Nietzsche geradezu erwartet, die imperatorische Herrschernatur würde nicht nur die äußeren, leiblichen Feinde rücksichtslos vernichten, sondern auch, mit furchtbarer Härte gegen sich selbst, gewisse eigene Triebe und Instinkte, die der Folgerichtigkeit des Tyrannen gefährlich zu werden drohen. Nein, auf Rosen wird der Übermensch der Zukunft, wie Nietzsche ihn träumt, wahrlich nicht gebettet sein — eine furchtbare Aufgabe harrt auf ihn. Er soll alte Tafeln zerbrechen, soll die angeborene Milde und Güte seiner vornehmen Natur brutal vergewaltigen und mit dem schärfsten Messer tief in das

warme, zuckende Menschenfleisch schneiden, ohne daß die Hand ihm darüber zittert. Die Liebe zu seinen Nächsten soll er unterdrücken aus Liebe zu seinen Fernsten, soll das blühende Leben der Gegenwart einer unendlich fernen Zukunft opfern. Jawohl, er soll entsetzlich grausam sein gegen andere — mehr noch gegen sich selbst! Wie aber reimt sich das mit der jauchzenden Lebensfreude des dionysischen Individuums? Es läßt sich darauf ganz gewiß eine sehr plausible Antwort geben. Der große, außerordentliche Mensch soll seine Größe mit allen ihren Schrecknissen schließlich als ein Glück empfinden lernen, soll die Leiden, die er sich und anderen zufügt, ruhig ertragen und freudig auf sich nehmen als den notwendigen Kaufpreis, den er und die Gesellschaft, in der und für die er wirkt, für seine Größe zu bezahlen haben. Die providentiellen Männer der That, große Religionsstifter, große Forscher, große Staatsmänner, sollen durch Kämpfe und Leiden rücksichtslos ihrem Genius folgen und wirken und schaffen, wie ihre große Natur es ihnen vorschreibt. Diejenigen aber, die sich an diesem Genie erfreuen und seine Früchte genießen, sollen dankbare Diensttugenden offenbaren und die Schroffheiten und Härten der großen Natur mit in den Kauf nehmen. Diese heldenhafte Entschlossenheit in der Ertragung des eigenen Charakters soll und wird alsdann den Schmerz und die entsetzlichen Leiden nicht nur in Resignation, sondern in jauchzendes Hochgefühl verklären, und die Not wird nicht mehr nur zu einer Tugend werden, sondern zu einer schwellenden dionysischen Begeisterung. Das ist meine Erklärung, wie diese beiden Seiten, die imperatorische und die individualistische, in dem System Nietzsches zusammenpassen. Freilich kann ich nicht wissen, ob diese Erklärung richtig ist, da Nietzsche selbst sich nie bemüht hat, die Wechselwirkung dieser beiden Faktoren eingehend klarzulegen und sie gegeneinander abzugrenzen. Daher konnte es kommen, daß Leute, die ganz und gar keinen imperatorischen Zug an sich haben und oft sehr lächerliche ästhetische Quietisten sind, sich für Nietzscheaner halten, und daß gerade alle autoritären Mächte in Deutschland vor dieser ganzen Philosophie ein Kreuz schlagen, wie vor dem Gottseibeiuns. Jedoch ist und bleibt der Nietzscheanismus, der im einzelnen immense Anregungen und Offenbarungen zu geben vermag, in seinen beiden Grundgedanken oder auch in der Einheit dieser beiden Gedanken unfruchtbar für eine idealistische Fortentwicklung der modernen Litteratur — weil er dazu viel zu naturalistisch ist!

Das Genie, wie Nietzsche es versteht, beruht vorzugsweise auf Rasse, Zuchtwahl und Vererbung, und es soll eine physiologische Auf-

gabe der künftigen Menschheit werden, die naturgesetzliche Zeugung ganz in ihre Hand zu bekommen und mit vollem Bewußtsein Übermenschen zu züchten. Wenigstens wurde diese Konsequenz von seinen Anhängern gezogen, und in der That, sie läßt sich aus seiner Lehre wirklich ziehen. Dadurch, obgleich Nietzsche dem groben Materialismus feindlich gegenübersteht, wird thatsächlich doch die Materie, die physikalische Naturkraft, in den Vordergrund geschoben, und der Rassenzüchter wird das treibende Agens der Geschichte, wie bei den Sozialisten der wirtschaftliche Stoff. Eine folgerichtige Anhängerschaft in dieser Richtung muß darum gleichfalls schließlich zu einer begeisterten Verherrlichung spezifisch physiologischer Funktionen führen. Nun findet man ja allerdings bei Nietzsche auch starke Elemente eines geistigen Ideals, eben die Verherrlichung der großen Leiden, aus denen die großen Freuden erblühen. Aber dieses Ideal wird beschränkt auf das Genie, das gegenwärtig doch immer nur ein ungeheurer Ausnahmefall ist. Wird aber das Genie zum Selbstzweck, soll es systematisch herangezüchtet werden, dann — auch noch ganz abgesehen von der Unmöglichkeit einer solchen Zuchtwahl — hätten wir zunächst eine gründlich physiologische Epoche durchzumachen, würden also aus dem Naturalismus ganz und gar nicht herauskommen. Darum wird die moderne Litteratur, wenn sie wieder zu einer Höhenkunst gelangen will, sich andere Ideale suchen müssen, und ich stehe nicht an, auszusprechen, daß mir eine Renaissance des Liberalismus als das einzige und schlechterdings entscheidende Mittel erscheint.

Der alte Liberalismus kam herunter, weil er sich einen grenzenlos oberflächlichen und darum unerlaubten Optimismus skrupellos gestattete und überdies in der formalen Politik ganz aufging. Beides hing zusammen. Die formalpolitischen Rechte, als notwendige Vorbedingung für alles andere, mußten durchaus erkämpft werden, und es war nur menschlich, daß man in dem langen und erbitterten Kampf die Vorbedingungen mit der Hauptsache, die Form mit dem Wesen gründlich verwechselte. Und da solche schönen Sachen, wie Volksvertretung und Preßfreiheit, wirklich nicht zu den Unmöglichkeiten gehörten, so glaubte man zuletzt, daß alles möglich wäre. Das Parlament und die Presse waren einfach die Himmelspforten, welche geradeswegs in das Paradies führten. Ein Redakteur war ein Hoherpriester und ein Parlamentarier fast schon Gott selbst oder wenigstens einer seiner Engel. Natürlich kam der Zusammenbruch für diesen rührenden Kinderglauben, als endlich die heiß ersehnten Vorbedingungen erreicht waren. Und doch be-

gann sich gerade da erst das eigentliche Wesen des Liberalismus zu entfalten — die ihm immanente tiefe Tragik, durch die er sich immer wieder siegreich hindurchringt.

Die „verdammte Bedürfnislosigkeit“ des deutschen Arbeiters bekämpfte einst der große Sozialistenführer Ferdinand Lassalle. Er wollte nicht zufriedene und idyllische Kleinbürger haben, sondern unzufriedene, verbitterte und darum revolutionäre Proletarier. Es kam ihm gar nicht darauf an, ob der einzelne, von ihm aufgerüttelte und also im Sinn seiner Gegner „Verhetzte“, an innerem Glück verlor und sich Problemen und Gefühlserschütterungen gegenüber befand, denen er nicht gewachsen war, und die ihn zu Grunde richteten. Lassalle verfuhr so rücksichtslos, weil er an eine baldige Sozialreform glaubte, die alles wirtschaftliche Elend ein für allemal aus der Welt schaffen würde. Er hielt also die Unzufriedenheit und Verbitterung, das tiefinnerliche Unglücksgefühl des aus seiner „verdammten Bedürfnislosigkeit“ Herausgeschleuderten nur für eine vorübergehende Krise, für einen unvermeidlichen Übergangszustand. Ganz anders denkt darüber der wirkliche, echte Liberalismus. Diesem liegt ja nicht nur die wirtschaftliche Frage am Herzen und auch nicht, wenn er sich auf sich selbst besinnt, nur die parlamentarisch-konstitutionelle, sondern ihm handelt es sich vor allem und in erster Reihe um ein ethisch-idealistisches Problem für jedes einzelne autonome Individuum. Jawohl, der Mensch *soll* unzufrieden sein, und mit einem ruhigen, bedürfnislosen Glück soll er sich *nicht* begnügen. Sondern er hat sich das große Wort von Faust-Goethe zum Leitstern seines Lebens zu erwählen:

> Was du ererbt von deinen Vätern hast,
> Erwirb es, um es zu besitzen.

Und wenn er es nicht erwerben kann, wenn seine innerste Natur diesem Ererbten ein für allemal widerstrebt, nun, dann soll er den ganzen Krempel einfach wegwerfen und sich eine eigene Welt mit Klauen und Zähnen zu erobern suchen — auf die Gefahr hin, daß er darüber zu Grunde geht. Denn, und diese Wendung muß ein moderner Liberalismus durchaus nehmen, eine feste Garantie des Sieges kann nicht geboten werden, und es ist gar keine Frage, daß viele dieser Vögel, welche ihr warmes Nest verlassen, um fliegen zu lernen, in der kalten Luft da draußen erfrieren werden oder sonstwie elend verkommen und verhungern. Gewiß nicht alle, da ja das Leben als solches unsterblich ist, und sich daher immer Individualitäten finden werden, welche stark

genug sind, auch das Äußerste zu überwinden und in den Hafen zu gelangen. Jedoch bleiben auch diese Menschen nicht ohne ein Manko an ursprünglicher Kraft und heller Freudigkeit, welche ihnen am Anfang ihrer Laufbahn noch zu Gebote stand! Denn gerade in der rücksichtslosen Selbstbefreiung und Entfesselung des Individuums, welche allen diesen Kämpfen vorhergehen muß, ist etwas enthalten, das unausbleiblich zu bitterer Enttäuschung führt. Unser Ich, um welches wir kämpfen, ist keine Ganzheit unserer Seele, sondern nur der Ausdruck ihrer dominierenden und vorzugsweise entwickelten Triebe. Vieles, was an sich schön und groß wäre, muß in uns welken, sterben und verderben, oder, was noch schlimmer ist, versauern, bevor unser eigentliches Ich, unsere eigenste Weltanschauung und damit auch unsere besondere Wirkungsfähigkeit zum Durchbruch kommt. Wir müssen Rom verloren haben, bevor wir im Dorf die Ersten werden. Je schwellender und reicher die Empfindung ursprünglich aufschoß, je üppiger alle unsere Triebe und Wünsche ursprünglich blühten, desto tiefer und schmerzlicher wird auch die Enttäuschung empfunden, die mir daher als eine unausbleibliche Folge des Liberalismus und der individuellen Autonomie erscheint. Diese Unvermeidlichkeit, verbunden mit der permanenten Gefahr des Unterganges für das hinausstrebende Individuum, muß ein für allemal ein gewisses Maß von Pessimismus und von Trauer in den modernen Liberalismus hineintragen. Der Schmerz, daß dem Menschen, wenn er wirklich Mensch sein will und keine vegetierende Pflanze, nur aus Schrecknis, Untergang und Tod, gleich einer Blume am Rande des Abgrundes, das Glück erblühen kann, muß als ein mitschwebender Oberton über jeder Glücksempfindung liegen und sie dadurch allerdings trüben, aber auch vertiefen. Man soll den Mut und das Talent zum Glück haben, jedoch eben deshalb auch den Mut und das Talent zum erbitterten Kampf und tiefsten Schmerz. Wenn der Liberalismus diese folgerichtigen Konsequenzen aus seinen Prämissen wirklich zieht, dann wird er nie der Gefahr erliegen, zu verflachen und zu veralten. Es ist hier nicht am Ort, nachzuweisen, daß dieser neue, spezifisch moderne Liberalismus bereits in Politik und Gesellschaft sein sehr hoffnungsfreudiges und zukunftfrohes Wesen zu treiben beginnt. Aber was er für die Entwicklung der Litteratur zu bedeuten hat, verdient allerdings noch eine kurze Betrachtung.

Nämlich die moderne Litteratur würde von allem spezifisch Materiellen, ob es nun von wirtschaftlicher oder physiologischer Art ist, gründlich befreit werden, von allen jenen Theorien, die dem Geist nur

die Rolle eines Handlangers zugestehen. Sowohl die spezifisch wirtschaftliche Lage der Gesellschaft, wie auch die leiblich physiologische Beschaffenheit einer Rasse oder eines Individuums muß an höherem Interesse verlieren, sobald man sich überzeugt hat, daß das große Lebensgesetz, welches man bisher nur an einen wirtschaftlichen oder physiologischen Stoff gebunden glaubte, einfach für alle Gebiete des Lebens Gültigkeit hat. Man braucht weder speziell zum Proletarier, noch zum erblich Belasteten zu greifen, um die innere Tragik des Lebens zu enthüllen, den gefallenen Kämpfern Kränze auf das Grab zu legen und den Siegern die blutenden Wunden zu verbinden. Dadurch käme wieder ein höherer geistiger Zug in die Litteratur, ohne daß, wie in früheren Zeiten, der Geist den Körper zu vertreiben brauchte. Denn gerade die tiefe Empfindung von der Unvollkommenheit des Lebens und daß in jedem Einzelfall doch immer ein Bruch zurückbleibt, den die Darstellung natürlich nicht übergehen darf, würde jedes vage und vernebelnde Idealisieren von Anfang an verhindern. Und auch jedes Übermaß von politischer und sozialer Tendenz würde schwinden. Denn man glaubt ja alsdann nicht mehr an den allein seligmachenden Zukunftsstaat und auch nicht an den allein seligmachenden Parlamentarismus, sondern fortan handelt es sich einzig und allein nur darum, in welcher Weise und Form dieses oder jenes bestimmte Individuum die für alle Zeiten festgesetzte Aufgabe des Lebens durchführt und wie es die damit verbundenen Siege und Niederlagen zu ertragen und zu überwinden versteht. Dafür giebt es natürlich ebenso tausendfache Variationen, wie es tausendfache Individuen giebt, und von einer allgemein gültigen Tendenz, einem absoluten Rezept kann nicht die Rede sein. Allerdings wird wenigstens dieser eine Glaube, diese eine Weltanschauung von den modernen Dichtern gefordert werden, daß es Pflicht des Individuums wäre, sich zu befreien und zu entwickeln, daß es aber bei einer solchen Selbstbefreiung ohne Schmerzen und Gefahren nicht abgeht, daß immer ein Bruch zurückbleibt. Ich bin allerdings der Meinung, daß dieser Glaube und diese Weltanschauung ganz unentbehrlich sind, wenn die Litteratur wieder zu einer Höhenkunst emporgelangen soll. Darum würde ich als Kritiker mir gar kein Gewissen daraus machen, diesen Glauben von jedem modernen Dichter zu verlangen, ihn vorzugsweise danach zu beurteilen, danach ihn selig zu sprechen oder zu verdammen. Denn eine Idee, eine große Weltanschauung in irgend einer Form, muß eben jeder höheren Kultur und Kunst zu Grunde liegen, und ich weiß eben keine andere Weltanschauung, die zugleich jeder Einzelregung einen

so weitgehenden Spielraum gewährte und so vollkommen die Gleichwertigkeit von Geist und Stoff verbürgte, wie ein moderner, regenerierter Liberalismus.



Deutsche Lyrik.

September.

Du sprachst ein Wort, ich wurde still.
Im gelben Laube schlief die Waldkapelle
In der versunk'nen Broncehelle,
Wo deine Seele beten will.
Ich schwieg. In letzte Opferschalen
Goß noch der Herbst den gold'nen Wein,
Verlachte mit dem Flitterschein
Die letzten Qualen.

Es war im Herbst ein Sommertag.
Wie schwarze Kerzen, welche Flammen tragen
Von heißem Scharlach, sah' ich ragen
Den Wald, der auf den Hügeln lag.
In diesen Tempel laß' uns treten,
Die Opferfeuer sind entbrannt,
Groß kommt der Tod durchs rote Land —
Wir wollen beten.

München. Leo Greiner.

Walpurgisnacht.

Trieb der Wind viel Nebelfetzen rauh
Durch das Abenddämmern. Wolkengrau
Barg den Himmel. Frostig feuchte Hände
Lagen schwer auf bleichem Saatgelände.

Ging ein Regen nieder über Nacht,
Hat so lau den Schollenduft gemacht,
Leben allem Toten zugeschworen,
Sacht aus Wintersschoß den Mai geboren.

Leipzig. Helene Voigt.

Meine Glocken!

Meine Glocken läuten nicht mehr,
Und in meiner Seele ist es so sehr
Müde und öde geworden.

Und meine Glocken klangen einmal
Jauchzend zu Berg und kündend zu Thal
Im Morgen der Sonnenwende.

Meine Glocken weinten zum letztenmal
Da man sie heimlich und einzeln mir stahl —
Die Osterglocken der Jugend!

Prag. Eugen Trager.

Eine Sorte von Schmerzen . . .

Eine Sorte von Schmerzen giebt es —
Von niederträchtigen Schmerzen,
Die schleichend zu Deinem Herzen
Sich drängen mitten in tiefer Nacht;

Die Deine Pulse lähmen,
Von Deinem Marke nehmen —
Aber sie lassen Dich leben,
Zwischen Hölle und Erde Dich schweben.

Eine Sorte von Schmerzen ist das,
Eine ganz brutale Sorte,
Die auf Deinen Mund vier Siegel drücken
Und Dir vom Wege die Blumen pflücken.

Hannover. A. Falkenberg.

Damals.

Seh' ich Dein lachendes Antlitz,
Deine spitzbubenlustigen Augen
Und den kecken, immerfröhlichen Mund, —
Dann denk ich wohl des frühen Sommermorgens,
Da Du aus heimlichen Dämmerträumen
Erglühend zum erstenmal,
In meinen Armen erwachtest,
Und mit bangen Augen und heißgeküßten,
Schmerzlichen Lippen
Immer wieder mich fragtest,
Ob ich Dich liebe.

München. Otto Falkenberg.

Reminiscenz.

Weißt Du noch, Lieb, wie ich Dich weinend fand,
— Fern von den Gästen im Marienzimmer? —
Ums Kruzifix, den einz'gen Schmuck der Wand,
Lag wie ein Glorienschein des Mondes Schimmer.

Lautlärmend drang das Festgewog' ans Ohr . . .
Wie Äolsharfen sturmdurchwühlt erklingen,
Brach jäh ein Melodienstrom hervor
Und drohte alle Seelen zu verschlingen . . .

Verwirrt zog ich Dich nieder auf die Bank
Und senkte meine Lippen, Dich zu küssen . . .
Doch eh' mein Mund am Himmelsbecher trank,
War mir die süße Bürde schon entrissen.

Du floh'st hinaus wie ein gehetztes Wild . . .
— Die Geigen klagten durch die Nacht . . . Noch immer
Lag über dem geweihten Christusbild
Der märchenhafte, bleiche Mondenschimmer.

München. Alfred Georg Hartmann.

Dämmerung.

Du Winterabend, nebeltoll,
Du tiefe Stille, andachtvoll,
Du halbersterbendes Verlangen,
Wie hältst du kosend mich umfangen.

Vom ganzen Leben einen Tag,
Von allen Stunden einen Schlag,
Ein Ton von allen Gesängen,
Die sich zu einem Liede drängen.

Ich seh' im Dunkel fern ein Licht,
Wie ein erbleichendes Gesicht,
Im Dorfe noch die Schmiede hämmern,
Ich lieb' dich, mystisch-weiches Dämmern.

Du bist so ungeboren-jung,
Wie sterbende Erinnerung,
Du dunkles Licht, du müdes Zagen,
Du Abschiedsgruß von toten Tagen.

Neulenzbach (Österreich). Arnold Hagenauer.

Frost.

Tiefhängender Himmel, Eiszapfen und Schnee,
graubleicher Dunst über Wäldern und See;
erfrorene Finger und Nasenspitzen,
nur manchmal ein flüchtiges Sonnenblitzen;
und Alt und Jung, und Mädel und Buben
fünf Monat lang in Kammern und Stuben;
und Menschen und Tiere
in gleicher Dumpfheit, daß Gott erbarm'!
Das nennt sich Leben und fühlt sich warm. —
Ich friere . . .

In Kirche und Schule, in Klub und Verein,
Vorträge, Predigten und Zänkerei'n;
gegenseitiges Lauern und Wachen
und Schieben und Drängen und Carrieremachen
und Rücksichten, Regeln und Formelkram
für jedes Gefühlchen in Glück und in Gram;
und in Herz und Niere
Feigheit und Bosheit, daß Gott erbarm'!
Das nennt sich Leben und fühlt sich warm. —
Ich friere . . .

Welt und Einsamkeit.

Schön bist du, Welt, und tief, wie ein Ozean!
Schwingend streck' ich den Arm und breche mir Bahn
durch die Wellen mit breiter, keuchender Brust,
tief aufatmend, zitternd, jubelnd vor Lust. —
Rasenden Pferden gleich stürzt sich, schäumenden Kamms,
rings über mich, spottend jeglichen Damms,
deiner Qualen brandender Wellendrang,
deiner Versuchungen süßer Sirenengesang. —
Stürmend reißt es mich hin im Wirbelorkan,
zündet in mir verheerenden Glutvulkan,
lüsterne Wünsche, die gleich befreiten Leu'n
ungebändigt und unfangbar dräu'n.
Tausend Gedanken, irrend und hastend und groß,
ringen, nach Worten suchend, sich in mir los;
und im Tiefsten die kämpfende Lebenskraft
tobt und flammt in lodernder Leidenschaft. —
Laß mich, Ozean! führ' mich dem Lande zu,
wende mein Schifflein zum sichern Hafen der Ruh',
daß ich, entzückt von dir, in lindernder Stille
banne des drängenden Reichtums vulkanische Fülle,
daß ich, entzückt von dir, in schweigender Einsamkeit
Worte finde für meine Seligkeit!

Helsingfors. Johannes Öhquist.

Das Hochzeitsfest.

Sein Bräutchen führt ins Schloß der Königssohn,
Das Volk bejubelt staunend das Gepränge;
Nun steht das Hochzeitspaar auf dem Balkon
Und lächelt Dank der atemlosen Menge.

Und tausendköpfig, Brust an Brust gepreßt,
Wie angeschwemmt von einer Riesenwelle —
So feiert mit das treue Volk das Fest,
Nach Wundern dürstend weicht's nicht von der Stelle.

Juchhe! es regnet Gold, der Kampf beginnt,
Im wilden Hasten kreuzen sich die Hände;
Wer flink ist und wer Fäuste hat, gewinnt,
Kein Goldstück fällt, das nicht den Sieger fände.

Ein Jauchzen hier, ein leises Wimmern dort
Zerstampfter Kinder und erdrückter Frauen;
Das Fürstenpaar streut Münzen immerfort —
Von oben ist es wunderbar zu schauen.

In meiner Seele schluchzt . . .

In meiner Seele schluchzt es bang . . .
Ich weiß nicht, ist's ein Überschwang?
Ist es ein unbewußter Sieg,
Der wirbelnd mir zu Kopfe stieg,
Indes ich wirr von Lust und Qual
Die Ruhe eines Mädchens stahl?
Ach nein, das ist ein herber Klang:
Ich fühl's, es kämpfte in mir Tag
Mit schwarzer Nacht und unterlag —
In meiner Seele schluchzt es bang.

Prag. Emil Faktor.



Prager Dichter.

Von Hans Benzmann.
(Berlin.)

Noch immer ist Prag die zweite Litteraturstadt Deutsch-Österreichs. Unter den dortigen Poeten wirkt allerdings kein Mächtiger, kein Talent ersten Ranges. Es giebt dort auch keine litterarischen Schulen, keine Richtungen, keine litterarischen Caféhäuser, wie etwa in Wien. Seit altersher aber herrscht unter den Deutschen dort ein reger litterarischer Verkehr. Man hält die Tradition hoch, weiß aber auch das Neue, das von Norden und Süden kommt, wohl zu schätzen. Man bewahrt sich dort vor allem einen kritischen Geist und in künstlerischer Beziehung eine nur leise von auswärts befruchtete eigene Kultur. Dazu sind neuerdings einige Talente dort aufgetreten, die aus heimatlichem und persönlichstem Empfinden heraus gestalten und deren Namen man schon jetzt dann und wann mit den besten nennen hört.

Eigentümlich, die geringste Anregung haben die Prager Dichter vom sogenannten „Jungen Wien“ empfangen. Die tiefsinnige Kunst eines Loris, die Decadencepoesie eines Altenberg hat hier wenig Nachahmung gefunden. Die Wiener Kunst ist im Weichbilde Wiens geblie-

ben. Das ist sehr charakteristisch für sie. Vielmehr erkennt man in den Werken der Prager norddeutsche Einflüsse. Überhaupt zeigt diese Kunst im allgemeinen viel Verwandtschaft mit der norddeutschen. Allerdings, die Wienerische Kunst ist nicht die absolut österreichische. Diese war eine ernste, aus universalem und zugleich volkstümlichem Empfinden heraus gestaltende. Ich erinnere an Grillparzer, Raimund, Anzengruber, in gewisser Beziehung auch an Hamerling. Diese Dichter sind die eigentlichen Vertreter der österreichischen Poesie. In ihren Dichtungen lebt das universale Empfinden des deutschen Dichters, ein germanischer Geist und zugleich das Wesen des Süddeutschen, des Österreichers. An diese Namen könnte man eher anknüpfen, wollte man die Prager Kunst mit der österreichischen verbinden. Von jener alten, österreichischen Dichtergeneration lebt noch ein bedeutender: Ferdinand von Saar. Mit ihm zeigt innige Verwandtschaft in dem Ernste seines Empfindens und in seiner universalen Weltanschauung der bedeutendste von den älteren Dichtern Prags: Friedrich Adler.

Adler hat zwei Bände eigener Dichtungen herausgegeben: „Gedichte“ (im Verlage von F. Fontane & Co., Berlin) und „Neue Gedichte“ (im Verlage von Georg Heinrich Meyer, Leipzig). Adler ist ein durchaus moderner Geist. Mit heller Begeisterung tritt er für all das Schöne ein, das uns die neue Poesie gebracht hat. Er kämpft in seinen kritischen Aufsätzen gegen die Rhetorik, gegen das hohle Pathos, gegen die Wortweitschweifigkeit der alten Schule. Er rät den Jungen, das festzuhalten, was ihnen der Naturalismus als schönste Gabe geschenkt hat: Wirklichkeitsgefühl, Anschaulichkeit und Präzision in der Form. Aber er selbst vermag diese neuen Mittel nicht in rechter Weise anzuwenden. Ihm fehlen plastisch gestaltende Kraft und musikalisches Empfinden in Beziehung auf Wortwohlklang. Dagegen fehlt ihm nicht jenes edle Pathos, welches uns durch die Wucht und Kraft des Rhythmus fortreißt. Ihn begeistert die Leidenschaft eines Beethoven, und die Gedichte, die er diesem Großen gewidmet hat, sind voll erhabener Empfindungen und Gedanken. So gehört er als Dichter zu denjenigen, die uns eine Weltanschauung verkünden möchten, die bewegt werden von einer starken, sittlichen Leidenschaft. Er ist ein spätgeborener Vertreter der alten, echten österreichischen Kunst, ein Dichter und Denker, wie es Grillparzer und Raimund auch waren, ein Idealist, wie diese. So schafft er von innen heraus, und das Erlebte wird bei ihm zum Gleichnis des Gedanklichen. So schafft

er mit stillem Ernst, und wenn er nicht immer das Tiefste giebt, so giebt er doch stets das ehrlichste Empfinden, so bleibt er stets er selbst, so leuchtet aus allem, was er schafft, dieselbe durch und durch gesunde und ehrliche Persönlichkeit. Ein herber Hauch von Gesundheit und geistiger Frische strömt aus seinen Dichtungen. In seinen Versen finden sich oft Prosaismen, Lückenbüßer in Reim und Bild, geschraubte Pointen. Manches mutet uns wie die Naivetät eines großen Kindes an. Aber wir möchten dies Eckige, dies Ungesuchte gerade an dieser Persönlichkeit nicht missen. Was seinen lyrischen Gedichten an Anschaulichkeit und Klang fehlt, ersetzt er durch Innerlichkeit, durch Persönlichkeit. Oft allerdings stört uns in seinen besten Gedichten der lehrhafte Ton, der uns in anderen Gedichten wiederum geradezu an die entzückende Gedankenfrische und an das Ebenmaß Goethescher Gedankenlyrik erinnert. Hierhin gehört das schöne Gedicht „Am Wasserfall“. In diesen Versen folgt der Rhythmus gleichsam den Naturklängen:

„Und ein Schäumen, Tosen und Zischen,
Eine wirbelnd hastige Flucht,
Und dazwischen
Dumpf mit ewig gleicher Wucht
Füllt des Aufschlags Donner die Schlucht,
Der Fels bebt, darauf ich stehe.
Und staunend sehe
Ich die Wasser fallen und wallen
In zerstückenden Wellenkristallen,
Augen und Ohren
In den gewaltigen Takt verloren.
Berauschend ist dies schrankenlose,
Wilde Gebrause und Getose,
Eine begeisternde Bergespredigt,
Welche die Seele der Fessel entledigt,
Der Fessel, getragen
In Plagen und Klagen,
Der Fessel, kaum mehr empfunden
Im Kreislauf pflichtiger Stunden.

Nicht mag ich mißachten
Das Sinnen und Trachten,
Das Sorgen und Wirken
In engen Bezirken —
Aber das Höchste ist doch die Kraft,
Die nicht sinnt, nicht schafft,
Die hinbraust ohne Zweck und Ziel,
Keine Mühle treibt und trägt keinen Kiel,

Nicht die Tropfen zählt und nicht die Frist,
Herrlich und prächtig, weil sie ist,
Ungebunden und unbändig,
Weil sie nur lebt, doppelt lebendig!" (Aus „Gedichte".)

Bisweilen gelingt es dem Dichter, eine stille, weiche Stimmung festzuhalten. Ganz seltsam ergreifen uns dann zwischen all den ernsten Gedanken und Empfindungen die zarten, träumerischen Klänge.

Dämmerstunde.

Sprich nur, sprich!
Ich höre die Rede rinnen,
Ich höre dich.

Durch das Ohr nach innen
Gleitet die Welle;
Frieden trägt sie und Helle
Tönend mit sich.

Ich höre die Worte rinnen —
Ich will mich auf keins besinnen:
Ich höre dich. (Aus „Neue Gedichte".)

Zu diesen Gedichten gehören auch die tiefempfundenen Lieder, die der Dichter seinen jungen Töchtern gewidmet hat. Wie ein anderer Prager Dichter, Hugo Salus, und wie der Norddeutsche Gustav Falke, findet auch Friedrich Adler seine tiefsten Lieder in seiner Liebe zu Weib und Kind. Mit besonderer Andacht dichtet er aus seinen Erinnerungen heraus oder er findet bei der Betrachtung gewöhnlicher Erlebnisse eine poetische Anwendung derselben. Beides ist charakteristisch für ihn. Die besten dieser Gedichte enthält der Band „Neue Gedichte" (vgl. „Der Baumeister", „Mein Theekessel", „Vor dem Spital"). Hierhin gehören auch die Stücke, in denen er in rührender Weise Volkstypen schildert: den nimmermüden, immer geduldigen Dienstmann, den öffentlichen Klavierspieler u. a. Er zeigt oft einen feinen, bisweilen sarkastischen Humor (vgl. das amüsante Gedicht „Der Obmann" in den „Gedichten"). Gern verwendet er auch soziale Motive. Hier gleicht er dem Meister des sozialen Liedes: Ferdinand von Saar. Nur schildert er nicht so unmittelbar; er zeigt uns gern das Elend der Zeit im Spiegel der Geschichte. Eines der gelungensten dieser Art ist das schwungvolle Gedicht: „Mons sacer".

Vortreffliches hat Adler als Übersetzer geleistet. Bekannt ist seine Ausgabe der ausgewählten Gedichte von Jaroslav Vrchlicky (bei Philipp Reclam, Leipzig). In jeder Beziehung ist er diesem genialen Czechen gerecht geworden, der in seiner Vielseitigkeit, in der Kraft und im Wohlklang seiner Sprache, in der Tiefe seiner Phantasie, in seinem

universalen und nationalen Empfinden als Nationaldichter einzig dasteht in seinem Volke und sich den großen Europäern der Jetztzeit würdig anreiht.

Zu den begabtesten Dichtern des jungen Prag, ja, man kann sagen, der Modernen überhaupt, gehört Rainer Maria Rilke. Er ist ein echter Lyriker, ein ganzer Künstler, dessen Empfinden im Heimatsboden wurzelt, eine naive und doch komplizierte und gerade in ihrer Kompliziertheit ihre Naivetät oft am klarsten zeigende Dichternatur. Er ist ein ganzer Künstler: er hat alles erlebt, was er dichtet; er träumt sein Leben; er ist tief ergriffen von seiner Mission; er ist nur Dichter. Und so, überwältigt von seinem eigenen Wesen und Wirken, möchte er gern, daß wir alles, was er uns übergiebt, als Kunst hinnehmen. Aber er ist noch keine abgeklärte, ausgereifte Persönlichkeit, die uns nur Kunst übergiebt. Wir müssen auch in seinem letzten Werke das wahrhaft Große und Originelle von dem gesucht Originellen und Manirierten scheiden. Seine Wege weisen ihn zu jener feinen, romantisch-psychologischen und doch tief im Volks- und Heimatempfinden wurzelnden Lyrik, wie sie uns etwa J. P. Jacobsen, leider nur in Fragmenten, hinterlassen hat.

Drei Gedichtbücher hat er bisher herausgegeben. Schon in dem ersten: „Larenopfer“ (Verlag von Dominik, Prag) fesselt er durch sein hingestrichelte Stimmungsbilder. Hier ist er zunächst der Dichter des katholischen Prag. Er entstammt dem Katholizismus. Mit gläubigem Sinne nahm der phantasievolle Knabe die Wunder der Kirche hin. Seine Seele berauschte sich an all der Pracht, an der Mystik des Gottesdienstes, an der Architektur der Kirchen, an all dem altertümlichen Prunk, an den Legenden und Chorälen. Draußen sah er die kleinen Kapellen, die Heiligenbilder in der reizvollen, böhmischen Landschaft. Das alles war eine große, märchenschöne Stimmung, die in ihm den Dichter weckte, die in glücklichster Weise seiner Phantasie die Richtung gab. Nicht der Schmerz über Unverstandensein, die tiefe Empfindsamkeit der Jugend, nicht reflektierende Grübelei erweckte in ihm den Dichter, sondern die eigenartige, romantische Natur der Heimat, das bunte Leben, das ihn umgab, und eine gewaltige Empfindung: der Glaube. So führte ihn eine gütige Fee in das Land echter Dichtung. In seinem ersten Buche schildert er den altertümlichen Zauber böhmischer Städte. Arabeskenhaft, schillernd bunt, doch zumeist höchst plastisch wirkend, und bilderreich ist zunächst seine Kunst. Er verträumt die Stunden in den kleinen katholischen Kapellen,

durch deren Fenster sich die wilden Rosen drängen, sodaß sich ihr Duft mit Weihrauchdämpfen mischt. Über die vergoldeten Heiligenbilder fallen die seidenen, verblichenen Fahnen. Draußen singen die czechischen Mädchen schwermütige Volksweisen, drinnen spielt die Orgel unendliche Hymnen. Und er lauscht und lauscht . . .

Wie von Steinen rings, von Erzen
Weit der Wände Wölbung funkelt,
Eine Heilige, braungedunkelt,
Dämmert hinter trüben Kerzen!

Von der Decke, rundgemauert,
Schwebt ob eines Engels Kopfe
Hell ein weißer Silbertropfen,
Drin ein ewig Lichtlein kauert.

So erzählt er uns auch gern von den Zierraten, von den Geheimnissen alter Häuser, er schildert die Brücken, den Hradschin, all die vielen Kapellen Prags. Aus dem czechischen Volksleben, aus der großen Geschichte Prags nimmt er gern seine Motive. Der Cyklus: „Aus dem dreißigjährigen Kriege“ enthält manch kräftiges, balladenartiges Gedicht, feine Impressionen, kleine Genrebilder und Szenen, die uns wie farbige Holzschnitte anmuten. Man sieht, wie alles aus einer großen, heimatlichen Stimmung emporwächst. Aber der Inhalt kommt nur von außen: Das Begreifen und die Verherrlichung einer eigenartigen Kultur. Wie die Heimat diesem Dichter Formen und Farben gab, so übernahm er auch das Empfinden seines Volkes, das sich vor dem Überirdischen, dem Unfaßbaren beugte, so übernahm er mit den Symbolen auch deren Inhalt. Und wir werden sehen, wie ihm das Symbolische als Eigentümlichkeit bleibt, wie ferner sein Dichten sich ganz in Bildern und Klängen auflöst und wie der Glaube ihm treu bleibt als eine stete, tiefe Sehnsucht. Und wir werden weiter sehen, wie erst allmählich eigenes, innerliches Empfinden in seinen Liedern die Oberhand gewinnt. Aus dem ersten Buche ist mir ein wunderbar inniges und tiefes Gedicht haften geblieben, das ich hier nicht übergehen möchte.

Volksweise.

Wenn ein Kind sacht
Singt beim Kartoffeljäten,
Klingt dir sein Lied im späten
Traum noch der Nacht.

Magst du auch sein
Weit über Land gefahren,
Fällt es dir doch nach Jahren
Stets wieder ein.

Wir dürfen aber bei aller Anerkennung dieses frischen Talentes seine Schwächen und Fehler nicht übersehen, zumal Rilke sie auch in seinem letzten Gedichtbuche noch nicht abgelegt hat. Offenbar bemüht sich Rilke, originell zu wirken. Diese Sucht artet oft zur

Manier aus. Das zeigt schon sein erstes Buch. Viel Gutes und Entsprechendes ist ihm in der Naturschilderung und Kleinmalerei gelungen. Man lese nur diese feine Abendstimmung:

Die falben Felder schlafen schon,
Mein Herz nur wacht allein;
Der Abend refft im Hafen schon
Sein rotes Segel ein.

Traumselige Vigilie!
Jetzt wallt die Nacht durchs Land;
Der Mond, die weiße Lilie,
Blüht auf in ihrer Hand.

Daneben aber finden sich die gröbsten Geschmacklosigkeiten in Bild und Reim, unerträgliche Häufungen von Gleichklängen, ein unkünstlerisches Spielen mit seltsamen Reimen, Gedichte, die durch übereinandergetürmte und durcheinandergeworfene Bilder ungeheuerlich wirken. Dieselben Fehler finden wir auch noch im zweiten Bande „Traumgekrönt“ (Verlag von P. Friesenhahn, Leipzig), wenngleich auch nicht mehr in dem Maße, wie in dem ersten Buche. Es läßt sich in der zweiten Sammlung ein starkes Streben nach Einfachheit wohl erkennen. Die Farben sind weniger grell, die Stimmungen sind gedämpft, harmonisch abgetönt, das Empfinden erscheint mehr verinnerlicht als bisher. Eine andere Gefahr aber tritt dem Dichter in den Weg: Viele dieser einfachen Weisen sind nicht frei von Trivialitäten. Derartige Gedichte wie das folgende empfindsame finden sich viele in dem Bande:

Mir ist so weh, so weh, als müßte
Die ganze Welt in Grau vergeh'n,
Als ob mich die Geliebte küßte
Und spräch: Auf Nimmerwiederseh'n.

Als ob ich tot wär', und im Hirne
Mir dennoch wühlte wilde Qual,
Weil mir vom Hügel eine Dirne
Die letzte, blasse Rose stahl .....

Der Dichter hat die Heimat verlassen. Er hat mit ihr einen guten Teil seiner Naivetät verloren. Vorüber ist die Jugendzeit, die Zeit der stillen, ahnungsvollen Träume, die von außen aus dem schönen Leben kommen. Die Seele erwacht und mit ihr der Zweifel und der Schmerz. Einsam geht der Dichter durch das Leben. Er sucht Sich. „Traumgekrönt“ ist ein Buch der Seele ...

Wie, jegliches Gefühl vertiefend,
Ein süßer Drang die Brust bewegt,
Wenn sich die Mainacht, sternetriefend,
Auf mäuschenstille Plätze legt.

Da schleichst Du hin, auf sachter Sohle,
Und schwärmst zum blanken Blau hinauf,
Und groß wie eine Nachtviole
Geht Dir die dunkle Seele auf ...

„Traumgekrönt“ ist ein Buch der Schmerzen und Überwindungen, und das Selbstbekenntnis der Enttäuschungen, der Sehnsucht und der ersten ernsten Liebe. Alle diese inneren Kämpfe, dieses Ringen

nach einer Weltanschauung offenbart uns der Dichter in seiner Weise in zarten, melancholisch gestimmten Liedern.

> Wie weit mit dichtem Demantstaube
> Bestreut erscheinen Flur und Flut,
> Und in die Herzen, traumgemut,
> Steigt ein kapellenloser Glaube,
> Der leise seine Wunder thut.

An das erste Buch erinnert uns nur die schöne Bildlichkeit und die tiefe Liebe für all die intimen Wunder der Natur, der Sommernacht und des schwermütigen Herbstes.

Das Bleibende nach diesem Kampfe ist eine tiefe Sehnsucht. So bedeutet dieses Werk ein Durchgangsstadium. Es offenbart uns viel Menschliches; aber keine große Persönlichkeit. Wir erkennen, daß dieser Durchgang nötig war: Der Dichter hat sein Gebiet, aber auch dessen Grenzen gefunden. Sein Weg weist ihn zur Heimat zurück, zu dem künstlerischen Empfinden, von dem er ausging, zu jener feinen Kunst, die die Tiefe, die Anschaulichkeit und den Klang des Volksliedes zu erreichen strebt. Daß Rilke seine Ziele erkannt hat, das beweist er in seinem dritten Buche: „Advent“ (Verlag von Friesenhahn, Leipzig). Das Buch zeigt uns einen großen Fortschritt in der Entwicklung des Dichters: Das Heimatempfinden, diese seine ursprüngliche Empfindung, ist aufgegangen in einem größeren Gefühl, in der Vorliebe für romantische und volkstümliche Stoffe. Rilke zeigt in den besten Stücken dieses Buches eine Zartheit, Keuschheit und Kindlichkeit des Empfindens, eine Treffsicherheit bei größter Einfachheit des Ausdrucks und eine Einfachheit in der Darstellung prächtigster Phantasieszenen, wie sie nur den Dichtern des Volksliedes und einigen Romantikern eigen war.

Die Mädchen singen:

> Alle Mädchen erwarten wen,
> Wenn die Bäume in Blüten steh'n.
> Wir müssen immer nur näh'n und näh'n,
> Bis uns die Augen brennen.
>
> Unser Singen wird nimmer froh,
> Fürchten uns vor dem Frühling so:
> Finden wir einmal ihn irgendwo,
> Wird er uns nicht mehr erkennen.

Es sind nur wenige Stücke, die man vollendet nennen könnte, die so tief und harmonisch wirken wie das citierte, das nur am Schlusse eine Grübelei, ein Erdachtes leise erkennen läßt. Es finden sich aber prachtvolle Einzelstellen, romantische Szenerien und Träumereien in dem Buche, Klänge und Bilder von solcher poetischen Tiefe, wie sie etwa J. P. Jacobsen in seinen wenigen Gedichten hat . . .

Ein weißes Schloß in weißer Einsamkeit.
In blanken Sälen schleichen leise Schauer.
Totkrank krallt das Gerank sich an die Mauer,
Und alle Wege weltwärts sind verschneit.

Darüber hängt der Himmel brach und breit.
Es blinkt das Schloß. Und längs den weißen Wänden
Hilft sich die Sehnsucht fort mit irren Händen . . .
Die Uhren steh'n im Schloß: Es starb die Zeit.

Das Buch „Advent“ läßt uns erkennen, auf welchem Gebiete Rilke Vollendetes und Eigenartiges leisten wird. Objektiv betrachtet ist aber auch diese Sammlung noch ein ganz unfertiges Werk. Auch in ihr finden wir all die alten Fehler Rilkes, die unleidliche Manier, mit Reimen und Gleichklängen zu spielen. Einmal z. B. reimt er auf denselben Ausklang fünfzehnmal. Er liebt es, innerhalb eines Satz- und Klanggebildes des Reimes wegen den Vers abzubrechen. Viele der Gedichte sind improvisiert und wirken daher auch nur wie Improvisationen. Ob dieser Hochbegabte sich wohl jemals zu seiner Eigenart und Vollkommenheit ganz durchringen wird?

Zu den Dichtern Prags, welche in der Tiefe der Empfindung die meiste Verwandtschaft mit norddeutschen Dichtern zeigen, gehört Hugo Salus. Er hat bisher zwei Bände Lyrik: „Gedichte“ und „Neue Gedichte“ (beide im Verlage von Albert Langen, München) herausgegeben. Allerdings, auch er übergiebt uns in seinen Dichtungen nicht die Offenbarungen eines universalen Geistes. Auch er ist kein Verkünder einer Weltanschauung. Ihn kümmern nicht die großen Fragen der Zeit und Ewigkeit. Jene heilige Begeisterung des Dichterpropheten ist ihm so fremd wie Rilke. Er gehört zu den frühreifen, harmonischen Dichternaturen, die schon in ihrem ersten Auftreten als fertige erscheinen und nur in künstlerischer Beziehung leichte Entwicklungen durchmachen. Ein gutes Stück Goetheschen Wesens lebt in diesem Künstler. In Goethe vereinigte sich in seltener Weise dionysisches und apollinisches Wesen, universales und rein persönliches, rein menschliches, rein künstlerisches Empfinden, Germanentum und Griechentum, Tiefe und Grazie, Ewigkeitsgefühl und Augenblicksempfinden. Die Spätergeborenen, auch die Modernen, charakterisiert eine große Einseitigkeit. Man überblicke z. B. das Schaffen Richard Dehmels und Gustav Falkes. Welche Gegensätze! Es ist, als sei den einen der Hang zum Dionysischen, zu steter Entwicklung, den anderen das Bestreben, nur harmonisch zu wirken, angeboren . . . Entschiedene Ver-

wandtschaft mit Gustav Falke zeigt Hugo Salus. Jedes Hinausstürmen, jede Disharmonie ist ihm so unsympathisch wie diesem. Er ist wie Falke ein feiner Beobachter des Lebens und des Menschlichen, des Zufälligen und Augenblicklichen. Eine durch und durch harmonische Dichternatur, bevorzugt er die leichte, gefällige Form, die er musikalisch abtönt. Ein aristokratisches, vornehmes Künstlertum, das alles Häßliche und Schroffe von sich weist oder nur in eigentümlicher, humoristischer oder satirischer Weise verwendet. Salus liebt es, das Erlebte mit feinen Gedanken und Reflexionen zu umranken oder frisch und flott zu fabulieren. Gerade diese Leichtigkeit des Schaffens beweist, daß dieser Dichter mit einer natürlichen, starken Begabung ausgerüstet ist. Ein frischer Wind weht uns aus diesen Gedichten erquickend entgegen! Ein schönes, klares Empfinden giebt sich unmittelbar, nicht verschleiert durch Natursymbolik und Wortmalerei. Darin scheint mir der Wert dieser Gedichte und die Eigenart ihres Verfassers zu liegen, daß überall die Anschaulichkeit, die plastisch wirkende Schilderung durch das *Empfinden* des Dichters durchbrochen wird, ohne daß etwa jene abstrakte Art der Epigonen wiederholt wird. Salus ist eine durchaus moderne Künstler-Individualität. Er beginnt seine Gedichte zumeist mit einer lebendigen Schilderung der Situation, mehr und mehr aber kommt sein persönliches Empfinden zum Durchbruch, und die Gedichte schließen mit einem vollen Akkord starker Empfindungen oder heiterernster Gedanken. Eines seiner besten Gedichte: „*Kammermusik*“ ist besonders charakteristisch für die individuelle Art des Dichters. Wir sind in einer kleinen Stadt. Es ist Sonntagabend. Bei dem alten Amtsrichter des Ortes sind „zu einem Löffel Suppe“ der Apotheker, der Kaufmann, der Arzt und „der Großstadtdichter“ geladen. Man spricht von diesem und jenem; doch geschieht es zuweilen, daß Minuten ohne Gespräch enteilen. Da bringt die Hausfrau den Notenständer...

Ein jeder den Fiedelbogen nimmt,
Zwei Geigen, Viola und Cello. „Es stimmt.“

Und sie spielen. Beethoven. Erst etwas befangen;
Dann steigen Flämmlein in ihre Wangen,
Und herrlich durch das Zimmer zieh'n
Die unendlichen, mächtigen Melodien.

Ich sitze und lausche, aufs tiefste erschüttert;
Mein Herz wird mild, und die Seele erzittert.
Der Flügelschlag der Kunst durchrauscht
Die Luft, der fromm die Seele lauscht. („Gedichte.“)

Von solcher Gemütstiefe zeugen die meisten Gedichte Salus'. Tiefe Empfindung, überleuchtet von einem feinen Humor, das ist der Inhalt der meisten Gedichte. Hieraus spricht eine echte, künstlerische Lebensanschauung. Folgendes köstliche Gedicht ist ebenfalls ein echter Salus.

Aussicht.

Über die Dächer hinweg und die Kirchturmspitzen
Seh' ich durchs Fernrohr vom Fenster aus
Fern auf dem Berge ein Dörflein blitzen,
Einen gelben Weg und ein Gotteshaus.

Auf diesem Wege an sonnigen Tagen
Zeigt mir mein Fernglas dann und wann
Einen rollenden Reisewagen,
Einen winzigen Wandersmann,

Oder mit seiner Herde den Hirten,
Oder den Ackersmann mit dem Pflug,
Oder den Fässerwagen des Wirten,
Oder des Sonntags der Wallenden Zug.

Oft, wenn die Dächer der Stadt mich erdrücken,
Mach' ich durchs Fernrohr vom Fenster aus
Meinen Ausflug mit sehnenden Blicken
Zu dem Dorf und zum Gotteshaus.

Ja, mir genügt es, am Schreibtisch sitzend
Und gebannt in der Pflichten Kreis,
Daß ich im Sonnenscheine blitzend
Dort in der Ferne mein Dörflein weiß! („Neue Gedichte.")

So ist er wie Falke auch ein Dichter des Eheglückes. Die lauteren Weihestunden der Liebe und des stillen Glückes feiert er mit tiefempfundenen Versen, wie es nur harmonisch angelegte Künstlernaturen vermögen:

Frühlingsfeier.

Ein Blütenzweig, blaßrosa, weiß und grün,
Die Welt hat tausend solcher Blütenäste,
Da darf der eine auch für uns erblüh'n
Und darf verblüh'n bei unserm Liebesfeste.

Befrei das schwere Haar von Kamm und Band
Und laß die schwarzen Fluten niederwallen
Auf dieses blumenhelle Lenzgewand,
Und laß die neidischen Achselspangen fallen!

Nun nimm den Blütenzweig. — Wie wunderbar
Die Blüten glüh'n von deines Pulses Schlägen —
Und rühre mir die Stirne und das Haar
Und sprich dazu den heiligen Frühlingssegen:

„Blick auf, der Lenz ist kommen über Nacht,
Die Welt ist voll von Liebe und Erbarmen!“
Ich blicke auf; der Frühling ist erwacht;
Ich halt' den ganzen Frühling in den Armen. („Gedichte.“)

Aber seine Kunst entbehrt auch der eigentlichen Stimmungstiefe und der gedanklichen Tiefe nicht. Er ist ein feiner Beobachter der Natur, und man findet in einzelnen Gedichten Stellen, die in entzückender Einfachheit landschaftliche Reize schildern. Man vergleiche hierzu die schon zitierten Gedichte. Hierhin gehören aus den „Neuen Gedichten“ ferner namentlich die Gedichte „Schwüle“ (ein echter Kalckreuth!), „Blick auf die Stadt“. Ein äußerst feinsinniger und geistvoller Künstler ist Salus in einigen Stücken, in denen er uns im leichten Plauderton irgend ein Erlebnis oder eine Anekdote erzählt. Diese Gedichte erinnern mich direkt an jene feinhumoristischen und leichtsatirischen Stücke Goethes, die wir in dem Abschnitt „Kunst“ finden („Amor als Landschaftsmaler“ und dergl.). Besonders schöne Gedichte dieser Art giebt uns Salus in den „Neuen Gedichten“: „An eine junge Frau“, „Mäcenas“ und „Der schöne Knabe“. Erwähnen möchte ich noch den Cyklus: „Acherontische Sizilianen“, dessen tiefsymbolisches Schlußgedicht von überwältigender Wirkung ist.

Die Fahrt.

Nun gleiten wir schon ungezählte Jahre
Und seh'n noch endlos sich die Wasser breiten.
Von Charons Ruder in die dunkel-klare,
Bewegte Flut seh'n wir die Tropfen gleiten
Und seh'n, sie werden und ins dunkelklare
Und leis bewegte Wasser niedergleiten.
Und dieses ist das große, wunderbare
Mysterium des Tod's: wir gleiten, gleiten ....

Von den jungen Prager Dichtern bleibt noch zu erwähnen: Alfred Guth. Die übrigen, von denen noch einige selbständiges Talent zeigen, erschienen bisher nur in Zeitschriften. Alfred Guth hat bereits mehrere Bändchen herausgegeben, von denen für uns nur die Skizzenbücher: „Am Wege“ (Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig) und „Draußen im Leben“ (Verlag von H. Storm, Berlin) in Betracht kommen. In beiden zeigt Guth ein zartes lyrisches Empfinden und ein starkes Bestreben, in einfacher Weise seine Prosa lyrisch zu stilisieren. Er will Impressionist sein. Er möge sich hüten, daß dies Bestreben nicht zur Manier wird. Hoffentlich schützt ihn seine

Natürlichkeit vor dieser Gefahr. Auf ihn ist die neue Wiener Kunst nicht ohne Einfluß gewesen. Einige Anregung scheint er von Peter Altenberg empfangen zu haben. In dem ersten Buche werden — allerdings ganz leicht — dann und wann soziale Probleme gestreift. Der Dichter versucht es, durch einen festeren Inhalt zu wirken. Im zweiten Werke dagegen löst sich alles in lyrischen Stimmungen auf. Im allgemeinen hält sich Guth frei von jenen übersensitiven, oft unentwirrbaren Stimmungen Altenbergs. Dafür fehlt ihm aber auch die Gedankentiefe und Lebenserfahrung des letzteren. Diesem hat er wiederum voraus Natürlichkeit und Naivetät. Ganz leise geht der Dichter seinen Stimmungen nach. Uns ist, als folgten wir einem Kinde, das uns über stille Wiesen führt, wo viele weiße Blumen blühen, deren keusche Herrlichkeit wir bisher nicht sahen. Guth ist ein feiner Landschaftszeichner. Seine Kunst ist eine naturalistische Stimmungsmalerei in zarten, duftigen Aquarellfarben.

Blumen.

Um die weiße, kleine Villa schmiegt sich ein Garten.

Von glitzernden Steinen umsäumt ragt aus weichgrünem Rasen ein Blumenbeet. Tulpen, Nelken, Rosen.

Die Tulpen blähen sich auf, strecken ihre dicken Köpfe herausfordernd über alle anderen und rufen ihre Schönheit aus — weit über den Rasen bis zum Zaun, an dem zwei Fliedersträuche Wache steh'n.

Die Fliedersträuche am Zaun breiten ihre weiten Arme aus durch die Eisenstäbe zum Thor und lassen ihre schweren Trauben über den Eingang ragen. —

Die Rosen im Blumenbeet sehen nach der weißen, kleinen Villa und scheinen hinzustreben über den Rand des Beetes. Dort an die Mauer und langsam zu den Fenstern auf — um die Fenster und dann in das stille Heim, zu den Menschen. —

Sie träumen von Jubel und Glück. — — — — — — — — — — — — — — —

Zarte, blaßrote Blätter fallen auf den braunen Boden. —

Frühling, Sommer, Herbst und Winter weiß er gleich fein abgestimmt und echt poetisch, oft mit den einfachsten Worten, zu schildern. Allerdings zeigen die beiden Bücher fast gar keine Entwickelung. Diese Dichtungen sind Träumereien in schöner, einfacher Form; aber ohne Inhalt und Tiefe. Ob Guth dauernd den Dichtern Prags wird beigezählt werden können, das wird die Zukunft beweisen. Bis jetzt erscheint er uns nur als ein beachtenswertes, strebendes Talent.





Ungarische Volkslieder.

I.

Schön' Ilona.

Gott segne Euch, Herr Richter,
In Eurem Haus!

„Vergelt Dir's Gott, schön' Ilona,
In meinem Haus!"

Hab' auf die grüne Wiese
Getrieben meine Gänse;
Rasch kam der Sohn des Richters,
Mit Steinen hat er geworfen
Und so ist es gekommen,
Daß der Sohn des Richters
Getötet mein schönes Gänschen.

„Schön' Ilona, was begehrst Du
Für Dein schönes Gänschen?"

Herr Richter, ich begehre
Für jede seiner Federn
Einen Dukaten in Gold,
Für die zwei gehenden Füße
Zwei Löffel voll Gold,
Für die zwei fliegenden Flügel
Zwei Teller von Gold,
Für die schöne, singende Kehle
Eine Trompete von Gold.

„Schön' Ilona, Deine Wünsche
Sind ohne Zahl;
Gehenkt wird der Sohn des Richters,
Ich habe keine Wahl."

Dann soll eine aufblühende Rose
Der Galgen sein,
Und dieses Galgens Arme
Die schönen zwei Arme mein!

II.

Das Weib des Räubers.

Hab' oft genug die Mutter und den Vater
Beschworen, mich nicht auf den hohen, kalten,
Den hohen, kalten Berg hinaufzuschicken,
Zum großen Räuberhauptmann der Gebirge!
Um diese Stunde stets am Kreuzweg hält er
Und giebt um elend Silber seine Seele.
Bin müde aufzusteh'n im Morgengrauen,
Im Morgengrauen hin zum Bach zu laufen,
Zum klaren Bach und dort zu waschen immer
Nur Kleider, die von rotem Blute triefen.
„Was soll Dein Weinen, schönes, junges Weib?"
Ich weine nicht, ich war nur in der Küche —
Vom Rauch der Eichen geh'n die Augen über.

Marburg a. d. Drau. Deutsch von B. Carneri.





Venus auf Reisen.

Ein Ausflug in das Gebiet der angewandten Ästhetik.

Von Chochliz.

(Warschau.)

I.

An einem heißen Junitage stieg im Louvre Frau Venus herab von ihrem Marmorgestelle.

Schon längst belästigte sie das ewige Gaffen der sie bewundernden Philister und deren Gemeinplätze über die Schönheit in Kunst und Natur, die ihre Ohren beständig umschwirrten.

Allmählich stiegen Zweifel in ihr auf an der Echtheit des Entzückens, das die Vollkommenheit ihrer Formen und Reize allgemein zu erregen schien.

Daher beschloß sie, sich inkognito in die Welt zu wagen, um doch einmal sich selbst zu überzeugen, ob in der That ihre göttliche Schönheit überall so angestaunt werde, auch wenn sie ohne den Lichtglanz des Ruhmes und unerkannt unter den Menschen erscheine.

Schon Horaz und Ovid heben That- und Willenskraft als den Haupt-Charakterzug der Göttin hervor.

Unverzüglich führte sie also ihre Absicht aus. Mit dem den Göttern bekanntlich zustehenden Vorrechte machte sie sich zunächst unsichtbar, um die Wachsamkeit der Gallerieaufseher zu täuschen und unbemerkt auf die Straße zu gelangen . . . .

Natürlich zog ihr Erscheinen auf dem Asphalte der Boulevards sofort die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und bald war sie umringt von einer Schar Neugieriger.

In der That war dieses Auftreten ebenso verwegen als „Très chic“, oder „pschutt“, oder „v'lan“. Von allen Seiten strömte das Gesindel herbei, um seiner Skandalsucht zu fröhnen.

Die Männer umschwärmten die Göttin, um dies Wunder mit ihren Blicken zu verschlingen. Von den Weibern sahen die einen sie teils neugierig, teils neidisch sich an, mehr vielleicht entzückt über ihre Scham-

losigkeit, als über ihren bezaubernden Liebreiz, während die anderen vor Scham oder Entrüstung sich von ihr abwandten. „O, là, là, une folle, une folle!“ rief das Gesindel mit schallendem Gelächter und umringte die Göttin so dicht, daß sie keinen Schritt weiter kam.

Schweigend und ratlos blieb sie also stehen und überlegte, ob sie nicht entfliehen könne, zurück in ihren sicheren Zufluchtsort, als zwei Polizeibeamte auf sie zutraten . . .

„M'selle, s'il vous plaît!“ rief der eine und reichte ihr höflich den Arm, während der andere ohne weiteres ihre Rechte ergriff.

Dann riefen sie einen fiacre herbei und setzten sie hinein, die „Siegerin der Welt“.

„Au violon“, rief der erste dem Kutscher zu und stieg zu ihm auf den Bock.

Und fort rollte der Wagen mit der „Mater amorum invicta“ zum Polizei-Kommissar.

II.

Der Kommissar war zwar noch ein stattlicher Vierziger. Das Pariser Leben aber prägte längst in seinen Zügen und Bewegungen den Stempel des Blasierten und Verlebten aus.

Unverkennbar war aus seinen halberloschenen Augen zu lesen, daß jede harmlose, ungesuchte Freude, wie sie das Leben bietet, für seine abgestumpften Sinne längst allen Reiz verloren, und daß er, um diesen wieder anzuregen, irgend einer Zuthat bedurfte und sei es selbst eines „haut goût“, der seinem Geschmacke noch am meisten zusagte.

Sein Ideal konnte nur ein weibliches Wesen sein, wie es soeben in seinem Kabinette saß: nicht mehr jung, schon etwas welk und ziemlich gewöhnlich, dafür aber sorgfältig frisiert, geschminkt und parfümiert, kurz, mit allem ausgestattet, was man „chic“ nennt und was so mancher höher schätzt als Schönheit.

Schläfrigen Blickes Venus musternd, flüsterte er zu sich selbst mit mitleidigem Lächeln:

„Die Ärmste ist von Sinnen,“ und fragte sie dann: „Wer sind Sie?“

„„Das sehen Sie doch, mein Herr,““ erwiderte sie im Vollgefühl ihrer Schönheit.

„Allerdings, das seh' ich, möchte aber auch wissen, wie Sie heißen?“

„„Bevor ich darauf antworte, bitte ich um eine Erklärung, weshalb man mich hierher brachte.““

„Das ist doch offensichtlich! Wie konnten Sie so unbekleidet auf die Straße gehen?“

„„Weil ich durchaus nicht friere. Im Gegenteil, heute ist es drückend schwül!““

,,Elle est impayable,“ flüsterte er seiner Freundin zu. „Und ist sie nicht verrückt, so kann man ihr einen gewissen ‚Chic‘ nicht absprechen.“

,,,,Elle est rouée comme potence‘‘“, bemerkte lachend die Freundin.

„Freilich, freilich!“ wandte er sich wieder an die Arrestantin. „Heute hatten wir 25 Grad im Schatten. Wahrscheinlich führte diese Glut Sie zu dem Entschlusse. Fühlen Sie aber nicht trotz alledem, daß Sie ihn zu leicht gefaßt haben?“

„„Durchaus nicht, mein Herr! Ich fühle nichts von Kälte.““

„Natürlich, aber die Rücksichten auf die Moral,“ entgegnete er mit einem Schatten Würde.

„„Ist das die Schuld, die man mir vorwirft?““

„Was denn sonst? Sehen Sie dies denn nicht ein?“

„„Keineswegs!““

„So bitte ich, mir Ihre Ansicht auseinanderzusetzen.“

„„Mit dem größten Vergnügen, und ich bezweifle nicht, daß Sie mir zustimmen werden, da, was ich denke, meines Wissens allgemein anerkannt wird.““

„So lassen Sie hören!“

„„Zunächst erlaube ich mir die Frage: Bin ich schön?““

„Das ist Geschmackssache. Wenigstens, was mich anlangt, ich ziehe rotes Haar dem blonden vor, weil es neueste Mode ist.“

„„Darum handelt es sich nicht; ich frage nur, ob ich unbedingt schön bin?““

„Hm! Sonderbare Frage! Sei es aber so, was dann?“

„„Dann muß ich weiter fragen, mein Herr: Sind Sie Idealist oder Realist, Naturalist oder Verist, Impressionist oder Symbolist? Denn davon hängt es ab, was ich erwidern soll.““

„Genau genommen, hab' ich hierüber keine bestimmte Ansicht. Nehmen wir aber an, ich sei Idealist, was dann?“

„„Dann können Sie in meinem Auftreten nichts Abweichendes sehen: denn der Begriff des vollkommen Schönen deckt sich mit dem des Guten. Und deshalb kann jenes nicht unmoralisch sein!““

„Wie ich sehe,“ rief er, mit der Freundin um die Wette lachend, „lasen Sie eifrig Cousin.“

„„Allerdings, mein Herr!““ unterbrach sie ihn. „„Aber schon die griechischen Philosophen behaupteten die untrennbare Verbindung des Schönen mit dem Guten. Das haben Sie doch gewiß schon gehört.““

„Selbstverständlich. Nur ändert dies die Sache nicht. Sagen Sie mir endlich Ihren Namen und Ihre Wohnung!“ rief er und griff zur Feder, um eine Verhandlung aufzunehmen.

„„Ist dies wirklich durchaus notwendig?““

„Wie so? Ich muß doch wissen, wer Sie sind?“

„„Das muß Geheimnis bleiben.““

„Erbarmen Sie sich! Das ist ja rein unmöglich! Ich kann Sie doch nicht so herumlaufen lassen, sondern muß nach Ihrer Wohnung schicken, nach Kleidern.“

„„Ich habe keine Kleider.““

„Wie? Sie behaupten doch nicht etwa, daß Sie bisher sich ohne Kleider beholfen?“

„„So ist es aber.““

„Hm!“ murmelte er unwillig. „Dann erübrigt mir nur, Ihre Sache dem Polizeigericht zu überweisen, was mir sehr peinlich sein wird. Sergeant!“ rief er dann dem Posten an der Thür zu. „Besorgen Sie sofort aus dem Magazin Kleider für diese Dame und führen Sie sie in eine Isolierzelle!“ ...

III.

Schweigend folgte die Göttin ihrem Führer. Unmöglich, so meinte sie, konnte der joviale Kommissar irgendwie grausame Absichten gegen sie hegen.

Weit drohender, als er, sah doch Gott Vulkan aus, als er ihr allzugroße Freundlichkeit gegen Mars vorwarf.

Der Herr erleuchte seine Seele! ... Und dennoch ging dies alles vorüber: Zeus, Mars und Vulkan, sie alle starben, der ganze Olymp sank in Schutt und Trümmern. Sie nur lebte fort als die verkörperte Harmonie, als das Ideal des unwandelbar Schönen, ewig unbesiegt! ...

Weshalb also sollte nicht auch die üble Laune des Kommissars vorübergehen, dessen Äußeres und ganzes Benehmen so deutlich dafür sprachen, daß er nicht grausam sein konnte gegen das schöne Geschlecht!

Gleichwohl befremdete sie das ihr widerfahrene Mißgeschick:

Die abgebrochenen Arme waren ihr, wie durch ein Wunder, wiedergewachsen.

Strahlend in der Majestät des vollkommen Schönen, hielt sie sich sicher vor jeder Gefahr . . .

Und jetzt saß sie in ihrer Zelle in Gefängniskleidern, angeschuldigt des Vergehens gegen die öffentliche Sittlichkeit.

„Wie sonderbar sind auch diese Menschen!“ dachte sie, das reizende Köpfchen auf die rosige Hand stützend. „Was wollen sie eigentlich von mir? Stimmt doch, was ich bisher gesehen, durchaus nicht mit dem überein, was ich aus ihrem Munde schon tausendmal gehört habe.

Auch der Kommissar sagt, er sei Idealist, und trotzdem setzt er mich in das Gefängnis. Verargen kann ich es ihm aber wirklich nicht. Mein erstes Auftreten auf der Straße erschütterte auch meinen Glauben an die Kalokagathie. Die Männer verzehrten mich fast mit ihren tierisch begehrlichen Blicken . . . .

Die Weiber sahen mich neidisch an oder wandten sich zornig und verächtlich ab von mir. Die Straßenjugend verhöhnte mich oder hielt mich für wahnsinnig.

All' diese Gefühle, die ich durch meinen Anblick erregte, aber sind zweifellos — unmoralisch. Wo also bleibt jene untrennbare Verbindung des Schönen mit dem Guten, von der die Idealisten faseln?

Trotzdem dürften diese Menschen mich nicht einsperren, wenn sie die Sache vom Standpunkt der Realisten und Naturalisten ansähen, die doch behaupten, in der Natur gebe es nichts Abweichendes.

„Wahrheit! Nichts geht über Wahrheit!“ schrieen sie aus voller Kehle.

Sind mein Antlitz und mein Körper, meine Hände und Füße etwa nicht Wahrheit?

Auch die Symbolisten dürften mich nicht verdammen, wenn sie erwägen, daß die Harmonie meiner Formen nur die Verkörperung und das Symbol sind der inneren Harmonie.

„Nein, nein! Sei unbesorgt!“ tröstete sie sich selbst. „So oder so muß ich vor ihnen Gnade finden. Unfehlbar hinken all' ihre philosophischen Systeme.

Die Sprachen verwirrten sich bei ihnen, wie einst beim Bau des babylonischen Turmes.

Hoch aber erhebt sich über all' dem lärmenden Streit der

Ästhetiker in seinem Glanze das vollkommen Schöne, allen sichtbar und von jedem geehrt und empfunden.

Und im Namen dieses vollkommen Schönen, dessen Verkörperung ich bin, wird mich jedermann nicht nur freisprechen, sondern sogar verherrlichen."

IV.

Also dachte bei sich die Göttin in ihrer Zelle und in Gefängnistracht, als der Sergeant wieder eintrat, um sie dem Kommissar vorzuführen.

„Auf die Bitte meiner Freundin", sprach jener freundlich zu ihr, „will ich Sie freilassen. Da sie an Ihrem Schicksal lebhaften Anteil nimmt, beschloß sie, Sie mit sich und unter ihren Schutz zu nehmen.

Hoffentlich geben Sie ihr keinen Anlaß zu Klagen. Dann werden Sie auch zufrieden sein mit dem Lose, welches Sie getroffen.

Die Kleider aus dem Magazin senden Sie mir zurück, sobald Sie neue besitzen!"

Lächelnd sah die Göttin ihre Gönnerin an, während diese sie durch das goldene Lorgnon musterte, mit den Augen des Juweliers, welcher den Wert eines Kleinods abschätzt.

Anfangs wollte der Schützling seiner Beschützerin um den Hals fallen. Der kalte Blick der letzteren aber mäßigte ihren Eifer.

Daher reichte sie ihr nur die Hand und stammelte einige Worte des Dankes.

„Komm nur," rief die Freundin, „eilen wir heim, ohne Zeit zu verlieren. Noch heute beabsichtige ich, Dich mitzunehmen nach den Folies Bergère. Also mußt Du erst diese häßlichen Kleider ablegen und Dich ordentlich herausputzen!

Au revoir, ma p'tit chien!" fügte sie hinzu und reichte dem Kommissar die Hand.

„„Au revoir, ma biche!"" rief er, den Händedruck erwidernd, und nickte dann auch der Göttin zu mit den Worten: „„Au revoir mam'selle!""

Und fort trug bald darauf ein Wagen die beiden nach einer der vornehmsten Vorstädte von Paris.

„T'es gentile, ma p'tite!" flüsterte die Gönnerin ihrem Schützling zu und drückte ihr zärtlich das Händchen. „Noch fehlt Dir zwar „du chien", doch dies findet sich mit der Zeit.

Bald werd' ich Dich umwandeln nach unserem Gefallen . . .

In Folies Bergère wirst Du viel reiche Leute sehen, die ganze feine Welt von Paris.

Unzweifelhaft findest Du dort bald Verehrer und machst dann, wenn Du vernünftig bist, ebenso unfehlbar Dein Glück.

Wie Du weißt, ist Paris die Hauptstadt der Welt und zwar die Hölle der Pferde, dafür aber das Paradies der Frauen, d. h. solcher, wie wir, ça va sans dire!“

„„Was soll ich aber dort?““ fragte Venus gespannt.

„O, das ist Kleinigkeit! Dasselbe, was wir: lachen und scherzen, die Männer en canaille behandeln, sie berauben und ihnen das Fell abziehen. Das alles ist uns ein Leichtes! . . .

Übrigens bezeugt Dein heutiges Auftreten auf der Straße und Deine Unterhaltung mit dem Kommissar, daß Du nicht nur pro forma Dein Köpfchen hast und Du keck genug bist, um zu wissen, was Du zu thun hast in jeder Lage . . . .

Nun, ma cherie, wie ist Dein Name?“ . . .

„„Venus!““

„Pfui! Wie häßlich! Das riecht ja schon von weitem nach Altertum! Fortan heißt Du Hulma, das ist arabisch. Solche Namen sind gegenwärtig très bien portes, très sgoff.

Sieh, meine liebe Hulma, wer sich an der Liebe erfreuen will, muß ihr den Zutritt zum Herzen wehren! Überdies werd' ich Dich überwachen und Dich getreulich in Schutz nehmen.

Du aber mußt dafür mir alles anvertrauen und mir nichts verhehlen. Verstanden?“

„„Jawohl!““

„Bedenk also vor allem, meine Hulma, daß es für uns kein größeres Unglück giebt, als die Liebe! Verliebt sich ein Weib unseres Standes, so verliert es den Kopf und stürzt unrettbar in den Abgrund, der unter seinen Füßen gähnt. Und niemand bemitleidet es dann: solch tiefer Fall ist nur eine Lächerlichkeit, nichts weiter!

Kennst Du etwa ‚Ponsards Mädchen von Stein‘?“

„„Ich hörte nur davon.““ . . . .

„Sieh, solche ‚Mädchen von Stein‘ müssen wir sein, wenn wir die Schande vermeiden wollen.“

„„Auch ich bin ja nichts, als ein Mädchen von Stein,““ erwiderte lächelnd die Göttin . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In ihrer Behausung angelangt, bemühte sich Lea als Gönnerin eifrigst, die Göttin nach dem Vorbilde und dem Geschmacke der Pariserinnen umzuwandeln.

Venus aber wollte davon gar nichts hören, weder vom Rotfärben des Haares, noch von Atropin-Einträufeln in die Augen, noch von weißer oder roter Schminke, noch von chinesischer Tusche, noch von allem was dort „pschutt“ hieß.

„Was bedeutete die Schönheit,“ rief sie, „wenn sie durchaus irgendwelcher Zuthaten und Künste bedürfte? Schönheit ist Wahrheit, nicht aber Lug und Kunst. Bin ich also wirklich schön, so werd' ich auch ohnehin gefallen!“

„„So thu, was Du willst!““ entgegnete Lea.

„„Vielleicht hast Du recht: die Pariser sind sehr veränderlich. Vielleicht machst Du gerade deshalb Eindruck, weil Du anders bist als andere und ohne jede Fälschung auftrittst, um so strahlender im wahren Glanze Deiner Schönheit.

Nur um eines bitt ich Dich: Leg' ein Schnürleibchen an von mir, ein hygienisches, welches gar nicht drückt.““

„Um keinen Preis. Laß mich damit zufrieden!“

„„Sieh nur, wie stark Du bist in der Taille, weit stärker als ich! Kein Kleid von mir wird Dir passen. Höchstens eins meiner vorjährigen,““ fügte sie mit tiefem Seufzer hinzu.

„So bitte, gieb mir eins!“ erwiderte die Göttin.

„„Nein, nein! Das hätte keinen Sinn!““ warf Lea ein.

„„Damals konnt' auch ich kein Leibchen tragen. Du sähst darin aus, wie der Eifelturm, ganz ohne Figur.““

„Nicht um die Welt leg' ich solch Leibchen an!“ . . .

Vergebens drang Lea in die Göttin. Als sie endlich einsah, daß sich diese nicht überzeugen ließ, fügte sie sich ihren Wünschen.

Jede also kleidete sich nach ihrer Art:

Die eine geschnürt, frisiert, geschminkt und parfümiert, daß sie duftete wie ein Moschusbeutel.

Die andere im vollen Liebreiz ihrer natürlichen Schönheit, aber in einfachem, weitem Gewande, welches die Anmut ihrer Formen durchaus nicht hervorhob.

So bestiegen sie den Wagen und fuhren nach dem vornehmen Ballsaale.

V.

Wie seltsam! Hier in der schwülen Luft voller betäubender Düfte, im scharfen Lichte der elektrischen Lampen, inmitten dieser nur von Menschenhand geschaffenen Pracht und unter Frauen, deren ganze Schönheit nur Kunst war und Täuschung, wurde der Liebreiz der Göttin nur verdunkelt.

Winzig klein erschienen ihre großen, blauen Augen im Vergleiche mit den schwarz untermalten der anderen; ihr Glanz erreichte nicht entfernt den der durch Atropin erweiterten Augensterne und ebensowenig der Alabaster ihrer Arme und Schultern den Puderschnee der übrigen.

Die Rosen ihrer Wangen verblichen im grünlichen Licht, und die Korallen ihrer Lippen sahen fahl aus gegen das frisch aufgelegte Karmin der Pariserinnen.

Die weniger als sie mit üppigem Haar ausgestatteten Schönen verdeckten ihre Armut mit künstlichen Flechten und Wülsten und übertrafen sie dadurch an Haarfülle.

Die Gesichtsfarbe der Göttin war matt gegenüber den mittels Ultramarin mit einem feinen Adernetze bemalten.

Die ernste Majestät ihrer Schönheit erlosch angesichts dieser Sirenen, die aller Augen auf sich zogen durch herausfordernde Blicke und lärmende, zügellose Ausgelassenheit.

Neugierig und befremdet sah sie sich um, als könne sie die Verblendung dieser Menschen nicht begreifen, welche die Wahrheit mieden und der Täuschung nachjagten.

Alles, was diese gedankenlose Menge entzückte, erschien ihr häßlich und gemein.

Und dennoch glühten rings um sie her alle Wangen, blitzten alle Augen und lächelten alle Lippen.

Augenscheinlich schwelgten diese Menschen hier in Wonne und Seligkeit.

Schweigend im Gefühl ihrer Überlegenheit durchschritt die Göttin an Leas Seite die Kieswege des Palmengartens.

Hier und da grüßten ihre Begleiterin ebenso wie diese herausgeputzte, geschminkte und von Brillanten funkelnde Damen.

Von Zeit zu Zeit näherte sich Lea auch irgend ein Herr mit verlebten Gesichtszügen und kecken Blicken, um einige Worte mit ihr zu wechseln.

Der Göttin selbst aber wandte keiner seine Aufmerksamkeit zu.

Nachdenklich und ganz unberührt von dem sie umgebenden Treiben schritt sie weiter.

„Sapristi!“ raunte ihr Lea in das Ohr; „Dégourdis toi donc! Sagt' ich Dir nicht, Du solltest Dich anders kleiden?

Du wolltest es aber nicht. Jetzt ist es zu spät! Steck' wenigstens jetzt eine andere Miene auf!“

All' diese Ermahnungen aber blieben ohne Erfolg. Endlich begaben sie sich nach dem Foyer und setzten sich dort auf einen Divan.

Bald näherte sich ihnen ein Herr in mittleren Jahren, dem man mit dem ersten Blick den Lebemann ansah, und flüsterte Lea zu:

„Ou diable as tu pêché ce Cendrillon?“

Dabei musterte er die Göttin mit ironischem Lächeln und rief, als ihm Lea erzählte, unter welchen Umständen sie ihre Begleiterin kennen gelernt, mit rohem Lachen:

„Unmöglich! Mit dieser unschuldigen Miene? Sie ist wohl nicht recht bei Sinnen?“ . . .

„„O, Baron, ich bürge dafür, sie hat gesundere Sinne als Sie und ich!““

„Merci du compliment!“ erwiderte er mit komischem Schmollen. „Gnädigste gestatten mir aber, das nicht zu glauben.“

„„Weshalb?““

„Weil ich sie in Ihrer Gesellschaft sehe und nur Sie, meine Gnädige, dabei gewinnen können!“

„„Farceur!““ rief Lea lachend und schlug ihn mit dem Fächer auf den Arm.

„Und was gedenken Gnädigste mit ihr anzufangen?“

„„Einführen will ich sie in die Welt. Sie ist bildschön; vielleicht findet sie hier ihr Glück.““

„Wissen Sie was? Führen Sie sie nach — Peking. Dort wird nächstens die Gemahlin für den Kaiser gewählt. Dabei könnten Sie ein glänzendes Geschäft machen!“

„„Baron, Sie faseln.““

„Keineswegs. Das ist reine Wahrheit. Hier ist doch nichts zu machen . . . .

Soeben sprach ich mit Raoul und James. Wir sahen Sie beide in den Garten gehen und waren alle darin einverstanden, daß Ihr Schützling hier keine Aussichten hat.

C'est une outsider.“ (Störrisches Rennpferd.)

„„Weshalb? Ist sie nicht jung und schön?““ fragte Lea hastig.

„Allerdings, aber ohne chic.“

„„Weil sie noch zu unerfahren ist: spröder Stoff, der erst mit der Zeit sich abschleift.““

„Wie naiv! Meinen Sie etwa, fin de siècle werde jemand sich an solchem Rohstoff die Zähne ausbeißen?“

„„Rohstoff? Rohstoff? Gebt ihr nur ein Hotel mit Dienerschaft und Equipage und Diamanten und Perlen, und ich stehe dafür ein, daß sie alle Sterne der Fashion in den Schatten stellt.““

„Nein, nein!“ rief er ironisch und drückte ihr die Hand zum Abschiede.

„Entschieden kann ich nur raten zu — Peking! Sie sollen sehen, einst werden Sie mir danken für diesen guten Rat!“

Hier drehte er sich auf dem Absatze herum und schritt nach dem Garten.

Beruhigt über das Gehörte, sah Lea sich um nach ihrer Begleiterin, die soeben noch neben ihr gesessen hatte.

Wie groß war ihr Erstaunen, als sie deren Platz leer sah.

Nur die Kleider, die sie ihr geliehen, lagen hinter dem Divan.

Kaum hatte die Göttin vernommen, was der Herr gesagt, und sofort war sie verschwunden . . .

VI.

Durch welches Wunder Venus nach Peking gelangte, vermag ich nicht zu erklären.

Wahrscheinlich auf den Strahlen irgend eines Sternes aus dem „großen Bären“ oder auch nur durch eigene Willenskraft, etwa in der durch Flammarion in der „Urania“ beschriebenen Weise.

Jedenfalls befand sie sich am fünften Tage des Monats des „hölzernen Hundes“ und im ersten Jahre der Herrschaft des gegenwärtigen Kaisers von China, was vollständig der Zeit entspricht, in der sie die „Folies Bergère“ verließ, im Kaiserpalaste zu Peking unter jenen Tausend von Jungfrauen, aus denen die Gemahlin für den jungen Herrscher gewählt werden sollte.

Die Kommission, bestehend aus zwölf Räten, unter dem Vorsitze eines „Mandarinen mit dem Glasknopfe“, des Fürsten Beng-Ceng-Deng — ein dreifaches Tschyn seinem Namen! — sollte diese Wahl vollziehen.

Venus stand am rechten Flügel der Mädchenschar, um Hauptes-länge ihre Genossinnen überragend, und sollte als „Nummer 1“ der erleuchteten Kommission vorgestellt werden.

„Welch' eine Riesin!" rief der Fürst, ein kleines Herrchen, indem er die Göttin neugierig musterte.

„Gewiß kommt sie irgendwo von den Grenzen des Kaiserreiches, wo unsere Rasse sich nicht in unbefleckter Reinheit erhielt!"

„„Unfehlbar!"" bestätigte einer der Räte.

„„Die Gesichtsfarbe, so weiß wie Papier, ähnelt derjenigen der europäischen Barbaren.""

„Allerdings," bemerkte ein zweiter. „Die Farbe unserer Rasse ist die einer reifen Zitrone und läßt sich nicht so weiß waschen!"

„„Auch die Augen sind durchaus nicht geschlitzt,"" rief ein dritter. „„Schon deshalb kann ich ihre Schönheit nicht anerkennen.""

„Seht nur diese Backen!" eiferte der Fürst. „Wie abscheulich glatt sie sind! Keine Spur von Knochen, die doch hervorstehen müssen!"

„„Und diese Füße!"" fügte ein vierter hinzu. „„Wie sonderbar! Man sieht, daß sie in der Kindheit nicht zusammengepreßt wurden!""

„Ha! ha! ha!" lachte der Fürst. „Das sind ja die reinen Riesenstampfer! Ruinieren würde sie den kaiserlichen Schatz durch die Ausgabe für Pantoffeln!"

Schallendes Gelächter erregte dieser nicht gerade wählerische Witz des Mandarinen, und dessen Räte überboten sich in ähnlichen Spöttereien.

„Na, meine Lotosblume," entschied endlich der Fürst. „Kehre Du zurück zu denen, die Dich hierher schickten. Ha! ha! ha! Nicht wahr, meine Herren, diese Füßchen sind Anlaß genug, diese Bewerberin von der Wahl auszuschließen?"

„„Unfehlbar!"" riefen die Räte.

„Also, meine Liebe," begann der Fürst, brach aber sofort wieder ab. „Wo, zum Henker, ist sie denn geblieben? Sogar ihre Füße sind nicht mehr zu sehen, ha, ha, ha! Sie waren doch wahrlich groß genug! Wahrscheinlich versteckte sie sich vor Scham. Na, was hilft es! Die Zeit drängt.

Meine Herren! Prüfen wir sofort Nummer 2!"

VII.

Auch in den übrigen Ländern fand Venus nirgends Erfolg, obgleich sie auf ihrer Wanderung fast die ganze Welt besuchte.

In Holland, wo Rubenssche Typen das Ideal weiblicher Schönheit sind, wurde ihr Liebreiz nirgends anerkannt, weil sie zu — mager sei.

Eine vollkommene Schönheit muß dort wenigstens 300 Pfund wiegen und so aussehen, wie aus Schmalz geformt.

Ähnlich wurde sie in der Türkei beurteilt. Denn auch dort ist Wohlbeleibtheit unerläßliche Bedingung der Schönheit.

Wo sie auch erschien, überall wurde etwas an ihr bemerkt, was den landläufigen Begriffen von vollkommener Schönheit nicht entsprach: hier war sie zu groß, dort wieder zu klein.

Bei den Hottentotten aber warf man ihr etwas vor, was sich nicht aussprechen läßt, ohne das bisher so geduldige Papier zu verderben.

Sogar in Deutschland, wo der Begriff der vollkommenen Schönheit, der „Schönheit an sich", wie die Philosophen sagen, entstanden ist, erwies man ihr keine Huldigungen.

Mit dem Zirkel maß irgend ein Anatom ihre Glieder und fand heraus, daß ihr rechtes Ohr etwas niedriger stehe, und die rechte Schädelhälfte etwas schmaler sei als die linke . . .

Es geht doch nichts über deutsche Gründlichkeit!

Ohne sich abschrecken zu lassen, geriet Venus zuguterletzt in — mein Dichterstübchen. Wie gelangte sie dorthin? . . .

Wahrscheinlich durch das Fenster auf den Strahlen des Vollmonds . . . Weshalb beehrte sie gerade mich mit ihrem Besuche? . . .

Das weiß ich nicht; vielleicht aber aus Dankbarkeit, weil ich stets ihr treuer Verehrer war.

Aber nein! Das ist unmöglich!

Dankbarkeit gehört nicht zu den weiblichen Vorzügen. Unfehlbar also war es nur eine Laune, die sie sich selbst nicht zu erklären vermochte.

Jedenfalls aber bin ich ihr dafür dankbar. Wer soviel schon im Leben gelitten hat unter Weiberlaunen, für den ist jeder freundliche Eindruck, den er einem Weibe verdankt, eine angenehme Überraschung.

„An Dich, mein Dichter, hätt' ich eine große Bitte," fuhr sie fort, nachdem sie mir all' ihre Reiseerlebnisse erzählt.

„Wie Du siehst, bin ich durchaus nicht entmutigt und kam hierher, um noch einmal inkognito mich zu überzeugen, wie viel Wahrheit an dem ist, was in Paris mir täglich zu Ohren kam, sowie ob das Entzücken der Philister, die mich seit Jahrtausenden so angaffen, wirklich echt ist und ob in der That der Begriff des vollkommen Schönen in jeder Menschenbrust lebt und jedem verständlich ist. . . . .

Und deshalb," fügte sie hinzu, indem sie die Hand mir vertraulich auf die Schulter legte und den Blick ihrer Saphiraugen auf mein Antlitz heftete, „deshalb bitte ich dich, der Du diese Stadt so genau kennst,

mir zu sagen, wo und unter welchen Bedingungen ich mich hier den Menschen zeigen soll, um meinen Zweck zu erreichen? Nachgerade langweilen mich meine bisherigen Mißerfolge und deshalb beschloß ich, Dich um Rat zu fragen."

Dies ihr Begehren versetzte mich nicht wenig in Besorgnis.

Abschlagen mocht' ich ihr nicht diese Bitte, die aus ihrem Munde mir Befehl war.

Und doch befürchtete ich, sie einer, soweit ich unsere Bevölkerung kannte, ganz unvermeidlichen Gefahr auszusetzen. Endlich erwiderte ich ausweichend: „„Machten wir öffentlich bekannt, Frau Venus sei hier eingetroffen, so könnt' ich bürgen für einen Riesenerfolg.""

„O, spotte doch nicht," unterbrach sie mich, „Du weißt doch, daß ich inkognito auftreten will."

„„Ah, so!"" lallte ich verlegen, „„vielleicht könnten wir sagen: Eine berühmte Schönheit, welche in Paris allgemeines Aufsehen erregte.""

„Was soll das wieder?" warf sie ungeduldig ein. „Ich erzählte Dir doch schon, was mir in Paris begegnet."

Was half also alles — ich mußte heraus mit der Sprache. „„Hohe Göttin!"" rief ich, „„hoffentlich bezweifelst Du nicht, daß ich Dein heißer Verehrer war . . . .

Unsere Bevölkerung aber, was soll ich dazu sagen? Sie gleicht einer großen Dame, die sich nicht gern abmüht mit dem — Denken.

Das überläßt sie am liebsten den Deutschen, den Engländern und besonders den Franzosen, denen sie am meisten Vertrauen schenkt.

Offen gesagt, sieht sie alles mit den Augen der Franzosen an und wartet immer erst ab, was Paris dazu sagt, um sich dann dessen Ansicht anzueignen.""

Nachdem ich dies ausgesprochen, blitzte mir plötzlich ein neuer Gedanke auf und hocherfreut rief ich aus:

„„Halt! Ich hab's!""

„Was denn?" fragte sie neugierig.

„„Wir haben hier einen Kreis von Männern, dem die Bevölkerung die Mühe überläßt, über alles nachzudenken, wovon man noch nichts aus Paris gehört hat.

Blindlings vertraut sie der Ansicht jener Männer, die hier Regen und Sonnenschein machen. Bitten wir also sie um ihre Meinung über Deine Schönheit.

Zweifellos werden sie entzückt sein von Deinem Anblick und

Deinen Ruhm überallhin verbreiten, so daß die ganze Bevölkerung Dir ihre Bewunderung nicht versagen wird!""

„Also kann sie, wie Panurgs Schafherde, ohne Reklame sich nicht behelfen?" fragte sie traurig. „Was Wunder auch, wenn diese Männer, ob mit Recht oder Unrecht, darauf mag ich nicht eingehen, ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen? Und wer sind diese Herren, denen Du das Urteil über meine Schönheit anvertrauen willst?"

„„O, das sind lauter ehrenwerte und aufgeklärte Männer, die bei uns jeden Wettbewerb entscheiden, und zwar die Herren"" . . .

Noch bevor ich den ersten Namen genannt, brach ich plötzlich ab, da ich wahrnahm, daß die Göttin — nicht mehr bei mir, sondern verschwunden war: Abiit, erupit, evasit, wie unser Professor sagte.

Den Platz, wo sie soeben noch gesessen, umschwebte eine rosige Wolke, und der köstliche Liliendust im Zimmer bezeugte mir, daß das, was ich gesehen, keine Täuschung war . . . .

Auf dem Fußteppich vor dem Divan lag ein duftiges — Heftchen, welches augenscheinlich die Göttin verloren hatte bei der schleunigen Flucht.

Mit zitternder Hand erhob ich dies Heftchen. Verehre ich an sich schon jede Schriftstellerin, so hob noch der Anblick dieser zierlichen Schriftzüge in meinen Augen den Zauber der Göttin Cyprias.

Auf dem ersten Blatte prangte die Überschrift: „Ausflug in das Gebiet der angewandten Ästhetik". Die übrigen Blätter enthielten nur kurze Sinnsprüche, geschrieben au hasard de l'inspiration und in nur losem Zusammenhange miteinander.

Einige derselben mögen hier folgen in der Hoffnung, daß irgend ein späterer Philosoph auf dieser Grundlage eine „Ästhetik der Zukunft" aufbauen werde:

Die sogenannte „Philosophie des Schönen" gleicht dem Schatten eines Pferdes, auf dem der Schatten eines Streiters sitzt.

Mit demselben Rechte, mit dem man ein System dieser Philosophie aufstellt, könnte man dies thun mit einer Philosophie der Mode, des Zufalls, der Weiberlaunen, der Lotteriegewinne u. s. w. — —

Es giebt weder Schönheit, noch Häßlichkeit auf der Welt.

Diese Begriffe sind nur zufällige Eindrücke auf das menschliche Gemüt. — —

Für den Affen ist das Ideal der Schönheit der — Affe. — —

Würde der Mensch mit sechseckigem Kopfe geboren, so erschiene ihm ein ovales Gesicht als das häßlichste, aber nur so lange, bis er sich an diesen Anblick gewöhnte. — —

Der größte Philosoph war, wer zuerst sagte: „Nicht das Schöne ist schön, sondern nur, was einem gefällt.“ — —

Die Franzosen sind die Chinesen der Veränderlichkeit und die Chinesen die Franzosen der Beständigkeit. — —

Im allgemeinen verändert sich der Begriff des Schönen nach Zeit und Raum.

Auch diese Erklärung ist aber nicht erschöpfend. — —

Der Begriff des Schönen ist rein persönlich. Soviel Menschen auf der Welt, soviel Arten giebt es von Ästhetik.

Auch dies ist jedoch nicht wörtlich zu nehmen. Denn dasselbe, was dem Menschen schön erscheint, wenn er sich freut, erweckt nur zu leicht seinen Widerwillen in trüben Stunden.

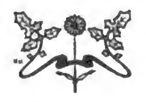
Jeder sieht im gegebenen Gegenstande nur das, was er selbst hineintrug zu gegebener Zeit. — —

Der Ästhetiker ist oft ein — Charlatan, die schulgerechte Kritik ein — Papagei, der nur nachplappert, was er nicht versteht. —

Die sogenannte „sachliche“ Kritik ist eine Seeschlange. Jeder Mensch, der kein Heuchler ist, sieht mit eigenen Augen und urteilt nach eigenem Verstande. — —

Die heutige Ästhetik ist nur ein — Loch, zu dem das Metall fehlt, um eine Kanone daraus zu machen. — —

Kurz gesagt: die Theorie des Schönen hat keine Daseinsberechtigung. Es giebt nur eine Kritik der — Eindrücke.



Er war ein Lump.

Von Jan Neruda (†).

(Prag.)

Berger ist bereits tot. Sein Ableben beklagt niemand, denn sie kannten ihn auf der ganzen „Kleinseite“ *). Auf der „Kleinseite“ kennt übrigens einer den anderen sehr gut, vielleicht deshalb, weil

*) Stadtviertel von Prag.

er überhaupt nicht mehr Leute kennt, und als Berger starb, da sagten sie zueinander, das sei ganz recht, da hiedurch seiner braven Mutter das Leben erleichtert würde und dann, „weil er ein Lump war“.

Berger starb im fünfundzwanzigsten Lebensjahre, „plötzlich“, wie es in der Sterbematrikel hieß, dort war auch sein Charakter nicht angegegeben, und das deshalb, weil — wie der Herr Provisor in der Apotheke sich so sehr witzig ausdrückte: „ein Lump überhaupt keinen Charakter habe“. Freilich, wenn so der Herr Provisor gestorben wäre! Über den und von dem wußte niemand etwas Böses! Bergers Leichnam ward mit anderen Toten zugleich aus der Gemeindekapelle hinausgeführt — „wie das Leben, so das Leben“, meinte der Herr Provisor — und hinter dem Wagen ging nur ein ganz kleines Häuflein, der Mehrzahl nach aus ein bischen sonntäglich gekleideten und deshalb noch mehr kenntlichen Bettlern bestehend. In diesem Geleite waren nur zwei Menschen wirkliche Leidtragende: die alte Mutter des Verstorbenen und ein sehr elegant gekleideter, junger Mann, der sie führte. Er war sehr bleich, sein Gang zittrig und unsicher, ja, es hatte ganz den Anschein, als ob er zeitweise vom Fieber geschüttelt würde. Die Kleinseitener beachteten die schluchzende Mutter weiter nicht, denn durch den Tod ihres Sohnes war ihr ja viel leichter ums Herz und wenn sie weinte, so that sie dies nur anstandshalber, als Mutter, oder vielleicht gar aus Freude, den Lumpen endlich einmal los zu sein. Der junge Herr aber war jedenfalls aus einem anderen Stadtviertel, da ihn kein Mensch kannte. „Der arme Hascher! Der braucht selbst eine Stütze! Wahrscheinlich geht er nur der alten Berger zu Lieb' mit! . . . .“ — „Was? Sein Freund? — I, wer wird sich denn zu so einem Lumpen melden?! Und dann hat Berger schon von Jugend auf keinen Freund gehabt — er war eben immer ein Lump! — Die arme Mutter!“ — Und die Mutter weinte herzbrechend während des ganzen Weges, und dem jungen Herrn rollten reichliche Thränen über die Wangen, trotzdem daß Berger schon von Kind auf ein Lump gewesen!

Bergers Eltern waren Greißler. Es ging ihnen nicht schlecht, wie es Greißlern ja überhaupt verhältnismäßig gut geht, wenn sie dort einen Kram haben, wo viel arme Leute wohnen. Die Kreuzer und Groschen für verkauftes Holz und Schmalz verkugeln sich allerdings, wenn man — der Kundschaft wegen, ein paar Brösel Salz oder Kümmel „zugiebt“, dafür aber kommt wieder so mancher Gulden zusammen, und die kleinen Ankreidungen werden regelmäßig abgezahlt. Zudem hatte die Berger Gönnerinnen, sogar unter den Beamtenfrauen, die

ihre schmackhafte, appetitliche Butter nicht genug zu loben wußten. Sie nahmen auch sehr viel und zahlten um den Ersten jedes Monats.

Bergers Franzl war fast drei Jahre alt und trug noch immer Kinderkleidchen. Die Nachbarinnen behaupteten einstimmig, es sei das ein „häßlicher Fratz". Die Nachbarkinder waren fast alle älter, und Franzl wagte es daher nur sehr selten, mit ihnen zu spielen. Einmal johlten die Kinder hinter einem Juden her, Franzl war dabei, schrie aber nicht mit; der Jud' sprang auf einmal unter das Rudel, erwischte den Franzl, der gar nicht fortlaufen wollte, und führte ihn schimpfend zu dessen Eltern. Die Nachbarsfrauen wurden fast starr vor Entrüstung, was dieser kleine, häßliche Franzl schon für ein Lump sei!

Die Mutter erschrak und beriet sich mit ihrem Manne.

„Prügeln werd' ich ihn nicht," sagte dieser, „zu Haus' aber, unter den Kindern, könnt' er leicht verwildern, weil wir nicht Obacht geben können, — wir schicken ihn also in den Kindergarten."

Franzl bekam Hosen und ging weinend in den Kindergarten. Dort blieb er genau zwei Jahre lang. Im ersten ward ihm um die Prüfungszeit herum als Lohn für sein Stillleben ein Kipfel zuteil, das andere Jahr hätte er ein Bildchen gekriegt, wenn es ihm nicht quer gegangen wäre. Am Tage vor der Prüfung trottete er nämlich mittags nach Hause. Dabei mußte er am Besitztum eines wohlhabenden Bürgers vorüber. Vor dem Gebäude nun, in der ziemlich stillen Gasse, lief allerhand Geflügel umher, mit dem sich Franzl schon sehr oft herzlich unterhalten hatte. Heut spazierten dort ein paar welsche Hühner, die Franzln überhaupt noch niemals zu Gesicht gekommen waren. Er blieb also stehen und sah wie verzückt dem Trubel zu. Es dauerte nicht lange, und schon hockte er auch mitten unter ihnen und begann lebhafte und wichtige Diskurse. Er vergaß sein Mittagessen, er vergaß auch die Schule, und als am Nachmittag die Kinder tratschten, daß Franzl, statt in die Schule zu kommen, mit den „Krutern" spiele, schickte der Lehrer das Dienstmädchen fort, um den Pflichtvergessenen herbeizuholen. Bei der Prüfung erhielt Franzl gar nichts und der Herr Lehrer sagte der Mutter, sie möge ihn strenger halten, er sei jetzt schon ein fertiger Lump.

Und thatsächlich war Franzl ein ausgemachter, ordentlicher Lump! In der Schule saß er neben dem Söhnlein des Herrn Inspektors und zappelte mit diesem Hand in Hand nach Hause, um bei Inspektors zu spielen. Dort durfte Franzl das Jüngste wiegen und bekam dafür ein Töpfchen Kaffee. Das Söhnchen des Herrn Inspektors trug

immer schöne Kleider und einen schneeweißen, steifgebügelten Kragen. Franzl hatte einen zwar reinlichen, aber geflickten Rock; übrigens fiel es ihm gar nicht sonderlich auf, daß er ein schlechteres Gewand besaß, als sein Schulkamerad. Einmal nach der Schule blieb der Herr Lehrer bei den beiden Knaben stehen, streichelte des Herrensöhnleins Wange und sagte: „Schau, Konrad, was für ein hübscher Junge Du bist, weil Du Deinen Kragen vor Verunreinigung zu bewahren verstehst! Richte eine schöne Empfehlung an Deinen Herrn Papa aus!"

„Ja," erwiderte Franzl ganz unschuldig.

„Mit Dir rede ich nicht, Du Zusamm'geflickter!"

Franzl sah nicht gleich ein, warum sich der Herr Lehrer seinem Vater wegen des geflickten Rockes nicht empfehlen lassen könne, aber er ahnte doch, daß ein gewisser Unterschied zwischen ihm und dem Inspektorssprossen vorhanden sei und er walkte diesen deshalb weidlich durch. Daraufhin wurde er als ein unverbesserlicher Lump aus der Anstalt gejagt.

Die Eltern gaben ihn also in die deutsche Schule. Franzl verstand beinahe kein einziges deutsches Wort und machte infolgedessen sehr fragliche Fortschritte. Die Lehrer hielten ihn für einen Taugenichts, obgleich er sich genug quälte, und für einen unmoralischen Rangen, weil er sich immer wehrte, wenn ihn die anderen Schüler hänselten, und er sich wegen seiner Balgereien auf deutsch nicht gut rechtfertigen konnte. Und seine Mitschüler hatten in der That vollauf, womit sie ihn aufziehen durften. Alleweil verredete er sich in der deutschen Sprache und bot auch sonst übergenug Gelegenheit zum Auslachen und Verspotten. Eine Hauptgaudi aber war es, als er einmal in die Schule kam und auf seiner kuchenförmigen, grünen Mütze ein etwa fingerdickes und wagerecht abstehendes Schild hatte. Sein Vater war extra deshalb in die „Altstadt" gegangen, um ihm etwas „ganz Besonderes" auszusuchen. „Das bricht nicht, und die Sonne kann Dir nichts anhaben," sagte er, indem er das Schild annähte, und Franzl dachte wirklich, er besitze etwas ganz besonders Wertvolles und ging damit stolz in die Schule. Unauslöschliches Gelächter empfing ihn, die Knaben hüpften wie besessen rings herum, und weil sein Schild unter den anderen wie ein Balken unter Brettern aussah, so sagten sie zu ihm von nun ab „Balkentreter". Franzl zerschlug mit seinem „Balken" einem der Spötter das Nasenbein, erhielt dafür eine Sittennote und hatte liebe Not, ins Gymnasium zu gelangen.

Die Eltern wollten alles daran wenden, damit aus ihrem Kinde

„etwas würde“ und es dermalen sein tägliches Brot nicht so sauer verdienen müsse, wie sie. Lehrer und Nachbarn redeten ihnen das zwar aus: er, der Franzl, habe kein Talent und sei überdies ein Lump. Ja, bei der Nachbarschaft stand er schon ganz und gar in diesem Rufe. Mit dieser Nachbarschaft hatte er ganz besonderes Pech, obgleich er in der That nicht mehr verübte, als ihre Kinder, ja, vielleicht noch weniger. So oft er auf der Gasse Ball spielte, flog ihm derselbe bestimmt in ein Fenster, und wenn er in der Thoreinfahrt „Titschkerle“ *) schlug, zertrümmerte er regelmäßig das Öllämpchen unter dem Kruzifix, obwohl er aufs beste Obacht gab.

Aber trotz alledem studierte Franz — wie man ihn von jetzt ab nannte, im Gymnasium. Man konnte nicht gerade sagen, daß er die Gegenstände mit besonderem Fleiße absolvierte, denn die waren ihm schon in der deutschen Schule verleidet worden infolge der leidigen Pedanterie der Lehrer, und seine Fortschritte waren so so, daß er ohne allzugroße Schwierigkeiten aufstieg, dafür aber lernte er um so eifriger Dinge, die, streng genommen, nicht in die Schule gehörten. Er las nämlich mit Vorliebe, und zwar alles, was ihm unter die Hände geriet, und kannte sehr bald ziemlich gründlich die fremdsprachigen Litteraturen. Sein Stil war infolgedessen sehr ansprechend — das einzige Lob, welches ihn das ganze Gymnasium über nicht verließ —, und er hatte in seinen Schularbeiten Gedanken und hübsche Wendungen, ja, seine Lehrer behaupteten geradezu, Berger besitze einen blühenden Stil, wie Herder. Man nahm darauf Rücksicht, und wenn Berger in den übrigen Gegenständen nicht viel zu Wege brachte, so hieß es ganz einfach: er habe große Talente, sei aber ein Lump. Diese Talente jedoch zu ersticken, das getraute man sich nicht zu, und Berger schlüpfte auch bei der letzten, entscheidenden Prüfung glücklich durch.

Er ward nun Jurist, aus Mode und weil sein Vater wollte, daß er sich der Beamtenlaufbahn widmete. Berger hatte jetzt noch mehr Zeit zum Lesen und da er sich in dieser Periode verliebte, so begann er auch selbst zu . . . schreiben. Seine ersten Versuche fanden Anklang und wurden in kleineren Blättern abgedruckt. Darob war die gesamte „Kleinseite“ unsäglich empört. Man prophezeite, daß er jetzt im Galopp herunterkommen werde, weil er unter die Schriftsteller gehe und in Zeitungen schreibe, und als sein Vater kurz darauf starb, wußte man

*) Beliebtes Knabenspiel. Man schlägt mit einer Pritsche auf das zugespitzte Ende eines Hölzchens, daß es weiterfliegt; dann wird der Weg, den es so gemacht hat, genau gemessen &c. D. Ü.

mit Bestimmtheit: der Alte habe sich wegen des Lumpen von Sohn zu Tode gegrämt.

Die Mutter ließ die Greißlerei fahren. Das Geschäft ging seit einiger Zeit miserabel, und Berger mußte nun zusehen, selbst etwas zu verdienen. Stunden zu geben, das verstand er leider nicht, andererseits wollte ihn auch niemand zum Hauslehrer engagieren. Er hätte sich kreuzgern nach irgend einem Dienstpöstchen umgeschaut, aber dazu war er nicht sofort entschlossen und kam dann immer zu spät. Die Lust zum weiteren Studieren stand ihm zwar nicht im Wege; das Jus ist eine genügend unverdauliche Speise, und die Kollegien besuchte er nur dann, wenn ihn die Langeweile gar zu hart plagte. Bei Beginn des Studiums auf der Universität hatte er sich vorgenommen, in jeder Vorlesung, die er mit seiner Anwesenheit beehren würde, ein Epigramm zu schreiben. Er begann in antiken Distichen, als er aber das erste Epigramm, das er getreulich aufgezeichnet, las, machte er die Entdeckung, daß sein Hexameter sieben Versfüße besäße; er freute sich unbändig über sein neues Metrum und setzte sich in den Kopf, in lauter Heptametern zu dichten. Über die Veröffentlichung nachdenkend, zählte er die verfaßten Distichon und siehe! es waren deren nicht weniger als gerade acht!

Das Haupthindernis, irgend einen Dienstposten anzunehmen, war ... Liebe. Ein schönes und wirklich liebenswürdiges Mädchen war zu ihm in reiner Zuneigung entbrannt, und ihre Eltern nötigten sie zu nichts, obwohl genug andere Bewerber da waren. Das Mädel wollte auf Berger warten, bis er ausstudiert und ein Ämtchen erhalten hätte. Mit dem Posten, der sich Berger eben darbot, war freilich ein augenblickliches Gehalt verbunden, aber keinerlei Hoffnung für die Zukunft. Berger sah ein, daß das Mädel mit ihm keinen Staat machen würde, und sie der Not opfern, das wollte er wieder nicht. Er glaubte, viel weniger verliebt zu sein, als es thatsächlich der Fall war, und nahm sich vor, zu ... entsagen. Es direkt zu thun, dazu hatte er keinen Mut — er wollte zurückgewiesen, weggestoßen werden; es war dies unbestimmte Sehnsucht, einen unverdienten Schmerz zu erdulden. Bald fiel ihm ein unfehlbares Mittel ein. Er schrieb einen anonymen Brief, verstellte dabei seine Handschrift und erzählte von sich selbst die schändlichsten Dinge. Diese Epistel sandte er den Eltern seiner Geliebten zu. Das Töchterchen schenkte dem namenlosen Denunzianten keinen Glauben, aber ihr Papa war vorsichtiger. Er hielt bei Bergers Nachbarn Umfrage und hörte nun, daß der schon von Kind an ein richtiger Lump

sei. Als Berger ein paar Tage darauf zu Besuch kam, versteckte sich das weinende Mädel und er selbst ward auf höfliche Art zum Hause hinauskomplimentiert. Kurz darauf heiratete das Fräulein, und durch die ganze „Kleinseite“ flog wie ein Lauffeuer die Kunde: Berger ist wegen seiner Lumpereien hinausgeworfen worden.

Jetzt erst fühlte er die Wunde, die er sich mit eigener Hand geschlagen, er hatte die einzige Person verloren, die an ihn glaubte und ihn wirklich liebte, durch seine eigene Schuld verloren! Er büßte den Mut zum Leben ein, seine neue Beschäftigung widerte ihn an, und er sank zusehends in sich zusammen. Er begann zu kränkeln. Seine Nachbarschaft wunderte sich nicht im geringsten darüber: das sei die Folge seines leichtsinnigen Lebenswandels. So gehe es eben allen Lumpen!

Sein gegenwärtiges Ämtchen fesselte ihn an ein Privat-Kontor. Trotz seines Ekels arbeitete er fleißig, so daß ihm sein Prinzipal in Bälde vollständiges Vertrauen schenkte; sogar Gelder übergab er ihm, falls derlei ausgetragen werden sollten. Berger hatte noch Gelegenheit, sich dem Sohn seines Herrn zu verpflichten. Einmal erwartete ihm dieser beim Weggehen aus dem Geschäfte.

„Herr Berger, wenn Sie nicht helfen, muß ich ins Wasser springen und dem Papa Schande machen, um der eigenen zu entgehen. — Ich habe eine Ehrenschuld, die ich, kost' es, was es wolle — heut' noch bezahlen muß. Mein Geld erhalte ich erst übermorgen und da weiß ich mir keinen Rat! — Sie tragen Gelder zu meinem Onkel ... geben Sie mir dieselben; übermorgen wird alles ausgeglichen. — Der Onkel wird den Papa nach der Summe sicher nicht fragen.“ —

Der Onkel fragte aber doch und am nächsten Tage stand in der Zeitung:

Warnung.

Ich ersuche alle, die mit mir in Geschäftsverbindung stehen, dem Franz Berger keinerlei Gelder anzuvertrauen. Ich habe ihn wegen Unredlichkeit aus dem Dienste entlassen.

Nicht einmal die Nachricht, daß Prag an allen sieben Ecken brenne, hätte die Kleinseitener so interessiert, als diese Notiz.

Berger verriet den Sohn seines Prinzipals nicht; er ging still nach Hause und legte sich nieder, mit dem Vorgeben, der Kopf thue ihm weh .....

Der Armendoktor des Bezirkes kam Tags darauf zur gewohnten Stunde einigermaßen in Gedanken vertieft in die Apotheke.

„Der Lump ist also tot?“ fragte der Herr Provisor.

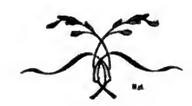
„Berger?! — Nun ja!“

„Und woran ist er denn gestorben?“

„Nun — — schreiben wir vielleicht: vom Schlag getroffen!“

„So! — Es ist nur gut, daß er keine Schulden für Medikamente gemacht hat, dieser Erzlump!“

(Autorisierte Übersetzung von Ottokar Stauf von der March.)



„Ich habe einheizen lassen“.

Ein Schattenbild aus dem Leben von Hermann Conradi (†).

Es war am Tage vor meiner Abreise. Zum letztenmale war ich mit meinen Freunden und Kameraden, von denen ich mich nun wieder auf längere Zeit trennen mußte, zusammen gewesen. Wir hatten den frischen, von einem kräftigen Frühlingswinde durchwehten Apriltag zu einem weiteren Ausflug in die Umgegend benutzt und kamen nun ziemlich müde und abgespannt zum Thore hereinmarschiert. Aber sollten wir uns wirklich schon trennen? Ein letzter Abschiedstrunk wäre nicht ganz ohne Berechtigung gewesen. Vielleicht gelang es ihm auch, unseren abgematteten Geistern wieder ein wenig aufzuhelfen und damit dem eigentlichen Scheideaugenblick mehr Wärme und Stimmung zu geben. So farblos, oberflächlich sich zu trennen, zumal von Menschen, die sich einem im Herzen festgesetzt haben — das war nie mein Geschmack und wird es hoffentlich nicht werden.

Mein Vorschlag, noch einmal zu enger Tafelrunde zusammenzurücken, fand allenthalben Beifall. Wir bogen eben um die Ecke, um die Richtung nach unserem Stammlokal, in dem wir uns gegenseitig so manche erbauliche Lektion gelesen in leerender und belehrender Wissenschaft, einzuschlagen, als wir auf einen Menschen stießen, der uns nicht unbekannt war, der mit einzelnen von uns einmal sogar

ziemlich intim verkehrt hatte. Ich hatte ihn in den Wochen, die ich, von längerer Wanderschaft heimgekehrt, in meiner Vaterstadt verlebt, nicht gesehen. Wie das so gekommen, weiß ich nicht. Manchmal trifft man einen Menschen alle Tage wieder, und dann verschwindet er einem plötzlich auf Monate! Wunderliche Welt! Wie Kometen hasten wir alle an uns vorüber . . .

Gottfried Heydenpeter kam langsam auf uns zu. Er schien nicht besonders erfreut zu sein, daß er uns allen mit einem Male in die Arme lief. Ich wette, er hätte sich am liebsten gedrückt, wenn es noch Zeit gewesen wäre. Heydenpeter sah müde, todmüde aus. Sein Gesicht war bleich, seine Hände feuchtkalt, schweißig, die Augen trübe und erloschen, der Breitrand saß ohne jede „künstlerische Nuance“ auf dem Kopf. Wir hatten uns gegenseitig begrüßt; und Freund Hans, eben der, welcher mit Heydenpeter vor Jahren intimer gewesen, lud ihn frischweg ein, mitzukommen und noch einen Schoppen zu trinken. Da ich morgen früh abreiste, wollten sie noch einmal beieinander sitzen — auch die Phrase: „Man käme so jung nicht wieder zusammen“, ließ man verlauten — warum sollte Gottfried Heydenpeter sich ausschließen? Der schloß sich denn auch am Ende nicht aus, obwohl er sich anfangs gesträubt hatte, mitzugehen. Er sei zu müde, hatte er gemeint, am liebsten möchte er sich hinlegen und schlafen und das ganze Elend vergessen — aber eigentlich habe er auch noch Hunger — hm! — doch! — ja! das dürfe er nicht vergessen: seiner Wirtin hätte er heute früh, ehe er zum Unterricht gegangen, bestellt, sie möchte heute abend einheizen — er wollte trotz der achtstündigen Klavierschinderei noch arbeiten — seine Symphonie vornehmen — es würde endlich Zeit — und die zwanzig Pfennige fürs Heizen zum Fenster hinauswerfen? Soviel Geld hätte er nicht — aber eben der Hunger — hm! — na! Um halb neun müßte er sicher wieder zu Hause sein — bis dahin — nun ja! „Aber vergessen Sie nicht, meine Herren, ich habe einheizen lassen . . .“ Damit schloß er die sonderbare Rede, in der er sich zugleich anklagte und freisprach, sich vor sich entschuldigte und sich gleichsam selbst die Erlaubnis gab, ein Weilchen mitzugehen — bis halb neun spätestens — denn dann müßte er arbeiten — er hatte ja einheizen lassen! . . .

Gottfried Heydenpeter mußte sich heute früh, als er von Hause wegging, recht frisch und willenskräftig gefühlt haben. Denn sonst hätte er sogleich auf einen Abend, welcher der Arbeit gewidmet sein sollte, von vornherein verzichtet. Gottfried war ein armer Teufel, ein

Musiklehrer, der täglich seine sechs bis acht Klavierstunden gab, geben mußte, um sein Stückchen Brot zu haben. Sie wurden ihm nicht gut, nicht schlecht bezahlt — er hatte genau so viel, wie er brauchte. Manchmal machte er aber doch noch Schulden, ganz hanebüchene Schulden, denn er brauchte eben manchmal mehr, besonders, wenn die Tage der Trübnis wieder einmal gekommen waren, die Tage, wo ihm sein ganzes Elend, sein verkümmertes Leben, seine verfehlte Existenz mit schneidender Schärfe und brennender Deutlichkeit vor die Seele trat... Diese Tage bedeuteten schwarze Blätter in seinem Leben — und schließlich konnte ihm nur Wein — Wein den faden Geschmack von der Zunge spülen — bis Gottfried sich eben wieder ins alte Gleise zurückfand und es von neuem lernte, weiterzutrotten auf der einmal eingeschlagenen Spur . . . Schließlich ging das auch wieder . . . Gottfried Heydenpeter besaß ein ganz nettes musikalisches Talent. Liederkompositionen gingen ihm leicht von der Hand. Eine Luther-Cantate, die er geschrieben, war nicht bedeutend. Sie wurde dem großen Stoffe kaum gerecht. Alle Größe und Kraft und Eigenart fehlte ihr. Nun trug er sich mit einer Symphonie, wollte eine romantische Oper, eine Operette, eine neue Ouverture zu Wallenstein schreiben — oh! er hatte viele Pläne, der gute Heydenpeter! Aber wann sie ausführen? Und ob wirklich seine Fähigkeiten dazu ausreichten? Wenn er sie sorgfältig hätte bilden und schulen können — wenn er nicht Zeit und Kraft durch den tagtäglichen, furchtbaren Klavierunterricht hätte zersplittern müssen — dann ja! — aber dann auch erst nur vielleicht! Nun war bei den Verhältnissen, in denen er lebte, an ein größeres, einheitliches, selbständiges Schaffen kaum zu denken. Ein Gönner, ein „Mäcen“, würde zu der dunklen Existenz dieses Klavierlehrers den Weg kaum finden — Gottfried mußte sich bescheiden lernen . . . Im allgemeinen wurde ihm das nicht zu schwer . . . Er kannte so ungefähr die Grenzen seiner Begabung. Ein angeborener Zug zum Leichtsinn tröstete ihn leichter über die verlorenen Illusionen hinweg . . . bis dann eben einmal die Tage kamen, wo er an allem verzweifelte, und sein Zorn schwoll, wo er den Reichtum beneidete und seine Armut haßte, wo er sich verkannt fühlte und seine künstlerischen Kräfte überschätzte . . . Der Wein half ihm, das Gleichgewicht wiederzufinden, die Betäubung trug ihn mit einem mächtigen Satze über den Abgrund — er war dem Leben wiedergegeben, einem Leben allerdings, das elend genug war, wenn es auch noch ein elenderes geben mochte. Aber das bedachte Heydenpeter nicht. Ich verarge es ihm auch nicht. Das Unglück

isoliert, es verhärtet das Herz und schlägt die Augen mit Blindheit. Man kennt nur sich und seine Not. Gottfried Heydenpeters Leben war elend genug — ja! Er mußte tagüber seine Stunden geben, mußte es erdulden, daß man auf alle Weise das Organ schimpfierte und mißhandelte, durch das er einmal zur Menschheit in gewaltiger Art sprechen wollte. Das wurmte ihn. Und abends, wenn sein Tagewerk gethan war, fühlte er sich müde, stumpf. Die Musik konnte ihn nicht mehr trösten, erquicken, er floh vor ihr — er ging ins Wirtshaus und erbaute sich am Skat, am Billard. Die rollenden Bälle klapperten ihm die Erinnerung an die musikalischen Genüsse, die man ihm heute zum besten gegeben, aus dem Hirn. Er trank und spielte, und wenn er nach Hause ging, war er regelmäßig halb betrunken. Dann fühlte er sich am wohlsten. Er schlief zumeist bald ein. Wenn er früh aufwachte, hatte er das Grauen vor der Musik verloren. Er freute sich dann manchmal recht innig auf den Abend, den er ganz dem Schaffen widmen wollte. Er konnte dann wahrhaftig kaum begreifen, wie man am Abend so müde und abgestumpft und gleichgültig sein könnte — er machte sich lustig und guter Dinge auf den Weg — der Wirtin bestellte er: sie möchte ja nicht vergessen, zum Abend das Zimmer warm zu halten — er wollte arbeiten — den ungläubigen Blick der Frau, die „ihre Pappenheimer“ kannte, sah er nicht oder er wollte ihn nicht sehen — — als aber dann die Stunden heute wie alle Tage ihren eintönigen Verlauf nahmen, wurde er doch wieder matt — und am Abend war die Geschichte die alte ... Er fühlte sich unfähig zum Arbeiten und suchte sich mit dem Sonntage zu trösten, wo ihm ja doch der ganze Nachmittag frei blieb. ... Aber die Sonntage! Wo alle Welt feiert, soll er sich hinsetzen und in seinem kleinen, engen Zimmerchen, das ihn so kahl und dürftig dünkte, eine Komposition zusammenschweißen? Es war, als ob er eine grauenvolle Angst davor hätte, seine Kräfte doch nun endlich einmal spielen zu lassen. ... Er hatte keine intime Fühlung mehr mit dem eigentlichen künstlerischen Schaffen — die öde Brotarbeit hatte ihn ganz zermürbt und ausgehöhlt. So hatte er denn auch am Sonntage das Bedürfnis, sich zu zerstreuen ... Wir kannten die Litanei alle. Heydenpeter hatte sie jedem von uns oft genug aufgesagt. Heute, nachdem ich ihn monatelang nicht gesehen, lag die Sache also noch ebenso. Das that mir weh. Ich war darum ganz froh, als sich Heydenpeter uns angeschlossen hatte. Wenn er heute wirklich einmal — schon des geheizten Ofens wegen! — nach Hause gegangen wäre: in dieser gedrückten Stimmung, mit

diesen ermüdeten Sinnen kann kein Mensch einen lebenskräftigen Gedanken haben! Der arme Gesell wäre also jedenfalls nur wieder in seine Verzweiflung und Grübelei hineingeraten — und das war eigentlich überflüssig. . . . Es war ganz gut, wenn ihm das erspart würde.

Heydenpeter war also ausgegangen und trank den Abschiedsschoppen mit. Er wurde allmählich gesprächig, taute auf und mischte sich in die Unterhaltung. Allerdings meist nur, so lange dieselbe möglichst allgemein gehalten wurde. . . . Auf Spezialgebiete in Kunst und Wissenschaft ging er nicht mit — das waren ihm unbekannte Bezirke. Der arme Kerl hatte eben nur eine sehr beschränkte Elementarbildung mit auf den Weg bekommen — auch ein Moment, das ihm eine gesunde Entwicklung und eine tiefere Auffassung von Kunst und Leben verwehrte und erschwerte.

Wir saßen bis Mitternacht. Auch Gottfried Heydenpeter war natürlich geblieben. Er hatte es sich in seiner Ecke „gemütlich“ gemacht, streckte die Beine weit von sich und rauchte eine Zigarette nach der anderen und trank ein Glas Bier nach dem anderen. Er hatte augenscheinlich seine Mission in der Tretmühle des Alltags vergessen und den Ofen nicht minder, der sich selbst überlassen bleiben mußte . . .

Dann gingen wir auseinander — ich sagte Gottfried Heydenpeter Lebewohl, konnte es aber nicht über die Lippen bringen, ihn zum Arbeiten und Schaffen aufzumuntern. —

Seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen. Ich glaube nicht, daß eine glückliche Wendung in sein Leben umgestaltend und emporblühend unterweilen getreten ist. An solchen kleinen, kärglichen Existenzen, die aber trotz ihrer Enge voll tragischer Tiefe sind, geht ja dann Fortuna zumeist teilnahmlos vorüber . . . .



Leipziger Kunstleben.

Sie stand jetzt längere Zeit im Zeichen des Vortrags, unsere Kunst. Das wäre an sich kein schlechten Zeiches; der Vortrag ist etwas, das unsere schnelllebige Zeit allzugering wertet, und doch wiegt ein in Inhalt und Form vollendeter Vortrag oft dickleibige Schmöker auf. Universitäten und Kleinstädte, wo er die Haupt-

form der Bildungsvermittelung darstellt, sind in diesem Punkte wahrlich nicht schlecht daran. Dem Kriterium inhaltlicher und formaler Vollendung halten freilich unsere hier zu besprechenden Vorträge nur recht wenig stand. Gar nicht z. B. die des Herrn Köhler-Haußen über moderne Lyrik. Wenn über dieses Thema ein Mann redet, der neulich die Dreistigkeit vom Stapel ließ, die tschechische Litteratur stehe auf einem Niveau mit der indianischen, so wird man nicht viel Anregung erwarten. Sachlich würde die öde Rederei auch kaum einer Kritik wert sein, wenn nicht Herr Köhler-H. die Dinge zum Skandal aufgegipfelt hätte, und zwar am Liliencron-Abend. Anstatt an Liliencron zu zeigen, wie die Lyrik so ganz eigene Wege wandelt, wie hier auch der ein großer Künstler sein kann, dessen individuelle und soziale Lebensanschauung recht durchschnittlich anmutet, pries der Vortragende des Dichters Königstreue unermüdlich und — wahrhaftig, es ist so geschehen! — behauptete, Liliencron sei wie geschaffen zum Dichter für — Kriegervereine! Tableau! Nicht genug: am Schlusse bot Herr K.-H. Autogramme Liliencrons, das Stück zu 50 Pfennig, feil. Ob man bei Mehrabnahme Rabatt erhielt, weiß ich nicht. Jedenfalls ist damit eine neue Form der Leipziger Messe angebahnt, der wir glückliches Gedeihen wünschen.

Ganz anders steht es schon mit dem Cyklus, in dem Herr Moritz Wirth über den „Ring des Nibelungen als Weltgedicht des Kapitalismus“ sprach. Eine treffliche Idee, die ein guter Redner in einem Vortrage glänzend ausgestalten könnte. Herr Wirth aber ist kein guter Redner — er liest gemütsruhig und eintönig alles ab — und begnügte sich nicht mit einem Vortrage. Er hielt sechs. Das ist ein bischen — Bandwurmkur. Und nun enthüllt Herr Wirth noch zwei recht unerfreuliche Eigenheiten: echt bayreuthisches Unfehlbarkeitsbewußtsein und philosophische Unklarheit. Soviele —ismen es je gegeben hat, soviele stecken auch im „Ring“ drin; und Herr Wirth schält sie nun Szene für Szene heraus. Das ist die Methode, mit der unsere Gymnasien den Schülern den Kunstgenuß verekeln. Damit wird man eben leider keinem Künstler, und nun schon gar nicht dem größten Vollblutkünstler der neuesten Zeit — denn das ist Wagner — gerecht. Die Idee, daß Siegfried den Sozialismus verkörpert, würde uns viel sympathischer sein, wenn Herr Wirth sie nicht bewiese. Und so war man rechtschaffen froh, als der trockene Pessimist bei der „Meeresstille des Gemüts“ angelangt, die „Urschuld“ getilgt und der — Cyklus zu Ende war.

Bei dem dritten Vortrag aber traten zwei ganz moderne Menschen auf den Plan. Karl Lamprecht, der die echte via vox besitzt, die einst Langenbeck für den Redner forderte, entwarf uns ein prächtiges Bild der „Kultur Flanderns in seiner Blütezeit“, und Herr Schreiber, des Kunstvereins wackerer Leiter, sprach, an den Vorredner anknüpfend, über „Vlämische Kunst“. Das war ein herrlicher Abend, eine That des mir sonst wenig sympathischen Alldeutschen Verbandes.

Ja, die Vlämen sind zu uns gekommen; im Kunstverein haben sie ein farbenreiches Bild ihres Schaffens ausgebreitet. Der Gesamteindruck ist entschieden der (und auch jene Vorträge spiegelten das wieder), daß uns niederländische Art und Kultur in vieler Hinsicht näher steht als süddeutsch-österreichische — dem norddeutschen Empfinden nämlich; es ist doch eben eine Einheit von Dorpat über Danzig und Hamburg bis Gent. Ich kann hier nur die wertvollsten Schöpfungen streifen. Da ist zuerst Fernand Khnopff, der Vielgenannte, mit ein paar Landschaften und Gruppen von verschleierter, dämmeriger, geheimnisvoller Stimmung. Dann

der Brüsseler Vanderstappen, der eine Gruppe „Stedebowers“ voll überwältigender Härte und Leidensgrausamkeit ausstellt. Henry Rul (Antwerpen) ist mit zwei Landschaften von unsagbar feinem Stimmungsgehalt und erstaunlicher Technik vertreten; ihm reiht sich würdig Isidoor Verheyden mit seiner „Bleek“ an. Den Hauptanziehungspunkt bildete natürlich der litterarische Vorkämpfer des absoluten Pointillismus, der Tupfenmalerei, Theo van Rijsselberge, der seine ganze fabelhafte Kunst in einem Damenbildnis konzentriert hatte. Das in Wahrheit Bedeutendste scheinen mir freilich, wie sehr ich auch darin von anderen mich entfernen mag, Eugen Laermans' Bilder „Kirmeß“ und noch mehr „Naderen van den storm“ darzustellen. Laermans' rücksichtsloser Naturalismus im Stoffe, die bräunliche Tönung seiner Farben, die wuchtige Großzügigkeit der Zeichnung, vor allem die fest stilisierte, eckig-starre Linienführung, die für diese niederdeutschen Gestalten wie eigens geschaffen erscheint — alles das vereinigt sich zu einem wahrhaft packenden Eindruck, der sich bei langer und häufiger Betrachtung nur immer vertieft. Prüde höhere Töchter mögen sich entsetzt von diesen Bildern abwenden, die freilich die nackte Wahrheit einer ganzen Volkskultur, aber mit einzigartiger Schönheit gestalten; ich erblicke in ihnen eine gesundere, lebenswertere Kunst, als in den unentwirrbaren „Offenbarungen“ der neukatholischen Symbolisten, an denen mancher sich vergeblich seinen Kopf zerbrochen hat, und selbst von Ruls, Verheydens und Wytsmans Landschaften — letztere wieder von wundersamer Zartheit — zog es mich schließlich immer zu der harten Kraftfülle Laermans' zurück, in dem mir eben das nationale am reinsten ausgeprägt, dessen Kunst mir eine echte, große Heimatskunst zu sein scheint.

Von vereinzelten Treffern abgesehen, ebbten die Darbietungen des Kunstvereins nach diesen vlämischen Wochen recht stark. Seffner stellte eine Anzahl Büsten aus. Seine treue Wiedergabe der Züge ist vielleicht ganz einzig, aber er erreicht sie nur auf Kosten des großen geistigen Gehaltes; besonders auffallend war das bei einem polychromen Relief des großen Physikochemikers und Materialismusüberwinders Ostwald; bei der Büste von His hatte sich der Künstler durch Symbolisierung mittels eines menschlichen Embryos noch leichtere Arbeit gemacht. — Von Gemälden war mehr als genug Mittelmäßiges da. Heinrich Vogeler (Worpswede) stellte ein wunderbar duftiges und keusches Bild „Frühling“ aus; Neuhaus, dessen „Verlorener Sohn“ uns im Museum ärgert, brachte eine sehr ungleichwertige Serie, in der „Ein Frühlingsbote“ und „Bei den Buchen“ an Stimmungsgehalt wie an Beleuchtungstechnik obenan standen. Der Leipziger Architekt Schumacher legte u. a. Pläne zu einem Wagner- und Nietzsche-Denkmal vor. Wagners gewaltigen Genius künstlerisch zu erfassen, war auch hier, wie so oft schon, nicht gelungen; der Nietzsche-Entwurf dagegen zeugte von starkem Hineinleben in dieses Künstlers grausige Tiefe, wenn es mir auch sehr bedenklich scheint, auf solchen Plänen bestimmte Wetterstimmungen anzubringen; wer sagt Herrn Schumacher, daß über seinem Denkmal immer schwarzes Wettergewölk stehen wird — wenn's auch noch so schön dazu paßte? Der Entwurf ist bedeutend genug, um auch ohne Tyrannisierung des Himmels zu wirken. Georg Zenker, der einst viel Gutes hoffen ließ, enttäuschte uns diesmal schwer. Ich fürchte, er ist in Farbe und Zeichnung auf dem Wege zur Manier. Menschen in gespreizter Pose sind schon schlimm genug, aber Kühe in Photographiestellung — da beginnt die Komik. Dabei besitzt Zenker vollauf das Zeug, ganz seinen eigenen Weg zu gehen. Gustav Wustmann be-

findet sich noch im Stadium des Violettsehens. Vielleicht malt er uns den Leipziger Marktplatz später noch einmal in natürlichen Farben — bei seiner feinen, hauchartigen Technik kann man Gutes erwarten.

Aus der ungeheuren Hochflut unseres Musiklebens muß ich mich beschränken, drei Ereignisse kurz hervorzuheben. Einmal das Musikfest des Lisztvereins, eine starke künstlerische That. Weingartner war Hauptdirigent. Es ist ganz unbeschreiblich, mit welcher unerhörten Kraft und doch Vertiefung er den herrlichen „Tasso" herausbrachte. Seine eigene Symphonie „Gefilde der Seligen" ist ein fein gearbeitetes Stück, aber so ganz im Geiste des schon Dagewesenen nach Inhalt und Form, daß es stellenweise geradezu langweilte. Nicht viel anders stand es um seine G-dur Symphonie: eine durchaus vornehme, man möchte sagen aristokratisch feine Musik, die sich nie aufdrängt, dafür aber auch nie fortreißt; die Urbanität, die Kant einst an der Musik vermißte, ist vielleicht das höchste Kriterium Weingartners. Mit dem Sturm und Drang Liszts gab das einen fast pikanten, aber doch schließlich zu Ungunsten Weingartners wirkenden Kontrast. Jedenfalls galten die selbst für das beifallswütige Leipzig unerhörten Ovationen mehr und auch mit mehr Recht dem Dirigenten als dem Komponisten; der Dirigent, der die neunte Symphonie mit hinreißender Begeisterung leitete, hatte sie reichlich verdient. Einem andern, größeren, freilich blieben sie in diesem Maße versagt: Richard Strauß, der seinen „Zarathustra" hier selber herausbrachte. Bei Strauß ist es immer das Gleiche: theoretisch möchte man und kann man auch opponieren — praktisch unterliegt man wehr- und hilflos. Die guten Leiziger waren allerdings sehr verblüfft. Ein veritabel lachendes, kicherndes, lächterndes Instrumentarium hatten sie doch noch nicht gehört. Was Strauß der Musik an neuer, reicherer Ausdrucksweise geschenkt hat, ist ganz unerhört. Und was er sich an Instrumentation leistet, — ja, daß er das darf, ohne unerträglich zu werden, ist der beste Beweis für sein Vollblutkünstlertum. Er ist unsere Hoffnung und keine kleine. Ihn heute schon mit Wagner zu vergleichen, wäre thöricht; er ist heute in gewissem Sinne schon über ihn hinaus und in anderem Sinne längst noch nicht an ihn heran. Wagners ganze Größe hat uns wieder einmal Nikisch offenbart, als er im Gewandhause die „Tannhäuser-Ouverture" brachte. Es war ein Ereignis, eine That. Ich finde, hier liegt alles beieinander, was an Wagner ewig, gewaltig, bezwingend ist; hätte er sonst nichts hinterlassen, als diese Ouvertüre: er gehörte zu den wenigen Großen der Menschheitsgeschichte, deren Schöpfungen die höchste Verklärung ihrer Zeit sind und eben darum zeitenlos alles überragen.

Nach dem Vater der Sohn. Mit schweren Zweifeln ging ich in den „Bärenhäuter" hinein und mit herzlicher Freude kam ich heraus. Siegfried ist kein Genie, aber ein hübsches und originelles Talent, das uns noch manches Gute und Bessere schenken kann. Alles übrige hat ja mein Münchener Kollege im Kunstbriefschreiben gesagt, und ich habe nichts hinzuzufügen. Die Aufführung in Leipzig war nach des Komponisten Zeugnis die beste überhaupt; der niedliche Neid Münchens hat hier viel Heiterkeit erregt — warum gönnt man uns Armen nicht diese eine Oase in der Kunstwüste? Siegfrieds Bildnis war wochenlang geradezu ein Wallfahrtsort, zu dem junge Damen aller Stände in jenen Altersstufen pilgerten, die solcher Stärkungen bedürfen.

Und nun noch ein musikalisches Ereignis: Yvette Guilbert. Ihre Bedeutung, das Einzigartige ihrer Kunst, ist in den letzten Monaten bis zum Überdruß klargelegt worden. In Leipzig sprach man zumeist nur von dem — Honorar, das

man für eine „Chansonnette“ natürlich unerhört fand. Yvette wurde hier gar nicht verstanden. Die guten Leipziger hatten auf dralle Waden, nackten Busen und geile Augen gerechnet. Nichts von alledem; und daß das Tingeltangel zum Tribunal, der Chanson zum furchtbaren Anklagegedichte werden kann, begriffen die meisten nicht, und wenn sie es begriffen hätten, wäre ihnen das jedenfalls schon zu bunt gewesen für ihre guten 5 Mark. Woher sollen sie im Variété einen tieferen Sinn spüren? Du lieber Gott . . . „ell's sont tellement ingénues . . .“

Und unser Stadttheater? Soll ich vielleicht von den Premièren des „Schlafwagen-Kontrolleurs“ oder der hundertsten Aufführung des „Weißen Rößl“ sprechen? Nein, wenn ich hier nur aufzählen wollte, was wir wieder alles nicht zu sehen bekommen haben — es hieße den Raum mißbrauchen. Der einzige lichte Punkt: „Fuhrmann Henschel“. Schikowski nannte es hier die stilreinste Tragödie des Naturalismus; ich gehe noch weiter: es ist ein großes und vollendetes Kunstwerk. Da ich in der „Gesellschaft“ an anderer Stelle über das Drama spreche, so beschränke ich mich hier auf dieses Urteil. Die Aufführung — ja, man gab sich redliche Mühe. Taeger als Fuhrmann war gut; Frl. Laue als Hanne — na, sie hat nie eine Quolsdorfer Magd gesehen, und wenn sie eine gesehen hätte, könnte sie keine darstellen. Über den Dialekt schweige ich; zwei Stunden vom Schauplatze des Stückes aufgewachsen, empfinde ich hier auch die besten Leistungen noch als Verletzung der heimatlichen Laute. Das Publikum klatschte matt. Daß Hauptmann hier den tiefsten Griff gethan, die natürliche Welt- und Lebensanschauung des Volkes, Fatalismus und Utilitarismus, zum Kunstwerk gestaltet hat — das ist noch ganz anderen Leuten nicht klar geworden, darum darf man es der Masse der Theaterbesucher nicht übel nehmen.

Dann machte man wieder einmal einen Versuch mit Anzengruber. „Das vierte Gebot“ wurde fast abgelehnt. Das hat Anzengruber nicht verdient — aber soviel meine ich auch: diesem Mischmasch von Burleske und Sentimentalität kann man wesentlich historische Bedeutung beimessen. Der Dichter hat als einer der ersten die Wahrheit des Determinismus geahnt und zu gestalten versucht. Aber schon das aufdringlich Lehrhafte, Moralisierende bringt ihn um den Kranz des Vollkünstlers. Er war mehr Dichter als all die glatten Virtuosen seiner Zeit, viel mehr; aber ihn in einem Atem mit Hebbel zu nennen, das ist schlechthin Unfug. Und es ist doch sehr die Frage, ob wir in Norddeutschland nicht Besseres zu thun haben, als verkannten österreichischen Genies zum Siege zu helfen. Sollten wir nicht erst einmal anfangen, unseren Hebbel, diesen Wegbereiter Ibsens, zu verstehen?

Weiteres habe ich vom Theaterleben Leipzigs nicht mitzuteilen. Doch halt, noch eines: Herr Max Staegemann hat vom „Rat“ auf weitere, ich glaube auf sieben, Jahre die Leitung der drei Stadttheater gepachtet. Warum auch nicht? Ruhe sanft, Pleiße-Athen!

Ernst Gystrow.





Neue Lyrik.

Paul Remer; Johanniskind, Sommerlieder. Schuster & Loeffler, Berlin. 1899. (Mit dem Bilde des Dichters.)

Oskar A. H. Schmitz; Orpheus. Hermann Lazarus, Berlin W.

Dr. A. Renner; Das lyrische Wien. Eine moderne Lese mit Dichtungen von Ferdinand von Saar, J. J. David, Franz Herold, Herm. Hango, J. Kitir, Felix Dörmann, Frhr. K. v. Levetzow, Arnold Hagenauer, Paul Wilhelm, Carl M. Klob, H. v. Hofmannsthal. — Wien. 1899. G. Szelinski.

Naivität und bewußte Kunst, Eigenart und Manieriertheit sind Grenzen und Fackeln in unserer Lyrik. Bezeichnend ist es für das deutsche Lied und seine Zukunft, daß Süden und Norden sich wesentlich anders zur Kunst stellen. Der Mecklenburger ist naiv, kindlich, warm, innig; der Rheinländer international, und Wien?

Paul Remer ist so ein Träumer, ein glücklicher, sonniger Mensch mit großer Leidensfähigkeit. Romantisch, wie nur ein Deutscher es sein kann, gut und herzlich, voll Sehnsucht und Empfindung. Pantheist natürlich, so schlagwortähnlich das klingen mag, Pantheist mit aller Wärme und Weltfrommheit, mit aller Glückseligkeit innerer Einheit. Wer mag romantischer sein? — Der Dichter spricht:

„Du willst von mir ein Liebesgedicht? . . .
Mein Herz ist voll Liebe und dichtet nicht,
erst müssen die Stürme vertosen —

Wenn es sehnsuchtstill im Mondschein liegt,
einen Kahn mit singenden Mädchen wiegt,
dann träumt es von roten Rosen . . .“

Das Johanniskind hat große Augen; es ist immer wo anders mit seinen Gedanken und kann so glücklich sein und so bitter weinen. Die ganze Seele unseres Volkes ist so ein Johanniskind, das von der blauen Blume und von sonnigen Ländern träumt, — Paul Remer ist so durch und durch deutsch, so Fleisch von unserm Fleisch, daß auch der Ton, der ihm am eigensten ist, alle Saiten unserer Seele rührt. Seine Stoffe sind kaum neu, Liebe, Sehnsucht, Traum. Aber er kennt ihre Tiefen und hebt viel Gold mit reichen Netzen. Eines ist zu bemerken, wenn er das Wort „Mutter“ ausspricht, ist er von eigentümlicher Gewalt, — vielleicht, weil ihm die Stimme zittert? — „Johanniskind“ ist ein feines, schönes Buch.

„Orpheus“ schaut anders in die Welt; die Verschiedenheit der Titel ist für den Inhalt fast bezeichnend: Naivität und Manieriertheit. Nicht, als ob Schmitz nun innerhalb seiner Manier Original wäre, im Gegenteil ist es bedauerlich, daß sein Aufenthalt in Paris ihn so sehr in Abhängigkeit von der französischen Lyrik gebracht hat; ja, es ist oft, als habe man Übersetzungen aus Régnier, Mallarmé, Hérédia vor sich; Baudelaire muß dem Buche das Motto stellen. Auch die häufige, allzu häufige Anwendung des Relativums weist direkt auf französischen Ursprung, den wohl auch der Dichter kaum wird ablehnen wollen. Die weichen Verse sind voll melancholischer Musik, Fontänenzauber und Weingitter, weiße Marmorhallen und blaue Inseln — das ist die Abendkunst unserer Décadence, die ihren wundervollsten

Ausdruck in den beiden grundverschiedenen Verlaine und Régnier fand.

Auch das lyrische Wien liegt im Seine-Departement; und ganz bis zum letzten Grunde seine Heimat zu verleugnen, wäre ja fade. Fast noch fader, als tiefe Empfindungen zu hegen. So im allgemeinen. — F. v. Saar ist einer von denen, deren Lyrik fast durchweg Arbeit ist, deren Lieder keinen Glanz, keinen Schmelz besitzen. Er sagt es selbst in einem „Arbeitergruß" überschriebenen Gedicht: „Du ahnst nicht, wie ich hämm're Und feile Tag für Tag" — und seine Verse geben ihm fast immer recht. Selten, daß ihm einfache Bilder gelingen; seine „Landschaft im Spätherbst" ist wunderbar, aber sie fehlt in dieser modernen Lese. Von weit größerer Wucht und Tiefe ist J. J. David. Sein „Von Zweien" aus den „Gedichten" (1892), das in dieser modernen Lese nicht zu finden ist, besitzt eine große dramatische Gewalt, sein Ausdruck zehrender Sehnsucht ist zitternder, wilder, als F. v. Saar ihn finden würde. David ist vielleicht einer der ersten Lyriker Wiens; auch Herold und Hango besitzen seine Stimme und Kraft nicht, wenngleich Hango schon tiefer gräbt als mancher andere. Gerade in Hango scheint sich schon die neue Lebensauffassung, das heilige Ja der Versöhnung zu lösen, er träumt „vom ewigen Sieg des Lebens". Und Kitir? Zwar ist er noch nicht zu einem „Leid der Größe" berechtigt, aber er bringt doch eine unzweifelhafte Versbegabung seinen Stoffen entgegen. Er besingt die „Rosenseife", die „Lieblingsspeise", die „Mütze", die „Thürglocke". An den Stoffen erkennt man den Dichter nicht, sondern an der Behandlung. Kitir ist noch nicht ganz frei von Vorbildern; seine „Zaudernde Liebe", ein Gedicht, das jüngst in die „Neuen Lieder fürs Volk" aufgenommen wurde, ist wohl im Versbau dem Hauptmannschen Weberprolog ähnlich. Aber unverkennbar ist Kitirs Streben, auch im Versbau Eigenartiges zu bringen, nachdem er in der Wahl seiner Stoffe fast schöpferisch genannt werden konnte. Auch ist in seinen „Lyrischen Radierungen", denen die Auswahl entnommen, eine eigenartige Entwickelung zu spüren, Form und Inhalt scheinen zu wachsen. — Felix Dörmann ist als Baudelaires Getreuer längst bekannt; Frhr. C. v. Levetzow weniger, vielleicht ein Gegenstück in seiner wilden, stürmischen Gewaltthätigkeit. Ein Höhenmensch der Empfindung mit prachtvoller Extase. Gegen ihn sticht Arnold Hagenauer wieder merkwürdig ab; dies Leben ist ja so sehr schmerzenreich, da wird das mystisch-weiche Dämmern zu einer lieben und notwendigen Lebensstimmung. Auch Paul Wilhelm hat den Konnex mit der Urkraft scheinbar verloren, wenn auch sein Auge und seine Stirn heiterer und beglückter sind. C. M. Klob bittet im „Notschrei" Gott um Begeisterung.

Da haben wir Wien. Ihr brennt nicht mehr und habt darum keine Flammen; und wenn Ihr keine Flammen habt, wie wollt Ihr leuchten? Von einer merkwürdigen Macht sind Hofmannsthals Verse; nicht, daß er gerade ein Lyriker, ein Liederdichter zu nennen ist, aber seine ungemeine Grazie, der große Kunstverstand und die manchmal frappierende Plastik seines Ausdruckes bilden ein so bewundernswertes Ganzes, daß es nicht mehr not thut, sein Wesen zu rubrizieren, daß man ihn eher als besondere Individualität mit all ihrer Eigenart wird gelten lassen wollen. Das ist um so bemerkenswerter, als gerade das lyrische Wien jede große Individualität vermissen läßt. Auch in der Lyrik ist der „Zug nach dem Norden" unverkennbar. Welch ein Unterschied zwischen dem Mecklenburger und dem Wiener, welche

Frische im Norden, welche Mattheit an der Donau! Es ist die Gewißheit, daß Größe nur geboren werden kann aus der ehrlichen, geraden Natur, daß Größe aus Gesundheit und Kraft nicht minder hervorgeht, als aus den ihr eigenen geistigen Postulaten, — wenn wir uns heute bedauernd von einer Schar junger Dichter wenden, die das Gebot unserer Zeit und den Pulsschlag der neuen Herzen nicht zu spüren scheinen. Glückauf aber jedem Talente unter ihnen, das am Bau der Zukunft arbeiten will!

Otto Reuter.

Anthologien.

Die „Freiheitsklänge", die die Verlagsgesellschaft „Münchener Freie Presse" (München, 8°, 209 S.) herausgegeben hat, sind ganz auf den demokratisch-demagogischen Ton der Jahre 1848/49 gestimmt. Unsere Jugend, die sich immer mehr nach nationalem Leben sehnt, ist allzu geneigt, in diesen Kampfjahren nur eine Explosion thörichten Volkssehnens zu sehen, und nicht selten begegnet man in dem Urteile über jene Kampfjahre einer unerhörten historischen Unkenntnis. Gewiß denken wir kühler über die Ideale jener Zeit, aber es war für jene Zeit echt deutscher Idealismus, der darum kämpfte, das Volk an der Regierung teilnehmen zu lassen. Es ist ein trauriger Mut, über abgelebte Ideale zu spötteln, so lange man nicht gleichwertige an die Seite zu stellen hat. Wer diese Anthologie liest, mit ihrem klirrenden Zorn und ihrer grellen Wut, mit ihrem eindringlichen Pathos und ihrer entflammenden Begeisterung, der wird den Kulturwert der Lyrik der Jahre 1848 höher bemessen, als ihren poetischen, aber auch dieser ist bisher in der politisch-pathetischen Lyrik der Gegenwart unerreicht geblieben. Jetzt, wo man geneigt ist, der in der Stille weltabgewandter Seele entsprungenen Lyrik allzuhohen Wert beizumessen (s. Hofmannsthal, George, Dauthendey u. a. m.), thut einem ein Wasserstrahl Herweghscher Lyrik ordentlich wohl:

Ach, es will finster werden, wohl finster überall,
Doch ist die Nacht auf Erden ja für die Nachtigall.
Heraus denn aus der Wolke, die, Sänger, euch umflort;
Erst predigt eurem Volke das freie Wort!"

In diesen „Freiheitsklängen" befindet sich ein Lied von F. H. Ad. Weiß aus dem Jahre 1890, betitelt „Demokraten voran", in dem die Zeile steht: „Voran für Deutschland, das Herz der Welt!" Der Demokratensänger hat hier ein nationales Geständnis abgegeben, das ihn für die Anthologie des Deutschbundes Dr. Langes, für „Aus deutschem Herzen" (Norden, Diedr. Soltau, eleg. geb., 372 S.) geeignet macht. Diese Sammlung lyrischer und halbepischer Dichtung ist in mehrfacher Hinsicht vorzüglich. Was der Ausschuß des Deutschbundes, dem die Auswahl oblag, bezweckte (es sollte in jedem Tone ein echter Akkord aus dem Gemütsleben der deutschen Volksseele dem Leser entgegenrauschen), ist unzweifelhaft erreicht, nur hätte dieser „Akkord" noch voller erklingen können, wenn man sich weniger angstvoll gegen die Moderne und gegen — H. Heine gewehrt hätte. Was selbst H. v. Treitschke, selbst der Antisemit Dr. O. Zimmermann vielen Gedichten Heines zugesteht, daß sie aus tiefster deutscher Seele stammen, ist der Verbohrtheit des Deutschbundes leider unbekannt geblieben. L. J.*)

Litterar-Psychologie.

Heinrich v. Kleists Reise nach Würzburg. Von Max Morris. Berlin, C. Skopnik. 1899. 45 S. M. 1,—.

*) Die zahlreichen Besteller meiner „Neuen Lieder fürs Volk" (à 10 Pf.) wollen sich direkt an die Kolportagefirma M. Liemann, Berlin C. 25, Füsilierstr. 11, wenden. L. J.

Die Ironie des Schicksals ist oft grausam; und grausam wendet sie sich jetzt gegen die Dichter-Philologie. Lange genug mußten wir daran glauben, daß die Wahl der Strümpfe zur Erkenntnis der Persönlichkeit und ihrer Stimmungen Beiträge liefere; nun kommt die freche Medizin und meint, es gebe ganz andere Vorgänge, die das Seelenleben alterierten, und gerade bei unsern Genies werde man nicht vergebens danach suchen. Von Goethes vortrefflichem „Magenleiden“ zog W. A. Freund unsanft den Schleier hinweg, und heute riskiert Morris mit einem ähnlichen Wagnis den Zorn der keuschen Philologie. Ich sage absichtlich: „mit einem ähnlichen“; denn warum Morris im Vorwort gegen einen Vergleich mit „gewissen berüchtigten Forschungen über Goethe“ sich wehrt, ist mir wenig erklärlich. Waren doch die „Goethe-Pathologen“ so zahm, daß sie das schreckliche Wort Syphilis durch das niedlichere „spezifische Krankheit“ ersetzten! So prüde ist Morris nicht. Er sagt frei heraus, daß Kleist i. J. 1800 an psychischer Impotenz infolge masturbatorischer Neigungen gelitten und zum Zweck der Heilung die Reise nach Würzburg unternommen hat. Die Beweisführung ist geradezu glänzend gelungen; eine messerscharfe Logik paart sich mit knappem, phrasenlosem Stil, und nur aus der kleinlichen Prüderie unserer Kleistbiographen erklärt es sich, daß sie den von Morris auf wenigen Seiten entwirrten Knoten nicht längst gelöst haben. Nun mögen sie zetern: uns Wahrheitliebenden wird Kleist durch diese Schrift unendlich viel näher gebracht. Oder giebt es etwas Heldenhafteres, als seiner Braut ein solches Leiden nach seiner Gesundung zu gestehen? Das ist wahrlich eine That, die Tausende nicht zu erwägen den Mut haben würden, geschweige denn auszuführen. So müssen wir Morris nur dankbar sein; er hat eine klaffende Lücke in Kleists Leben so ausgefüllt, wie es zu diesem preußischen Heldenleben voll und echt stimmt. Und nun mag er die Steine getrost fliegen lassen. Denn fliegen werden welche, auf Kleist wie auf ihn, dessen bin ich sicher; irgend ein Theolog oder Philolog im teutschen Vaterlande wird den traurigen Mut besitzen. Den Dichter aber wie seinen Biographen deckt der Schild des rücksichtslosen Wahrheitsmutes.

Ernst Gystrow.

Kunstpflege in Bayern.

Kittel und Schurzfell! Glanzlichter auf Münchener Kunstpflege von Prof. Christoph Roth, Bildhauer. Stuttgart, Robert Lutz. 32 S. Mit fünf Vollbildern und fünf Illustrationen.

„Eine solche Art Kunst mit Kittel und Schurzfell kommt nicht in die Glyptothek!“ beschloß die „Klique“ — der Minister und die Mehrheit der staatlichen Ankaufs-Kommission waren belehrsam und gefügig, und ein großes modernes Kunstwerk eines vaterländischen Meisters, die plastische Gruppe „Im Sterben“ von Prof. Roth (ist in der Berliner großen Kunstausstellung zu sehen) wurde vom bayerischen Staate abgelehnt. Dafür bekam das Werk von der Preis-Jury die goldene Medaille. Herr v. Vollmar brachte die merkwürdige Geschichte in der bayerischen Abgeordneten-Kammer zur öffentlichen Besprechung. Vor dem breiteren kunstverständigen Publikum nimmt nun auch Prof. Roth selbst das Wort. Er gehört zu den starken, offenen Naturen, von denen der Satz gilt: „Je mächtiger der Feind, je kräftiger der Mut.“ Seine Schrift ist ein Charakter-Dokument, zugleich ein wertvoller Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte. Es wird nicht gelingen, sie totzuschweigen, noch weniger, sie zu widerlegen. Der Autor wartet mit Thatsachen auf, die nicht wegzudispu-

tieren sind. Seine Glanzlichter „sitzen“ und werden selbst von Schwachsichtigen nicht übersehen werden können. Nur offiziös und freiwillig Blinde, die auch in der Kunst sich in die Scheuklappen- und die Vogel Strauß-Politik eingeschworen haben und davon alles Heil (für ihren Privatvorteil!) erwarten, werden sie mit löblichem Eifer zu ignorieren versuchen. Aber die Wahrheit geht ihren Weg — und der vergewaltigten Tüchtigkeit muß schließlich doch ihr Recht werden. Die interessante, vornehm ausgestattete Schrift empfiehlt sich selbst.

M. G. C.

Rudyard Kipling-Litteratur.

Rudyard Kipling. Ein Versuch seiner Würdigung von G. F. Monkshood. (W. J. Clarke.) Graening & Co. 5 sh. Der Kipling-Führer. Ein Handbuch zu Rudyard Kipling, sein Leben und seine Schriften, nebst einer Bibliographie seiner Werke, von Roberton. (Birmingham: the Holland Com. 1 sh.)

Beide Bücher sind augenscheinlich dazu bestimmt, den faulen oder überbürdeten Leser aus zweiter Hand mit der Persönlichkeit und der litterarischen Produktion eines Mannes bekannt zu machen, der im öffentlichen Leben „gewaltig glänzt“. Von den beiden Versuchen ist der Clarkes umfassender, da er versucht, mehr als bloße Thatsachen zu geben. Nachdem er die Biographie und Beurteilung geschrieben hatte, scheint er beide dem Beurteilten unterbreitet und ihm eine sehr interessante, kleine Epistel abgeschmeichelt zu haben. Sie lautet wie folgt:

„Ich habe Ihr auf der Schreibmaschine hergestelltes Buch mit großem Interesse gelesen und gestehe, daß ich Ihre Begeisterung sehr bewundere. Aber scheint es Ihnen nicht, daß ein Werk dieser Art am besten erst nach dem Tode des behandelten Autors veröffentlicht würde?

Es giebt soviele Wege, auf denen ein Lebender in Ungnade fallen kann, daß ich, an Ihrer Stelle, mich fürchten würde, soviel Begeisterung durch den Druck zu verewigen, bevor ich meines Mannes ganz sicher wäre .....

Bitte, glauben Sie nur ja nicht einen Augenblick, daß ich Ihre Begeisterung nicht zu schätzen wüßte. Aber die Dinge vom Gesichtspunkte des Publikums aus betrachtet, zu welchem schließlich Ihr Buch doch kommen muß — kann irgend etwas, das Mr. Kipling geschrieben hat, ein ganzes Buch über ihn rechtfertigen?“

Clarkes Kommentar zu diesem Brief ist auch der Erwähnung wert:

„Hierfür könnte und kann nur eine Antwort möglich sein: Und ein simpler Steinmetz steht staunend vor der Demut eines „Meisters“, der da, abgestiegen in alle Geheimnisse seiner Zunft, jahrelang saß zur rechten Hand des Erfolgs.“

Wir sind nicht sicher, ob Kipling mit Clarkes Versuch gedient war. Es giebt Gemüter, die sich unwiderstehlich gereizt fühlen, das zu verschmähen, was ihnen enthusiastisch angepriesen wird, und wenn etwas in dieser Monographie hervorragt, ist es der Enthusiasmus. Wir vermuten, daß dies Kipling vorgeschwebt hat, als er seine leichte Ablehnung schrieb, und der alte Spruch: „schütze uns vor unseren Freunden“, scheint hier sehr am Platze zu sein. Kipling konnte natürlich weder Clarke noch irgend jemand anderen hindern, ihn zu verhimmeln, aber wir sind überzeugt, daß man solch ein Werk verschieben sollte bis nach dem Tode des Autors. Doch dies würde den Zwecken eines modernen Bücherschreibers nicht frommen, und vielleicht würde Kiplings liebenswürdige Natur ihn haben zögern lassen, gegen den Broterwerb eines Nebenmenschen einzuschreiten, selbst wenn er,

um dies zu erlangen, hätte am Pranger stehen müssen.

Mr. Clarke ist zu rhapsodisch; dafür eine Probe: „Hört Robert Louis Stevenson! „Es ist viel vom lebendigen Teufel in Kipling. Seine feurig hämmernden Pulse geben ihm eine besondere Stellung. Selbst seine Vorliebe für journalistische Effekte, es ist eben ein Strom von Leben in allem!“ Hier — darin liegt das Geheimnis! Geh schlafen. Du wirst erwachen, Dich erinnern, wirst verstehen! Du wirst verstehen, daß dieser Mann — von dem behauptet wird, daß er eines strengen Strebens unfähig sei, der weder ein Gedicht von 20 tausend Zeilen, noch eine Novelle von einer viertel Million Worten hervorbringt — von dem man erzählt, daß er nur vermag, die Dinge zu überhasten, Dinge, so kurzlebig als schnell entstanden, — Du wirst verstehen, daß dieser Mann Bilder des Lebens malen kann, geschaut im Blitz der Intuition, Lieder des Lebens singen kann, eingegeben vom Schlage des Herzens, Dinge machen kann, die leben werden, so lange die Sprache lebt, da sie immer und immer vom Leben handeln, und abermals vom Leben!“

Aus „kurzer Zeugungsfähigkeit und lebendiger Scharfsichtigkeit“ besteht, nach Clarke, „Kiplings Art“. Eine schwache Nachahmung derselben, mit einem Einschlag der Carlyleschen, ist Clarkes Manier. Seine zusammenfassende Betrachtung über Kipling kann als Beispiel genannt werden:

„So wie es viele Götter giebt, und viele Herren, so sind viele Kritiker und viele Kritikaster, und die Hand der letzteren hat nicht leicht auf Kiplings Werken gelegen.“ „Es würde gewagt sein, zu sagen, welchen Platz Kipling in der Litteratur der Zukunft einnehmen wird“, scheint das stehende Losungswort der letztgenannten Klasse von Schriftstellern zu sein. Sie betrachteten ihn wie einen alltäglichen, öffentlichen Gaukler, und waren gewillt, ihn abzufassen, da er einen Aufstand verursacht hatte. Und selbst in diesen Tagen kommt von gewissen Seiten ein gewisses feindliches Grollen. Aber, wenn alles angeführt ist über seinen Kultus von „Wächter, Waffen und Wehre“, wenn alles ausgekramt ist über „Briten und Brutalität, über Bier und Blutbad“, wenn alles ausgeschöpft ist, an Fehlern — mit und ohne Alliteration —, so sind wir zu dem Schlusse gelangt, daß, obwohl R. Kipling zufällig nicht William Shakespeare ist, es nicht für gut findet, Shelley nachzuahmen, oder es ihm nicht gelingt, Sterne nachzuäffen, er doch, wo immer er Liebe, Ehre, Wahrheit, Kraft, kurz Verdienst irgend einer Art gefunden, er dies mit litterarischer Kraft erreicht hat. Und, obwohl erst seit kurzem, zeigt er eine leichte Neigung zu Predigen, welchen Fehler er jenen Verbindungen von Schauspielern und Renommisten lassen sollte, denen es so gut gelingt, viele Weiber zu gewissen Gemeinden zu verlocken. — R. Kipling ist trotz alledem ganz unschuldig am Aufkommen einer Art von „Anglo-sächsischen Rowdytum“; während er der Mann und Künstler bleibt, der er ist, wird R. Kipling nach wie vor unschuldig sein an all der Hyde-Park-Rhetorik, an all den Ungezogenheiten, was Gesellschaft und Rasse betrifft.“ Sonderbar ist nachstehendes Urteil Clarkes:

„Ich bin niemals einer Frau begegnet, die eine Kipling-Verehrerin gewesen wäre, und ich würde es ihr nicht geglaubt haben, wenn ich eine getroffen hätte. Die Schriften R. Kiplings reizen die Frau nicht, vielleicht liegt es nicht in Kiplings Absicht. Erstens glaubt er nicht, daß Frauenherrschaft eine gute Regierungsform sei, er glaubt nicht, daß die Frau das Salz des Leben ist, (wie sehr die „Sie“ auch dessen Zucker sein mag), er anerkennt nicht die Superiori-

tät der „Sie“ über den brutalen despotischen „Er“ — (mit einem kleinen „e“). Zweitens weiß er nicht, daß Frauen das britische Reich schufen, damit es die Männer erfreue, weiß nicht, daß Frauen Brücken bauten, Docks zeichneten, Eisenrüstungen erfanden; aber er weiß, daß, obwohl eine Frau mit dem Muster an den Knöpfen in der Polsterung ihres Wagens unzufrieden sein kann, es einen ungezogenen, hülflosen, dummen Mann gab, der die erste und einigermaßen nützliche Lokomotive erdachte und ausführte. Drittens schreibt er nicht hübsch von ehebrecherischen Verwicklungen, verhüllt nicht das Nackte und parfümiert nicht das Faule, er verhimmelt nicht die Orte, wo sich „der halb Trunkene über die halb Bekleidete“ lehnt, giebt keine Studie der Geschlechts-Unterdrückung, mit der Etikette des religiösen Eifers, kreuzigt Christus nicht zum zweitenmale, um die Schweiß- und Blutstropfen an „Seinen Muskeln“ aufzuzählen, was alles die meisten Frauen gerne sehen und einige sogar anbeten. Viertens, fünftens und sechstens, R. Kipling schreibt für Männer. Und trotz alledem hat er ein Ding geschrieben, was sich „die Geschichte des Bummlers“, und ein anderes Ding, das sich „ohne Vorteil der Klerisei“ nennt, und in seinem Stück über gereimte Journalistik „Ein kaiserliches Reskript“ hat er ein gewisses Verlangen und die allgemeine Heldenthat der zivilisierten Männer stark betont: „Wir wollen für uns und ein W e i b arbeiten, für immer und ewig. Amen!“

Daß Clarke die Werke R. Kiplings studiert und Genuß daraus gezogen hat, mag man glauben, aber daß er ein befriedigender Kommentator ist, erlauben wir uns zu bezweifeln. Wir unterzeichnen vollkommen seinen eigenen Ausspruch: „daß jeder selbst diese wundervollen Werke lesen müsse“. Als ein Führer in ihnen wird Clarkes Buch gute Dienste leisten, aber wir glauben, daß nur wenige irgend einen Vorteil aus dem größeren Teil der Kritiken ziehen werden, die es enthält.

Was den „Kipling-Führer“ anlangt, so finden wir keinen Grund, R o b e r t o n s kleines Büchlein zu tadeln, das durch Notizen aus Zeitschriften und Zeitungen unnötig angeschwellt ist. Es wird möglicherweise vielen angenehm sein, diese Items in einem Büchlein zu haben. Auch die Bibliographie wird Sammlern nützlich sein und sie scheint auch erschöpfend genug, da sie nicht nur die Werke des Autors, sondern auch Empfehlungen der Zeitschriften und Artikel der Revuen enthält. Thatsächlich fängt die Litteratur, die um den Namen Rudyard Kipling emporwächst, an, Schrecken einzujagen.

(A. d. „L i t e r a r y W o r l d“ von E. W e r n e r.)



Büchertisch.

B i e r b a u m, Otto Julius, Das schöne Mädchen von Pao. Ein chinesischer Roman. Berlin, Schuster & Löffler. 8°. 230 S.

C l e ß, Alfred, Theoretischer Anarchismus, Zürich, J. Schabelitz. 8°. 127 S.

G r ä v e l l, A., Zum Kampfe gegen die Warenhäuser. Dresden-Bl., Steinkopff & Springer. 8°. 96 S. M. 1,50.

G r u n o w, J., Buschs Tagebuchblätter und die deutsche Presse. Leipzig, F. W. Grunow. 8°. 48 S.

Haushofer, Max, Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman. Stuttgart, J. G. Cotta Nfl. 8°. 334 S.

Hölscher, Prof. Dr. L., Unsere Taufnamen. Eine Erklärung über deren Sinn und Bedeutung. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 8°. 44 S. M. 0,50.

Hoppe, Dr. med. Hugo, Die Thatsachen über den Alkohol. Dresden, O. V. Böhmert. 8°. 217 S. M. 3,60.

Ibsen, Henrik, Sämtliche Werke. Bd. V. Kaiser und Galiläer. Deutsch v. Paul Hermann. Mit Einleitung v. Paul Schlenther. Berlin, S. Fischer. 8°. XXIII, 319 S. M. 4,—.

Kaisenberg, Moritz v., Die Ritter vom Sporn. Berlin, Karl Siegismund. 8°. 272 S. M. 4,—.

Kämpchen, Heinrich, Aus Schacht und Hütte. Gedichte eines Bergmanns. Bochum, H. Möller. 8°. 288 S. M. 2,25.

Key, Ellen, Essays. Berlin, S. Fischer. 8°. 344 S.

Kronenwetter, Franz, Michel Gaißmayr. Trg. in 5 A. a. d. Tiroler Bauernkriege v. 1525. Berlin, S. Fischer. 8°. 115 S. M. 2,—.

Kurnig, Der Pessimismus der Anderen. Pess. „Geflüg. Worte" u. Citate. Leipzig, Max Spohr. 8°. 28 S. M. 0,60.

Merian, Hans, R. Strauß' Tondichtung „Also sprach Zarathustra". Eine Studie über die moderne Programmsymphonie. Leipzig, Carl Meyer. 8°. 54 S.

Meysenburg, Malvida von, Memoiren einer Idealistin. 4. Aufl. Berlin, Schuster & Löffler. 8°. 3 Bde. XXIV, 399, 322, 298 S.

Perfall, Karl Freih. v., Die Entwicklung des modernen Theaters. Godesberg, Gg. Schlosser. 8°. 19 S.

Poetische Flugblätter. Her. v. J. Kitir u. C. M. Klob. Heft 20/21. P. K. Rosegger. Wien IV. M. 0,20.

Pöhlmann, Prof. Dr. R., Sokrates und sein Volk. Ein Beitrag zur Geschichte der Lehrfreiheit. München, R. Oldenbourg. 8°. 133 S. Geb. M. 3,50.

Polenz, Wilhelm v., Wald. Novelle. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 186 S. M. 2,—.

Proeltsch, Prof. Walter, Über die neuesten Veränderungen im deutschen Wirtschaftsleben. Vorträge. Stuttgart, W. Kohlhammer, 8°. 156 S. M. 2,—.

Rosner, Karl, Faule Ehen. Schauspiel in 3 Akt. Berlin, Schuster & Löffler. 8°. 88 S.

Rusigk, Johannes, Die Spinne. Ein Blättlein Liebe. Zwei Einakter. Berlin, Dramaturg. Institut. 8°. 60 S. M. 2,—.

Ruskin, John, Chapters on Art. Mit Bild. (Für d. Schulgebrauch.) Berlin, R. Gaertner (H. Heyfelder). 8°. 81 S.

Saitschick, Robert, Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch. Stuttgart, J. G. Cotta Nfl. 8°. 162 S. M. 2,—.

Servaes, Franz, Präludien. Ein Essaybuch. Berlin, Schuster & Löffler. 8°. 414 S.

Schaumberger, Heinr., Gedenkschrift zur Enthüllung des Sch.-Denkmals in Neustadt (Koburg). Her. von Wilhelm Kullmann. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 8°. 51 S. M. 0,50.

Strindberg, Aug., Legenden. Dresden, E. Pierson. 8°. 236 S. M. 3,—.

* * *

Musikalien (Lieder).

Goltermann, Georg, Trauungs-Gesang. (J. Schiff.) op. 131.

Meyer, Oskar, Fahr wohl. op. 9.

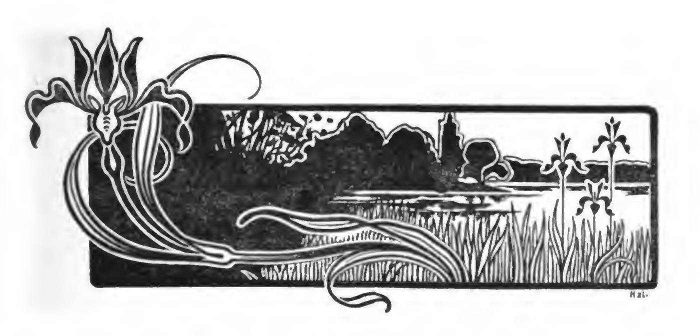
Derselbe, Glück. op. 11.

Derselbe, Wunsch. (Reinick.) op. 8.

Knorr, Iwan, Vom Jäger u. d. Mägdlein (4 Lieder). op. 10.

Sämtlich bei B. Firnberg, Frankfurt a. M.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.



Band III. * 1899. * Heft 3.

Ein Beitrag zur Metaphysik der Geschlechtsliebe.*)

Von Christaller.

Metaphysik ist noch nie etwas anderes gewesen als Dichtung, erhabene Dichtung. Daß immer bisher die metaphysischen Künstler die gläubigen Opfer ihrer Schöpfungen waren, wen kann das wundern? Auch anderen Künstlern ist es seit Pygmalions Tagen oft ebenso gegangen. Glauben nicht auch wir anderen, die wir nicht Künstler von Beruf sind, nur zu oft an die Realität unserer Dichtungen? fast immer, wenn wir uns verlieben oder Freundschaft schließen. Und gar die allgemeine Menschenliebe! welch ideologische Dichtung muß man glauben, um Philanthrop zu sein. Aber die Glaubensfähigkeit des heutigen Menschen ist im Abnehmen begriffen. Auch die Philosophen finden immer weniger Gläubige; bei Nietzsche streiten schon seine Freunde, ob er Dichter oder Philosoph sei. Nun, beides ist eben eins. Bald werden auch die Philosophen selbst ihre Systeme nicht mehr glauben, sondern bewußt dichten. Sie werden nicht anders an sie glauben, wie die übrigen Dichter an ihre Romane; und wenn sie Talent haben, werden sie viele Systeme dichten. Weltanschauung! Ich habe wohl ein Dutzend Welt-

---

*) Über die Geschlechtsliebe. Ein Beitrag zu ihrer Metaphysik von O. L. Leipzig, Otto Weber.

anschauungen, wie ein Pascha Weiber. Einige hab' ich lieber, das ist wahr; aber ich habe sie alle zwölf. Ich habe auch die des prachtvollen Menschen, den ich hier vorstellen will.

O. L. — genauer kenne ich ihn selbst nicht — weiß sehr viel, die merkwürdigsten Dinge, aber er wünscht nicht, gefragt zu werden, woher er sie weiß. „Ich entwickle keine Beweise," sagt er, „denn um Beweise kümmern sich die Menschen nicht. Sie erzählen sich von verschiedenen Standpunkten aus, wie sie die Welt anschauen, und die Hauptsache im Kampf der Meinungen ist die, daß man lebhaft und verständlich genug seine Wahrnehmungen vortragen kann; vielleicht, daß einer oder der andere auch auf die Warte des Redners steigt und zusieht, ob er dasselbe erblickt." (S. 8.) Der Verfasser hat besonders die Warte Schopenhauers und Nietzsches bestiegen; von letzterem hat er den Individualismus. Die Welt ist ihm ein Masse unersättlicher Ichheiten von den niedersten, den Atomen, bis zu den höchsten, den Menschen. Das Wesen jeder Ichheit besteht darin, nicht nur sich behaupten, sondern auch sich vervollkommnen, immer höher über alle vorläufig gesteckten Schranken hinauswachsen zu wollen. Eine Äußerung dieses Wachstumstriebes ist auch die Zeugung: die Ichheit erblickt in einer anderen Ichheit solche Eigenschaften, die ihr selbst noch fehlen und von ihr gewünscht werden; damit ist die Geschlechtsliebe erwacht und führt weiterhin zur Zeugung in der Absicht, den Schatz der eigenen, angeborenen und erworbenen Fähigkeiten mit den ergänzenden Eigenschaften des geliebten Wesens zu verbinden und so das vorschwebende Ideal zu verwirklichen. Dies bedeutet aber nicht ein Abdanken der Ichheit zu gunsten des erzeugten Besseren, sondern ist nur ein Nebenprodukt des unersättlichen Wachstumstriebes, dem nicht einmal der Tod ein Ende macht. Der Tod ist vielmehr nur, wie alle andern Erlebnisse, eine Lektion, die das Ich empfängt, darüber nämlich, daß die gegenwärtige Form seiner Ichheit ungenügend ist, noch unfähig, ein allseitiges ungehindertes Auskosten des Daseins zu ermöglichen. Alle „Irrtümer büßt es durch Mißerfolge, und den größten Irrtum, nur ein Wurm oder ein Reptil oder irgend eine Willensform zu sein, büßt es durch den Tod." (S. 10.) Folglich strebt es höher; „das im Tod die beschränkte Anschauungsform des Stoffes für einen Augenblick hellsehend überwindende Ich" sucht in der nächsthöheren Daseinsform wieder ins Dasein einzudringen, wozu es „den Moment der Zeugung eines Paares jener höheren Art benutzen muß". (S. 12.)

Nun? ist das deutlich? Ab jetzt, mit Hohngelächter! wer solche

Ideen nicht verdauen kann; wer aber bleibt, wird eine Fülle von Gesichten haben.

Der Verfasser denkt sich die Entwicklung so: Alle Erlebnisse der Ichheiten wirken auf ihre Fähigkeiten, die organisch festgelegt werden. Auf den untersten Stufen geschieht das natürlich in sehr einseitiger Weise: „Diese Art z. B. kann sich rasch fortbewegen, eine andere besitzt ein ausgezeichnetes Sehvermögen, eine dritte höchst sinnreiche Fang- und Freßorgane. Die verschiedenen Arten werden es daher für gut achten, im Tod ihre verschiedenen Individualitäten in eine zusammenfügen zu lassen, die diese Fähigkeiten vereinigt, wozu sie den Moment der Zeugung eines Paares jener höheren Art benutzen müssen.“ (S. 12.) Hier ist, wenn wir an die Zeit denken, in welcher die höhere Art noch nicht vorhanden ist, sondern erst werden soll, eine kleine Schwierigkeit, die etwas deutlicher hätte erledigt werden sollen. Verfasser erinnert nur kurz an die Sterntiere, welche durch direktes, nicht durch Zeugung vermitteltes Zusammenwachsen mehrerer Individuen zu einer etwas vollkommneren Einheit fortschreiten.

Auch für den Menschen, der erst werden soll, ist es notwendig, „daß sein Ich in irgendwelchen Tieren bis zu einer Stufe entfaltet war, wo es durch den Wachstumsdrang (dem der Tod kein Hindernis, sondern eine Förderung ist) zum Menschen erwachen konnte. Parallel der Sehnsucht eines Paares, die durch die vorhandene Eigenart eine ganz bestimmte Lagerung der Spannungslinien aufweist, ist eine ergänzende Sehnsucht und Spannung in einem oder mehreren Tieren zu setzen, die im Moment der Zeugung einerseits und des Todes andererseits eine geeignete Auslösung erfährt“. „So erklärt es sich, wie einige Menschen deutlich in ihrer Eigenart bestimmte Tiercharaktere zum Ausdruck bringen, die oft auf den ersten Blick aus dem Gesicht sprechen. Dieser ähnelt einem Hunde, jener einem Pferde; Sängerinnen weisen oft ein Vogelgesicht auf“ u. s. w. Vom Menschen dagegen wird nicht angenommen, daß er im Tod seine Individualität mit anderen zusammenfügen lasse; denken könnte man es ja ebensogut, namentlich von den Herdenmenschen, die ja vor dem kleinsten Gewaltmenschen so gern wie zu Brei werden.

Sehr schön und folgerichtig ließe sich hier die heute so vielfach beachtete indische Wiedergeburtslehre einfügen, ja, der Zusammenhang fordert sie. Denn durch ein paar Jahrzehnte Menschenleben kann doch das Tier von gestern nicht gleich den Gipfel der Vollkommenheit erreichen! Man sehe sich nur diese Zweifüßler an: die und auf dem

Gipfel? sind doch manchem Edelmenschen die Vierfüßler lieber, die wenigstens gebührend kuschen. Wunderbarerweise erklärt sich O. L. ausdrücklich als Gegner der Wiederverkörperungslehre und erwähnt auch keine andere Aussicht auf Wiederentwicklung, so daß man glauben muß, der Verfasser hält dies erste und einzige Menschenleben für den Gipfel der Entwicklung. Und dabei schildert er diesen Gipfel und das Ende der Persönlichkeit des Ich — wir werden nachher sehen — so erhaben, daß selbst ein Mensch von stärkstem Kaliber an seine Brust schlagen muß: Gott, hab' noch tüchtig zu steigen bis dahin! Und dabei schimpft er ferner allgewaltig über die degenerierte Kulturbestie, dieses Wollusttier, das ihm seinen heiligen Zeugungsakt so mißbraucht und zum täglichen Brot profaniert nach dem bekannten „scheußlichen Ausspruch Luthers". „Eine solche Gesinnung ist von der Idee der Schönheit des reinen Geschlechtsgenusses entfernter als die geistige Öde des ausgemergeltsten Wüstlings, der eher erwacht, als der normale, tugendhafte Familienvater." (S. 34.) Besonders auf den Mann schimpft er, der als der Stärkere sich „während tausender Generationen das Weib als eine höhere Art Haustier gezüchtet hat, was aber nicht verhindert, daß dieses höhere Haustier ihn am Gängelbande seiner Geilheit wie einen Jahrmarktsaffen herumspringen läßt". (S. 31.) Das einzig Wahre ist nach O. L., daß die Vereinigung der Geschlechter ausschließlich das Kind zum Zweck hat. Dieser Zweck ist ja plötzlich erreicht, dann basta. Wie viele Kinder einer bedarf, d. h. ernähren kann, muß er selbst wissen; somit hat der anständige Mensch das bewußte Fest 2—4mal im Leben zu feiern. Welch ein Idealismus! Die böse Welt wird sagen: so etwas schreibt man allerdings besser anonym.

Ich bin den Schluß des Weltentwicklungsprozesses vom Atom bis zum Menschen noch schuldig, das Ende der Persönlichkeit. Ich gebe ganz die Worte des Verfassers selbst; erstens, weil ich sie nicht so ganz vollkommen verstehe, um ihren Extrakt geben zu können; zweitens, weil ich gern dem Leser auch einen ungebrochenen Strahl von dem Geist des Verfassers möchte zukommen lassen.

„Nehmen wir nun an, daß eine Menscheneinheit (Mann und Weib) eine Stufe der Bewußtseinsentfaltung und Läuterung erfahren hat, die für das Streben nichts mehr übrig läßt, wo sich das Bewußtsein das Unbewußtsein erschlossen hat, (womit die Fülle des Geschaffenen in ihrer Seele ruht wie ein Gebirgsthal sich in einem See spiegelt,) wo man aus den zerreißendsten Dissonanzen des Daseins klar und hell den Siegesgesang der Gottheit vernimmt, wo es kein Leid und keine Herden-

freude giebt, sondern nur die hehre Freude, die aus dem Anschauen des Kreislaufs der die Dinge treibenden ewigen Ideen liegt, wo zuletzt die Umrisse der Dinge verschwinden, und man nur hört, hört jene Symphonie, die aus dem kreisenden Sonnenball und aus dem vergnügt krabbelnden, bunten Käfer des Waldes, aus dem verkümmerten Grashalm der entlegenen Großstadtstraße, aus Urwäldern und Eisgefilden, aus dem schäumenden Meere, aus dem Todesröcheln der unter der Pranke des Tigers verendenden Gazelle, aus der unermüdlichen Liebe, mit der die Schwalbe ihren unersättlichen Jungen Insekten herbeischafft, aus der zarten Liebessehnsucht des Jünglings und der Jungfrau, aus dem Wahnsinnsschrei der Straßendirne, aus der Pfiffigkeit des Gauners und der Liebe des Menschenfreundes, aus der Schwärmerei des Künstlers und aus der Pedanterie des Gelehrten, aus allem Verkehrten und Großen, aus allem Schmutz und aller Harmonie tönt, — wenn die Einheit von Mann und Weib dieses Tongemälde verstehen kann und ihm Arm in Arm lauscht, dann wird ihnen die Sehnsucht erwachen, selber ein Ton in diesem Reigen der Ewigkeit zu werden; ihre Gefühle werden danach verlangen, die unendliche Schönheit der Dinge genießen zu wollen, und da diese Gefühle im Ich wurzeln, können Sie auch nur im Ich eine Auslösung erfahren. Dann wird das, worin die unmittelbare Verbindung mit der Gottheit liegt, die geschlechtliche Sphäre, zu einer Einigung und Durchdringung ihres ganzen Wesens führen, zu einem Verschmelzen der ineinandergreifenden Willensrichtungen, die in der höheren Einheit des ersehnten menschlichen Ideals harmonisch aufgehen werden, jenes Ideals, das der Kulminationspunkt des ganzen Daseinstanzes ist, weil in ihm das Auskosten der höchsten Wonne gewährleistet ist, weil in diesem Ideal für einen Moment das Ich das bewußt genießt, was das ewige Sein ewig in seinen Geschöpfen, in den kreisenden Sonnen, den sprießenden Gräsern, in Kunst und Wissenschaft des menschlichen Geistes fördert und erfährt. Nur einen Augenblick jedoch wird diese Wonne währen; denn auch hier gilt das Gesetz, daß das, was nicht höher geführt wird (hier nicht höher geführt werden kann), zurücksinken muß, weil es, feststehend geworden, aufhört das zu sein, was es ist. So wird das Ich als Ich aufhören, doch seine Wesenheit wird sich in den Ichheiten eines neuen Kreislaufs auseinanderspalten, um aufs neue zu den Bewußtseinshöhen des Menschen zu klimmen. Wie die höchste Offenbarung der Liebe in der Anschauungsform des Stoffes zur Zeugung eines Wesens führt, in dem die Unendlichkeit der Dinge eine zwar nicht kleinere, aber doch sich entwickelnde Wiederholung zeigt,

so wird die jener Offenbarung parallele Erscheinung in den Bewußtseinshöhen, die nach dem Tod erschlossen werden können, unmittelbar die Einigung mit der alle Ichheit nährenden und verzehrenden Ewigkeit herbeiführen."

Man sieht in dieser Probe fast alle Eigenschaften des Verfassers, weniger zwar seine sonstige penetrante Originalität, aber den kühnen metaphysischen Schwung der Gedanken, die nur leider nicht genügend klar und lückenlos durchgearbeitet sind; endlich auch den etwas ungelenken Stil.

Ich bin glücklich über diese nur 35 Seiten; ein kleines Fläschchen Essenz, mir aber lieber als manches dicke Faß. Ich habe sie mehrmals gelesen und werde sie noch öfter lesen. Aber das Ding ist zu apart; garantiren möchte ich keinem, daß er auch etwas davon haben werde.



Der Katholizismus und die neue Dichtung.*)

Von Ernst Gystrow.

(Leipzig.)

III.

Die Moderne.

Aus dem naturalen Determinismus heraus Gesetze einer sozialen Ordnung zu entwickeln, hatte nach dem Fiasko der Romantik vor allem Hegel versucht, bei dem an Stelle des feudalen Mittelalters der bureaukratische preußische Staat von 1830 als Ideal sozialer Gestaltung gesetzt ward. Verknöcherte angesichts dieser erlesenen Endstation aller dialektischen Bewegung das an sich großartige System rasch zur Staats- und Kirchenphilosophie des Reaktionszeitalters, so sproßten aus seinen fruchtbareren Bodenstrecken doch auch Keime einer besseren Zukunft. Bei David Strauß freilich schlug der Panlogismus bloß zum Materialismus um, während die Aufgabe, die Geschichte in die Weltanschauung umzugliedern, mit der Scheinethik des laissez faire wieder

*) Vergl. „Gesellschaft" 1899, Band I u. II.

glücklich umgangen wurde; ihre Lösung nahm ein anderer Schüler Hegels, Karl Marx, in dem sich eine fast unheimliche Verstandesschärfe mit eiserner Gesinnung paarte, in Angriff. Im „Kommunistischen Manifest“ (1847), das für alle Zeiten zu den bedeutendsten Urkunden der Geistesgeschichte zählt, wurde der naturale Materialismus durch den historischen konsequent ergänzt. Das war nun freilich immer erst ein Versuch moderner Weltanschauung; diese selber, die durchaus nicht an ein umgrenztes System sich ausliefern läßt, ward erst zwölf Jahre nachher eigentlich geboren: am 24. November 1859 veröffentlichte Darwin die erste Ausgabe der „Entstehung der Arten“. Die große, wenn auch lange vorbereitete That war vollzogen: die Naturwissenschaft war historisch geworden, die außermenschliche Natur (die wirkliche, nicht die in Hegels Kopfe ausgeheckte) hatte ihre Geschichte erhalten, der Mensch stellte sich als ihr Produkt, die menschliche Entwickelung als Fortsetzung der naturalen dar, die Soziologie wuchs aus der Anthropologie, diese aus der Biologie, die aber aus der Kosmologie hervor, jede unlösbar und restlos in die andere eingegliedert.

Den ersten Jüngern und Predigern der Entwickelungsidee ging zwar diese große und weite Erkenntnis noch ganz ab. Mit Ausnahme der feurigen Künstlergestalt Ernst Häckels fast sämtlich kleinliche Eiferer, klammerten sie sich an einen Einzelgedanken, an den Kampf ums Dasein, und mißbrauchten eine glänzende Wahrheit als Unterlage einer fragwürdigen Philosophie, deren A und O die ungestörte Aktionsfreiheit des liberalen Kapitalismus war. „Der alte und der neue Glaube“ wurde, neben dem unsagbar öden Machwerk „Kraft und Stoff“, der Katechismus des gebildeten (sc. nationalliberalen) Bürgertums, dessen Typus sich in D. F. Strauß unverfälscht darstellte. Das Büchnertum hatte für den historischen Determinismus gar keinen Sinn. Die Überflüssigmachung Gottes, die Menschwerdung des Affen, und die Identifizierung des Denkens mit mechanischer Bewegung, die schablonenhafte Zurückführung alles Sozialen auf Biologisches waren seine Leistungen, die ein nach möglichster Verantwortungslosigkeit lechzender Haufe begierig als Dogmen proklamierte. In der That: die Gegenseite, der Sozialismus, den Lassalles Genie aus der dumpf gährenden Unzufriedenheit der arbeitenden Massen entbunden und Marx in philosophische Formen gebracht hatte, verstand Darwins Ideen viel tiefer, wenngleich sie die neue, historische Weltansicht zu dem mißlichen Werke vorausweisender Konstruktionen kommunistischer Färbung knebelte und ihr damit einen tendenziösen, exklusiven Charakter verlieh.

Ehe eine neue Weltanschauung sich auch nur in einzelnen Persönlichkeiten zu harmonischer Einheit abklärt, bedarf es mehr oder minder langer Zeit; und es stände übel um die Kunst, wenn sie indes sich abwartend verhalten sollte. Die ökonomisch-politische Gesamtlage einer Zeit findet immer einen zwiefachen Ausdruck: den philosophischen und den künstlerischen. Wie stark beide ins Leben treten, welcher überwiegt — das hängt von dem Zufalle ab, auf welcher Seite die bedeutendsten Geister auftauchen; der ursprüngliche Zeitcharakter mag dabei mit ins Spiel kommen, aber der Genius zwingt auch die scheinbar dürrste Kulturanlage in künstlerische Formen. Keineswegs besteht nun aber zwischen den beiden Gestaltungen ein Überordnungsverhältnis, so etwa, daß die künstlerische Bewältigung erst durch die Vollendung der philosophischen möglich würde. Im Gegenteil: die Zeitfolge ist meist die umgekehrte. Die künstlerische Darstellung ist die unmittelbarere, ist der Reflex des Zeitalters in der schaffenden Persönlichkeit. Die philosophische erhält ihr Material erst, nachdem es durch verschiedene Abstraktionsfilter hindurchgesickert ist, mindestens durch das, nicht allzu rasch filtrierende, der Wissenschaft, und wo sie diesen Prozeß nicht abwartet, handelt es sich eben um Kunstschöpfungen, wie es in Wahrheit die Philosophien eines Nietzsche, eines Fechner sind. Was aber einer neuen Kunst vorausgehen muß, das ist eine Bodenbereitung in — sagen wir kurz: der Menge. Ohne sie bleibt jedes neuartige Schaffen isoliert, ohne Gelegenheit, in die Zeit wirkend einzudringen. Und die Vollstrecker jener vorbereitenden Mission sind viel weniger philosophische, als feuilletonistische, viel weniger schaffende, als streitende, viel weniger klare, als scharfe Köpfe.

Taine und Brandes haben für die moderne Kunst diese Bedeutung. Jener legte die drei Koordinaten, von denen aus das Individuum bestimmt werden muß: Rasse — Sphäre — Zeitpunkt. Der glitzernden Idee gab Emile Zola die künstlerische Verwirklichung. Nicht etwa so, daß er das Tainesche Rezept gehorsam dispensiert hätte. Auch dieser Beschäftigung zwar unterziehen sich Leute; es sind kleine, begeistert lärmende Talente, sie haben ihre gute Bedeutung, aber sie verschwinden vom Platze, sowie der wahre Künstler ihn betritt. Möglich, daß auch ihm des Vorläufers Arbeit das Leben der Zeit erst recht enthüllte; nun er es aber überhaupt sehen gelernt hat, sieht er's mit der eigenen Seele und gestaltet es. So wurde die monumentale Dichtung des modernen, kapitalistischen Zeitalters geboren: die Rougon-Macquarts. Vom Norden her, wo Brandes' feurige Kraft geweckt und

gerüttelt hatte, sandte Henrik Ibsen seine Boten aus. Wo der Franzose mit fabelhaftem Farbenreichtum, mit erstaunlicher Plastik das große Bild des Zeitalters faßte, in dessen Sichausleben die Menschen schier willenlos einbegriffen schienen, spürte der Nordländer geheimen Wegen der Menschenseele nach, die sich so gerne selbst belügt. In Zola und Ibsen ist das ganze innerste Wesen der Moderne gegeben; sie stellen nur zwei verschiedene Seiten möglicher Gestaltung dar.

Dieses Wesen aber ist die Zerstörung der Illusion der Willensfreiheit, dieser schönen Lebenslüge des Menschen, auch fürs soziale Leben; die Enthüllung der furchtbaren Knechtschaft, die in den drei Bestimmungsstücken Taines gegeben war. Dem Menschen ward nicht nur zuteil, was die Sterne wollten; er fand sich in viel engerem Zirkel. Seine Rasse, seine Familie gaben ihm ihr leibliches und geistiges Erbteil; seine Klasse, sein „Milieu" engte ihn auf bestimmte Anschauungsinhalte ein; seine Zeit bot ihm ein begrenztes Quantum schlummernder Kräfte, und die Hemmungen, die sein Werden umklammert hielten, setzten als Widerstände seinem Wirken sich entgegen. Große Männer machen die Geschichte — war der alte Glaube gewesen; und große Männer sind die Werkzeuge Gottes. Jetzt hörte man andere Weisen. Die Geschichte erschien als eine Summation unendlich kleiner Einzelleistungen auf dem Felde prosaischer Alltagsarbeit; wohl konnte sie durch den Genius mächtige Antriebe erfahren, aber auch sie waren vorbereitet, sie stellten eine potenzielle Energie dar, die ein Zufall — eben der „große Mann" — auslöste. Man sah jahrzehntelang historische Evolutionen sich vorbereiten, und doch blieb jener Zufall, blieb der große Mann aus: für Deutschland wies die Einheitsbewegung das nächstliegende Beispiel. Was die Großen ihrer Zeit geben konnten, es war nur die vollendete Formung, der letzte Schliff, wo es sich um Schöpfungen; oder aber die vollendete Trennung, der letzte Hieb, wo es sich um Zerstörungen handelte. Und wie tausend Zufällen war das Auftreten des Großen unterworfen! Wie viele Genies gingen jährlich in den wirtschaftlich unterdrückten Klassen unter, weil der Besitz ihnen fehlte, um wirken zu können, ja, um überhaupt ihre Zeit in sich recht aufzunehmen! Und wie viele wurden unnütz verbraucht, weil sie das Unglück hatten, zu weit auszuschauen, weil sie nicht im rechten Augenblick in das Getümmel traten, sondern — zu früh! Die Uhrwerkszweckmäßigkeit, mit der noch das Freidenkertum das Dasein Gottes hatte retten wollen, war kosmologisch durch Laplace, geologisch durch Lyell, biologisch durch Darwin und nun auch soziologisch durch Taine

und Marx gründlich vernichtet. Der geschickte göttliche Mechanikus des Deismus blamierte sich als arger Dilettant, und der liebende Vater des Theismus mit seinen unerforschlichen Ratschlüssen foppte seine ganze Schöpfung. An den einen oder den anderen noch zu glauben, hieß — so schien es — ihn beleidigen und sich selber verhöhnen. Die Lebenspraxis, die solche Anschauungen mitgestalten half und dann von ihnen wieder beeinflußt ward, bot zwei Seiten: skrupelloseste Ausbeutung der Massen, die zum wirtschaftlichen Abstraktum herabgedrückt werden, um vom Erbeuteten sich alle Genüsse in raffiniertesten Superlativen zu gestatten — auf der einen Seite, bei den „wir", von denen Strauß zu sprechen pflegte; grenzenlose Verarmung, dumpfer Haß und dabei fanatisches Festklammern an utopische Hoffnungen — auf der anderen; auf beiden gemeinsam aber das klare Bewußtsein, daß die wirtschaftliche Macht der Schlüssel zu aller Kulturnutzung ist, daß zwar nicht das Entstehen des Geisteslebens, wohl aber seine Freientfaltung oder Verkümmerung durch ökonomische, durch Klasseninteressen bedingt wird. Man kann sagen: die moderne Welt lebte die ökonomische Geschichtsauffassung auch da, wo sie ihr die theoretische Billigung versagte.

Auch die deutsche Dichtung lebte, ja, bekannte sie. Gustav Freytag, ein Schlesier, in dem, wie bei allen seinen Landsleuten, Philistertum und Romantik sich zur Philisterromantik mischten, leitet mit dem Romane „Soll und Haben" die deutsche Moderne ein. Ich sage das mit vollem Bedacht. Die Arbeit, d. i. die ökonomische Bedürfnisbefriedigung, wird hier zum erstenmale im großen Stile Gegenstand der Dichtung; Titel und Motto bezeugen, daß es mit Bewußtsein geschah. Aus den mondbeglänzten Zaubernächten der Romantiker in das nach Kolonialwaren und Produktion duftende Kaufmannshaus — schärfer konnte die Dichtung den Umschwung der Dinge, die Entwickelung von der bureaukratisch-orthodoxen Bevormundung zur manchesterlich-kapitalistischen Selbstverantwortung nicht wiederspiegeln. Unbarmherzig siegt hier das Trockene, Geschäftliche übers Romantische, Sentimentale; am evidentesten wird das in der Fahrt Schröters nach Polen. Die Schuld der Untergehenden besteht wesentlich im Glauben an eine veraltete, eben die feudale Gesellschaftsform; der Irrtum Antons ist, daß er diese Ordnung durch Kompromisse herüberretten will, die Korrektur des Irrtums vollzieht er im endgiltigen Eintritt in die neuen wirtschaftlichen Gestaltungen. Daß zwischen den Menschen der alten und neuen Zeit kein Verstehen mehr möglich ist, bildet die Enderkenntnis des Romans. In Leonore und Sabine verkörpern

sich die beiden Zeitalter; mit wunderbarer Einheitlichkeit ist jede dieser beiden Frauengestalten aus ihrem Milieu heraus gezeichnet, und das Losringen Antons von der Leonore ist die erste große Offenbarung einer neuen, im innersten Wesen von der alten verschiedenen Kunst. Im ersten großen deutschen Roman hatte Goethe in der Liebe das Naturgesetz der Wahlverwandtschaft entdeckt; Freytag zog ihr den Kreis noch enger, indem er im zweiten großen deutschen Roman das Wirtschaftsgesetz des Klassenkampfes in ihr wiederfand.

Veremundus würde in Verlegenheit kommen, sollte er an dieser Dichtung sein Dogma von der seelischen Befreiung erweisen. Ihm ist freilich „Soll und Haben“ kein reingestimmtes Kunstwerk. Indes wird er nicht verlangen dürfen, daß man seiner Ästhetik a priori Gefolgschaft leistet, sondern wir nehmen uns das Recht, hübsch empirisch zu sein, und aus der konkreten Schöpfung die ästhetischen Abstraktionen zu destillieren, um deren Darstellung es uns zu thun ist.

Die epische Prosa bedeutete für die deutsche Kunst ein ursprünglich fremdes Element, das erst langsam assimiliert werden mußte. Der Grund ist in einer zwiefachen Eigenart des deutschen Empfindens gegeben: in der Neigung zu starker subjektiver Stellungnahme den Lebensgestaltungen gegenüber — der ethische oder (in der Entartungsform) der moralisierende Grundzug des Deutschen; und in der mehr rhythmischen als plastischen Veranlagung hinsichtlich der ästhetischen Form. Jenes erste Moment mußte naturgemäß aufs Drama, und zwar in subjektiver Zuspitzung, d. i. als Tendenz- oder „Anklage“drama hinweisen, mit dem denn auch Lessing und Schiller begonnen; mit dem zweiten Moment vereint war es der Boden für das Gedeihen der Lyrik. Die epischen Anfänge in Prosaform aber sind mit den erwähnten Eigenarten noch ganz durchtränkt; sie neigen außerordentlich zu weitgesponnener Lehrhaftigkeit oder zu endlosen Gefühlsergüssen. Wieland, der sich im Rhythmus und Reim mit wundervoller Eleganz und Prägnanz zu bewegen wußte, ward in Prosa oft dürr und langweilig, und die Vorwürfe, die gegen Jean Paul beliebt sind, treffen (wenngleich ermäßigt) Goethe nicht selten mit ebenso gutem Rechte. Von Anfang an beziehen sich diese epischen Prosaversuche der deutschen Litteratur darauf, wie Menschen in bestimmten Lebensverhältnissen sich zurechtfinden. Das Genrebildliche ist dem deutschen Roman eingeboren, eingeboren freilich mit dem Drange, sich zum Kulturbilde auszuwachsen. Darin liegt ausgesprochen, daß der deutsche Roman unbewußt von vornherein am stärksten die moderne Weltanschauung vorahnte. Weil er zum Philiströsen

neigte, lag in ihm ein deterministischer Zug; denn das Philistertum war allezeit mehr fatalistisch gestimmt, als die großen Geister, die sich in den Illusionen der Freiheit wiegten. Die Resignation, die gehorsame Einordnung in die Notwendigkeit gegebener Ordnungen, war die Grundstimmung. Das vollbewußte, zur Weltansicht abgeklärte und ausgeweitete Bekenntnis fand diese Stimmung in Goethes „Wahlverwandtschaften“. Sie sind die künstlerische Proklamation des naturalen Determinismus: sie enthüllten es als Illusion, daß wir die Natur meistern, und zeigen auf, wie wir ihr versklavt sind auch in dem Augenblicke noch, wo wir die Ketten brechen wollen und zu brechen uns einbilden. Unser katholischer Ästhetiker hat ganz Recht: dieser Roman, und überhaupt der deutsche Roman der ersten Periode befreit uns ganz und gar nicht seelisch, wenn darunter verstanden sein soll, daß wir den Sieg der freien, sittlichen Persönlichkeit über die einengenden Verhältnisse, vielleicht gar die Überwindung der Neigung durch die Pflicht erleben. In diesem Sinne würde auch keiner von Jean Pauls Romanen, wenn einer zur Vollendung gereift wäre, uns befreien. Der Gebundenheit, des „ich muß“ gegenüber dem „ich möchte“ und auch gegenüber dem „ich soll“ werden wir uns beim Aufnehmen dieser Schöpfungen bewußt, sei es in Form der philosophischen oder der humoristischen Resignation; es ist viel mehr eine spinozistische, als eine aristotelische Reinigung der Affekte, die sich in unserm Innern vollzieht. Wer den Schein der Willensfreiheit und sittlichen Selbstbestimmung für Wahrheit nimmt, mag jene Wirkung immerhin mit Mauerhof und Veremundus eine „Versumpfung der Leidenschaft“ nennen; wer nach Wahrheit über seines Lebens Bestimmungsstücke und Aufgaben lechzt, wird freudig hier echte Klärung und Läuterung empfangen.

Es ist schwer zu finden, welchen ästhetischen Wert die speziellere Definition Mauerhofs, die Veremundus übernimmt, für den modernen Betrachter nicht nur, sondern auch für den, der in die klassische Zeit sich zurückversetzt, haben kann. Der Roman soll „eine zielbewußte Handlung mit vollkommener Objektivität zu Gehör bringen“. Erstens die vollkommene Objektivität. Veremundus hat ein wahres Grauen vor allem, was nur leise an Tendenz erinnern könnte. Sicherlich sind politische, religiöse oder irgendwelche anderweitigen Meinungsergüsse seitens des Dichters zum mindesten störend, weil sie die Dichtung sprengen — sofern es sich nicht um den Ich-Roman handelt, den wir später noch streifen werden. Man merke wohl: Tendenz an sich als Element künstlerischer Wirkung ist sehr wohl annehmbar; nur daß sie

dann eben ihre besondere Kunstformen sich schaffen muß, wie sie in der polemischen Lyrik, in der Satire vorliegen. Indes denkt unser Reformer nicht im geringsten daran, uns zu sagen, wo für ihn der Begriff der Tendenz endet. Beiläufig bemerkt, die Gewohnheit aller unklaren Köpfe: nirgends Grenzen abzustecken. So müssen wir es denn erleben, daß der Sittenroman schlechthin als unkünstlerisch bezeichnet wird, obwohl er „von großem dichterischen und litterarischen Werte sein kann". Ich verzichte darauf, mir über Veremundus' Trennung der Begriffe: künstlerisch — dichterisch — litterarisch, auf die seine Ästhetik „der großen Gesichtspunkte" im Verzweiflungsfalle sich zurückzieht, den Kopf zu zerbrechen. Warum aber diese Minderwertigkeit des Zeit- und Sittenromans? Weil er nicht Handlungen, sondern zumeist (!) Begebenheiten darstellt, die — nun die Hauptsache!: — noch dazu in „vorübergehenden sozialen Zuständen begründet sind". Hier haben wir den Angelpunkt: die Unterscheidung des Vergänglich-Zeitlichen und Ewig-Menschlichen. Aus jenem vermag zwar der Dichter durch technisches Raffinement, als da ist eleganter Dialog, kunstvoll berechnete Spannung, geschickte Gruppierung und dergleichen mehr, ein äußerlich abgerundetes Ganzes zu formen; aber nur dieses, nur das über dem Zeitlichen, über der Veränderung schwebende Menschliche — „das planvolle Handeln eines leidenschaftlich sich bethätigenden Charakters" — kann Inhalt eines wahren Kunstwerkes sein — meint Veremundus.

Meint nur Veremundus? O nein. Diesen letzten Fetzen alter Weltbetrachtung verehren als kostbare Reliquie auch Leute, die entrüstet den leisesten Zweifel an ihrer Modernität zurückweisen würden. Zwar, da das Wörtchen „ewig" keinen rechten Klang mehr hat, sprechen sie lieber vom Allgemein-Menschlichen; den Mangel einer klaren Idee deckt die eine Phrase so gut wie die andere. Wir aber können hier nicht nur zwei gedankenleere Schlagworte in einem abthun; in beiden werden wir die Probleme entdecken, um die das Ringen zwischen Altem und Neuem vornehmlich sich abspielt. Unseres reform-katholischen Reformators Ruf nach „zielbewußter Handlung" nötigt uns zu betrachten, was innerhalb der Fesseln des naturalen und sozialen Determinismus die That, der Wille, und alles, was sich daran knüpft: Verantwortung, Schuld, Buße — noch bedeuten können, und indem wir diese Fragen unter den verschiedenen Winkeln beleuchten, in denen moderne Künstler sie geschaut haben, mag sich auch erweisen, wieweit die neue Weltanschauung den Gedanken eines „Allgemein-Menschlichen" und den darin sich bergenden Glauben an eine über

dem Werden und Vergehen schwebende Zweckbestimmung des Menschen noch zuläßt oder in anderer Form vielleicht gar aufnötigt.

Die den Determinismus ablehnen, beschuldigen ihn wohl gern, daß er mit dem freien Willen die Selbstbestimmung, die Verantwortung und Schuld, damit auch jede Ethik und Pädagogik aufhebe, mindestens aber diesen Worten Inhalte aufdränge, die ihrem ursprünglichen Gebrauch diametral entgegenliefen. Nun war der freie Wille ein Inventarstück dualistischer Weltansichten und der an sie anknüpfenden Religionen; die erkenntnis-theoretischen Erwägungen aber, zu denen die moderne Psychologie führte, entschleierten den vermeintlichen Dualismus der Substanzen als einen Dualismus der Betrachtungsweisen, der sich dem Monismus der Erfahrungsinhalte unterordnet. Dieselbe Psychologie beseitigte auch den alten Willensbegriff; sie behielt nicht einmal das Wort bei, sondern ergänzte den Willen zum Willensvorgang, lernte die That als Begebenheit verstehen. Auf die Lebenspraxis übertragen, scheint das den Fatalismus, die passive Resignation zu bedeuten; das Ich scheint zum Spielball der Außenwelt zu werden. Der Irrtum wäre Wahrheit, besäße nicht das Ich die Fähigkeit der Reproduktion früher aufgenommener Eindrücke, durch die seine erneuten mehr oder minder eingreifend modifiziert werden. Die Außenwelt findet die Schranken ihrer Herrschaft in der Innenwelt, die eine Reproduktion der vergangenen Außenwelt ist — der vergangenen im allerweitesten Sinne, die ererbten Anlagen miteingerechnet; und Lamprechts für die künstlerische, wissenschaftliche und technische Bethätigung geprägtes Wort: wir beherrschen die Welt, indem wir sie reproduzieren — gilt zurück bis zu den phylogenetischen und ontogenetischen Anfängen alles bewußten Lebens und weitet sich aus zur Grundwahrheit der modernen Anschauung vom Menschen und der Welt. Rasse, Sphäre, Zeitpunkt bedeuten in dieser Beleuchtung die Komponenten der reproduzierbaren Bewußtseinsinhalte: ererbte Anlagen, gesammelte Eindrücke, und die jeweilige Gesamtlage, die aus jener beiden Zusammenwirken resultiert.

Damit werden Schuld und Verantwortung, Pflicht und Bestimmung zu sozialen und relativen Werten. Sie stellen sich als Erfüllungen und Störungen des Zusammenwirkens der durch Rasse, Sphäre und Zeitpunkt determinierten Ichs dar. So schaute Zola sie an. In den Rougon-Macquarts liegt die Wurzel der Störung in der Rasse, die den Eindrücken der Sphäre nicht gewachsen ist; die Repro-

duktion versagt, der Kampf der Motive hört auf, das Willensleben wird Triebleben, das Ich ist Spielball der momentanen Außenwelt. Das ist natürlich nur eine von den möglichen Entzweiungen der Bestimmungsstücke; am reichsten, und in einer grandiosen Verwebung miteinander, hat Ibsen diese deterministischen Konflikte in der „Wildente“, am grausigsten die Diktatur der Rasse in den „Gespenstern“ zum Kunstwerk gestaltet. Wenn dabei von einer Sühne überhaupt die Rede sein kann, so besteht sie im Zusammenbrechen, in der Ausmerzung des im Sinne unserer Definition schuldigen Individuums oder sozialen Kreises, wobei ganz und gar nicht an einen Einzelakt, sondern viel eher an das schleichende Hinsterben mit seinem vielleicht jahrzehntelangen Todeskampfe zu denken ist.

Während Rußland, Skandinavien, Frankreich in monumentalen Kunstwerken die neue Weltansicht gestalteten, ward in Deutschland Freytags starke Dichtung noch nicht der Ausgangspunkt eines allgemeinen modernen Schaffens. Politische Ereignisse stellten sich so sehr in den Vordergrund, daß alles andere vorerst latent bleiben mußte; leider vermochte auch des nach Soll und Haben wirkenden Bürgertums gewaltigster Höhenflug, die Einigung der deutschen Stämme, jene Kräfte nicht zu entbinden; ja, sie wurden dadurch scheinbar völlig gelähmt, so sehr, daß der größere Erbe des großen schlesischen Realisten, Friedrich Hebbel, der den Determinismus in seiner Tiefe und Größe empfand und gestalten wollte, unerkannt, ungewürdigt übersehen werden konnte. Es mag für spätere Zeiten eine trotz aller Bitterkeit reizvolle Aufgabe sein, der einzigartigen Sterilität und Verflachung des an materiellen Schätzen überreichen nationalliberalen Zeitalters nachzuspüren; heute liegt all das noch zu entschieden diesseits des Nahepunktes, der dem forschenden Auge des Historikers nun einmal bestimmt ist. So arm an Poesie war das deutsche Volk nie gewesen. Spielhagen, ein glänzender Bemeisterer der epischen Form, sah und gestaltete doch nur die oberflächlichsten Spritzwellen der tiefer brandenden Sturmflut; Heyse, ein wunderbar feiner Stilist, blieb doch selbst in seinen Novellen schon an der schillernden Außenseite, und bekannte in den „Kindern der Welt“ die Straußsche Lebensregel: laßt „uns“ leben — „unsere“ Mittel, mit F. A. Lange zu reden, erlauben es „uns“ ja. In diesen beiden gipfelt der Geschmack der Elitekreise; den Konsum der breiteren Schichten lieferte die Gilde Lindau, Wolff, Dahn, Ebers. Freytag selbst ward im poetischen Schaffen von dieser Flachlandsluft mitangekränkelt; seine einstige Größe rettete er in die „Bilder aus der deutschen Vergangen-

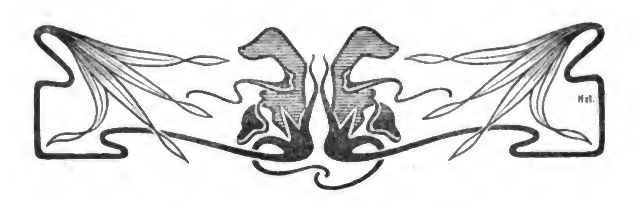
heit“, eine Gabe, die freilich mit besserem Rechte als manches Schillersche Drama den Namen des Kunstwerkes verdient.

Die Kirche bekämpfte den atomistisch-manchesterlichen Materialismus vom ersten Augenblick an aufs äußerste, die evangelische verzweifelt, die katholische rücksichtslos — ganz entsprechend den Machtverhältnissen; beide proklamierten gegenüber der Straußengemeinde den Sozialismus — die evangelische, um sich zu retten, die katholische, um jene Gemeinde niederzuringen. Was freilich ein Ketteler unter Sozialismus verstand, lief nur auf kurze Strecken der Oberfläche hin parallel mit den Ideen von Marx; eine echte und ehrliche Wärme geht durch die „Arbeiterfrage und das Christentum“, aber kein noch so matter Widerschein des Lichtes moderner Weltanschauung, das aus dem „Kommunistischen Manifest“ strahlte. Und wenn der Katholizismus sich rühmte, daß in seinen Scharen der litterarische Feuilletonismus keinen Absatz finde, so sollte man bedenken, an welchen Eigenschaften der dichterischen Flachzeit das lag: an ihrem offenen Bekenntnis zum naturalen Materialismus, atheistisch oder pantheistisch gefärbt, nicht aber an ihrer Verständnislosigkeit dem sozialen Determinismus gegenüber. Das mußte offenbar werden, als die nationalliberale Herrlichkeit zusammenbrach. Ein seltenes Schauspiel: der Übergang Preußens vom liberalen zum konservativen System, die äußerliche Knebelung der bisher wenigstens formell garantierten Ideenfreiheit bedeutete eine so mächtige Entbindung der modernen Gedankenwelt, daß die achtziger Jahre das Bild einer geistigen Revolution bieten. Sie brachte endlich auch die moderne deutsche Dichtkunst, die Erfüllung dessen, was Freytag und Hebbel verheißen hatten, auf dem Umwege freilich übers Ausland, und dadurch so vielfach verändert, daß es dem deutschen Empfinden erst allmählich sich wieder anpassen mußte. So waren die Anfänge wesentlich Nachahmung Zolas und Ibsens; allein, schon 1886 kam „Meister Timpe“, 1889 folgte „Frau Sorge“; 1892 ward mit Hauptmanns „Webern“ die Ebenbürtigkeit des deutschen Volkes seinen Nachbarn gegenüber im modernen Schaffen gewaltig dargethan.

Nicht eine mit Objektivität vorgetragene, zielbewußte Handlung, wie Veremundus meint, war zu allen Zeiten das poetische Kunstwerk; sondern eine solche Reproduktion der Außen- oder Innenwelt, die ein einzelnes Lebensgesetz, losgelöst von den zahllosen verdeckenden und verzögernden Zufälligkeiten der Wirklichkeit, in seinem klaren und ungehemmten Ablauf zeigte. Lebensgesetze sind freilich nichts Objektives, sondern durchaus subjektiv, wenn auch das Subjekt nie ein Individuum,

sondern stets ein Kollektivum ist; sie sind nichts Ewiges, sondern durchaus zeitlich; sie sind nichts Allgemein-Menschliches, sondern durchaus wechselnd nach Rasse und Klasse. Es ist nicht schwer, daraus für die Dichtung die rechten Folgerungen abzuleiten. Das jüdische Welt- und Lebensgesetz war Jahwe; das hellenische die Moira, der selbst die Götter sich beugen mußten; bei Goethe ist es die Natur, und bei Schiller die Willensfreiheit. Was zwischen diesen beiden lag: die soziale Gebundenheit, der Klassenkampf und die Klassenherrschaft, fand in Freytag seinen ersten Ausdruck. Es ist zugleich das Gesetz der Moderne, die in ihm eben das stärkste, zäheste, unerbittlichste aller Gesetze sah. So mußte der soziale Determinismus Inhalt der neuen Dichtung werden; als Form schuf er sich den Naturalismus. Jenes war unbedingte Notwendigkeit, dieses nur relative. Der Naturalismus stellte den unausbleiblichen Rückschlag dar gegen die Vorspiegelung, als sei Schönheit mit Formglätte identisch; er war aber auch der Ausdruck für die Regionen, in denen der soziale Determinismus am stärksten, am grausamsten waltete. Zwischen Freytags und Zolas Kunstform als Realismus und Naturalismus zu unterscheiden, ist gedankenlose Wortspalterei; der Adel wendet sich von dem Duft der Kolonialwaren und Produkte mit demselben „Fi donc!“ ab, wie die Bourgeoisie von der Atmosphäre der Kellerwohnungen. Dann aber löste auch der Naturalismus die großen Gesetze der Abhängigkeit in all ihre kleinen Züge auf, für die jene nur zusammenfassende Namen sind, wie die Gattungsbegriffe für die Einzeldinge, und das war nötig, wenn man die deterministischen Gesetze darstellen wollte; und schließlich riß er die Mauer nieder, die deutsche Prüderie vor dem Gebiete der Geschlechtsliebe errichtet hatte — ein letztes Moment, das aus den drei vorher genannten sich notwendig ergab. So war auch die Form der modernen Kunstinhalte durch Rasse, Sphäre und Zeitpunkt bestimmt und keine Erfindung sensationslüsterner Virtuosen. (Fortsetzung folgt.)





Gedichte von Helene Voigt.

(Leipzig.)

Nur manchmal braust es über mich . . .

Wohl ward ich klar und ruhbewußt,
Seit still zu mir der Liebste kam,
Mein träumend Haupt an seine Brust
Mit heilandmilden Worten nahm.

Nur manchmal braust es über mich
Wie dunkelblaue Wetterflut
Und wogt in mir gar wunderlich,
Schafft wilde Bangigkeit ins Blut:

Das ist der Sehnsucht Vorgefühl,
Die kommen wird im Lebenstanz
Nach Mädchentagen dämmerkühl
Voll goldverblaßtem Märchenglanz.

Eines fernen Segels Geleucht.

Nordwind wehte hinaus,
Hinaus mich in fremde Weiten.
Da bin ich dem Leben begegnet,
Denn ich hab' Dich geseh'n.

Südwind wehte mich heim,
Zurück in Einsamkeiten.
Da hab' ich verzehrend empfunden
Mein armes Abseitssteh'n.

Nun gilt es zweierlei:
Löschen oder Vergluten,
Vergessen oder Bluten —
Noch bin ich frei.

Mein Pferd, hilf du mir treu
Das wandernde Denken halten.
Wir wollen hinausflieh'n zum Tanze
Mit Sommerwind und Flut.

Der Kies klingt unterm Huf.
Ich fühle die Stirn mir erkalten
Und hebe mich höhnend im Bügel:
So tilgt man Sehnsuchtglut.

Da steht mit gestemmten Füßen
Mein Fuchs. Sein Atem keucht.
Um fern im Blau zu grüßen
Eines weißen Segels Geleucht,
Jagt er ein Wiehern hinaus,
Schnaubend die Nüstern vorgeschnellt.
Der einsam hungernde Schrei vergellt
Im Wassersingen und Windgebraus.

. . . Schrie denn ich so jammergroß?
Löschen oder Vergluten,
Vergessen und Bluten —
Ich reiß mich nimmer los . . . .

Fallendes Laub.

Oktobermorgen. Dampfgeword'ner Tau
Erhebt zur Sonne sich in lichten Säulen.
Der Park liegt traumhaft noch im blassen Grau.
Vom Stoppelfelde klagt Maschinenheulen.

Verschlafen reibt die Stirn der junge Tag.
Die Krähen zieh'n. Von schweren Flügelschlägen
Wird in der Linde leiser Luftzug wach.
Aufschauernd sinkt der gelbe Blätterregen.

Sinkt mir aufs Haupt. Ich wollt', ich wäre blind
Und könnte mit Dir durch die Stille schreiten
Und träumen, daß es Deine Hände sind,
Die segnend über meine Haare gleiten.

Verwaist.

Ein sonnverlassener Novembertag.
Ich war der Feder und des Sinnens müde,
Und bis sich Dämmrung vor die Scheiben legte,
Las ich vom Märchenkind Rautendelein.

Noch als ich später dann durchs Pflugland ging,
Ließ mich nicht los das junge Elfenwesen,
Dem seine Wälder leer und fremd geworden,
Seit Menschenliebesglück ihm wuchs und wich.

In Nebelträumen schlief das braune Moor,
Und dämmermüdes Lächeln huschte drüber
Von frühem Mondlicht. Doch ich fror und fühlte
Mich bittereinsam wie Rautendelein.

Was lag mein Heimatland so seelenlos,
Was weinte ich und barg die trüben Augen
Am mähnenwarmen Halse meines Pferdes,
Das fröstelnd weidete im Stoppelklee . . . .? . . .

Wiedersehn.

Kätzchenstaub
Hängt bläulich an Deinen Haaren,
Gestreift vom Haselzweig.
Schon schwillt das Laub.
Wir wandern dahin wie vor Jahren
Durchs junge Knospenreich.

In unserm Aug'
Hat damals Reichtum gelegen —
Nun ward es seltsam leer.
Wohl grünt der Strauch,
Doch duftet nicht an den Wegen
Die blaue Blume mehr . . . .

Es macht mich traurig.

Es macht mich traurig, wenn Du vor mir stehst,
Und Deine stummen Augen mir erzählen,
Daß Deine scheue Seele heimlich sucht
Nach meiner. Denn sie müht vergebens sich.

Ich fühle ja, es wär' dies wilde Ich
Mit allen seinen Gluten Dein gewesen,
Hätt' jene gottverfluchte Liebe nicht
Mein ganzes Sein und Wollen tot geküßt.

Sylt.

Ein Tag
Voll Wolkenweiß
Und wehenden Winden
Will schlafen.
Schon neigt er die Stirn.

Wir sind gewandert
Pfadverloren
In der Dünen
Zerrissenem Sandgeklüft.
Du gingst mit Augen,
Die verwundert sahen
Auf das jugendtolle Kind,
Das Ginsterblüten küßte,
Seinem Windbruder
Entgegenjauchzte
Und nach der Sonnenmutter
Die Hände hob.

Heimwärts nun,
Tief drunten am Flutsaum,
Wo Möven gackern
Und silberner Schatten
Auf feuchthartem Sande
Hinhuscht unter schreitenden Füßen.

Blaurotes Dämmern wächst.
Über den Wassern
Klagt es zischend,
Wie wenn Sonnenfeuerflammen
Im Naß verlöschen.

Wir schweigen —
Ich hör's nicht.
Ich spür's nicht, daß auch
Die Schritte stocken.
Du nimmst die Nadeln
Aus meinen Locken —
Sind's Deine Finger, ist's der Wind,
Was sie durchwühlt . . . .?
Ich will's nicht wissen,
Reglos träumend
Nur lauschen
In die Unendlichkeit.

Fern stirbt das Schluchzen
In den Lüften,
Weinen und Wimmern,
Leiser, leis —
Still nun.

Stille nun!
Meine Schläfe fällt
An Deine Schulter.
Herzschlag und Schauern.
Ich bin bei Dir.

Und fühle:
Wortlos wacht
In Deiner Seele
Selig Versteh'n auf
Für das sonnentrunk'ne Kind,
Das windumsungen
Vor flammengelben Blüten
Betet . . . . .

Die stummen Ewigkeiten.

Da ich nachsinnend einem Herbstgedicht
Beim Blätterfall im roten Laube liege,
Faßt es mich plötzlich wunderlich. Von vielem
Sing' ich, was in mir pulst, doch nie von Dir.

Und Du bist, Liebster, alles, was ich hab'.
Du nahmst vom Auge mir der Träume Wirrnis.
Was in mir lebte — neben diesem Leben,
Von Dir geweckt, ist's bunter Fieberschlaf.

Was sing' ich denn so vieles, nie von Dir?
Im gelben Spätlicht, das den Wald durchgeistet,
Verblaßt das Fragen und ich lausch' von neuem
Der Blätter bangem Totenflüsterlied.

Bis Worte ich vernehm': An blöden Reim
Willst binden Du die tiefsten Ewigkeiten
Der Weltenseele — Blüh'n und Blätterfallen?

— — — — — — — — — — — — — —

Ich seh' mein Lieben weihrauchduftig grüßen
Mit Lächeln um den stummen Blütenmund.



Urgeschichte der Autorität.*)

Von Multatuli.

Erste Geschichte von der Autorität.

Bruder, der du größer bist denn ich, kannst du die Granate erreichen, die da zwischen den Feuerblumen im Grünen mich anlacht mit geöffneten Lippen wie ein lockendes Mädchen? Siehe, sie ist geborsten vor Reife, und glühend rot ist der Rand der Wunde, die sie sich selbst

*) Aus der im Druck befindlichen Übersetzung der Werke Multatulis, deren erster Band bei J. C. C. Bruns in Minden i. W. erschienen ist. Herausgeber und Übersetzer ist Wilhelm Spohr (Friedrichshagen). D. Red.

schnitt, um mir zu behagen! Mich lüstet nach diesem Granatapfel, mein Bruder! Du, der du größer bist denn ich, strecke deinen Arm aus und pflücke, auf daß ich esse.

Und der Bruder that also, auf daß der jüngere Bruder essen möge.

Und der Älteste ging auf das Feld und sah eine Berggeiß, die in die Tiefe herniederstieg und ihr Junges suchte.

— Hast du nicht mein Lamm gesehen, fragte sie den Löwen, der du die Ebene bewohnst und besser denn ich auf dem flachen Feld die Wege kennst, so ermüdend für mich, weil mein Huf gespalten ist?

Laß dein Junges dein Junges sein . . . dein Lamm dein Lamm, sagte der Löwe, und komme her, daß ich dich verschlinge.

Und der Löwe that also.

Aber der älteste Bruder fragte den Löwen:

— Was ist dies, daß du die Geiß issest, die ihr Junges sucht?

— Du hast gehört, wie sie klagte über die Ungeeignetheit ihrer Hufe, antwortete der Löwe. That ich nicht recht, daß ich sie aß? Sieh meine Klauen, die „geeignet“ sind! Sieh die „Geeignetheit“ meiner Zähne. Darum aß ich die Geiß.

Der Jüngling dachte nach und besah seine Arme, die lang, stark und gewaltig waren. Er fand sie so geschickt . . . daß er sich vornahm, seinen jüngeren Bruder zum Dienst zu zwingen.

Und da dieser ihn wieder suchte, Früchte zu pflücken, antwortete er: Siehe meine Arme. Hast du nicht gesagt, daß die deinen nicht an die Granate heranreichen? Diene mir, auf daß ich dich nicht verschlinge.

Von Stund an diente der jüngste Bruder dem älteren. Aber er freute sich nicht über die Entdeckung, die dieser dem Löwen zu danken hatte.

Und das ist also geblieben bis auf den heutigen Tag.

Zweite Geschichte von der Autorität.

Voltaire hat gesagt: „Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer.“ Freilich! Alle Macht ist aus Gott. Wer Macht will, will Gott. Wer Macht, Autorität nötig hat, macht sich einen Gott. Das thaten Moses, Confucius, Zoroaster, Numa, Columbus, Cortez. Das thaten alle Volksführer, Auguren, Zauberer, Priester. Das thut noch heutigentags jeder, der herrschen will. Die Zahl der Götter ist so groß wie die Zahl der Begierden. Bei jeder neuen Begierde ein neuer Gott.

Holloway macht Götter aus unbekannten Ärzten, die euch veran-

lassen, seine Pillen zu kaufen. „Also spricht der Herr“, sagt Moses, und „also Dr. Soundso“, sagt Holloway. Seid gehorsam und kauft. Und beide sagen dabei: „auf daß eure Seele nicht verderbe.“

Eine Dienstmagd ging aus mit den Kindern ihres Herrn. Sie erhielt den Auftrag, sie gut zu bewachen. Aber siehe, die Kinder waren ungehorsam und liefen fort, so daß ihre Aufsicht umsonst und ihre Sorge eitel war.

Darauf schuf sie aus Nichts einen schwarzen Hund, der jedes Kind beißen sollte, das nicht in ihrer Nähe blieb. Und die Kinder waren in Furcht vor dem Hund und wurden sehr gehorsam und blieben bei ihr. In der Überlegung ihres Herzens sah sie den Gott an, den sie gemacht hatte, und sie sah, daß er brauchbar war.

Aber die Kinder wurden wahnsinnig aus Furcht vor diesem Hund. Und das sind sie geblieben bis auf den heutigen Tag.

Dritte Geschichte von der Autorität.

Ein Reisender war mit Gold und Silber beladen. Aus Furcht vor Räubern hatte er sich mit Waffen versehen. Auch folgten ihm seine Dienstknechte in großer Zahl, ja, es waren deren mehr, als alle Räuber im ganzen Lande zusammen genommen. Er war so gut bewaffnet und hatte so gutes Geleite, daß ein ganzes Heer nicht vermocht hätte, ihm seine Reichtümer zu entreißen.

Einige Räuber, die das nicht wußten, fielen ihn an, werden dies aber noch lange Zeit bereut haben, wenn sie nicht zur Stunde durch Schwertes Schärfe umkamen.

Ein Räuber, der durch das Beispiel seiner Brüder klug geworden war, ließ sich durch einen heiligen Einsiedelmann Rates pflegen, der Rat in allen Dingen wußte, weil er lange allein gewesen war mit zwei Totengebeinen und einem Kruge Wasser.

— Wie muß ich thun, o heiliger Mann, um Herr zu werden über die Schätze dieses Reisenden?

— Das Mittel ist sehr einfach, antwortete der fromme Eremit. Wirf ihm den Strick, den ich dir geben werde, um den Hals, dann wird er keinen Widerstand bieten. Er wird seinen Knechten befehlen, daß sie sich vor dir zur Erde niederbeugen und dir geben, was du begehrst.

Und es geschah also, wie der heilige Mann gesagt hatte. Doch der Reisende und seine Gesellen befanden sich sehr schlecht dabei.

Dieser Strick hieß „Glaube“ und hat seine Macht behalten bis auf den heutigen Tag.

Vierte Geschichte von der Autorität.

O Vater, sage mir, warum die Sonne nicht fällt?

Der Vater war beschämt, da er nicht wußte, warum die Sonne nicht fällt, und er bestrafte sein Kind, weil er beschämt war.

Das Kind fürchtete den Zorn des Vaters und fragte nimmer wieder, weder warum die Sonne nicht falle, noch nach anderen Dingen, die es doch so gern wissen wollte.

Dieses Kind wurde niemals ein Mann, ob es gleich sechstausend Jahre . . . nein, noch viel länger lebte.

Es ist dumm und stumpfsinnig geblieben bis auf den heutigen Tag.

Fünfte Geschichte von der Autorität.

Wohin, o Philoinos? fragte Hydor*) seinen Genossen, dem er in den Straßen Athens begegnete.

— Ich eile, die drei Maß schlechten Weins zu trinken, die meiner bei der häßlichsten meiner Maitressen warten, antwortete Philoinos schwankend.

Denn er war trunken.

— Komm mit, du hast Weins genug und Maitressen zu viel, wie ich fürchte.

— Drei, Hydor, drei! Der Meister hat es gesagt! Drei . . . hat er gesagt!

— Der Meister sprach weder von Wein, noch Hetären, komm mit . . .

— Er hat gesagt: drei . . . drei . . . drei!

Und Philoinos fiel nieder zum dritten Male dieses Abends. Aber diesmal blieb er liegen.

Und er ist liegen geblieben bis auf den heutigen Tag.

Sechste Geschichte von der Autorität.

Es war da zum erstenmal ein Kind geboren! Die Mutter war in Verzückung, und auch der Vater sah es an mit inniger Liebe.

*) Die Namen sind dem Griechischen entlehnt: Phil-oinos = Weinlieb Hydor = Wasser.

— Doch, Genius, sage mir, wird es immer so klein bleiben? fragte die Mutter, und — fügte sie hinzu — ich selbst weiß nicht, ob ich es verlange! Gern möchte ich's groß sehen als einen Menschen, aber doch würde es schade drum sein, wenn es sich so veränderte, daß ich es nicht länger tragen kann und nähren mit mir selbst.

— Dein Kind wird aufblühen zum Menschen, sagte der Genius. Es wird nicht dauernd sich von dir nähren. Es wird einmal nicht mehr von dir getragen werden.

— O Genius, rief die Mutter erschrocken, wird mein Kind fortgehen? Wenn es laufen kann, wird es dann von mir fortgehen? Was muß ich thun, daß mein Kind nicht von mir gehe, wenn es laufen kann?

— Habe dein Kind lieb, sagte der Genius, und es wird nicht von dir gehen.

So war es! Und so blieb es einige Zeit. Aber dann wurden da viele Kinder geboren. Und vielen Eltern war es sehr lästig, all diese Kinder lieb zu haben.

Darauf sann man ein Gebot aus, das die Liebe ersetzen sollte, so wie viele Gebote. Denn es ist leichter, ein Gebot zu geben, denn Liebe.

Ehret euren Vater und eure Mutter!

Die Kinder verließen ihre Eltern, sobald sie laufen konnten. Man fügte zum Befehl ein Gelöbnis:

Auf daß es euch wohlgehe!

Darauf blieben einige Kinder bei ihren Eltern! Doch sie blieben nicht in der Weise, wie es sich die erste Mutter dachte, da sie den Genius fragte: „Was muß ich thun, daß mein Kind nicht von mir gehe, sobald es laufen kann?"

Und das ist also geblieben bis auf den heutigen Tag.





Deutsche Lyrik.

Wanderlied.

Wie weit der Weg!
Im tiefen Thale glänzt
der Tau der letzten Sommernacht.
Wie weit der Weg!
Im hohen Weltall glüht
der großen Sonne Glück so heiß.

Wie weit der Weg!
In tollen Köpfen kreist
die Schöpferkraft des ganzen Alls.
O still! Zum Ziel!
Es wird zu viel!

Berlin. Paul Scheerbart.

So sagt der Ort.

Mein liebes Kind, an das ich Tag für Tag,
so sagt der Ort, ein Liebesliedchen schicke,
nun hat mein Umgang dich, so sagt der Ort,
in eine schreckliche Gefahr gebracht.

Man denke, ein erwachs'nes, junges Paar,
so sagt der Ort, das sich sechs Monde nun,
wer weiß, wie oft, so sagt der Ort, geseh'n
und sich noch nicht verlobt hat, sagt der Ort!

Entsetzlich, sagt der Ort, er geht ins Haus
der Eltern ohne Absicht, sagt der Ort,
und plaudert dort und wärmt sich am Kamin
und geht dann wieder fort, so sagt der Ort.

Und sieh, so sagt der Ort, sie sitzt dabei
und strickt, indem er spricht, so sagt der Ort.
Und schamlos, sagt der Ort, vergißt sie ganz,
wie unmoralisch doch dies alles ist.

Denn wir, so sagt der Ort, begreifen nicht,
was sich zwei Menschen so sechs Monde lang
zu sagen haben, ohne, sagt der Ort,
daß sich das einzig Schickliche begiebt.

Das einzig Schickliche jedoch, so sagt
der Ort, ist Heirat, Heirat, sagt der Ort.
Man meide sich entweder oder werd'
ein Paar, so sagt der Ort, so sagt der Ort.

Christiania. Christian Morgenstern.

Verzweiflung.

Ihre reine Seele hab' ich erfüllt
Mit einem häßlichen, schmutzigen Bild,
Und nichts kann dies Bild mehr verwischen,
Schon höre ich zischen die Natternbrut,
Die ihr vergiftet das junge Blut.
Ich seh' sie sinken und sinken.
Und Sünde auf Sünde trinken.

Zerschlagt! Das Bild samt dem süßen Haupt,
Dem ich die Kinderseele geraubt.
Haut mir den Schädel in Scherben,
Daß ich nicht seh' sie verderben.

Wien. Carl Walde.

Sieben schlanke Mädel.

Sieben schlanke Mädel sitzen
Vor mir in der Straßenbahn.
Sieben schlanke Mädel blitzen
Mich mit Feueraugen an.

Sieben Mädel, schlank wie Pappeln,
Werfen Schlingen nach mir aus.
Schon fühl' ich mein Herz drin zappeln.
O mein Gott, was wird daraus?

Gelsenkirchen. Philipp Witkop.

Warum.

Warum ich deine leichten Füßchen liebe?
Weil sie in so zwei lieben Schühchen stecken,
Und diese kleinen, blanken Schuhe lieb' ich,
Weil sie so leicht von deinem Fuß sich lösen.

München. Otto Falkenberg.





Weiße Rosen.

Komödie in einem Akt von Felice Cavalotti. I.

Deutsch von Marta Gräfin Freddi (Mailand).

Personen:

Baldassare, } zwei Freunde, 39 Jahre alt.
Antonio, }
Adelina, Baldassares Tochter, 17 Jahre.
Enrico, 19 Jahre.

Die Szene spielt in Mailand, in dem hochgelegenen Stockwerk eines bürgerlichen Hauses. Die Bühne ist in zwei Zimmer geteilt, die aber durch eine Glasthür (wenn möglich, Flügelthür) miteinander verbunden sind. Die Scheidewand darf nicht über die zweite Coulisse hinausgehen, so daß die Zuschauer bequem alles überschauen können. Die Thür befindet sich vorn, dem Orchester zu. Die linke Seite stellt das Arbeitsstübchen eines jungen Mädchens dar; einfache Möbel, ein Nähtischchen am Fenster. Dieser Raum hat einen anderen Eingang, der auf die Treppe mündet; außerdem zwei Fenster, eins links in den Coulissen, eins im Hintergrund mit einem Blumenbrett, auf dem weiße Rosen, Verbenen und andere Blumen. Neben dem Nähtischchen eine Gießkanne.

Das Zimmer zur Rechten ist ein einfaches Studierzimmer. Tisch, Bücherregale an den Wänden, Holzstühle u. s. w.

Erste Szene.

Beim Aufgehen des Vorhanges sitzt Adelina an ihrem Nähtisch am Fenster, mit einer Arbeit. Von Zeit zu Zeit erhebt sie den Blick und schaut lächelnd hinaus, als ob sie einem Gegenüber Grüße sende. Sie singt halblaut vor sich hin die Melodie Spirto gentil. Dann wirft sie einen abermaligen Blick hinüber, legt ihre Arbeit fort, nimmt die Gießkanne und geht durch die nach der Treppe führende Thür hinaus.

In dem Studierzimmer sitzt Antonio am Tisch; Baldassare steht neben der nur angelehnten Thür zur Nebenstube, von wo er Adelina beobachtet. Er lächelt und scheint bewegt. Mit einer Hand hält er den Thürdrücker, so daß er ins Zimmer lugen kann; mit der andern macht er Antonio Zeichen, sich ganz still zu verhalten.

Baldassare (fortwährend durch die Thür spähend und Antonio, der etwas sagen möchte, zum Schweigen nötigend): St . . . warte einen Augenblick! . . . (Adelina singt, Baldassare erscheint gerührt.) Ach, mein Gott . . . (Adelina steht auf und nimmt die Gießkanne.) Nun ja, das mußte ja nun kommen!

Antonio: Was hast Du denn da zu sehen? (Adelina hat das Zimmer verlassen. Baldassare geht von der Thür fort und nähert sich Antonio.)

Zweite Szene.

(Baldassare, Antonio.)

Baldassare: Glaube mir, liebster Antonio: Alles, was man darüber redet und schreibt, ist einfach Unsinn! Es giebt weder Selbstbestimmung noch Zufall auf der Welt.

Antonio: Und ich sage Dir . . .

Baldassare: Ich sage Dir, die Welt wird von mathematischen Gesetzen regiert. Es wiederholt sich alles mit mathematischer Genauigkeit, sowohl in der Ordnung der Natur, wie auch in der Weltgeschichte und im Leben der Völker . . .

Antonio (fällt ihm scherzend, als wenn er diese Rede nicht zum erstenmal hörte, ins Wort): Sowie auch im Geschick der Menschen . . .

Baldassare: So ist's. Scherze darüber, so viel Dir's beliebt. — Neue Ereignisse giebt's überhaupt nicht mehr; alles, was vorkommt, ist Wiederholung von schon Dagewesenem. Die Gesetze der Natur und des Blutes, von Urbeginn dieselben, müssen auch immer dieselben Resultate hervorbringen. Was war, wird sein! Wir haben ererbte Physiognomien, ererbte Gewohnheiten, ererbte Neigungen, ererbte Leiden, ererbtes Temperament . . . und ganz natürlich folgt daraus erbliche Wiederholung aller Ereignisse im Menschenleben. Wir glauben frei nach unserm Willen zu handeln und thun statt dessen, was 20 oder auch 200 Jahre früher unser Herr Papa oder unsere Frau Mama oder ein Ahne in genau denselben Verhältnissen that. — Manche nennen das Atavismus, andere Fatalismus — der Name thut nichts zur Sache. Die urewige Regel ist's, die über uns bestimmt, von der Wiege bis zum Grab . . .

Antonio: Aber erlaube, erlaub' doch mal, mein Lieber! Halten wir uns an ein Beispiel! Nehmen wir an, daß Cajus vom Vater ererbte, was dieser wieder als Erbteil vom Großvater bekommen hatte, einen hervorragenden Trieb zu allem, was weiblich ist. Nun also, gut! Der Vater, in einem Erziehungsinstitut auf dem Lande herangewachsen, wird, wenn ihm die Versuchung in Gestalt der Frau eines anderen naht, den keuschen Joseph herauskehren. Der Sohn jedoch, in einer großen Stadt und in sehr viel weniger strengen Grundsätzen erzogen . . .

Baldassare: Dies zählt nicht mit. In diesem Fall würde

die Erziehung als fremdes Element den Lauf der Natur beeinträchtigt haben. Ich behaupte nur und wiederhole Dir dies: Bei gleichen Verhältnissen und gleicher Erziehung würdest Du ganz unfehlbar die gleichen Resultate sehen. — — — Und hier vor uns haben wir den klarsten Beweis dafür.

Komm her. (Macht ihm ein Zeichen, sich leise der Verbindungsthür zu nähern.) Sieh dort nach jenem Fenster hin. (Deutet auf das Fenster, an dem zuvor Adelina saß.) Und nun sieh gefälligst nach dem anderen Fenster da drüben, in dem Hause, das auf den Hof hinausgeht.

Antonio (seufzend): Ja wohl!

Baldassare: Gut, und nun höre! Es sind jetzt gerade zwanzig Jahre her, da war an dem Fenster dort drüben ein ganz junges Mädchen zu sehen; wunderhübsch, mit herrlichem, blondem Haar und blauen, lachenden Augen. Und an diesem Fenster, hier in unserem Hause, stand ein brünetter, junger Mensch. Das Mädchen war . . .

Antonio (ihn unterbrechend): War Adelinens Mutter.

Baldassare: Der junge Mann . . .

Antonio: Das warst Du.

Baldassare: Heute, nach zwanzig Jahren, kannst Du an den beiden Fenstern dieselben Beobachtungen machen, wie damals . . . Nur, daß das blonde Mädchen hier, und der brünette, junge Mensch gegenüber wohnt.

Antonio (lebhaft): Was willst Du damit sagen? (Beide sind im Plaudern wieder an den Tisch zurückgekehrt und haben sich dort niedergelassen.)

Baldassare: Es ist eine eigentümliche Geschichte, Antonio. In diesem Hause, wo ich geboren und groß geworden bin, hat jedes Stückchen Mauer seine Erinnerungen für mich, und jenes Fenster ruft mir das süßeste, und zugleich das einzige Idyll meines Lebens zurück.

Meine Vittorina! . . . Hast Du sie gekannt? . . .

Antonio (einigermaßen verlegen): Ja . . .

Baldassare: Sie war damals genau in dem Alter, wie jetzt Adelina. Zwei Tropfen Wasser gleichen einander weniger, als sie beide. Dieselben blonden Haare, dieselben strahlenden Augen, dasselbe stets heitere, quecksilberne Wesen.

Ich stand damals im Begriff, meine Studien abzuschließen. Als ich Vittorina zum erstenmal bemerkte, an einem köstlichen Maimorgen wie heute, neigte sie sich gerade über ihre Blumen, während ich, mit einem Buch in der Hand, an meinem Fenster stand.

Auch damals blühten Verbenen und die schönen, weißen Rosen

vor ihr . . . Sie machte sich an den Blumen zu thun, hielt ein wenig Umschau, wie um das Wetter zu prüfen, blickte den Schwalben nach, und setzte sich endlich singend an ihrem Nähtisch nieder.

Plötzlich hüpfte ihr ein kleines, buntgeflecktes Kätzchen auf den Schoß. Sie lachte, streichelte es, gab ihm einen Kuß . . . und dann sah sie auf — und unsre Augen begegneten sich.

Und dann wandte sie sich wieder dem Kätzchen zu und ich fühlte eine siedende Unruhe in mir aufsteigen bei den Liebkosungen, die sie für das kleine Thier hatte.

Ja — das war der Anfang meines Jugendromans . . . (Nach einer Pause, mit einem Seufzer:) Arme Vittorina . . . mußte so früh von uns scheiden . . . Du erinnerst Dich ihrer also noch?

Antonio (rauh): Ja, ja . . . Natürlich . . . Erzähle nur weiter!

Baldassare (schwermütig seufzend): Heute sind's nun drei Jahre, daß sie von uns ging. (Antonio scheint sich voller Traurigkeit dessen zu erinnern.)

Du kannst Dir nicht vorstellen, welche süße Wehmut all' diese Erinnerungen jetzt in mir wecken! . . . Wir fingen damit an, daß wir immer wieder von unsern Fenstern zueinander hinüber blickten. Am fünften Tage schon schrieb ich an sie und erklärte ihr meine Liebe; und am darauf folgenden Morgen war ihr Lächeln noch reizender als zuvor, und das Kätzchen bekam einen ganz besonders schönen Kuß. Dann, nach einer Woche etwa, waren wir so weit gekommen, einen regelmäßigen Depeschenaustausch zu etablieren. Die Jalousien, ihre Lieder, die Blumen, kurz, alles und jedes, wurde dabei zu Hülfe genommen.

Verbenen zur Rechten bedeutete: Heute bleibe ich zu Hause. Weiße Rosen an demselben Platz: Nachmittags gehe ich aus. Sang sie „Spirto gentil", so wußte ich, daß sie in der Galleria Vittorio Emanuele zu finden sein würde. Klang „Parigi, o cara" zu mir herüber, so hieß das: Ich gehe in die Messe nach San Carlo; hörte ich „Alla stella confidente", so jagte ich die Treppe hinunter, immer vier Stufen auf einen Sprung, denn ich wußte nun, daß Vittorina an den Brunnen ging, um Wasser für ihre Blumen zu holen. Von unserm Hof kann man ihren Brunnen gehen hören und sie gab mir damit die Stunde an, in der ich ihr begegnen konnte. Trum-trum, trum-trum . . . zwei Uhr! Trum-trum, trum-trum, trum-trum . . .

Antonio (ihm zuvorkommend): Drei Uhr . . . Habe schon verstanden. Und so mit Grazie weiter in der Zählung.

Baldassare: Oder die Schläge am Brunnen klangen eilig und ungeregelt; dann war Sturm und Gewitter in der Luft und sie war über irgend etwas im Ärger. — Ach ja ... das sind so Erinnerungen aus der Jugendzeit! ... Ein Jahr darauf führte ich meine Vittorina heim; hier in dieses Haus. (Man hört von fern den Brunnen gehen. Baldassare horcht gespannt. Die Stöße klingen zweimal an.) Höre doch: „Zwei Uhr." Wirklich habe ich ihr versprochen, daß wir um zwei Uhr ausgehen.

Antonio: Mit wem willst Du um zwei Uhr ausgehen?

Baldassare: Mit Adelina, natürlich.

Antonio: Und Deine Tochter? ... Du willst doch nicht behaupten, daß auch Deine Tochter einem Verehrer Winke mit dem Brunnenschwengel giebt?

Baldassare: Wenn ich Dir doch sage, daß die Natur sich wiederholt wie eine Uhr! (Er zieht Antonio geheimnisvoll näher zu sich heran.) Seit ungefähr einem Monat bin ich einem Geheimnis auf die Spur gekommen: Adelina wird von dem brünetten, jungen Mann geliebt, der ihr gegenüber in demselben Zimmer wohnt, das ehemals ihre Mutter ...

Antonio: Wird geliebt, sagst Du?

Baldassare: Natürlich nur aus der Ferne, wie ich damals ihre Mutter liebte.

Antonio (aufgebracht): Und Du, Du leidest das? Du erlaubst das?

Baldassare: Hältst Du mich wirklich für einen so krassen Egoisten? Du meinst, ich sollte ihr nicht gönnen, was ihre Mutter und mich einst so glücklich gemacht hat? Glaubst Du, ich möchte die Gesetze des Lebens in ihr unterdrücken, der Knospe verbieten, sich zur rechten Stunde zur Blüte zu entfalten?

Nein, mein Lieber, solch grausamer Elternegoismus liegt mir fern! Achtzehnjährige Herzen ...

Antonio: Ja, ja, verstehe schon. Poetische Anschauungen der neuen Zeit ... Aber, sage doch, was hast Du entdeckt?

Baldassare: Daß Adelina den jungen Mann wiederliebt, und zwar ganz in der süßen Aufrichtigkeit, mit der reinen, harmlosen Poesie, wie ihre verstorbene Mutter einst mich liebte. ...

Und außerdem habe ich erfahren, daß der Student drüben, über den ich mich selbstverständlich eingehend erkundigte, eine wünschenswerte Partie für Adelina sein würde. Elegant ist er ja freilich nicht, der gute Junge. Sogar ziemlich linkisch und ungeschickt. Aber, weißt

Du, so war ich auch damals. Unter anderem trug auch ich so schaudervoll geschmacklose Shlipse.... Komisches Zusammentreffen — nicht? Der junge Mensch soll aber ernsten, anständigen Charakters sein, dabei hochbegabt und ein gewissenhafter, fleißiger Student.

Adelina, und dies gereicht ihr zum Lobe, hat sich also nicht in ein stutzerhaftes Äußere, sondern in Vorzüge des Geistes und Herzens verliebt.

Antonio: Und Du bildest Dir allen Ernstes ein, daß junge Mädel von siebzehn Jahren zum Verlieben nichts weiter verlangen, als „Vorzüge des Geistes und Herzens“?

Baldassare: Aber ganz sicher! Vorausgesetzt natürlich, daß diese jungen Mädchen von der Art Adelinens oder ihrer Mutter sind. — Schon seit mehreren Tagen beobachte ich dieses neuerstandene Idyll und habe dabei das eigentümliche Gefühl, als durchlebte ich zum zweitenmal eine längst vergangene Episode der eigenen Jugend. Gestern z. B. verfolgte ich von hier aus eine solche Szene: Er stand mit einem Buch in der Hand am Fenster und schien sich nicht satt sehen zu können an Adelinen. Sie saß ruhig und anmutig an ihrer Stickerei und sandte ihm nur zuweilen einen liebevollen Blick oder ein Lächeln zu. Plötzlich erhob sie sich, änderte den Stand ihrer Blumentöpfe und ihr helles, glockenreines Stimmchen, ganz die einstige Stimme der Mutter, klang durch den Raum. Es mußte dies ein Zeichen für ihn sein, denn er machte eine zustimmende Bewegung; ich aber stand hier, wie festgebannt, so tief war ich von dieser wunderbaren, lebendigen Vision aus vergangenen Zeiten erschüttert. Ich mußte mich fragen: Ist dies Halluzination oder Wirklichkeit? — Und nun nahm sie ihr Kätzchen auf den Arm, lächelte zu ihrem Liebsten hinüber und küßte es. In jenem Augenblick war die Ähnlichkeit des „Einst“ und „Jetzt“ dermaßen sinnverwirrend, daß ich drauf und dran war, zu rufen: Vittorina, Vittorina! Sie war es, sie selber, und diese Liebkosung sandte sie mir aus der Gruft zurück durch ihr eigenes Kind.... Vielleicht als Dank für mein treues Gedenken. (Lange Pause.) Was sagst Du hierzu?

Antonio (verwirrt und betroffen): Seltsam — sehr seltsam! Doch, bitte, laß uns von was anderem sprechen. Mögen die Toten ruhen ... in Frieden. —

Baldassare: Nein, nein, ich muß Dir alles sagen! Du siehst mich heute so erregt, weil ich im Begriff stehe, eine Frage an die Vergangenheit, an Vittorina, zu richten.

Antonio (macht eine Bewegung des Erstaunens, aber auch des Erschreckens).

Baldassare: Wie mein Liebesidyll nach und nach wieder vor mir auftaucht, finde ich einen geheimnisvollen Reiz darin, mir unklar gebliebene Seiten aus jenem Abschnitt meines Lebens zu enträtseln.

Über gewisse Dinge, scheinbar unbedeutende Vorkommnisse in unserem Verkehr von Fenster zu Fenster, konnte ich mitunter nächtelang grübeln. Jetzt wird mir auf so manche Frage die Antwort gegeben. Von dieser Thür aus lichtet sich mir nach und nach alles, was damals mir unerklärlich blieb, denn jetzt stehe ich hinter der Szene. In meinem einstigen Liebesidyll bleibt mir nunmehr kein Zug verborgen. . . .

Antonio (nervös): Sage, was Du willst, ein merkwürdiges Original bist Du!

Baldassare (hierüber hinweghörend): Das heißt — ja! Ein Begebnis, das sich öfter wiederholte, bleibt mir noch immer rätselhaft...

Antonio: Also doch noch! — Nun, dann ist's nur gut.

Baldassare: O, ich bin überzeugt, daß ich auch das erforsche. An manchen Tagen nämlich unterbrach Vittorina urplötzlich unsere Zeichensprache und schloß, ohne jede scheinbare Ursache, ihre Jalousien . . . allerdings niemals, ohne mir vorher freundlich zuzulächeln und das Kätzchen zu streicheln, als wollte sie sagen: Warte nur auf mich! Und ich . . .

Antonio: Du bliebst stehen und starrtest verliebt auf die geschlossenen Fenster . . .

Baldassare: Nun ja; und die blieben mitunter über eine Stunde geschlossen. Von Zeit zu Zeit freilich machte sie mir Zeichen mit der Hand durch die Stäbe der Jalousien, als wenn sie grüßte und winkte; so, als wollte sie sagen: Ich sehe Dich . . .

Antonio: Und Du antwortetest natürlich darauf . . .

Baldassare: Das versteht sich! Ich gab ihr nach Kräften meine Freude zu erkennen.

Antonio: Und wartetest in geduldigem Schmachten den Moment ab, in dem die Fenster wieder aufgemacht wurden.

Baldassare: Selbstverständlich! Es war ja nur eine Mädchenlaune. Auch Galatea fand Vergnügen daran, sich zu verbergen, um ungesehen selbst zu beobachten. Als wir später dann verheiratet waren und ich die Rede darauf brachte, fing sie regelmäßig an zu lachen und blieb mir die Antwort schuldig. Ja . . . Und dies ist das einzige

aus meinem damaligen Liebesleben, was Adelina ihrem Gegenüber erspart und worauf ich noch keine Lösung habe finden können.

Antonio (mit sichtlicher Befriedigung): Da siehst Du also!

Baldassare: Sst ......

Dritte Szene.

Während Baldassare und Antonio noch miteinander sprechen, hört man Schritte von der Treppe her. Beide horchen auf. Adelina, Enrico im linken Zimmer. Baldassare, Antonio rechts.

Adelina (auf der Schwelle ihres Stübchens zur Treppe hin sprechend): Hier herauf ... Komm hier durch!

Antonio (zu Baldassare, während Enrico noch nicht aufgetreten ist): Was ist denn das? Der junge Mann von gegenüber kommt auch hier ins Haus? ...

Baldassare (sieht ihn verdutzt an): Nun aber!

Enrico (tritt umherspähend, ein wenig drollig, ins Zimmer und sieht sich um; er hat Adelinens Gießkanne in der Hand): Unsere gestrengen Herren Väter sind nicht hier?

Antonio (sehr erstaunt, als er Enricos Stimme erkennt): Mein Sohn! ...

Adelina: Sie werden wohl drüben wieder zusammensitzen und studieren. (Sie nähert sich eilig dem Fenster und lugt vorsichtig hinaus.)

Enrico: Nun, dann ist's nur gut! ... Laß sie studieren ... (Steht, die Gießkanne in der Hand, mit komischem Ernst da.) Das Studium ist eine der edelsten Neigungen in diesem Leben. Ich lobe und bewundere alle, die sich daran ergötzen. (Er begießt die Blumen im Zimmer; nicht aber die am Fenster, neben denen Adelina steht.)

Ganz ausgezeichnete Einrichtung, daß es solche Leute giebt... aber ... auch ganz ausgezeichnete Einrichtung, daß es solche giebt — wie mich!

Wenn die anderen nicht vorhanden wären, müßten wir ochsen — so wie zum Beispiel ich! — Statt dessen ergänzen wir uns gegenseitig. (Feierlich komisch) Dies ist die Harmonie im Weltall ... Sehr schön gesagt, ... sehr schön gesagt. ... Das Studium macht den Geist fruchtbar, wie diese Gießkanne mit Wasser die Erde in Adelinens Blumentöpfchen fruchtbar macht. ... Auch das — sehr schön gesagt. Wunderbare Idee! Und ist mir gekommen in einem Hui, ohne alles Studieren; kommt mir nur so angeflogen!

Und wenn man bedenkt, daß meine Professoren mich ausge-

sprochenermaßen für einen Esel taxieren! Aber das ist die Ungerechtigkeit der Welt. . . . Nun, meine beiden schönen Gedanken kann ich ja unterdessen kalt stellen für späteren Gebrauch.

Antonio (zu Baldassare): Sag' mal . . . dies ist mein Schlingel von Sohn, aber — somit hätte sie ja zwei?

Baldassare (sehr gespannt und betroffen): St . . . . Laß mich jetzt . . . (Folgt mit geschärfter Aufmerksamkeit, aber mit verdüstertem Antlitz, der Szene zwischen den jungen Leuten.)

(Adelina ist zum Fenster gegangen, um sich zu überzeugen, daß niemand gegenüber steht, und während sie spricht, macht sie sich mit den Blumen oder an ihrem Nähtischchen zu thun.)

Adelina: Das ist ja ein rührendes Wiedersehen! Wie ist's denn dem jungen Herrn in den Sinn gekommen, sich wieder mal nach der Adelina umzusehen? Nach der Adelina, die so ganz weit von der Welt, hier oben unter ihren Blumen haust. Wie hat sich denn dies Wunder zugetragen?

Antonio (beharrlich): Das wären ja aber ihrer zwei! . . . Sag' mal, da scheint's mir denn doch, als wenn es mit der „süßen Aufrichtigkeit“, wie Du sagtest, bei Deiner Tochter nicht weit her . . .

Baldassare (hört nicht darauf, so gespannt horcht er auf das Gespräch im anderen Zimmer).

Enrico: Das Wunder begab sich nämlich so (spricht mit Adelina, indem er teils Blumen begießt, teils davon ausruht, aber die Gießkanne in der Hand behält): Gestern hat unser Professor die barmherzige Idee gehabt, uns anzukündigen, daß er heute ein Kollegium halten würde über nichts Geringeres, als die Enfiteusi in ihren intimen Beziehungen zum Römischen Recht. Die Enfiteusi! . . . Ja, was habe denn ich mit dieser Dame zu thun? . . . Und wenn sie intime Beziehungen hat, nun, laß sie doch! Leben und leben lassen, denke ich! Warum soll ich meine Nase da 'neinstecken? — — Um nun nicht indiskret zu erscheinen gegen die Dame, die solchen häßlichen Namen hat, habe ich bei mir gedacht: Wollen lieber zu Adelinchen gehen, die solchen reizenden Namen trägt; so reizend, wie das Gesichtchen, das Papa und Mama ihr zum Geburtstag geschenkt haben.

Antonio (zu Baldassare): Hm, ganz wie Du sagtest; Dein Wort in Ehren, Baldassare, Deine Tochter hat eine Vorliebe für fleißige, junge Leute!

Baldassare (immer spähend und als ob er sich mit eigenen Augen und Ohren überzeugen wolle): Kann nur ein Scherz sein! —

Adelina (lachend zu Enrico): Sieh doch mal! also einer Dame habe ich's zu verdanken, der Enfi .....

Enrico (ihr aushelfend): Der Enfiteusi ... Das heißt — natürlich wäre ich auch ohne das ...

Adelina (während sie zu den Blumen am Fenster, im Hintergrunde, geht, will sie Enrico die Gießkanne aus der Hand nehmen): Gieb her.

Enrico (will die Kanne nicht hergeben): Nein, nein, laß mich begießen.

Adelina (nimmt ihm die Kanne fort): Dank' Dir schön, nein! Du verstehst das nicht. Diese Blumen darf kein anderer anrühren; die kennen nur mich.

Enrico: Aaah — sooo ...

Adelina: Siehst Du? So macht man's ...

Enrico: Gut, also! Laß mich zusehen! ... (Unter dem Vorwand, das Begießen ganz in der Nähe zu sehen, legt er den Arm um Adelinens Taille.)

Adelina: Gleich die Hand fort. Unverschämter Mensch!

Baldassare (zu Antonio): Hörst Du's? Unverschämter Mensch hat sie ihn genannt.

Enrico (als Antwort auf die Beleidigung): Mein Engelll! (Legt den Kopf auf eine Seite und lacht breit.)

Antonio (zu Baldassare): Hörst Du's? Mein Engel hat er zu ihr gesagt!

Enrico: Ach, was für wundervolle, weiße Rosen!

Adelina: Nicht wahr, wie die schön sind? Du mußt näm-
(Antonio zeigt sich plötzlich sehr betroffen.)
lich wissen, das sind die Lieblingsblumen von meinem seligen Mütterchen. Ach, wie sie die gern hatte! ... Auf ihrem Grabe wächst ein ganzer Busch davon — und so schöne! Da hat sie jemand, ganz im geheimen, gepflanzt. Wahrscheinlich einer von ihren Armen, habe ich mir gedacht. Sie war ja so wohlthätig! ...

Antonio (sucht in großer Aufregung Baldassare von der Thür fortzuziehen): So komm doch fort!

Baldassare (energisch, und fortwährend gespannt die Szene beobachtend): Nein, laß mich hier! (Die stumme Szene zwischen den beiden Freunden hat ihren lebhaften Fortgang und wird nie unterbrochen während des Gesprächs der beiden jungen Leute.)

(Schluß folgt.)





'Tite Poulette.

Aus: Old Creole Days von George W. Cable.

(Ins Deutsche übertragen von Dr. H. Hanns Ewers-Düsseldorf.)

Christian Koppig war ein frischer, bartloser, junger Holländer. Er gehörte zu jenem Heere von jungen Leuten, das nach dem Erwerbe von Louisiana durch die Vereinigten Staaten über die französisch-spanischen Berge hereinströmte, wie einst die Gothen über die Pyrenäen; zu jenen Tausenden, die sich in Neu-Orleans mit der Klugheit hungriger Tauben niederließen. Vielleicht war er auch ein Deutscher, der Unterschied zwischen diesen Nationen war zu fein für den flüchtigen Blick der Creolen, denen beide Nationen gleich unsympathisch waren. Er wohnte in einem Zimmer mit einem Dachfenster, von dem aus man auf ein gegenüberstehendes Gebäude sah, das, wie die ganze Straße, schon ein Jahrhundert alt war. Die großen, rundgewölbten Fenster im zweiten Stock dieses Hauses waren zugemauert, in zwei oder drei hatte man dann später kleinere Fenster eingelassen mit seltsamen, kleinen Gucklöchern in den vergitterten Läden. Dies war schon geschehen, ehe Christian sie von seinem Fenster zu beobachten begann. Das Äußere des Hauses ließ darauf schließen, daß es ein Rest der alten spanischen Kaserne war, deren ausgedehnte Gebäude vor langen Jahren von der Regierung an Private verkauft wurde. Am Ende der Straße, dem Moraste zu, war ein großer, orientalisch aussehender Durchgang übrig geblieben, mit einem gewölbten Thorweg und zwei mächtigen, hölzernen Thüren. Wenn man darauf schaute, meinte man wirklich, des Grafen O'Reillys Artillerie müsse geräuschvoll daraus hervorkommen, um an König Karls Geburtstag über den alten Platz zu reiten.

Ich weiß nicht, wer jetzt da wohnt. Man könnte ungefähr eine Woche an der gegenüberstehenden Seite stehen und doch niemand entdecken. Ich denke aber, daß der Platz bewohnt sein muß, eben weil's so absolut nicht danach aussieht. Das ist nämlich in dieser Gegend so die Mode. In dieser guten, alten Zeit der Duelle, der Bagatellklubs, der Theaterbälle und des Zirkus von Cajetano wohnte in dem Teile

des Hauses, der gerade über dem Thorweg lag, eine bleiche, schöne Frau, die Madame John hieß oder wenigstens unter diesem Namen bekannt war. Man würde sie wahrlich nicht für eine Farbige gehalten haben! Obgleich schon ein bischen verbleichend, hatte sie immer noch ein höchst anziehendes Äußere, schöne, fast strenge Züge, schlichtes, sorgfältig gepflegtes Haar und das lebendige, glühend schwarze Auge, das ihrer Rasse so eigentümlich ist. Ihr Lächeln, das beim Sprechen wie Sonnenschein kam und ging, war lieb und klug, und ein gewisses Etwas in ihrem Gesicht sagte einem gleich, daß sie viel Schweres in ihrem Leben durchgemacht haben müsse.

„Aber!“ pflegten die jungen Creolen in der Straße zu sagen — „ihre Tochter erst!“ Dabei erhoben sie die Arme, gestikulierten heftig, rollten die Augen, spitzten den Mund und klatschten in die Hände. „So schön, schön, schön! Weiß? Weiß wie eine Wasserlilie, weiß wie eine Magnolie.“ — Allgemeiner Beifall und die Anrufung aller Heiligen als Zeugen. — Konnte sie auch singen?

„Singen? Kann eine Drossel nicht singen? Ha.“

Man wußte nicht genau, wie alt sie war; so ungefähr siebzehn Jahre.

Mutter und Tochter waren sehr zärtlich miteinander, die Nachbarn hörten oft, wie sie sich Kosenamen gaben, wenn sie fleißig nähend beisammen saßen und dabei fröhlich und unermüdlich plauderten, wie es die Franzosen thun. Stets sah man sie zusammen kommen und gehen, so oft sie ihre kleinen Wege und Ausgänge besorgten. „'Tite Poulette“ wurde die Tochter genannt. Niemals ging sie allein aus.

Aber wer denn war diese Madame John?

„Nun, Sie wissen doch! — Sie ist —“ — erzählte der Friseur von der Ecke Christian Koppig — „Ich werde es Ihnen sagen: Wissen Sie — sie ist —“ — — Sie war übrigens die beste Krankenpflegerin bei gelbem Fieber auf tausend Meilen in die Runde, jedoch das war es nicht, was der Perrückenmacher am Fenster erzählte. — Viel näher am Flusse steht ein Haus, das ganz anders aussieht, als die alte Kaserne. Es ist von Fachwerk, und die ganze Front entlang läuft eine tiefe Gallerie, die überdacht ist. Heute ist es der Schlupfwinkel von Italienern geworden, die bei Tage Brennholz verkaufen, in der Nacht aber alle möglichen, unbeschreiblichen Teufeleien verüben. Einst war dies Haus die Heimat eines fröhlichen Herrn, dessen Vornamen John war. Er war ein Mitglied der „Gesellschaft der Kinderfreunde“. Da er noch bei seinen Eltern lebte, würde seine Frau dem Brauche gemäß Madame John genannt worden sein; aber er hatte keine Frau. Sein Vater starb,

dann seine Mutter, ganz zuletzt er selbst. Als er in den letzten Zügen lag, kam Madame John (die, die jetzt so heißt), zu ihm mit „'Tite Poulette“, die damals ein ganz kleines Kindchen war, im Arme.

„Zalli,“ sagte er, „ich sterbe.“

Sie beugte ihr Haupt und weinte bitterlich.

„Du bist mir sehr treu gewesen, Zalli.“

Sie weinte weiter.

„Nun wird niemand mehr für Dich sorgen, Zalli.“

Zalli weinte und schluchzte.

„Ich möchte Dir dieses Haus geben, Zalli, es ist für Dich und die Kleine.“

Eine Stunde später hatte die weinende Madame John für sich und die Kleine das Haus geerbt, so wie es gerade war. Mit jener unglückseligen Vorsicht, die der Unwissenheit der Frau eigentümlich ist, verkaufte sie das Eigentum möglichst schnell und legte das Geld in einer Bank an, die natürlich bald darauf Bankerott machte. Sie legte Witwenkleider an und trug sie noch, als 'Tite Poulette schon siebzehn Sommer zählte, wie die enthusiastischen Jünglinge sagten.

Wie man sich mit ihr beschäftigte! Der ruhige Christian Koppig hatte nie etwas Ähnliches gesehen. Er schrieb seiner Mutter darüber nach Hause und erzählte es ihr. Er sah einen jungen Burschen an der Straßenecke spazieren, bald waren es zwei, bald kamen noch mehrere von allen Seiten dazu. Plötzlich nahmen ihre Gesichter den Ausdruck des Glücks und der Freude an — — was war es nur? 'Tite Poulette kam vorbei, 'Tite Poulette mit ihrer Mutter.

Stolz und hoch schritt sie einher, nur die großen Augen bekamen durch die langen Wimpern einen zärtlichen Ausdruck. Der allerzarteste mattrosa Hauch belebte ihre südliche Wange, ihre ganze Gestalt war Anmut, ihre Haltung ein Wunder einfachster Würde. Wenn sie vorüber war, pries jede Zunge ihre Schönheit; aber obgleich damals, vor mehr als 50 Jahren, die Sitten von Neu-Orleans nicht gerade streng waren, so wagte doch keiner sich ihr gegenüber mehr herauszunehmen, als von ihr mit ihrem Kosenamen 'Tite Poulette zu sprechen. Und doch wurde gerade damals ihre Mutter eine bezahlte Tänzerin in dem Tanzlokale der Salle de Condé.

Zalli kannte natürlich, wie alle Mischlinge, die Festlichkeiten der Condéstraße von Kindheit auf. In den glücklichen Tagen, als der liebe Monsieur John noch jung war und das Jahrhundert zur Neige ging, war sie oft mit ihrer Mutter dort gewesen — die war nun auch längst gestor-

ben. Monsieur John pflegte den langweiligen Aufführungen und der geisttötenden Gesellschaft im Theater d'Orleans zu entwischen und mit einer Schar eleganter Freunde in die Rue Condé zu kommen. Manche süße Ballnacht hatte sie dort getanzt und gelacht und unter ihrer seidenen Maske tüchtig kokettiert, daß sie sogar den „Ersten aller Gentlemen“, Monsieur John selbst damit ärgerte und quälte. Kein Herr, dessen Abstammung auch nur halbwegs fraglich war, durfte es wagen, seinen Fuß in die Räume zu setzen. — Mancher vornehme Herr war entzückt, mit Zalli tanzen zu können, — Oberst de — — General la — —, Ratsherren und Offiziere. Damals gab es dort noch keine bezahlten Tänzerinnen. Alles ging durchaus anständig zu. Jedes Mädchen war mit seiner Mutter da, und die feinsten unter ihnen gingen stets fort, ehe zuviel getrunken wurde. Ja, und es ging doch lustig zu, sehr lustig, nur manchmal etwas gefährlich. Mehr als einmal hatte Monsieur John einen Bengel mit langen Haaren und mit langem Messer zu Boden geworfen und halb tot getreten, nur weil er Zalli zu zärtlich angeschaut hatte — — das war so seine Art. Er war so furchtlos, wie er gutmütig war. Nun war er tot.

Freilich, Witwenkleider paßten nicht in die Salle de Condé, und seit Zalli diese trug, blitzte ihr Auge nicht mehr durch ihre rosa und weiße Seidenmaske, aber was that's? Nie, nie in ihrem Leben hatte ihr Herz für einen andern wie Monsieur John geschlagen, und er war nun im Himmel — wenigstens sagte der Priester so — sie aber wurde Krankenpflegerin.

Es war ein hartes Leben. Madame John hatte selbst eine sogenannte gute Erziehung erhalten, und sie that, was sie konnte, um auch ihrer Tochter eine solche zu geben. Die gute Erziehung der Damen im Süden bestand aber zu jener Zeit thatsächlich nur darin, daß sie Sticken und ein wenig Musik erlernten. Sie schlug sich durch, so gut sie eben konnte. Bald gab sie einige Privattanzstunden, bald frisierte sie; ließ dies aber wieder fahren, als die hochmütigen Damen sie zu verächtlich behandelten. Und so geschah es, daß diese beiden armen Kinder allmählich anfingen, drückenden Mangel zu leiden, hatten doch beide keine Ahnung davon, was das sei, Geld zu machen.

Eines Tages bemerkte Christian Koppig von seinem Dachfenster aus einen Mann, der an dem Thorweg gegenüber stand und den Klopfer der Gitterthür in Bewegung setzte. Es war ein feiner Herr, dessen Haar in der Mitte gescheitelt war, und der seine Zigarette aus einer schönen, goldenen Spitze rauchte. Er wartete ein Weilchen, fluchte ein bischen über den Staub, klopfte wieder, nahm sein Spazierstöckchen

unter den Arm und wischte die Innenseite seines Hutes mit dem Taschentuche ab.

Madame John kam und sprach durch das Gitter mit ihm. 'Tite Poulette war nirgends zu sehen. Er blieb vor dem Thore stehen, während Madame John heraufging. Christian Koppig kannte ihn. Er kannte ihn, wie man eine Schlange kennt: es war der Geschäftsführer der Salle de Condé. Jetzt kehrte Madame John zurück, sie trug ein kleines Packet unter dem Arm; zusammen eilten sie dann fort.

Was sollte das bedeuten?

Nun, die Sache war klar genug für jeden, der ein wenig Menschenverstand hatte, aber, um die Wahrheit zu sagen, Christian Koppig war ein bischen dumm und er bildete sich ein, daß irgend etwas gegen 'Tite Poulette geplant wurde. Es machte den graden jungen Holländer ganz krank, daß er sich nicht lieber um seine eigenen Sachen bekümmerte, und dennoch — —

„Aber die Frauen werden doch nicht versuchen — —", sagte er zu sich selbst — „nein, nein, das können sie nicht —"

Da ich nicht weiß, was er eigentlich meinte, kann ich auch nicht sagen, ob die Frauen es thun wollten oder nicht. Ich weiß nur, daß Christian Koppig am andern Tage eifrig die Annoncen des „Ami des Lois" studierte und darin eine Anzeige fand, die er früher nur eines Stirnrunzeln gewürdigt hatte. Sie war „Salle de Condé" überschrieben und es wurde darin bekannt gemacht, daß der „Danse des Chinois" aufgeführt werden solle, und daß darauf eine junge Dame in dem berühmten „Danse du Shawl" auftreten würde.

Es war Sonntag. Der junge Mann beobachtete von Mittag an bis zum Abend, als der Mond schon schien, das gegenüberliegende Fenster. Endlich öffnete sich die vergitterte Thüre, und wohl verhüllt und verschleiert erschien Madame John. Gott sei Dank! Madame John und nicht 'Tite Poulette. Sie eilte, so schnell sie konnte, zur Rue Condé. Madame John war „die junge Dame", und der junge Mann fand bald die Ruhe des Gemütes wieder. —

Madame John tanzte wunderbar schön. Es mußte ja sein und Geld war Brot; und jeden Sonntag Abend zauberte die Mutter mit ein wenig Schminke und Puder die verblassende Jugend auf ihr schönes Antlitz zurück und tanzte mit unnachahmlicher Anmut den Shawltanz, während ihre junge Tochter allein zu Hause blieb. —

Christian Koppig, der einfache, langsam denkende Holländer, wußte selbst nicht, was er that, aber er blieb ohne Licht zu Hause, nur um zu

beobachten, wie das junge Mädchen zum Fenster kam und mit herrlichen Augen angstvoll hinausspähte und hin und wider ging, bis ihr Mütterlein, wie ein armer, sturmgetriebener Vogel, keuchend nach Hause kam.

So gingen zwei bis drei Monate dahin. Eines Abends, als die Mutter heimgekehrt war, hatte sie eine ernste Unterhaltung mit der Tochter. Christian Koppig, der ungefähr zur selben Zeit heimkehrte, konnte diese zwar sehen, aber nicht verstehen, was die Frauen sprachen.

„'Tite Poulette," sagte Madame John, „Du bist nun siebzehn Jahre alt."

„Das ist wahr, Mama."

„Ah! mein Kind, ich weiß nicht, wie es nun mit Dir werden soll." — Ihre Stimme zitterte schmerzlich.

„Was denn, Mama?"

„Ah, Du hast's nicht, wie die anderen; kein Geld, kein Vergnügen, keine Freude."

„Mama!"

„Nein, nein. — Ich danke Gott dafür, ich bin froh, daß Du so bist; aber Du wirst durch das ganze, lange Leben hindurch einsam sein. Es ist in dieser Welt kein Raum für uns arme Mischlinge. Ich wünschte, wir wären entweder schwarz oder weiß." — Helle Thränen standen dabei in den Augen der armen Frau. Die Tochter stand auf, ihre Augen sprühten Blitze.

„Gott hat uns gemacht, Mama," sagte sie mit freundlichem, aber bestimmtem Lächeln.

„Ha," sagte die Mutter und ein bitterer Ausdruck funkelte durch ihre Thränen, „mich schuf die Sünde."

„Nein," sagte 'Tite Poulette, „Gott schuf uns. Er schuf uns just wie wir sind, nicht weißer und nicht schwärzer."

„Er schuf Dich freilich!" sagte Zalli, „Du bist so schön, ich glaube wohl, daß er es that." Sie umfaßte die niederknieende Gestalt des Mädchens und zog sie an sich. „Meine süße, meine weiße Tochter!"

Nun traten Thränen in die Augen des jungen Mädchens.

„Kann man denn weißer sein, als ich es bin?" fragte sie.

„O nein, nein, 'Tite Poulette", rief die Mutter, „aber wenn wir nur wirklich weiß wären, auch der Abstammung nach, und kein Mischblut, so daß eines Tages ein wirklicher Herr vor mich hintreten könnte, um mir zu sagen: ‚Madame John, ich möchte ihr weißes Hühnchen zur Frau haben. Sie ist so schön, ich möchte sie heiraten. Sie ist so gut,

sie muß mein Weib werden.' O mein Kind, mein Kind, das zu erleben, würde ich mein Leben hingeben. Ich würde meine Seele darum verkaufen! Du müßtest mich dann mit Dir nehmen, o, nur als Deine Magd! — Gestern Abend ging ich hinter zwei jungen Herren her, die kamen von ihrem Kontor, — sie sprachen von Dir."

'Tite Poulettes Augen sprühten Flammen — —

„Nein, mein Kind, sie sprachen nur Gutes von Dir. Der eine lachte zuweilen und sagte öfter: ‚Behüte!' Aber der andere — — ich bat die heilige Jungfrau, ihn zu segnen, er sprach in so freundlich-lieber Art. ‚Möge Gott sie behüten,' sagte er, ‚möge Gott sie beschützen, denn ich sehe keine Rettung für sie.' Der andere lachte und ging weg. Doch jener ging in die Thür rechts grade über die Straße. Ah, mein Kind, Du wirst rot? Manch feiner Herr fragte mich auf dem Balle: ‚Wie geht es Eurer Tochter, Madame John?' —."

Die Tochter verbarg ihr schönes Antlitz im Schoße der Mutter und schien nicht mehr so zufrieden damit, wie Gott sie erschaffen hatte. O wie sie weinte! Sie schluchzte bitterlich, ihre zarte rechte Hand war zusammengeballt und zuckte krampfhaft auf dem Knie der Mutter; und die Mutter weinte mit ihr. — (Fortsetzung folgt.)



Händedrücke.

Von Maurice Maeterlinck.

Händedrücke!
Das Dunkel dehnt sich zwischen euren Fingern aus!
Trompetenschrillen unter dem Gewitterhimmel!
Orgelklang unter der Sonne!
Alle Herden der Seele in einer Nacht der Finsternisse!
Und alles Salz des Meer's im Gras der Wiesen!
Und diese blauen Meteore rings am Horizont!
Habt Mitleid mit dem Menschenkönnen!

Doch diese traurigen und müden Händedrücke!
O, diese Händedrücke eurer armen, feuchten Hände!
Ich höre eure reinen Finger sich in meine Hände schmiegen,
Und Lämmerherden zieh'n im Mondlicht längs des Flusses.

Ich weiß noch alle Hände, die je meine Hand berührten,
Ich sehe noch, was in dem Schatten dieser Hände war.
Und heute seh' ich, was ich selbst im Schatten dieser lauen Hände war.

Ein Bettler war ich oft, der Brot vor Thronen ißt,
Ein Taucher manchmal, der im heißen Wasser sich nicht zu helfen weiß,
Manchmal war ich ein ganzes Volk, das nicht aus seinen Mauern konnte.
Und diese Hände, wie ein Kloster ohne Garten!
Und die, die mich umschlossen, wie an Regentagen das Glashaus eine Schar von Kranken einschließt!
Bis daß die andern, kühlern kommen und die Thüren öffnen,
Ein wenig frisches Wasser auf die Schwelle breiten.

O, seltsam fremdes Händedrücken kannt' ich,
Und das mich nun in alle Ewigkeit umgiebt!
Almosen waren es an einem Sommertage,
Und eine Ernte war's in einem Kellerloch,
Und Gauklerlärmen rings um ein Gefängnis,
Und Wachsfiguren sommers in den Wäldern!

Habt Mitleid mit den seltsam fremden Händen!
Sie schließen in sich aller Könige Geheimnis!

Habt Mitleid mit den allzu bleichen Händen!
Aus Mondesgrotten scheinen sie zu kommen
Und haben sich verbraucht, den Wasserstrahl zu spinnen!
Habt Mitleid mit den allzu weißen, feuchten Händen!
Es däucht mir, Königstöchter lägen in der Sonne den ganzen Sommer lang.

Und halt dich fern von allzu harten Händen,
Die wie aus Felsen ausgemeißelt scheinen.

Doch habt Erbarmen mit den kühlen Händen!
Ich seh' ein Herz, das blutet unterm Eise!

Und habt Erbarmen mit den bösen Händen!
Die Brunnen haben sie vergiftet
Und junge Schwäne in ein Schierlingsnest getragen.
Ich sah die bösen Engel alle Pforten gegen Mittag öffnen.
Nur Thoren wagen sich auf gift'ge Flüsse.
Nur schwarze Schafe sind auf sternenloser Trift,
Nur Lämmer geh'n und weiden Finsternis!

Doch diese treuen, frischen Hände!
Sie bieten reife Frucht dem Sterbenden,
Sie tragen frisches, klares Wasser in der hohlen Hand,
Sie gießen Milch auf blut'ge Schlachtgefilde,
Aus wunderbaren, ewig jungfräulichen Wäldern kommen sie!

Wien. A. d. Franz. v. Margret Hönigsberg.





Die Berliner Sezession, die so spät zu stande kam — es war die reine Zangengeburt — hat das Unerwartete dennoch zu stande gebracht und ihre Ausstellung kurz nach derjenigen am Lehrter Bahnhof eröffnet. Am Samstag vor Pfingsten war die Eröffnung vor einem geladenen Publikum, im Garten nebenan luden die Arbeiter die letzten Gerüste auf, es war bis zum letzten Augenblick rastlos geschaffen worden. Und die Spuren dieser Hast sind, leider, unverkennbar. Den Berlinern scheint doch nichts ganz und auf einen Schlag gelingen zu wollen. In der Besprechung der Ausstellung am Lehrter Bahnhof hatte ich die Notwendigkeit einer Sezession für Berlin betont und hervorgehoben, es möchte den Berlinern gelingen, wie es letzthin der jüngsten Sezession, der Wiener Sezession, so glänzend gelungen. Aber so ist es ihnen nicht gelungen, obgleich die nationalen Leistungen die der Österreicher weit überragen. Als die Wiener im vergangenen Sommer ihre erste Sezessionsausstellung eröffneten, hatten sie noch kein eigenes Haus, sie überhasteten sich mit dem Bau eines solchen nicht, sondern hielten ihre erste glänzende Ausstellung, die ein Sieg der jungen Kunst über die alte war, in einem gemieteten Gebäude ab und begannen nach Schluß der so gelungenen Ausstellung in Ruhe mit dem eigenen Bau. Die Berliner wollten direkt ihr eigenes Heim, Sehring soll einen guten Plan entworfen haben, der wurde nicht genehmigt, Grisebach baute einen geschmacklosen Kasten, der auf sechs Jahre gemietet ist und im Winter Ballvergnügungen dienlich gemacht werden soll. Bei Eröffnung dieses Hauses hielt der erste Vorsitzende der Sezession, Prof. Max Liebermann, eine Rede, die wenig sezessionistisch klang. Er sprach sogar die Hoffnung aus, daß später eine Vereinigung der beiden Parteien zu stande kommen möchte. Nun, so sehr wird ihn wohl hiernach nicht verlangen. Es kann und soll doch nur der Zweck der Sezession sein, nach und nach die Ausstellung am Lehrter Bahnhof zu absorbieren, nicht sich von dieser absorbieren zu lassen, als Kunstprinzip. Denn ein Kunstprinzip soll die Ausstellung in der Kantstraße doch nur darstellen. Mehr ist ihr auch in der Hast nicht gelungen. Mehr hatte Liebermann ja auch nicht vorausgesagt, als er andeutete: „Nicht durch das, was wir bringen, sondern durch das, was wir n i c h t bringen, wollen wir zeigen, was wir wollen.“ —

Was die Sezession will, ist nun schon so unglaublich alt, und doch hat man sich in Deutschland noch immer nicht damit beruhigt. Warum? Vielleicht weil es in Deutschland nie ein kunstunverständigeres Publikum gegeben hat, wie nach den Siegen von 1870. Vielleicht aber auch, weil mit dieser gewaltsamen Reichseinigung die innere Kultur nicht nur nicht Schritt halten konnte, sondern sogar zurückging, die Epigonenkunst erstickend wucherte, die wahre Kunst sich in der That zuviel ans Ausland anlehnte, statt sich eigene, neue Bahnen zu suchen, die eigene, moderne Kunst, die historisch ja notwendig, weil die Volkspsyche ja einer fortlaufenden Evolution unterworfen ist. —

Die großen, notwendigen Kunstentwicklungsepochen unseres Jahrhunderts haben längst abgeschlossen — weiter geht es nicht, und sich „eine reine Anschauung“ bewahren, bleibt das einzige — und dennoch hat man sich in Deutschland noch nicht beruhigt, weil man die neuen Prinzipien etwas Absurdes nennt. Und doch sind diese neuen Prinzipien die aller wahren Kunst, die sich über die Jahrhunderte als lebensfähig erwiesen. Ob aber die Modernen diese neuen Prinzipien, die eine Epigonenkunst ablösen wollten, bei uns nach inneren, notwendigen Gesetzen handhaben, oder nach Anlehnung an Nachbarvölker, das ist eine andere Frage, die nur von einem ganz bestimmten Kunststandpunkt aus gestellt werden darf und beantwortet werden kann. Hieraus könnte alsdann sich die Folge ergeben, daß die Kunst in der Ausstellung in der Kantstraße für uns in der That nicht die wahre sei — (weshalb sie aber doch hundert mal besser sein kann, wie die am Lehrter Bahnhof) — was alsdann aber im Kulturzustand des ganzen Volkes begründet und sich nicht gewaltsam ändern ließe. — Als Zola vor langer Zeit seine Formel des Naturalismus, seine Formel der Kunst als dem „Stück Natur gesehen durch ein Temperament“ gab, richtete er diesen Schlachtruf vornehmlich gegen jene litterarische Kunst, die ein leerer, seelenloser Formalismus. Er selbst war z. B. in seiner Dichtung durchaus nicht das, was er im Prinzip so energisch vertrat: ein konsequenter Naturalismus ist nämlich ein Unding und Zola selbst viel zu viel Künstler, um einem solchen selbst zu huldigen. Die Erfindung eines solchen und krampfhafte Durchführung sollte einem nüchternen Berliner, Arno Holz, überlassen bleiben. Zola wollte die Natur, jeden Gegenstand der Natur der Kunst erobern — ihn gestaltend wurde er aber vollständig zum Symbolisten. Zola ist durch und durch Symbolist, epischer Symbolist, welcher Symbolismus natürlich anderer Art ist, wie der aus der späteren psychologisch-ästhetischen Schule entstandene Stimmungssymbolismus eines Maeterlinck 2c. Zola mußte dies sein, um nicht in Nüchternheit zu verfallen, denn die dichterisch-naturalistische Darstellung eines jeden Gegenstandes ist künstlerisch einem Dichter unmöglich. Es sei denn, er faßt die Saite wie Zola symbolisch an, wodurch er sich aber von der rohen, naturalistischen Darstellung entfernt in episch-romantischen Rhythmus. In der Malerei ist ein konsequenter Naturalismus schon eher möglich, woraus dann freilich aber nur technische Experimente entstehen, die nur der kurzen Neuerungsepoche etwas gelten, nicht aber allen Zeiten, weil ihnen das tiefe Individualitätsleben fehlt —: eine Individualität aber stets subjektiv wählt und wertet, wodurch die Darstellung eines jeden Gegenstandes für einen Künstler widerlegt ist und somit die trockene Theorie Arno Holz. Worin besteht denn nun die wirkliche, wahre Kunst, die leeren Formalismus und phrasenhafte Epigonenkunst ablösen soll? Sie besteht einzig und allein in der Resonnanzfähigkeit einer Individualität. Nur die Werke der schöpferischen Individualitäten überdauern die Zeiten, gleichviel welcher Art sie sind. Die Werke der schöpferischen Individualitäten aber sind nicht konsequent abgeschriebene Natur, sondern die Lebenseindrücke, die eine Individualität, ganz unabhängig von willkürlichem Zuthun, auf seinem Wege durchs Leben sammelt, weshalb die Produktion einer schöpferischen Individualität ein fortlaufend organisches Gebilde ist gleich einem Baum, um dessen Stamm man die Ringe der Jahre zählt. Die Dauerhaftigkeit und der Wert dieser Produktion, an der jedes Werk mit innerer Notwendigkeit geschaffen sein sollte, hängt von der Tiefe und Resonnanzfähigkeit der Individualität ab, deren Aufnahmeintensität aus dem Werk in den Beschauer überstrahlt und ihn so in

jenen trunkenen Glückszustand versetzt, den der Künstler im Augenblick der schöpferischen Inspiration durchlebt.

Von diesem Kunststandpunkt aus müssen wir Böcklin notwendig als den größten deutschen Gegenwartskünstler hinstellen, denn keines Werke teilen sich so dem Beschauer mit, wie die seinen. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, sinkt die Kunst eines Menzel erheblich im Wert, indem sie uns nur die Achtung abnötigt, die man einem genialen Können zollt. Von diesem Standpunkt aber auch sinkt die Kunst Liebermanns erheblich im Wert, indem sie uns nur den Beifall abnötigt, dem man einem geschickten technischen Neuerer zollt: von diesem Standpunkt ausschließlich sinkt die ganze Kunstausstellung in der Kantstraße erheblich im Wert, indem sie fast ausnahmslos unter die Wertrubrik „Liebermann" fällt, da sie fast durchgängig nur die technischen Qualitäten besitzt — nicht aber den inneren Gefühlsinhalt, der die moderne Kunst des Auslandes groß macht: wobei wir an dem Punkt angelangt sind, den ich schon vorausschickte, nämlich, daß die Ausstellung in der Kantstraße schon besser sein könnte, wie die am Lehrterbahnhof, nicht aber jene für uns notwendige Kunst sei, da sie, aus ungünstigen Kulturverhältnissen gewachsen, vom Ausland technische Neuerung erlernt, in die kein eigener Inhalt gewachsen, da die Technik stets aus dem Inhalt wachsen soll, der Inhalt aber nur aus einer eigenen Kultur wachsen kann: nicht aber ein Inhalt sich in eine erlernte, neue Technik füllen läßt.

Das Ergebnis dieser Betrachtung ist also, daß wir nach 1870 keine eigene Kunst haben, wie Frankreich, die Niederlande, England eine solche besitzen. Nur ganz wenige Künstler machen bei uns hiervon eine Ausnahme. In erster Linie Böcklin, Thoma, Steinhausen natürlich. —

Wenden wir uns hiernach wieder der Ausstellung an sich zu, den einzelnen Leistungen, so ist die Sache schon etwas erfreulicher. — Leider sah man der Ausstellung auf den ersten Blick die Übereilung in jeder Beziehung an. Das Gebäude war unter Dach gebracht, die sechs Räume ausgeschlagen und die Bilder an die Wand gehängt, die Skulpturen aufgestellt. Von Dekoration keine Spur, keine Blume, keine Vase, kein Stück Teppich, kaum zwei geliehene Stühle: und die Modernen sind doch so für das Kunstgewerbe. Kurzum: echt berlinerisch. Aber die Bilder waren gut. Und ihr Vorzug, es war nur deutsche Kunst. Freilich hatte man ein bischen weit zurückgegriffen, um dem Eindruck Wirkung zu verleihen: die Perlen der ganzen Leiblschen Kunstproduktion, die nur in Deutschland zu erlangen waren, hatte man in die Räume verteilt. Leibl dominierte entschieden. Und dann hatte Liebermann ebenfalls zwei seiner besten Arbeiten aus Privatbesitz kommen lassen, um zu zeigen, was er heute nicht mehr kann. Böcklin, der bei weitem nicht mit seiner besten Arbeit vertreten, schlug aber dennoch glänzend diese beiden gewandten Techniker an seelischer Größe und Kraft der Darstellung, während die alte, eigensinnige Exzellenz Menzel in letzter Stunde gegen die Ausstellung seiner aus Privatbesitz entliehenen Sachen opponiert hatte. Das war gewiß kein schöner Zug von ihm und kein gutes Zeichen für seinen Kunstgeschmack, denn er hätte wissen können, daß er sich bei den Sezessionisten in würdigerer Gesellschaft befand, wie am Lehrter Bahnhof. Diese drei Namen, Böcklin, Leibl, Liebermann, sind das glänzende Dreigestirn der Ausstellung, und zeigen ihre Werke deutlich, was ich vorher vom Wesen der Kunst gesagt. Die Resonnanzfähigkeit der Böcklinschen Individualität ist eine so große und umfassende, daß selbst aus seinen weniger guten Arbeiten, wie solche die hier ausgestellten sind, der seelische Gehalt mit einer solchen Intensität

wirkt, daß der empfängliche Zuschauer ihm sich nicht entziehen kann, während die technischen Glanzleistungen eines Leibl uns vollständig kalt lassen und die nicht zu übertreffenden Lichtstudien eines Liebermann ebenfalls. Man könnte hiergegen einwenden: aha, da haben wir's, das ist der Naturalismus! Dies wäre jedoch gänzlich falsch. Es beweist nur, daß der Naturalismus in Deutschland nicht über das Technische hinausgekommen ist: ein Zeichen, daß er nicht aus dem inneren Volkswesen gewachsen, wie die Kunst Böcklins, Thomas, Steinhausens —, denn die Werke der sogenannten französischen und holländischen Naturalisten (man nehme das Wort mit Vorbehalt), die Werke der Millet, Israels, Bastien-Lepage, Steinlen, Meunier, haben jene große Gefühlsintensität, die den deutschen Naturalisten Leibl und Liebermann vollständig abgeht. Das Wesen dieser beiden Künstler ist in der Ausstellung das vorherrschende: tüchtige Technik, gute malerische Qualitäten — wenig seelischer Gehalt. Hin und wieder neigt sich einer mehr dem Seelischen zu, steht dann aber natürlich im Technischen bei weitem nicht auf der Höhe dieser beiden. Hierhin gehört vor allem Slevogt, neben Leibl und Liebermann wohl die kraftvollste Erscheinung der Ausstellung. — Nach dem Kunstprinzip dieser Maler ging die Kunst bekanntlich durch schottische Einflüsse in tiefe, dunkle, subjektive Farbensymphonien über, welches Stadium, mit Dill an der Spitze, einige Münchener vertreten. Aber welch eine einseitige Naturauffassung ist die des Dill. Ist denn die Landschaft immer mit einem grauen Schleier verhangen? Kennt man ein Bild dieser Leute, so kennt man sie alle, und ihre Stimmungen sind noch nicht mal solche bis in ihre letzten, leisen Akkorde durchgeführten. Ihre Suggestionskraft ist keine sehr große. Es ist bei weitem nicht genug Ehrlichkeit in ihnen. Die äußerste Konsequenz dieser Malerei, die reine Tapetenkunst, wird bekanntlich seit geraumer Zeit von Leistikow vertreten. Daß eine solche Naturauffassung eine Verirrung ist, ist wohl selbstverständlich. Diese dekorative Kunst, die äußerst geschmackvolle Gobelins, Tapetenmuster rc. abgeben würde, erwärmt als Bild — und ein Bild soll doch mehr sein wie eine kunstvolle Tapete — durchaus nicht mehr, wie die kalten, unpersönlichen Leistungen eines Leibl und Liebermann. Die wirkliche Kunst liegt also zwischen diesen beiden Polen, aber schaffen kann sie eben nur der, dessen Seele ein feines Instrument, das unbekümmert um Schule und Richtung seine Lebenseindrücke als organische Gebilde absondert. — Was die Skulptur zum Schluß anbelangt, so weist sie nur als Porträt zwei bedeutungsvolle Erscheinungen auf, Hildebrand und Max Kruse, des ersteren Ruf und Ruhm ja längst feststeht. Sein Joachim und Helmholz sind Meisterwerke an stiller, ruhiger Vertiefung. Nichts dreist Auffallendes ist an der Kunst dieses Mannes. Sie wirkt wie antike Bildwerke. Das Seelische ist in ihnen, aber nicht hervordrängend, es ist allgegenwärtig, zwingend, aber leise, wie in der Natur selbst. Das kann man von Max Kruse gerade nicht sagen. Er gehört zu den Porträtkünstlern, die eine Synthese des inneren Wesens geben wollen, diesem Vorhaben aber bei aller Begabung nicht gewachsen scheinen und daher etwas geben, was der Dargestellte nicht ist. So hatte Max Kruse Gerhart Hauptmann sich falsch ausgelegt, und nun bei seinem Nietzsche ist es ihm ebenfalls nicht ganz gelungen. Der geniale Verbrecher Nietzsche, der Brecher alter Werttafeln, hat hier keine furchtbare Größe. Das Wort Karrikatur ist für die Büste nicht das Zutreffende, wenn man Karrikatur nur eine Erhöhung gewisser hervorstechender Merkmale nennt. In dieser Büste ist das, was an einer Karrikatur das Üble sein kann: die hervorstechenden Merkmale sind so dargestellt, daß man sie nicht ernst

nimmt. Natürlich hat der Künstler das Gegenteil angestrebt. In dieser Büste liegt durchaus nicht die Tragik des Gewaltigen. Man nimmt diesen Nietzsche einfach nicht ernst, er hat hier etwas von dem „bösen Mann", mit dem man Kinder schreckt.

Das wäre alles. Wozu noch weitere Namen nennen. Die Böcklin, Leibl, Liebermann, Dill, Leistikow, Hildebrand, Kruse repräsentieren ihrem Wesen nach die Ausstellung. Unter sie lassen sich die übrigen rubrizieren und sie haben meist gute Sachen gesendet, weshalb der Eindruck der Ausstellung ein weit angenehmerer ist, wie der am Lehrter Bahnhof, und weshalb ein Fortarbeiten nach dieser Richtung — weil es ein rein künstlerisches ist — uns auf die Dauer doch ans Ziel bringen muß. Vielleicht gehört das nächste Jahrhundert der deutschen Kunst.

Rudolf Klein.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Siegfried Wagner und Heinrich Vogl! Mit weitem Schwung haben sich beiden die spröden, sonst so schwer zugänglichen Pforten des bayerischen Nationalopernhauses geöffnet. Man hat mit üppigster Lautenschlägerei ihre Operchen einstudiert, man hat dem Hause Bayreuth ein Familienfest in europäischen Dimensionen und dem Münchener Lokalpatriotismus eine Wohlthätigkeitsvorstellung veranstaltet. Und die Kehrseite? Nun, hat man das Recht, denen, die seit Jahren geduldig harrend oder ungestüm pochend (denn sie haben ihrem Volke etwas zu sagen) an der gleichen Pforte stehen, nicht aufzuthun? Den Pfitzner, Sandberger, Hugo Wolf, Schillings, d'Albert, Urspruch zuzurufen: „Was murret ihr? Habt Geduld, bis ihr zahlungsfähige Protektoren findet, oder bis Publikum und Kunst keine sich ausschließenden Begriffe mehr sind. Du bist doch nicht der Sohn eines berühmten Vaters und Du bist ja kein allbeliebter Kammersänger." Für die Kunst war die musikalische Novitätenausbeute dieser Saison verlorene Liebesmüh', für die von der Komplikation der rücksichtsreichen Stellung des Herrn v. Possart gebotene Interessenpolitik vielleicht nicht. Der hohen Kunst hätte man gedient, wenn man, statt die drei traurigen Opern: „Pfeiffer von Haardt", „Bärenhäuter" und „Der Fremdling" herauszubringen, dafür gesorgt hätte, daß der Ruhm unserer alten Wagnerbühne, d. i. einer Bühne des alten Wagner, nicht noch mehr ins Wanken kommt. Wenn ich eben den Komponisten des „Fremdling" in einem Atem mit dem des „Bärenhäuter" nannte, so bitte ich Siegfried Wagner höflich um Entschuldigung. Denn des jungen Herrn freislich-fröhlicher Erstling steht noch turmhoch über des alternden Heinrich Vogl dilettantischem Liedertafelprodukt. Mußte das sein? Mußte der „Fremdling" erst den Beweis liefern, daß man ein herrlicher Sänger und zugleich ein mittelmäßiger Komponist sein kann? Es ist gewiß etwas Schönes um die klopfende Sehnsucht, Tongebilde und Gestalten seiner eigenen musikalisch-dramatischen Phantasie lebensvoll aus Fleisch und Blut vor sich auf der

Szene sehen zu wollen. Aber wenn die Freude und der Stolz am so spät erwachten, so spröde sprossenden Schaffenstrieb nicht jede andere Regung in unseres lieben Sängers Brust erstickt hätte, wäre am Ende doch wohl die Selbstkritik zu Worte gekommen. Und diese hätte den Komponisten Vogl davon abstehen lassen sollen, seinen Intendanten in die Zwangslage zu versetzen, eine Oper seines primo tenore, des in München vergötterten Wagnersängers Vogl, annehmen zu müssen. Man spare mir den eingehenden Beweis, daß das Ausstattungsstück mit Musik des „allteutschen“ Breslauer Barden Felix Dahn und des „mißverstandenen Wagner“-Epigonen Vogl wirklich unter aller Kritik ist. — Wenn wir im Prinzip das Theater als moralische Anstalt und die Gerichtsbarkeit der Bühne gelten lassen, soll sie nach den drei bekannten Schillerschen Postulaten vornehmlich „eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele“ sein. Aber sie soll nicht herabsinken zu einem Lehrstuhl für blaue Hirngespinste fanatischer Ideologen, zu einer Börse für die Instinkt-Spekulationen talentloser Doktrinäre, zu einer Kanzel für die Dogmen lebensfeindlicher Moralisten. Unsere Münchener Hofschauspielbühne hat sich mit ihren letzten Erwerbungen als eine Kulturstätte für alle jenen reaktionären Verkündigungen gezeigt, die dem Wesen der reinen Kunst direkt ins Gesicht schlagen. Nach Gumppenbergs mittelalterlichem „Hofnarren“ uns den noch mittelalterlicheren „Heinrich Raspe“ des Herrn Dr. theol. F. Klasen zuzumuten, zu solchem Gewaltakt hätte selbst des Autors früheres Predigeramt und jetzige Redakteurstellung am Münchener Sprachrohr ultramontaner Weisheit nicht bestimmend wirken können. Aber wie uns bekanntlich eine Kunst mit eindeutigsten Hurra-Tendenzen oktroyiert werden soll, so darf unter dem Weihrauch der Kirche am gesunden Stamme der Wahrheitskunst eine konfessionelle Dogmenkunst mit religionsstärkenden Prinzipien aufwuchern. Und wie des Hohenzollern-Dichters gerechter „Ryke“ zerschmettert wird unter dem Geschrei „Brandenburg — Allwege!“, so muß der kraftvolle Herrenmensch Heinrich Raspe — allerdings eine Fälschung des historischen Pfaffenknechts Raspe — nach des frumben Autors Gnaden zu Grunde gehen nach dem Motto, das bleischwer über der ganzen Tragikomödie liegt: „Gott will es!“ Gott will es, daß Raspe, der mit der selbstherrlichen Verwegenheit eines italienischen Renaissance-Kraftmenschen den thüringischen Landstuhl an sich gerissen, um durch Erhebung des betwütigen Volkes zu fruchtbarer Arbeit den Ruin des Landes zu verhüten, dem Schwertstreich eines kaiserlichen Schergen verfällt, denn er hatte keine Religion. Gott will es, daß die schmarotzende Betergemeinde sich gegen Raspes weitschauende wirtschaftliche Reformen stemmt, denn sein Wille wurzelt nicht im Glauben. Der jesuitische Grundsatz aber: „Der Zweck heiligt die Mittel“ wollte es, daß Herr Klasen mit Superlativen den brutalen Realpolitiker Raspe als ein bluttriefendes Scheusal malt und als wirksamen Kontrast die Legende von der heiligen Elisabeth mit schlechten Versen neu auffrischt. Was den Versen an Gedankengehalt und poetischer Schönheit fehlt, ist durch pastoses Jambengeklirr und pastörliche Sentimentalität ersetzt. Die ultramontane Klique war sehr geschickt verteilt und arbeitete mit Hochdruck. Vielleicht hat die Knechtschaffenheit des Herrn Klasen vor dem Forum eines „Vereins Katholischer Jünglinge“, vor das einzig sein liegengebliebenes Gymnasiasten-Drama gehört, mehr Glück. — Zum Schluß noch eine charakteristische Probe über die Geistesverfassung des Polemikers Klasen: Begreiflicherweise hatte die gesamte ernste

und fortschrittliche Kritik über Klasens Historie einhellig den Stab gebrochen und dem Verfasser den Rat gegeben, das Stück statt im Hoftheater lieber auf katholischen Gesellenvereins-Bühnen aufzuführen. Hierüber erbost, verwendet nun der gekränkte Autor in seiner Eigenschaft als Chefredakteur des ultramontanen Münchener Bayrischen Kourier einen Teil seiner beweihräuchernden kritischen Selbstanzeige zu einer Reihe von Ausfällen gegen die verhaßten „Modernen“, „Ungläubigen“ und „Unsittlichen“ — diese Trias von Begriffen ist für den in seiner litterarischen Ehre gekränkten Zeloten so ziemlich identisch — in der „wütenden Bell-Weis'“, um die ihn Kollege und Kampfgenosse gegen die „modernen Musensäue“ Sigl vom „Vaterland“ beneiden wird. Der Priester der Sittlichkeit auf der Bühne lobt u. a. in seiner Selbstanzeige (mit Recht) Herrn Lützenkirchen, den Träger der Titelrolle in „Heinrich Raspe“, und bemerkt dazu: „Schade in der That, wenn solche Talente auch nur mehr den Düngerwagen des modernen Sinnlichkeitskultus zu schieben sich gewöhnen müßten!“ Herr Lützenkirchen wird sich über die Klasensche duftige Allegorie jedenfalls sehr freuen. Der Schluß der in echt priesterlicher Bescheidenheit und Demut ersterbenden Kapuzinade sei als ein klerikal-litterarisches Zeitdokument hier wiedergegeben:

„Endlich sei der Hoftheater-Intendanz dafür gedankt, daß sie in klassischer Objektivität auch einen katholischen Geistlichen auf der Bühne zu Worte kommen ließ. Wir sind überzeugt, daß man ihr dieses von gewisser Seite nicht leicht vergeben wird. Denn das Bestreben, unser Hoftheater auch zur Magd des modernen Sinnenkultus zu machen, drängt sich nur zu frech vor. Wenn man die Aufführung von Schnitzlers „Grünem Kakadu“ einen „Ehrentag des Hoftheaters“ nennen kann, dann hat freilich ein Mensch dort kein Recht mehr, der Höheres in sich durchlebt als die Ermordung des Buhlen seiner Frau. Leider giebt es angesichts der in München thätigen Kräfte bei solcher Einseitigkeit keine Verständigung mehr. Glücklicherweise kann man auf das Lob dieser Ritter von der Feder verzichten, die trotz allen Geschreies der „litterarischen Gesellschaft“ die Leute doch nicht für den „Kakadu“ erwärmen können. Das Münchener Kunstinstitut wie das Publikum (lies: 300 Schwarzröcke in den Rängen und eine rabiate Claque von katholischen Studenten im Parterre) hat aber gestern bewiesen, daß es für ein höheres Kunststreben sich die Auffassungsfähigkeit bewahrt. Hoffentlich bleiben beide diesem Streben treu. Nur Klarheit und tiefe Erfassung des Schönen wird das ermöglichen!“ — —

Franz Bonn hat Herrn Direktor Stollberg vorläufig auf einen Monat abgelöst. Der große Mime, Virtuos auf der Jambenflöte und Jongleur in allen sonstigen dramatischen Stilarten, pachtete für die Dauer seines kunterbunten Gastspieles das Münchener Schauspielhaus und veranstaltete dortselbst einen echten und rechten Jahrmarkt von Plundersweilen. Zuerst renkte er die kleine moderne Bühne als ein verspäteter Prokrustes für das danebengelungene Experiment „Die Jüdin von Toledo“ ein und die Zunge der nur auf die natürliche Lebenssprache gestimmten Schauspieler auf Jambengerassel aus. Die Verstümmelung, die selbstverständlich dabei herauskam, erlasse man mir näher zu präzisieren. Grillparzers philiströse Versöhnungstragödie, die förmlich nach der Mansarde des weltscheuen österreichischen Einsiedlers schmeckt, ward zur Burleske; unter Larven die einzig fühlende Brust war Herr Bonn. Mit dem ganzen schweren Geschütz seines Jambendonners übertönte er die armen verblüfften, zu fremdem Dienst kommandierten Kollegen und stellte sie gladiatorenhaft kalt. Darauf wurde der Held von Toledo,

alias Herr Bonn, selbst kalt gestellt, als er seinem Ehrgeiz zu Liebe und seiner Begabung, seinem Naturell zum Trotz den Johannes Vockerat „schauspielerte". Das war nicht der nervöse, einsame Mensch, das war der eitle Egoist, der Hedda-Gablerisch in posierender Phrase mit seinem kleinlichen Ich spielt. Kalt bis ans Herz hinan ließ uns dieser Bonnsche Johannes Vockerat. Was wollte diese Komödiantenfigur unter den einfach-natürlichen Menschen Hauptmanns, die unser treffliches Schauspielhaus-Ensemble so lebenswahr auf die Bühne stellte? Das war kein Meisterstück, Oktavio! Nachdem uns dann im „Geigenmacher von Cremona" der vielseitige Künstler rührend schön eigenhändig die Geige vorgespielt und in den „Schauspielern des Kaisers" mit verbrauchtesten Theatermätzchen an Lungenschwindsucht starb, überraschte er zu aller Freude plötzlich mit seinem „Hauptmann Griesfeld" in Hartlebens „Abschied vom Regiment". Hier, wo gröbere Effekte und eine gewisse brutale Mache die Wirkung vermitteln, wuchs sich Bonn, der sonst so ängstlich bestrebt ist, niemals über der gemimten Leidenschaft die Schönheitslinie zu verrücken, zu rein menschlicher Größe aus. Die Curve seiner Leistungsfähigkeit aber sank wieder, als er als Dichter vor uns trat und München mit dem vaterländischen Schauspiel „Der junge Fritz" beschenkte. Warum diese salomonische Verkündigung von Deutschlands Größe und Einheit, eingekleidet in die landläufigsten Anekdoten aus Preußens Geschichte zur Zeit Friedrich Wilhelms I., in Berlin eigentlich verboten wurde, ist ein ungelöstes Rätsel. Daß man in München sich diesem Verbot mit einer devoten Verbeugung anschloß, ist schon eher zu verstehen. Gleichwohl war der obrigkeitliche Censor weitherzig genug, gegen eine Vorstellung vor „geladenem Publikum" nichts einzuwenden, und so durfte jedermann, der seinen Namen einschrieb und gleichzeitig den erhöhten Obolus erlegte, des Glückes teilhaftig werden, im bayrischen Radi-Kral, genannt München, der Urpremiere eines sogenannten Hohenzollernstückes anzuwohnen. Unlauterer Wettbewerb mit den patentierten Hohenzollern-Dichtern scheint bei Bonns dramatisiertem Bilderbuch ausgeschlossen. Der ungefährliche Deutschland-über-alles-Dichter hätte darum sicher Gnade in Berlin gefunden, wenn er mit der Gestalt Friedrich Wilhelms I. nicht eine so unehrerbietige Vermenschlichung eines Königs von Gottes Gnaden vorgenommen hätte. Die Rüpelhaftigkeit des abgestandenen Tabakkollegiums und die biderben Aussprüche des Gamaschenkönigs trüben das vorschriftsmäßige Bild, daß der Staatsbüger von Rechts wegen von seinem hohen Landesvater haben soll. Daran ändert selbst das enthusiastische Loblied, das Ferd. Bonn der knickerigen Sparsamkeit und reglementsmäßigen Selbstzucht des Königs mit den Korporalsmanieren singt, nichts. Dieser Verstoß gegen die altehrwürdigen und heilig-unumstößlichen Begriffe von einem König kann auch nicht durch Bonns gutgemeinte Auslegung der tyrannischen Vergewaltigung der freien Regungen des genialen jungen Fritz als pädagogische Weitsichtigkeit seines Vaters gut gemacht werden. Nun, wir sahen uns diese falsche Historie in lebenden Bildern, die sich mit unkünstlerischsten Mitteln aufbaut und sogar Ausdrücke, wie „voll und ganz" nicht verschmäht, mit vielem Behagen an. Das heißt, wir sahen mit Behagen, wie Vetter Michel Bravo klatschte und an den abgestandenen und wieder aufgewärmten geschichtlichen Schulbuchepisoden seinen Patriotismus aufwärmte. War ihm doch da wieder einmal so recht eindringlich in Alfrescomanier zum Bewußtsein gebracht worden, wie tief die Kraft der deutschen Eiche wurzelt. Daß daneben eine so abgeschmackte Fälschung mit unterlief, wie die von dem „freiwillig" gewählten Tode Kattes, jenes brutal in den Tod

geschickten Komplizen bei der Flucht Friedrichs II., will nichts besagen, wenn dabei die hurrafreudigen Instinkte so brav geweckt werden. Herr Bonn als junger Fritz ließ alle seine Kunststückchen von Stapel; trefflich war Herr Adolf Klein als zweiter Gast in der Rolle des Königs.

Martin Greif ist 60 Jahre alt geworden. Man hat den einsamen, weltfremden, verkannten, weil für den Tageslärm zu wenig aufdringlichen Poeten mit offiziellen Festen stark gefeiert, man hat Festreden gehalten, Kompositionen Greifscher Lieder und Balladen vorgetragen, Intendant, Regisseur und Schauspieler haben Greifsche Poesien mit viel Gefühl rezitiert, und auch die bayrische Nationalbühne hat sich mit einer Neueinstudierung der blau-weißen Historie: „Heinrich der Löwe“ angeschlossen. Man hätte lieber Greifs „Agnes Bernauer“ oder den „Hans Sachs“ in seiner ganzen Volkstümlichkeit neuerstehen lassen sollen. Martin Greif, der feinsinnige Lyriker mit seinem konzentrierten, verschlossenen und deshalb der Außenwelt oft nicht verständlichen Innenleben, hat sich Zeit seines Lebens über zu hohe Anerkennung von keiner Seite zu beklagen gehabt. Den Alten war seine Lyrik zu modern, zu wenig ziseliert, abgeklärt und blaublümchenhaft, und die Jungen thaten den „historischen Jambentragödiendichter“, den retrospektiven Wiedererwecker des vaterländischen Dramas des Stoffes und der Form halber mit Achselzucken ab. Und doch hat Greif als Dichter genug Gesundheit, Gemüt und verklärte Menschlichkeit gezeigt, daß wir an einem Markstein seines Lebens unbedenklich in das „Ecce poeta!“ aller Unbefangenen einstimmen können. War er auch kein Stil- und Neuwert-Präger, konnte er auch kein Heerführer im Reiche der Kunst sein, so war er doch auch kein Söldner, wie so mancher praktischere, staatlich ehrenbesoldete Münchener Dichter mit klingendem Namen.

Wilhelm Mauke.



Kritik.

Max Bruns.

Andachten. Drei Bücher von Max Bruns. I. Lenz. Ein Buch von Kraft und Schönheit. Berlin, Schuster & Loeffler. 180 S. M. 3,—.

Lenz! „In der ersten Wärmewonne leuchten alle Farben lichter, junge Staare lärmen laut, aller Schnee ist fortgetaut — jede Hütte heut voll Sonne, jedes Menschenkind ein Dichter!“ Aus dieser wonnigen Stimmung wurden dem Dichter-Jüngling, einer, wie ich mir denke, ins Moderne übersetzten minnesänger-ritterlichen Walter Stolzing-Natur, die Mehrzahl dieser Gedichte zum glücklichen Ereignis. Ihm zunächst unbewußt: „Lenzes Gebot, die süße Not, die legt' es ihm in die Brust“, ganz wie es Richard Wagner in der wundervollen Johannisabend-Szene seinen Meistersinger Hans Sachs innerlich erschauen und im grüblerischen Selbstgespräche deuten läßt. Viel von dem unsagbaren musikalischen Zauber dieser Szene wird uns gegenwärtig, wenn wir in dem altertümlich ausgestatteten Kleinquart-Band dieser neuesten Dichtungen von

Max Bruns lesen. Und Nummer um Nummer fängt uns in den Zauberbann, bis es uns umsingt und umrauscht wie ein ganzes Konzert von lauter Preisliedern. Diese heilige Freude an der Kraft und Schönheit des Lenz-Geistes, diese Apotheosen-Stimmung in der Blütezeit des Menschen- und Naturlebens hat in dem jugendlichen Dichter Max Bruns köstlich Gestalt und Klang gewonnen. In sich frei, ruhig, mutig von Kindheit auf, ein heimlicher Künstler, den es plötzlich überwältigt, zur lauten Offenbarung drängt. Das ist mein Eindruck. Und es wundert mich nicht, daß er nun gleich Serien von Offenbarungen verspricht. Sein Inneres ist so stürmisch erregt und beglückt, daß es die Fülle der Gesichte nicht zu fassen vermag. Und nun giebt es zuweilen kein Halten mehr, und die Meister werden übermeistert, und da ist keine Sprache noch Rede, keine Weise noch Ton bei Dehmel, Liliencron, Mombert und anderen der Hochbegnadeten, das nicht bei Max Bruns verwandte Künste auslöste. Ich habe nicht die Empfindung, daß hier von Nachahmung oder Anpassung gesprochen werden dürfe. Gewiß aber darf gemessen und gewogen und zwischen Kraft und Eigenart verglichen werden. Die das sorglich und gewissenhaft thun, werden dem Dichter Max Bruns manche erfreuliche Kenntnis zuführen, manchen kritischen Witzesfunken aufleuchten lassen, ohne sein Vertrauen in sein persönliches Vermögen zu beeinträchtigen. Ich selbst suche dieser stolzen Leistung „von Kraft und Schönheit" gegenüber meine Freude nicht in kritisch-minutiöser Wäge- und Scheidekunst. Ich überlasse es gern dem ehrsam berufenen Handwerk, den Frühling in seinen tausend grünen Trieben und zarten Blüten zu analisieren. Mich entzückt sein holdes Wunder, willig schlürfe ich und dankbar den Kelch der Lenzes-Lust. Womit ich nicht verreden will, daß mich die „Andachten" von Max Bruns, wenn sie in drei Bänden abgeschlossen vorliegen, zu einer eingehenderen Besprechung bereit finden sollen. Ich grüße den Dichter! Salve poeta!

Michael Georg Conrad.

Romane und Novellen.

Der gemordete Wald. Ein Bauernroman aus der Mark von Fedor von Zobeltitz. 2. Auflage. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.

Zobeltitz geht von der Erkenntnis aus, daß der Bauernstand von einer tiefen Erkrankung ergriffen ist, die seine Wurzeln erfaßt hat. Längst ist der Bauer nicht mehr stolz auf seinen Stand. Er möchte was „besseres" sein. Schlechte Zeiten, Mißernten, Halbbildung — alles zusammen hat sein altes Selbstbewußtsein erschüttert und sein kerniges Bauerntum untergraben. — Das moralische Verkommen eines ganzen blühenden Dorfes zeigt uns Zobeltitz in seinem Roman. Die Gemeinde Nieder-Garaunen ist seit Jahren in einen Prozeß um den Besitz eines herrlichen Waldes, der Buchenau, mit der Hofkammer verwickelt, da die Bauern eine alte Schenkung geltend machten, deren Urkunde verloren gegangen war. Der Prozeß schien kein Ende zu nehmen, und niemand im Dorfe dachte mehr an ihn. Da fand plötzlich ein geriebener Advokat die Urkunde vor; noch wäre die Entscheidung zweifelhaft gewesen, allein der Monarch entschied nun zu Gunsten der Gemeinde. Diese Nachricht wirkte in Nieder-Garaunen wie eine Bombe. Ein Freudenrausch, dem ein wirklicher folgte, erfaßte die Bauern. Nun wollte jeder aus seinem Waldesteil den höchsten Nutzen herausschlagen. Daß die Buchenau parzelliert werden müsse, stand sogleich bei allen fest, so sehr auch der alte Oberförster

Zeter-Mordio rief und ihnen unaufhörlich in die Ohren schrie, daß der Wald noch ein Menschenalter brauche, ehe er seine vollste Pracht erreiche. Nutzt alles nichts. Sie wollen reich sein. Für ihre Enkel soll dann in dem ausgerodeten Wald eine neue Sparbüchse angelegt werden. Und die Bauern werden Spekulanten. Jeder will sich „vergrößern". Ihr Gewissen erweitert sich. Die Schlauen überlisten die Dummen, um noch reicheren Gewinn zu finden. Und so bricht der alte Wald zusammen und wird ein ungeheures Leichenfeld. Aber in seinem Sturze reißt er die ganze Gemeinde mit sich ... Treffend schildert der Verfasser, wie Zwietracht, Strebertum, Gehässigkeit in die Grundvesten des Bauernstandes eindringen. Ein junger Student bringt sozialdemokratische Ideen in die morschen Köpfe und verwirrt sie vollends. Gebrochen an seiner Seele, verläßt der alte Pfarrer das Dorf, dessen moralischen Verfall er nicht aufzuhalten vermochte. — Szenen erquicklichsten Humors durchziehen das Buch und gemahnen in ihrer feinen Detailmalerei an die niederländischen Bauernbilder. Eine glänzende Persönlichkeit ist Junker Bühnen, der Vertreter des ehrenhaften märkischen Adels. Die Liebesgeschichten, die Zobeltitz in seine tiefen, volkswirtschaftlichen Studien einflicht, halten den Leser in Spannung, wenn auch durch ein allzu peinliches Verharren bei Nebensächlichkeiten manche Seite ein wenig lang erscheint. Zu voller Höhe erhebt sich der Roman gegen das Ende. Hier zeigt der Verfasser seine Meisterschaft. Er vereinigt mit starker Hand die zahllosen, auseinanderstrebenden Fäden und führt sein Werk mit ruhiger Sicherheit einem glänzenden Schluß zu.

M. Stona.

Nixchen von Hans von Kahlenberg. Briefwechsel eines Idealisten mit einem Realisten. Ein Beitrag zur Psychologie der höheren Tochter. Dresden. Carl Reißner.

Ich habe eine Entdeckung gemacht — der Kürschner lügt! Er behauptet, Hans von Kahlenberg sei das Pseudonym einer Dame, sogar einer jungen Dame, sogar, wenn man aus dem Namen einen Schluß ziehen darf, einer „höheren Tochter". Der Verfasser von „Nixchen" kann alles dies nicht sein. Nicht etwa, daß das Buch männliche Diskretion zeigt — im Gegenteil. Den Grundsatz:

> Genießt ein Jüngling ein Vergnügen,
> So sei er dankbar und verschwiegen,

hat schließlich ein jeder von uns, und ein Erlebnis, wie das hier geschilderte, würde ein Mann, selbst nicht in fingierten Briefen, seinem Freunde mitteilen. — Aber es scheint mir undenkbar, daß ein weibliches Wesen, selbst wenn sie von Apollo noch so intensiv geküßt worden ist, ein sechszehnjähriges Mädchen aus sog. guter Familie, das sie als ein niederträchtiges, verlogenes, schamloses Geschöpf — schamloser wie eine gemeine Straßendirne siebenten Ranges — schildert, als einen Typus hinstellt, etwa wie Gabriele Reuter ihre „Agathe". Was diese mit tiefem Ernst aus innerstem Erleben heraus Eltern und Erziehern als schauerliche Perspektive zeigt, das ist Hans von Kahlenberg gerade gut genug für eine Anekdote im Mikosch-Genre; und mit zynischem Lachen zieht sie ihren Backfisch bis aufs Hemde, nein, buchstäblich noch eine Station weiter, aus und sagt ganz harmlos: „So machen es alle." — Daß die Briefform für die ganze Geschichte lächerlich ist, war schon oben erwähnt; Hans von Kahlenberg scheint das selbst eingesehen zu haben, denn statt der Briefe schreiben sich die Herren Abhandlungen über die Psychologie des jungen Mädchens — der Bräutigam des Mädchen an seinen Freund, der dasselbe Mädchen — na, Sie wissen schon!

Fritz Carsten.

Leidenschaften von J. Wiegand. Leipzig, G. H. Meyer. 1899.

Ein Erstling mit allen Anzeichen eines solchen, Lob und Tadel gleich herausfordernd. Man muß und möchte einem so begabten Debutanten einerseits Mut und Hoffnung machen und muß ihn doch gerade, weil er es verdient, scharf anfassen. Ich beginne mit dem Negativen, dem Leider. Also „leider“ hat die schwächste und längste Novelle den Ehrenplatz erhalten und dem Trio den Namen gegeben. Den Helden dieser Novelle bilden die Leidenschaften, welche einen jungen, wertherisch unfesten Mann zwischen einer koketten Zirkusdame, vielleicht einer Zigeunerin, und einer deutschen Jungfrau herumreißen, die, als er sie treulos verlassen, nach Gretchens Art das Toben bekommt. Um die „poetische Gerechtigkeit“, die der alternde Goethe ins Jenseits verlegte, gleich auf Erden in flagranti vorzuführen, verläßt bald darauf auch die Zirkusdame, wahrscheinlich durch seine Heiratsanträge angegrault, den Treulosen. Die Novelle hat weder eigentliche Handlung, noch Aufbau, noch Charakteristik; die Figuren stehen auf keinem festen Boden, sondern schweben, von der Wirklichkeit abgelöst, in der Luft. Als Ganzes ist die Novelle verfehlt, ja, überhaupt noch nicht da. Hingegen lassen die Einzelheiten, als kleine, der Natur abgelauschte Züge, poetische Intuitionen, organisch gewachsene Wendungen, auf Meißelkunst und lyrische Gedrungenheit hoffen. Augenblicklich beherrscht sie der junge Künstler noch nicht, sondern sie ihn: sie machen mit ihm noch wunderliche Sprünge über die Schranken und Barrieren einer geschlossenen Handlung. Aber ich zweifle nicht daran, daß diese wilden Remonten einmal gute Kampagne-Pferde abgeben werden ... Die zweite, sehr gedrungene Novelle „Ein Los“ (natürlich ein Dichterlos) wirkt bereits als Ganzes. Sie ist ergreifend und wuchtig, die beste im Dreigestirn. Auch in Nummer drei, „Ein Jugendlieben“, ist es Verf. gelungen, den ewig menschlichen und scheinbar so breitgetretenen Gegenstand der ersten — scheiternden — Liebe mit trefflicher Knappheit und so eigener Empfindung und Stilgebung zu zeichnen, daß wir im Augenblick der Lektüre glauben, er erzählte uns da was, von dem wir überhaupt noch nie gehört, geschweige denn, das wir erlebt haben. Ich greife ein paar Zeilen heraus, um meine Behauptung zu bewahrheiten.

„Ihr Glück ... Ohne Schmerz und ohne Stürme, stille, stille war es gekommen, wie um nichts von dem zarten Schmelz ihres Wesens zu verwischen. Und als sie heute erwachte, hatte sie es bis in alle Pulse klopfen gefühlt, daß sie bang schluchzend ihre Arme um ihre Kissen schlang. Aber während ihre Thränen noch flossen, war auf einmal ein Lächeln über ihr Gesicht gegangen. Sie begriff nicht mehr, warum sie weinte, wo sie doch so jubeln sollte ...“

Eine Detailbemerkung noch: Verf. hat leider die Sucht, einige Fremdworte, es sind nur zwei oder drei, gerade in die gefühlstiefsten Wendungen einzuflechten, daß man jedesmal von diesen Härten verletzt wird. Auch das hoffen wir in dem nächsten Buche vermissen zu können und wollen uns den Namen J. Wiegand einstweilen merken.

Fr. von Oppeln-Bronikowski.

Klaus Groth.

Am 2. Juni ist Klaus Groth heimgegangen. Wenige Wochen vor seinem Tode war es ihm noch vergönnt, die achtzigste Wiederkehr seines Geburtstages zu feiern und zu diesem seltenen Feste den Dank und die Anerkennung für sein Schaffen von einem großen Teile seines Volkes entgegenzunehmen. Aus

diesem Anlasse sind zwei Monographien über ihn hervorgegangen, beide von Landsleuten geschrieben, die eine von Adolf Bartels („Klaus Groth“, Leipzig, Ferd. Avenarius), die andere von H. Siercks („Klaus Groth“, Kiel u. Leipzig, Lipsius & Tischer), und beide mehr oder weniger als Festgaben dem greisen Dichter dargebracht. Im übrigen freilich zeigen die beiden Bücher, in der Auffassung Groths sowohl, wie im Gange der Darstellung, wesentliche Verschiedenheiten: Siercks schildert in breiten Worten das Leben des Menschen Groth und sein Schaffen; Bartels kennzeichnet in wenigen, aber weit ausladenden Linien die Entwicklung des Dichters und seine Werke.

Von einer treuen Ehrfurcht beseelt, die jedes selbstständige, kritische Urteil dem berühmten Landsmanne gegenüber unterdrückt, so scheint H. Siercks dem Dichter gegenüberzustehen. Mit rührendem Fleiße hat er alles zusammengetragen, was auf sein Leben und Schaffen ein Licht werfen kann; aus der mündlichen Überlieferung, wie aus den Schriften des Dichters selbst und denen seiner Zeitgenossen hat er ein ganz beträchtliches Material zusammengehäuft und dann nicht ohne Geschick zu einer umfassenden Biographie von vier und ein halb hundert Seiten verarbeitet. Wer den Dichter bereits kennt und schätzt und nach einer näheren, mehr persönlichen Bekanntschaft verlangt, der wird in diesem Buche und seiner oft bis zur äußersten Kleinmalerei gehenden Darstellung sicher seine Rechnung finden. Wer dagegen eine psychologisch vertiefte Untersuchung der dichterischen Individualität und eine unterschiedliche Würdigung der einzelnen Dichtungen sucht, wird das Buch bald wieder enttäuscht aus der Hand legen, denn daran mangelt es hier vollständig. Nicht einmal den Unterschied zwischen der sprachlichen und der dichterischen Leistung Groths hat Siercks klar empfunden, geschweige denn durchgeführt. Einmal, in dem „Rückblicke auf Groths geistige Arbeit“, hat er wenigstens begonnen, die dichterischen Einflüsse und Anregungen, die Groth von außen empfangen, zu sondern, doch es bleibt bei knappen und ungenügenden Andeutungen. Das Werk trägt auf dem Titelblatte den Zusatz „ein deutsches Volksbuch“, und in der Form scheint mir, abgesehen von einigen Weitschweifigkeiten, der Zweck erreicht. Wenn aber die Rücksicht auf den populären Leserkreis etwa die inhaltliche Beschränkung nach der kritischen Seite hin veranlaßt hätte, so müßte ich das für einen bedenklichen Irrtum halten und könnte nur hoffen, daß in einer kommenden Auflage — zumal nach Groths Ableben — diese Lücke beseitigt würde. Nach dem Gesamteindrucke freilich scheint mir mehr der Mangel an wissenschaftlicher Durchbildung und umfassendem Wissen bei dem Verfasser die Schuld zu tragen.

Unter einem ganz anderen Gesichtspunkte ist die Arbeit von Bartels geschrieben. Hier tritt der Mensch Groth zurück und der Dichter steht unbestritten im Mittelpunkte. Den Dichter schätzen, seine Dichtung verstehen und lieben lernen, das will Bartels bei seinen Lesern erreichen. Es läuft dabei unleugbar ein gut Teil Tendenz mit unter, und der Verfasser selbst giebt im Vorwort seine Ansichten offen kund; aber ich glaube nicht, daß diese Tendenz dem Buche geschadet hat. Durch eine ehrliche Objektivität wird sie in den gebührlichen Schranken gehalten und giebt dabei dem Stile eine anregende Frische und Lebendigkeit. Die kleine Schrift, die noch nicht anderthalb hundert Seiten umfaßt, ist eine ästhetische That, in kritischer wie in positiver Beziehung. Sie zerfällt in zwölf unbetitelte Abschnitte. Die beiden ersten führen uns in die Welt, aus der der

Dichter herausgewachsen ist, ein und machen uns mit ihrem lokalen und zeitlichen Charakter vertraut. Dann werden die Jugend und die dichterische Entwicklung Groths behandelt, Bedeutung und Inhalt des Quickborn dargelegt, und nach einem kurzen Überblick über die späteren Jahre die größeren Dichtungen, die Prosaerzählungen und die neuhochdeutschen Gedichte gewürdigt. Den Beschluß machen einige Bemerkungen über den Dichter und sein Publikum. Das Urteil von Bartels kann man etwa dahin zusammenfassen, daß G. der poetische Repräsentant ganz Niedersachsens sei, an dessen Dichtungen das gesamte Deutschland seine Freude haben könne. Gewiß wird man im einzelnen oft anderer Meinung sein, aber im ganzen, glaube ich, ist ihm Analyse wie Beurteilung Groths richtig gelungen und man darf dem Dichter Glück zu einem solchen Kritiker wünschen.

In der Ausstattung geben die beiden Bücher einander nichts nach. Jedes bringt auch ein charakteristisches Bild des Dichters. Karl Credner.

Zur Frauenfrage.

Die Frauenbewegung in christlicher Beleuchtung von Julius Schiller. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, Verlag von Besser, Stuttgart. M. 0,60.)

Ein kurioses Buch. Wer nicht mehr daran glaubt, daß es noch naive, einfältige Gemüter giebt, der lese die Schrift. Es wird einem dabei ungefähr so zu Mute, als wenn man als Erwachsener mit Gewalt in sein Kinderbettchen gepreßt werden sollte — man bekommt Alpdrücken davon — wacht auf und freut sich der hellen Sonne der Gegenwart.

Zwei Mediziner: zuerst das bekannte Referat von Prof. Penzoldt auf dem Ärztetag in Wiesbaden über „Das Medizinstudium der Frauen“ (Gustav Fischer, Jena 1898). Herr Penzoldt hält es — trotz aller längst erbrachten Gegenbeweise — bekanntlich für ausgeschlossen, daß es irgend einen Sinn habe, die Frauen Medizin studieren zu lassen, er will nicht einmal, daß sie sich — blamieren durch das Experiment, sich selbst ad absurdum führen. Denn dieses einfachste Mittel, seine Anschauung zu rechtfertigen, fürchtet er sehr: „dazu ist die Frauenbewegung zu stark — sind die Führerinnen zu energisch — und wenn die Frauen leisten, was man von ihnen erwartet — dann sollen ihnen weitere Zugeständnisse gemacht werden“, wehrte er ängstlich ab. Aber verehrter Herr Professor: die Frauen können doch nach Ihrer Meinung das gar nicht leisten? Also wäre doch gar keine Gefahr vorhanden! — Ja, mit dieser männlichen Logik — da kenne sich nun eine Frau aus! Ich kann, so gern ich auch möchte, doch nicht den Eindruck abwehren, den Herr Prof. Penzoldt gleich damals überall hervorgerufen: daß blasse Konkurrenzfurcht das stärkste Motiv seiner ablehnenden Haltung war. Es muß ja in der That heute recht ungemütlich sein, als Mann auf die Welt gekommen zu sein — ich will es dem Herrn Professor daher nicht so übel nehmen, wenn er die vor Eifer und frischer Kraft glühenden Scharen der Frauen abzuwehren sucht. Übrigens ist er so freundlich, ihnen die Erlaubnis zum Apothekerberuf, zu höher gebildeten Heilgehülfinnen, Lehrerinnen ꝛc. zu geben. Es lohnt nicht, über ihn zu spotten: er ist so hülflos im Grunde dieser merkwürdigen und unbeweglichen Erscheinung: Frauenbewegung gegenüber, daß es auch die hartgesottenste Frauenrechtlerin rühren muß. Ob der Herr Professor wohl ahnt, was das ist: „freie Entwicklung der Persönlichkeit“?

„Das Weib in seiner geschlechtlichen Eigenart“ von Prof. Max Runge. (Berlin, Julius Springer.) Auch einer. Er weiß das Rätsel der Sphinx zu lösen — er ist — als alter, erfahrener Frauenarzt am besten im stande, „das Weib“ „objektiv“ zu beurteilen. (Giebt es das überhaupt?) Neben seiner Stimme ist er so freundlich, noch die des „wissenden Weibes“ als wertvoll zu bezeichnen: dieses wissende Weib ist Laura Marholm. Mit ihr Arm in Arm fordert er uns in die Schranken. Also: das Weib lügt, ist gefallsüchtig, mitleidig, geduldig, lasterhaft als Prostituierte &c. &c. Und dazu ist die Natur noch so grausam gewesen, es recht unvollkommen zu seiner einzigen Berufsarbeit: der Mutterschaft — auszurüsten. Und es braucht Schutz gegen die „geschlechtliche Brutalität des Mannes“. Und darum — nur darum — sind diese brutalen Männer so freundlich gewesen, dem weiblichen Geschlecht „gewisse Beschränkungen im Verkehr als Sicherungsmittel für die weibliche Tugend“ aufzuerlegen — gewiß von diesen Brutalen eine anerkennenswerte Freundlichkeit — aber sollte das beste Sicherungsmittel nicht in einer Herabminderung der Brutalität bestehen? „Im Interesse des Weibes müssen wir Männer ‚daher‘ die Emanzipation des Weibes bekämpfen und das Weib vor ihren Irrlehren ‚schützen‘.“ („Im Interesse des Arbeiters“ bekämpft Herr v. Stumm die Irrlehren der Sozialdemokratie.) „Im Schoße blühender Weiber ist die Kraft eines Volkes geborgen“ citiert Herr Runge, wie seine Vorgänger. Warum zu diesem Schoß wohl auch noch ein Kopf gehört? Sollte die Natur damit nicht einen Irrtum begangen haben? Nach den Ausführungen des Herrn Professors könnte es fast so scheinen.

Johanna Elberskirchen: Das Weib, die Klerikalen und die Christlich-Sozialen. (Zürich, Verlags-Magazin.)

Ja, da kann ich wieder nur sagen: Gott sei Dank, daß ich kein Mann bin — das muß schrecklich ungemütlich sein — heutzutage. Aber ernsthaft: es sind Geißelhiebe, die da fallen — und sie treffen? Ihr Motto: „Der Mann hat nur einen sozialen Feind: den ökonomischen Ausbeuter — das Weib aber hat zwei soziale Feinde: den ökonomischen und den sexuellen Ausbeuter“ ist nur zu wahr. Und wer den Mut hat, unangenehme Wahrheiten zu ertragen, der lasse sich von ihr einmal gründlich eine Kapuzinerpredigt halten — sie verdient, gehört zu werden! Daß man die Frau wieder zur Hausarbeit (aus der Fabrik) zurückdrängen will, dieser Versuch erscheint ihr verbrecherisch. „Das ist gleichbedeutend mit einer Vermehrung der Krankheits-, der Selbstmord- und der Bordellkandidatinnen.“ Und scharf setzt sie dem reaktionären Programm der Klerikalen und Christlich-Sozialen das des Weibes entgegen: „Protest gegen jeden Versuch, dem Weibe Arbeit nehmen und verbieten zu wollen — den Arbeitslohn, die Arbeitszeit, die Arbeitsbeschränkung beim Weibe anders normieren zu wollen, als beim Mann. Kampf — unerbittlicher Kampf — bis jede Schranke gefallen ist, die das Weib vom Leben, von der individuellen und sozialen Freiheit trennt!“ Die Emanzipation des Weibes ist kein Abwenden vom Weibsein, sondern ein Zuwenden: das Weib will lieben, will leben! Aber in Schönheit, in Gesundheit, in Kraft! Aber mit der Unterdrückung der Persönlichkeit im Weibe fördern die Reaktionären das, was häßlich, unnatürlich und unwahr ist; die Geschlechtssklaverei des Weibes — sie prostituieren das Geschlechtsleben und züchten groß, was sie angeblich bekämpfen: die Dekadenz der Ehe, der Familie, der Kultur.

Die Emanzipation ist ihr ein Schrei nach Gesundheit, Glück und Leben! Es ist der leidenschaftliche Protest einer stolzen, in ihrem feinsten Empfinden gekränkten Frau — und ich möchte die Lektüre vor allem denjenigen wünschen, die immer noch glauben, „Frauenemanzipation“ bedeute — Altjungferntum und Männerhaß.

Dr. Ella Mensch: Die Frau in der modernen Litteratur. Ein Beitrag zur Geschichte der Gefühle. (Berlin, Carl Duncker. 1898.) Der Titel verspricht etwas viel — es ist nur ein kleiner Ausschnitt aus der modernen Litteratur, den sie giebt — trotzdem lohnt die Lektüre der feinen Studie; denn sie hat ein paar besonders wertvolle Persönlichkeiten herausgehoben: Lou Andreas-Salomé, Ernst Rosmer (Elsa Bernstein) und die Dänin Erna Juel Hansen. Lou Andreas-Salomé ist mir immer von besonderer Bedeutung gewesen als der feinste, lebendigste Protest gegen die Einseitigkeit der Marholmschen Theorieen von der allein selig machenden Geschlechtsliebe — was wir Frau Marholm trotz aller Lebensfreudigkeit nicht mehr nachsprechen können — und gegen die trockene Langweiligkeit reiner Verstandesmenschen. Denn darin hat ja Laura Marholm leider Gottes recht: es giebt wirklich Frauenrechtlerinnen und sogar recht bekannte, die uns alle Rechte geben wollen, nur das eine nicht: Weib zu sein. Bei deren Anblick man unwillkürlich an die jungfräuliche Königin Elisabeth denken muß: „O Gott — aus diesen Zügen spricht kein Herz —“ es wird einem dann ganz Maria Stuartisch zu Sinn. Aber glücklicherweise giebt es außerdem Dichterinnen und Denkerinnen, die die unendliche Kompliziertheit der weiblichen Psyche unter den heutigen Verhältnissen sehen und darstellen — wie Frau Lou in der „Fenitschka“ und in „Ein überlebter Traum“ — auch wohl Frieda von Bülow, Gabriele Reuter, Helene Böhlau und andere.

Manchen wertvollen Namen vermisse ich unter den von Ella Mensch behandelten, auch eine so ausführliche Behandlung mancher Minderwertigen (Johanna Ambrosius u. a.) frappiert zuweilen; — aber ich glaube, auch mit dieser nach mancher Richtung hin noch ergänzungsbedürftigen Studie ist es ihr gelungen, zu zeigen, daß wir von den Fabulistinnen zu den „innerlichen Schriftstellerinnen“ gelangt sind, die nicht „Echo und Nachahmung des Mannes“ sind, sondern ihr Eigenes, Persönliches geben, das, wodurch sie sich als Weib vom Mann unterscheiden. So sei denn die Lektüre dieser Studie und ebenso die Lektüre der von ihr analysierten Dichtungen allen empfohlen, die sich für das Problem der „werdenden Frau“ interessieren. Helene Stöcker.

Spanische Litteratur.

Juli 1898.

Von der wundervollen katalanischen Dichtung Canigó des Mosén Jacinto Verdaguer war im Castellanischen bisher nur das von dem Barceloneser Perés übersetzte Fragment Malabeta bekannt, das mit homerischer Kraft und unerschöpflichem Bilderreichtum den höchsten Gipfel der Pyrenäen besingt. Dank der Übertragung des Conde de Cedillo, die zwar vortrefflich, aber nicht, wie das Original, durchweg in Versen gemacht ist, kann jetzt der Spanier die ganze pyrenäische Legende aus der Zeit der reconquista, das Poem der erhabenen Majestät der Pyrenäen, genießen, in welchem der Dichter der Natur, den Wäldern, den Meeren menschliches Leben verleiht. Canigó ist einem ungeheuern Tempel zu vergleichen, dessen kühner Bau, dessen

gewaltige Maße uns in Erstaunen setzen; die Menschen und Szenen aber, die der Dichter uns schildert: das Märchen vom jungen Krieger Gentil, der Griselda liebt, dann entflieht, im Canigó verzaubert, vom Grafen Guifre getötet und im Berge begraben wird, sind nur der Schmuck des kolossalen Gebäudes. Verdaguers Bilder aber entstammen keiner rhetorischen Kunst, sie sind der Ausfluß reinster, ursprünglichster Begeisterung, der glühenden Liebe zur Natur; sie entströmen einem Geist, der an große Perspektiven gewöhnt ist, der zuerst Bergriesen, dann endlose Meere gesehen.

Daß das heutige Spanien groß in der Poesie, hat Verdaguer auch in der Atlántida gezeigt, an deren Übersetzung sich eine junge Kölnerin, Clara Kommer, mit frischem Mute gewagt.

Jetzt, wo Spanien durch den unerhörten Frevel Amerikas wider Willen in den ungerechtesten der Kriege gestürzt worden, ist eine neue Folge der Episodios nacionales von Benito Perez Galdós, der die spanische Geschichte von Trafalgar bis zur Hochzeit des Francisco de Asis mit Isabel II. in dramatischer Lebendigkeit zu schildern unternommen, nicht nur ein litterarisches, sondern ein patriotisches Ereignis. Sie ist dazu angethan, im spanischen Volke die Hoffnung neu zu beleben und das Selbstvertrauen zu wecken, indem sie sie ihm in historischen Thaten die Tugenden seiner Rasse vorführt. Der neueste Band: Zumalacárregui stellt uns das edle, sympathische Bild des Helden aus dem Carlistenkrige, des Belagerers von Bilbao vor Augen. Das Buch des berühmten Romanschriftstellers ist schön, aber traurig, denn mit Wehmut muß es den Spanier erfüllen, daß in diesem siebenjährigem Kampf, ob die Sieger cristinos oder Carlisten, die Besiegten doch immer Spanier waren.

Trotz des Krieges von 1898 blüht die Poesie in Spanien, und die Dichter haben nach wie vor ihre Mäcene. Der sevillanische Lyriker vom alten Schlage, D. Luis Montoto, der die Schönheit sucht, und die Form, diese Schönheit mit bezaubernder Einfachheit auszudrücken, mit Leichtigkeit findet, ließ süßmelancholische Noches de luna (Mondnächte) erscheinen. Der Nestor der sevillanischen Poeten, der fern vom Getümmel der ewig heitern Hauptstadt Andalusiens in der Einsamkeit von Dos Hermanas weilt, D. José Lamarque de Novoa, bereitet satirische Sonetten vor, von denen eins mit Hinblick auf das große Amerika, das mit seinen Geschwadern und Legionen das kleine Spanien schmählich berauben will, das moderne Völkerrecht heißt und als Motto die Satire des Fray Gerundio trägt:

> Einst in den dunklen Zeiten der Barbaren,
> Hing man an Kreuzen auf die Reiterscharen;
> Doch heute, wo die Welt zum Lichte drängt,
> Spitzbuben werden Kreuze angehängt.

Kurz vor dem Kriege von 1898 ist der granadinische Oberst und Dichter D. Felipe Tournelle gestorben, dem die granadinischen Sieger, in deren Mitte einst D. José Zorrilla zum Dichter gekrönt wurde, jetzt eine corona poética weihen. Sie thun es schmerzgebeugt wie noch nie, da die Julians und Opas sich mühen, Fetzen vom spanischen Königspurpur zu erhaschen, da der Stahl des Krieges unnütz im Streit, und nur die brutale Gewalt und niedere List kämpfen. Leben wir — so fragen sie sich — nur noch von Erinnerungen, oder leuchten Hoffnungen im Dunkel, gleich einem Stück Himmel zwischen schwarzem Sturmgewölk? Früher gab es einen General, der den Spaniern mit seinem Heldenschwert den Weg zum Triumphe und, wenn nicht zum Siege, doch zum Ruhme bahnte. Es war der General No importa (Nichts liegt daran). Aber heute, so ruft der allgemeine Unwille, heißt der

groteske General, der vor dem selbstverschuldeten Unglück von Cavite die Achseln zuckt und auf ein Wunder vertraut, das die Spanier in den Philippinen rette, Qué se me da á mi? (Was geht's mich an?)

Nicht die spanische Regierung, wohl aber die spanische Schriftstellerwelt ist in diesen Tagen in tiefe Erregung versetzt worden. Zur selben Zeit, als der hervorragende Schauspieler und Schriftsteller Novelli mit dem „Dramma nuovo" des D. Manuel Tamayo y Baus in Paris einen glänzenden Triumph feierte, kam die Kunde vom Tode des berühmten spanischen Dichters. Von Tamayo y Baus meldet noch kein deutsches Lexikon, obgleich seine Locura de amor und seine Drama nuovo auch in Deutschland bekannt geworden, und so groß war wieder französische Unkenntnis, daß der Figaro Tamayo y Baus für zwei verschiedene Personen hielt.

Tamayo y Baus genoß in seinem Vaterlande den Ruf, der erste der zeitgenössischen Dramatiker und einer der namhaftesten Pfleger des spanischen Nationaltheaters zu sein. Aber schon lange — es mag dahingestellt bleiben, ob aus Ermüdung oder Verachtung des Ruhmes, oder, weil sein letztes Werk: „Los hombres de bien" von denen, die sich davon getroffen fühlten, abgelehnt worden — schon lange hatte er von der Bühne sich abgewandt, um sich, pünktlich und energisch wie wenige, den nützlichen, aber nicht allzusehr in die Augen fallenden Arbeiten eines Divertros der Nationalbibliothek zu widmen, die auch Dramatiker wie Bretóx, Hartzenbusch und Gutiérrez beschäftigt hatten. Durch den rastlosen Eifer, mit dem er seinem Berufe oblag, zog sich der Dichter eine Gehirnkrankheit zu, die in akute Neurasthenie ausartete und ihn unerwartet dahinraffte.

Niemand war wegen seiner großen Bescheidenheit beliebter als Tamayo, der nur künstlerischen Idealen huldigte und als Sohn eines Schauspielers, D. José Tamayo, und einer Schauspielerin, Donna Draquina Baus, von Kindheit an in der Welt des Scheins lebte. Sein Glaubensbekenntnis, das er bei seinem Eintritt in die Spanische Akademie aussprach, war: „Die große Poetik, die der dramatische Dichter zu studieren hat, ist durch die Hand Gottes in das Herz des Menschen geschrieben." Das Theater ist nach seiner Auffassung keine Kopie des Wirklichen, sondern eine Erfindung des Wahrscheinlichen. Man soll auf der Bühne nicht das Seltene, sondern das Natürliche bringen, Charaktere, aber keine Karrikatur. Poesie und Theater sind für ihn zwei verschiedene Dinge, die man seit zwei Jahrhunderten dergestalt durcheinander mengt, daß die heutigen Dramen und Komödien aneinandergereihte Poesien sind.

D. Manuel Tamayo y Baus ist in Madrid 1829 geboren. Schon in seinem 10. Jahr feierte er einen Triumph auf der granadinischen Bühne mit der Genoveva de Brabante: er wurde hervorgerufen, und unter dem Beifall der Menge küßte ihn seine Mutter und benetzte sein Gesicht mit ihren Freudenthränen. Mit neunzehn Jahren heiratete er die Nichte des berühmten Schauspielers Máiquez, Donna Maria Amalia Máiquez.

Sein erstes Originalwerk war El 5 de Agosto, voll von den Schauern und Schrecken der Romantik; sein erstes Drama in Prosa ist Angela, das zwar auf Schillers „Kabale und Liebe" beruht, aber in fast allen Szenen neu ist. Die fünfaktige Tragödie Virginia, die 1853 zur Aufführung gelangte, erscheint uns als die schönste Statue des spanischen Klassizismus. Von ihr sagte Quintana: „Dies ist die erste spanische Tragödie!" Tamayo erwählte die Römerin Virginia

zur Heldin, weil sie die Liebe zur Ehre und zur Freiheit vertritt.

Dann erhob er in seinem archäologischen Drama Ricatembra zu seiner Heldin die berühmte spanische Edeldame Donna Juana de Mendoza, die von einem verschmähten Liebhaber eine Ohrfeige empfing und dann mit ihm sich vermählte, damit niemand sagen könnte, ein anderer als ihr Gemahl habe Hand an ihr Gesicht gelegt. Die Ricatembra (Edeldame) des Tamayo ist eine echte Gestalt des Romanciers, und die szenischen Episoden lassen in unserer Einbildungskraft das Mittelalter wieder erstehen. Die Spanier vergleichen dies Drama mit den Gemälden Albrecht Dürers, die in ihrer Unveränderlichkeit der Zeit trotzen.

Aber während die Ricatembra im Übermaß männlichen Geist atmet, ist Donna la Loca, die aus Liebe zu ihrem Gatten, Philipp dem Schönen, wahnsinnig wird, die Heldin des an den D. Alvaro des Duque de Rivas erinnernden historischen Dramas in Prosa Lockra de amor (Liebeswahnsinn) ganz menschlich. Es ist das beste historische Drama der spanischen Litteratur, eine Apotheose der Natur und der Moral zugleich.

Der französische Geschmack hat Tamayos Drama Nija y Madra (Tochter und Mutter) beeinflußt, dessen Szenen uns bald zum Lachen nötigen, bald Thränen entlocken. Ein Proverb ist sein Einakter Nuyendo del perejil, ein anderes das volkstümliche Mas vale la manna que fuerza (List ist besser als Gewalt).

1856 erschien das Drama La Bola de nieve (der Schneeball), in welchem das Problem gelöst wird, daß die unbegründete Eifersucht zweier Brüder genügt, daß die Liebe ihrer Geliebten sich in Abscheu verwandelt, und die Liebe, die erst dem einen galt, jetzt auf den andern übertragen wird.

Im Jahre 1859 trat Tamayo in den Kreis der Unsterblichen als Mitglied der Spanischen Akademie. War es Bescheidenheit oder ein frommes Gelöbnis, daß Tamayo fortan alle seine Werke mit dem Pseudonym Joaquin Estébanez unterzeichnete? Unter diesem Namen wurde am 25. Oktober 1862 im Theater Lope de Vega in Madrid die dem Französischen entlehnte Komödie Lo Positivo aufgeführt. Tamayo schuf den Duo Job des Léon Laya zu einem echt spanischen um und beschränkte die 11 Personen des Originals auf 4, die Akte von 4 auf 3.

Das geistvolle Drama in Prosa Lances de honor (Ehrenhändel) mutet mehr den Schriftsteller als das Publikum an. Es ist, wie Isidoro Fernández Flórez sagt, mehr ein Drama von Heiligen als von Menschen.

Im Dezember 1863 folgte das Proverb in 3 Akten del dicto al hecho (Vom Wort zur That), eine Nachahmung der 5aktigen Komödie von Emil Augier und Jules Sandeau: La Pierre de toucte.

1867 erschien Tamayos Meisterwerk Un Drama nuevo, als dessen vergröbertes Abbild Leoncavallos Pagliacci zu betrachten ist. Der Schauspieler Yorick, der der Truppe Shakespeares angehört, spielt in einem Stück die Rolle eines verratenen Ehemanns und erfährt plötzlich, daß er selber verraten, verraten von dem, dem er so gläubig vertraut: die unvergleichliche Güte, die er stets Edmundo und Alicia erwiesen; das Gefühl des Schauders, das die Undankbarkeit ihm einflößt; das Gefühl seiner beschimpften Ehre, seines mit Schmach bedeckten Greisenalters kämpfen in seiner Brust den schmerzlichsten Kampf.

Die einaktige Komödie Le Feu au convent gab Tamayo zu seiner dreiaktigen, an das Pathetische und Dra-

matische streifenden Komödie Vo hay mal que por bien no venga (Es giebt nicht Schlechtes, das nicht zum Guten dient) Veranlassung, die zwar mit der Meisterschaft der Bola de nieve gemacht, indem die Handlung des ganzen Stückes von nur drei Personen getragen wird, aber doch zu den weniger bedeutenden Werken Tamayos gehört.

Ein soziales Stück war sein letztes: Los hombres de bien, eine Satire gegen den Indifferentismus. Dann entsagte er dem Theater, aber es wird versichert, daß er in seinem Pulte noch Werke, die er geschrieben, verschloß.

Fragen wir nun, wie D. Manuel y Baus, der wie ein Theologe schrieb und seinen Stücken stets eine christliche Moral gab, als Mensch war, so müssen wir bemerken, daß er, beständig mit der Brille bewaffnet, das Aussehen eines deutschen Professors hatte, dem er auch in seinem Fleiße glich. Als D. Gaspar Núnez de Arce Minister war, kam er eines Abends zu ungewohnter Stunde zu Tamayo. Ohne ihn reden zu lassen, rief ihm dieser sofort zu: „Ich mag es nicht!“ Er meinte damit das Großkreuz mit dem Exzellenztitel. Obgleich Hartzenbusch eben so bescheiden wie Tamayo war, konnte er doch dem Großkreuz nicht entgehen.

Am 20. Juni starb Tamayo in Madrid und ohne irdischen Pomp wurde er seinem Wunsche gemäß am 22. bestattet. Ein zahlreiches Trauergefolge begleitete seine Leiche vom Palast der Academia Espanola, deren ständiger Sekretär er gewesen, zum cementerio de la Sacramental de San Justo. Ein makelloserer, sittenreinerer Dichter hat selten gelebt.

Hier müssen wir schließen. Aber noch tobt der Krieg. Einen warmen Gruß dem argentinischen Dichter Calixto Oyuela, der Spanien einen beredten Beweis seiner herzlichen Liebe und Sympathie in einer Ode an Spanien gegeben, die mit den Worten schließt:

> Ich, der ich stolz dich vor dem ganzen Weltall
> Bekenn' als Mutter, der ich Ehrfurcht schulde,
> Ich küss' in dieser feierlichen Stunde
> Dir die erhab'ne Stirne.
>
> Und hoff', in Dich versenkend meine Seele,
> Als ein verliebter Seher deines Glückes,
> Daß durch die Räume das Geschrei erdröhne
> Viktoria für Spanien!

Johannes Fastenrath.

Giebt es eine österreichische Litteratur?

Lieber Herr Jacobowski!

Sie haben im ersten Juli-Heft der „Gesellschaft“ eine kritische Auslassung „Giebt es eine österreichische Litteratur?“ veröffentlicht, deren zweiter Teil ohne Zweifel die Zustimmung eines jeden um litterarische Dinge ernsthaft bemühten Österreichers finden wird. Sie zergliedern darin ein dilettantenhaftes und patriotisch-beschränktes Buch („Österreichische Dichter des 19. Jahrhunderts“), das ganz geeignet erscheint, uns auch im Auslande zu kompromittieren. Daß Sie Lücken und Unwahrheiten dieses rückschrittlichen Werkes zuerst aufgedeckt haben, dafür schuldet man Ihnen Dank. Dagegen nehmen Sie jenes schlechte Buch zum Ausgang einer breiteren, allgemeinen Erörterung, mit der der Österreicher in mir nicht übereinzustimmen vermag. Die Wiener christlich-soziale „Deutsche Zeitung“ vom 27. Juli hat Ihre Betrachtung der Frage, ob es eine österreichische Litteratur mit bestimmter provinzieller und lokaler Besonderheit, ähnlich der „schwäbischen“ Poesie und der „Münchener Malerei“ giebt, einer so persönlich-gehässigen Kritik unterworfen, daß Sie eine Erwiderung für unter Ihrer Würde halten, obwohl Sie gewiß keine litterarische Fehde ablehnen. Dagegen werden Sie vielleicht meine sachlichen interessieren, die Ihr

pessimistischer Aufsatz sogleich in mir wachrief. Sie scheinen merkwürdigerweise die österreichischen Nüancen in der älteren und besonders unserer jüngsten heimischen Dichtung zu übersehen. Ich sage: merkwürdigerweise; denn gerade in reichsdeutschen Journalen begegnet man jetzt immer häufiger Artikeln, z. B. erst jüngst in den „Preußischen Jahrbüchern“, die der „jungösterreichischen“ Bewegung gerecht werden. Sie fragen, wer denn dieses „Österreichertum“ repräsentiere? „Etwa Ludwig Speidel, dessen Bedeutung in Deutschland kein Mensch begreift, Hermann Bahr, dessen pikante Proteusnatur eine Wiener Litteratur förmlich hervorgezaubert hat, Rudolf Steiner oder Max Messer, der sich um die Struktur der modernen Seele mehr kümmert, als um die österreichische? Oder der „Bombastus Abstractus Hamerling“, der sich in Alt-Rom wohler fühlte, als in seiner Heimat? Oder Grillparzer, der uns Norddeutsche so ganz kühl läßt, und der seine Wiener Hero-Mädels direkt an Schnitzler weitergegeben hat?“ Gemach, lieber Freund!.. Sie scheinen Ludwig Speidel, der kein selbständiges Buch ediert hat, sondern sich mit dem Ruhm des ersten deutschen ästhetischen Journalisten begnügt, doch sehr zu unterschätzen! Gewiß, er ist kein analysierender Kritiker, vielleicht überhaupt kein „Kritiker“ — aber gerade in diesem scheinbaren Mangel wurzelt seine Bedeutung! Er ist ein Aufbauer, mit dem zartesten, künstlerischen Gewissen begabt und mit einer Gewalt der anmutig-kräftigen Rede, die seit Jacob Grimm vielleicht kein zweiter besaß! Er hat Worte von unvergeßlicher Schönheit geprägt, Urteile von vernichtender Schlagkraft — z. B. jenes über die Fingerfertigkeit Fuldas —, er führt eine Damascenerklinge des Stils ... Und wie süddeutsch, wie österreichisch erscheint diese Art der Kritik, die naive, anschmiegsame, warmblütige! Ohne Zweifel, er ist der „modernen Richtung“ nur langsam und spröde entgegengekommen, er hat manchmal verhängnisvoll geirrt. Aber ich respektiere den Künstlertrotz dieses Alten, während ich daneben den Spielhagen, der die stilistischen Experimente der Jugend kopiert, gering schätze. Man kennt auch draußen im Reiche Ludwig Speidels Wert! Auch Schmidt hat ihn einmal einen Ludwig Börne genannt, Schlenther — noch bevor er Aussicht hatte, Direktor der Burg zu werden — von dem „weisen Alten“ gesprochen. Sie sehen, lieber Jacobowski, es giebt in Berlin auch ganz gescheite Leute, die Speidels Bedeutung begreifen ... Hermann Bahrs „pikante Proteusnatur“ soll „eine Wiener Litteratur förmlich hervorgezaubert haben“! Ich denke vielmehr, gerade das Wienertum, diese schillernde Verbindung germanischer, slavischer und orientalischer Einflüsse, mußte diese Natur hervorbringen! Meinen Sie nicht auch: in der Grazie Bahrscher Feuilletons, „seltenen Steinen und scharfen Dolchen vergleichbar“, spiegelt sich die ganze Anmut österreichischen Wesens! Als wir unlängst miteinander durch die Straßen Wiens gingen, da konnten Sie das Schwebende, Wiegsam-Biegsame unsrer Frauen nicht genug bewundern — gleich darauf sprachen wir von einem bestimmten, glänzenden Feuilleton. Denken Sie nicht, daß diese beiden reizenden und flüchtigen Dinge, die Wiener Frau und das Wiener Feuilleton, irgendwie traumhaft zusammenhängen? — Robert Hamerling behandeln Sie doch ein bischen sehr von oben herab. Seine Lyrik, mit Ausnahme der hymnenhaften Stücke, geb' ich Ihnen gern preis; er hat kaum ein ganz reines Gedicht geschrieben. Auch der Ruhm des Epikers ist schon verblaßt. Mit tiefem Un-

recht! Er hatte Makartsche Glut der Farben. Und diese Farbenfreudigkeit entquoll eben dem beregten süddeutschen, dem österreichischen Temperament! Und wenn Grillparzer „Euch Norddeutsche“ kühl läßt, so sagt Euch ein Österreicher, daß Ihr ihn — nicht ganz versteht, so wenig unser Publikum Kleists herbdeutsche Männlichkeit erfaßt. Das hat eben in der nationalen Besonderheit Grillparzers und Kleists seinen Grund! Stellen wie „Die Lampe soll's nicht sehen“ (in „Des Meeres und der Liebe Wellen“), die Gestalt der Melitta, Gedichte wie „Allgegenwart“, „Abschied von Gastein“, „Vielliebchen“, wird in ihrer wundervollen, zerfließenden Zartheit kaum ein Norddeutscher so empfinden. Der Erfolg der jungen Wiener Schule gerade im litterarischen Berlin beweist, daß man die österreichische Eigenart erkennt und liebt. In jedem Fall aber wird man — ohne darum mit seinem Wienertum zu kokettieren — verlangen dürfen: daß man sie respektiere!

Wien. Herzlich grüßend

Dr. Paul Wertheimer.

Dichter und Kritiker.

Hat ein Kritiker das Recht, in der Beurteilung eines Dichtwerkes die Person des Dichters anzugreifen? Diese Frage ist vor kurzem durch das Schöffengericht I in Berlin entschieden worden. Es handelt sich um folgenden Fall: Georg Ruseler, Lehrer und Schriftsteller in Oldenburg, brachte sein vaterländisches Drama „Die Stedinger“, das am Oldenburger Hoftheater bereits großen Erfolg gehabt, im Dezember v. J. am Berliner Belle-Alliance-Theater zur Aufführung. Das Stück wurde vom Publikum mit Beifall aufgenommen, indes ein Teil der Berliner Kritik es ablehnte und es an hämischen Bemerkungen über den Stand und die Herkunft des Dichters nicht fehlen ließ. Am schärfsten gegen den Dichter und seinen Stand lautete die Kritik des Stückes in der „Voss. Zeitung“, die unter anderem schrieb: „Es war eigentümlich, ihn zu sehen, wie er vors Publikum trat, dieser etwa 30jährige Schulmeister aus dem Marschland: ein klobiger, bebrillter Bauer. Das Bebrillte und das Bäurisch-Ungeschlachte zeigt sich auch in seinem Werke eigentümlich verbunden. — Seine starke Volkskraft ist nicht durch Bildung emporgehoben, sondern durch Schulmeisterei plattgedrückt.“ Die Sprache des Werkes wurde als „Sprachmüll“, „durchgekäutes Zeug“ bezeichnet.

Diese Sätze riefen in Lehrerkreisen stärkstes Mißfallen hervor. An den Vorstand des Deutschen Lehrer-Schriftstellerbundes, dessen Mitglied der mißhandelte Dichter ist, ergingen von verschiedenen Seiten Anfragen, was der Bund zur Abwehr dieses Angriffs auf die Person des Dichters und seine Standesehre zu thun gedenke. Der Bundesvorstand zögerte nicht, in der Angelegenheit zu handeln, wie es ihm die Satzungen und das persönliche Empfinden aller Mitglieder vorschrieben. Er richtete zunächst ein Schreiben an die Schriftleitung der „Vossischen Zeitung“, worin für den Beleidigten Genugthuung gefordert wurde. Da dies Schreiben ohne Antwort blieb, so veranlaßte der Vorstand den Dichter, gegen den Kritiker, den Berliner Schriftsteller Franz Servaes, den Weg der Klage zu beschreiten, und erbot sich, den Prozeß für ihn zu führen. Die Klage wurde in erster Instanz, die dem Beklagten den Schutz des §. 193 des Strafgesetzbuches zubilligte, zurückgewiesen, aber die sofortige Beschwerde über diese Verfügung hatte zur Folge, daß das Königliche Landgericht I zu Berlin entschied: Der Beschluß sei nicht zu halten. Der Beklagte erscheine hinläng-

lich verdächtig, den Kläger öffentlich beleidigt zu haben. Die Schilderung seiner Persönlichkeit sei keine objektive Kritik mehr, darum der Schutz des §. 193 nicht zulässig und das Hauptverfahren sofort einzuleiten. Das Königliche Schöffengericht verurteilte sodann am 25. April den Kritiker Herrn Franz Servaes.

In der Motivierung des Urteils wurde ausgeführt, daß eine derartige Kritik der Person des Dichters über das Maß des Erlaubten hinausgehe. Auch Ausdrücke wie „Sprachmüll", „durch Schulmeisterei plattgedrückt" ꝛc. müßten als beleidigend aufgefaßt werden. Gleichwohl seien dem Beklagten, der den Kläger nicht näher gekannt, mildernde Umstände zugebilligt worden, deshalb sei eine Strafe von 30 Mk. nebst Kosten des Verfahrens und Veröffentlichung des Urteils in der „Vossischen Zeitung" als genügende Sühne erachtet worden.



Büchertisch.

Chine Nouvelle, la. Jahrg. I. Heft 1 (April). Hongkong (Louis Seulfort), Francois Laur, éd.

Frapan, Ilse, Wir Frauen haben kein Vaterland. Monologe einer Fledermaus. Berlin W., F. Fontane & Co. 8°. 156 S. M. 2,—.

Freese, Heinr., Fabrikantenglück. Eisenach, M. Wilckens. 8°. 88 S. M. 1,50.

Hartmann, Sadakichi, Buddha. Drama in twelve Scenes. Authors Edition. 8°. 45 S. $ 2,—.

Horn, Dr. Paul, Die deutsche Soldatensprache. Gießen, J. Ricker. 8°. 176 S. M. 2,50.

Lindau, Paul, Herr und Frau Bewer. 10. Aufl. Breslau, S. Schottlaender. 8°. 248 S.

Niemann, August, Nur ein Weib. Roman. Dresden, E. Pierson. 8°. 260 S. M. 3,—.

Rilke, Rainer Maria, Zwei Prager Geschichten. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 12°. 166 S. M. 1,80.

Rosen, Franz, Geheimnisse. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag. 8°. 350 S. M. 3,—.

Schott, Fritz, Sommer. Ein neues Geschichtenbuch. Mit Buchschmuck von M. Meyer. Leipzig, G. H. Meyer. 8°. 148 S.

Stratz, Rudolph, Montblanc. Roman. 3. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nfl. 8°. 304 S. M. 3,—.

Streicher, Aug., Menschwerdung. Schausp. in 4 Akt. Berlin, Dramaturg. Institut. 8°. 67 S. M. 2,—.

Tolstoi, Leo, Auferstehung. Lfg. 1 und 2. (In 9 Bogen.) Leipzig, Eug. Diederichs. 8°. 80 S. à M. 0,50.

Wickström, V. Hugo, Abenteurerleben. Roman. Aus d. Schwed. von L. Passarge. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. Je 413 S. M. 5,—.

Wilbrandt, Adolf, Der Sänger. Roman. 3. A. Stuttgart, J. G. Cotta Nfl. 8°. 484 S.

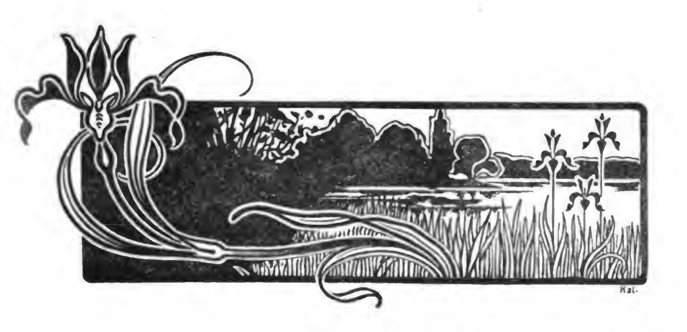
Wittenberg, Dr. Max, Mündelgelder und Hypothekenbanken. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 8°. 87 S.

Wolff, Johanna u. Gustav, Ahasver. Schsp. Titelzeichnung von Fidus. Berlin, Dramat. Institut. 8°. 102 S.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.

Ernst Haeckel





Band III. * 1899. * Heft 4.

Goethe.

Von Michael Georg Conrad.
(München.)

Das „Litterarische Echo“ hat eine Umfrage erlassen:

1. Welches von Goethes Werken hat am stärksten auf Sie gewirkt und steht heute am höchsten?
2. Haben Sie von Goethe einen für Ihre innere Entwicklung und Ihre Weltanschauung bestimmenden Einfluß erfahren und ließe sich dieser näher präzisieren?

Ohne mich streng an die Formulierung dieser Fragen zu binden, antworte ich darauf:

Faust (beide Teile), die römischen Elegien, die venetianischen Epigramme, die Gespräche mit Eckermann und von der Lyrik im engeren Sinne fast alles, was Otto Erich Hartleben in seinem wundervollen „Goethe-Brevier“ zusammengestellt hat — das ergreift mich heute noch mächtig. Am höchsten steht mir der erste Teil des Faust. Eine geheime Vorliebe für den Erotiker Goethe läßt mich auch seine Briefe an Frau v. Stein als köstliche Herzerfrischung empfinden.

Als zwölfjähriger Bauernjunge bekam ich zum erstenmal Goethe in die Hand und zwar ein Heftchen Lieder aus dem Pfennig-Magazin. Der erste und bleibende Eindruck war, daß ich in Goethe meinen herr-

lichsten fränkischen Landsmann gefunden. Alles was mich an Goethe entzückt — es gehören dazu auch etwelche Eigenschaften, die von unsern Zionswächtern und dürren Moralsexen als Schwächen und Laster verschrieen werden — empfinde ich heute noch, in meinen grünen fünfziger Jahren, als etwas spezifisch Fränkisches.

Goethe ist mir der vollkommene Franke.

Nicht der abstrakte, konstruierte Deutsche reichspolitischer Marke, den uns manche vorfabeln wollen.

Der Musterdeutsche im heutigen Deutschen Reiche ist doch wohl der preußische Mann, politisch, militärisch, akademisch, moralisch — und als Preuße solcher Art ist mir Goethe völlig undenkbar. Er ist mir vielmehr der klassische Gegensatz zum Musterdeutschen des großpreußischen Reichs, und daß seine freie fränkische Geburtsstadt am Main zur preußischen Provinzstadt hinaufgesunken, ist vielleicht die allerfeinste Ironie der modernen Geschichte. Die Franken haben es als Politiker in Deutschland niemals zu etwas Ordentlichem gebracht — eher schon auswärts, in Frankreich.

Am sympathischsten ist mir stets der junge Goethe gewesen und jener alte, der die Vulpius zum Weibe nahm und den Tod Schillers beweinte. Wenn ich gefragt werde, was von Goethes Wesen am bestimmendsten auf meine Welt- und Selbstanschauung gewirkt hat, so sage ich ohne Überhebung: seine Selbstherrlichkeit, seine Sonnensehnsucht, seine Fröhlichkeit, seine Genusseskraft, seine Erdentreue.

Eine kurze Zeit wurde auch mir das Goethische verleidet. Nicht durch Goethe, sondern durch allerlei Goetheaner.

Zunächst durch die anmaßlichen Schulpedanten, welche in ihren litterarhistorischen Leitfäden den Schuljungen den Unsinn eintrichtern wollten, mit dem Oberklassiker Goethe schließe die deutsche Poesie ab, das Todesjahr des Olympiers von Weimar sei auch das Sterbejahr der deutschen Dichtung. Was nach dem Ableben Goethes noch gedichtet worden, sei nicht des Besprechens wert.

Sodann durch die Goethelinge, die in ihrer kranken Ruhmsucht dem Bildungsphilister das tolle Märlein aufbinden wollten, Goethe Numero Eins habe in irgend einem Goethe Numero Zwei seine Auferstehung gefeiert und throne zum Beispiel in der Gestalt Paul Heyses auf dem Münchener Parnaß. Die Münchener Dichterschule, die mit dem bayerischen Könige Maximilian II. allerlei kleine Symposien bei Hofbräubier und Thee feiern durfte, fand sich dadurch geschmeichelt und glaubte schließlich selber, sie hätte wirklich eine neue klassische Litteratur

in Lyrik, Epos und Drama geschaffen und die Goethische Tradition zum persönlichen Nießbrauch als Erbgut überkommen.

Bekanntlich hat die offizielle Münchener Dichterschule unter Maximilian II. kein einziges hochragendes Werk hervorzubringen vermocht. Sie hat ihren Ruhm überlebt wie der spezifische Maximiliansstil in der Baukunst, in der Historie und in der Politik. Von allen Münchener Dichtungen aus jener schwatzhaften, ruhmredigen Zeit weisen am ersten noch einzelne goethesche Züge die kleinen lyrischen Naturbilder von Martin Greif auf. Aber Greif wurde von den herrschenden Leuten der Münchener Dichterschule niemals als vollbürtiger Bruder in Apoll anerkannt und zu den königlichen Bier- und Thee-Symposien nicht zugelassen. Mit dem Tode Maximilians II. war auch die äußere Herrlichkeit seiner Dichterschule zu Ende. Ludwig II. mochte von den Goethelingen nichts wissen. Seine große, heiße Liebe gehörte Richard Wagner, und der neue Meister blies mit seinen Bayreuther Fanfaren die letzten Trümmer des Münchener Parnassos über den Haufen.

Die Goethelinge hatten von Goethes Genius etwa so viel wie das flinke Eichhörnchen vom Genius der Eiche hat, auf der es von Ast zu Ast hüpft. Dies immer eindringlicher den weitesten Kreisen der Kunstfreunde zum Bewußtsein gebracht zu haben, ist eins der schönsten Verdienste des neuen naturalistischen Sturms und Drangs der Jüngstdeutschen gewesen.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, wie wenig Goethes Menschen-Art und hohe Kunst in die geistigen Niederungen des politischen Musterdeutschen von heute paßt. Zwar hinkt der Musterdeutsche von Bismarcks Gnaden auf Geheiß Kaiser Wilhelms II. mit einer sogenannten Weltpolitik auf dem kommerziellen Gebiete jenem Ideale nach, das Goethe bereits vor hundert Jahren auf dem hehren Gebiete geistigen Schaffens den Kulturvölkern des Erdballs aufgerichtet hat. Allein, wie sich diese kommerziellen Weltpolitiker im deutschen Reichstage zu Goethe und seiner Bedeutung für die Weltlitteratur stellen, das haben sie kläglich genug bei der Debatte des Antrags eines Reichszuschusses zum Straßburger Goethedenkmal bewiesen. Um den gutmütigen Reichsdeutschen in diesem Punkte die letzte Illusion zu nehmen, erklärte dieser Tage ein Polizeibeamter in der Reichshauptstadt: lebte und dichtete Goethe heute unter den Deutschen, Gedichte wie sein „Gott und die Bajadere“ würden schlankweg konfisziert werden.

Damit zu diesem blutigen Ernst der Polizeistaatsmenschen auch die Komik der kleinen Schultyrannen nicht fehle, hat vor kurzem der

Lehrer Joseph Sattel in einem der letzten Hefte der „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren" folgende Stilübung verbrochen: „Daß man Straßen und Plätze nach Goethe benamst, mag angehen; aber die von ihm verführten Mädchen auf diese Weise „unsterblich" zu machen, ist doch in der That — lächerlich! Nächstens soll in Straßburg dem Studenten Goethe ein Denkmal errichtet werden; in der That ein Musterschüler!" — Die Mahnung ist, so meint ironisch dazu die „Münch. Allgem. Ztg.", nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen; das Straßburger Komitee hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, nicht dem Musterschüler Goethe, sondern dem Musterlehrer Sattel ein Denkmal zu errichten. Die Bewilligung eines Zuschusses durch den deutschen Reichstag ist bereits gesichert. Einige andere Stellen der Sattelschen Abhandlung, die ein neues und überraschendes Licht auf Goethe werfen, glauben wir den Lesern auch nicht vorenthalten zu sollen (Seite 17): „„Während der Herr Geheimrat an Körper rund und korpulent wurde, floß seine poetische Ader sehr kümmerlich. Er wollte schon, aber das Fatale war — es ging nicht mehr. Auf „Iphigenie" und „Tasso" folgte ein „Großkophta" und ein „Bürgergeneral", lächerliche Lustspiele, die übrigens auch ein helles Licht auf seine politisch-patriotische Gesinnung werfen: Man durfte ihn, den ersten Mann im Herzogtum, nicht dafür auspfeifen, wie er es verdient hätte, aber er hatte selbst das unangenehme Gefühl, daß er von seiner Höhe tief herabgesunken sei. Um diese Zeit schrieb Schiller in seiner „Neuen Thalia" von jungen Dichtergenien, deren „ganzes Talent oft die Jugend ist. Ist aber der kurze Frühling vorbei und fragt man nach den Früchten, die er hoffen ließ, so sind es schwammige und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißleiteter, blinder Bildungstrieb erzeugte". — Wieder eine bittere Pille für Goethe!"" Auf Seite 20 wird Goethe abgesprochen, daß er zu den „gediegeneren Geistern" gehöre. Auf Seite 38 wird in den berühmten Worten Goethes auf Schiller

> Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
> Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine —

das Gemeine auf Goethe im allgemeinen und auf sein Verhalten gegen Schillers Hinterbliebene im besonderen bezogen; mindestens hätte dabei aber die Selbsterkenntnis des Gemeinen Anerkennung verdient. Den Beschluß des Schriftchens bildet eine ganz gravierende, dem Edlen von Bauernfeld nacherzählte Anekdote: Als einmal Goethe an der herzoglichen Tafel aß, während Schiller am „Hausoffizier- und Katzentische" essen mußte, ließ Goethe Schiller „durch den Hofkamerino einen Teller

übermitteln mit der erläuternden Erklärung: Serenissimus senden Ihnen ein Kibitzei."

Zweifellos wird in dem schulmäßig gedrillten Bildungsschlaraffenreich unter den zahllosen Gedenkschriften zur Goethe-Feier aus Anlaß seines hundertfünfzigsten Geburtstags die tiefgründige Weisheit des Herrn Lehrers Joseph Sattel einen hervorragenden Platz behaupten. Für das kunstfeindliche Philisterium ist dieser goetheüberlegene Herr eine faszinierende Persönlichkeit.

„Wir lieben Goethe, weil wir die Kunst lieben und insoweit wir die Kunst lieben, das übrige an Goethe ist uns, moralisch betrachtet, zuwider." So sprach einmal eine fromme Alte aus vornehmem Lebenskreis. Wir andern, die wir nicht mit dieser Sorte von Frömmigkeit gesegnet sind, lieben die Kunst, weil uns Erscheinungen wie Goethe erregen und entzücken, und weil wir wissen, daß es eigentlich gar keine abstrakte Kunst giebt, sondern nur Künstler und deren Persönlichkeitswerte, d. i. aus ihrer innersten Seelenart geflossene Werke. Das große, reiche Leben, das sich in den Kunstwerken offenbart und in dem lichten Empfindungs- und Vorstellungskreis, der sie umschwebt, ist die Summe der künstlerischen Persönlichkeitswerte. Wer diese mindert, der verkleinert und verdächtigt die Kunst, die er auf den Lippen führt, aber nicht in der tiefsten Seele spürt. Man kann ein wissenschaftlich, politisch, ökonomisch oder sonstwie ausgezeichnet befähigter Kopf sein und dennoch von der Kunst wenig oder nichts verstehen. Dann sollte man aber wenigstens soviel Erziehung haben, die Künstler unbehelligt zu lassen. Die Künstler-Menschen zwingen zu wollen, in den Bahnen puritanischen Philistertums zu wandeln oder nach der Pfeife der Polizei zu tanzen, ist Vergewaltigung der Natur, ist dreiste Anmaßung. Nur in der Freiheit kann die Kunst wachsen und sich ausbreiten zum Segen der menschlichen Kultur, und in der Freiheit kann der kunstschöpferische Mensch die Eingebungen seiner Seele wahr und schön in Marmor und Metall, auf Leinwand oder Papier ausgestalten und damit in empfänglichen Gemütern neue Lebensquellen wecken und unzerstörbaren Reichtum über die arme Welt ergießen. Was wäre die Menschheit ohne die Kunst, ohne ihren Tiefsinn, ohne ihre Heiterkeit, ohne ihre Feinheit! Man darf als Deutscher gar nicht daran denken, was aus unserm furor teutonicus würde, wenn wir nicht die deutschen Künstler hätten! Wenn wir nicht Goethe hätten, diesen schönsten Menschen, den Deutschland hervorgebracht!

Es ziemt sich, jeden Anlaß, auch ein gelegentliches Kalenderdatum,

zu benützen, um Goethe mit den höchsten Ehren zu ehren. Damit es auch die Ärmsten und Traurigsten empfinden: Er ist unser schönster Sieg, denn eine ungeheure Kraft der Befreiung liegt in ihm angehäuft, eine Energie der Schönheit und Freude, die von Jahrtausenden nicht erschöpft zu werden vermag.



Haeckel und seine Gegner.

Von Rudolf Steiner.
(Berlin.)

I.

Der Empfindung, welche der Mensch hat, wenn er seine Stellung innerhalb der Welt betrachtet, hat Goethe einen herrlichen Ausdruck in seinem Buche über Winkelmann gegeben: „Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt: dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern.“ Aus dieser Empfindung heraus entspringt die bedeutungsvollste Frage, die sich der Mensch stellen kann: wie ist sein eigenes Werden und Wesen mit demjenigen des ganzen Weltalls verknüpft? Schiller hat den Weg, durch den Goethe zur Erkenntnis der menschlichen Natur kommen wollte, trefflich in einem Briefe an diesen am 23. August 1794 bezeichnet. „Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten auf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen.“ Dieser Weg Goethes ist nun auch der, welchen die Naturwissenschaft seit vier Jahrzehnten einschlägt, um die „Frage aller Fragen für die Menschheit“ zu lösen. Huxley sieht sie darin, die Stellung zu

bestimmen, welche „der Mensch in der Natur einnimmt, und seine Beziehungen zu der Gesamtheit der Dinge“. Es ist das große Verdienst Charles Darwins, dem Nachdenken über diese Frage einen neuen naturwissenschaftlichen Boden geschaffen zu haben. Die Thatsachen, die er 1859 in seinem Werke „Die Entstehung der Arten“ mitteilte und die Grundsätze, die er entwickelte, boten der Naturforschung die Möglichkeit, auf ihre Weise zu zeigen, wie begründet Goethes Überzeugung war, daß die Natur „nach tausendfältigen Tieren ein Wesen bildet, das sie alle enthält: den Menschen“. Heute blicken wir auf vierzig Jahre wissenschaftlicher Entwicklung zurück, die unter dem Einflusse der Ideenrichtung Darwins stehen. Mit Recht konnte Ernst Haeckel in seiner Schrift „Über unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen“, die einen von ihm auf dem vierten internationalen Zoologen-Kongreß in Cambridge am 26. August 1898 gehaltenen Vortrag wiedergiebt, sagen: „Vierzig Jahre Darwinismus! Welcher ungeheure Fortschritt unserer Naturerkenntnis! Und welcher Umschwung unserer wichtigsten Anschauungen, nicht allein auf den nächstbetroffenen Gebieten, sondern auch auf demjenigen der Anthropologie und ebenso aller sogenannten Geisteswissenschaften!“ Goethe hat, aus seiner tiefen Naturerkenntnis heraus, diesen Umschwung vorausgesehen und seine Bedeutung für den Fortgang der menschlichen Geisteskultur in vollem Umfange erkannt. Wir sehen das besonders deutlich aus einem Gespräche, das er am 2. August 1830 mit Soret gehabt hat. Damals gelangten die Nachrichten von der begonnenen Julirevolution nach Weimar und versetzten alles in Aufregung. Soret wurde, als er Goethe besuchte, mit den Worten empfangen: „Nun, was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen; alles steht in Flammen, und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei geschlossenen Thüren!“ Soret konnte natürlich nur glauben, Goethe spreche von der Julirevolution, und erwiderte, daß bei den bekannten Zuständen nichts anderes zu erwarten war, als daß man mit der Vertreibung der königlichen Familie endigen würde. Goethe aber hatte etwas ganz anderes im Sinne. „Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire.“ Der Streit betraf die Frage, ob jede der Spezies, in denen die organische Natur sich auslebt, einen besonderen Bauplan für sich habe, oder ob ihnen allen ein solcher gemeinsam sei. Goethe hatte für sich diese

Frage bereits mehr als vierzig Jahre früher entschieden. Sein eifriges Studium der Pflanzen- und Tierwelt hatte ihn zum Gegner der Linné'schen Ansicht gemacht, daß wir „Spezies so viele zählen, als verschiedene Formen im Prinzip geschaffen worden sind". Wer eine solche Meinung hat, kann sich nur bemühen, zu erforschen, welches die Organisationspläne der einzelnen Spezies sind. Er wird diese einzelnen Formen vor allem sorgfältig zu unterscheiden suchen. Goethe schlug einen anderen Weg ein. „Das, was Linné mit Gewalt auseinanderzuhalten suchte, mußte, nach dem innersten Bedürfnis meines Wesens, zur Vereinigung anstreben." Es bildete sich in ihm die Meinung aus, die er 1796 in den „Vorträgen über die drei ersten Kapitel des Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie" in dem Satze zusammengefaßt hat: „Dies also hätten wir gewonnen, ungescheut behaupten zu können, daß alle vollkommenen organischen Naturen, worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Säugetiere und an der Spitze der letzteren den Menschen sehen, alle nach einem Urbilde geformt seien, das nur in seinen beständigen Teilen mehr oder weniger hin- und herneigt und sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet." Das Urbild, auf das sich alle mannigfaltigen Pflanzenformen zurückführen lassen, hat Goethe schon 1790 in seinem „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären" dargestellt. Diese Betrachtungsweise, durch die Goethe die Gesetze der lebendigen Natur zu erkennen bestrebt war, ist ganz gleich derjenigen, die er in seinem 1793 geschriebenen Aufsatz „Der Versuch, als Vermittler von Objekt und Subjekt" für die leblose Welt fordert: „In der Natur geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen stehe, und wenn uns die Erfahrungen nur isoliert erscheinen, wenn wir die Versuche nur als isolierte Fakta anzusehen haben, so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isoliert seien, es ist nur die Frage: Wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten?" Auch die Spezies erscheinen uns nur isoliert. Goethe sucht ihre Verbindung. Daraus geht klar hervor, daß Goethes Streben darauf gerichtet ist, bei Betrachtung der Lebewesen dieselbe Erklärungsart anzuwenden, die bei der leblosen Natur zum Ziele führt. Wie weit er mit solchen Vorstellungen seiner Zeit vorauseilte, wird ersichtlich, wenn man bedenkt, daß zur selben Zeit, als Goethe seine Metamorphosenschrift veröffentlichte, Kant in seiner „Kritik der Urteilskraft" die Unmöglichkeit einer Erklärung des Lebendigen nach denselben Prinzipien, die für das Leblose gelten, wissenschaftlich darthun wollte. Er behauptet: „Es

ist nämlich ganz gewiß, daß wir die organisierten Wesen und deren innere Möglichkeit nach bloß mechanischen Prinzipien der Natur nicht einmal zureichend kennen lernen, viel weniger uns erklären können; und zwar so gewiß, daß man dreist sagen kann, es ist für den Menschen ungereimt, auch nur einen solchen Anschlag zu fassen, oder zu hoffen, daß noch etwa dereinst ein Newton aufstehen könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat, begreiflich machen werde; sondern man muß diese Einsicht den Menschen schlechthin absprechen.“ Haeckel weist diesen Gedanken mit den Worten zurück: „Nun ist aber dieser unmögliche Newton siebzig Jahre später in Darwin wirklich erschienen und hat die Aufgabe thatsächlich gelöst, deren Lösung Kant für absolut undenkbar erklärt hatte!“ Daß der durch den Darwinismus bewirkte Umschwung in den naturwissenschaftlichen Anschauungen eintreten müsse, wußte Goethe, denn er entspricht seiner eigenen Vorstellungsart. In der Ansicht, die Geoffroy de St. Hilaire gegen Cuvier verteidigte, daß alle organischen Formen einen „allgemeinen, nur hier und da modifizierten Plan“ in sich tragen, erkannte er die eigene wieder. Deshalb konnte er zu Soret sagen: „Jetzt ist nun auch Geoffroy de Saint-Hilaire entschieden auf unserer Seite und mit ihm alle seine bedeutenden Schüler und Anhänger Frankreichs. Dieses Ereignis ist für mich von ganz unglaublichem Wert, und ich juble mit Recht über den endlich erlebten, allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich auch die meinige ist.“ Von noch viel größerem Werte für Goethes Naturanschauung sind nun die Entdeckungen Darwins. Die Naturanschauung Goethes verhält sich zum Darwinismus in ähnlicher Weise wie die Einsichten Kopernikus' und Kepplers in den Bau und die Bewegungen des Planetensystems zu der Auffindung des Gesetzes der allgemeinen Anziehung aller Himmelskörper durch Newton. Dieses Gesetz zeigt die naturwissenschaftlichen Ursachen auf, warum sich die Planeten in der Weise bewegen, wie es Kopernikus und Keppler beschrieben haben. Und Darwin hat die natürlichen Ursachen gefunden, warum das von Goethe angenommene, gemeinsame Urbild aller organischen Wesen in den mannigfaltigen Spezies zur Erscheinung kommt.

Der Zweifel an der Anschauung, daß jeder einzelnen organischen Spezies ein besonderer Organisationsplan zu Grunde liege, der für alle Zeiten unveränderlich sei, setzte sich in Darwin fest auf einer Reise, die er im Sommer 1831 als Naturforscher auf dem Schiffe Beagle nach Südamerika und Australien antrat. Wie seine Gedanken reiften,

davon erhalten wir eine Vorstellung, wenn wir Mitteilungen von ihm lesen wie diese: „Als ich während der Fahrt des Beagle den Galapagos-archipel, der im Stillen Ozean etwa fünfhundert englische Meilen von der südamerikanischen Küste entfernt liegt, besuchte, sah ich mich von eigentümlichen Arten von Vögeln, Reptilien und Schlangen umgeben, die sonst nirgends in der Welt existieren. Doch trugen sie fast alle amerikanisches Gepräge an sich. Im Gesang der Spottdrossel, in dem scharfen Geschrei des Aasgeiers, in den großen, leuchterähnlichen Opuntien bemerkte ich deutlich die Nachbarschaft mit Amerika; und doch waren diese Inseln durch so viele Meilen vom Festlande getrennt und wichen in ihrer geologischen Konstitution und in ihrem Klima weit von ihm ab. Noch überraschender war die Thatsache, daß die meisten Bewohner jeder einzelnen Insel dieses kleinen Archipels spezifisch verschieden waren, wenn auch untereinander nahe verwandt. Ich habe mich damals oft gefragt, wie diese eigentümlichen Tiere und Menschen entstanden seien. Die einfachste Antwort schien zu sein, daß die Bewohner der verschiedenen Inseln voneinander abstammen und im Verlauf ihrer Abstammung Modifikationen erlitten hätten, und daß alle Bewohner des Archipels von denen des nächsten Festlandes, nämlich Amerika, von welchem die Kolonisation natürlich herrühren würde, abstammten. Es blieb mir aber lange ein unerklärliches Problem: wie der notwendige Modifikationsgrad erreicht worden sein könnte." Über dieses Wie klärten Darwin die zahlreichen Züchtungsversuche auf, die er nach seiner Heimkehr mit Tauben, Hühnern, Hunden, Kaninchen und Kulturgewächsen machte. Aus ihnen ersah er, in welch hohem Grade in den organischen Formen die Möglichkeit liegt, sich im Verlaufe ihrer Fortpflanzung fortwährend zu verändern. Man ist in der Lage, durch Herstellung künstlicher Bedingungen aus einer gewissen Form nach wenigen Generationen neue Arten zu erhalten, die viel mehr von einander abweichen als solche in der freien Natur, deren Verschiedenheit man für so groß hält, daß man jeder einen besonderen Organisationsplan zu Grunde legen möchte. Diese Veränderlichkeit der Arten benutzt bekanntlich der Züchter, um solche Formen von Kulturorganismen zur Entwicklung zu bringen, die gewissen Absichten entsprechen. Er sucht die Bedingungen herzustellen, welche die Veränderung nach einer Richtung hinlenken, die ihm entspricht. Will er eine Schafsorte mit besonders feiner Wolle züchten, so sucht er innerhalb seiner Schafherde diejenigen Individuen aus, welche die feinste Wolle haben. Diese läßt er sich fortpflanzen. Von ihren Nachkommen wählt er zur weiteren Fort-

pflanzung wieder diejenigen aus, welche die feinste Wolle haben. Wird das durch eine Reihe von Generationen hindurch fortgesetzt, so erlangt man eine Schafspezies, welche in der Bildung der Wolle erheblich von ihren Vorfahren abweicht. Dasselbe kann man mit andern Eigenschaften der Lebewesen machen. Aus diesen Thatsachen geht zweierlei hervor: daß die organischen Formen die Neigung haben, sich zu verändern, und daß sie die angenommenen Veränderungen auf ihre Nachkommen vererben. Durch die erste Eigenschaft der Lebewesen ist der Züchter im stande, bei seiner Spezies gewisse Merkmale auszubilden, die seinen Zwecken entsprechen; durch die zweite übertragen sich diese neuen Merkmale von einer Generation auf die andere.

Der Gedanke liegt nun nahe, daß sich die Formen auch in der freien Natur fortwährend ändern. Und die große Veränderungsfähigkeit der Kulturorganismen zwingt nicht dazu, anzunehmen, daß diese Eigenschaft der organischen Formen innerhalb gewisser Grenzen eingeschlossen ist. Wir können vielmehr annehmen, daß sich im Laufe großer Zeiträume eine gewisse Form in eine ganz andere verwandelt, die in ihrer Bildung in der denkbar größten Weise von der ersten abweicht. Die natürlichste Folgerung ist dann die, daß die organischen Spezies nicht unabhängig, jede nach einem besonderen Bauplan, nebeneinander entstanden sind, sondern daß sich im Laufe der Zeit die einen aus den andern entwickeln. Eine Unterstützung erfährt dieser Gedanke durch die Erkenntnisse, zu denen Lyell in der Entwickelungsgeschichte der Erde gelangt ist, und die er zuerst 1830 in seinen „Grundsätzen der Geologie“ (Principles of geology) veröffentlicht hat. Durch sie wurden jene älteren geologischen Ansichten, wonach sich die Bildung der Erde in einer Reihe gewaltsamer Katastrophen vollzogen haben soll, beseitigt. Durch diese Katastrophenlehre sollten die Ergebnisse erklärt werden, zu denen die Untersuchung der festen Erdkruste geführt hat. Die verschiedenen Schichten der Erdrinde und die in ihnen enthaltenen, versteinerten organischen Wesen sind ja die Überbleibsel dessen, was sich im Zeitenlaufe auf der Erdoberfläche zugetragen hat. Die Anhänger der gewaltsamen Umwälzungslehre glaubten, daß sich die Entwicklung der Erde in aufeinanderfolgenden, genau voneinander unterschiedenen Perioden vollzogen habe. Am Ende einer solchen Periode trat eine Katastrophe ein. Alles Lebendige wurde zerstört und seine Reste in einer Erdschicht aufbewahrt. Über dem Zerstörten erhob sich eine vollständige neue Welt, die wieder geschaffen werden mußte. An die Stelle dieser Katastrophenlehre setzte Lyell die Ansicht, daß sich die Erdrinde im Laufe sehr langer

Zeiträume allmählich durch dieselben Vorgänge gebildet habe, die sich noch heute jeden Tag auf der Oberfläche der Erde abspielen. Die Thätigkeit der Flüsse, welche Schlamm von einer Stelle ab- und der anderen zuführen, die Wirkungen der Gletscher, die das Gestein abschleifen und Blöcke fortschieben, und ähnliche Vorgänge sind es gewesen, die in ihrer stetigen, langsamen Wirksamkeit der Erdoberfläche die heutige Gestalt gegeben haben. Diese Anschauung zieht die andere notwendig nach sich, daß auch die heutigen Tier- und Pflanzenformen sich allmählich aus denjenigen entwickelt haben, deren Reste uns in den Versteinerungen erhalten sind. Nun ergiebt sich aus den Vorgängen der künstlichen Züchtung, daß wirklich eine Form in eine andere sich verwandeln kann. Es entsteht nur die Frage, wodurch werden in der Natur selbst die Bedingungen zu dieser Umwandlung geschaffen, die der Züchter auf künstlichem Wege herbeiführt?

Bei der künstlichen Züchtung wählt die menschliche Intelligenz die Bedingungen so, daß die neuentstehenden Formen dem Zwecke angepaßt sind, den der Züchter verfolgt. Nun sind aber auch die in der Natur lebenden organischen Formen im allgemeinen den Bedingungen zweckmäßig angepaßt, unter denen sie leben. Jeder Blick in die Natur kann über die Wahrheit dieser Thatsache belehren. Die Tier- und Pflanzenspezies sind so eingerichtet, daß sie in den Verhältnissen, in denen sie leben, sich erhalten und fortpflanzen können.

Diese zweckmäßige Einrichtung ist es eben, welche das Vorurteil hervorgerufen hat, daß die organischen Formen sich nicht auf dieselbe Weise erklären lassen, wie die Thatsachen der leblosen Natur. Kant führt in der Kritik der Urteilskraft aus: „Die Analogie der Formen, sofern sie bei aller Verschiedenheit einem gemeinschaftlichen Urbilde gemäß erzeugt zu sein scheinen, verstärkt die Vermutung einer wirklichen Verwandtschaft derselben in der Erzeugung von einer gegemeinschaftlichen Urmutter durch stufenweise Annäherung einer Tiergattung zur andern .... Hier steht nun dem Archäologen der Natur frei, aus den übrig gebliebenen Spuren ihrer älteren Revolutionen, nach allen ihm bekannten und gemutmaßten Mechanismen derselben, jene große Familie von Geschöpfen (denn so müßte man sie sich vorstellen, wenn die genannte, durchgängig zusammenhängende Verwandtschaft einen Grund haben soll) entspringen zu lassen. Allein er muß gleichwohl zu dem Ende dieser allgemeinen Mutter eine auf alle diese Geschöpfe zweckmäßig gestellte Organisation beilegen, widrigenfalls die Zweckform der Pro-

dukte des Tier- und Pflanzenreiches ihrer Möglichkeit nach gar nicht zu denken ist."

Will man die organischen Formen in derselben Art erklären, wie die Naturwissenschaft es mit den unorganischen Erscheinungen macht, so muß gezeigt werden, daß die zweckmäßige Einrichtung der Organismen ohne einen absichtlich in sie gelegten Zweck geradeso naturnotwendig entsteht, wie eine elastische Kugel gesetzmäßig dahinrollt, wenn sie von einer andern gestoßen wird. Diese Forderung hat Darwin durch seine Lehre von der natürlichen Zuchtwahl erfüllt. Gemäß ihrer durch die künstliche Züchtung erwiesenen Verwandlungsfähigkeit müssen sich die organischen Formen auch in der Natur umbilden. Ist nichts vorhanden, was von vornherein die Verwandlung so einrichtet, daß nur zweckmäßige Formen entstehen, so werden wahllos unzweckmäßige oder mehr oder weniger zweckmäßige entstehen. Nun ist die Natur ungeheuer verschwenderisch in der Hervorbringung ihrer Keime. Auf unserer Erde werden soviele Keime erzeugt, daß sich in kurzer Zeit eine große Anzahl Welten füllen könnten, wenn sie alle zur Entwickelung kämen. Dieser großen Zahl von Keimen steht nur ein verhältnismäßig geringes Maß von Nahrung und Raum gegenüber. Die Folge davon ist ein allgemeiner Kampf ums Dasein unter den organischen Wesen. Nur die Tüchtigen werden sich erhalten und fortpflanzen können; die Untüchtigen müssen zu Grunde gehen. Die Tüchtigsten werden aber eben die sein, die den Lebensbedingungen am zweckmäßigsten angepaßt sind. Der durchaus absichtslose und naturnotwendige Kampf ums Dasein bewirkt somit dasselbe, was die Intelligenz des Züchters mit den Kulturorganismen vollbringt: er schafft zweckmäßige organische Formen. Dies ist in großen Umrissen der Sinn der von Darwin aufgestellten Lehre von der natürlichen Zuchtwahl im Kampf ums Dasein oder der Selektionstheorie. Durch sie war erreicht, was Kant für unmöglich gehalten hat: die Zweckform der Produkte des Tier- und Pflanzenreichs ihrer Möglichkeit nach zu denken, ohne der allgemeinen Mutter eine auf alle diese Geschöpfe zweckmäßig gestellte Organisation beizulegen.

Wie Newton durch seine Lehre von der allgemeinen Anziehung der Himmelskörper zeigte, warum diese in den von Kopernikus und Keppler festgestellten Bahnen sich bewegen, so konnte man nunmehr mit Hilfe der Selektionstheorie erklären, wie sich in der Natur die Entwicklung des Lebendigen vollzieht, deren Gang Goethe in der „Metamorphose der Pflanzen" mit den Worten bezeichnet hat: „Soviel aber können

wir sagen, daß die aus einer kaum zu sondernden Verwandtschaft als Pflanzen und Tiere nach und nach hervortretenden Geschöpfe nach entgegengesetzten Seiten sich vervollkommnen, sodaß die Pflanze sich zuletzt im Baum dauernd und starr, das Tier im Menschen zur höchsten Beweglichkeit und Freiheit sich verherrlicht." Goethe hat von seinem Verfahren gesagt: „Ich raste nicht, bis ich einen prägnanten Punkt finde, von dem sich vieles ableiten läßt, oder viemehr der vieles freiwillig aus sich hervorbringt und mir entgegenträgt." Für Ernst Haeckel wurde die Selektionstheorie der Punkt, aus dem er eine ganze naturwissenschaftliche Weltanschauung ableitete.

Auch Jean Lamarck hat bereits im Anfange unseres Jahrhunderts die Ansicht vertreten, daß zu einer gewissen Zeit in der Erdentwickelung sich aus den mechanischen, physikalischen und chemischen Prozessen heraus, durch Urzeugung, ein einfachstes Organisches entwickelt habe. Diese einfachsten Organismen haben dann vollkommenere erzeugt, und diese wieder höher organisierte, bis herauf zum Menschen. „Man könnte daher diesen Teil der Entwicklungstheorie, welcher die gemeinsame Abstammung aller Tier- und Pflanzenarten von einfachsten, gemeinsamen Stammformen behauptet, seinem verdientesten Begründer zu Ehren mit vollem Rechte Lamarckismus nennen" (Haeckel, natürliche Schöpfungsgeschichte). Haeckel hat im großen Stile eine Erklärung des Lamarckismus durch den Darwinismus gegeben.

Den Schlüssel zu dieser Erklärung fand Haeckel dadurch, daß er in der individuellen Entwickelung der höheren Organismen — in ihrer Ontogenie — die Zeugnisse dafür suchte, daß sie wirklich von niederen Lebewesen abstammen. Wenn man die Formentwickelung eines höheren Organismus vom ersten Keime bis zum ausgebildeten Zustande verfolgt, so stellen die verschiedenen Stufen Gestalten dar, welche den Formen niederer Organismen entsprechen. Im Beginne seiner individuellen Existenz ist der Mensch und jedes andere Tier eine einfache Zelle. Diese teilt sich, und aus ihr entsteht eine aus vielen Zellen bestehende Keimblase. Aus ihr entwickelt sich der sogenannte Becherkeim, die zweischichtige Gastrula, die die Gestalt eines becherförmigen oder krugförmigen Körpers hat. Nun bleiben die niederen Pflanzentiere (Spongien, Polypen u. s. w.) während ihres ganzen Lebens auf einer Entwicklungsstufe stehen, welche diesem Becherkeim gleicht. Haeckel sagt darüber: „Diese Thatsache ist von außerordentlicher Wichtigkeit. Denn wir sehen, daß der Mensch und überhaupt jedes Wirbeltier, rasch vor-

übergehend ein zweiblättriges Bildungsstadium durchläuft, welches bei jenen niedersten Pflanzentieren zeitlebens erhalten bleibt" (Anthropogenie S. 175). Ein solcher Parallelismus zwischen den Entwicklungsstadien der höheren Organismen und den ausgebildeten niederen Formen läßt sich durch die ganze individuelle Entwicklungsgeschichte hindurch verfolgen. Haeckel kleidet diese Thatsache in die Worte: „Die kurze Ontogenesis oder die Entwickelung des Individuums ist eine schnelle und zusammengezogene Wiederholung, eine gedrängte Rekapitulation der langen Phylogenese oder Entwicklung der Art." Dieser Satz drückt das sogenannte biogenetische Grundgesetz aus. Wodurch kommen nun die höheren Organismen im Lauf ihrer Entwickelung zu Formen, die den niederen gleichen? Die naturgemäße Erklärung ist die, daß sich jene aus diesen entwickelt haben, daß also jeder Organismus in seiner individuellen Entwickelung uns die Gestalten aufeinanderfolgend zeigt, die ihm als Erbstück von seinen niederen Vorfahren geblieben sind.

Der einfachste Organismus, der sich dereinst auf der Erde gebildet hat, verwandelt sich im Laufe der Fortpflanzung in neue Formen. Von diesen bleiben die bestangepaßten im Kampf ums Dasein übrig und vererben ihre Eigenschaften auf ihre Nachkommen. Alle Gestaltungen und Eigenschaften, die ein Organismus gegenwärtig zeigt, sind in großen Zeiträumen durch Anpassung und Vererbung entstanden. Die Vererbung und die Anpassung sind also die Ursachen der organischen Formenwelt.

Haeckel hat also dadurch, daß er das Verhältnis der individuellen Entwickelungsgeschichte (Ontogenie) zur Stammesgeschichte (Phylogenie) suchte, die naturwissenschaftliche Erklärung der mannigfaltigen organischen Formen gegeben. Er hat als Naturphilosoph die menschliche Erkenntnisforderung erfüllt, die Schiller aus der Beobachtung des Goetheschen Geistes gewonnen hat: er ist aufgestiegen von der einfachen Organisation, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Seine Ansicht hat er in mehreren großangelegten Werken niedergelegt, in seiner „Generellen Morphologie" (1866), in der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" (1868), in der „Anthropogenie" (1874), in der er „den ersten und bis jetzt einzigen Versuch unternommen hat, den zoologischen Stammbaum des Menschen im einzelnen kritisch zu begründen und die ganze tierische Ahnenreihe unseres Geschlechts .... eingehend zu erörtern. Zu diesen Werken ist in den letzten Jahren noch seine dreibändige „Systematische Phylogenie" getreten.

Es ist bezeichnend für die tiefe philosophische Natur Haeckels, daß er nach dem Erscheinen von Darwins „Entstehung der Arten“ sogleich die volle Tragweite der darin aufgestellten Grundsätze für die gesamte Weltanschauung des Menschen erkannte, und es spricht für seinen philosophischen Enthusiasmus, daß er mit Kühnheit unermüdlich alle die Vorurteile bekämpfte, die sich gegen die Aufnahme der neuen Wahrheit in das Glaubensbekenntnis des modernen Geistes erhoben. Die Notwendigkeit, daß alles moderne wissenschaftliche Denken mit dem Darwinismus zu rechnen hat, setzte Haeckel in der fünfzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte am 22. September 1877 in dem Vortrage „über die heutige Entwickelungslehre im Verhältnisse zur Gesamtwissenschaft“ auseinander. Ein umfassendes „Glaubensbekenntnis eines Naturforschers“ trug er am 9. Oktober 1892 in Altenburg beim 75jährigen Jubiläum der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes vor. (Gedruckt ist diese Rede unter dem Titel „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft“. Bonn, 1892.) Was sich aus der reformierten Entwickelungslehre und aus unserem gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Wissen für die Beantwortung der „Frage aller Fragen“ ergiebt, hat er in großen Linien kürzlich in dem oben erwähnten Vortrage „Über unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen“ entwickelt. Hier behandelt Haeckel neuerdings die Konsequenz, die sich für jeden logisch Denkenden ohne weiteres aus dem Darwinismus ergiebt, daß der Mensch sich aus niederen Wirbeltieren, und zwar zunächst aus echten Affen entwickelt hat. Dieser notwendige Folgeschluß ist es aber auch gewesen, welcher alle alten Vorurteile der Theologen, Philosophen und aller, die in deren Bann stehen, zum Kampf gegen die Entwickelungstheorie aufgerufen hat. Zweifelsohne hätte man sich ein Hervorgehen der einzelnen Tier- und Pflanzenformen auseinander gefallen lassen, wenn dessen Annahme nur nicht zugleich auch die Anerkennung der tierischen Abstammung des Menschen nach sich gezogen hätte. „Es bleibt,“ wie Haeckel in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ betonte, „eine lehrreiche Thatsache, daß diese Anerkennung keineswegs — nach dem Erscheinen des ersten Darwinschen Werkes — allgemein war, daß vielmehr zahlreiche Kritiker des ersten Darwinschen Buches (und darunter sehr berühmte Namen) sich vollkommen mit dem Darwinismus einverstanden erklärten, aber jede Anwendung desselben auf den Menschen gänzlich von der Hand wiesen.“ Mit einem gewissen Schein von Recht berief man sich dabei auf Darwins Buch selbst, in dem von dieser Anwendung kein Wort steht. Haeckel

wurde deswegen, weil er rücksichtslos diese unabweisliche Konsequenz zog, der Vorwurf gemacht, daß er „darwinistischer als Darwin selbst sei“. Das ging freilich nur bis zum Jahre 1871, in dem Darwins Werk erschien „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“. Hier vertritt dieser selbst mit großer Kühnheit und Klarheit diese Folgerung.

Man erkannte richtig, daß mit dieser Folgerung eine Vorstellung fallen muß, die zu den geschätztesten in der Sammlung älterer menschlicher Vorurteile gehört: diejenige, daß die „Seele des Menschen“ ein besonderes Wesen für sich sein soll, das einen ganz anderen „höheren Ursprung“ habe, als alle anderen Naturdinge. Die Abstammungslehre muß natürlich zu der Ansicht führen, daß die seelischen Thätigkeiten des Menschen nur eine besondere Form derjenigen physiologischen Funktionen sind, die sich bei dessen Wirbeltier-Ahnen finden, und daß diese Thätigkeiten sich mit eben derselben Notwendigkeit aus den Geistesthätigkeiten der Tiere entwickelt haben, wie sich das Gehirn des Menschen, welches die materielle Bedingung des Geistes ist, aus dem Wirbeltiergehirn entwickelt hat.

Nicht nur die Menschen mit alten, durch die verschiedenen Kirchenreligionen großgezogenen Glaubensvorstellungen sträubten sich gegen das neue Bekenntnis, sondern auch alle diejenigen, die sich zwar scheinbar von diesen Glaubensvorstellungen freigemacht haben, deren Geist aber doch noch immer im Sinne dieser Vorstellungen denkt. In dem Folgenden soll der Nachweis geführt werden, daß zu der letzteren Art von Geistern eine Reihe von Philosophen und naturwissenschaftlich hochstehenden Gelehrten gehört, die Haeckel bekämpft haben und noch immer Gegner der von ihm vertretenen Ansichten sind. Zu ihnen gesellen sich dann die, welchen überhaupt die Fähigkeit abgeht, aus einer Reihe vorliegender Thatsachen die notwendigen logischen Folgerungen zu ziehen. Welches die Einwände sind, gegen die Haeckel seinen Kampf zu führen hatte, möchte ich hier zur Darstellung bringen. (Fortſ. folgt.)





Weiße Rosen.

Komödie in einem Akt von Felice Cavalotti.

Deutsch von Gräfin Marta Freddi (Mailand).

(Schluß.)

Enrico (auf die Rosen zeigend): Bitte, gieb mir eine! ... Von denen dort! ...

Adelina: Weiter fehlt nichts! ... Natürlich die allerschönste für den jungen Herrn! Für seine große Liebenswürdigkeit ... für all seine hohen Verdienste! ... (Mit dem gemachten Ernst einer harmlosen Koketterie.) Jetzt mal heraus mit der Sprache: Was haben wir in diesen Tagen geleistet?

Enrico: An Dich gedacht habe ich.

Adelina: Flunkerei, nichts als Flunkerei!

Enrico: Auf mein Wort! — Adelina, sei gut ... Gieb mir die Rose!

Adelina: Gar nichts wird der junge Herr bekommen! — Ich will wissen: Was hat man in diesen letzten Tagen gemacht?

Enrico: Von Dir hab' ich geträumt ...

Adelina: O, wie er lügen kann! ... Von mir? Wirklich von mir? Schwör' es mir zu!

Enrico (mit drolliger Feierlichkeit): Ich schwöre es!

Adelina (kokett): Ein Meineid!

Enrico: Auch noch; damit ich ganz bestimmt in die Hölle käme! ... Adelina, bitte, gieb mir die Rose! ...

Adelina: Um sie dann wem zu schenken?

Enrico: Böse! ...

Adelina (mit anmutiger Koketterie die Rose vom Stock schneidend): Also — kommen der junge Herr hier mal her.

Baldassare und Antonio (beide sehr bewegt und betroffen).

Enrico (nach der Aufforderung Adelinens sich lebhaft verbessernd): O, Du Gute, Gute, Gute!

Adelina (schickt sich an, ihm die Rose ins Knopfloch zu stecken): Kopf in die Höhe! Stillgestanden!

Enrico: So? (Während er sich steif wie ein Rekrut aufrichtet und

Adelina sich mit der Rose an seinem Kopfloch zu thun macht, streckt er den Mund vor, um das Mädchen zu küssen.)

Adelina (zieht ihr Köpfchen zurück; tritt auf): Stillgestanden, sag' ich!

Enrico: Aber ich stehe ja wie eine Mauer! Adelina? . . .

Adelina: Was beliebt?

Enrico: Weißt Du, daß ich Dir sehr — aber sehr gut bin?

Adelina (kokett): Ich Ihnen auch nicht die Spur!

Baldassare: Das war brav!

Adelina (fortfahrend): So — und jetzt schicke ich Sie fort . . . zu Ihrer Signora Enfiteusi. (Während sie damit fertig wird, die Blume festzustecken, bemerkt sie den jungen Mann von gegenüber, der zu ihr hinübersieht. Bei seite): O, da ist er! (Eilt von Enrico fort, ans Fenster.)

Enrico: Was hast Du denn?

Adelina: Warte einen Augenblick. (Enrico will ihr folgen; sie macht ihm ein verneinendes Zeichen.) Bleib da!

(Adelina geht vorsichtig ans Fenster, steht dort, auf das Fensterbrett gestützt, blickt hinaus, als prüfe sie das Wetter, und schaut dabei verstohlen nach ihrem Gegenüber.)

Baldassare (hat mit fieberhafter Spannung alle Bewegungen Adelinas verfolgt und da er annimmt, daß sie sich ans Fenster gestellt hat, um ihn zu verabschieden, wendet er sich befriedigt zu Antonio, der gedankenvoll und in Sorge dasteht): Du siehst also, daß sie nur miteinander gescherzt haben! (Als er sich seinem Beobachtungsposten wieder nähert, sieht er, daß Adelina die beiden Flügel der Jalousien langsam einander nähert und schließt. Baldassare fährt erschrocken zurück, wird bleich und muß sich stützen:) Die Jalousien . . . O mein Gott! . . .

(Antonio sucht den Freund mit Gewalt von der Thür fortzuziehen.)

Antonio (mit vor Erregung verdeckter Stimme): Jetzt kommst Du hier fort!

(Baldassare widersetzt sich ihm und steht wie angenagelt auf seinem Beobachtungsposten.)

Enrico (zu Adelina): Warum machst Du die Jalousien zu?

Adelina: Weil man uns hier sonst sieht.

Enrico (überrascht): Wer sieht uns?

Adelina: Komm! (macht ihm ein Zeichen, sich dem Fenster zu nähern) Sieh — dort drüben . . .

Enrico (sieht durch die geschlossenen Sommerladen in die bezeichnete Richtung): Der dort mit dem Affengesicht und dem fürchterlichen schottischen Shlips? (lacht laut) Und . . . sag' mal . . . also seinet-

wegen guckest Du jetzt eben nach den Wolken? — Sieh doch, wie er herglotzt . . . Aber, das ist ja der richtige Pavian!

Adelina (verstimmt): Hörst Du endlich auf mit den häßlichen Worten!?

Enrico: Weshalb denn?

Adelina: Weil ich sie nicht hören mag! . . . Armer Hans . . . Ist so gut! . . .

Enrico (immer scherzend): Und Hans heißt er noch dazu! Das wollte ich auch eben sagen. Mit der Visage und solchem Schlips kann ein Mensch nicht anders wie Hans heißen!

Adelina (schmollend): Ich weiß nicht, was Du willst? Was kann denn der Ärmste dafür? (Ihre Stimme hat mehr den Ausdruck des Mitleids, als der Liebe.) Er hat mich so gern! — (Kokett) Der, ja! . . . (Auf Enrico blickend): Unausstehlicher! . . .

Enrico: Schätzchen!

(Die Gegenszene zwischen den beiden Freunden nimmt unterdessen ihren Fortgang. Baldassare immer aufmerksamer und gespannter. Antonio steht hinter ihm und macht von Zeit zu Zeit Versuche, ihn von der Thür zu entfernen.)

Adelina: Da steht er nun stundenlang so — mit dem Buch in der Hand — ohne sich wegzurühren. . . . So lange, als ich's will!

Enrico: Und das amüsiert Dich?

Adelina: Und wie sehr!

Enrico: Aber jetzt, da Du die Jalousien zugemacht hast, wird er doch fortgehen . . .

Adelina: Fällt ihm nicht ein! Ich hab' ihm ein Zeichen gemacht, sich nicht fortzurühren.

Enrico: Wie denn? Ich habe doch nichts gesehen.

Adelina: Vorher . . . Als ich die Sommerladen schloß.

Enrico (ausdrucksvoll): Also Zeichen macht Ihr Euch! (Adelina, mit harmloser Schelmerei lächelnd, macht mit dem Köpfchen: ja.) Adelina! . . .

Adelina (schelmisch lächelnd, mit lieblichem Augenaufschlag): Soll er mal sein „Kompliment" machen? (Steckt die Hand durch die Stäbe der geschlossenen Jalousie [wie durch einen Käfig], um zu winken.)

Baldassare (wie niedergedonnert): Ganz wie sie . . . Aber ganz wie sie!

Antonio (sucht abermals, ihn zum Fortgehen zu bewegen): So komm doch endlich fort!

Baldassare (mit erstickter Stimme, ohne die Augen von der Szene zu wenden): Laß mich . . . Laß mich hier!

Adelina (fährt fort, Zeichen zu machen): Jetzt hat er meine Hand gesehen. Sieh mal, wie er dienert und wie er springt! . . . So, jetzt noch mal! . . .

Enrico (verstimmt): So schick ihn doch fort!

Adelina: Weshalb denn? Ich denke gar nicht dran.

Enrico: Dann . . . . . Weißt Du, Adelina, was Du thun müßtest? — Mach' mal, mit einem Schlag, die Jalousien ganz weit auf, daß er uns beide hier sieht. . . .

Wollen mal sehen, was er für'n dummes Gesicht dazu machen wird? . . .

Adelina (empört): Kommt mir garnicht in den Sinn! Was denkst Du Dir?

Enrico: Wieso denn?

Adelina: Weil ich ganz gewiß nichts thun würde, was ihn kränken könnte. Wenn er uns hier beisammensähe . . . (macht eine verabschiedende Bewegung mit der Hand) . . . Addio!

Enrico (in vorwurfsvollem Ton): A—de—li—na! . . .

Adelina: Wie beliebt?

Enrico: Du hast also diesen Orang-Utang gern?

Adelina: Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß ich solche Schimpfworte nicht hören will. Respekt, mein Lieber, vor meinem künftigen Mann!

Enrico: Wie hast Du gesagt? . . .

Adelina: Ich habe gesagt, daß Du ihn, ob Orang-Utang oder nicht, respektieren sollst, weil er einmal mein Mann sein wird.

Enrico: Wie? Du würdest einen zum Mann nehmen, der solche lächerlichen Shlipse trägt und Hans heißt?

Adelina: Warum denn nicht? Auch mein gutes Mamachen konnte häßliche Namen nicht leiden und doch hat sie meinen Vater geheiratet, der Baldassare heißt.

(Sehr belebte Gegenszene. Antonio versucht immer wieder, mitleidig, aber vergebens, Baldassare fortzuziehen. Dieser folgt, in großer Herzensangst, jedem Wort.)

Antonio (herzlich bittend): So gehen wir doch! (Bei Seite:) Diese Kokette! Mein Schlingel von Sohn soll's zu hören bekommen! — —

Enrico (zu Adelina): Aber, erlaube mal! Wenn das da Dein Zukünftiger ist, was bin dann ich?

Adelina (mit harmloser Koketterie): Du? . . . Aber Du bist

doch kein Mann zum heiraten! ... Der da, sieh mal, der ist so verständig ... und hat mich im Ernst lieb ... und studiert so fleißig und ordentlich! ... Der wird eine angesehene Stellung bekommen, und seine Frau eine geachtete und geehrte Dame werden. Der hat mich wirklich lieb, der arme, gute Mensch, und wird mal alles thun, wie ich's will; er wird mir schenken, was ich nur haben mag! ... Du bist nicht vernünftig und ernsthaft wie der; bist immer und immer lustig. Du arbeitest nicht, studierst nicht, und wir beide würden ein paar unglückliche, elende Menschen miteinander werden. Ich habe es ja schon gesagt: Du bist überhaupt nicht zum heiraten ... bist eben ... der Enrico! —

Enrico: Aber — Adelina — wenn ich nun doch fleißig und ernsthaft werden möchte und ordentlich studieren? ...

Adelina (lacht laut auf): Du? — Du studieren? Aber, das ist ja gar nicht möglich; dann wärst Du überhaupt nicht mehr Du!

Ich glaube, Du würdest mir nicht einmal mehr gefallen! Jetzt — ja — so gefällst Du mir; weißt Du, so halb verdreht wie Du bist. Und wenn ich Dich auch nicht heirate — davon stirbst Du nicht!

Enrico: Adelina! ...

Adelina: Nein, nein; mach' mir nur keine Flausen vor. Dazu kenne ich Dich zu gut: Davon stirbst Du nicht. Der da — ja! Der, ja ... Er hat's mir auch in einem wunderschönen Gedicht geschrieben. (Mitleidig) Und warum sollte ich den Ärmsten wohl sterben lassen? — Nein, das thu' ich nicht!

Enrico: Gut also! Laß ihn leben! Nimm ihn Dir, dann hast Du ihn, addio!

Adelina (ihn freundlich und liebenswürdig zurückhaltend): Nein, nein, nicht so im Zorn fortgehen; das kann ich nicht leiden. Du hast unrecht, Dich über so etwas mit mir zu zanken ... solltest doch vernünftig sein! Wenn Du brummig aussiehst, bist Du grundhäßlich! Nein, nein, wir müssen gute Freunde bleiben, denn gern hab' ich Dich — sogar sehr!

Enrico: Du Böse! ... Dann gieb mir wenigstens zur Versöhnung einen Kuß ...

Adelina: Aber nur einen! ... Da ... (hält ihm die Stirn hin) einen ganz, ganz kleinen. (Enrico küßt sie auf die Stirn. Sie fährt freundlich, liebenswürdig plaudernd fort): Jetzt bist Du nicht mehr ärgerlich, nicht wahr? Nun geh' aber wirklich fort. (Nach dem Gegenüber blickend):

Er ist da . . . Ich mag nicht, daß — „mein Papa“ — Dich hier sieht. Ade also! —

Enrico: Ich gehe ja schon! . . . (Geht schlechter Laune fort, wendet sich im Abgehen aber nochmals zum Fenster) Pavian! . . . Affengesicht! . . . Orang-Utang, der Du bist! . . . Sollst mir's bezahlen! . . .

Adelina: So geh' doch! . . .

Enrico: Ich gehe ja schon! (Indem er fortgeht, bittet er noch um einen Kuß): Noch einen?

Adelina (zieht sich zurück): O nein, o nein! Zwei sind zu viel; das wäre schon nicht mehr schön. Nein, nein! (Enrico geht hinaus, während Adelina ihm auf seine fortwährende stumme Bitte ausdrucksvoll wiederholt: Nein, nein.)

Vierte Szene.

Nachdem Enrico sich durch die Thür nach der Treppe entfernt hat, öffnet Adelina wieder langsam die Jalousien, indem sie sich mit ihrem Gegenüber verständigt.

Dann verläßt auch sie ihr Stübchen. —

Zur Rechten, im Nebenzimmer, ist unterdessen die Gegenszene dramatisch crescendo weitergespielt worden. Ganz zuletzt hat Baldassare, völlig außer sich und tieftraurig, die Verbindungsthür verlassen und ist auf einen Stuhl niedergesunken.

Baldassare: O mein Gott, mein Gott! . . . (Er spricht mit sich selbst, als wenn er seine Erinnerungen mit aller Macht zurückriefe, mit der Hand an der Stirn.) In ihrem Hause . . . vor unserer Hochzeit . . . wer ging denn da aus und ein . . . wer kam denn da hin? . . . (Indem er seine Erinnerungen zu konzentrieren sucht, begegnet sein Blick dem Blick Antonios. Er stutzt; sein Auge bleibt auf ihm haften und in seinen Zügen liest man eine stumme Frage. Antonio kann sich einer heftigen Bewegung nicht enthalten. Er schaut Baldassare mit einem unbeschreiblichen Blick an. Die Augen der beiden Freunde bleiben ineinander ruhen, stumm, lange, ausdrucksvoll. Dann neigt Antonio langsam sein Haupt. — — — Da fährt Baldassare jäh empor, schreit verzweifelt auf und stürzt sich mit geballten Fäusten auf Antonio:) O, Du, Du . . . (Aber als er Auge in Auge dicht vor ihm steht und Antonio in schwerer Trauer ihn ansieht, stutzt er. Ein krampfhaftes Zittern überfällt ihn, er zieht sich, von Schmerz überwältigt, zurück, fällt wieder auf seinen Stuhl nieder, verhüllt mit beiden Händen sein Antlitz und weint bitterlich. —)

Antonio (düster, traurig — ist bei dem Ansturm Baldassares unbeweglich geblieben. Als Baldassare wieder auf seinen Stuhl gesunken ist, nähert er sich ihm, zuerst lebhaft. Dann, als sei ihm plötzlich ein rettender Gedanke gekommen, steht er still, sucht und bringt endlich eine Brieftasche zum Vorschein, die er auf der Brust trug. Er sucht und blättert fieberhaft darin herum, bis er zwei alte,

vergilbte Blättchen gefunden hat. Dann nähert er sich Baldassare und, aufrecht hinter seinem Stuhl, beginnt er mit leiser, bewegter Stimme zu lesen:)

„Lieber Antonio!

Ich muß Dir etwas mitteilen, das Dich überraschen wird. Lache, so viel Du magst, sage, daß ich ein launisches Weib bin, aber — — an der Thatsache ist nichts mehr zu ändern: ‚Ich bin verliebt in meinen Mann.‘ (Baldassare, der bis zu diesem Augenblick sein Gesicht in den Händen verborgen hatte, erhebt voller Interesse den Kopf und folgt der Lektüre mit wachsender Aufmerksamkeit.)

Wie es so gekommen ist, weiß ich Dir nicht zu sagen; aber Thatsache ist, daß Baldassare mir gestern und heute wie ein völlig anderer Mann vorkommt. Die Liebe hat ihn ganz verändert: Er spricht lebhaft und interessant und ist sehr angenehm in der Unterhaltung, was ich nach seinen Briefen, die wie von einem Schüler geschrieben waren, nicht für möglich gehalten hätte. Sein tiefes Gefühl hat mich fortgerissen, so daß ich, als wir uns umarmten, Reue empfand und drauf und dran war, ihn um Verzeihung zu bitten für die Dummheiten, die wir bei geschlossenen Jalousien zuweilen auf seine Kosten gemacht haben. Aber zu welchem Zweck hätte ich das wohl thun sollen, da er ja doch schließlich den Sieg davongetragen und Dich und mich durch diese Herzensüberraschung getrennt hat! . . . . . Denke Dir, sogar sein Name, über den ich früher so oft lachte, erscheint mir jetzt fast poetisch; ist's doch der Name zweier Könige, deren einer so viel gesunden Menschenverstand hatte, sein Leben bis zum letzten Augenblick gebührend zu genießen! Und auch diesem, meinem Baldassare hoffe ich das Leben so freundlich wie nur irgend möglich zu gestalten.

Daß ich den entsetzlichen, schottischen Shlips sofort ins Feuer geworfen habe, wo die Flammen am hellsten brannten, versteht sich von selbst; von nun an wird er nur Shlipse, die aus meinen Händen hervorgegangen sind, tragen.

Ja, lieber Antonio, so steht's! und da nun dieser unvorhergesehene Fall unsere Voraussicht gestört hat, thust Du mir wohl den Gefallen, von heute ab nicht wieder bei uns vorzusprechen. . . .

Vittorina.“

Baldassare (erhebt sich stürmisch): Das Datum, ich will das Datum sehen!

Antonio (wendet ihm langsam das Blatt zu): Der Tag nach Eurer Hochzeit.

Baldassare (thut einen Freudenruf).

Antonio: Du weißt, daß, so lange Du verheiratet warst, und so lange sie lebte, niemals mein Fuß über Eure Schwelle gekommen ist.

Baldassare (sehr erregt und gespannt): Und ... Und zuvor? ...

Antonio (mit großer Ruhe auf Adelinens Stübchen weisend): Zuvor? ... Du hast ja wohl gesehen, daß zuvor Schlimmes zwischen uns nicht vorging. ...

Baldassare (übermannt von Bewegung, jubelnd vor Freude): O, meine Vittorina, o, meine geliebte Vittorina! (Geht zu Antonio und drückt ihm im Übermaß des Gefühls die Hände. Antonio erscheint trübe und schwermütig.) Danke, Antonio, danke, danke! ...

Antonio (herb, mit traurigem, bitterem Lächeln): Ja, das kannst Du wohl sagen! ...

Baldassare: Und Du hast wirklich und ganz gewiß nicht mehr mit ihr gesprochen? (Antonio schüttelt brüsk aber bewegt den Kopf.) Und sie hat Dir auch niemals mehr geschrieben?

Antonio: Das ja ... Das doch!

Baldassare (plötzlich wieder düster geworden): Wann?

Antonio (schroff seine Worte herausstoßend): Bist Du jetzt endlich zu Ende mit Deinen nachträglichen Eifersüchteleien? Ich muß Dir sagen, daß ich Dich für einen krassen Egoisten halte. Glaubst Du, mein Lieber, daß sorglose, heitere Naturen nicht auch wirklicher, tiefer Liebe fähig sind?

Aber nein, Ihr Kopfhänger und Professoren des Sentimentalismus glaubt, die große Leidenschaft in Erbpacht genommen, mit Löffeln gegessen zu haben! — Weil Ihr Euer Schmachten in Versen verherrlicht und Euren Liebesjammer in Verzweiflung einwechselt, bildet Ihr Euch ein, daß nur Ihr, nur Ihr allein wißt, was tiefe Neigung ist! ... Wenn Ihr unglücklich liebt, singt Ihr von Sterben und Verderben ... Wir? — Wir wissen was Bess'res zu thun! Wir lieben und leiden ... aber wir nehmen den Kampf mit dem Dasein auf — und leben weiter .... (Plötzlich mit Energie und laut sprechend): Wenn Du nun doch mal alles wissen mußt — — Da! ... so lies auch das! (Wirft ein zerlesenes, altes Blättchen auf den Tisch, das er zuvor, mit dem ersten zusammen, aus seiner Brieftasche genommen hatte.) O, — lies nur laut! —

Baldassare: „Antonio! Es geht mit mir zu Ende, ich muß sterben; und im Angesicht des Todes darf man aussprechen ... was man im Leben hat verschweigen müssen.

So will ich Dir denn sagen, daß ich weiß, wie viel Du durch meinen zu leichten Sinn gelitten hast, und daß die Liebe zu mir im tiefsten Grunde Deines Herzens nie erloschen ist.

Bevor sie mich zur letzten Ruhe betten, mußte ich Dir dies sagen und auch, daß ich Dir Dank weiß für das große, stumme Opfer Deines Lebens, auf das ich im stillen allezeit stolz gewesen bin.

Wenn Deine Liebe so groß und edel ist, mir verzeihen zu können, so beweise es, wenn ich begraben bin, denn die Toten, die einen Groll hinterlassen, können keinen Schlummer finden in der Erde.

Komm dann zu mir, Antonio, und pflanze, als Zeichen Deiner Verzeihung, auf mein Grab einen Rosenbusch von weißen Rosen .... (Antonio trocknet sich Thränen fort.) Du weißt schon, solche, wie sie an meinem Fenster standen, schon, als ich ein ganz junges Mädchen war, und von denen ich Dir eine schenkte, als wir zum erstenmal miteinander scherzten. Und komm zuweilen, meinen weißen Rosenbusch zu begießen, wie Du einst so gern die Blumen in meinem Stübchen begossest." (Antonio schluchzt, das Gesicht in den Händen verborgen. Baldassare sieht fragend zu ihm hin): Das also sind die weißen Rosen, die eine unbekannte Hand um ihr Kreuz rankte? (Antonio antwortet nicht. Baldassare wirft sich ihm in die Arme): O, mein Antonio, verzeih' mir! ...

Antonio (seine Erschütterung bemeisternd): Sie hat Dich sehr geliebt, weißt Du; und ich ... ich habe viel gelitten. — (In diesem Augenblick hört man Adelina die Treppe emporkommen und singen: Alla stella confidente. Die beiden Freunde stehen lauschend da, mit traurigem Lächeln.)

Antonio (zu Baldassare): Das ist Deine Vittorina, die Dir ein Zeichen giebt ... die Dich ruft. (Sehr langsam): Heute ist ihr Namenstag — wir können zusammen zu ihr gehen.





Deutsche Lyrik.

Vorahnung.

Verhöhnt mich auch lachend der Wirbelwind,
— Mein Kind, das ist ein Königskind,
Mit Locken, wie Sonnenscheinen.

Ich sitze sinnend unter dem Dach,
Bin in den Nächten fieberwach
Und nähe Hemdchen aus Leinen.

— Meiner Mutter Wiegenfest ist heut',
Gestorben sind Vater und Mutter beid'
Und sahen nicht mehr den Kleinen.

— Meine Mutter träumte einmal schwer. —
— Sie sah mich nicht an ohne Seufzer mehr
Und ohne heimliches Weinen. —

Ahnung.

Verlacht mich auch neckisch der Wirbelwind, —
Mein Kind, das ist ein Himmelskind,
Mit Locken, wie Sonnenscheinen.

Ich sitze einsam unter dem Dach,
Bin in den Nächten fieberwach
Und nähe Hemdchen aus Leinen.

Meiner Mutter Wiegenfest ist heut',
Gestorben sind Vater und Mutter beid'
Und sahen nicht mehr den Kleinen.

. . . . . Meiner Mutter träumte damals bang'
In der Nacht vor meinem Untergang.
— Ich sah sie heimlich weinen. . . .

Verwelkte Myrten.

Bist wie der graue, sonnenlose Tag,
Der sündig sich auf junge Rosen legt.
— Mir war, wie ich an Deiner Seite lag,
Als ob mein Herze sich nicht mehr bewegt.

Ich küßte Deine bleichen Wangen rot,
Entwand ein Lächeln Deinem starren Blick.
— Du tratest meine junge Seele tot
Und kehrtest in Dein kaltes Sein zurück.

Sinnenrausch.

Dein sünd'ger Mund ist meine Totengruft,
Betäubend ist sein süßer Atemduft,
Denn meine Tugenden entschliefen.
Ich trinke sinnberauscht aus seiner Quelle
Und sinke willenlos in ihre Tiefen,
Verklärten Blickes in die Hölle.

Mein weißer Leib erglüht in seinem Hauch,
Er zittert, wie ein junger Rosenstrauch,
Geküßt vom warmen Maienregen.
— Ich folge Dir ins wilde Land der Sünde
Und pflücke Feuerlilien auf den Wegen.
— Wenn ich die Heimat auch nicht wiederfinde. —

Berlin. Else Lasker-Schüler.

Müde.

Ein blasser Abend dämmert still herauf,
Die Sterne steh'n in nebelfernen Reichen;
Ich bin so müd' vom irren Tageslauf,
Daß mir die Thränen übers Antlitz schleichen.

Kamst Du nicht sonst um diese Stunde her,
Um meinen Kopf an Deine Brust zu lehnen — —?
Nur dunkel fühl' ich's und nichts weiter mehr . . .
Zu müde selbst, um mich nach Dir zu sehnen.

Berlin. Gertrud Triepel.

Sehnsucht.

Zu grausem Opfer hat mich auserlesen
Des Zweifels Bestie, die mein Mark verzehrt;
Versagt ist mir der Friede, heißbegehrt,
Und nie kann ich zur Fröhlichkeit genesen.
Gern möcht' ich diesen Leib den Gräbern geben,
Mit der Gewißheit, daß er sicher ruht,
Daß dieser Lebenssäfte rasche Flut
Sich nimmer regt, um qualvoll neu zu leben.

Und doch fühl' ich ein fieberndes Begehren
In meiner Brust, und meine Seele sehnt
Sich brünstig aufwärts, da sie träumend wähnt
Ein Glück ihr harrend in erlauchten Sphären!

Minden i. W. Andreas August Runtemund.

Trost.

Bin am lauten Tag ich gleich
manchen Dornenweg gegangen,
abends meine Hände doch
nach den goldnen Sternen langen.

Markloh. Paul Rüthning.

Einer Toten.

Im weißen Kleide saßest Du im Garten,
Und nichts bewegte sich an Dir,
Nur Deine stillen Augen glitten
Über all die Rosen hin . . . zu mir.
Wie Lotosblüten lagen Deine Hände müde
Dir im Schoß.
Ein Vogel sang von irgendwo verschlafen: Friede,
Dann kam ein Wind und legte Deine Stirne bloß. —
Ich seh' Dich noch: versunken in Gedanken
Sahst Du die Rosen wanken
Im Wind. Deine müden Augen fielen zu:
Sie drückten eine scheue Thräne tot. —
Leise ging die Sonne dann zur Ruh':
Auf allen Blumen lag ihr letztes Rot.
So saßest Du und träumtest . . . Dich als Kind zurück,
Du träumtest von vergang'nem Glück,
Von jenen sonn'gen Tagen,
Da wir im blumenluft'gen Hagen,
Damals, ganz der Liebe hingegeben,
Träumten von einem Leben,
Das nicht war — und auch nicht kam. . . .
Am Himmel waren alle Sterne angefacht;
Deine großen Augen gingen auf, Du hobst Dich sacht —
„Wir wollen uns noch Rosen brechen,"
So fingen diese Augen an zu sprechen,
„Eh' es Nacht . . ."

Berlin. Fritz Stöber.

Ich träume — ich träume!

Ich kann es nicht denken, ich kann es nicht fassen:
Ich bin so einsam, so ganz verlassen.
Ich bring' nichts vor, ich bring' nichts zurück,
Ich hab' nicht Lust, ich habe kein Glück.
Ich träume — ich träume.

Ich kann nicht arbeiten, ich kann nichts erraffen;
Ich bin so kraftlos und kann nichts schaffen.
Es fehlt der Schwung, es mangelt die Kunst:
Ich hab' nicht Glut, nicht Sonnenscheingunst.
Ich träume — ich träume.

Ich träume vom Glücke, ich träume vom Ruhme,
Von großen Ehren, vom Heldentume.
Ich schwelg' hinauf zum Weltätherraum:
Erleb' das Glück — — doch bleibt es ein Traum.
Ich träume — ich träume.

Elberfeld. Carl Lamprecht.

Mittag.

Selig lächelnd
Flattert der Blick der Sonne
Zu mir hernieder;
Wie tanzende Falter
Gleitet das lichtgoldene Flimmern
Kosend um mein Haupt
Und taucht in tausend Meere
Heißen, strahlenden Glücks mein Grämen.
Lehre mich doch,
Himmlische Schmeichlerin,
Deine reizenden Tänze,
Verrate
Deine leichten Künste des Lachens,
Daß meine dunkle Stirne
Wie du in heiterem Glanze leuchtet,
Und meine zitternden Füße
Sicher und siegend zu ewigen Höhen schreiten!
Lehre mich doch
Deine rätselsüßen Künste, Herrlichste!
Klug und geschmeidig
Werden meine verlangenden Glieder sein,
Und als Meister bald in deinen Lichtarmen
Darf ich den letzten, dunklen Gedanken der Erde
Jubelnd vergessen!

München. Richard Braungart.

Schranken.

An deinen Nacken, du mein brauner Hengst,
Lehn' ich das Haupt, die Augen schließe ich,
Der letzte, leise Sonnenschimmer blich,
Wie unsere Hoffnung — ach! sie schied uns längst.

Du bist des Sattels ledig — und der Zaum,
So leicht er ist, gemahnt an die Kandare.
Wie bebt Dein schlanker Leib, die seid'nen Haare
Der Mähne knistern, träumst du noch den Traum?

Den Traum der Freiheit, der uns überfiel
So heiß und oft — dahin — selbst in Gedanken —
O wag' es nicht! — sieh diesen Peitschenstiel
Und meine Hand — sie zeichnet uns die Schranken.

Berlin. Miriam Eck.

Bergsee.

Goldfroher Tag, der über dem Thale ruht,
Und träumend atmet über dem stillen See,
Aus dessen Spiegel, tiefkühl umschauert,
Der überhangenden Birken Grün blickt.

Goldfroher Tag! So wie ein Jauchzen geht's,
Ein tiefverhaltenes, über Berg und Wald.
Beschneit von Blüten, spring' ich empor und jub'le,
Des Tages Stimme ich, der Schönheit Stimme!

Charlottenburg. Gustav Renner.

Traumwachen.

Dinge, die längst geschehen,
Streifen mich leis wie im Traum,
Menschen, die einst ich gesehen,
Schweben wie Schatten im Raum.

Alles Vergangene lebend,
Klingt und rauscht, wie ein Baum
Auf- und niederschwebend,
Nickt mir zu wie im Traum.

Basel. Paul Schmitz.





Urgeschichte der Autorität.*)

Von Multatuli.

(Schluß.)

Siebente Geschichte von der Autorität.

„Le premier roi fut un soldat heureux!“ sagte Voltaire, doch weiß ich nicht, ob's wahr ist.

Es ist ebensowohl möglich — ja, mehr als möglich! —, daß der erste König jemand war, der Bekanntschaft hatte mit strickeliefernden Einsiedlern.

Doch die folgende Geschichte ist wahr. —

Krates war sehr stark. Er knickte Brustwehren von Baumstämmen mit Daumen und Mittelfinger um und konnte dreizehn Feinde mit einem Schlag totschlagen. Wenn er hustete, geriet die Luft durch die Zusammenpressung in Brand, und der Mond schüttelte sich, so er nur an Bewegung dachte.

Wegen all dieser Verdienste wurde Krates König. Und er starb, nachdem er einige Zeit König gewesen war.

Doch der kleine Krates, sein Söhnchen, hatte die englische Krankheit gehabt, was ihn aber nicht abhielt, König sein zu wollen nach seinem Vater, der so stark gewesen war.

Er setzte sich auf einen Stuhl, den er Thron nannte, und rief:

— Ich bin König!

— Warum bist du König? fragte das Volk, das noch dumm war und keinen Begriff von Erbfolge hatte.

— Nun, weil meine Mutter in einer Hütte mit dem alten Krates gewohnt hat, der nun tot ist.

Eigentlich sagte er: Palais, aber es war 'ne Hütte.

Das Volk begriff die Logik nicht, und wenn Krates II. rief: „Komm!“, dann lief jeder weg. Doch sagte er: „Geh!“, dann kam man hart angelaufen. Kurzum, die Autorität war weg, und Krates Nr. 2 war zu dumm, um seinen Willen durch einen entgegengesetzten Befehl durchzusetzen.

---

*) Aus der im Druck befindlichen Übersetzung der Werke Multatulis, deren erster Band bei J. C. C. Bruns in Minden i. W. erschienen ist. Herausgeber und Übersetzer ist Wilhelm Spohr (Friedrichshagen). D. Red.

Im Oppositionsblatte dieser Tage las man das folgende:

„Warum, o Krates Nr. 2, der du krummbeinig und unbesonnen bist, warum nimmst du den Platz auf dem Stuhle des Mannes ein, der vor zwanzig Jahren in einer Hütte wohnte mit der Frau, die dich geboren hat? Steh auf und mache Platz und sage nicht „geh!“ oder „komm!“, als wärest du der echte alte Krates! Wo sind die Bollwerke von Eichenstämmen, die du mit deinem Finger umgeknickt hättest? Der Mond schüttelt sich nicht, und denkst du gleich ans Bersten des Weltalls. Du kannst keinen Floh totschlagen, und es ist nirgends Brand, wenn du niesest. Steh auf und mache Platz für einen anderen, der alle diese nützlichen Dinge versteht!“

So sprach die Opposition.

Krates hätte wahrscheinlich aufstehen müssen von dem Stuhle, den er Thron nannte, wenn nicht eine alte Amme also zum Volke gesprochen hätte:

„Höre mich, o Volk, denn ich war die Amme des kleinen Krates, da er noch kleiner war als jetzt! Als er geboren wurde, hat sein Vater sich das Haupt gesalbt mit Oel, und siehe, es fiel ein Tropfen der Salbe auf das Haupt meines kleinen Pfleglings. Es ist darum unnötig, daß er Mauern umknicke, und auch ist es nicht nötig, daß der Mond sich schüttele, noch daß er Brand mache durch Husten. Ich sage dir . . .“

Doch die beredte Amme brauchte nicht zu vollenden. Die Schlußfolgerung war so mühelos zu ziehen, daß alles Volk — die Redaktion des Oppositionsblattes am lautesten — wie aus einer Kehle ausrief:

„Es lebe der Gesalbte des Herrn!“

Und Krates blieb sitzen auf dem Stuhl, den er Thron nannte.

Und er ist darauf sitzen geblieben bis auf den heutigen Tag.

Achte Geschichte von der Autorität.

Thygater*) melkte die Kühe ihres Vaters und sie melkte gut, denn die Milch, die sie nach Hause brachte, lieferte mehr Butter als die Milch, die von ihren Brüdern nach Hause gebracht wurde. Ich werde dir sagen, wie das kam, und gieb gut acht, daß du's weißt . . . so du einmal ausgehen magst zu melken. Doch sage ich dir dies, nicht auf daß du melken mögest wie Thygater, sondern um dich auf das Vorbild ihrer Brüder zu weisen, die durch minder gutes Melken besser thaten. Verständiger wenigstens.

Wenn die jungen Landleute die Weide betreten, ja, lange vor

*) Griechisch = Tochter; im Sanskrit = Melkmädchen.

dieser Zeit, stehen die Kühe an der Einfriedigung und warten, daß sie entlastet werden von dem Überfluß, den sie eigentlich für ihre Kälber bereit machten. Aber die Menschen essen die Kälber auf, „weil sie sich hierzu geeignet fühlen“, und dann ist da Milch zuviel in den Eutern.

Was geschieht nun, während die Kühe mit dummen Gesichtern am Verschlage warten? Während dieses Stillstehens treibt der leichteste Teil der Milch, die Sahne, das Fett, die Butter, nach oben, und liegt also der Zitze am fernsten.

Wer nun geduldig melkt bis auf die Neige, bringt fette Milch nach Haus. Wer Eile hat, läßt Sahne zurück.

Und siehe, Thygater hatte keine Eile, doch ihre Brüder wohl.

Denn diese behaupteten, daß sie auf etwas anderes Recht hätten, denn auf das Melken der Kühe ihres Vaters. Aber sie dachte nicht an dies Recht.

— Mein Vater hat mich gelehrt, zu schießen mit Pfeil und Bogen, sprach einer der Brüder. Ich kann von der Jagd leben und will umherstreifen in der Welt und arbeiten für eigene Rechnung.

— Mich lehrte er fischen, sagte ein zweiter. Ich wäre wohl dumm, allzeit zu melken für einen anderen.

— Er zeigte mir, wie man einen Kahn macht, rief der dritte. Ich fälle einen Baum und gehe darauf sitzen im Wasser. Ich will wissen, was da zu sehen ist an der anderen Seite des Sees.

— Ich habe Lust, zusammenzuwohnen mit der blonden Gyne*), erklärte ein vierter, daß ich ein eigen Haus habe, mit Thygaters darinnen, für mich zu melken.

So hatte jeder Bruder einen Wunsch, eine Begierde, einen Willen. Und sie waren so erfüllt von ihren Neigungen, daß sie sich keine Zeit gönnten, die Sahne mitzunehmen, die die Kühe ganz betrübt bei sich behalten mußten, ohne Nutzen für jemanden.

Aber Thygater melkte bis auf den letzten Tropfen.

— Vater, riefen endlich die Brüder, wir gehen!

— Wer wird da melken? fragte der Vater.

— Ei, Thygater!

— Wie wird's werden, wenn auch sie Lust kriegt zum Fahren, Fischen, Jagen, Weltbesehen? Wie wird's werden, wenn auch sie auf den Gedanken kommt, zusammenzuwohnen mit etwas Braunem oder Blondem, auf daß sie ein eigen Haus habe, mit allem, was dazu ge-

*) Ebenfalls griechisch = das Weib.

hört? Euch kann ich missen, doch sie nicht ... dieweil die Milch, die sie nach Hause bringt, so fett ist.

Alsobald sagten die Söhne, nach einiger Überlegung:

— Vater, lehre sie nichts! Dann wird sie treu fortmelken bis an das Ende ihrer Tage. Zeige ihr nicht, wie die gespannte Sehne, sich zusammenziehend, den Pfeil wegschießt: dann wird sie nicht Gelüste haben zur Jagd. Verbirg ihr die Eigenschaft der Fische, die einen scharfen Haken einschlucken, so er mit ein wenig Aas bedeckt ist: sie wird dann nicht denken an das Auswerfen von Angeln oder Netzen. Lehre sie nicht, wie man einen Baum aushöhlt und damit wegfahren kann an die andere Seite des Sees: dann wird sie kein Verlangen fühlen nach dieser anderen Seite. Und laß sie nimmer erfahren, wie man mit Blond oder Braun ein eigen Haus erwerben kann und was dazu gehört! Laß sie dies alles nimmer wissen, o Vater, dann wird sie bei dir bleiben, und die Milch deiner Kühe wird fett sein! Indessen ... laß uns gehen, Vater, jeden nach seinem Begehr!

So sprachen die Söhne. Doch der Vater — der ein vorsichtiger Mann war — erwiderte:

— Ei nun, wer wird hindern, daß sie erfährt, was ich sie nicht lehrte? Wie wird's sein, wenn sie die Blaufliege fahren sieht auf einem treibenden Zweig? Wie, wenn der gezogene Faden ihres Gespinstes sich auf die vorherige Länge herstellt und, schnell sich zusammenziehend, die Spule ihres Webstuhls zufällig fortschleudert? Wie, wenn sie am Rand des Baches den Fisch beobachtet, der nach dem sich windenden Wurm schnappt, aber in falsch gelenkter Gier verfehlt und festhakt an der scharfen Hülsscheide des Rieds? Und wie endlich, wenn sie ein Nestchen findet, das die Lerchen im Maimond sich im Klee bauen?

Die Söhne dachten wieder nach und sagten:

— Sie wird daraus nichts lernen, Vater! Sie ist zu dumm, um Begehr zu schöpfen aus Wissenschaft. Auch wir würden nichts erfahren haben, wenn du uns nichts gesagt hättest.

Doch der Vater antwortete:

— Nein, dumm ist sie nicht! Ich fürchte, daß sie aus sich selbst lernen wird, was ihr nicht lerntet ohne mich. Dumm ist Thygater nicht!

Darauf dachten die Söhne wieder nach — diesmal tiefer — und sagten:

— Vater, sage ihr: daß wissen, begreifen und begehren ... sündig ist für ein Mädchen!

Diesmal war der sehr vorsichtige Vater zufriedengestellt. Er ließ

seine Söhne ziehen, zum Fischfang, auf die Jagd, in die Welt hinein, auf die Freite . . . überall hin . . .

Aber er verbot das Wissen, das Begreifen und das Begehren Thygater, die in Einfältigkeit fortfuhr zu melken bis an das Ende.

Und das blieb also bis auf den heutigen Tag.

Neunte Geschichte von der Autorität.

Hassan verkaufte Datteln in den Straßen von Damaskus. Wenn ich sage, daß er diese verkaufte, meine ich eigentlich, daß er sie nicht verkaufte, denn seine Datteln waren so klein, daß niemand sie kaufen wollte.

Mit Verdruß und Abgunst sah er, wie jeder den reichen Aouled begünstigte, der dicht bei ihm auf einer Matte wohnte. Denn sie wohnten in Damaskus auf Matten, die sehr hohe Räume hatten, weil sie kein Dach über sich hatten. Der Reichtum von Aouled bestand denn auch nicht in Häusern, sondern in einem Garten, der sehr fruchtbar war, ja, so furchtbar, daß die Datteln, die darin wuchsen, so groß waren, wie drei gewöhnliche Datteln. Und darum kaufte, wer vorbeiging, die Datteln Aouleds und nicht die Datteln Hassans.

Da kam in die Stadt ein Derwisch, der Weisheit zu viel hatte und zu wenig Nahrung. Wenigstens tauschte er seine Kenntnisse für Speise ein, und man wird sehen, wie unser Hassan wohlfuhr bei diesem Tausch.

— Gieb mir zu essen, gebot ihm der Derwisch, dann werde ich thun, was kein Khalif für dich thun kann. Ich werde das Volk zwingen, deine Datteln zu kaufen, indem ich sie groß mache, ja, größer denn die Früchte Aouleds. Wie groß sind diese?

— O weh, Derwisch, von Allah gesendet — ich küsse eure Füße — die Datteln Aouleds — Allah gebe ihm Krämpfe! — sind dreimal größer denn gewöhnliche Datteln! Tretet ein auf meine Matte, kreuzet eure Beine, seid gesegnet und lehret mich meine Datteln groß machen und das Volk zwingen, sie zu kaufen.

Hassan hätte fragen können, warum der Derwisch, der solche Befähigung hatte, der Speise bedürfte. Aber chikanieren that Hassan niemals. Er setzte seinem Gaste gekochtes Leder vor, alles, was er übrig hatte von einem gestohlenen Geißbock.

Der Derwisch aß, sättigte sich und sprach:

— Dreimal größer denn gewöhnliche Datteln sind die Früchte deines Nachbarn . . . wie groß sollen die deinen werden, o Hassan, Sohn von ich weiß nicht wem?

Hassan bedachte sich ein Weilchen und sagte:

— Allah gebe euch Kinder und Vieh! Ich wünschte, daß meine Datteln dreimal größer würden, als sie durch euch gemacht werden können.

— Gut, sprach der Derwisch. Siehe hier einen Vogel, den ich mitbrachte aus dem fernen Osten. Sage ihm, daß jede deiner Datteln so groß ist, als drei von deinen Datteln.

— Ich wünsch' euch Frauen und Kameele, o Derwisch — der ihr angenehm riechet wie Oliven — aber was soll's helfen, wenn ich diesem Vogel sage, was nicht ist?

— Thue nach meinen Worten, erwiderte der weise Mann. Dafür bin ich ein Derwisch, daß du mich nicht begreifst.

Hassan wünschte dem Vogel Länge der Federn und nannte ihn Rock. Doch es war kein Vogel Rock.*) Es war ein kleiner Vogel, der wohl einem Raben glich, mit loser Zunge und hüpfendem Schritt. Der Derwisch hatte ihn mitgenommen von Indalus**), wo er durch Kaufleute angebracht war, die über See gekommen waren aus dem Lande, wo die Menschen Negern gleichen, obschon es fern ist von Afrika. Daß Hassan das Tier „Rock“ nannte, geschah, weil er bemerkt hatte, daß jemand, von dem man etwas wünscht, sich aufbläht. Und ebenso umgekehrt. Wer was nötig hat von einem anderen, schrumpft ein. So war es in Damaskus.

Hassan schrumpfte ein und sagte:

— Ich bin dein Sklave, o Vogel Rock! Mein Vater war 'n Hund . . . und jede meiner Datteln ist so groß wie drei von meinen Datteln!

— Recht so, sagte der Derwisch. Fahre so fort und fürchte Allah!

Hassan fuhr so fort. Er fürchtete Allah und erzählte nur immerfort dem Vogel, daß seine Datteln unmöglich groß seien.

Der Lohn der Tugend blieb nicht aus. Noch nicht dreimal hatte der Khalif alle Bewohnerinnen seines Harems umbringen lassen . . . noch hatte keine Mutter die Zeit gehabt, ihre Töchter gehörig bereit zu machen für den Markt zu Rum***) . . . noch war Hassan keinem einzigen verirrten Geißböcklein wieder begegnet, daß es ihm Gesellschaft leiste und ihn am Leben erhalte auf seiner Matte, und siehe da, der Vogel rief:

*) Rock ist ein Riesenvogel in der orientalischen Mythologie. Unsere Türme im Schachspiele waren früher Elefanten, und noch früher: Rocks. Daher der Schachausdruck: roquieren, rochieren.

**) Indalus = Pertjah = Sumatra. Ich denke, daß der Vogel ein Beo (d. h. Nachplapperer) war, der über Sumatra von Neuguinea kam.

***) Konstantinopel.

— Mein Vater ist 'n Hund . . .

Das war nicht nötig, aber er sagte es Hassan nach.

. . . Mein Vater ist 'n Hund, kriege Länge der Federn, die Datteln von Hassan ben*) . . .

Ich weiß den Namen von Hassans Vater nicht, und wenn der Mann ein Hund war, kommt's auch nicht drauf an.

. . . Die Datteln von Hassan sind dreimal größer als sie sind!

Da gab es auch Besserwisser in Damaskus, die dawidersprachen. Aber es dauerte nicht lange. Es war nämlich in der Stimme des Vogels etwas, das die Luft in einer Weise erschütterte, daß es Einfluß hatte auf die Strahlenbrechung. Die Datteln wuchsen . . . in aller Augen!

Und der Vogel rief nur immerfort:

— Die Datteln von Hassan sind dreimal größer als sie sind!

Und sie wuchsen! Man überschnappte sich, um hineinzubeißen.

Und Aouled wurde sehr mager. Doch Hassan kaufte viele Geißböcke und Lämmer und er baute ein Dach über seiner Matte. Er wurde sehr ehrlich und fand es eine Schande, wenn jemand, der selbst keine Lämmer hatte, eines aufaß von den seinen. Und er fuhr fort, Allah zu fürchten.

Diese Frömmigkeit und diesen Reichtum hatte er dem kleinen Vogel zu danken, der in einem fort dasselbe sagte und Lüge zur Wahrheit machte durch Wiederholung. Jeder fand Hassans Datteln groß, jeder war gezwungen, diese zu kaufen, jeder . . .

Mit Ausnahme von Hassan selbst, der sich im stillen bei Aouled versah, dessen einziger Kunde er war.

Und das ist also geblieben bis auf den heutigen Tag.

Zehnte Geschichte von der Autorität.

Es liegt ein Raubstaat an der See, zwischen Ostfriesland und der Schelde . . . .
. . . .
. . . .

*) ben = Sohn.



'Tite Poulette.

Aus: Old Creole Days von George W. Cable.

(Ins Deutsche übertragen von Dr. H. Hanns Ewers-Düsseldorf.)

(Fortsetzung.)

Christian Koppig schloß das Fenster.

Nur ein großmütiges Herz — und ein holländisches Phlegma hätte es in diesem Augenblick thun können, und selbst du, Christian Koppig — auch dein Fenster wurde sehr, sehr langsam zugemacht! Dann aber schrieb er seiner Mutter folgendermaßen:

„In dieser ganzen, so verdorbenen Stadt ist keine, die so schön wäre, wie das arme Mädchen, das mir gegenüber wohnt und das dennoch, trotz ihrer Schönheit, eine Ausgestoßene ist, weil Mischblut in ihren Adern rollt. Sie lebt ein einsames, unschuldiges Leben inmitten all dieser Verderbtheit, einer Lilie gleich, die auf einem Sumpfe erblüht ist. Ich habe großes Mitleid mit ihr. Gott beschütze sie! sagte ich heute Abend zu einem meiner Kollegen, Gott beschütze sie, denn ich sehe keine Rettung für sie! Ich weiß ja recht wohl, daß es einen natürlichen, vielleicht auch ganz berechtigten Widerwillen gegen Mischblut giebt; ich teile ihn ja auch; aber wenn sie heute nach Holland käme, würde auch nicht einer von hundert Freiern den geheimen Makel an ihr entdecken.“ —

So schrieb der junge Mann und versuchte sich selbst vorzumachen, daß er niemals daran denken würde, das liebenswürdige, unglückliche Mädchen zu lieben. Dann schlug die Turmuhr zwölf, und er ging zu Bette. Um dieselbe Zeit gab 'Tite Poulette der Mutter den Gutenachtkuß.

„'Tite Poulette, ich möchte, Du versprächest mir etwas.“

„Nun, Mama?“

„Wenn Dich je ein Mann lieben sollte und Dich heiraten wollte, ohne daß er wüßte — Du verstehst mich — versprich mir, es ihm nicht zu sagen, daß Du nicht weiß bist!“ —

„Das wird nie geschehen," sagte 'Tite Poulette.

„Aber wenn es sein sollte?" drängte Madame John.

„Ich sollte das Gesetz brechen?" fragte 'Tite Poulette ungeduldig.

„Aber das Gesetz ist ungerecht," sagte die Mutter.

„Und doch ist es das Gesetz."

„Aber Du wirst es nicht sagen, Liebchen, nicht wahr?"

„Ich würde es ihm ganz gewiß sagen," antwortete die Tochter.

Als Zalli aus irgend einem Grunde am anderen Morgen an das Fenster kam, stutzte sie.

„'Tite Poulette!" rief sie leise und ohne sich zu bewegen. Die Tochter kam. Der junge Mann von drüben saß an seinem Fenster und las. Mutter und Tochter wechselten einen scheuen Blick miteinander, er hieß auf französisch: „Wenn der uns gestern Abend gesehen hätte?"

„Ah, liebes Kind," sagte die Mutter mit schelmischem Ausdruck.

„Was meinst Du, Mama?"

„Der, o der spricht ein so entsetzlich schlechtes Französisch!" —

Eines Morgens ganz früh, als Zalli und 'Tite Poulette zur Messe ging, kamen sie an einem Café vorüber, als plötzlich der Geschäftsführer der Salle de Condé aus demselben trat. Er war noch gar nicht zu Bett gewesen. Monsieur war erstaunt. Er hatte das feine, scharfe Auge der Franzosen für alles, was schön war und, ganz gewiß, 'Tite Poulette war eine Schönheit allerersten Ranges. Gehört hatte er schon oft von Madame Johns Tochter, und er hatte längst gehofft, sie einmal zu sehen. Aber war es möglich, daß dieses herrliche Wesen 'Tite Poulette war?

Sie verschwanden im Dome. Ein plötzliches Gefühl des Mitleids durchzuckte ihn. Er folgte ihnen. 'Tite Poulette kniete schon im Kirchenstuhle. Zalli stand noch im Durchgang und netzte grade ihre Hand mit Weihwasser.

„Madame John" — flüsterte der Geschäftsführer.

Sie verneigte sich.

„Madame John, ist diese junge Dame Ihre Tochter?"

„Sie — sie — ist meine Tochter —", sagte Zalli mit einem gewissen bestürzten Ausdruck, den der Geschäftsführer falsch verstand.

„Ich kann es kaum glauben, Madame John."

Er schüttelte den Kopf und lächelte mit einer Miene, als sei er zu gescheit, um sich etwas vormachen zu lassen.

„Doch, mein Herr, sie ist meine Tochter." —

„O nein, Madame John, ich glaube, das wollen Sie mir nur vormachen.“ —

„Ich schwöre Ihnen, daß sie meine Tochter ist.“ —

„Ist das möglich?“ sagte er, noch immer zweifelnd; im Innersten war er überzeugt, daß Zalli ihm die Unwahrheit sage. „Warum denn kommt sie niemals mit Ihnen in die Ballsäle?“ — Zalli versuchte von ihm loszukommen, zuckte die Achseln und lächelte:

„Jeder nach seinem Geschmacke, Monsieur, es paßt ihr nicht.“

Sie versuchte ihm zu entschlüpfen, aber er folgte ihr auf dem Fuße: „Ich werde Sie besuchen, Madame John.“

Sie wandte sich und schaute ihn furchtlos an. „Bitte, bemühen Sie sich nicht, mein Herr!“ sagte sie; ihr drohendes Auge aber sprach: „Wage nicht zu kommen.“ — Sie wandte sich von ihm und kniete nieder. Der Unternehmer benetzte seine Finger mit Weihwasser, bekreuzigte sich und ging. —

Mehrere Wochen gingen vorüber, und Monsieur de la Rue hatte die Herausforderung von Madame Johns Augen nicht angenommen. Ein oder zwei Sonntagabende war es ihr gelungen, ihm auszuweichen, obwohl sie ihrem Engagement gemäß in der Salle de Condé tanzte; aber allmählich kam der Zahlungstag, ein Samstag, und sie war genötigt, in Monsieurs kleines Kontor zu gehen, um ihr Geld zu holen.

Es war ein Nachmittag im Mai. Madame John kam heim und sank matt in einen Stuhl. Ihre Augen waren feucht.

„Bist Du hingegangen, liebste Mutter?“ fragte 'Tite Poulette.

„Ich konnte es nicht,“ antwortete sie und verbarg das Gesicht in den Händen.

„Mama, er hat mich am Fenster gesehen.“

„Während ich fort war?“ fragte die Mutter.

„Er ging auf der anderen Seite der Straße. Er sah absichtlich herauf und sah mich.“ Die Wangen des jungen Mädchens erglühten heiß. Zalli rang die Hände.

„Es ist nichts, Mutter, geh' nur nicht zu ihm hin.“

„Aber das Geld, mein Kind?“

„Das Geld macht nichts aus.“

„Aber dann wird er es herbringen, er sucht die Gelegenheit.“ —

Da war der Knoten. —

Um dieselbe Zeit verlor Christian Koppig seine Stellung bei dem deutschen Importhause, wo er, wie er seiner lieben Mutter geschrieben hatte, „aber wirklich unentbehrlich geworden war“. — „Der Sommer

kommt," sagte der Chef, „Sie sehen selbst, unsere jungen Leute sind zu faul. Ja, es ist wahr, Ihr Engagement war eigentlich für ein Jahr, aber — — wir konnten nicht voraussehen — —" rc. rc. „Außerdem", so schloß er seine Rede höchst schmeichelhaft, „ist ja Ihr Vater ein reicher Mann und Sie können es sich schon leisten, mal einen Sommer bequem zu leben. Könnten wir Ihnen sonst mit irgend etwas dienen?" rc.

So verlebte der junge Holländer seine Nachmittage zu Hause; er saß am Fenster, las und blickte fleißig auf das Fenster gegenüber. Vor diesem war seit einiger Zeit ein Brett befestigt, auf dem eine Reihe von Blumentöpfchen und Zigarrenkistchen standen, in denen kleine Pflanzen und Blumen ihr Dasein fristeten.

'Tite Poulette war ihre Gärtnerin, und es war seltsam zu beobachten, wie viel Wasser ihre Blumen brauchten, und dabei war es gleich, ob das Wetter naß oder trocken war, die Blumen wurden alle paar Stunden unerbittlich begossen. Niemals sah sie von ihrer Aufgabe auf. Und doch bin ich ganz sicher, sie that es mit jenem innigen Vergnügen, das alle jungen Mädchen empfinden, wenn sie sich von dem Auge eines jungen Mannes beobachtet fühlen, der ihnen nicht ganz gleichgültig ist.

An diesem besonderen Samstagnachmittag im Mai war Christian Koppig heimlicher Zeuge der traurigen Szene gegenüber gewesen. Plötzlich fiel es 'Tite Poulette ein, daß er sie vielleicht beobachten könne und sie lief an das Fenster, um die Jalousie herunter zu lassen. Gerade als sie dies thun wollte, veranlaßte die wunderbare Zartfühlichkeit Christian Koppigs ihn ebenfalls, seine Fensterläden zu schließen. Die beiden jungen Leute schauten sich einen Augenblick an — tap, tap, tap, ertönte da der Klopfer an der Gitterthür. Die schwarzen Augen des Mädchens und die blauen Augen des jungen Mannes, die sich zum erstenmale im Leben voll und innig angeschaut, senkten gleichzeitig den Blick auf den gewölbten Thorweg und sahen „Monsieur", den Geschäftsführer der Salle de Condé. Dann verschwanden die schwarzen Augen. Christian Koppig öffnete nach kurzem Nachdenken seinen Schlagladen wieder, bereit, ein kühner Zuschauer alles dessen zu werden, was sich drüben ereignen würde. Für's erste erfolgte gar nichts.

„'s ist drüben etwas nicht in Ordnung," dachte der junge Holländer und wartete.

Der Geschäftsführer wartete auch, rieb seinen Hut und bürstete seinen Rock mit den Spitzen seiner fein behandschuhten Hände.

„Sie wollen ihn nicht empfangen," schloß der Zuschauer langsam.

Tap, tap, tap ertönte der Klopfer, Monsieur de la Rue drehte sich gemächlich um und bemerkte den hübschen, jungen Holländer am gegenüberliegenden Fenster, der ihn anschaute.

„'n Holländer," murmelte der Geschäftsführer zwischen den Zähnen.

„Er starrt mich an," sagte Christian Koppig zu sich selbst, „thut nichts, ich starre ihn auch an."

Ein lange Pause, dann wieder ein lauteres Pochen.

„Sie wollen, daß er geh'n soll," dachte Koppig.

„Klopft doch lauter!" rief ein Straßenjunge, der dabei stand.

Tap, tap. Der Impresario hatte kaum begonnen, noch lauter zu klopfen, als verschiedene Nachbaren aus Fenster und Thüren lugten.

„Sehr schlimm," dachte der Holländer, „irgend einer sollte ihn fortjagen. Mich wundert's, was sie thun werden!" —

Der Impresario trat in die Straße zurück, schaute zu den geschlossenen Fenstern hinauf, ergriff abermals den Klopfer und hielt ihn in der Hand.

„Sie sind alle ausgegangen, Herr," sagte der Straßenjunge.

„Du lügst," sagte der Impresario.

„Ah," dachte Christian Koppig, „ich werde hinuntergehen und ihn fragen." Hier verlor er die Klarheit der Gedanken, er fühlte nur, daß er ihm irgend etwas sagen müsse. Er wandte sich, um die Treppe hinab zu gehen. Dabei bemerkte er, daß sein Arm, den er auf das Treppengeländer stützte, in geradezu lächerlicher Weise zitterte, und er war doch so vollkommen ruhig! Gerade als er die Straßenthür erreichte, erhob der Impresario wieder den Klopfer — da knarrte das Schloß und die Gitterthür wurde ein wenig geöffnet.

Dahinter stand Madame John, der Geschäftsführer verbeugte sich, lächelte, hielt Geld in seiner Hand, lächelte und verbeugte sich wieder und suchte offenbar etwas durchzusetzen, wogegen Madame John widersprach.

Das Fenster oben — Christian Koppig bemerkte es wohl — öffnete sich ein ganz klein wenig, wie eine Austerschale. Jetzt erhob der Impresario Fuß und Arm, als wolle er den Eingang erzwingen und Madame John bei Seite stoßen, aber rasch wie ein Donner schlug das Thor vor seiner Nase zu. Man hörte, wie Zalli fliegenden Fußes die Treppen hinauf eilte. Als die atemlose Mutter wieder in das Zimmer kam, rief ihr 'Tite Poulette, die am Fenster stand, entgegen: „Sieh nur, Mama, der junge Herr von drüben ist heruntergekommen!"

„Gott segne ihn,“ sagte die Mutter. --

„Ich will hingehen und ihn ganz artig fragen, ob er sich nicht irre,“ dachte Christian Koppig.

„Was machen sie?“ fragte die Mutter und rang die Hände.

„Sie sprechen miteinander; der junge Herr ist ruhig, aber Monsieur de la Rue ist sehr böse,“ flüsterte die Tochter, da plötzlich — klatsch, klatsch, hörte man ein scharfes, helles Geräusch und „Ha, ha“, ertönte lautes Gelächter und Händeklatschen von den Fenstern der Nachbarn.

„O welch ein Schlag!“ rief das Mädchen halb erschrocken, halb lustig und sprang vom Fenster zurück.

Aber das Händeklatschen und das Aharufen weiblicher Stimmen dauerte immerfort und es hatte diesmal eine andere Ursache. 'Tite Poulettes rasche Bewegung hatte die schwache Schnur zerrissen, mit der ihr hängender Garten am Fenster befestigt war, die ganze Reihe von Zigarrenkistchen und Blumentöpfchen glitt seitwärts, überschlug sich im Niederfallen in der Luft und entleerte dann ihren ganzen Inhalt über das Haupt des verblüfften Impresarios. Atemlos, bleich wie eine Kalkwand, stand er einen Moment keuchend da, stieß dann eine wilde Drohung aus und rasch um die Ecke biegend, lief er davon, so schnell er nur konnte. Christian Koppig stand sprachlos. Keiner war so erstaunt wie er.

„Christian Koppig, Christian Koppig,“ sagte der gute Junge zu sich selbst, als er langsam die Treppe hinaufging, „was hast du da mal wieder angefangen? Die arme Frau wird um ihr sauer erworbenes Geld kommen, und das liebliche Mädchen ist der Gegenstand eines Straßenskandals geworden. Was wird die thörichte Nachbarschaft sagen? Bist du eifersüchtig? —“ — Er zögerte, sich selber die Frage zu beantworten; und dann: „O Christian Koppig, du bist wirklich mal wieder ein Dummkopf gewesen! — Und ich kann mich nicht einmal bei den Damen entschuldigen, denn wer in der Straße würde ein Briefchen von mir übermitteln, ohne darüber zu lächeln und sich allerlei dummes Zeug einzubilden? Ich kann ihnen nicht einmal den Schaden ersetzen. Geld? Sie würden es nicht annehmen. O! Christian Koppig, warum kümmerst du dich nicht um deine eigenen Angelegenheiten? Ist sie dir irgend etwas? Liebst du sie? Natürlich nicht! O, du Dummkopf!“

Der Leser muß zugeben: Wenn der Gedankengang des jungen Mannes auch nicht ganz logisch war, seine Schlußfolgerung war durchaus richtig. Denn hört nur, was er that.

Er ging in sein Zimmer, in dem es schon dunkel wurde, zündete seine große holländische Lampe an und begann zu schreiben. „Etwas muß geschehen," sagte er laut, indem er zur Feder griff, „ich will ganz ruhig und kühl sein. Ich will zurückhaltend und kurz schreiben; aber natürlich muß ich sehr freundlich sein, sonst könnte ich sie beleidigen. Ach, ich muß ja aber Französisch schreiben, das hätte ich beinahe vergessen, und — dummer Kerl, der ich bin, ich schreibe es so schlecht, während all' meine Brüder und Schwestern es so gut können!" —

Er suchte sein französisches Wörterbuch heraus, zwei Stunden vergingen. Er machte sich eine andere Feder, er wusch sein Tintenfaß und füllte es neu; er reparierte seinen unausstehlichen Stuhl, machte nach zwei Stunden einen neuen Versuch und kam zu demselben Resultat. „Mir thut der Kopf weh," sagte er und legte sich auf sein Bett, um seine Sätze besser bilden zu können.

Er wurde durch den hellen Sonntagssonnenschein erweckt. Die Glocken des Domes und der Ursulinerkapelle läuteten zur Frühmesse; eine Spottdrossel saß auf dem Kamine über Madame Johns Zimmer, die jubelte, pfiff, zwitscherte und trillerte in den hellen Maimorgen hinein. „O — du verschlafener Christian Koppig," war der erste Gedanke des jungen Mannes, „was bist du für ein Dummkopf." —

Madame John und ihre Tochter gingen heute nicht zur Messe. Der Morgen ging dahin und ihr Fenster blieb verschlossen. „Sie sind beleidigt", sagte Christian Koppig, verließ das Haus und ging zu der kleinen protestantischen Kapelle, die unter dem Namen Christuskirche bekannt ist.

„Nein, sie sind doch nicht beleidigt," meinte er, als er heimkehrte und die Läden geöffnet fand. Durch Zufall sah er spät am Nachmittage, als er unbewußt hinüberschaute, daß Madame John Toilette gemacht hatte. Konnte es sein, daß sie zur Salle de Condé geh'n will? Er stürzte rasch an den Tisch und fing nun wirklich zu schreiben an.

Er hatte richtig geraten. Der Lohn war zu kostbar, um verloren zu gehen. Der Impresario hatte ihr ein Billet geschrieben. „Wenn er am vorherigen Nachmittage sich fehlerhaft benommen, so bedauere er dies lebhaft und sei froh, daß den Damen weiter nichts Unangenehmes daraus entstanden sei, obwohl er ja allerdings von einem Raufbold angefallen worden sei. Der Shawltanz sei im Abendprogramm angekündigt und er hoffe zuverlässig, daß Madame John, deren Salair für sie bereit liege, ihn nicht im Stiche lassen würde." Am Schlusse fügte er zart hinzu, „daß er vollkommen davon überzeugt sei, daß Madame

und Mademoiselle durchaus richtig handelten, wenn sie absolut keinen Herrenbesuch in ihrer Wohnung empfingen". — Trotz aller Bitten 'Tite Poulettes ging also Madame John zur Salle de Condé: „Vielleicht gelingt es mir, herauszubringen, was Monsieur de la Rue gegen den Herrn von drüben vor hat." Denn daß der Franzose seine Niederlage nicht vergeben würde, wußte sie ganz sicher. Darauf hatte die Tochter nichts mehr einzuwenden.

Der schwerfällige junge Holländer war wie elektrisiert und schrieb wie toll. Er schrieb und zerriß, schrieb und zerriß wieder, steckte seine Lampe an, starrte hinüber und setzte schließlich den Namen unter den Brief.

„Madame und Mademoiselle!

Ein Fremder, der Ihre Bekanntschaft nicht sucht, aber alle Tage Ihre Güte und hohe Ehrenhaftigkeit bewundert, bittet Sie, seine Taktlosigkeit von gestern zu entschuldigen und ihm zu gestatten, den Verlust Ihres Fensterschmucks, sowie Ihres Gehaltes von Monsieur de la Rue zu ersetzen, indem er Ihnen einliegenden Checque der Banque de la Louisiana im Werte von 50 Dollars übersendet. In der Hoffnung, nicht mißverstanden zu werden, hochachtungsvoll

Christian Koppig.

P. S. Madame sollte nicht zu dem Balle in der Salle de Condé gehen."

Er mußte die Botschaft selbst überbringen. Er mußte französisch sprechen. Was sollte er nur sagen?

Ein Moment des Nachdenkens — nun wußte er es — und spornstreichs sprang er die hohen Treppen hinab. Kurz vorher hatte Madame John die Gitterthür geöffnet und schlüpfte ein bischen verspätet zur Rue Condé.

„Natürlicherweise werde ich nur Madame John sehen", dachte der junge Mann, eine Hoffnung unterdrückend, und bewegte den Klopfer. 'Tite Poulette lag oben auf den Knieen und betete für ihre Mutter — sie sprang hastig auf.

„Was mag sie wohl vergessen haben," dachte sie und eilte hinab.

Die Gitterthür öffnete sich und zwei unschuldige junge Menschen standen einander wie betäubt gegenüber.

„Ach, ach" — — sagte der hübsche Holländer — stotterte dann ein paar holländische Worte, übergab ihr den Brief und stürzte die Straße hinab. (Schluß folgt.)





Der Katholizismus und die neue Dichtung.

Von Ernst Gystrow.

(Leipzig.)

(Fortsetzung.)

Ueber Form und Inhalt erhob das Bürgertum straußischen Bekenntnisses natürlich ein furchtbares Gezeter. Das interessiert uns hier nicht. Aber Form und Inhalt lehnte auch der Katholizismus schroff und ohne Kompromiß ab. War es nur die erste Verblendung einer konservativen Macht dem Neuartigen gegenüber, oder handelte er aus seinem innersten, historischen Wesen heraus?

Erinnern wir uns der dogmatischen Lehre. Gott hatte, obwohl volle und stetige Ursache alles Seienden, doch dem endlichen Geiste, dem Menschen, Wahlfreiheit zum sittlich Bösen, d. h. zur Abwendung von Gottes Geboten, gelassen. Diesen unlöslichen Widerspruch beleuchtete ich früher. Dem ersten folgt ein zweiter, ebenso schreiender: die Wahlfreiheit zum Bösen machte Gott in seinem Zorne zur erblichen Notwendigkeit; die einmalige Selbstbestimmung wurde in einen dauernden Determinismus umgewandelt. Von der Vertreibung aus Eden bis zu Christi Erscheinen sind die Menschen erbsündig determiniert. Die Erlösung hob diesen Zustand auf. War dem Stadium der Wahlfreiheit zur Sünde eine Zeit des Verdammtseins zur Sünde gefolgt, so trat nun die Wahlfreiheit zur Sühnung der Sünde in Kraft. Doch ist sie gebunden an die mystische Wirksamkeit äußerer Vorgänge, deren Vollzug in den Händen einer irdischen Organisation monopolisiert wird: der von der Kirche verwalteten Sakramente, vornehmlich desjenigen der Buße. Als ketzerisch verworfen ward der Versuch eines christlichen, konsequenten Determinismus, wie Calvins Prädestinationshypothese ihn enthielt; als ketzerisch verworfen nicht minder der lutherische Gedanke, der die Sühne zum Privathandel zwischen Mensch und Gott vergeistigte. Jakobus und Petrus hatten über Paulus, das judenchristliche über das griechenchristliche Ideal, der Theismus über den Pantheismus gesiegt.

Nicht deterministische Bestimmtheit, sondern dogmatische Regelung, nicht Erlebnis, sondern Bekenntnis, nicht Gesetz, sondern Vorschrift, nicht Notwendigkeit, sondern Zwang: so ward das katholische Lebensideal für alle Zeiten festgelegt.

Damit war aber auch die Stellung des Katholizismus zur neuen Kunst gegeben. Weltanschauungen, die von der kirchlichen abgewichen, hatte man ja oft genug kommen und gehen sehen; jetzt kam eine, die den Katholizismus ausschloß und die nicht mehr ging, weil sie durch neue Wissenschaften, Psychologie und Soziologie, gestützt war. Die neue Dichtung sah die Wirklichkeit durchs Medium dieser Erkenntnisse. Es wäre ganz irrtümlich, zu meinen, das naturalistische Element habe die katholischen Kreise zurückgestoßen. So zimperlich, wie die Leserinnen von Wolff und Ebers, sind die katholischen Bürgersleute denn doch nicht, und die derbknochigen Bauernsöhne, die nicht nur im Kaplanstalar, sondern auch unterm Bischofshut stecken, mögen über die verlogene Prüderie der Kreise von „Bildung und Besitz“ mit gutem Rechte zornig aufgelacht haben. Colomas „Lappalien“ sind mit den ästhetischen Bettelsuppen des feuilletonistischen Zeitalters gar nicht zu vergleichen; und Sienkiewicz' „Die Familie Polaniecky“ würde im gutbürgerlichen Heim nur mit Bedenken vorgelesen werden; die „Gartenlaube“ hätte die Veröffentlichung ganz sicher abgelehnt. Die katholische Kirche hat, zumal seit Ketteler und Moufang, keinen Grund, die Häßlichkeit des Elends zu verschleiern; die liberale Bourgeoisie allerdings. Wenn Zola die Kohlengräber von Voreux durch die Kraft der Kirche in menschenwürdige Lage emporheben ließe, so würde kein Kardinal die Widmung des „Germinal“ zurückgewiesen haben. Weiß doch die Kirche nur zu gut, daß in den Höhlen des Jammers Stunden kommen, wo man sich gern den Weihrauchduft gefallen läßt, der in strahlenden Salons voll Moschusgerüchen eine verhaßte Störung sein würde. Ich kann mir einen kirchlichen Roman naturalistischer Form ohne Schwierigkeit denken. Daß der Naturalismus die Kunstform der neuen Weltansicht ward, besagt ganz und gar nicht, daß sie das Monopol für ihn besessen hätte; so gut wie Ketteler die Arbeiterfrage durch die Kirche lösen wollte, konnte auch ein Künstler es in seiner Art versuchen, konnte er das Elend der Proletarier episch darstellen, wie der Mainzer Kirchenfürst es kritisch gethan; mit derselben Gewißheit hätte er es gedurft und gekonnt, wie etwa Strauß und Heyse es nicht durften und nicht konnten. Ja, hat der Katholizismus Österreichs nicht eine Realistin in Emil Marriot

gefunden? Sehen wir von einer Wertung ihres Schaffens hier ab: sie vereint die rücksichtslose Wahl der Stoffe, Milieus, Probleme mit streng katholischer Frömmigkeit. Veremundus weist mit großem Nachdruck auf sie hin. Man wird mir einwenden: aber er konstatiert ja gerade, daß sie auf katholischer Seite totgeschwiegen wird. Sicherlich; allein, das ist nur ein Symptom dafür, daß der Katholizismus augenblicklich überhaupt bis zur völligen litterarischen Apathie herabgesunken ist. Die Katholiken kennen einfach Emil Marriot nicht, weil ihre Familienzeitschriften naturgemäß nicht von Karl May zu der Wiener Wirklichkeitsdarstellerin den Weg finden. In dem Augenblick aber, wo die Katholiken aus dem dumpfen Schlafe erwachen — wer weiß, ob die neuesten Dinge in Österreich nicht den Anstoß geben! — werden sie zweifellos den katholischen Naturalismus nicht von sich weisen. Mag ihm immerhin das „sittsame katholische Haus“ sich verschließen und weiter für den „Hausschatz“ und die Kunst des Herrn Karl May optieren, was besagt das? Vom „sittsamen evangelischen Hause“, das unentwegt zur Fahne des „Daheim“ steht, ganz zu schweigen, hat doch auch das „freigeistelnde, aber prüde Haus“ des satten Philistertums über die „Gartenlaube“ und „Über Land und Meer“ mit Fräulein Heimburg und Frau v. Eschstruth hinaus keine litterarischen Bedürfnisse und wendet sich vom Naturalismus mit ehrlicher Empörung ab. Nicht nur in der religiös indifferenten Salonherde, die in Österreich der katholischen Kirche angehört, sondern auch in den Reihen der gutgläubigen Katholiken giebt es Leute, deren Kunsthunger und Kunstgeschmack anderes begehrt, als im Dispens der klerikalen Redaktionen enthalten ist, und sie werden unbeschadet ihrer Glaubenstreue nicht zögern, die Marriot als eine der ihren zu begrüßen, selbst wo sie auf den Wegen der erotischen Problemdichtung wandelt. Was Veremundus über diesen letzten Punkt sagt, kann man oft genug von gebildeten, aber glaubensbewußten Katholiken hören; und wenn auch zweifellos für die Gestaltung des Sexuellen der katholische Leser eine verhältnismäßig enge Grenze abstecken wird, so mag man doch aus Veremundus' Urteil ersehen, daß die Verdammung vielmehr der lüsternen als der brutalen Entschleierung des Geschlechtslebens gilt. In der vornehmen, atheistischen Bourgeoisie war's bekanntlich gerade umgekehrt: sie verschloß streng einem Zola und Strindberg dieselben Bücherschränke, in denen Sacher-Masoch prangte. Welches Verhalten achtenswerter und gesunder ist, bedarf keiner Erörterung. Schließlich hält ja doch kein wirklich moderner Mensch mehr den litterarischen Exhibitionismus, der seiner-

zeit eine natürliche Reaktion auf die heuchlerische Prüderie war, für einen Wesensbestandteil der neuen Dichtung. Tovote, der impotente Affe Maupassants, ist längst abgethan, und d'Annunzios Schöpfungen mögen dem einzelnen feinste Offenbarungen des Stimmungslebens bringen, für die Volkskunst im besten Sinne scheiden sie doch wohl debattelos aus. Mag also die Rücksichtslosigkeit, mit der der Naturalismus auch das physisch oder psychisch Häßliche gestaltet, ihm heute noch die Ablehnung seitens katholischer Kreise eintragen: das ist zufällige, nicht notwendige Erscheinung; und wenn Veremundus dies Verhalten geändert sehen möchte, so fordert er von seiner Kirche vielleicht etwas, das ihrer zeitweiligen Gepflogenheit, ihrer momentanen Stimmung, aber nichts, was ihrer unveränderlichen Lehre, ihrem bleibenden inneren Wesen zuwiderläuft.

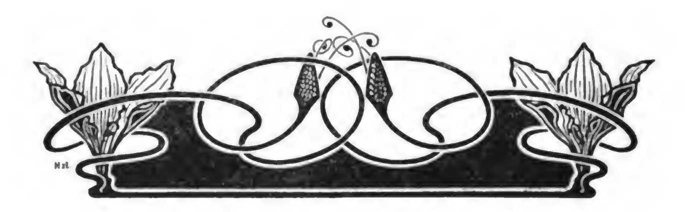
Allein der Naturalismus erschöpft nicht die Tiefen der neuen Dichtung, und wenn der „Germinal“ die vorhin angenommenen Voraussetzungen erfüllte, eine katholische Lebensanschauung verklärte, so möchte er trotz all seines Naturalismus doch schwerlich Anspruch auf den Titel eines modernen Kunstwerkes haben. Die Kirche könnte der krassesten, brutalsten Wirklichkeitsdarstellung ihre Approbation erteilen: innerlich käme sie der neuen Dichtung damit um keinen Schritt näher. Denn das innere Wesen der Moderne: der absolute Determinismus naturaler und sozialer Form schließt nicht nur die wertlose Makulatur, die sich augenblicklich katholische Belletristik nennt, sondern ganz ebenso auch die von Veremundus ersehnte und erträumte Poesie vom Wettbewerb um künstlerische Wertung einfach aus. Es wird geraten sein, den Beweis dafür nicht in abstrakter Deduktion, sondern an dem lebendigen Organismus eines Kunstwerkes zu führen; und in der engeren Auswahl drängt sich naturgemäß die Schöpfung auf, die die vollendetste Gabe deutschen modernen Schaffens ist: Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“.

Herrn Kreitens J. S. jesuitische Ästhetik würde den Stoff dieses Dramas rundweg ablehnen. Bruch eines Gelübdes — Buhlerei — Selbstmord: diese Sündenhierarchie könnte in schwachen Seelen die Begierde zur Nachahmung wecken. Das pädagogische Moment entscheidet ja für die ultrakatholische Kritik von vornherein die Stellungnahme. Ein Kunstwerk, das die Sünde darstellt, ohne zum Corrigens allerdickster katholischer Tendenz zu greifen, ist eigentlich gar nicht wert, daß man sich kritisch darum bemüht; oder rechtfertigt solches Bemühen nur von dem Gesichtspunkte aus, daß man das vom Verfasser argerweis

Versäumte in der Besprechung doppelt und dreifach nachholt. Von der Weltlitteratur bleiben bei dieser Durchsiebung nur die religiöse (natürlich katholische) Poesie und die mit grellster Tendenz lackierten Machwerke übrig; das mag schade sein, aber die Schuld daran trägt eben — die Weltlitteratur. So billig argumentiert nun die reformkatholische Ästhetik nicht. Den Standpunkt der Verheimlichungspädagogik vermag zwar auch Veremundus nicht ganz preiszugeben; aber er mildert ihn wenigstens zu jener Verwässerung ab, in der ihn auch der evangelische und der freigeistelnde Philister festhält. Im ganzen begreift er vollkommen, daß die gestaltende Kunst, epische wie dramatische, einfach zum Tode verurteilt wird, wenn sie auf die Darstellung der „Sünde" verzichten soll; denn gerade nach dogmatischer Lehre ist ja der Zweck des Erdenlebens das Ringen mit der Sünde, als erste Etappe auf dem Wege der seligen oder unseligen Vollendung der Geschöpfe, in der Gottes sekundäre Selbstverwirklichung besteht. Und Veremundus hat ja Herrn Kreitens Empfinden in tiefste Erregung versetzt, indem er es für reizvoll erklärte, den verschlungenen Wegen der Sünde nachzuspüren. Er wird also, meine ich, wenn auch mit einigem Bedenken, den Stoff des „Fuhrmann Henschel" nicht von der Hand weisen, und nur die Form der dichterischen Gestaltung als maßgebend für sein Urteil gelten lassen.

Das fertige Werk wirft nun gleich Veremundus' These von der „mit Objektivität vorgetragenen zielbewußten Handlung" über den Haufen. Denn Henschel, man mag das Wörtchen „zielbewußt" noch so weitherzig auslegen, hört in dem Augenblick auf, zielbewußt zu sein, wo er wahnsinnig wird. Das ist eine Begebenheit, sogar oder vielleicht erst recht im Lichte der katholischen Pastoralmedizin. Zwar führt die moderne Psychiatrie fast jeden Selbstmord auf momentane oder chronische Unzurechnungsfähigkeit zurück; aber ich bin nicht so anspruchsvoll, Veremundus diese Ansicht aufzudrängen; Hauptmann läßt vor unsern Augen die Geistesstörung eintreten, aus der dann der Selbstmord hervorgeht. Unser Ästhetiker, der die Zielbewußtheit sogar für den künstlerisch giltigen Roman fordert, erlebt hier den Schmerz, daß nicht einmal das Drama mehr sein Postulat erfüllt. Ein Zeichen, wird er sagen, daß das Drama entartet, kein Drama mehr ist. Ein Zeichen, entgegne ich, daß das Drama neugeartet, ein anderes Drama geworden ist.

(Schluß folgt.)



Die deutsche Kunstausstellung in Dresden.

Die „reichsdeutsche Kunstausstellung" sollte sie eigentlich heißen. Denn bedauerlicher Weise sind hier keine großen, „überstaatlichen" Gesichtspunkte maßgebend gewesen. Wo blieb Wien mit seiner heiter aufblühenden Neukunst? Wo die Schweiz, die uns bekanntlich u. a. einen gewissen Böcklin gegeben hat? Wo sind die zum Teil recht hervorragenden Maler Prags? Diese Lücken müssen festgestellt werden; ein Bild des deutschen Gesamtschaffens giebt die Dresdener Ausstellung keineswegs.

Zu gunsten der Übersichtlichkeit folge ich in diesem Berichte der Einteilung nach Städten und Gauen, wie sie in der Ausstellung beliebt wurde; am praktischsten ist sie jedenfalls. Daß unsere deutsche bildende Kunst immer mehr den Lokalton verliert, ist freilich eine bekannte Thatsache, die sich aus der „Freizügigkeit" modernen Künstlertums ganz gut erklären läßt.

Doch zunächst ein Wort über die innere Ausschmückung der Kunstausstellungsräume. Im allgemeinen kann man den vornehmen Grundton dieser Ausstellung nur loben. Eine Ausnahme macht die große Halle, in der die meisten plastischen Kunstwerke stehen. Die Farben reden hier nicht mehr leise und liebenswürdig zu uns — sie schreien uns an. Zuerst sucht man die Ursache dieser überlauten Wirkung in der allzu großen Buntheit: gelbe Wände, ein blauer Fries, roter Teppich, grüne Zierbäumchen. Aber das ist es schließlich doch nicht so sehr: die lasurblauen Piedestale stehen auf dem siegellackroten Grunde nicht einmal so unvorteilhaft, der Zusammenklang, unterstützt durch die weißen oder bronzegrünen Skulpturen, ist lustig und freundlich. Der Hauptfehler liegt in dem Mißverhältnis zwischen diesem unteren Teil der Halle und dem Oberbau, dessen Kahlheit, noch unterstützt durch blaugemalte Fensterflächen, in grellen Gegensatz zu dem farbentrunkenen Unterbau tritt. Die kuriosen Kunstbäumchen aus Blech, mit metallenen Orangen daran, vermehren noch die steife Unruhe des Ganzen. Die kolossale Brunnengruppe von Rudolf Maison wirkt in dem geschlossenen Raume, umgeben von lauter kleinen Plastiken, wahrhaft erdrückend.

Sonst läßt sich von der inneren Ausschmückung fast nur Gutes sagen. Sehr fein sind die Tönungen der verschiedenen Zimmer und Säle. Man sieht da abwechselnd pompejanisches Rot, goldige und weiße Töne, moosgrüne Sammettapezierung, sogar tiefvioletten Anstrich mit schwarzgoldenen Randleisten. Zahlreiche Einrichtungen und Intérieurs überraschen durch Phantasie und Geschmack. So sind z. B. das Frühstückszimmer, das Musikzimmer, die Diele im modernisierten Empirestil als wahre Kunstwerke zu bezeichnen. Dazu kommen drei höchst reizvolle Alt-Meißner Porzellanzimmer. Das erste veranschaulicht den von Ost-

asien beeinflußten Barockstil (Periode des Malers Herold), das zweite den Rokokostil (Periode des Bildhauers Kändler), das dritte den Empirestil und den Beginn des Verfalls, der mit dem Klassizismus einsetzt. Jenes ist als Speisezimmer gedacht, auf dem Tische prangt das berühmte gräfl. Brühlsche „Schwanenservice", die Wände zieren Fürstenporträts aus dem Dresdener Königsschlosse. Besonders anheimelnd ist das zuletzt erwähnte Empire- oder Marcolini-Zimmer. Es stellt das „Salett" einer Villa vor, das sich traulich auf eine Parkterrasse öffnet.

Die Dresdener Malerei ist zunächst durch eine Reihe älterer, angesehener Herren vertreten, die jedoch außerhalb der Stätte ihres Wirkens kein besonderes Interesse beanspruchen dürften. Von den Jüngeren verdienen Georg Lührig, Richard Müller, Pepino, das Ehepaar Mediz-Pelikan und Hans Unger Erwähnung. Letzterer hat sich ein eigenes Kabinett (eben jenes violette) einrichten dürfen, in dem sieben Bilder von glühender Farbenseligkeit den Beschauer überraschen.

Georg Lührig, dieser ernste, eckige, schwere, herbe, jede Konzession an den Geschmack des Publikums stolz verschmähende Künstler, interessiert diesmal hauptsächlich durch seine „Drei Mädchen". Die Modelle sollen rumänisch sein, ebenso die Landschaft. Letztere ist vortrefflich, der Luftton von großer Echtheit. Malerisch ganz ausgezeichnet sind die Füße aller drei Mädchen; an solchem naturalistischen Detail kann man die Ehrlichkeit von Lührigs Kunst erkennen. Ein Wunder an Helligkeit und Farbenlust ist E. Mediz-Pelikans „Oleanderbaum". Auch eine meisterhaft ausgeführte Dalmatinergruppe — vier Männer in Nationaltracht schleppen Steine über einen kalkgrau-rötlichen Höhenweg am Meere — erregt berechtigtes Aufsehen. Karl Mediz hat sie gemalt, ebenso eine Prozession der Gottscheerinnen und eine Landschaft mit Cypressen. Richard Müller hat neben seiner „Barmherzigen Schwester" eine Reihe von Zeichnungen und Radierungen ausgestellt, von den letzteren müßten der „Kohlweißling" und der „Schwalbenschwanz" das Entzücken nicht nur des Kunstverständigen, sondern auch des Entomologen sein. Besondere Nennung verdienen noch Emilie Mediz-Pelikans „Meeresstille" und „Pinien" und weiterhin von den hier angebrachten Kleinarbeiten Georg Lührigs Steindruck „Baumgang". Im grünen Kabinett, einem der künstlerisch feinsten und geschmackvollsten Räume der Ausstellung, sind neben Leo Pohles mißlungenem Königsbild zwei Kircheninterieurs von Gotthardt Kuehl plaziert, die zu den besten Arbeiten dieses Meisters zählen. Unter den Kunstgenossenschaftern ragt noch Albert Stagura durch seinen „Ort des Friedens" hervor. Vorzüglich gelang ihm die Perspektive des Cypressenganges, den der von rechts einfallende Sonnenstrahl durch Erhellung des ersten Treppenabsatzes teilt und belebt. In seinem „Gebirgsbach nach dem Regen" überrascht die Wahrhaftigkeit der Lichtwirkung auf den fernen Bergwäldern, wie auch der naturwahre gelbliche Ton der Wassermasse.

Unter den Berliner Malern ist trotz des stark kosmopolitischen Wesens der reichshauptstädtischen Kunst ein gewisses Vorwiegen des nordgermanischen Elementes nicht abzuleugnen; und es liegt ja auch in der Natnr der Sache, daß die eigentönigsten Künstler Berlins Niederdeutsche sind. Ludwig Dettmann, dessen Bilder mich oft an Gedichte von Klaus Groth erinnern, hat auch hier wieder nordische Klänge angeschlagen. Seine „Fischerhochzeit" bringt mir jene Kirchen der Ostseestädte mit ihren Votivschifflein und geschnitzten Holzemporen wieder in Erinnerung; ein Sonnenstrahl fällt auf die schlichte Hochzeitsgesellschaft, deren harte

Gesichter durch Teilnahme und Andacht verklärt erscheinen. Sein „Windstoß“ (im kleineren Berliner Saale) — ein herbstlicher Baum vor einem Bauernhause, der seine gelben Blätter auf die Straße schüttelt — steht malerisch vielleicht noch höher. Weit weniger Persönliches weist Otto Brausewetters „Christus am Kreuze“ auf; ist er nicht Gabriel Max nachempfunden? Franz Skarbinas „Allerseelentag“ verleugnet nicht die bekannten Vorzüge dieses Meisters, die uns hier freilich fast äußerlich erscheinen wollen. Intimer ist sein Bild „Am Mühlwasser“, es liegt darüber etwas wie ein schwärmerischer Glanz. In beiden Gemälden wirkt das Rothaar der Frauengestalt vortrefflich. Die Landschaft ist hier sehr stark vertreten, und das norddeutsche Tiefland wird von den Künstlern bevorzugt. Vor allem ist wieder Ludwig Dettmann zu nennen, dessen Aquarelle „Das alte Haus“ und „Am Saume des Boddens“ so recht von der Poesie der Ostseelandschaft erfüllt sind. Auch Elisabeth v. Eicken ist auf den norddeutschen Ton gestimmt. Sie hat eine gewisse Verwandtschaft mit Dettmann, scheint aber schwermütiger und schwerer, wie besonders ihre Moorstudien bezeugen. Eine Art Idealstilisierung deutscher Landschaft und Erhebung derselben ins „Märchenfremde“ unternimmt wiederum Walther Leistikow in seiner geheimnisvollen „Dämmerung“, während er in der „Hellen Nacht“ ein bereits wiederholt von ihm behandeltes Motiv abändert und wiederum energisch stilisiert. Einige namhafte jüngere Maler Berlins sind in der Ausstellung nicht vertreten, so z. B. Brandenburg, Baluschek, Scholz. Als kunsthistorische, oder wenn man will, kulturgeschichtliche Merkwürdigkeit sei noch Anton v. Werners Repräsentationsbild: „Am 26. Oktober 1890“ erwähnt.

Von den Düsseldorfer Beiträgen nenne ich nur zwei: die wundervolle Marine von Dücker und eine „westfälische Landschaft“ von Jernberg. Eine herrliche Oktoberlandschaft mit dem Traum und Frieden späten Sonnengoldes, mit den blauen Schatten halb entlaubter Birken am Feldweg. —

Auf den ersten Blick scheint es, als ob Worpswede dieses Mal nicht so eindrucksmächtig vertreten wäre, wie vor zwei Jahren. Aber man hüte sich da vor einem vorschnellen Urteil! Wir sind eben an die Eigenart dieser Künstlergruppe schon gewöhnt; sie frappieren uns nicht mehr so wie 1897. Aber manche von ihnen sind noch fortgeschritten, während andere freilich in Gefahr sind, in ihrer Manier stecken zu bleiben. Mackensen und am Ende galten früher so ziemlich allgemein als die Führer der Worpsweder Künstlerschaar. Jetzt treten sie etwas mehr in den Hintergrund. Auch Vinnen entfernt sich, wenigstens motivisch, von seinen Genossen. Die interessantesten und bedeutendsten „Worpsweder“ sind gegenwärtig unbedingt der Westfale Modersohn und der Bremer Vogeler; jener als Landschafter, dieser als Phantasiemaler und Märchenerzähler. Heinrich Vogeler ist stets feiner in der poetischen Totalwirkung seiner Bilder, als in der preciösen Stilisierung seiner überschmächtigen Gestalten; so auch hier in seiner „Heimkehr“, diesem zarten lyrischen Farbengedichte. Daß er der „dichterischeste“ Worpsweder ist, bleibt wohl unbestritten. Otto Modersohns „Unwetter“ möchte ich zu den schönsten Bildern der Ausstellung zählen. Welche Stimmung! Diese rotgrauen Wolken, im furchtbar aufgeregten Bach gespiegelt, diese sturmgeschüttelten Birken! Desselben Künstlers „Herbstwetter“ steht fast auf gleicher Höhe. Interessant zu beobachten ist die verschiedenartige Behandlung des Baches oder Moorgrabens in jenen beiden Bildern und in der „Moorhütte“. Ähnliche Vorzüge, wie Modersohn, weist Hans am Ende auf, ohne jedoch die Innigkeit des Westfalen zu erreichen.

Frisches Leben begrüßt uns in dem grüngetönten Saale, in dem der Karlsruher Künstlerbund seine Werke hat aufhängen lassen. Ein Reiz deutscher Jugendlichkeit lebt hier, eine Ursprünglichkeit der Empfindung weht uns an, wie sie selbst bei den Münchener Sezessionisten kaum zu finden sind.

Ein wirkliches Triptychon, nicht nur ein dreigeteiltes Bild, sondern eine Dreiheit von Bildern mit einheitlicher Bedeutung ist des Grafen Leopold von Kalckreuth: „Unser Leben währet 70 Jahre“. Das Werk offenbart uns keine neuen Seiten im künstlerischen Wesen Kalckreuths, weder technisch noch gedanklich kann es als ein bestimmter Fortschritt angesprochen werden; aber es ist in seiner Art harmonisch und vollendet, ein schlichtes Farbengedicht ohne Tendenz oder sonstige Prätentionen. Gewiß ist die alte Frau im Hauptbilde eine gute Bekannte von der letzten Ausstellung her; dafür ist das Mädchen im linken Seitenbilde so einfach schön in ihrer bäuerlichen Jugend, und auf dem rechten Flügel wieder die kartoffelbeladene (mittelalte) Frau so lebenswahr, daß der Gesamteindruck uns rührt und befriedigt. Auf dem Gebiete der Landschaft leisten die Karlsruher ganz Herrliches. Ihr größter und fruchtbarster Landschafter ist Hans v. Volkmann. Manche vermissen bei Volkmann die „persönliche Note“. Aber das liegt in der objektiveren Natur seiner Landschaftsbetrachtung. Er holt aus jeder Landschaft sozusagen ihr Persönliches heraus und trägt darum weniger von seiner eigenen Stimmung in sie hinein. Sein Bild: „Sinkender Sonne Gruß“ ist das Juwel des Karlsruher Zimmers. Letztes Licht auf dem Strandhaferbewuchs der hohen Düne, dahinter trauervoll das graue Meer! Und dann seine Eifellandschaft: wie da die Schatten der Bäume in die Grasmulden fallen, die glatten, rötlichen Kühe auf der Weide leuchten! Jedes dieser Gemälde hat eben die besondere Stimmung, welche der dargestellten Gegend in diesem Augenblicke eignet.

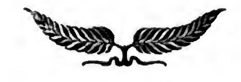
Im Saale der Münchener Kunstgenossenschaft ist das meistbewunderte Bild eine Madonna von Karl Marr, bei den Sezessionisten ist's eine Pallas Athene. Wie seltsam bezeichnend für die archaisierende Kunst eines Stuck und für die „hieratische“ Sehnsucht vieler Sezessionisten! Das auf Goldgrund gemalte Bild der Weisheitsgöttin ist übrigens nicht die Perle der erlesenen kleinen Sammlung, die Franz Stuck hier zusammengestellt hat. Als solche möchte ich eher die „Ägypterin“ bezeichnen. Da kommt die wirklich verblüffende Technik, die schier visionäre Phantasie dieses kraftvollen Niederbayern viel mehr zum Ausdruck. In der That, ganz wunderbar fesselt uns das Bild, immer plastischer tritt der von phantastischen Pfauenfarben umfunkelte Kopf aus der schwarzen Tiefe des Grundes heraus. Nächst der „Ägypterin“ möchte ich die „Dame in der Landschaft“ und die „Wilde Jagd“ besonders anführen. Bis zur aufrichtigen Bewunderung der „Amazone“ kann ich mich jedoch nicht versteigen. Stuck ist gewiß ein außerordentlicher Künstler, aber bei der Einschätzung seiner Schöpfungen wirft heute doch auch die Mode ihr Vollgewicht in die Wagschale.

In der „Lyrik der Landschaft“ stehen die Münchener mit den Karlsruhern und Worpswedern obenan. Welch traute Heimlichkeit in Karl Hermann Müllers Abendlandschaft, welch ein echt moderner Impressionismus in des „Dachauers“ Adolf Hölzel „Abendstimmung“, wie treuherzig gesehen sind Alfred v. Schrötters „Weiden im Schnee“ und Georg Flads „Dachau im Winter“. Überhaupt, diese „Dachauer“! Es sind die Worpsweder Süddeutschlands. Was haben sie alles aus der schlichten Moosgegend, der stillen Amper-Landschaft

herausgefühlt! Wenn Bayern, wie wir eben gehört haben, auf der Pariser Weltausstellung künstlerisch die erste Rolle in der deutschen Abteilung spielen soll, so müssen wir diese Bevorzugung einfach selbstverständlich finden und nicht etwa glauben, dies hänge nur mit der relativ größeren Sympathie der Franzosen für die Süddeutschen zusammen. In Sachen deutscher Kunst marschiert München vorläufig immer noch „an der Spitze".

Das gilt auch von der Plastik. Die Sonderausstellung von etwa zwanzig Werken Adolf Hildebrands findet einmütige Bewunderung. Seine „Luna" hat einen eigenen Kuppelsaal für sich bekommen. Von seinen Porträtbüsten sind die von Helmholtz und die noch geistvollere des Herzogs Karl Theodor i. B. besonders hervorzuheben. Louis Tuaillons „Siegesreiter" interessiert besonders durch die originelle Modellierung des Pferdes, das eine Individualität, nicht nur einen Typus ausdrückt. Stucks „Tänzerin" gehört zu seinen schönsten plastischen Arbeiten. — Im Klinger-Saale, der neben dem oft besprochenen Gemälde „Christus im Olymp" mehrere Bildwerke dieses Meisters birgt, fällt ein marmornes, armloses Weib durch die Schönheit des Materials auf. Der Versuch der Dresdener Klingerschwärmer, den Mangel der Arme als einen ganz besonders genialen Einfall hinzustellen, verdient freilich nur ein Lächeln. Sachsen ist im allgemeinen gut vertreten; reizend ist z. B. das Werk eines jungen Bildhauers, der den Namen jenes berühmten Zwinger-Erbauers trägt: Pöppelmanns Marmor-Gruppe „Mutter und Kind". Von den Bildwerken des Berliners Hugo Lederer ist die Gypsgruppe „Schicksal" trotz einer gewissen Effekthascherei der Beachtung würdig.

Damit hätten wir natürlich nur einen ganz flüchtigen Rundgang beendet. Nur mit einem Worte erwähnen kann ich der „Lukas Cranach-Ausstellung", die einen Aufsatz für sich beanspruchen würde. Tieferes Interesse kann sie nur beim Kunsthistoriker hervorrufen, besonders, wenn er sich für die sogenannte „Pseudo-Grunewald-Frage" erwärmt hat. Eine Diskussion dieser kunstgeschichtlichen Frage, die eine Art Seitenstück zur Sistina-Frage bildet und zu deren Entscheidung die hiesige Ausstellung reiches Material bietet, fällt natürlich nicht mehr in den Rahmen meines Berichtes. Bodo Wildberg.



Kritik.

Lyrische Landsmannschaft.

Das lyrische Wien. Eine moderne Lese von Dr. August Renner. Mit Dichtungen von Ferdinand Saar, J. J. David, Josef Kitir, Felix Dörmann, Karl v. Levetzow, Paul Wilhelm, Hugo v. Hofmannsthal u. a. Wien, Berlin und Leipzig, Georg Szelinski, k. k. Universitäts-Buchhandlung. 59 S.

Hannoversches Dichterbuch. Mit Beiträgen lebender Dichter und Buchschmuck von Heinr. Vogeler-Worpswede. Herausgeg. von Hans Müller-Brauel. Göttingen, Lüder Horstmann. 455 S.

Die Wiener Auslese von Renner bringt elf Dichter mit je sechs bis zwölf Beiträgen, ausgewählt vom Herausgeber aus Sammelbänden und Zeitschriften. Die Autoren sind also nicht persönlich an der Wahl ihrer Charakterstücke beteiligt. Anders im Hannoverschen Dichterbuch. Müller-Brauel hat sich mit den Dichtern zwecks ihrer persönlichen Vertretung in Verbindung gesetzt und von einer großen Zahl von Autoren Originalmitteilungen und Originalbeiträge erhalten. Im ganzen sind über fünfzig Dichter, große, kleine und kleinste, mit mehr als einem halben Tausend oft sehr interessanter, für den Forscher durchweg wertvoller Beiträge in dem prachtvoll ausgestatteten Bande vereinigt. Die hannoversche Landsmannschaft kann auf dies Buch stolz sein: es ist die schönste und reichste Sammlung deutscher Heimatlyrik, wie sie zugleich ein erhebendes Zeugnis regsten Kunstgeistes und Schönheitssinnes ist der Provinz Hannover. Nur geborene Hannoveraner, nicht zugewanderte, wurden aufgenommen, von Hermann Allmers, Karl Henckell, Otto Erich Hartleben, Franz Evers, Georg v. Ompteda, Heinz Tovote, Eduard von der Hellen bis herab auf den Zionswächter und Auchlyriker Börries v. Münchhausen. Das ist der einzige, den ich aus Gründen guten deutschen Geschmacks fortwünsche. Der Freiherr Börries v. Münchhausen hat durch sein denunziatorisches Verhalten bis auf weiteres das Recht verwirkt, mit unbescholtenen, freien Männern und ehrlichen Rittern vom Geiste in deutscher Dichterrunde zu sitzen. Anerkennenswert ist das Bemühen des Herausgebers, die mundartlichen Dichter möglichst vollzählig zu bringen. In der Wiener Sammlung findet sich kein einziger Dialektdichter.

M. G. Conrad.

Künstler-Romane.

Gährungen. Aus dem Leben unserer Zeit. Von Franz Servaes. Leipzig und Dresden, Carl Reißner. 472 S.

Halbnaturen. Ein Wiener Roman von Rudolf Lothar. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 335 S.

Die erlösende Wahrheit. Eine einfache Geschichte von Gerhard Ouckama. München, Piloty & Loehle. 195 S.

Es sind im guten Sinne Künstlerromane. Problem und Milieu sind den geistig vornehmen, wirtschaftlich unabhängigen Lebenskreisen entnommen. Die alternde Goethe-Welt ins Moderne übersetzt. Nachblüten des Weimaraner Olympiertums im Treibhause unserer heutigen Dekadenzdichtung. Bei Servaes und Lothar mit dem Anspruche, über das ästhetische Problem- und Milieuspiel hinaus kulturpsychologische Werte zu prägen und soziale Entwicklungsgänge bloßzulegen. Eigentlicher Zukunftsgeist ist in diesen Büchern kaum zu entdecken. Ihre Verfasser wurzeln mit ihrer Persönlichkeit vollständig im Gestrigen und Heutigen. Ihre Kunst und Wissenschaft erreicht Nietzsche nicht, geschweige, daß sie an einem Punkte darüber hinausschlüge. Es sind tüchtige Leistungen geistig hellsichtiger, künstlerisch gewandter, ethisch vorurteilsfreier Männer, die mit dem Jahrhundert abschließen, indem sie ästhetisierend nach dem Anfang des Jahrhunderts in Goetheherrlichkeit zurückschielen. Von dem gewaltigen Nietzsche-Charakter, der dem Übergang ins nächste neue Jahrhundert den wuchtigen Stempel aufdrückt und dem Schrifttum mit Übermenschen-Blitzen die Wege erhellt, ist in den Autoren nichts zu spüren. Ihre Bücher überwältigen nicht. Sie interessieren durch ihre Vorzüge und

schwächen den Schöngeist. Sie sind reine Litteratur.

Höher steht „Die erlösende Wahrheit“.

In seinen vorausgegangenen Werken („Die Karburg“, „Die Dekadenten“) hat der Verfasser des vorliegenden Romans bereits gezeigt, daß er das künstlerische Rüstzeug und die Weihe des Herzens besitzt, um sich an die tiefsten Lebensrätsel als nachschaffender und erleuchtender Geist wagen zu dürfen. Seine Analyse ist so fein und geistreich, daß sie wohl dem gewöhnlichen Romanleser kaum in ihrer vollen Bedeutung sich erschließen wird. Vielleicht, daß sie sogar den Spott des brutalen Lesepöbels herausfordert. Auch die Robusten und Übergesunden werden gleich mit einem abweisenden Schlagwort — „verrückt“, „pathologisch“! — zu Hand sein. Eine vornehme Künstlernatur begünstigt das dreieckige Verhältnis der eigenen Gattin aus reinster Seelengüte! Das ist für die Normalen natürlich von ausgesuchter Lächerlichkeit und Verächtlichkeit! Gewiß, es ist ein seltsamer Fall, den der Dichter hier vor uns aufbaut und mit hellem Lichte beleuchtet. Die Rätselseele des Helden entbehrt einer komischen Beimischung nicht in dem Komplexe von erhabenen und rührenden Elementen, der ihre abnorme persönliche Art bildet. Man denkt an Jesus, an Tolstoi, an Diefenbach und andere. Der Untergrund ist nicht erfabuliert. Die kennzeichnenden Entwicklungs-Vorgänge sind überzeugend. Nur ein großes, reines Talent vermochte uns einen der großen Mißverstandenen so zu schildern und glaubwürdig zu machen, wie es der deutschrussische Dichter Duckama hier vollbracht hat in der einfachen Geschichte von der „erlösenden Wahrheit“. Es ist ein schönes, bedeutendes Werk. Ein Lebensbuch, nicht bloße Litteratur.

M. G. Conrad.

Eine neue Weltgeschichte.

Die „Gesellschaft“ ist keine historische Fachzeitschrift, und der dies schreibt, ist kein Historiker. Geschichtsbücher können in ihr nicht vom Standpunkte der Fachgelehrsamkeit angezeigt werden, sondern vom Standpunkte des gebildeten Laien nur, der in der Gegenwart mehr als früher gerade nach guten Geschichtswerken sucht, die ihn ebenso fesseln wie orientieren, ohne ihn mit allzuviel erstickenden Details zu überschütten. Die vorliegende neue Weltgeschichte*) scheint, nach dem ersten bisher fertiggestellten Buch zu schließen, in hervorragendem Maße selbst anspruchsvollen Wünschen zu entsprechen. Sie ist nicht allzulang, 600 Seiten der erste Band. Sie ist in wirklich schöner Sprache geschrieben. Sie ist übersichtlich, ohne Detailüberladung. Sie verspricht lückenlos zu werden. Und sie ist sichtlich unparteiisch und unteleologisch.

Diesen Grundcharakter begründet der Herausgeber Hans Helmolt in einem besonderen Abschnitt über Gegenstand und Ziel einer Weltgeschichte. Was er ausführt, ist etwa folgendes: Weltgeschichte ist die Entwicklungsgeschichte der gesamten Menschheit. Was bisher an „Weltgeschichten“ erschien, entspricht dem nicht. Selbst die Weltgeschichte eines Ranke war nur ein Bruchstück. Und gewöhnlich enthalten solche „Weltgeschichten“ nur: Ägypten, Babylon und Assyrien, Persien, Griechenland und Rom, das Christentum, die Germanen und Romanen, nebenbei noch flüchtig die Slaven. Amerika, Ostasien, Ozeanien — die ungeheuren Gebiete, die gerade in der Gegenwart in den Mittel-

*) Weltgeschichte, unter Mitwirkung vieler Gelehrten, von Dr. Hans Helmolt, mit 24 Karten, 46 Farbendrucktafeln, 123 schwarzen Beilagen. 8 Bde. zu je 10 Mk. Band 1: Vorgeschichte, Amerika, der Stille Ozean. Bibliographisches Institut. Leipzig.

punkt des allgemeinen Interesses rücken und die doch auch eine, zum Teil vieltausendjährige Geschichte haben — fehlen meist gänzlich. Der Grund davon ist teils die Tradition, die nun die angegebene Anlage der Weltgeschichte so überliefert hat, teils der Dünkel, daß nur die genannten Völker die Kulturträger und deshalb allein geschichtlich wichtig seien. Kein Volk oder Volksteil aber, selbst wenn es in dem überlieferten Sinn „geschichtslos“ ist, ist für die Weltgeschichte wert- und wirkunglos geblieben. Darum müssen auch sie in den Kreis der Darstellung gezogen, in ihrer Wechselwirkung zu anderen Volkskörpern erkannt werden. Nur aus dem Werdegange aller Völker erwächst die Erkenntnis der wahren weltgeschichtlichen Zusammenhänge. Freilich dürfen diese Zusammenhänge nicht künstlich, von einem bestimmten philosophischen und teleologischen System aus konstruiert werden. Geschichtsphilosophie mag an anderer Stelle berechtigt sein, dem Historiker geziemt es nicht, sie zu haben. Leute wie Ranke und Treitschke waren deshalb in erster Linie Geschichtsphilosophen und Geschichtsteleologen, nicht Historiker. Dem Historiker kommt es nicht zu, den Plan Gottes oder der Natur in der Geschichte zu entdecken. Denn jeder bringt zur Beantwortung dieser Fragen seine persönliche Auffassung mit, die stets von der anderen verschieden ist. Das Grübeln über die Ziele alles Geschehens ist demnach kein historisches Handeln. Die Erkenntnis dessen, was man den Kausalnexus der Geschichte genannt hat, muß genügen. Alles andere ist vom Übel. Dann aber kann die Welthistorie auch neutral bleiben. Sie überliefert die Kenntnis der Thatsachen und ihrer wahren Zusammenhänge, aber sie überläßt es jedem Leser, diese Kenntnisse dann religiös, philosophisch, politisch, praktisch zu modeln und zu verwerten. Helmolt greift mit diesen und ähnlichen Gedanken direkt in den Streit der Historiker ein, der bekanntlich in jüngster Zeit besonders lebhaft in der Hardenschen Zukunft zwischen Delbrück und Lamprecht durchgefochten worden ist. Mir scheint, für eine Weltgeschichte, die Leser aller Richtungen finden und fesseln, und doch wissenschaftlich begründet bleiben will, ist das Helmoltsche Prinzip das allein richtige. Daß es nicht zu trockner Eintönigkeit und Langeweile zu führen braucht, beweist eben der erste Band der Helmoltschen Geschichte. Er fesselt bis zum Schluß. Ja, mehr, er löst, gerade indem er sich auf die Klarlegung der erkennbaren Zusammenhänge des geschichtlichen Geschehens beschränkt, bei dem Leser eine Fülle eigener praktisch wertvoller Gedanken aus. Bei dem Schreiber dieser Zeilen waren es namentlich religiöse, soziale und politische, bei anderen werden es wieder andere sein, aber gerade dadurch wird das Buch einen lebendigen und dauernden Wert gewinnen.

Im Sinne seines eben charakterisierten Grundprinzips sagt Helmolt an einer Stelle seiner Erörterungen feinsinnig: „Natur und Mensch, das sind (für den reinen Historiker) die beiden maßgebenden Schöpfer der Geschichte; ihr gegenseitiges Aneinanderarbeiten und Ineinanderwirken läßt geschehen, was geschehen ist.“ Dieser Gedanke führt ihn dann zu der eigenartigen und, soviel man weiß, auch ziemlich neuen Anlage seiner Weltgeschichte: der anthropo-geographischen. Hierbei greift er auf Karl Ritter und Friedrich Ratzel zurück: der Boden, auf dem die Menschheit steht, d. h. die Erde, deren Kunde man Geographie heißt, ist die Bühne ihrer Geschichte. „Geographie ist da nun notwendig die Grundlage für das umfassende Verständnis der Weltgeschichte. Ihr Hauptziel ist, zu verstehen, wie kein Teilchen der Menschheit in seiner

historischen Entwicklung bloßzulegen ist, ohne dabei Nachbarteilchen zu berühren. Die anthropo-geographische Anordnung des Stoffs der Weltgeschichte führt deshalb ganz von selber zu seiner lückenlosen Darstellung. Denn stets reiht sich, in unzerreißbarer Wechselwirkung, Völkerkreis an Völkerkreis. Bis der Umkreis der Erde umschritten, die Kette vollgliedlich geschlossen ist. So steht mit einem Schlage das Gebäude da, „worin alle Glieder der menschlichen Gesellschaft, die kleinen und kurzlebigen, die großen und einflußreichen, Platz finden: es ist die Ökumene."

In der That, jede andere Form der Stoffgliederung erscheint minderwertig gegenüber dieser. So die nach Rassen — denn es giebt keine allgemeingültige Rasseneinteilung. Ebenso die nach Kulturformen — denn sie genießt immer geschichtliche Verbindungen und schafft unaufhörliche Wiederholungen. Man weiß wirklich nicht leicht eine bessere, als diese anthropo-geographische Grundeinteilung zu finden.

Aber — eins muß ihr gegenüber doch festgehalten werden. Ganz tendenzlos, wie Helmolt meint, ist auch sie nicht. Sie hat mindestens einen starken Stich in die materialistische Geschichtsauffassung der Marxisten hinein. Nicht, als ob sie sich gänzlich mit ihr deckte. Karl Marx faßt sie bekanntlich so, daß die ökonomischen Unterlagen einer Gesellschaft im letzten Grunde deren gesamte politische, soziale, religiöse, philosophische, ethische, ästhetische und allgemein geistige Struktur bestimmen. Von volkswirtschaftlichen Dingen ist nun bei Helmolts Grundlegung seiner Weltgeschichte allerdings nicht, oder doch beinahe nicht die Rede. Andererseits ist aber nicht zu leugnen, daß gerade wieder die ökonomischen Verhältnisse eines Volks in allererster Linie von der Beschaffenheit des Bodens, auf dem es lebt, bedingt sind. Wie der Boden, seine Lage, seine Qualität, seine Nachbarschaft und sein Umfang, so die Ökonomie des ihn bewohnenden Volkes — diese Parallele ist mindestens zu einem großen Teile unbestreitbar richtig. Damit aber ist der Zusammenhang der Helmoltschen und Marxistischen Geschichtsauffassung, wie uns scheint, unwiderleglich dargethan. Helmolt erscheint als ein lebendiger Beweis für die Richtigkeit einer wenigstens modifizierten materialistischen Geschichtsauffassung, und wäre es nur in dem Umfange, den ihr Eduard Bernstein in seinem jüngsten, vielbesprochenen Buche über die Voraussetzungen des Sozialismus zuweist. Meines Erachtens ist das auch kein Schaden für Helmolt. Denn auch mir steht die materialistische Geschichtsauffassung in der Bernsteinschen Formulierung fest: die materiellen Verhältnisse bedingen in der That in allererster Linie die menschliche Gesellschaft; aber allerdings ist umgekehrt auch der menschliche Wille wieder im stande, die ihn umgebenden ökonomischen und natürlichen Verhältnisse mit zu beeinflussen. Nur daß jenes das erste, dieses das zweite ist.

Das Helmoltsche materialistisch gerichtete, anthropo-geographische Prinzip wird in dem ganzen ersten, bisher allein vorliegenden Bande nun auch treulich durchgeführt. Am feinsinnigsten wohl von Friedrich Ratzel selbst in dem Abschnitt: die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde. Um der 44 Seiten dieses einen Abschnitts allein verdient der ganze Band gelesen zu werden. Ich zähle ihn zu den Schriftstücken, die auf mich und mein Denken eine unauslöschliche, richtunggebende Wirkung ausüben. Und wie mir, wird es jedem gehen, der dieser Gedankenwelt bisher ferner stand. Strengste Wissenschaftlichkeit und genialer Weitblick vereinigen sich zu teilweise überraschenden, und doch wie

Selbstverständlichkeiten wirkenden Erkenntnissen.

In anderer Weise wendet wieder den Helmoltschen Grundsatz der nächste Abschnitt des Buches über die **Vorgeschichte der Menschheit** von Johannes Ranke an. Was die geologisch-archäologische Wissenschaft, allein gestützt auf die Monumente des Bodens, über das Dasein der Menschheit vor der Zeit aller andersartigen, geschweige denn schriftlichen Überlieferung gefunden, ist hier, nach meiner Kenntnis, zum erstenmal in dieser geschlossenen, anschaulichen, wissenschaftlich unanfechtbaren Form zu einem Ganzen zusammengefaßt. Die Materie in ihrem höchsten, ältesten, sprödesten Teil tritt hier als Lehrerin der Geschichte auf, zeigt selbst, wie sie, der Boden, die Erde, die bestimmende Macht für die damalige geschichtlich-vorgeschichtliche Menschheit war.

Am schärfsten tritt der geschichtsmaterialistische Zug der Helmoltschen Weltgeschichte aber in dem umfangreichsten, weil Hauptabschnitt des ersten Bandes, der Geschichte Amerikas (Seite 181 bis 574) zu Tage. Und wieder namentlich da, wo es sich um die Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika dreht. Man kann wohl sagen, daß auch nach **Konrad Häbler** (dem Verfasser dieses Abschnittes) die Geschichte der U. S. A. beinahe rein eine Geschichte der wirtschaftlichen Interessen und Klassen dieses Staates ist. Wann immer die naturalistische Geschichtsauffassung Material zur Bestätigung des unbedingt Richtigen in ihr brauchen wird, so wird sie es sich sicherlich künftig auch hier, bei dem Nichtmarxisten Haebler holen. —

Die vorliegende Besprechung hat nur einen, allerdings einen neuen Hauptgedanken der neuen Weltgeschichte beleuchten können. Was diese sonst bietet, kann hier nicht auch nur andeutungsweise gesagt werden. Nur das soll am Schlusse persönlich noch bemerkt werden, daß nie ein Band einer Weltgeschichte den Schreiber so gefesselt und bereichert hat, wie dieser. Wir sind aufs äußerste auf die nachfolgenden Bände gespannt.

Paul Göhre.

Wagner-Litteratur.

Mehr und mehr sind wir in der letzten Zeit aus einer recht fatalen Sackgasse der spezifischen „Wagner-Litteratur“ herausgekommen, welch' letztere sich leider lange Zeit immer nur wie ein Aschenbrödel, freud-, raum- und zeitlos gleichsam, oft bei den obskursten Verleger-Namen des deutschen Buchhandels herumzudrücken hatte und darum denn auch zumeist so gut wie — „verlegt“ war. Das ist jetzt mit einem Male anders geworden. Breitkopf & Härtel, Bruckmann, S. Fischer, C. Reißner: dergleichen bedeutet einen großen, entschiedenen Fortschritt in dieser Frage, zeigt es uns doch, daß das Gesprächsthema Wagner nun endlich auch einmal „salonfähig“ geworden ist.

Wir kommen auf solche Betrachtungen anläßlich dreier wertvoller Publikationen, von denen sich zwei insbesondere mit „**R. Wagners Weltanschauung**“ beschäftigen, das dritte bisher unveröffentlichte Briefe des Meisters und gewichtige Details zur Entstehungsgeschichte der Bayreuther Bühnenfestspiele beibringt. Von jenen wieder ist die eine unter dem eben genannten Titel selbst bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen und hat einen jungen, sehr begabten Ästhetiker Dr. **Rudolf Louis** zum Verfasser, während die andere: „**Richard Wagner, der Dichter und Denker**“ betitelt, von einem Franzosen, Dr. **Henri Lichtenberger**, herrührt, demselben feinsinnigen Professor der Universität Nancy, dessen Nietzsche-Buch unlängst in deutscher

Übertragung ein so berechtigtes Aufsehen allenthalben erregen durfte; und zwar liegt diese in autorisierter Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski aus dem Reißnerschen Verlage (Dresden und Leipzig) vor. Die dritte endlich benennt sich „Briefe R. Wagners an Emil Heckel" (Berlin, S. Fischer); ihre Herausgabe hat der als gediegener Schriftsteller in der Litteraturwelt längst wohlgeschätzte Sohn des ehemaligen Bayreuther Verwaltungsrates Karl Heckel besorgt. — Erscheint es sehr begreiflich, daß die ersten beiden Bücher sich vielfach berühren, wenn auch Lichtenberger nach dem Untertitel: „Ein Handbuch seines Lebens und Schaffens" dieses letztere mehr betont, Louis hingegen mit seinem Werke sich unwillkürlich einen engeren Rahmen gesteckt hat, — so liegt es wiederum auch nahe, beide zusammen hier zu betrachten. Nimmt man überdies noch den unlängst in der Wissenschaftl. Beilage der Münchener „Allg. Ztg." (Nr. 47—49) veröffentlichten, ungemein lichtvollen Vortrag H. St. Chamberlains über „R. Wagners Philosophie" mit hinzu, so kann diesem Studium ein sehr wertvolles Ergebnis von vornherein garantiert werden; denn alle drei ergänzen sich nicht nur wechselseitig, sondern bereichern und erweitern die Kenntnis vom Wagner-Problem geistig um ein Erhebliches. Von Überweg-Heinze und Falkenberg wird R. Wagner zwar in der Geschichte der Philosophie aufgeführt, ja, der verstorbene Carl v. Prantl in München reihte ihn schon früher, bei seinen Vorlesungen, unter den Hegelianern ein. Aber des „Wagnerianers" Chamberlain Beweisführung: daß R. Wagner zwar eine umfassende, außerordentlich hell beleuchtete Weltanschauung, doch keine wirkliche Philosophie besessen habe, ist so klar und einleuchtend, daß wir fortan auch alle jene Ausführungen, wo (bei Louis, Lichtenberger u. a.) von der Philosophie Wagners die Rede ist, wohl oder übel nur mehr mit jener Einschränkung werden verstehen können. Niemals mehr wollen wir bei allen diesen Erörterungen vergessen, daß philosophische Erkenntnis und philosophisches Bewußtsein bei dem Dichterkomponisten nichts Eigenes, Direktes gewesen ist, sondern daß er darin abhängig von anderen (Feuerbach, Schopenhauer), gebundener Geist gleichsam, war, während man über den Versuch Arthur Drews', im Zentrum des Wagnerschen Schaffens, d. h. im „Nibelungen-Ring", Ed. v. Hartmanns „Philosophie des Unbewußten" nachzuweisen (Leipzig, H. Haacke), getrost wohl zur Tagesordnung übergehen kann. Richtiger also werden wir auf alle Fälle künftig nicht vom „Philosophen", sondern vom „Denker" Wagner sprechen — wenn immer sich nebenher die Frage wohl aufwerfen läßt, ob Chamberlain seinerseits nicht stellenweise „Philosophie" mit „Erkenntnis-Theorie" zu sehr verwechselt hat, und ob aus seiner schroffen Ablehnung der „Philosophie" Wagners als solcher nicht doch beinahe schon etwas wie hochnäsiges Zunftgelehrtentum zum Leser spricht. Fast scheint es wenigstens, als wäre er eines Tages auf dem kritischen Punkte der Betrachtung angelangt, wo man sich nolens volens auf Grund selbständiger Lebensanschauung über Wagner zu erheben beginnt: so daß wir also hier am Ende gar eine zweite Auflage Nietzsche noch zu gewärtigen hätten. Bedeutend genug ist Chamberlain allerdings dazu!

Doch, ich kehre zu meinen Klienten: Rudolf Louis und Henri Lichtenberger, zurück und möchte hier vor allem feststellen, daß bei ersterem im Grunde mehr das Was, bei letzterem vornehmlich das Wie seiner Darstellung fesselt und interessiert: wie wir sehen, der alte or-

ganische Gegensatz und Unterschied zwischen der germanischen und französischen Rasse. Freimütig, je näher wir dem Verfasser persönlich stehen und für je berufener wir seine Feder und Begabung halten, muß es dem Louisschen Buche gegenüber bekannt werden: das, was seine buchhändlerische Ankündigung so besonders betont — „eine im besten Sinne des Wortes populäre Schreibweise“ — scheint uns doch nicht erreicht zu sein. Um so lebhafter freilich darf die andere Seite jener Ankündigung, d. h. „Ernst und Gründlichkeit, wie sie der Gegenstand erforderte“, anerkannt werden, kann man von dem ebenso sachkundigen wie geistvollen Verfasser aufrichtigen Lobes bestätigen, daß sein redliches Bestreben, die Klippe sowohl der Einseitigkeit als auch der Oberflächlichkeit zu umschiffen, bei ihm nirgends zu verkennen bleibt. Nach Hugo Dingers dickleibigem Werke über „R. Wagners geistige Entwicklung“ und Chamberlains bekanntem umfassenden „Wagner-Buch“ den Denker Wagner auf 180 Seiten 8° selbständig und interessant, neu und im Grundkern erschöpfend zugleich zu behandeln, das war keine leichte Aufgabe. Ersterer hatte freilich über dem Moment der Entwicklung die persönliche Einheit zu sehr vergessen und eine unvermittelte Kluft zwischen dem Wagner der Feuerbach- und dem der Schopenhauer-Periode aufgerissen; letzterer wiederum jene organische Einheit der Person so streng genommen, daß er die einzelnen Begriffe auf den verschiedenen Stufen Wagners nahezu gleichwertig einsetzte und behandelte, sie mitunter sogar beliebig durcheinander mischend. So galt es für Louis, das rein historisch-genetische Verfahren und die quasi dogmatische Darstellungsweise sozusagen zu kombinieren und die sich entwickelnde Einheit bei Wagner aufzusuchen. Ein sorgfältiges Register erhöht den Wert dieser Arbeit zudem noch um ein Beträchtliches. Und kommen dabei noch so ausgezeichnete Partieen mit in Betracht, wie die lichtvolle Heranziehung Platos S. 22 f.; die dankenswerte Hervorhebung E. T. A. Hoffmanns (32–39); das aufschlußreiche Zurückgreifen auf Nietzsche (S. 44 f.); das interessante Kapitel Feuerbach (S. 69 ff.) mit dem Versuch des Nachweises, wie Wagner — trotz Chamberlain — doch mehr als nur die „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ von jenem gekannt haben müsse; die treffenden Bemerkungen zum Begriff „Altruismus“; das Thema „Mann — Weib“ und „Liebe“ mit seinem tiefen Einschlag in Wagners Lebens- und Kunstphilosophie (94 f. u. a.); die geistvolle Erläuterung der Naturauffassung bei Rousseau — Tolstoi und bei Wagner (84); der wichtige Abschnitt „Tristan“ (132–139) und so vieles andere mehr: dann ist man ohne weiteres befugt, von einer entscheidenden Bereicherung der einschlägigen Litteratur bei dieser Schrift zu reden, die nur lieber in Fraktur statt in Antiqua gedruckt und nicht so miserabel geheftet sein müßte, um noch ungleich günstiger zu wirken. Das alles schließt natürlich nicht aus, daß man in Einzelheiten recht oft anderer Meinung sein kann. So z. B., wenn Louis „in den kunsttheoretischen Anschauungen Wagners eine prinzipielle Änderung (gegen Dieger) nicht finden kann“ — S. 147 Anm. —, so möchte ich schon gerne auf die Wandlung seiner Ästhetik vom Sensualistischen sozusagen zum Somnambulen aufmerksam machen; und eine Wendung wie die S. 164: daß Nietzsche „den traurigen Sophisten vom Schlage eines Max Nordau und ihren Scheinargumentationen sich anzuschließen wenig vornehm genug war“ — eine solche Wendung sollte doch selbst einem streng dogmatischen Wagnerianer nicht unterlaufen dürfen, denn Nietzsches

„Neuer Umblick“ wurde niedergeschrieben 1879, der „Fall Wagner“ erschien 1888 und Nordaus „Entartung“ erblickte doch bekanntlich erst 1896 das Licht der Öffentlichkeit. Selbst in dem grundwesentlichen Hauptpunkte seiner Darlegung können wir schließlich Louis nicht ganz beipflichten, so sehr er gerade darin auch mit seinem Gegner Chamberlain übereinzustimmen scheint. Louis hofft nämlich, in dem Begriff des „Rein-Menschlichen“, dessen mannigfache Wandlungen bei Wagner auf Schritt und Tritt aufmerksam verfolgend, den Zentralpunkt für eine einheitliche Auffassung der geistigen Entwicklung des Bayreuther Meisters gefunden zu haben (vgl. S. 16 und 71). Aber indem er hier die notwendige organische Ergänzung (vergl. S. 148), d. h. den Begriff des „Ewig-Natürlichen“ — ich will nicht sagen: unterschlägt, aber doch so gut wie ignoriert (S. 186 springt dieses „Ewig-Natürliche“ übrigens plötzlich, wie das bekannte Teufelchen aus dem Kasten, doch heraus), indem er ihn gleichsam implicite mit einbegreift und das „Rein-Menschliche“ darum lange nicht so energisch von seiner religiösen Seite faßt, wie es von Wagner später recht eigentlich doch gemeint ist, — erleichtert er sich seine Aufgabe ganz wesentlich, oft bis zur Verdunkelung des Problems, um dann gelegentlich doch wieder (S. 99, 128, 130, 132, 170) von einer „totalen Umwälzung“, der „fundamentalen Revolution“, dem „ganz anderen Wagner“ zu reden.

Da scheint mir denn doch der sonst freiere, will sagen: mit weniger gebundener Route marschierende Ausländer Lichtenberger in seinem scharfsinnigen Schluß-Fazit, und hier in der korrekten Auseinanderhaltung jener beiden Hauptbegriffe, dem punctum saliens der Sache einigermaßen näher gekommen zu sein. (Wie schade, daß sich die beiden gegenseitig gar nicht zu kennen scheinen, da sich ihre Kreise stellenweise wieder so schön und tief berühren!) Und der Franzose hat dabei noch den großen Vorzug, durch den Kritizismus Nietzsche-Nordau wacker hindurch gegangen, daher wetter- und sattelfest in allen Lagen zu sein und doch schließlich zu wesentlich positiven, zum Teil spezifisch Wagnerianischen Ergebnissen in seiner Forschung zu gelangen. Ist in diesem ganzen Buche schon vorher die gute, klare Einteilung, die verständige Gruppierung und sinnvoll-übersichtliche Gliederung für ein Fremd-Urteil überaus erfreulich, so namentlich ist dieses glänzende Schlußkapitel im großen und ganzen mit seinem bedeutenden Ausblick und seiner warmen Verehrung ganz vortrefflich, um nicht zu sagen: meisterhaft geraten. Mit freudigem Erstaunen wird der Leser gewahr, wie hier nicht etwa die seichte Oberfläche herauskommt — bei solch' geschmackvoller Vereinfachung alles Schwierigen, sondern gerade der reale Kern sich losschält von aller komplizierten Umhüllung. Und auch sonst läßt sich wohl ohne Bedenken von dem Buche sagen: Wo du es aufschlägst, da ist es interessant! Sein Untertitel sagt eigentlich schon plastisch alles, was sein Inhalt birgt. Ganz gewiß auch ist es keine schlechte Technik, die da in einer Darstellung und Entwicklung von Wagners Leben und Schaffen zugleich seine künstlerisch-philosophische „Evolution“ giebt, seine persönlich-philosophische Weltanschauung wiederspiegelt. Zwar ist dem deutschen Herrn Übersetzer da und dort eine kleine Flüchtigkeit mit untergelaufen. So hätte er das Felix Weingärtner (vergl. 562 Anm.), das wiederholte Schlosser statt Schlösser (S. 198 u. 389 Anm.), das Madame d'Agout (S. 415) des französischen Textes aus eigener, besserer Kenntnis schon zu berichtigen wissen können; auch berührt sein hartnäckiges: „Glauben, Willen, Frieden“ (als Nomitativ Singular des

Substantivs) immerhin etwas eigentümlich. Aber die Litteraturkunde des Autors ist eine überraschend umfassende (höchstens F. v. Hausegger, Schemann und die Gobineau-Vereinigung, sowie einige grundlegende Abhandlungen des Unterzeichneten haben wir, außer — wie schon erwähnt — Louis, noch vermißt); das eigentliche Quellenmaterial — bis auf Weißheimers Memoiren — zuverlässig und solide; das Register auch hier wieder eine den Gebrauchswert ungemein erhöhende, sehr willkommene Beigabe der deutschen Publikation (für eine Neuauflage empfehlen wir übrigens folgende Vervollständigungen: Cosima Wagner nicht S. 561, sondern 562; Nietzsche zum übrigen auch noch S. 485; S. 451 und 458 auch noch die Zusätze zum „Judentum in der Musik“ aus dem VIII. Bande der „Ges. Schr.“ nachzutragen!); zudem geben die Inhalts-Stichwörter der einzelnen Seiten mit dem Index zusammen noch einen ausgezeichnet raschen Einblick in das Ganze. So sehen wir denn in dem zugleich hübsch gedruckten Lichtenbergerschen Buche nicht nur die beste Gesamt-Darstellung, die uns aus der französischen Litteratur über Wagner (wir denken an Schuré, Jullien, Noufflard, Ernst, den Grafen Chambrun und selbst Kufferath) bisher begegnet ist; sie schlägt durch ihren feinen kritischen Ernst bei wärmster Anerkennung sogar auch noch eine ganze Menge ehrlich gemeinter und tüchtig gearbeiteter, aber viel zu schwerfällig-kanonischer Schriften der deutschen Wagner-Litteratur um ein Beträchtliches. Kurz, wir salutieren respektvollst und stehen sogar nicht an, dieses französische Werk für das (annoch wenigstens) einzige zu erklären, welches auf der vollen Höhe der wissenschaftlichen Wagner-Forschung steht, d. h. welches auf der Höhe des Zeitbewußtseins über Wagner (den neuen Nietzscheschen Standpunkt noch mit inbegriffen) den heutigen Stand der Dinge in direkter Bejahung der hohen internationalen Kulturbedeutung gerecht notifiziert. —

Wesentlich kürzer vermögen wir uns über die drittgenannte, gleichfalls vortreffliche und dankenswerte Broschüre zu fassen. Sie gründet sich im Hauptsächlichen auf frühere Veröffentlichungen desselben Herausgebers über die Entstehungsgeschichte der Bayreuther Festspiele und persönliche Erinnerungen des Vaters Heckel zu seiner verdienstvollen, ihm unvergessenen Mitwirkung an dem Zustandekommen des idealen Unternehmens. Nur sind jetzt die Originalien der zu Grunde gelegten Briefe des Meisters pp. dazu und überhaupt zuerst ans Tageslicht gekommen. Lebendig entwickelt, frisch geschrieben, bietet das ganze viel neue Materialien, intime Dokumente, zum Teil archivalische Ausbeutungen — alles in allem eine recht zeitgemäße Vervollständigung unserer Kenntnis von Wagners Wesen und den mancherlei Leidensstationen auf dem steilen Calvarienwege bis zur endlichen Krönung des unerhörten Bayreuther Werkes — für den Meister sowohl als seine Getreuen. Emil Heckel war einer der ersten, der thätigsten und der beharrlichsten, und er war glücklicherweise aus jener Stadt, da „Männer heimisch“ sind. Die Prägung dieses Wortes danken wir Wagner aufrichtigen Herzens als eine in Anbetracht der Person und der näheren Umstände wohlgelungene. Sonst freilich gehen uns seine krampfigen und hartnäckigen Stammbuchreimereien in der Regel ein wenig auf die Nerven. Kein Zweifel: Wagner muß zuweilen wohl überaus „schwierig“ gewesen sein. Allein — er war kein Schauspieler! Sehr groß (und konfliktreich für ihn selbst und seine Schule) war dagegen zuweilen der Widerspruch zwischen den philosophischen Überzeugungen bezw. moralischen Forderungen und seinen organischen Nei-

gungen bei ihm (wozu man vergl. wolle: Lichtenberger S. 538).

Recht merkwürdig ist endlich ein viertes Buch, das wir in diesem Zusammenhange noch rasch mit anreihen wollen: „Parsifal. Der Weg zu Christus durch die Kunst. Eine Wagner-Studie von Albert Roß Parsons. Aus dem Englischen nach der zweiten Auflage übersetzt von Dr. Reinhold Frhrn. von Lichtenberg (2. Auflage); Zehlendorf, Paul Zillmanns Verlag“ — ein recht seltsames Buch, obendrein ziemlich langweilig geschrieben und — o, so unendlich englisch in seiner Form und Anschauungsweise! Bei aller Gelehrsamkeit, vom Mysterium bis zur Magie, vom Mystizismus bis zum Occultistischen herab — es muß doch wohl ein ziemlich flacher Kopf sein, der es verfaßt hat. Dieses theosophisch-theologische Spintisieren über ein Thema wie „Parsifal“ mit allem Spleen einer krampfhaft-hartnäckigen Bibel-Symbolik: wer kennte das nicht schon an den begeisterten amerikanischen und anglikanischen Bayreuth-Pilgern, die ganze Nachmittage in Diskussion über der tiefsinnigen Frage zubringen können: ob Titurel = Simeon sei! Die unvereinbarsten Dinge zusammengeworfen und durcheinander gequirlt — wir alle haben früher nur zu gern solche Dinge gelesen und leider auch selbst in diesem Genre zu viel schon verbrochen! Allmählich, bei wachsender Erkenntnis, hat man aber schließlich denn doch ein Haar darin gefunden. — Übrigens, wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen. Der französische Abbé Marcel Hébert analysiert „das religiöse Gefühl bei R. Wagner“, Mr. Parsons hält in der New Yorker Allerseelen-Kirche eine Erbauungs-Andacht auf den modernen Reformator . . . da müssen die „Bayreuther Blätter“ unbedingt auch einmal offiziell predigen (vgl. das X./XI. Stück ihres vorigen Jahrganges)! Ein Nietzsche hat gewiß so unrecht nicht: sie sind beim Weihrauch und beim Psalmodieren eines Oberpriestertums glücklich angelangt. Allein, eine wesentliche Einschränkung müssen wir ihm gegenüber doch machen. Nur der „Antichrist“ ganz allgemein in ihm durfte Wagners letzte Entwicklung als Dekadence pp. beherzt ablehnen. Nicht aber konnte er dabei scheinbar noch zwischen den zwei christlichen Hauptkonfessionen unterscheiden und vom „Parsifal“ behaupten: „Was Ihr vernahmt, ist Rom — Roms Glaube ohne Worte!“ Entweder — oder! Entweder Christ oder Antichrist. Wenn aber ersteres noch zugegeben, dann besteht keinerlei Recht, den germanisch-protestantischen „reinen Thoren“ des thätigen Mitleids, der sich der Sünde beherzt stellt, den kämpfenden und Liebeswerke thätig wirkenden Gralsdienst von Mönch und Ritter zugleich, mit katholischer Weltflucht und romantischer Velleität für gleichbedeutend zu erklären. Das war doch einmal hier zu sagen.

Weimar. Dr. Arthur Seidl.



Auf die Mensur!

Kurz nach der Veröffentlichung des Abschn. II („Der alte Mensch und seine Kunst“) meiner Studie über den „Katholizismus und die neue Dichtung“ ging mir durch die Vermittelung der Redaktion das Urteil eines Lesers zu, das mich zur Er-

widerung drängt, weil ich fürchte, daß es nicht allein stehen wird. Ich setze es wörtlich hierher:

„. . . die Bemerkungen über Hutten und Luther sind albern und auf gänzlicher Unkenntnis der Psychologie dieser beiden Persönlichkeiten beruhend. Es ist jammerschade, daß selbst gescheidte Menschen sich von gewissen doktrinären Phrasen der dreißiger und vierziger Jahre nicht emanzipieren können.“

Ich hatte nämlich geschrieben: „Das hat Luther bei weitem nicht so konsequent durchgedacht, wie Ulrich v. Hutten und Thomas Münzer, die ihm beide an geistiger Begabung wie an Charaktergröße überlegen waren.“ Ich vermute, die „Charaktergröße“ hat jenen Leser in solche Aufregung versetzt, daß er mit dem etwas groben Worte „albern“ werten mußte. Dabei übersieht er eben in der Hitze den Unterschied zwischen Charakter größe und mächtiger Persönlichkeit. Und doch ist dieser Unterschied so bedeutend, daß man fast sagen kann: beide Wertungen schließen einander meistens aus. Die starke, bezwingende Persönlichkeit kann, wenn sie sich durchsetzen will, nur sehr selten Charaktergröße bewahren. Denn Charaktergröße offenbart sich in nichts so stark, als in der Reinheit der Mittel. Von Bismarcks Gegnern überragten ihn nicht wenige an Charaktergröße, ohne daß ihm einer (außer Lassalle) an Gewalt der Persönlichkeit auch nur nahegekommen wäre. Analog steht es mit Luther. Er ist thatsächlich vor Bismarck der größte deutsche Realpolitiker. Keiner vor Bismarck hat seine Zeit so verstanden, wie Luther. Er sah, was alle anderen — auch Hutten und Münzer — nicht sahen: das Aufsteigen der Fürstenmacht. So nahm er skrupellos, was er fand, lehnte sich an die Fürsten und trotzte dem Kaiser und ließ die Bauern im Stich. Es war seine Tragik, daß er gar bald vor dem Fürstentume ganz kapitulieren mußte. Wenn man „Über die Freiheit eines Christenmenschen“ mit offenen Augen liest, so findet man Stellen, in denen die jesu-paulinischen Wahrheiten von der Rechtfertigung im Glauben mit — ich spreche das harte Wort aus: jesuitischer Dialektik für die Forderung des Unterthanengehorsams ausgebeutet werden. Und daß der Despotismus des Fürstentums tausendmal roher, niedriger, schlimmer war, als der Roms, braucht nicht erst gesagt zu werden. Ulrich Hutten und Münzer kämpften für unrealisierbare Ideale: denn das Ritterideal war schon vernichtet, das liberale noch nicht erfüllbar. Daß dennoch alles sich gut gewendet hat, daß Preußen die gigantische Aufgabe löste, aus dem Kleinfürstentum heraus dieses zu überwinden und eine neue Einheitsmacht zu schaffen — hat daran vielleicht Luther ein Verdienst? — Auch ich versage den großen Realpolitikern meine Bewunderung nicht. Aber ich lüge mir auch nicht vor, sie seien Idealisten gewesen. Und ich quäle mich auch nicht ab, sie en miniature nachzuahmen, nach dem Vorbilde unserer Bismarck-Anbeter. Im Hinblick auf solches Gebahren, das verlogen und lächerlich zugleich ist, muß ich doch sagen, daß mir „manche Phrasen“ aus der aufsteigenden Zeit des Bürgertums, aus den vierziger Jahren, lieber sind, als die modischen aus der absteigenden, und daß wir uns lieber von letzteren emanzipieren und uns zuweilen an jene erinnern sollten.

Leipzig. Ernst Gystrow.



Büchertisch.

Aram, Kurt, Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8°. 172 S. M. 2,50.

Bachofen, J. J., Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer relig. u. rechtl. Natur. 2. Aufl. Basel, Benno Schwabe. 4°. LX u. 440 S. M. 16,—.

Biedermann, Woldemar Freih. v., Goethe-Forschungen. Anderweite Folge. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 8°. 271 S. M. 10,—.

Boelitz, Martin, Lieder des Lebens. Dresden, E. Pierson. 8°. 164 S. M. 2,50.

Bulthaupt, Heinrich, Dramaturgie des Schauspiels, Shakespeare. 6. Aufl. Oldenburg, Schulze (A. Schwartz). 8°. 502 S. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,—.

Enking, Ottomar, Johann Rolfs. Roman. Dresden, Carl Reißner. 8°. 272 S.

Fiereus-Gevaert, H., La Tristesse contemporaine. Essai. Paris, Felix Alcan. 8°. 195 S.

Fiescher, Karl, Das Balderspiel. Wien, Fr. Schalk. 8°. 100 S.

Grunwald, M., Mitteil. der Gesellschaft für jüdische Volkskunde. Heft III. Hamburg, Selbstverlag der Gesellschaft. 8°. 90 S.

Heinemann, Karl, Goethe. 2. verbesserte Aufl. Leipzig, E. A. Seemann. 8°. 774 S. M. 12,—.

Heller, Friedrich, Sünde. Novelle. Dresden, Carl Reißner. 8°. 159 S.

Hellgren, Olaf, Aus d. Memoiren eines Laubfrosches. 2. Aufl. Zürich, Caesar Schmidt. 318 S.

Kielland, Alexander L., Jacob. Roman. Übers. a. d. Norw. v. Dr. Leo Bloch. Berlin W., „Harmonie". 8°. 206 S. M. 3,—.

Kohl, Franz Friedrich, Echte Tiroler Lieder. Wien 18, Canongasse 9, Selbstverlag. 8°. 302 S. fl. 2,35.

Kurth, Ferdinand Max, Dichtungen. 1. u. 2. Heft, à 16 S. Selbstverlag. 8°. (6 Hefte 3 M. Subskript.)

Riehl, W. H., Geschichten und Novellen. Lfg. 7—14. Stuttgart, J. G. Cotta. 8°. à M. 0,50.

Robert, Gustave, La Musique à Paris (1897—1898). Paris, IVème année. Ch. Delagrave. 12°. 360 S. Fr. 3,50.

Schäfer, Theo, Leben und Träume. Gedichte. Bern, Steiger & Co. 8°. 64 S.

Schulze-Schmidt, Bernhardine, Ringende Seele. Auch eine Liebesgeschichte. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8°. 294 S.

Schwabe, Kurt, Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika. Berlin, E. S. Mittler. 8°. 448 S. M. 11,50.

Seelmann, Theo, Das höchste Gut. Schausp. in 4 A. Halle a. S., C. A. Kaemmerer & Co. 8°. 163 S. M. 2,—.

Sinnet, A. P., Die esoterische Liebe oder Geheimbuddhismus. (Aus dem Engl.) 2. Aufl. Leipzig, Th. Grieben (L. Fernau). 8°. 296 S. M. 4,—.

Sintenis, F., Die Pseudonyme der deutschen Litteratur. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 8°. 27 S. M. 0,60.

Tolstoi, Leo, Auferstehung. 2 Lfrg. Leipzig, Eugen Diederichs. 8°. S. 81 bis 144. M. 0,50.

Zobeltitz, Fedor v., Aus tiefem Schacht. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8°. 391 S.

Zola, Emile, Die Schultern der Marquise. Novellen. München, Albert Langen. 8°. 130 S. M. 1,—.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.



Band III. * 1899. * Heft 5.

Ein Passionsspiel im Norden.

Von Anselm Heine.
(Berlin.)

Wer in den letzten Wochen durch die Straßen von Helsingfors ging, begegnete hier und da einem Trupp schweigsamer Menschen, Männer und Frauen, die einander stumm die Hände drückten, wie bei einer Leichenfeier.

Sie tragen keinen Sarg in ihrer Mitte. Ihre Trauer gilt dem Begräbnis eines Lebendigen.

Ein merkwürdiges Passionsspiel, diese Grablegung der höchst lebensvollen finnischen Verfassung!

Ich weiß nicht, ob das zuschauende Europa berechtigt ist, den bequemen Philisterstandpunkt einzunehmen, den jene Berliner Spießbürgerin bei der Aufführung des Tell so bündig zu Worte brachte. Nachdem sie sich beim Apfelschuß voll Entsetzen erhoben hatte „Du werscht doch nich? Tell, Du werscht doch nich?“ sank sie auf ihren Platz zurück mit dem Entrüstungsseufzer: „Im Grunde, was schert's mir?“

Uns alle, die wir in germanischer Kultur leben, „schert“ jedenfalls das, was jetzt in Finnland geschieht, ziemlich viel. Wir haben alle Ursache, uns dafür zu interessieren, wenn der große, asiatische Koloß sich zu dehnen beginnt und unter seiner plumpen Schwere wie

ein Bergsturz germanische Entwicklung, germanisches Streben zu verschütten droht. Um den Inhalt der tragischen Komödie dort im Norden zu verstehen, muß man sich Finnlands Geschichte ins Gedächtnis zurückrufen. Finnland hat vom Jahre 1157 an zu Schweden gehört und mit Schweden zusammen unter dem Schutze derselben Verfassung gestanden. Diese Zusammengehörigkeit wurde erst aufgehoben, als Finnland nach dem napoleonischen Kriege im Jahre 1809 an Rußland abgetreten wurde. Bei der Übernahme des Landes erklärte der Zar Alexander I. auf dem Landtage zu Borgå, daß er hiermit „die Religion und die Grundgesetze des Landes bestätigen und bekräftigen wolle, nebst den Privilegien und Rechten, die jeder Stand und alle seine Einwohner überhaupt bis jetzt, der Konstitution gemäß, genossen haben“.

Diese Bestätigung der Privilegien und Rechte aber bedeutet, die Stände sollten nach wie vor die Interessen des Landes vertreten. Dem Zaren aber sollte die letzte Entscheidung zustehen. Die Änderung irgend eines der Grundgesetze durfte nur mit Genehmigung des Landtages und des Senates — der obersten finnländischen Regierungsbehörde — erfolgen.

Auf Grund dieser Bestimmungen wurde Finnland als Großfürstentum dem Zarenreiche angegliedert.

Die Rede, mit welcher Alexander I. am Tage vor der Eröffnung des Landtages von Borgå die Stände begrüßte, enthielt folgende Worte: „Diese Ständeversammlung soll der Ausgang für Eure politische Existenz werden.“ Und nach Abschluß des Landtages äußerte er: „Für die Zukunft unter die Zahl der Nationen erhoben, im Schutze seiner Gesetze wird dieses Volk die Vorsehung segnen — —.“

Der Thron des Zaren war, seiner eigenen Anweisung nach, mit dem Wappen Finnlands geschmückt.

Seine Absichten für Finnland erklärt er noch deutlicher am 27. März 1810. Die Worte, mit denen er sein Manifest einleitet, lauten unter anderen: „Es ist unser Vorsatz gewesen, dieses Land zu regieren ‚comme une nation libre‘.“ Und in dem geheimen Reskript an den Generalgouverneur vom selben Jahre kommen folgende Stellen vor: „4. Beim Ordnen der Verhältnisse Finnlands war es meine Absicht, dem Volke politische Existenz zu verleihen, so daß es sich nicht als von Rußland erobert, sondern als durch seinen eigenen Vorteil mit demselben verbunden betrachten möge: darum 5. sind nicht nur seine bürgerlichen, sondern auch seine politischen Gesetze beibehalten worden.“

Die Nachfolger Alexanders I. hatten kein Bedenken getragen, diese Verfassung zu bestätigen. Auch der gegenwärtige Zar Nicolas II. beschwur sie mit folgenden Worten:

> Nachdem Wir durch Fügung des Höchsten in erblichen Besitz des Großfürstentums Finnland gelangt sind, bestätigen Wir hierdurch von neuem Religion, Grundgesetze, Rechte und Privilegien, die jeder Stand des genannten Großfürstentums insbesondere und seine Einwohner überhaupt bisher, laut der Verfassung dieses Landes genossen, indem wir geloben, dieselben unverändert in Kraft und Wirkung zu erhalten.
>
> Livadia, den 6. November 1894. Nicolas.

Während der 90 Jahre, die seit dem Landtage von Borgå verflossen sind, hat sich Finnland zu einem Kulturstaate ersten Ranges entwickelt. Durch zähen Fleiß hat es in Landwirtschaft, Industrie und Wissenschaft erstaunliche Erfolge erzielt und seinen mächtigen Nachbarn und Schutzherrn in vieler Hinsicht überflügelt. Finnland hat 3 % Analphabeten (in Rußland besuchen nur 4 % überhaupt die Schule). Finnland hat 7,6 Einwohner auf 1 □km. An der Universität sind 2100 Studenten immatrikuliert, darunter 300 Frauen. Seine Zolleinnahmen betrugen 1830: 830 000 Mark; 1889: 13 Mill. Mark; 1896: 26 Mill. Mark. Eisenbahnen durchkreuzen das ganze Land, Musik und Poesie lösen dem ernsten Volke, das im Kampfe mit der rauhen Natur schweigsam geworden ist, das Herz. Jede Bewegung der Zeit findet dort einen Wiederhall und eine Antwort. Frische und Intelligenz, eine auffallende Reinheit der Sitten, zähe Geduld und Rechtlichkeit sind die Hauptcharakterzüge dieser sympathischen „nation libre“.

Finnland hat während fast eines Jahrhunderts den Zaren nicht den leisesten Grund zur Beschwerde gegeben. Die immer erneute Bestätigung der finnländischen Verfassung ist ein Beweis dafür, daß dies auch von der Seite der Zaren anerkannt wurde. Auch jetzt ist es nicht der Zar, den das gemaßregelte Volk als die direkte Ursache seiner Leiden betrachtet. Man weiß in Finnland zu gut, wie eifrig und seit wie lange schon die Panslavisten an der Arbeit sind, um Finnlands Existenz zu untergraben. Unter Alexander I. waren sie die Unterliegenden. Unter Alexander III. bereits hatte ihre Partei eine Anzahl Hetzschriften im kaiserlichen Archiv niedergelegt, aber der Zar erlaubte nicht die Ausgabe derselben. Jetzt hat man diese Papiere hervorgeholt,

und die frühere Vorarbeit bewirkte die unheimliche Schnelligkeit der jetzigen Propaganda. Es befinden sich unter diesen Schriften die verzweifeltsten Versuche, zu beweisen, Alexanders I. Erklärung habe nur „auf die schwedischen Gesetze und Teile derselben, welche mit der neuen Stellung Finnlands als ein unzertrennlicher Teil des russischen Kaiserreichs übereinstimmen“, hinzielen können.

So wenig die Resultate ihrer Anstrengungen vor der Vernunft bestehen können, nach und nach ist es den panslavistischen Hetzereien doch gelungen, die maßgebenden Persönlichkeiten an ihre Schlagworte zu gewöhnen, sich ihre Ohren willig zu machen.

Schon Anfang der neunziger Jahre wurden in Rußland Stimmen laut, die forderten, daß alle „Reichsgesetze“ (die Grenzen dieses Begriffes sind äußerst dehnbar) ohne Rücksicht auf das konstitutionelle Recht Finnlands gelöst werden sollten. In Petersburg fand 1894 eine Konferenz statt, deren Aufgabe es war, die Grundgesetze neu zu kodifizieren und Vorschläge zu entwerfen, um aus dem russischen Reichsrat eine Behörde zu machen, die alle beiden Ländern gemeinsamen Angelegenheiten bestimmen könne. Auf diese Nachricht sandten die Stände voll Besorgnis ein Schreiben an den Monarchen. Als die von der Konferenz vorgeschlagenen Maßregeln kein Verfahren veranlaßten, beruhigte man sich aber wieder.

Da erfolgte im Oktober vorigen Jahres die Ernennung eines neuen Generalgouverneurs. Es war Bobrikoff, der uns Deutschen noch in „bester“ Erinnerung ist. Denn er war es, der die Ostseeprovinzen in unglaublich kurzer Zeit russifiziert hat, der eine blühende Pflanzstätte deutscher Wissenschaft, die Universität Dorpat, im Namen seiner Regierung in die slavische Ruine Suyeff verwandelte.

War nun Bobrikoff der rechte Mann für Finnland, so fand man in dem Kriegsminister Kuropatkin den rechten Vertreter der panslavistischen Interessen in Petersburg. Von ihm ging die Militärvorlage aus, deren Verwirklichung schon allein Finnlands Ruin bedeuten würde.

Jeder, der die rauhen und schweren Verhältnisse kennt, unter denen die Finnen auf die Ziele friedlicher Entwicklung hinarbeiten, weiß, daß man dem Lande keine weiteren Heereskosten aufbürden darf, ohne seine Lebens- und Fortschritts-Fähigkeit zu unterbinden. Die neue Vorlage nun verlangt, daß die beste Arbeitskraft des Landes auf fünf Jahre in die Armee eingestellt werde und zwar in Rußland selbst. Bis jetzt war die Dienstzeit auf drei Jahre berechnet und

wurde im Lande absolviert. Von 5000 Mann soll die Armee auf 20 000 Mann gebracht werden. Außerdem würde eine Zahlung von 10 Millionen an die russische Kriegskasse zu leisten sein. Die Kosten der Armee würden sich jährlich von 7 auf 17 Millionen erhöhen.

Man wußte in Rußland ganz genau, daß auf eine Zustimmung des Landtages zu diesen Strangulationsmaßregeln nicht zu rechnen sei. So handelte es sich einfach darum, diesem Landtage seine Einmischung unmöglich zu machen.

Am 15. Februar wurde ein Manifest des Zaren erlassen, das den Befehl enthielt, in Zukunft „alles, was russische und finnische Interessen gemeinsam betrifft", im *russischen* Reichsrat zu entscheiden.

Die Art, wie dieses Manifest zu stande kam, hat sogar für Rußland etwas Außerordentliches. Denn während sonst über Gesetzgebungsfragen im Reichsrat verhandelt wird, war dies alles in *geheimer Sitzung von einem Komitee* entschieden worden, das in drei Zusammenkünften am Ziele seiner Beratungen angelangt war. Die *Mitwirkung des finnischen Landtages aber hatte man ganz einfach ausgeschaltet.* Damit war allem Recht und Gesetz ins Gesicht geschlagen. Das Manifest vom 15. Februar ist der tragische Höhepunkt des Leidensdramas, das sich dort oben im Norden abspielt.

Es fehlt ihm nicht an possenhaften Intermezzi. Der Übereifer neuernannter Beamten weiß sich nicht genug zu thun. Fünfundneunzig Zeitungen wurden seit dem Oktober konfisziert. (Im ganzen vorigen Jahre nur etwa vierzig.) Die eine dieser Zeitungen wurde straffällig, weil sich unter den Predigtanzeigen die Ankündigung eines Gebetes für das Vaterland fand! In Helsingfors wird das Denkmal Alexanders II. fast täglich von den Finnländern mit Blumen geschmückt. Unlängst gab der Generalgouverneur dem Polizeimeister die Weisung, in Zukunft davon abzusehen, da die Huldigung als Demonstration aufgefaßt werden müsse. Der Polizeimeister bat seinerseits, den Befehl schriftlich zu formulieren. Letzteres aber blieb wohlweislich aus.

Merkwürdig war es auch, daß der prachtvolle Kranz, den die Finnländer zum neunzehnjährigen Todestage Alexanders II. in der Peter-Pauls-Feste niedergelegt hatten, spurlos verschwand. Als der Zar erschien, fand er an der Stelle der finnischen die ungarische Pietätsbezeugung niedergelegt —.

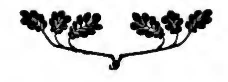
Alle diese Kleinlichkeiten sind nur als Anzeichen ernst zu nehmen. Und auch dieser bedurfte es nicht mehr nach Finnlands letzter, großer Enttäuschung. Zwei Tage nachdem das Manifest in Finnland hatte

veröffentlicht werden müssen, fand in Helsingfors eine große Versammlung statt, in der ein Ausschuß von 20 Personen gewählt wurde, der den Auftrag erhielt, Unterschriften für eine Adresse an Nicolas II. zu sammeln. Bei 30 Grad Kälte, unter Schneestürmen, auf unwegsamen Strecken durchreisten etwa 150 Personen das Land, um in den verstreuten Gehöften dort, selbst von der Bevölkerung der Polarkreise, Unterschriften zu sammeln. Eine stille, zähe Energie beherrschte alle diese mit den Unwettern Kämpfenden und ein Strahl von Hoffnung erleuchtete ihnen den Weg.

Die Adresse, die samt den Unterschriften 20 Foliobände bildet, ist in fünf Tage entstanden und in mehr als hundert Exemplaren von freiwillig sich Anbietenden, hauptsächlich Frauen, abgeschrieben worden. Und nun machten sich die besten Männer des Landes nach Petersburg auf. Zuerst schien man hoffen zu dürfen. Die Bitte um Empfang wurde schnell befördert. Sehr bald aber spürte man den Druck von oben. Die vermittelnden Persönlichkeiten wurden kühl, endlich schroff. Zuletzt traf die Antwort des Zaren ein. Er verwies auf eine längst verschollene Verordnung von 1826, die den Unterthanen verbietet, sich der Person des Zaren zu nähern. Ohne Vermittlung von Gouverneur, Generalgouverneur und Ministerstaatssekretär habe demnach ihre Adresse keine Gültigkeit. Er verweise sie auf diesen Weg.

Damit ist das Schicksal der Adresse besiegelt. Zugleich das Schicksal dieses frommen, immer noch loyalen Volkes, das allsonntäglich in der Kirche die Augen auf das Manifest Alexanders I. richtet, das in allen Gotteshäusern angebracht ist. Einmütig und geduldig, würdig und ernst trägt es sein unverdientes Schicksal. Der letzte Akt ihrer Tragödie zeigt uns ein langsames, heldenhaftes Niederschreiten. Ihrer hohen Kultur gemäß denken sie nicht daran, mit theatralischem Schwertgerassel und melodramatischen Klagegesängen sich laut zu machen. Selbst ihre letzte gescheiterte Hoffnung haben sie mit stillem Ernst zu Grabe gebracht.

Erschüttert sehen wir sie kämpfen und erliegen. Der asiatische Koloß dehnt sich aus und zerdrückt erbarmungslos mit seiner plumpen Schwere ein letztes, vorgeschobenes Eckchen germanischer Kultur.





Haeckel und seine Gegner.

Von Rudolf Steiner.

(Berlin.)

II.

Auf die Verwandtschaft des Menschen mit den höheren Wirbeltieren wirft die Wahrheit ein helles Licht, die Huxley 1863 in seinen „Zeugnissen für die Stellung des Menschen in der Natur“ ausgesprochen hat: „Die kritische Vergleichung aller Organe und ihrer Modifikationen innerhalb der Affen-Reihe führt uns zu einem und demselben Resultate: Die anatomischen Verschiedenheiten, welche den Menschen vom Gorilla und Schimpanse scheiden, sind nicht so groß als die Unterschiede, welche diese Menschenaffen von den niedrigeren Affen trennen.“ Mit Hilfe dieser Thatsache ist es möglich, die tierische Ahnenreihe des Menschen im Sinne der Darwinschen Abstammungslehre festzustellen. Der Mensch hat mit den Ostaffen zusammen gemeinsame Stammeltern in einer ausgestorbenen Affenart. Durch entsprechende Benutzung der Erkenntnisse, welche vergleichende Anatomie und Physiologie, individuelle Entwickelungsgeschichte und Paläontologie liefern, hat Haeckel die in der Zeit weiter vorausliegenden tierischen Vorfahren des Menschen, über die Halbaffen, Beuteltiere, Urfische, bis hinauf zu den Urdarmtieren und den nur aus einer Zelle bestehenden Urtieren verfolgt. Er hat ein volles Recht zu dem Ausspruche: Sind die Erscheinungen der individuellen Entwickelung des Menschen etwa weniger wunderbar als die paläontologische Entwickelung aus niederen Organismen? Warum soll der Mensch sich nicht im Laufe großer Zeiträume aus einzelligen Urformen entwickelt haben, da jedes Individuum dieselbe Entwickelung von der Zelle zum ausgebildeten Organismus durchläuft?

Es wird dem menschlichen Geist aber auch nicht leicht, sich über die Entwickelung des Einzelorganismus vom Keim bis zum ausgebildeten Zustand naturgemäße Vorstellungen zu bilden. Wir sehen das an den Gedanken, die sich ein Naturforscher wie Albrecht von Haller (1708 bis 1777) und ein Philosoph wie Leibniz (1646 bis 1716) über diese Entwickelung gebildet haben. Haller vertrat die Ansicht, daß der Keim eines Organismus bereits alle Teile, die

während der Entwickelung auftreten, im Kleinen, aber vollkommen fertig vorgebildet enthalte. Entwickelung soll also nicht Bildung eines Neuen an dem Vorhandenen sein, sondern Auswickelung eines schon Dagewesenen und wegen seiner Kleinheit nur dem Auge Verborgenen. Wäre diese Ansicht richtig, dann müßten aber auch in dem ersten Keim einer tierischen oder pflanzlichen Form alle folgende Generationen bereits ineinander eingeschachtelt gelegen haben. Haller hat diese Folgerung auch gezogen. Er nahm an, daß in dem ersten Menschenkeim der Urmutter Eva das ganze Menschengeschlecht im Kleinen bereits vorhanden gewesen ist. Und auch Leibniz kann sich die Entstehung der Menschen nur als Auswickelung von bereits Existierendem denken: „So sollte ich meinen, daß die Seelen, welche eines Tages menschliche Seelen sein werden, im Samen, wie jene von anderen Spezies, dagewesen sind, daß sie in den Voreltern bis auf Adam, also seit dem Anfang der Dinge, immer in der Form organisierter Körper existiert haben.“

Der menschliche Verstand hat einen Hang, sich vorzustellen, daß etwas Entstehendes schon in irgend einer Form vor der Entstehung vorhanden gewesen ist. Der ganze Organismus soll schon im Keim verborgen sein; die einzelnen organischen Klassen, Ordnungen, Familien, Gattungen und Arten sollen als Gedanken eines Schöpfers vor ihrer thatsächlichen Entstehung vorhanden sein. Nun fordert aber die Idee der Entwickelung, daß wir uns die Entstehung eines Neuen, Späteren aus einem bereits Vorhandenen, Früheren vorstellen. Wir sollen das Gewordene aus dem Werden begreifen. Das können wir nicht, wenn wir alles Gewordene als ein immer Dagewesenes ansehen.

Wie groß die Vorurteile sind, die der Entwickelungsidee entgegengebracht werden, das zeigte sich deutlich an der Aufnahme, die Caspar Friedrich Wolffs 1759 erschienene „Theoria generationis“ bei den zu Hallers Ansichten sich bekennenden Naturforschern fand. In dieser Schrift wurde gezeigt, daß im menschlichen Ei noch nicht eine Spur von der Form des ausgebildeten Organismus vorhanden ist, sondern daß dessen Entwickelung in einer Kette von Neubildungen besteht. Wolff verteidigte die Idee einer wirklichen Entwickelung, der Epigenesis, eines Werdens von noch nicht Vorhandenem, gegenüber der Ansicht von der scheinbaren Entwickelung, der Einschachtelung und Auswickelung. Haeckel sagt von Wolffs Schrift, sie „gehört trotz ihres geringen Umfanges und ihrer schwerfälligen Sprache zu den wertvollsten Schriften im ganzen Gebiete der biologischen Litteratur . . . Trotzdem hatte diese

merkwürdige Schrift zunächst gar keinen Erfolg. Obgleich die naturwissenschaftlichen Studien infolge der von Linné gegebenen Anregung zu jener Zeit mächtig emporblühten, obgleich Botaniker und Zoologen bald nicht mehr nach Dutzenden, sondern nach Hunderten zählten, bekümmerte sich doch niemand um Wolffs Theorie der Generation. Die wenigen aber, die sie gelesen hatten, hielten sie für grundfalsch, so besonders Haller. Obgleich Wolff durch die exaktesten Beobachtungen die Wahrheit der Epigenesis bewies und die in der Luft schwebenden Hypothesen der Präformationstheorie widerlegte, blieb dennoch der „exakte“ Physiologe Haller der eifrigste Anhänger der letzteren und verwarf die richtige Lehre von Wolff mit seinem diktatorischen Machtspruche: „Es giebt kein Werden“ (Nulla est epigenesis!). Mit solcher Macht widersetzte sich das Denken einer Ansicht, von der Haeckel (in seiner Anthropogenie) findet: „Wir können heutzutage diese Theorie der Epigenesis kaum mehr Theorie nennen, weil wir uns von der Richtigkeit der Thatsache völlig überzeugt haben und dieselbe jeden Augenblick mit Hilfe des Mikroskopes demonstrieren können.“

Wie tief eingewurzelt das Vorurteil gegen die Idee der Entwickelung ist, darüber können uns die Einwände, die unsere philosophischen Zeitgenossen gegen sie machen, jeden Augenblick belehren. Otto Liebmann, der wiederholt, in seiner „Analysis der Wirklichkeit“ und in „Gedanken und Thatsachen“, die naturwissenschaftlichen Grundansichten einer Kritik unterworfen hat, äußert sich über den Entwicklungsgedanken in einer merkwürdigen Weise. Er kann die Berechtigung der Vorstellung, daß höhere Organismen aus niederen hervorgehen, angesichts der Thatsachen nicht leugnen. Deshalb versucht er die Tragweite dieser Vorstellung als eine für das höhere Erklärungsbedürfnis möglichst geringe hinzustellen. „Angenommen, Deszendenztheorie ... wäre fertig, der große Stammbaum der organischen Naturwesen läge offen vor uns aufgerollt; und zwar nicht als Hypothese, sondern als historisch-konstatiertes Faktum, was hätten wir dann? Eine Ahnengallerie, wie man sie auf fürstlichen Schlössern auch findet; nur nicht als Fragment, sondern als abgeschlossene Totalität.“ Es soll also für die wirkliche Erklärung nichts Erhebliches gethan sein, wenn man zeigt, wie das Spätere als Neubildung aus dem Früheren hervorgeht. Es ist nun interessant, zu sehen, wie Liebmanns Voraussetzungen ihn doch wieder zu der Annahme hinführen, das auf dem Wege der Entwicklung Entstehende sei schon vor seiner Entstehung vorhanden. In dem vor kurzem erschienenen zweiten Heft seiner

„Gedanken und Thatsachen“ behauptet er: „Für uns freilich, denen die Welt in der Anschauungsform der Zeit erscheint, ist der Same früher da als die Pflanze, Erzeugung und Empfängnis früher da als das daraus entspringende Tier, und die Entwicklung des Embryo zum erwachsenen Geschöpf ein in der Zeit ablaufender, zeitlich in die Länge gezogener Prozeß. In dem zeitlosen Weltwesen hingegen, welches nicht entsteht und nicht vergeht, sondern ein für alle Mal ist, sich im Strom des Geschehens unabänderlich erhält, und für welches keine Zukunft, keine Vergangenheit, sondern nur eine ewige Gegenwart existiert, fällt dieses Vorher und Nachher, dieses Früher und Später gänzlich hinweg . . . Das, was sich für uns in der Linie der Zeit als langsamer oder schneller ablaufende Succession einer Reihe von Entwicklungsphasen entrollt, ist im allgegenwärtigen, permanenten Weltwesen ein feststehendes, unentstandenes und unvergängliches Gesetz.“ Der Zusammenhang solcher philosophischen Vorstellungen mit den Auffassungen der verschiedenen Religionslehren über die Schöpfung ist leicht einzusehen. Daß in der Natur zweckmäßig eingerichtete Wesen entstehen, ohne eine zu Grunde liegende Thätigkeit oder Kraft, welche die Zweckmäßigkeit in die Wesen hineinlegt, wollen weder die Religionslehren, noch solche philosophische Denker wie Liebmann zugeben. Die naturgemäße Anschauung verfolgt den Gang des Geschehens und sieht Wesen entstehen, welche die Eigenschaft der Zweckmäßigkeit haben, ohne daß der Zweck selbst mitbestimmend bei ihrer Entstehung gewesen ist. Die Zweckmäßigkeit ist mit ihnen geworden; aber der Zweck hat bei diesem Werden nicht mitgewirkt. Die religiöse Vorstellungsart greift zu dem Schöpfer, der nach dem vorgefaßten Plane die Geschöpfe zweckmäßig geschaffen hat; Liebmann wendet sich an ein zeitloses Weltwesen, aber er läßt das Zweckmäßige doch durch den Zweck hervorgebracht sein. „Das Ziel oder der Zweck ist hier nicht später und auch nicht früher als das Mittel, sondern er fordert es vermöge einer zeitlosen Notwendigkeit“ (Gedanken und Thatsachen, 2. Heft, S. 268). Liebmann ist ein gutes Beispiel für die Philosophen, die sich scheinbar von Glaubensvorstellungen frei gemacht haben, die aber doch ganz im Sinne solcher Vorstellungen denken. Sie wollen ihre Gedanken rein aus vernünftigen Erwägungen heraus bestimmen lassen; die Richtung giebt ihnen aber doch ein eingeimpftes theologisches Vorurteil.

Ein vernunftgemäßes Nachdenken muß daher Haeckel beipflichten, wenn er sagt: „Entweder haben sich die Organismen natürlich ent-

wickelt und dann müssen sie alle von einfachsten, gemeinsamen Stammformen abstammen — oder das ist nicht der Fall, die einzelnen Arten der Organismen sind unabhängig voneinander entstanden, und dann können sie nur auf übernatürlichem Wege, durch ein Wunder, erschaffen sein. Natürliche Entwickelung oder übernatürliche Schöpfung der Arten — zwischen diesen beiden Möglichkeiten ist zu wählen, ein Drittes giebt es nicht!" (Freie Wissenschaft und freie Lehre, S. 9). Was von Philosophen oder Naturforschern gegenüber der natürlichen Entwicklungslehre als solches Drittes vorgebracht wird, erweist sich, bei genauerer Betrachtung, nur als ein seinen Ursprung mehr oder weniger verschleiernder oder verleugnender Schöpfungsglaube.

Wenn wir die Frage nach der Entstehung der Arten in ihrer wichtigsten Form aufwerfen, in der nach dem Ursprung des Menschen, so giebt es nur zwei Antworten. Entweder ist ein vernunftbegabtes Bewußtsein vor seinem thatsächlichen Auftreten in der Welt in keiner Weise vorhanden, sondern es entsteht als Ergebnis des im Gehirn konzentrierten Nervensystems; oder eine alles beherrschende Weltvernunft existiert vor allen übrigen Wesen und gestaltet den Stoff so, daß im Menschen ihr Abbild zur Erscheinung kommt. Haeckel stellt (in „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft", S. 21) das Werden des Menschengeistes in folgender Weise dar: „Wie unser menschlicher Körper sich langsam und stufenweise aus einer langen Reihe von Wirbeltierahnen herangebildet hat, so gilt dasselbe auch von unserer Seele; als Funktion unseres Gehirns hat sie sich stufenweise in Wechselwirkung mit diesem ihrem Organ entwickelt. Was wir kurzweg ‚menschliche Seele' nennen, ist ja nur die Summe unseres Empfindens, Wollens und Denkens, die Summe von physiologischen Funktionen, deren Elementarorgane die mikroskopischen Ganglienzellen unseres Gehirns bilden. Wie der bewunderungswürdige Bau des letzteren, unseres menschlichen Seelenorgans, sich im Laufe von Jahrmillionen allmählich aus den Gehirnformen höherer und niederer Wirbeltiere emporgebildet hat, zeigt uns die vergleichende Anatomie und Ontogenie; wie Hand in Hand damit auch die Seele selbst — als Funktion des Gehirns — sich entwickelt hat, das lehrt uns die vergleichende Psychologie. Die letztere zeigte uns auch, wie eine niedere Form der Seelenthätigkeit schon bei den niedersten Tieren vorhanden ist, bei den einzelligen Urtieren, Infusorien und Rhizopoden. Jeder Naturforscher, der gleich mir lange Jahre hindurch die Lebensthätigkeit dieser einzelligen Protisten beobachtet hat, ist positiv überzeugt,

daß auch sie eine Seele besitzen; auch diese ‚Zellseele‘ besteht aus einer Summe von Empfindungen, Vorstellungen und Willensthätigkeiten; das Empfinden, Denken und Wollen unserer menschlichen Seele ist nur stufenweise davon verschieden.“ Die Gesamtheit menschlicher Seelenthätigkeiten, die in dem einheitlichen Selbstbewußtsein ihren höchsten Ausdruck findet, entspricht dem komplizierten Bau des menschlichen Gehirnes ebenso wie das einfache Empfinden und Wollen der Organisation des Urtieres. Die Fortschritte der Physiologie, die wir Forschern wie Goltz, Munk, Wernicke, Edinger, Paul Flechsig u. a. verdanken, geben uns heute die Möglichkeit, einzelne Seelenäußerungen bestimmten Teilen des Gehirnes, als deren besondere Funktionen, zuzuweisen. Wir sehen in vier Gebieten der grauen Rindenzone des Hirnmantels die Vermittler von vier Arten des Empfindens; die Körperfühlsphäre im Scheitellappen, die Riechsphäre im Stirnlappen, die Sehsphäre im Hinterhauptlappen, die Hörsphäre im Schläfenlappen. Das die Empfindungen verbindende und ordnende Denken hat seine Werkzeuge zwischen diesen vier „Sinnesherden“. Haeckel knüpft an die Erörterung dieser neueren physiologischen Ergebnisse die Bemerkung: „Die vier Denkherde, durch eigentümliche und höchst verwickelte Nervenstruktur vor den zwischenliegenden Sinnesherden ausgezeichnet, sind die wahren Denkorgane, die einzigen realen Werkzeuge unseres Geisteslebens.“ (Über unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen, S. 15.)

Haeckel fordert von den Psychologen, daß sie solche Ergebnisse bei ihren Ausführungen über das Wesen der Seele berücksichtigen und nicht eine Scheinwissenschaft aufbauen, die sich zusammensetzt aus phantastischer Metaphysik, einseitiger, sogenannter innerer Beobachtung der Seelenvorgänge, unkritischer Vergleichung, mißverstandenen Wahrnehmungen und unvollständigen Erfahrungen, aus spekulativen Verirrungen und religiösen Dogmen. Man findet dem Vorwurf gegenüber, der durch diese Ansicht der veralteten Seelenkunde gemacht wird, bei Philosophen und auch bei einzelnen Naturforschern die Behauptung, daß in den materiellen Vorgängen des Gehirnes doch nicht das eingeschlossen sein könne, was wir als Geist zusammenfassen; die stofflichen Vorgänge in den Sinnes- und Denksphären seien doch keine Vorstellungen, Empfindungen und Gedanken, sondern nur materielle Erscheinungen. Das Wesen der Gedanken und Empfindungen können wir nicht durch äußere Beobachtung, sondern nur durch innere Erfahrung, durch rein geistige Selbstbeobachtung kennen lernen. Gustav

Bunge z. B. führt in einem Vortrage „Vitalismus und Mechanismus" (S. 12) an: „In der Aktivität — da steckt das Rätsel des Lebens darin. Den Begriff der Aktivität aber haben wir nicht aus der Sinneswahrnehmung geschöpft, sondern aus der Selbstbeobachtung, aus der Beobachtung des Willens, wie er in unser Bewußtsein tritt, wie er dem innern Sinn sich offenbart." Manche Denker sehen das Kennzeichen eines philosophischen Kopfes in der Fähigkeit, sich zu der Einsicht zu erheben, daß es eine Umkehrung des richtigen Verhältnisses der Dinge ist, die geistigen Vorgänge aus materiellen begreifen zu wollen.

Solche Einwände deuten auf ein Mißverständnis der von Haeckel vertretenen Weltanschauung hin. Wer wirklich von dem Sinn dieser Weltanschauung durchdrungen ist, wird die Gesetze des geistigen Lebens niemals auf einem anderen Wege, als durch innere Erfahrung, durch Selbstbeobachtung zu erforschen suchen. Die Gegner der naturwissenschaftlichen Denkungsart reden geradeso, als wenn deren Anhänger die Wahrheiten der Logik, Ethik, Ästhetik u. s. w. nicht durch Beobachtung der Geisteserscheinungen als solcher, sondern aus den Ergebnissen der Gehirnanatomie gewinnen wollten. Das von solchen Gegnern selbstgeschaffene Zerrbild naturwissenschaftlicher Weltanschauung nennen sie dann Materialismus und werden nicht müde, immer von neuem zu wiederholen, daß diese Ansicht unfruchtbar sein muß, weil sie die geistige Seite des Daseins ignoriere oder wenigstens auf Kosten der materiellen herabsetze. Otto Liebmann, der hier noch einmal angeführt werden mag, weil seine antinaturwissenschaftlichen Vorstellungen typisch für die Denkweise gewisser Philosophen und Laien sind, bemerkt: „Gesetzt nun aber, die Naturerkenntnis wäre ans Ziel gelangt, so würde sie in der Lage sein, mir genau die körperlich-organischen Gründe anzugeben, weshalb ich den Satz ‚zweimal zwei ist vier' für wahr halte und behaupte, den anderen Satz ‚zweimal zwei ist fünf' für falsch halte und bestreite, oder weshalb ich diese Zeilen hier gerade jetzt aufs Papier schreiben muß, während ich in dem subjektiven Glauben befangen bin, es geschehe dies deshalb, weil ich sie wegen ihrer von mir angenommenen Wahrheit niederschreiben will." (Gedanken und Thatsachen. 2. Heft S. 294 f.) Kein naturwissenschaftlicher Denker wird je der Meinung sein, daß darüber, was im logischen Sinne wahr oder falsch ist, die körperlich-organischen Gründe Aufschluß geben können. Die geistigen Zusammenhänge können nur aus dem geistigen Leben heraus erkannt werden. Was logisch berechtigt ist, darüber wird immer die Logik, was künstlerisch vollkommen ist, darüber

wird das ästhetische Urteil entscheiden. Ein anderes aber ist die Frage: wie entsteht das logische Denken, wie das ästhetische Urteil als Funktion des Gehirnes? Über diese Frage allein spricht sich die vergleichende Physiologie und Gehirnanatomie aus. Und diese zeigen, daß das vernünftige Bewußtsein nicht für sich abgesondert existiert und das menschliche Gehirn nur benutzt, um sich durch dasselbe zu äußern, wie der Klavierspieler auf dem Klavier spielt; sondern daß unsere Geisteskräfte ebenso Funktionen der Form-Elemente unseres Gehirns sind, wie „jede Kraft die Funktion eines materiellen Körpers ist". (Haeckel, Anthropogenie. 2. Teil. S. 853.)

Das Wesen des Monismus besteht in der Annahme, daß alle Weltvorgänge, von den einfachsten mechanischen an bis herauf zu den höchsten menschlichen Geistesschöpfungen, in gleichem Sinne sich naturgemäß entwickeln, und daß alles, was zur Erklärung der Erscheinungen herangezogen wird, innerhalb der Welt selbst zu suchen ist. Dieser Anschauung steht der Dualismus gegenüber, der die reine Naturgesetzlichkeit nicht für ausreichend hält, um die Erscheinungen zu erklären, sondern zu einer über den Erscheinungen waltenden, vernünftigen Wesenheit seine Zuflucht nimmt. Diesen Dualismus muß die Naturwissenschaft, wie gezeigt worden ist, verwerfen.

Es wird nun von Seite der Philosophie geltend gemacht, daß die Mittel der Naturwissenschaft nicht ausreichen, um eine Weltanschauung zu begründen. Von ihrem Standpunkte aus hätte die Naturwissenschaft ganz recht, wenn sie den ganzen Weltprozeß als eine Kette von Ursachen und Wirkungen im Sinne einer rein mechanischen Gesetzmäßigkeit erklärt; aber hinter dieser Gesetzmäßigkeit stecke doch die eigentliche Ursache, die allgemeine Weltvernunft, die sich der mechanischen Mittel nur bedient, um höhere, zweckmäßige Zusammenhänge zu verwirklichen. So sagt z. B. der in den Bahnen Eduard von Hartmanns wandelnde Arthur Drews: „Auch das menschliche Kunstwerk kommt auf mechanische Weise zu stande, wenn man nämlich nur die äußerliche Aufeinanderfolge der einzelnen Momente dabei im Auge hat, ohne darauf zu reflektieren, daß hinter diesem allen doch nur der Gedanke des Künstlers steckt; dennoch würde man denjenigen mit Recht für einen Narren halten, der etwa behaupten wollte, das Kunstwerk sei rein mechanisch entstanden . . . was sich auf jenem niedrigeren, mit der bloßen Anschauung der Wirkungen sich begnügenden Standpunkte, der also den ganzen Prozeß gleichsam nur von hinten betrachtet, als

gesetzmäßige Wirkung einer Ursache darstellt, dasselbe erweist sich, von vorne gesehen, allemal als beabsichtigter Zweck des angewandten Mittels." (Die deutsche Spekulation seit Kant. 2. Band. S. 287 f.) Und Eduard von Hartmann selbst sagt von dem Kampf ums Dasein, der es ermöglicht, die Lebewesen naturgemäß zu erklären: „Der Kampf ums Dasein und mit ihm die ganze natürliche Zuchtwahl ist nur ein Handlanger der Idee, der die niederen Dienste bei der Verwirklichung, nämlich das Behauen und Anpassen der vom Baumeister nach ihrem Platz im großen Bauwerk bemessenen und typisch vorherbestimmten Steine, verrichten muß. Diese Auslese im Kampf ums Dasein für das im wesentlichen zureichende Erklärungsprinzip der Entwickelung des organischen Reiches ausgeben, wäre nicht anders, als wenn ein Taglöhner, der beim Zurichten der Steine beim Kölner Dombau mitgewirkt, sich für den Baumeister des Kunstwerkes erklären wollte." (Philosophie des Unbewußten. 10. Aufl. Band III. S. 403.)

Wären diese Vorstellungen berechtigt, so käme es der Philosophie zu, den Künstler hinter dem Kunstwerke zu suchen. Philosophen haben in der That die verschiedensten dualistischen Erklärungsweisen der Welterscheinungen versucht. Sie haben in Gedanken gewisse Wesenheiten konstruiert, die hinter den Erscheinungen schweben sollen, wie der Künstlergeist hinter dem Kunstwerke waltet.

Alle naturwissenschaftlichen Betrachtungen könnten dem Menschen die Überzeugung nicht nehmen, daß die wahrnehmbaren Erscheinungen von außerweltlichen Wesen gelenkt werden, wenn er innerhalb seines Geistes selbst etwas fände, was auf solche Wesen hindeutet. Was vermöchten Anatomie und Physiologie mit ihrer Erklärung, daß die Seelenthätigkeiten Funktionen des Gehirnes sind, wenn die Beobachtung dieser Thätigkeiten etwas lieferte, was als höherer Erklärungsgrund anzusehen ist? Wenn der Philosoph uns zu zeigen vermöchte, daß sich in der menschlichen Vernunft eine allgemeine Weltvernunft offenbart, dann könnten eine solche Erkenntnis alle naturwissenschaftlichen Ergebnisse nicht widerlegen.

Nun wird aber die dualistische Weltanschauung durch nichts besser widerlegt, als durch die Betrachtung des menschlichen Geistes. Wenn ich einen äußeren Vorgang, z. B. die Bewegung einer elastischen Kugel, die durch eine andere gestoßen worden ist, erklären will, so kann ich nicht bei der bloßen Beobachtung stehen bleiben, sondern ich muß das

Gesetz suchen, das Bewegungsrichtung und Schnelligkeit der einen Kugel durch Richtung und Schnelligkeit der anderen bestimmt. Ein solches Gesetz kann mir nicht die bloße Beobachtung, sondern nur die gedankliche Verknüpfung der Vorgänge liefern. Der Mensch entnimmt also aus seinem Geiste die Mittel, um das zu erklären, was sich ihm durch die Beobachtung darbietet. Er muß über die Beobachtung hinausgehen, wenn er sie begreifen will. Beobachtung und Denken sind die beiden Quellen unserer Erkenntnisse über die Dinge. Das gilt für alle Dinge und Vorgänge, nur nicht für das denkende Bewußtsein selbst. Ihm können wir durch keine Erklärung etwas hinzufügen, was nicht schon in der Beobachtung liegt. Es liefert uns die Gesetze für alles andere; es liefert uns zugleich auch seine eigenen. Wenn wir die Richtigkeit eines Naturgesetzes darthun wollen, so vollbringen wir dies dadurch, daß wir Beobachtungen, Wahrnehmungen unterscheiden, ordnen, Schlüsse ziehen, also uns Begriffe und Ideen über die Erfahrungen mit Hülfe des Denkens bilden. Über die Richtigkeit des Denkens entscheidet nur das Denken selbst. So ist es das Denken, das uns bei allem Weltgeschehen über die bloße Beobachtung, nicht aber über sich selbst hinausführt.

Diese Thatsache ist unvereinbar mit der dualistischen Weltanschauung. Was die Anhänger dieser Weltanschauung so oft betonen, daß die Äußerungen des denkenden Bewußtseins uns durch den inneren Sinn der Selbstbeobachtung zugänglich sind, während wir das physische, das chemische Geschehen nur begreifen, wenn wir die Thatsachen der Beobachtung durch logische, mathematische Kombination u. s. w., also durch die Ergebnisse der geisteswissenschaftlichen Gebiete in die entsprechenden Zusammenhänge bringen: das dürften sie vielmehr niemals zugeben. Denn man ziehe nur einmal die richtige Folgerung aus der Erkenntnis, daß Beobachtung in Selbstbeobachtung umschlägt, wenn wir aus naturwissenschaftlichem in geisteswissenschaftliches Gebiet heraufgehen. Läge den Naturerscheinungen eine allgemeine Weltvernunft oder ein anderes geistiges Urwesen zu Grunde (z. B. Schopenhauers Wille oder Hartmanns unbewußter Geist), so müßte auch der denkende Menschengeist von diesem Weltwesen geschaffen sein. Eine Übereinstimmung der Begriffe und Ideen, die sich dieser Geist von den Erscheinungen bildet, mit der eigenen Gesetzmäßigkeit dieser Erscheinungen wäre nur möglich, wenn der ideelle Weltkünstler in der menschlichen Seele die Gesetze erzeugte, nach denen er vorher die ganze Welt geschaffen hat. Dann aber könnte der Mensch seine eigene

geistige Thätigkeit nicht durch Selbstbeobachtung, sondern durch Beobachtung des Urwesens erkennen, von dem er gebildet ist. Es gäbe eben keine Selbstbeobachtung, sondern nur Beobachtung der Absichten und Zwecke des Urwesens. Mathematik und Logik z. B. dürften nicht dadurch ausgebildet werden, daß der Mensch die innere, eigene Natur geistiger Zusammenhänge sucht, sondern daß er diese geisteswissenschaftlichen Wahrheiten aus den Absichten und Zwecken der ewigen Weltvernunft ableitet. Wäre die menschliche Vernunft nur Abbild einer ewigen, dann könnte sie ihre Gesetzmäßigkeit nimmermehr durch Selbstbeobachtung gewinnen, sondern sie müßte sie aus der ewigen Vernunft heraus erklären. Wo immer aber eine solche Erklärung versucht worden ist, ist stets einfach die menschliche Vernunft in die Welt hinaus versetzt worden. Wenn der Mystiker durch Versenken in sein Inneres sich zur Anschauung Gottes zu erheben glaubt, so sieht er in Wirklichkeit nur seinen eigenen Geist, den er zum Gott macht; und wenn Eduard von Hartmann von Ideen spricht, die sich der Naturgesetze als Handlanger bedienen, um den Weltenbau zu bilden, so sind diese Ideen nur seine eigenen, durch die er sich die Welt erklärt. Weil Beobachtung der Geistesäußerungen Selbstbeobachtung ist, deshalb spricht sich im Geiste das eigene Selbst und nicht eine äußere Vernunft aus.

Im vollen Einklange mit der Thatsache der Selbstbeobachtung steht aber die monistische Entwickelungslehre. Hat sich die menschliche Seele langsam und stufenweise mit den Seelenorganen aus niederen Zuständen entwickelt, so ist es selbstverständlich, daß wir ihr Entstehen von unten her naturwissenschaftlich erklären, daß wir aber die innere Wesenheit dessen, was sich zuletzt aus dem komplizierten Bau des menschlichen Gehirns ergiebt, nur durch die Betrachtung dieser Wesenheit selbst gewinnen können. Wäre Geist in einer der menschlichen Form ähnlichen immer vorhanden gewesen und hätte sich zuletzt nur im Menschen sein Gegenbild geschaffen, so müßten wir den Menschengeist aus dem Allgeist ableiten können; ist aber der Menschengeist im Laufe der natürlichen Entwickelung, als Neubildung, entstanden, dann begreifen wir sein Herkommen, wenn wir seine Ahnenreihe verfolgen; wir lernen die Stufe, zu der er zuletzt gekommen ist, kennen, wenn wir ihn selbst betrachten.

Eine sich selbst verstehende und auf unbefangene Betrachtung des menschlichen Geistes gerichtete Philosophie liefert also einen weiteren Beweis für die Richtigkeit der monistischen Weltanschauung. Sie ist

dagegen ganz unverträglich mit einer dualistischen Naturwissenschaft. (Die weitere Ausführung und ausführliche Begründung einer monistischen Philosophie, deren Grundgedanken ich hier nur andeuten konnte, habe ich in meiner „Philosophie der Freiheit“, Berlin 1894, Verlag Emil Felber, gegeben.)

Wer die monistische Weltanschauung recht versteht, für den verlieren auch alle Einwendungen, die ihr von der Ethik gemacht werden, alle Bedeutung. Haeckel hat wiederholt auf das Unberechtigte solcher Einwendungen hingewiesen und auch darauf aufmerksam gemacht, wie die Behauptung, daß der naturwissenschaftliche Monismus zum sittlichen Materialismus führen müsse, entweder auf einer vollkommenen Verkennung des ersteren beruht, oder aber auf eine bloße Verdächtigung desselben hinausläuft.

Der Monismus sieht natürlich das menschliche Handeln nur als einen Teil des allgemeinen Weltgeschehens an. Er macht es ebenso wenig abhängig von einer sogenannten höheren moralischen Weltordnung, wie er das Naturgeschehen von einer übernatürlichen Ordnung abhängig sein läßt. „Die mechanische oder monistische Philosophie behauptet, daß überall in den Erscheinungen des menschlichen Lebens, wie in denen der übrigen Natur, feste und unabänderliche Gesetze walten, daß überall ein notwendiger, ursächlicher Zusammenhang, ein Kausalnexus der Erscheinungen besteht, und daß demgemäß die ganze, uns erkennbare Welt ein einheitliches Ganzes, ein ‚Monon‘ bildet. Sie behauptet ferner, daß alle Erscheinungen nur durch mechanische Ursachen, nicht durch vorbedachte zweckthätige Ursachen hervorgebracht werden. Einen ‚freien Willen‘ im gewöhnlichen Sinne giebt es nicht. Vielmehr erscheinen im Lichte der monistischen Weltanschauung auch diejenigen Erscheinungen, die wir als die freiesten und unabhängigsten zu betrachten uns gewöhnt haben, die Äußerungen des menschlichen Willens, gerade so festen Gesetzen unterworfen, wie jede andere Naturerscheinung.“ (Haeckel, Anthropogenie, S. 851 f.) Die monistische Philosophie zeigt die Erscheinung des freien Willens erst im rechten Lichte. Als Ausschnitt des allgemeinen Weltgeschehens steht der menschliche Wille unter denselben Gesetzen wie alle anderen natürlichen Dinge und Vorgänge. Er ist naturgesetzlich bedingt. Indem aber die monistische Ansicht leugnet, daß in dem Naturgeschehen höhere, zweckthätige Ursachen vorhanden sind, erklärt sie zugleich auch den Willen unabhängig von einer solchen höheren Weltordnung. Der natürliche Entwicklungsprozeß führt die Naturvorgänge herauf bis

zum menschlichen Selbstbewußtsein. Auf dieser Stufe überläßt er den Menschen sich selbst; dieser kann nunmehr die Antriebe seiner Handlungen aus seinem eigenen Geiste holen. Waltete eine allgemeine Weltvernunft, so könnte der Mensch auch seine Ziele nicht aus sich, sondern aus dieser ewigen Vernunft holen. Im Sinne des Monismus ist hiernach das Handeln des Menschen durch ursächliche Momente bestimmt; im ethischen Sinne ist es nicht bestimmt, weil die ganze Natur nicht ethisch, sondern naturgesetzlich bestimmt ist. Die Vorstufen des sittlichen Handelns sind bereits bei niederen Organismen vorhanden. „Wenn auch später beim Menschen die moralischen Fundamente sich viel höher entwickelten, so liegt doch ihre älteste, prähistorische Quelle, wie Darwin gezeigt hat, in den sozialen Instinkten der Tiere.“ (Haeckel, Monismus, S. 29.) Das sittliche Handeln des Menschen ist ein Entwickelungsprodukt. Der sittliche Instinkt der Tiere vervollkommnet sich, wie alles andere in der Natur, durch Vererbung und Anpassung, bis der Mensch aus seinem eigenen Geiste heraus sich sittliche Zwecke und Ziele setzt. Nicht als vorherbestimmt durch eine übernatürliche Weltordnung, sondern als Neubildung innerhalb des Naturprozesses erscheinen die sittlichen Ziele. In sittlicher Beziehung „zweckvoll ist nur dasjenige, was der Mensch erst dazu gemacht hat, denn nur durch Verwirklichung einer Idee entsteht Zweckmäßiges. Wirksam im realistischen Sinne wird die Idee aber nur im Menschen. Auf die Frage: was hat der Mensch für eine Aufgabe im Leben, kann der Monismus nur antworten: die, die er sich selbst setzt. Meine Sendung in der Welt ist keine (ethisch) vorherbestimmte, sondern sie ist jeweilig die, die ich mir erwähle. Ich trete nicht mit gebundener Marschroute meinen Lebensweg an“ (vergl. meine „Philosophie der Freiheit“, S. 172 f.). Der Dualismus fordert Unterwerfung unter die von irgend woher geholten sittlichen Gebote. Der Monismus weist den Menschen auf sich selbst. Dieser empfängt von keinem äußeren Weltwesen sittliche Maßstäbe, sondern nur aus seiner eigenen Wesenheit heraus. Die Fähigkeit, sich selbst ethische Zwecke zu schaffen, kann man moralische Phantasie nennen. Der Mensch erhebt durch sie die ethischen Instinkte seiner niederen Vorfahren zum moralischen Handeln, wie er durch die künstlerische Phantasie die Gestalten und Vorgänge der Natur in seinen Kunstwerken auf einer höheren Stufe wiederspiegelt.

Die philosophischen Erwägungen, die sich aus dem Vorhandensein der Selbstbeobachtung ergeben, sind somit keine Widerlegung, sondern eine

wichtige Ergänzung der aus der vergleichenden Anatomie und Physiologie genommenen Beweismittel der monistischen Weltanschauung. —

(Schluß folgt.)



'Tite Poulette.

Aus: Old Creole Days von George W. Cable.

(Ins Deutsche übertragen von Dr. H. Hanns Ewers-Düsseldorf.)

(Schluß.)

„Ach, was habe ich gethan," sagte das arme Mädchen, und heiße Thränen fielen auf den unerbrochenen Brief. „Und — was soll ich thun? Es kann Unrecht sein, den Brief zu öffnen — — und doch vielleicht ist es noch schlimmer, dies nicht zu thun."

Und dann las sie den Brief, und ihre Verwirrung und Aufregung steigerte sich noch, da sie wirklich den Inhalt desselben absolut nicht verstand. Und was dann geschah? Sie seufzte, sie schluchzte, sie warf sich weinend auf ihr Bett und preßte die Schläfen in die Hände, weil einer, der ihre Bekanntschaft nicht suchte, es wagte, ihr Geld anzubieten. Geld, Geld, o der Schande, es aussprechen zu müssen, Geld, das nur aus Mitleid ihr, der armen Farbigen, geboten wurde!

Indessen kam unser junger Tölpel von einem halbstündigen Spaziergang zurück und dachte, er könne nun wohl Antwort auf sein Briefchen holen. „Gewiß wird Madame John diesmal selbst kommen." Er klopfte. Die Klappe oben in dem Fenster öffnete sich und etwas Weißes flatterte hindurch und fiel dann vor ihm nieder, wie ein getroffenes Täubchen. Es war sein eigener Brief mit der Banknote. Er nahm ihn auf, sprang an das Gitter und klopfte sanft, aber eindringlich.

„Gehen Sie fort," sagte eine zitternde Stimme von oben.

„Madame John?" sagte er; das Fenster schloß sich, und dann hörte er einen Fußtritt auf der Treppe. Tap, tap, mit jedem Schritt ein bischen tiefer in sein Herz. 'Tite Poulette kam an die verschlossene Thüre.

„Was wollen Sie?" fragte sie von innen.

„Ich, ich — — wollte nicht zu Ihnen — ich wünsche Madame John zu sprechen."

„Ich muß den Herrn ersuchen, sofort zu gehen. Meine Mutter ist in der Salle de Condé."

„Auf dem Balle?" — Christian Koppig wiederholte die Worte mechanisch, und plötzlich kam ihm der Gedanke, daß er dort ganz unauffällig die Bekanntschaft von Madame John machen könne. Sollte das ein Staatsverbrechen sein, auch mal dahin zu gehen? Keineswegs, möglicherweise gelang es ihm, einer unbeschützten Frau beizustehen und ihr aus der Not zu helfen. Und sieh', schon stand Christian Koppig am Eingang der Salle de Condé. Eine große Halle, der Schein von tausend Lampen, das Wogen und Rauschen der Fächer und Kleider, fröhliche Musikweisen, Reihen eleganter Herren und Damen, die auf und ab promenierten. An den Wänden die ihre Töchter begleitenden Mamas mit hohem Kopfputz, in den Fensternischen ältere Herren. Hin und wieder glitten fröhliche Paare im Walzertanz daher, überall Lächeln und Anmut und Anmut und Lächeln; alles schön, elegant und bezaubernd. Vielleicht lachte hier und dort eine junge Creolin ein wenig zu laut und dann — fast alle Herren hatten einen Stockdegen. Da ging plötzlich eine tiefverschleierte Dame an ihm vorüber, die sich auf den Arm eines Herrn stützte. Sie sah aus wie — nein, es mußte Madame John sein! Nun vorwärts, Christian Koppig, zögere nicht und thue, als sähest du ihren Begleiter nicht.

„Madame John," sagte er sich tief verneigend, „ich bin Ihr Nachbar, Christian Koppig."

Madame John verbeugte sich, lächelte, es war ein Balllächeln, aber sie war erschrocken, während ihr Begleiter, der Impresario, ihren Arm fallen ließ und sich rasch entfernte.

„Ah, Monsieur," flüsterte sie aufgeregt, „man wird Sie ermorden, wenn Sie nur einen Augenblick länger hier bleiben. Sind Sie bewaffnet? Nein? Nehmen Sie dies." Sie versuchte einen Dolch in seine Hände gleiten zu lassen, aber er wollte ihn nicht nehmen.

„O mein lieber, junger Mann, geh'n Sie! Geh'n Sie rasch!" drängte sie und durchforschte ängstlich den Saal.

„Ich wünsche, daß Sie nicht tanzen möchten," sagte der junge Mann.

„Ich habe ja schon getanzt; ich will nun nach Hause gehen. Kommen Sie schnell, wir wollen zusammen gehen." Sie legte ihren Arm auf den seinen und eilte mit ihm die Straße entlang.

Als sie eine Strecke gegangen waren und einen Platz passiert hatten, hörten sie das Geräusch sie verfolgender Männer.

„Laufen Sie, Herr!“ rief sie und versuchte ihn fortzuziehen, aber der junge Holländer wollte nicht.

„Laufen Sie, mein Herr, o mein Gott, es ist Monsieur!“ —

„Das ist für gestern,“ schrie der Impresario, indem er mit einem Stock ausholte, aber Christian Koppigs starke Faust packte ihn und warf ihn in den Schmutz.

„Das ist für 'Tite Poulette,“ rief ein anderer Mann und ließ von hinten einen furchtbaren Schlag auf den Holländer niedersausen.

„Und das von mir,“ zischte ein Dritter und drang mit scharfer Waffe auf ihn ein.

„Das für gestern,“ knirschte der Impresario und schnellte wie ein Tiger auf.

„Das, das und das, ha —“

Da wußte Christian Koppig, daß er gestochen wurde.

„Das und das und das!“ und der arme, junge Holländer schlug wild um sich, schnappte nach Luft, schloß seine Augen, stolperte, stürzte, raffte sich halb auf, stürzte wieder hin, und sie stießen und traten auf ihm herum.

Dann liefen sie plötzlich davon.

Zalli hatte die Polizei geholt.

„Hebt ihn auf!“

„Lebt er noch?“

„Kann's nicht sagen. Hebt ihn auf; führen Sie uns, Madame.“

„Sein Blut strömt über meine Hose!“

„Diesen Weg, — hierher, um die Ecke!“

„Hier ist es.“ — Tap, tap ging der alte, eherne Klopfer.

Die Last war schwer. Flüche am engen Gitterthore, mehr Flüche im dunkeln Thorweg, mehr die enge, gewundene Treppe hinauf.

Endlich oben im Zimmer.

„Leise, leise, legt ihm dies unter den Kopf.“

Da liegt er, auf 'Tite Poulettes eigenem Bett.

Die Schutzleute waren gegangen. Sie blieben unter der Laterne an der Ecke stehen, um ihren Gewinn zu zählen. Eine Banknote, Banque de la Louisiana, 50 Dollars. „Die Vorsehung war uns gnädig. Wir wollen's im „Wilhelm Tell“ verteilen. — Habt ihr je einen Schrei gehört, wie ihn jenes junge Mädchen ausgestoßen?“

Und da lag nun der junge Holländer, sein Geld flatterte diesmal nicht zu ihm zurück und keine bebende Stimme bat ihn, doch wieder fortzugehen. O Weib, das du keinen schlimmeren Feind kennst als den

Mann! — Tritt näher, armes Mädchen, fürchte nichts. Berühre mit leichter Hand seine kalte Stirn. Blicke freundlich auf sein stilles Antlitz und streichle zärtlich seine Locken von den Schläfen. Niemand wird diesmal deine Güte mißverstehen. Pflege ihn mütterlich, schwesterlich, fürchte nichts. Geh, wache die Nacht bei ihm. Du magst zu seinen Füßen schlafen, er wird sich nicht rühren. Und dennoch: er lebt, er wird leben, vielleicht, um dich zu vergessen, wer weiß es? Du, sei gut und wachsam, und Gott wird dich belohnen!

Während die Frauen noch hart rangen, um ihn dem Tode zu entreißen, bereitete der Kranke ihnen schon einen großen Kummer.

„Mutter," sagte er zu Madame John, und er beherrschte während des Fieberdeliriums die französische Sprache vollkommen, „liebe Mutter, fürchte nichts. Vertrau' Deinem Jungen, fürchte nichts. Ich werde 'Tite Poulette nicht heiraten. Ich kann es nicht. Sie ist schön, liebe Mutter, aber ach, sie ist keine — weißt Du es, liebe Mutter, weißt Du, was ich meine? — Die Rasse, die Rasse! weißt Du nicht, daß sie ein Mischling ist? Ist es nicht so?" —

Die arme Krankenpflegerin nickte und gab ihm einen Schlaftrunk, aber ehe der Kranke fest einschlief, schreckte er auf und starrte vor sich hin. „Laß sie gehen," sagte er und winkte mit der Hand, „sie ist ein Mischling. O wer könnte eine schwarz-weiße Frau nehmen?! O nein, nein, nein."

Am anderen Morgen war er wieder ganz klar.

„Madame," flüsterte er schwach, „habe ich in der letzten Nacht phantasiert?"

Zalli zuckte die Achsel. „Vielleicht ein wenig, aber wirklich nur ein ganz klein wenig."

„Habe ich etwas Unrechtes, etwas Närrisches gesagt?"

„O nein, nein. Sie haben nur die Hände gefaltet und gebetet, ja, Sie haben die ganze Zeit zur heiligen Jungfrau gebetet."

„Zur heiligen Jungfrau?" lächelte der Holländer etwas ungläubig.

„Und zum heiligen Joseph, Sie können es mir glauben," beharrte Zalli.

Aus Höflichkeit versuchte er ihren Worten Glauben zu schenken, aber er wurde etwas mißtrauisch.

Hart war der Kampf gegen den Tod. Krankenpflegerinnen sind manchmal Heldinnen, diese waren es gewiß. Den ganzen langen, erschlaffenden Sommer hindurch dauerte der Kampf, aber als sich die ersten kühlen, erfrischenden Oktoberlüftchen durch das geöffnete Fenster

stahlen, richtete sich Christian Koppig auf und lächelte ihnen entgegen. Der Arzt, ein wirklich netter Mann, war außerordentlich freundlich; aber zuweilen sprach er über ganz unerklärliche Dinge und schien es nicht zu bemerken, wenn Zalli ihn ersuchte, doch leise zu sprechen. „Ob ich Monsieur John gekannt habe", sagte er, „na, und wie! Wir sind auf der Schule Stubenkameraden gewesen. Und er hat Ihnen soviel hinterlassen, Madame John? Ja, mein alter Freund John war stets ein anständiger Kerl. Nun, und dann haben Sie alles in jener Bank deponiert und verloren. Nun, nun, Madame John, es macht nichts und auch von — — will ich 'Tite Poulette nichts erzählen! Adieu." — Und ein ander Mal: — „Ob Sie mir alles anvertrauen können? Mit Vergnügen, Madame John. Nein, ich werde es niemand sagen, selbst 'Tite Poulette nicht. „Was — was? —" ein langes Flüstern — „Und Monsieur John wußte das und ermutigte Sie dazu? — — Na, na, na! Aber kann ich Ihnen glauben? Freilich, wenn Sie Monsieur Johns beeidetes Zeugnis haben. Sehr gut, wirklich? Sie sagen, daß Sie es haben, aber wo ist es?? So — morgen?" ein ungläubiges Kopfschütteln. „Verzeihen Sie mir, Madame John, ich denke, daß Sie mir vielleicht die Wahrheit gesagt haben!" —

„Ob ich glaube, daß Sie recht gehandelt haben? Gewiß: was die Natur uns versagt, beschert uns zuweilen der Zufall, aber beides liegt in Gottes Hand. Die Tote bestohlen? Nein, Sie haben ihr gegeben, sie wird Ihnen noch im Himmel dankbar dafür sein, Madame John."

Christian Koppig war erwacht, aber er lag bewegungslos und mit geschlossenen Augen da, hörte das Gespräch teilweise, glaubte es zu verstehen und freute sich dessen herzlich. Als der Arzt weg war, rief er Zalli.

„Ich mache Ihnen große Mühe, was, Madame John?" —

„Nein, nein, Sie sind gar nicht lästig. Ja, wenn Sie das gelbe Fieber hätten, dann ja! Ich hatte einst einen Herrn und eine Dame in Pflege, es waren Spanier und erst eben mit dem Schiffe herübergekommen. Beide waren am gelben Fieber erkrankt, lagen in wilden Fieberphantasien und konnten nicht mehr sagen, wie sie hießen. Niemand half mir da, außer Monsieur John. Nie wieder habe ich so schwere Tage durchlebt, wie damals. Vier Tage und vier lange Nächte hindurch hat da mein Kopf auf keinem Kissen geruht."

„Und dann starben sie?" sagte Christian Koppig.

„In der dritten Nacht ging der Herr heim, der arme Sennor! 'Sieur John — er wußte es nicht, daß es ihm schädlich war — hatte

ihm Kaffee und geröstetes Brot gegeben. Am vierten Tage regnete es, es wurde sehr kühl, und gerade vor Tagesanbruch ist die arme Dame — "

„Gestorben," sagte Koppig.

Zallis Arme fielen in den Schoß, und Thränen stiegen in ihren Augen auf.

„Und sie hinterließ ein neugeborenes Kind?" fuhr der Holländer in beinahe frohlockendem Tone fort.

„O nein, mein Herr, nein," sagte Zalli.

Des Kranken Herz wurde bleischwer.

„Madame John," — seine Stimme zitterte — „sagen Sie mir die Wahrheit: ist 'Tite Poulette Ihr eigenes Kind?"

„Ha, ha, ha, welche Thorheit! Natürlich ist sie mein Kind!" Und Madame lachte ihr helles, französisches Lachen.

Das war zu viel für den kranken Mann. Eine Schwäche überfiel ihn, er verbarg sein Antlitz in den Kissen und weinte wie ein Kind. Zalli verließ das Zimmer, um ihre Erregung zu verbergen.

„Mama, liebe Mama," sagte 'Tite Poulette, die nichts gehört hatte aber ihre Mutter weinen sah.

„Ach mein Kind, mein Kind, unsere Aufgabe wird mir zu schwer. Laß mich geh'n — ein ander Mal! — Geh, wache Du an seinem Bette."

'Tite Poulette war ganz erschrocken.

„Er bedarf jetzt nicht mehr vieler Pflege."

„Nein, aber geh, mein Kind, ich wünsche allein zu sein."

Das Mädchen stahl sich in das Krankenzimmer. Der Kranke, der sich indessen wieder ermannt hatte, blickte so lange zu ihr hin, bis sie seinen Blick fühlte. Dann wandte er seine Augen von ihr und suchte einen Entschluß zu fassen. — Nun, kühnes Herz, sage ihr Lebewohl, sprich ein paar freundliche Abschiedsworte und dann nichts mehr!

„'Tite Poulette."

Die zarte Figur am Fenster wandte sich und kam an sein Bett.

„Ich glaube, ich verdanke Ihnen mein Leben," sagte er.

Sie sah nieder und errötete heftig.

„Ich muß mich morgen in einer Sänfte hinübertragen lassen."

Sie bewegte sich nicht und sagte kein Wort.

„Und ich muß Ihnen danken, liebe Pflegerin, süße Pflegerin, schöne Pflegerin."

Sie schüttelte abwehrend den Kopf.

„Gott segne Sie, 'Tite Poulette!"

Ihr Antlitz senkte sich.

„Gott hat Sie mit wunderbarer Schönheit ausgestattet, 'Tite Poulette!"

Sie rührte sich nicht. Da faßte er ihre kleine Hand und als er sie langsam einen Schritt näher zog, fiel eine Thräne von ihren langen Wimpern.

Aus dem anderen Zimmer beobachtete Zalli unbemerkt und mit steigender Angst das junge Paar. Der junge Mann erhob ihre Hand und legte sie auf seine Lippen. Zwar zog sie dieselbe sanft wieder weg, aber sie blieb doch in seiner Hand, wie ein gefangenes Vöglein, das vergebens zu entschlüpfen sucht.

„Willst Du meine Liebe nicht haben, 'Tite Poulette?"

Keine Antwort.

„Du willst sie nicht, Schönste?"

„Ich kann es nicht," war alles, was sie sagen konnte und ihre Thränen fielen auf die verschlungenen Hände nieder.

„Du thust mir Unrecht, 'Tite Poulette. Du hast kein Vertrauen zu mir. Aber ich sage Dir, daß ich hart, hart gekämpft, bis zu dieser Stunde gegen meine Liebe gekämpft habe. Jetzt ergebe ich mich. Ich bin Dein, bin es für immer. Gott verhüte, daß ich je anderes erbitte, als daß Du mein Weib werdest!"

Das Mädchen rührte sich noch immer nicht, es blickte nicht auf, nur seine Thränen rannen.

„Soll es nicht sein, 'Tite Poulette?" Er versuchte vergebens, sie an sich zu ziehen.

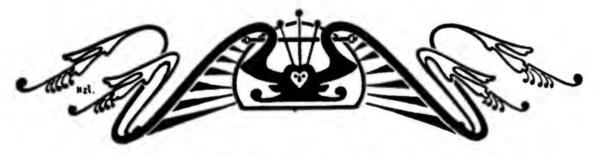
„'Tite Poulette?" Er sprach es so zärtlich.

Da sagte sie: „Das Gesetz erlaubt es nicht."

„Doch, doch," rief Zalli, umfaßte sie und zog sie zu ihm. „Nehmt sie nur, sie gehört Euch! Und ihr Blut ist rein! Nehmt sie nur, küßt sie nur! — — Gelobt seist du, Maria!

Ich hatte ja niemals ein Kind — sie ist das Kind der Spanierin!" — —





Deutsche Lyrik.

Laß mich zu Dir kommen.

Laß mich zu Dir kommen,
Laß mich still
Hinhocken an Deines Stuhles Seite
Und meinen Kopf an Deine Kniee lehnen —
Und laß mich lauschen Deiner Stimme Klang!
Erzähl' mir was!
Laß schmeichelnd schöne Worte,
Wie Glocken singen, von den Lippen gleiten —
Mit diesem sehnsuchtvollen, tiefen Ton.
Weißt Du, es ist
Als liebe man der Worte jedes innig,
Und ließ' mit zärtlich zögernd schwerem Ton
Sie in die Welt hinaus!
Laß sie getrost!
Ich trinke sie mit meiner ganzen Seele —
Und spreche sie in Traum und Wachen nach —
Als wie mein Liebstes, denn sie sind ja Du!
Und wenn Du ausgesprochen, lös' einmal,
Dein Auge, das an jenem Fleckchen Sonne
Versunken hängt, und sieh' auf mich herab!
Längst liegt ja Deine Hand
Mit zauberhafter Macht auf meinem Haupt.
Komm! Sieh!
Auch auf mein Haar
Hat sich ein Strahl der Sonne hinverirrt,
Und flimmert Dir aus meinen Augen zu.
Such' Deine Sonne hier! ich will Dir geben
All' was Du magst, willst Du's in dieser Stunde.
Doch, weißt Du?
Oft schon hab' ich Dir's gesagt,
Dein ganzes Herz will ich geopfert haben,
Denn unstät, ungestüm ist meine Seele.

Teichwolframsdorf. Frieda Lange.

Mater dolorosa.

Im Gewirre der Großstadtstraße
schreitet die Häuser entlang
eine schwangere Arbeiterfrau,
die Lippen im stummen Schmerz aneinandergepreßt.
Ihr Bub, der Franzi, trippelt an ihrer Rechten einher,
und links schleppt sie im Einkaufskorbe
drei Laibe Brot, Salat, Cichorie und Brennholz.
Und ich muß stille stehen in meinem Wandern:
Bewundern Dich,
anbeten Dich,
o, Du dreimal gebenedeite Heilige Du!

Mutterhände.

Ich liebe meine Mutter.
Liebe ihre mild-blauen Augen,
ihren stolzen Mund,
ihre sorgendurchfurchte Königinstirn.
Aber am teuersten sind mir ihre Hände.
Diese mageren, abgearbeiteten, zarten, zitternden Hände!
Wie lieb' ich sie,
wenn sie auf der blauen Arbeitsschürze
ausruhen von den Mühen des Tages.

Chi lo sa?

Auf der Sonntagspromenade im Mittagssonnenscheine großer Korso.
Ehrwürdige Tanten, das Silberhaar sorgfältig gescheitelt, in kostbaren Seidenroben,
Backfischlein mit schlenkernden Armen in Rosa und Himmelblau, Battist, Lackstiefeletten.
Ladenschwungs, frisiert, pomadisiert,
viel Militär,
Gigerl,
Studenten. — — —
Auf einmal,
Herrgott! mir vis à vis
ein Fräulein oder junge Frau sogar,
die mich mit feuchten, schwarzen Kinderaugen staunend anblickt,
lange, lange staunend anblickt.
Wie aus einer anderen Welt!
Ich tauche — bebend vor freudigem Schreck —
meinen Blick tief in den ihren . . . .

Eine leise Welle nach Eau de violettes
und
alles ist fort — — —
Mich aber läßt der Gedanke nicht los,
Daß ich dieses Fräulein oder junge Frau sogar
einmal in ihrem Boudoir heimlich liebkosen werde.
Und selig macht mich dieser Gedanke volle vierundzwanzig Stunden lang!
Nicht wahr, zu närrisch, zu dumm so etwas!
Aber dennoch ein leises: Chi lo sa???

Brünn. Eugen Schick.

Christus.

Trägst Du noch immer Dornenkronen,
Bist Du noch immer in Schmerzen uns nah',
Seliger Bettler auf Königsthronen,
Heiliger Träumer von Golgatha?
Ach, nicht mit zitternden Sklavenarmen,
Zuckend unter der Peitsche Strich,
Stolz, in den Augen ein sieghaft Erbarmen,
Nazarener, so lieb' ich Dich!

War nicht Dein Herz der Sonne ergeben
Und Deine Seele nicht glanzerfüllt?
Wir aber schleppen von Leben zu Leben
Dein gekreuzigtes Götzenbild.
Statt Dir zu folgen in jauchzender Treue,
Wenn Du segnend durchwandelst die Flur,
Suchen die Träume verängstigter Reue
Ewig die blutige Henkerspur.

Christus, wann brichst Du wieder die Ketten
Dieser finsteren Tyrannei?
Ach, so viel Seelen gilt es zu retten,
König, mein König, wer hilft dabei?
Wer hat den Mut, die Geißel zu schwingen,
Ob den Krämern im Tempel der Zeit —
Soll denn nicht endlich der Weckruf erklingen?
König, mein König, bist Du bereit?!

Berlin. Martin Boelitz.





Zwischen den Gärten.

Von Elisabeth Dauthendey.

(Würzburg.)

Hoch zwischen der ewigen Bläue des Himmels und der orgeltiefen Stimme des Meeres hängen die üppigen Gärten von Nervi.

Schmale, steil abfallende Wege führen zwischen ihnen zu den kühlen Wäldern im Thale.

Aus den blühenden Gärten steigen Säulen von Düften zu dem zeugenden Lichte empor. Andächtig, wie Flammen heiliger Kerzen, schweben sie aufwärts zur schweigenden Höhe.

Aber wenn das träumende Meer erwacht, dann fliegen aus den Bergen die eilenden Winde herbei und auf den brausenden Meeresfängen beginnen sie ihren wogenden, wallenden Tanz mitten durch die stillen, dampfenden Duftsäulen hindurch. Und sie biegen und knicken und brechen sie in ihrem wirbelnden Reigen auf den dumpfen Rhythmen des singenden Meeres.

Und sie zwingen die keusche, himmelsuchende Herrlichkeit zur Erde zurück, und die Düfte strömen ineinander, kosen und küssen und mischen sich und füllen die Luft der Erde mit einem wilden Rausch von Glück und Liebe. —

Und unter diesem Rausche wandeln kranke Menschen mit dem Tode im Herzen und der zehrenden Lebenssehnsucht im brennenden Blute und der schmerzhaften Schönheit in den ewighoffenden Augen. —

Wo diese hängenden Gärten an den schmalen Weg stoßen, sieht man über die niedrige Brüstung in den Nachbargarten hinüber.

In einem derselben, dicht an der Mauer, wachsen Eukalypten und Mimosen zu einer Laube zusammen — die Luft darin ist schwül vom Dufte der Pitospera und Magnolien.

Eine zerbrochene Marmorsäule steht in dem Dickicht. An der Säule lehnt ein Kind.

Ihre jungen, weltfremden Augen starren angstvoll und scheu in der unendlichen Herrlichkeit umher.

Vor wenig Tagen noch sah sie auf weite, schneebleiche Ebenen und nun plötzlich dieser lachende Reichtum, dieses selige Licht, dieses Meer von Farben und Duft.

Es quält sie alles.

All die wilde Üppigkeit, die an sie herandrängt. Die schwere, blauende Unendlichkeit des Meeres. Und dieses brandende Wellenlied.

Und der bange, schwere, schwüle Duft.

Sie lehnt an der Säule und bebt in den Schauern der fremden, neuen Schönheit, ihr junger Körper fiebert und glüht, und eine fremde, neue Sehnsucht fällt in ihre junge Seele. —

Lange steht sie so mit schlaff herabhängenden Armen; hülflos schmiegt sich der ganze Körper an die steinerne Stütze.

Wie eine neue Blume leuchtet ihre kindersüße Schönheit unter diesem starken Lichte, unter dieser blühenden Pracht.

Sie lauscht nach ihrer Seele — und findet sie nicht.

Wer ist sie — träumt sie — lebt sie —?

Sie weiß nichts — nichts mehr. —

Da tönt plötzlich ein Ruf vom Hause.

— Irene —

Galt das ihr? Wie aus den fernsten Winkeln der Erde fühlt sie diese Stimme, die an etwas weit, weit von ihr weg Schwebendes sie erinnert. — Und mit irren Augen und unsicheren Schritten folgt sie wie eine Schlafwandelnde der rufenden Stimme.

* * *

Täglich kommt sie nun zu diesem Platze.

Und stundenlang träumt sie hier.

Wenn der kranke Vater eingeschlummert ist unter dem schmeichelnden Zaubertrank aus den goldnen Bechern dieser neuen, starken Sonne, die wie ein siegender Gott über der liebesbrünstigen Erde liegt —

Dann eilt sie zu ihrem heimlich stillen Winkel.

Und alle ihre Sinne öffnen sich den tausend Herrlichkeiten dieser neuen Erde, welche sich zu ihren Füßen ausbreitet und den heißen Atem ihrer satten, fruchtschweren Liebe in ihr junges, keusches Herz atmet.

Denn ihr scheues, banges Auge ist endlich stille und sicher geworden.

Etwas Starkes und Glückliches kommt in ihre Seele, täglich mehr und mehr — und endlich neigt sie sich in trunkener Seligkeit zu der gewaltigen Fülle der um sie flutenden Schönheitswonne.

Und mit dem stolzen Mut ihrer goldenen Jugend baut sie sich einen festen Thron hoch über dieser selig-blühenden Erde und ist ihre Königin und herrscht in dieser Schönheit wie in ihrem Reich.

Nur noch für sie strömt dieser strahlende Sonnenglanz vom Himmel. Er spielt mit ihrer feinen, weichen Haut und reift ihr ihre schwellende Kraft, und ihre knospende Jugend blüht auf unter den Wonnefluten seiner heißen Zärtlichkeiten. Für sie nur glüht und spricht und schäumt diese wilde Farbenlust.

Nur noch für sie singt das Meer sein tiefes Lied der Ewigkeit. —

Und als sie so Besitz genommen von allem, wendet sich ihr ruhig gewordener Blick der Nähe zu.

Und sie sieht plötzlich den Garten auf der anderen Seite, ihr gegenüber.

Ein hochgewölbtes Dach von Palmen steht darüber, und hoch in den Kronen hängen leuchtende Rosen, und glühende Geranien drängen sich heran, und der süße, betäubende Duft von Heliotrop fließt über die niedrige Mauer herab.

Marmorgötter sonnen ihre weißen Leiber.

Die Hochglut des Mittags zittert in der Luft.

In ihrem kühlen Versteck fühlt sie die Hitze nicht. Aber sie sieht sie überall.

Alles duckt sich unter ihrer lastenden Schwere.

Auf den Häusern und Marmorgestalten liegt sie in weißen Gluten.

Die Bäume und Blumen wagen sich nicht zu rühren.

Und selbst das gewaltige Meer ist ganz still und stumm geworden unter ihrem flimmernden, stechenden Glanze. — Das Mädchen legt seine weiße Hand auf die Mauerbrüstung — da fühlt sie die sengende, zehrende Glut.

Wie das wohl thut. Diese echte, gerade, volle Sonnenwärme in sich hineinfluten zu fühlen.

Plötzlich schwingt sie sich hinauf auf die Mauer und legt sich mitten in den Sonnenschein.

Den großen Hut deckt sie über das Gesicht.

Und nun schlug es über ihr zusammen, ein weiches Duften — das Wellenspiel von goldnen Südsonnengluten.

Und ihre vom langen Nordwinter durchkälteten Glieder fühlen

sich in unendlicher Seligkeit aufgelöst und alles Denken und Wollen erlischt in einem bebenden Traume von Glück und Wonne.

Es wird lebendig um sie her.

Eine leise, weiche, schmeichelnde Melodie erklingt.

Und leise, huschende Schritte kommen heran.

Sie hob ein wenig den schützenden Hut —

Und erschrak.

Die weißen Götter waren in der Sonne aufgewacht und nun kamen sie in einem langen Zuge aus dem Garten heraus.

Der große Pan voran und er blies auf der Syrinx die süße, sehnsüchtige Melodie.

Sie schienen hinunter zum Meere zu wollen.

Als sie an ihr vorüber kamen, blieb der Zug stehen — „Ah," sagte Pan und hob den Hut von ihrer Stirn. „Was haben wir da — um diese Zeit ein Menschenkind, das die Sonne nicht fürchtet —

Pst, leise — kommt, seht — ein schönes Kind" — und sein struppiges Gesicht lachte, sein Mund wurde unheimlich groß, und die spitzen Ohren bewegten sich — er beugte sich über sie und wollte sie küssen —

Da schob ihn Diana beiseite —

„Bleib bei Deinen Nymphen — das ist nichts für Dich" —

„Oho — aber gut — doch kein anderer soll sie stören — kommt, wir tanzen ihr einen schönen Traum, an den sie noch lange denken soll." —

Und all die weißen Götter und Göttinnen mit ihrem Gefolge reichen sich die Hände und reihen sich zu einem Kreise, doch so, daß ihre Gesichter ihr zugewendet bleiben.

Und nach der Flöte des Pan tanzen sie mitten in der schmalen, sonnenweißen Gasse in wiegenden Rhythmen einen geheimnisvollen Reigen.

Und die Töne fallen wie weiche, schwere Tropfen langsam auf ihr Herz, und es wird ihr so bang und so selig.

Die leuchtende Herrlichkeit der Götterleiber bewegt sich in wundersüßer Anmut, und doppelt schön sind sie neben dem zottigen Leibe des häßlichen Pan.

Und vor allem der eine.

In strahlender Jugendschöne der eine.

Apoll —

Als er ihr wieder einmal ganz nahe kam, da breitete sie die Arme aus — und er die seinen. Der Kreis hielt stille, Pan ließ seine

Flöte fallen — eine ewig-bange Sekunde lang — schon kam das himmelsschöne Angesicht ihr nahe — ganz nahe — —

Da riß der scharfe Klang einer Glocke die heilige Mittagsstille entzwei.

Sie richtete sich hastig auf.

Auf dem schmalen Wege lagen die Schatten der Bäume.

Ein leiser Wind bewegte die Luft.

Drüben über die Gartenmauer blickte das grinsende Gesicht des Pan, er hielt seine Flöte an den breiten Mund, und seine Augen blinzelten boshaft und neugierig zu ihr herüber. Überall aus dem glänzenden Grün lugte ein weißes Götterbild hervor —

Und dort in dem Krankenstuhle — war das Apoll —

Weiß wie parischer Marmor war das schöne Angesicht, und unter dem wirren Lockenhaar sahen die dunkelglühenden Augen zu ihr herüber.

„Irene“ —

Sie sprang von ihrem heißen Lager herab.

Noch ein Blick hinüber —

Der kranke Mann stützte sich auf die Lehnen seines Stuhles, um besser herübersehen zu können.

Eine schwere Angst strömte ihr zum Herzen — sie fühlte wieder die heißen Tropfen, die aus der Flöte des Pan in ihr Blut gefallen waren.

Scheu sieht sie zu ihm hin —

Pan lachte immer noch, und sein Lachen sah noch boshafter aus, da jetzt ein Schatten auf seinen struppigen Bart fiel.

Sie wendete sich jäh ab und floh in das Haus zu der rufenden Stimme.

* * *

Ihre Augen suchten sich täglich und ihre jungen Seelen.

Sein bleiches, schönes Haupt in die weißen Kissen gebettet, sein schlanker Leib in ein weiches, weißes, griechisches Gewand gehüllt — so sah er wirklich aus, als sei er jener Gott, den sie im Traum geschaut — als sei er eben aus seinem marmorkühlen Schlaf erwacht und könne für die lange gefesselten Glieder die Kraft und Bewegung nicht gleich finden.

Aber seine Augen lebten. —

Und sie kniete auf einer Bank dicht an der Mauer, auf beide Arme stützte sie sich und ihre Augen waren bei ihm. — Jeden Tag

eine kleine, kurze halbe Stunde — dann wurde es lebendig in den Gärten, und der Zauber erlosch. —

Welch seliges Leben lebten sie in dieser kurzen Spanne Zeit.

Erst ein scheues Hinblicken zueinander.

Ein schmerzhaftes Erröten und Erbleichen.

Ein hastiges Verbergenwollen der Erregung —

Dann plötzlich ganz ineinander Auge in Auge —

Seele an Seele, nackt, widerstandslos in der Gewalt der ewigen Urkraft des Seins.

Und ihre Augen sagten sich alles.

Sie grüßten sich mit kosenden Blicken.

Sie blieben ineinander lange — fragend, gebend und nehmend.

Es war, als ob sie sich auch im Raum immer näher kämen, die Mauern zwischen ihnen schwanden. Es war nur noch die heiße Sonne über ihnen und die spielenden Düfte zwischen ihnen.

Die Sonne küßte ihre junge Schönheit, und die rinnenden Düfte trugen die heiße Sehnsucht ihrer bebenden Herzen zueinander. —

Und das letzte Verlangen der Liebe kam über die beiden.

Sie breiteten die Arme nacheinander aus.

Und es wurde ihnen dunkel vor den Augen von den Thränen der Sehnsucht.

Der Kranke erhob sich langsam von seinem Lager und mit unsicheren Schritten kam er an die Mauer.

Mit seinen bleichen, zitternden Händen brach er die glühenden Rosen vom Strauche —

„Ich liebe Dich," rief er mit leiser Stimme — er küßte die Rosen und warf sie ihr zu —

Es war, als ob ein Strom seines Blutes durch die Luft zu ihr käme —

Mit einem jauchzenden Schrei fing sie ihn auf und drückte ihre brennenden Lippen in die Blumen, und ihr Leib erschauerte, wie die Liebe erschauert, wenn sie eins wird mit der Liebe. —

Als sie wieder aufblickte, leuchtete sein Angesicht in übererdenhafter Schönheit — seine flehenden Augen und seine bleichen Hände grüßten zu ihr herüber. — Plötzlich senkte er das Haupt, und eine bange Todestraurigkeit breitete sich über ihn aus, und mit müden, schweren Schritten wankte er zu seinem Lager zurück. —

Anderen Tages saß eine schwarze Nonne neben seinem Lager.

Seine Augen waren geschlossen.

Und wie lange sie auch hinstarrte in der Todesangst ihrer Seele — kein Strahl seines Wesens kam zu ihr.

Und anderen Tages war sein Platz leer.

Eine ewig lange Stunde harrte sie auf ihn, und alle Qualen der Angst wühlten in ihrer Seele. —

Da kam vom Hause langsam und feierlich die schwarze Nonne.

Sie trat an die Mauer —

Hob beide Hände zum Munde und flüsterte:

„Er ist tot“ —

Dann wendete sie sich kalt und gnadenlos zum Hause zurück. — —

Das junge Weib fiel zur Erde.

Der Thron, den ihre sieghafte Jugend sich in schrankenlosem Herrscherglücke aufgebaut über der Erde, zerbrach unter der Last ihres Schmerzes.

Sie war nur noch eins mit der Erde.

Sie fühlte sich erlöschen, wie die Erde erlöscht, wenn die Sonne sinkt.

Und das Brausen des Meeres strömte mit dem Brausen ihres klagenden Blutes zusammen, und sie verstand den geheimnisvollen Sang seiner Tiefe: Den Sang von der Ewigkeit des Schmerzes. —

„Irene“ —

Mit zerbrochener Seele sank sie am Stuhle des kranken Vaters nieder.

„Wo warst Du, mein Kind?“

„Er ist gestorben.“ —

„Was sagst Du — Irene?“ —

„Ich habe ihn so lieb“ —

„Was meinst Du, mein Liebling? —

„Kann ich nicht auch sterben, mein Vater?“ —





Gedichte von S. Obuchowetz.

I.

Das russische Paradies.

Schnell kamt ihr, teure Freunde, dahin,
Wo alle Besten gewesen:
Dort liegt des russischen Lebens Sinn, —
Des greulich-wilden und bösen . . .
Denn leider sind wir ein Sklavengeschlecht:
Jetzt geht es den Demokraten
Bei uns im Lande traurig und schlecht
Für heil'ge Reden und Thaten.
Von blut'ger Willkür, vom tollen Tier
Erhalten Wunden und Hiebe
So viele, die ehrlich hegen hier
Nur christliche Menschenliebe.
Wir sollen schweigen und sitzen still:
In den Kerker schreitet jeder,
Der mutig dem Fortschritt dienen will
Mit Wissenschaft, Wort und Feder.

Durch niederträchtiges Spitzeltum.
Gehetzte, verfolgte Jugend
Erfüllt die Gefängnisse rings herum
Für hohe und reine Tugend.
Ich kenne, Freunde, eure Geduld:
Auch in dunkler Sonderzelle
Hält aus diese Qualen, ohne Schuld,
Ein Geist — der edle und helle!
Ihr kämpft für Liebe, Wahrheit und Licht
Gegen alte Völkerleiden;
O, Helden, bedauern darf man euch nicht, —
Nur heiß kann ich euch beneiden!
Er naht — der große Befreiungstag:
Wir werden uns bald umarmen, —
Ob vor Haß und Wut dann platzen mag
Die Horde schmutz'ger Gendarmen!

II.

Sommernachtstraum.

Den Erdwall zerstörter Festung
Sah ich im Fastowschen Wald,
Wo manches von Palijs Thaten
Einem Dichter widerschallt . . .
Ich schwärme — und vor den Augen
Taucht auf dieses Volksfreund's Bild, —
Mit seinen blutigen Gaben
So edel und doch so wild!
Dort stehen Kosakengespenster:
Es kann ja nichts and'res sein,
Im blauen Sommernachtschimmer,
Im silbernen Mondesschein!

Ich träume von beff'ren Tagen,
Von glorreicher Freiheitszeit:
Da waren die Ukrainer
Zu ringen und kämpfen bereit
Mit Polen, Türken, Tataren,
Für unser blühendes Land . . .
Ich habe euch, alte Helden
Kleinrussischer Sagen, erkannt!
Doch ist der Zauber vergangen:
Zur Wirklichkeit bald erwacht,
Seh' ich nur prächtige Eichen
Im Glanze heimischer Nacht!

A. d. Ruthenisch-Ukrainischen übersetzt von Sergei von Berdiajew (Kiew).





Die Frau Direktor.

Novelle von Gustav Macasy.

(Wien-Mödling.)

In dem Schlafgemach des Direktors Singer war es ganz still geworden. In dem Bett, dessen weiße Linnen und rote Decken grell von den dunklen Tapeten abstachen, lag der Tote. Die linke Hand mit den krampfhaft zusammengeballten Fingern hing weit über den Rand des Bettes herab, und die dunkelrote Atlasdecke war zur Hälfte auf den Boden gesunken. So wie man ihn am Morgen aufgefunden hatte, lag er noch da. Denn vor Ankunft des Arztes hatte niemand gewagt, ihn zu berühren.

Auf einem Stuhl neben dem Ofen saß Anita, die junge Gattin des Verstorbenen, und starrte nach der dunklen Ecke hinüber. Eben hatten sie die Bewohner des Hauses verlassen, und in ihren Ohren klangen noch die höflichen, kühlen Beileidsformeln nach, mit denen sich alle diese Menschen von ihr verabschiedet hatten.

Regungslos saß Anita da und starrte dem kalten Manne in das fahle Antlitz. Sie sah die geschlossenen Augen und den halbgeöffneten, zahnlosen Mund, um den ein bitteres und höhnisches Lächeln lag. Es war, als grinse dieses Gesicht aus Freude darüber, daß nun alles zu Ende sei. — So wie er im Leben war, liegt er nun da! — dachte Anita. Doch es kam ihr alles wie ein Traum vor, und sie bemühte sich vergebens, ihre Gedanken zu ordnen. — Weshalb hatte man sie hier allein gelassen? — fiel ihr plötzlich ein. Ach ja, damit sie sich ihrem Schmerze hingeben könne. Aber es war kein Schmerz in ihr und keine Trauer, — nur ein gepreßtes Gefühl von Unbehaglichkeit, von etwas Fremdem und Störendem. Und ganz schwach, ganz leise etwas wie Freude, wie unsinnige Freude über diesen Tod. Aber alles das erstickte das unbehagliche Gefühl.

Und sie reflektierte. Auf diesen Tod hatte sie ja seit langem gewartet. Ein Jahr und mehr war er krank gewesen, und schon im Sommer hatten ihn die Ärzte aufgegeben. Wie hatte sie gebangt und gezittert, von Tag zu Tag, von Woche zu Woche! Aber es war eine zähe Natur, die nicht sterben wollte. So war der Sommer vergangen, ein langer Sommer, den in ihrem Denken nur der einzige Wunsch ausgefüllt hatte: sein Tod! Und bis in den Herbst hinein hatte er gelebt,

wenn dieses Vegetieren noch leben zu nennen war. Und schon hatte sie mit einem neuen, trostlosen Winter gerechnet, da, unerwartet, früher, als man es nach seinem letzten Befinden ahnen konnte, war er diese Nacht gestorben, einsam, allein, ohne Hülfe. Als Frau Bode, die alte Wirtschafterin, am frühen Morgen hereingekommen war, um Feuer zu machen, hatte sie seinen Tod entdeckt und war gleich zu Anita hinaufgeeilt.

— Kommen Sie schnell, Frau Direktor! Der Herr ist tot. — Das waren die Worte, die sie jäh aus dem Schlaf geweckt hatten.

— Ob er wohl lange gelitten hat? — dachte sie nun. Aber es lag ihr wenig daran, denn gleich darauf dachte sie, wie häßlich, wie ekelhaft häßlich er jetzt sei, und sie besann sich, daß sie nun ein schwarzes Kleid tragen müsse. So saß sie lange, und das Feuer im Kamin verlöschte, und es wurde kühl in dem kleinen, geschmackvoll ausgestatteten Zimmer. Aber Anita empfand die Kälte nicht. Sie blickte zum Fenster hinaus: durch den grauen Herbstnebel hindurch sah sie die Gestalten vorübereilender Menschen. Sie empfand keine Furcht, daß sie hier so allein neben einem Toten sei. Das drückende Gefühl der Unbehaglichkeit ließ keine Furcht in ihr aufkommen. Es fiel ihr ein, wie viel sie jetzt zu thun und zu ordnen haben werde. Und plötzlich dachte sie an Hugo, den Sohn des Direktors, den sie nur ein einziges Mal gesehen hatte, vor vielen Jahren, und daran, daß dieser nun auch kommen werde. Das alles erregte ihren Abscheu: sie fühlte, daß sie vor einer Reihe der lästigsten Zeremonien stand und in ihrer Erbitterung wünschte sie, — wenn er doch so weiter gelebt hätte!

Dann stand sie auf und trat vor den hohen Spiegel, der zwischen den Fenstern bis zur Decke hinaufreichte. Den Toten hatte sie vergessen. Aber da erschrak sie vor ihrem Gesicht. Ihre Wangen waren gelb und eingefallen, und ihre Augen von Fieber und Erregung gerötet. Zum erstenmal erschien sie sich häßlich und erschrak davor. Und sie dachte an ihre Jugend und Schönheit. Wie hatte sie sich in ihrer Schönheit geliebt! Aber die Jahre waren auch fast spurlos an ihr vorübergegangen, dessen war sie sich bewußt. Nur voller und strahlender waren ihre stolzen, ebenmäßigen Züge geworden. Aber heute sah sie verfallen und häßlich aus, und mit einer Bewegung des Grauens wollte sie sich abwenden, da sah sie durch den Spiegel die dunkelrote Decke vom Bett her leuchten, und plötzlich fing die Decke an, sich zu bewegen, und glitt lautlos und langsam auf den Boden. Da packte Anita ein namenloses Grauen. Es war ihr, als stünde der Tote wieder auf. Sie

sah ein langes, grinsendes Gesicht mit weit offenem, zahnlosem Mund. Mit gellendem Aufschrei stürzte sie nach der Thüre.

Dann aber schämte sie sich ihrer Furcht und blickte nach dem Bett hinüber. Da lag der Tote, unbeweglich, bleich, — sie mußte über den Gedanken lächeln, daß dieser da sich noch einmal regen könne.

— Vor Dir habe ich Ruhe! — flüsterte sie und trat langsam näher. Sie sah auch die lange, dürre, herabhängende Hand. Und plötzlich packte sie ein unwiderstehliches Verlangen, danach zu greifen. Sie nahm vorsichtig mit zwei Fingern die Hand und ließ sie mit raschem Rucke wieder los, so daß der Arm schleifend an der Bettkante hin und her baumelte. Trotz des Abscheus über all diese Häßlichkeit mußte sie doch lächeln.

— Ganz tot, mausetot ist er — sagte sie dann zu sich und während sie langsam der Thür zuschritt, wiederholte sie mit unsinnigem, hervorbrechendem Jubel zehnmal, zwanzigmal:

— Ganz tot, mausetot ist er. —

Dann verließ sie das Sterbegemach.

* * *

Die zwölfjährige Ehe des Direktors mit Anita war eigentlich eine glückliche und friedliche gewesen. Freilich hatte den Frieden der Direktor selbst durch seine ernste, unerschütterliche Ruhe und seinen unbeugsamen Willen in das Haus gebracht. Strenge, wie er während seines ganzen Lebens gegen andere war, war er es auch gegen sich selbst, und die Achtung, die er sich vor allen Menschen zu erringen wußte, diese aus Furcht und Anerkennung gemischte Achtung errang er sich auch von seiner Gattin. Diese hatte er aus den ärmlichsten Verhältnissen zu sich emporgezogen.

Anita war das Kind eines Arbeiters der Fabrik, welche der Direktor leitete. Ihr Vater war im Trunk gestorben. Der Direktor hatte Anita kennen gelernt, als sie sich zur Arbeit in der Fabrik gemeldet hatte. Kurz entschlossen hatte er sie in eine Erziehungsanstalt in der Hauptstadt gebracht und nach drei Jahren als sein Weib heimgeführt. Und seine Berechnungen hatten ihn nicht getäuscht, denn Anita hatte sich schnell in das neue Leben hineingefunden. Wohl aber hatte er sich in dem Wesen des jungen Weibes geirrt. Er hatte, alternd, wie er schon damals war, gehofft, in Anita eine dankbare, hingebende Pflegerin zu finden, jemanden, der ihm seine einsamen Tage verklären

sollte, ihn mit Fröhlichkeit und Sonnenschein umgeben. Und aus dem Dankgefühle heraus, hatte er gehofft, werde sich die Liebe entwickeln. Aber Anita wußte nichts von Dank für ihren Wohlthäter, und gar bald bemerkte der Direktor, daß es ihm auch nie gelingen werde, die Liebe des jungen Weibes zu erwerben. Es hatte den Anschein, als ob Anita das neue, luxuriöse Leben als etwas ihr Gebührendes auffasse, gleichsam als ein Äquivalent für ihre Schönheit, deren sie sich vollbewußt war. Und zudem bemerkte der Direktor, daß Anita die drei Jahre ihrer Erziehung nicht benutzt hatte, sich jene gründliche und ernste Bildung anzueignen, auf welche er selbst so großen Wert legte, sondern nur jene äußere Gewandtheit, hinter der es leicht war, jede Art von Unwissenheit und Verständnislosigkeit zu verbergen.

Aber der Direktor war nicht der Mann, lange über diese verfehlten Hoffnungen zu trauern. Er fügte sich stillschweigend in das Unvermeidliche und als er erst klar eingesehen, daß sich an dem Charakter Anitas nichts mehr ändern lassen werde, gab er sich damit zufrieden. Aber damit war auch seine erste, unbegrenzte Liebe zu dem schönen, jungen Weib, diese innige Zärtlichkeit und Aufopferungsfreude verschwunden. Und nur die flüchtige, von Zeit zu Zeit auflodernde Sinnlichkeit war es noch, die ihn an Anita fesselte. Darum überhäufte er sie mit Geschenken und schmückte sie, nicht, um ihr Freude zu bereiten, sondern nur, weil sie der Gegenstand seiner Sinnlichkeit war, und auch, um mit ihr vor aller Welt zu prunken, denn er war mit peinlichster Vorsicht bemüht, in den Augen der Menschen seine Ehe als eine der glücklichsten und tiefinnigsten erscheinen zu lassen. Seine Eitelkeit gefiel sich darin, zu wissen, daß man ihn um sein schönes Weib beneide. Und auch Anita wußte dies, trotzdem zwischen den Gatten niemals ein Wort darüber gefallen war. Und auch sie bemühte sich, gerade in der Öffentlichkeit gegen ihren Mann eine gut gespielte Herzlichkeit zur Schau zu tragen. Sie that dies auch gerne, und es erschien ihr doch wie eine kleine Pflicht — nicht der Dankbarkeit, sondern des Anstandes, die sie dem Direktor für all das Gute schuldig sei. Denn auch sie wollte beneidet sein, zumal von denjenigen, die sie in ihren früheren, armseligen Verhältnissen schon gekannt hatten. Auch sollte man bewundern, wie leicht und schnell sie sich der neuen Atmosphäre anzupassen verstanden hatte. Sie setzte einen gewissen Stolz darin, als eine weltgewandte und gebildete Frau zu gelten, deren Glück ihr eigenstes Verdienst sei. Der Direktor wußte dies und es gefiel ihm an ihr. Es versöhnte ihn mit dem „albernen Streich“, wie er seine Ehe vor sich selbst nannte. Und

diese äußere, gewollte und aus der Überlegung heraus geschaffene Harmonie war es, die den Frieden im Hause des Direktors stets aufrecht erhalten hatte, wenn sie auch mit den inneren Gefühlen der beiden nichts gemeinsam hatte. Aber, als sich die Gatten daran gewöhnt hatten, ihre Rolle glücklicher Menschen vor der Welt konsequent durchzuführen, übertrugen sie diese Rolle auch auf die Einsamkeit des häuslichen Lebens. In den ganzen Jahren der Ehe war es nie zu einem Streite gekommen, nie zu einem plötzlichen Ausbruch der Leidenschaften. Der Direktor war nicht gelaunt, je mehr als das Nötigste zu sprechen, und Anita hütete sich, das gute und stumme Einverständnis durch nutzlose Zänkereien zu stören. Ihr Verkehr im Hause war auf derselben Grundlage wohlgesitteter Höflichkeit aufgebaut, wie der in der Gesellschaft. Vorsichtig wurde von beiden Seiten jedes Wort abgewogen, und die Herzlichkeit gleichsam mit dem Maße der größeren oder geringeren Verpflichtung, herzlich zu sein, gemessen. So war der Friede in dem Hause des Direktors Singer: man hütete sich, ihn zu erschüttern, weil man wußte, daß er das einzige sei, was diese beiden Menschen dauernd miteinander verbinden konnte.

Innerlich waren sie sich aber im Laufe der Zeit immer fremder geworden. Anita hatte den Direktor nie geliebt. Als er sich damals so schnell entschlossen hatte, ihr Los zu einem günstigen zu gestalten, da war ihr dies als das größte Glück erschienen und sie hatte gemeint, der Liebe bedürfe es nicht, um glücklich zu sein. Erst später, an der Seite des ungeliebten Mannes, erwachte in ihr die Sehnsucht nach einer großen Liebe, aber auch die Einsicht, daß sie diese für ihren Mann nie empfinden könne. Sie fand ihn alt und häßlich, und seine Kränklichkeit erregte nicht ihr Mitleid, sondern ihren Abscheu. Oftmals zitterte sie, wenn er nur in ihre Nähe kam, und sie war nicht im stande, das tiefe, unüberwindliche Grauen vor ihm zu verbergen. Freilich suchte sie es hernach durch die kalte Freundlichkeit im Verkehre zu mildern, aber sie sah doch, daß er ihren Abscheu wohl bemerkt hatte. Sie sah auch, wie im Laufe der Zeit seine Gleichgültigkeit gegen sie zunahm: das war es, was sie sich vor allem wünschte, wenn sie es auch durch ihr Benehmen nicht auszudrücken wagte.

Aber je ärmer an Liebe Anitas Ehe wurde, desto größer wurde ihre Sehnsucht. Der Direktor, der sie unablässig beobachtete und aus allen ihren Worten und Gebärden ihre Seelenzustände zu lesen wußte, merkte gar oft mit Schrecken Anitas wachsende Freude an Vergnügungen, er sah, daß sie langsam und mit der äußersten Vorsicht zu kokettieren

anfing, ja, daß sie den jungen Männern ihrer Bekanntschaft beinahe auf halbem Wege entgegenkam. Und der Direktor sah nur zu klar, daß es nur einer Gelegenheit bedurfte, damit ihm Anita untreu wurde. Er wußte, daß es für sie kein Bedenken gegeben hätte. Und um so unablässiger beobachtete er sie und kontrollierte ihr ganzes Leben und Thun. Über jeden ihrer Schritte wußte er sich Auskunft zu verschaffen und auch der ganze Kreis ihrer Bekannten war stets der Gegenstand seiner eingehendsten Beobachtungen. Gleichwohl war er nicht eifersüchtig: sein kalter, ernster Charakter fand sich mit jedem Problem des Lebens ab, und er war niemals so sehr von einer Leidenschaft beherrscht worden, daß er sie nicht zuletzt seiner Überlegung untergeordnet hätte. Und so behütete er Anita nicht um seinetwillen und weil ihm ihre Treulosigkeit Schmerz verursacht hätte, sondern aus Rücksicht auf seine Ehe nach außen hin. Nachdem seine Versuche, sich ein inneres Glück zu bauen, mißlungen waren, blieb seine äußere Ehre, der Nimbus von Glück, der sich um seine Ehe gebildet hatte, sein letzter Stolz, und er hätte Anita nicht den kleinsten Schritt zur Untreue verziehen. Darum benutzte er auch jede Gelegenheit, ihr diese Meinung verständlich zu machen, obwohl er es vermied, direkt davon zu sprechen.

Und Anita verstand ihn auch. Sie sah, daß sie beobachtet wurde, und daß es ihr unmöglich gewesen wäre, auch nur die geringste ihrer Handlungen vor ihrem Gatten zu verbergen. Und obwohl sie unter diesem beständigen Zwange litt, begriff sie doch das Benehmen des alten Mannes. Denn ihre leichtlebige, allem Ernsten fremde Natur vertröstete sich immer auf die Zukunft. Sie träumte von einer Zeit, wo es dem Direktor nicht mehr möglich sein werde, ihr aufzulauern, und sie war fest entschlossen, keinen Augenblick zu zögern, um sich für alles das zu entschädigen, was sie jetzt ertragen müßte. Und dieser Gedanke war ihr ein großer Trost in ihrer gedrückten und beengten Lage. Ihre Phantasie war unablässig thätig, sich Bilder kommenden Glückes und kommender Lust vorzuspiegeln. Sie träumte sich in die seltsamsten Situationen einer tollen, zügellosen Leidenschaft hinein, sie ersann sich die märchenhaftesten Liebeserlebnisse, in denen sich ihre von Sehnsucht und Entbehrung übersättigte Seele von allen Schranken losreißen konnte.

Damit aber nahm auch ihr Benehmen zu dem Direktor eine andere Gestalt an. Früher kalt, ablehnend, ja, zitternd vor jeder seiner Berührungen, ließ sie später alles geschehen: denn ihr Geist war abwesend, und sie zwang beinahe ihre Phantasie, daß sie ihr andere Bilder

als die der Wirklichkeit vor ihrem inneren Auge ausgestalte. Und all das Häßliche und Widerwärtige an ihrem Manne wurde in ihren Gedanken zu einem Reichtum an Schönheit und Kraft.

Der Direktor wußte sich diese Veränderung anfangs nicht zu erklären. Oftmals, wenn er in den kurzen Ruhepausen der Arbeit neben ihr saß, dann schloß Anita die Augen, und es war ihr, als sei eine ihrer Traumgestalten, ein geliebter Mann an ihrer Seite. Ihr ganzes Wesen wurde ein anderes, und alles an ihr atmete Glück und loderndes Begehren. So suchte sie sich das Unerträgliche erträglich zu machen, und was in Wirklichkeit nur ihren Ekel erregt hätte, das umgab sie durch ihre Gedanken mit Schönheit und Anmut.

Der Direktor sah dies und war damit zufrieden, ohne nach der tiefen Ursache dieser Umwandlung zu fragen. Es genügte ihm, daß Anita ihre Vorliebe für den großen Verkehr und für glänzende Gesellschaften allmählich eindämmte und die stille Ruhe der Häuslichkeit den rauschenden Festen vorzog. Er war umsomehr damit zufrieden, als ihm seine Aufgabe als Beobachter dadurch erleichtert wurde. So glich die Ehe des Direktors in den letzten Jahren einem seltsamen Gemisch von Gewohnheit und gut gespielter Komödie, durch welche sich beide Teile ihr aufgezwungenes Lebenslos erträglich machten. Und auch als der Direktor vor einem Jahr erkrankte und fast immer an das Bett gefesselt war, änderte Anita nichts in ihren äußeren Gewohnheiten, denn gar bald war es die Hoffnung auf seinen Tod, die sie tröstete, und der Gedanke, in kurzem völlig frei und unabhängig zu sein. Dieser Gedanke nahm sie so sehr in Anspruch, daß es ihr gar nicht einfiel, sich während der Krankheit des alten Mannes zu entschädigen für die vielen freudlosen Jahre. Und als es ihr zur Gewißheit wurde, daß der Direktor von seinem Leiden nicht mehr genesen könne, da standen alle ihre Zukunftsträume in ihr auf und gewannen Leben und greifbare Wirklichkeit.

So war es gekommen, daß der Direktor bis zu seinem Ende niemals Ursache gehabt hatte, sich über Anita zu beklagen. Und dies freute ihn, wenn er auch einsah, daß es keineswegs ihr Verdienst gewesen war. Es freute ihn in Bezug auf die Außenwelt, deren Urteil und Achtung er höher schätzte, als sein inneres Glück. Seine ganze, schwere Krankheit wurde ihm bei diesem Gedanken leicht. Er hatte selbst nicht mehr viel Hoffnung, zu genesen, aber der Abschied von der Welt erschien ihm schöner und verklärter bei der Überlegung, daß man von ihm sagen werde: er sei Zeit seines Lebens glücklich gewesen. Für glücklich gehalten werden zu müssen, das erschien ihm als der größte Zweck seines

Lebens. Und Anita, die dies wußte, that alles, was in ihren Kräften stand, um dem Kranken nichts von seinem letzten und höchsten Glauben zu nehmen. Sie ließ sich sogar dazu herbei, den alten Mann zu pflegen und ihren Widerwillen vor dem Häßlichen der Krankenpflege zu überwinden. Sie legte in ihr Benehmen zu ihm die ganze Herzlichkeit, die ihr zu Gebote stand, und bemühte sich, jeden seiner Wünsche zu erfüllen und ihm durch tausende von kleinen Aufmerksamkeiten Freude zu bereiten. Sie gefiel sich zuletzt in dieser Rolle, die ihr die Langeweile des Wartens vertrieb und ihrem Geiste neue Nahrung des Nachdenkens gab, und gerade dadurch wurden die letzten Tage des Direktors wirklich Tage des Friedens und der stillen Glücklichkeit. —

* * *

Am Nachmittage nach dem Tode des Direktors hatte Anita ihre ganze, selbstbewußte Ruhe wiedergewonnen. Das Gefühl der Unbehaglichkeit war von ihr gewichen. Sie hatte alle Anordnungen getroffen, die Todesnachricht selbst abgefaßt und die Weisungen betreffs der Aufbahrung und des Begräbnisses erteilt, das am dritten Tage stattfinden sollte.

Gegen Mittag war der Arzt gekommen, mit dem sie eine lange Unterredung gehabt hatte. Doktor Felsing war ein alter Freund des Direktors, und Anita erfuhr erst jetzt, daß ihr Gatte ihn zum Vollstrecker seines Testamentes und zum Vormund für seinen Sohn Hugo erwählt hatte. Das hatte ihr zu denken gegeben, und mit Zittern dachte sie an das Testament. Wie, wenn der Verstorbene sein Vermögen dem einzigen Kinde hinterlassen hätte? Wie, wenn sie wieder in die Armut zurückgestoßen würde, aus der sie der Direktor zu sich emporgehoben hatte? Dann wären all die tausend Entbehrungen, die sie sich auferlegt hatte, umsonst gewesen, — nutzlos vergeudet, wie ihre schönsten Jugendjahre.

Aber bald kam wieder das Gefühl der Sorglosigkeit über sie, und lächelnd dachte sie, er könne sie nicht zurückgesetzt haben. Er war ja stets stolz auf sie gewesen, stolz auf ihre Schönheit und auf ihre kluge, weltgewandte Art. So hatte er sie auch geliebt, wie man ein kostbares Spielzeug liebt. Und ein kostbares Spielzeug war sie für ihn gewesen. Mit den teuersten Kleidern, mit den wertvollsten Schmuckgegenständen hatte er sie überschüttet, keinen ihrer oft bizarren Wünsche hatte er unerfüllt gelassen. Er konnte sie nicht um des Jungen willen vergessen haben, mit dem er kaum je zusammen gewesen war.

Und sie dachte an Hugo und die erste Zeit ihrer Ehe. Kurz nachdem der Direktor geheiratet hatte, hatte er seinen Sohn, das Kind einer Jugendgeliebten, aus dem Hause gegeben und bald darauf in einem Kloster zur Erziehung untergebracht. Stillschweigend hatte er das gethan, denn er mochte wohl gefühlt haben, daß dem jungen Weibe der halberwachsene Knabe im Hause eine Last gewesen wäre, trotzdem damals Anita, deren Jugend eine sehr gedrückte gewesen war, es nicht gewagt hätte, irgend ein Wort über dieses Kind oder das Vorleben ihres Gatten zu verlieren.

Und so war es auch geblieben. In den zwölf Jahren ihrer Ehe war Hugo nicht mehr in das Haus gekommen. Nur zur Zeit der Ferien war der Direktor auf einige Wochen in jenen Gebirgsort gereist, um seinen Sohn zu besuchen. Das war in seinem Leben angestrengtester Arbeit die einzige Erholung gewesen.

Anita erinnerte sich noch des kleinen Knaben mit gelbblondem Haar und den blauen, treuherzigen Augen. Aber damals schon war ihr sein Anblick widerwärtig gewesen, und sie hatte es vermieden, sich mit ihm zu beschäftigen. Sie hatte in dem Kinde einen Eindringling gesehen, etwas Fremdes, das nicht zu ihr gehöre. Sie wußte noch, wie er oft still in einer Ecke gestanden und die schlanke, junge Frau mit scheuen, großen, verwunderten Blicken angestarrt hatte. Heute überlegte sie, ob er noch immer so scheu und unbehülflich sein werde, und sie fand es sehr lästig und unbequem, daß sie diesen jungen Menschen nun in ihrem Hause aufnehmen müsse, und wäre es auch nur für einige Tage. Am lästigsten aber fand sie es, daß Hugo ihr Stiefsohn sei und daß sie ihn als solchen neben sich hergehen lassen müsse. Noch mehr als sie den Toten haßte, haßte sie in Gedanken den Lebenden, in dem sie ein Hindernis für ihr Leben und für alle ihre Rechte sah. Am liebsten hätte sie es gehabt, wenn Hugo gar nicht gekommen wäre, und sie durfte gar nicht daran denken, ohne in Wut zu geraten. Aber Doktor Felsing hatte sofort in das Kloster telegraphiert, und es war möglich, daß Hugo noch an diesem Abend in der Heimat eintraf.

— Der Bastard! — murmelte sie manchmal vor sich hin, wenn sie sich in Gedanken wieder bei all diesen unerquicklichen Betrachtungen ertappte.

Aber am Nachmittag hatte Anita wieder ihre ganze, gute Laune gewonnen, die sie freilich hinter einer feierlichen und bekümmerten Miene verbarg. Nun fand sie es ganz selbstverständlich, daß der alte Mann gestorben war, und wenn sie einen Wunsch hatte, so war es der, daß

alle die Trauerzeremonien, all der Zwang und all die Ungewißheit über ihr nächstes Schicksal schon vorbei wären.

Mit diesem Gedanken fuhr sie in die Stadt, um ihre Trauertoilette zu kaufen. Sie überlegte genau, welchen Stoff sie nehmen werde, und wie der Aufputz der Taille sein müsse, und freute sich darüber. Lange blieb sie in dem großen Modengeschäft, und als sie heimkehrte, war es fast dunkel geworden. Während sie in die weichen Polster zurückgelehnt saß, fiel ihr ein, daß nun die Herrlichkeit mit der Equipage ein Ende haben werde, denn diese war Eigentum des Fabrikanten und dem Direktor nur zum Gebrauche überlassen. Schade! dachte sie und ärgerte sich.

Vor dem kleinen, villenartigen Hause des Direktors traf Anita mehrere Männer, die mit Gerüsten, Leitern und schwarzen Teppichen aus und ein gingen. Da beschlich sie wieder das unbehagliche Gefühl. — Jetzt wird er aufgebahrt! — dachte sie und eilte rasch, ohne aufzusehen und die Grüße der Leute zu erwidern, durch den langen, schmalen Flur und über die Treppe hinauf nach dem oberen Stockwerk, in dem sich ihr Zimmer befand.

Oben im Korridor kam ihr Frau Bode mit der Lampe entgegen. — Ein trauriger Tag, das! — sagte Frau Bode, um nur etwas zu sagen. — Wie sie da unten hämmern! — Aber Anita gab keine Antwort. Sobald sie Frau Bode verlassen hatte, schloß sie die Thür ihres Zimmers ab und legte sich auf die Ottomane. Sie dachte, wie ärgerlich es sei, daß der große Empfangssalon, in dem der Direktor aufgebahrt wurde, gerade unter ihrem Zimmer liege. Sie hörte, wie die Männer unten mit schweren Schritten auf und nieder gingen, wie die Möbel gerückt und Nägel in die Wände geschlagen wurden. Von Zeit zu Zeit hörte sie unverständliche Rufe, dann hörte sie einen schweren, dumpfen Fall und wieder die rauhen Stimmen der Männer. Vielleicht ist eine Leiter gestürzt, dachte sie. Da klopfte Frau Bode wieder an der Thür.

Anita öffnete.

— Was giebt es denn? — fragte sie verdrossen.

— Ach, ist das ein Unglückstag, — jammerte Frau Bode. — Jetzt ist der junge Tapezierer von der Leiter gefallen. Sie haben ihn in das Zimmer des Herrn getragen und gleich nach dem Doktor geschickt. Er giebt keinen Laut von sich. —

— Mein Gott, mein Gott! — sagte Anita leise, — wird das kein Ende nehmen? — Und nach einer Weile fügte sie hinzu: — Sehen

Sie doch nach, Frau Bode, daß es an nichts fehlt, wenn man etwas brauchen sollte. —

Frau Bode blieb noch stehen. Sie schien zu erwarten, daß Anita hinunterkommen werde. Aber die junge Frau ging mit raschen, nervösen Schritten auf und nieder. Dann entfernte sich Frau Bode.

Anita trat zum Fenster. Alles erschien ihr widerlich und unangenehm. Es empörte sie, daß es nun noch einen Unglücksfall im Hause gebe, und daß ein fremder Mensch verletzt im Zimmer ihres verstorbenen Mannes liege. Sie dachte, daß er vielleicht dort sterben könne, und nahm sich vor, gleich nach dem Begräbnis dieses Haus zu verlassen.

Anita starrte in die Nacht hinaus. Schräg vor den Fenstern des Hauses, nur durch die Straße und den Flur getrennt, lag die Fabrik inmitten eines hellen Dunstkreises. Gleich schwarzen Armen ragten die Schlote empor, und durch die Stille der Nacht drang das dumpfe Hämmern und Tosen herüber. Unten war es still geworden. Die Männer mußten sich entfernt haben. Bald aber fuhr der Wagen des Arztes vor. Anita horchte auf die Schritte und hörte die Stimme der Frau Bode. Dann wieder das Rasseln des Wagens und wieder Stille. Anita empfand Hunger. Sie hatte seit morgens nichts gegessen. Während sie sich auszurechnen bemühte, wieviel der Direktor wohl an Vermögen hinterlassen haben könne, ging sie in die Küche hinab.

Frau Bode erzählte ihr gleich, daß Doktor Felsing den verwundeten Arbeiter im Wagen nach seiner Wohnung geschafft habe. Anita atmete erleichtert auf. Sie fragte gar nicht mehr, ob jener schwer verletzt sei: ihre größte Besorgnis war gewesen, daß sie ihn hätte über Nacht in ihrem Hause lassen müssen. Was dann mit ihm geschehen, kümmerte sie nicht.

Nun verlangte sie etwas zu essen, und Frau Bode brachte ihr kalten Braten vom Mittag. Sie fragte, ob der junge Herr zum Nachtmahl schon da sein werde, aber Anita achtete nicht darauf. Sie aß den Braten gleich mit den Händen und brach sich große Stücke Brot dazu ab und rechnete wieder nach, wie groß das Vermögen ihres Mannes sein könne. Er war stets sehr sparsam gewesen, überlegte sie, — ja, fast geizig, und sie vermutete, daß er auch an der Börse spekuliert habe. Sich selbst hatte er in der ganzen Zeit seiner Ehe so gut wie nichts gegönnt. Mit einem tiefen Gefühl der Befriedigung dachte Anita darüber nach. Und während ihr Frau Bode berichtete, daß nun alles in Ordnung, und auch das Zimmer für den jungen Herrn in Bereitschaft

sei, kam Anita zu der Überzeugung, daß der Direktor zum mindesten ein Vermögen von einer Viertelmillion hinterlassen haben müsse.

Die Köchin, eine dicke, rotaufgeblasene Person, und ein junges Mädchen, Frau Bodes Nichte, machten sich in der Küche zu schaffen und beobachteten Anita neugierig. Sie wunderten sich über die gelangweilte Gleichgültigkeit der jungen Witwe, die ein Stück Braten nach dem anderen verschlang, und noch mehr darüber, daß sie sich so gar nicht den Anschein gab, als ob sie erregt oder traurig sei.

Anita war in Gedanken dabei angelangt, daß sie den Rest des Herbstes und den Winter in einem Bade im Süden zuzubringen beschloß. Welches Bad sie aber wählen solle, darüber war sie noch nicht einig. Aber schon das Bewußtsein, von hier fortzukommen, bereitete ihr die größte Freude. Sie malte sich das Leben in der neu gewonnenen Freiheit aus und schrak heftig zusammen, als mit langgedehntem, schrillem Klang die Hausglocke ertönte.

— Das wird der Herr Doktor mit dem jungen Herrn sein, — meinte Frau Bode. — Er wollte ihn gleich mit dem Wagen von der Bahn abholen. —

Anitas Freude an allen ihren schönen Projekten war dadurch zerstört. Wütend verließ sie die Küche, um in ihr Zimmer zurückzukehren. Sie kaute noch immer an einem Stück Braten. Im Flur draußen unterschied sie deutlich die Stimme des Doktor Felsing und sie konnte eine Bewegung des Zornes nicht unterdrücken. Ehe sie noch ihr Zimmer erreicht, kam Frau Bode und meldete, daß die Herren im kleinen Salon unten warten.

Anita legte rasch einen dunklen Shawl um ihre Schultern und ging hinab. In dem schwacherleuchteten, kleinen Zimmer standen Doktor Felsing und Hugo. Anita warf einen flüchtigen, neugierigen Blick auf ihn: sie sah eine hoch aufgeschossene, schlanke Gestalt mit blondem Haar und blassem, ausdrucksvollem Gesicht.

Die Begrüßung war stumm. Anita vermochte es nicht, irgend ein freundliches Wort des Empfanges zu sagen. Schweigend reichte sie ihrem Stiefsohn die Hand und bedeutete ihm durch eine schroffe Bewegung, daß er Platz nehmen möge. Doktor Felsing aber sagte sogleich in seiner offenen, doch behutsamen Art:

— Ich hoffe, Frau Direktor, daß Sie meinem Mündel bis auf weiteres Gastfreundschaft in Ihrem Hause gewähren werden. —

Er schien es absichtlich zu vermeiden, Hugo ihren Sohn zu nennen. — Anita nickte und bemühte sich, etwas wie Zuvorkommenheit in ihre

Mienen zu legen. Aber es gelang ihr nicht. Ihr dunkles, unstätes Auge verriet sie und das gereizte Zittern ihrer Hände.

Der Doktor sprach einige Worte über die Krankheit des Direktors und seine letzten Tage. Anita fürchtete schon, daß er auch den Unfall des jungen Arbeiters berühren werde. Aber Doktor Felsing erhob sich und nahm Abschied, indem er erklärte, daß er noch einen Schwerkranken besuchen müsse. Dabei sah er Anita fragend an, als erwarte er, daß sie sich nach dem Verwundeten erkundigen werde. Aber Anita dachte gar nicht daran. Sie war froh darüber, daß nun die peinliche Situation ein Ende habe, und begleitete den Doktor bis zur Thüre, wo sie sich in erheuchelt herzlicher Weise von ihm verabschiedete.

Und nun war sie mit Hugo allein.

Langsam und schweigend ging sie im Zimmer umher und betrachtete ihn mit prüfenden Blicken. Sie hatte sich ihn ganz anders vorgestellt —: häßlich und verkümmert, wie so oft die Zöglinge eines geistlichen Institutes sind. Nun ärgerte sie sich, daß das nicht der Fall war.

Lange Zeit schwiegen beide. Anita wollte um keinen Preis ein Gespräch aufkommen lassen. Sie war müde und gähnte. Auch fühlte sie sich beirrt, als sie merkte, daß Hugo sie aufmerksam betrachtete. Eine eigentümliche Unruhe hatte sich ihrer bemächtigt, seit Doktor Felsing fort war. Sie fühlte sich befangen und gedrückt, wie noch nie in ihrem Leben. Endlich schämte sie sich ihres Schweigens und sah ein, daß diese Situation auf die Dauer nicht zu ertragen sei. Sie nahm Hugo gegenüber auf einem Fauteuil Platz und begann mit halblauter Stimme:

— Du hast Deinen Vater nicht oft gesehen. —

Hugo sah sie erstaunt an.

— Nein, — erwiderte er. — Einmal im Jahr nur und nur auf kurze Zeit. —

Anita fiel seine weiche, klangvolle Stimme auf. Diese Stimme erinnerte sie an die ihres Gatten aus der ersten Zeit ihrer Ehe, wenn er zärtlich zu ihr gesprochen hatte. Nach kurzer Pause aber fügte Hugo beinahe rauh hinzu:

— Das war sein Wille, und vielleicht war es auch besser so. —

Aus diesen jäh hervorgestoßenen Worten empfand Anita deutlich den Vorwurf heraus und sie fühlte, wie sie rot wurde. Fröstelnd hüllte sie sich in ihr Tuch und begann nach einer Weile noch trockener, noch kälter:

— War das Leben im Kloster nicht traurig und freudlos? —

Aber gleich darauf ärgerte sie sich über diese Frage. Denn Hugos

Augen ruhten wieder groß und forschend auf ihr, während er langsam und jedes Wort betonend erwiderte:

— Ich habe leider nie etwas anderes kennen gelernt und mußte also mit diesem Leben zufrieden sein. —

Anita war bestürzt über den seltsamen Ton seiner Stimme und sah ihm voll ins Gesicht. Nun begegneten sich zum erstenmal ihre Augen. Ihre Blicke senkten sich tief ineinander und es lag wie tiefe, ablehnende Feindseligkeit in diesen Blicken. Anita konnte sich keine Rechenschaft über das seltsame Gefühl geben, das sie bei Hugos Worten empfand. Sie erschienen ihr wie eine schwere, nach langen Jahren zum erstenmal ausgesprochene Anklage. Und noch immer ruhten seine Augen unbeweglich und groß auf ihr, so daß sie den Blick senken mußte. In dieser peinlichen Lage, die sie niederdrückte und demütigte, fiel ihr ein, daß es doch Hugos Wunsch sein müsse, seinen toten Vater zu sehen. Das war eine Erlösung für sie. Rasch stand sie auf und sagte:

— Wir wollen hinübergehen. Er ist schon aufgebahrt. —

Hugo nickte und erhob sich. Nun erst merkte sie, daß er einen groben, grauen Hausanzug trug. Er mußte sofort nach Empfang der Nachricht abgereist sein.

— Dein Gepäck ist wohl noch im Kloster? — fragte Anita und schritt zur Thür.

Eilig ging sie den Gang entlang und wartete vor der Thür zum Totengemach, um Hugo zuerst eintreten zu lassen. Er öffnete die Thür und blickte einen Augenblick betroffen in den schwarzausgestatteten, hell-erleuchteten Raum.

Auch Anita war erstaunt. Sie hatte sich das alles anders vorgestellt.

An der Rückwand des Gemaches stand der Sarg auf hohem, durch schwarze Teppiche verkleidetem Gestell. Zu beiden Seiten auf Stufen brannten zwölf Kerzen in großen, silbernen Leuchtern. Und glänzend, wächsern bleich leuchtete das lange, verzerrte Gesicht des Toten aus dieser seltsamen und düsteren Umgebung.

Hugo trat näher und betrachtete seinen toten Vater. Anita blieb an der Thüre stehen. Sie musterte das Zimmer, das sie in dieser Ausstattung nicht wiedererkannte.

Von den Wänden fielen in schweren Falten die schwarzen Teppiche herab. Hinter dem Sarg in weitem Bogen standen Palmen und andere Gewächse, deren dunkles Grün matt und traurig von dem schwarzen Hintergrund abtönte. Zu Füßen des Sarges stand ein Betstuhl und darauf ein silbernes Kruzifix mit schwarzem Flor. Auch zwei Kränze

lagen dort, deren einer mit weißer Schleife wohl von dem Doktor Felsing sein mochte. Anita erschien das Ganze unheimlich und widernatürlich. Am liebsten wäre sie fortgegangen, wenn sie nicht die bange und trostlose Stimmung unwillkürlich gebannt hätte. So blieb sie ungeduldig an der Thür stehen und beobachtete Hugo, der ganz in den Anblick des Toten versunken schien. Und jetzt erst in dem zitternden Licht der Kerzen konnte sie seine Züge deutlich betrachten. Nichts an ihm erinnerte sie an den Toten. Sein Gesicht war hell und offen, und sein Blick hatte etwas seltsam Entschlossenes. Seine Gestalt war etwas vornübergebeugt und verriet das Frühreife der Entwicklung. Als Anita sich entschlossen hatte, Hugo zu betrachten, hingen ihre Augen wie an einer rätselhaften Erscheinung an ihm. Es war ihr, als sähe sie eine Gestalt, die sie schon lange, lange gekannt hatte, und es packte sie ein seltsamer, vordem nie gefühlter Schauer, für den sie keine Erklärung hatte. Ein heftiger, nervöser Schmerz raubte ihr für einen Augenblick fast die Besinnung, und, der Ohnmacht nahe, mußte sie sich rasch an den Thürpfosten anklammern, um nicht niederzustürzen.

Als sie die Augen wieder öffnete, erschien ihr die ganze Umgebung verändert. In dem ruckartigen, stechenden Schmerz fühlte sie, daß eine wundersame Umwandlung in ihr vor sich gehe, und vor ihren Augen glühte und funkelte es: der ganze Raum war in Licht gebadet. Hugo stand noch immer in der gleichen, halb ernsten, halb gedankenverlorenen Haltung vor dem Sarge. Müde zum Umsinken und mit unsicherem, tastendem Blick suchte sie nach seiner Gestalt. Sie konnte nicht begreifen, wozu er so lange dort stehe. Was konnte ihm so sehr an dem Toten liegen, den er im Leben fast nicht gekannt hatte? Und plötzlich erschrak sie: lautlos war Hugo an dem Sarge in die Kniee gesunken und an dem heftigen Beben des ganzen Körpers merkte sie, daß er weine. Ob diese Thränen dem toten Vater galten oder seiner eigenen, trüben und freudeleeren Jugend, — sie wußte es nicht. Aber ein tiefes Mitleid kam über sie, und sie schämte sich ihrer Kälte und Herzlosigkeit, und ihr ganzes bisheriges Leben erschien ihr in diesem Augenblick wie eine endlose, große Schuld.

Leise trat sie näher und legte ihre Hand auf Hugos Schulter.

— Komm', wir wollen gehen! — sagte sie mit halblauter, gepreßter Stimme.

Hugo erhob sich. Sie vermied es, ihn anzusehen, und schweigend kehrten sie in den Salon zurück. Der Bann, der Anita bisher festgehalten hatte, wich nun von ihr, und sie mußte darüber lächeln. Es war

nichts, als ein Ohnmachtgefühl, dachte sie, und daran waren die vielen Lichter schuld und die seltsame, dumpfe Luft dort drüben.

Frau Bode kam und meldete, daß das Nachtmahl bereitet sei. Mit freundlicher Stimme, über die Anita selbst erstaunt war, lud sie Hugo ein, ihr zu folgen.

* * *

Während des Nachtmahls wurde fast kein Wort gewechselt. Hugo schien tief in Gedanken versunken und warf ab und zu einen verstohlenen Blick auf Anita, den sie wohl fühlte, aber nicht beachten wollte. Aber das Schweigen zwischen ihnen hatte etwas Unruhiges, und vielleicht hätte es nur eines Wortes bedurft, um den auf ihren Seelen lastenden Druck zu heben.

Frau Bode kam und ging mit leisen Schritten und wunderte sich über die Stille. Sie meinte, daß die zwei sich doch so vieles zu sagen haben müßten, aber auch während sie den Tisch abräumte, blieb es still. Dann entfernte sie sich, ärgerlich darüber, daß sie so gar nichts erfahren hatte. Sie war eine neugierige und geschwätzige Person, und diese Eigenschaften waren es, die sie dem verstorbenen Direktor wertvoll gemacht hatten. Es schien ihr aber, als ob sie jetzt nach seinem Tode bald überflüssig in diesem Hause werden sollte: das kalte und beinahe hochmütige Benehmen Anitas bestärkte sie noch in dieser Befürchtung.

— Auch eine von denen, die die Freiheit kaum mehr erwarten konnten! — dachte sie gehässig und ging in die Küche hinab.

Als Hugo sein Glas Wein geleert hatte, schenkte ihm Anita noch einmal ein, und dabei bemerkte er, daß er im Kloster niemals Wein erhalten habe. Anita benutzte diese Gelegenheit und fragte ihn um das Leben im Kloster aus. Es war ihr eine willkommene Ablenkung.

Hugo erzählte mit kurzen Worten, einfach und schlicht. Er erzählte von seiner Jugend, von den Sitten im Kloster, dem Leben der Geistlichen und von den seltsamen Stimmungen. Über seiner ganzen Darstellung lag das Wesen einer tief betrachtenden Natur, die auch aus den kleinsten Ereignissen das Tiefe und Schöne herauszulösen wußte. Anita merkte, daß seine anfängliche Scheu nicht eine Folge der Unbehülflichkeit sei, sondern der Gedrücktheit seiner bisherigen Lage und der damit verbundenen Verschlossenheit. Und je länger Hugo sprach, desto aufmerksamer und lebhafter wurde sie selbst. Manches, was er sagte, erinnerte sie an ihre eigene Jugend, und mit flüchtigen Worten warf sie

ein Bild jener Jahre des Hungers und Elends dazwischen, wie sie es in ihrer Erinnerung aufbewahrt hatte. Sie that es mit dem ihr eigentümlichen Freimut und ohne sich ihrer niedrigen Abkunft zu schämen. Zumeist beschränkte sie sich aber darauf, Hugo zuzuhorchen. Tief in ihren weiten Lehnstuhl aus Rohrgeflecht zurückgelehnt, beobachtete sie mit neugieriger Aufmerksamkeit seine ganze Art, zu sprechen, seine Haltung und seine Gebärden. Sie konnte jetzt gar nicht begreifen, wie es eine Zeit gegeben hatte, in der sie nur mit Haß und Widerwillen an ihn gedacht hatte. Alles an ihm berührte sie jetzt vertraulich und altbekannt.

Auch Hugo war zuletzt lebhafter geworden und aus seiner ersten Reserve herausgetreten, wozu das meiste das gänzlich veränderte, herzliche Benehmen Anitas zu ihm beigetragen hatte. Er schien zu begreifen, daß er sie zu Anfang falsch beurteilt habe, und daß sein Mißtrauen gegen sie grundlos sei. So nahm es Anita auf und freute sich darüber.

Einmal, als es nicht zu umgehen war, mußte Hugo sie direkt ansprechen und er sagte „Sie" zu ihr. Anita brach in ein stilles, belustigtes Lachen aus und bat ihn, die steifen Zeremonien im Verkehr mit ihr abzulegen. Er müsse „Du" zu ihr sagen, trotzdem sie eigentlich nicht verwandt miteinander seien. Dabei sah sie ihn seltsam und ein wenig verlegen an. Gleich darauf aber lachte sie und stieß an sein Glas und sagte:

— Auf gute Freundschaft! —

Hugo trank dies, sein drittes Glas, auf einen Zug aus. Der Wein übte seine Wirkung auf ihn, denn er wurde zusehends schläfrig. Anita sah, wie er mit dem Schlafe kämpfe und schon halb im Traume spreche. Bald darauf war er völlig eingeschlafen.

Anita betrachtete ihn eine Weile und wagte nicht, sich zu bewegen, um ihn nicht zu wecken. Dann erhob sie sich und stellte sich hart an ihn, aber Hugo fühlte es nicht. Nun beugte sie sich langsam nieder und küßte ihn zuerst auf die Stirne, dann auf den Mund. Sie gab sich keine Rechenschaft über das, was sie dabei bewege; aber eine namenlose Sehnsucht empfand sie, den Schlafenden in ihre Arme zu schließen und an sich zu pressen. Aber sie hatte Angst. Vorsichtig lauschte sie, ob draußen ein Geräusch zu vernehmen sei, aber das Haus lag still, wie ausgestorben. Einen Augenblick war es ihr, als müßte sie ihren Vorsatz ausführen, aber dann kehrte ihr die Besinnung zurück. Sie trat zur Thür und klingelte. Frau Bode erschien mit einem Leuchter in der Hand.

Lächelnd sagte Anita zu ihr:

— Sehen Sie, unser Gast ist eingeschlafen. Wecken Sie ihn, Frau Bode, und geleiten Sie ihn in sein Zimmer. —

Dann ging sie, ohne sich noch einmal umzuwenden, in ihr Schlafzimmer. (Schluß folgt.)



Der Katholizismus und die neue Dichtung.

Von Ernst Gystrow.

(Leipzig.)

(Schluß.)

In der That: die moderne deterministische Weltauffassung mußte die strenge poetische Arbeitsteilung zwischen Epik und Drama aufheben; die Differenzierung erfuhr eine, wenn auch nicht vollkommene Integration. Roman und Drama gestalten den Kampf zwischen Innenwelt und Umwelt und bis auf diesen Tag den Sieg der letzteren. Denn bis auf diesen Tag ist die neue Dichtung tragisch; ihre Tragik besteht eben im Zusammenbruch des Ich vor dem Milieu. So sehr die tragische Kunst ein Erbteil des Idealismus scheint, während der Realist gern das Paktieren, das Sicheinordnen als Ausgang sucht: unter der Wucht der sozialen Notwendigkeit ward selbst die Dichtung eines Vollrealisten, wie Fontane es war, zur Darstellung des unterliegenden Ichs, als sie in „Effi Briest“ sich ganz der modernen Ideenwelt hingab. Roman und Drama erfuhren eine Ablenkung aus ihren früheren Bahnen im Sinne einer bedeutenden Näherung; es ist natürlich, daß die dramatische Dichtung dabei stärker im epischen Sinne verschoben wurde, als die erzählende. Die Umwertung des Willensaktes zur Begebenheit forderte es so. In den „Webern“ scheint jeder tiefergehende Unterschied zwischen episch und dramatisch bis einzig auf die äußere Form aufgelöst; dennoch wird er auch fernerhin seine Geltung haben. Der Roman wird das strenge Wirken der Umwelt, ihren Sieg übers Ich zum Vorwurf nehmen; das Drama wird sich in der Rebellion der Innenwelt, ihr Unter-

liegen vor der Umwelt, vertiefen. Ob dereinst auch in ihr Überwinden — davon soll später noch die Rede sein. Für beide Aufgaben, die also nur verschiedene Betonungen einer der zwei ringenden Mächte sind, erweisen sich die althergebrachten Formen als geeignet; nur, daß wiederum die dramatische bedeutsamer Verfeinerungen bedurfte und ihrer in nie erträumtem Maße durch Ibsens Genius auch teilhaftig ward.

Die ganze Hülflosigkeit der reformkatholischen Ästhetik stöhnte ja aus Veremundus' Definition, das Drama sei fürs Auge, der Roman fürs Ohr berechnet. Man braucht kein großer Dialektiker zu sein, um auf Wunsch auch das Umgekehrte zu beweisen. Nachher fällt unserm Kunstrichter schnell noch ein, daß die epische Dichtung über Vergangenes zu berichten, die dramatische Werdendes darzustellen habe. Das ist wieder eine reine formale Arbeitsteilung; eine materielle kennt Veremundus gar nicht. Wahrhaftig, materiell vollzieht er die Integration der Kunstformen viel radikaler als die Moderne selbst — nur leider nach der entgegengesetzten Richtung, im Sinne einer energischen Transfusion dramatischen Blutes in den Organismus des epischen Kunstwerkes. Mit großer Wucht und Einheitlichkeit vollzogenen Entwickelungs*thatsachen* konstruierte Entwickelungs*forderungen* gegenüberzustellen, ist eine fatale Sache. Es streift stark ans Komische, wenn uns jemand versichern will, alle von uns als Kunstwerke genossenen Romane seien gar keine, weil sie mit seinen subjektiven Forderungen divergierten; es erinnert an Hegel, der ja auch die Geschichte nicht so darstellte, wie sie sich abgespielt hatte, sondern wie sie sich nach seiner Dialektik — hätte abspielen müssen.

Nicht nur über die differential-diagnostischen, sondern auch über die allgemeinsten materiellen Inhalte der Dichtung schweigt Veremundus sich leider gründlich aus. Indes ist es nicht schwer, seine Anschauung aus dem verwässerten Wortschwall von Forderungen, den er uns vorsetzt, abzudestillieren. *Schuld* ist bei ihm ganz im alten Sinne aufgefaßt als *Verstoß der Leidenschaft gegen das Sittengesetz*. Vergleichen wir damit einmal, was Wilhelm Henschel „verschuldet“ hat. Das Gelübde, das er der sterbenden Frau ablegt, ist zweifellos auch nach katholischem Urteil eine sittliche That. Dieses Gelübde bricht er; die Verhältnisse nötigen ihn dazu. Nicht die Leidenschaft für Hanne — ach, du lieber Gott! Der schwerfällige, treuherzige Mann denkt an solche Dinge nicht. *Carl Jentsch* hat in seinem viel zu wenig gelesenen Prachtbuche „Wandlungen“ einmal gesagt, warum der schlesische Bauer heiratet: weil die Wirtschaft eine Bäuerin erfordert. Im Klein-

bürgertum steht es nicht anders; die Neigungsehe ist nirgends so selten und auch so wenig verstanden, wie in diesen Schichten. Jede Klasse hat ihre Moral und hat ihre allereigenste in den Fragen des Familienlebens. Das Gattinnenideal steht nicht auf einem Blatt mit der Liebe: es ist Geld beim Bourgeois, Ebenbürtigkeit beim Aristokraten, Protektion beim Beamten, robuste häusliche Arbeitskraft beim Bauer und Kleinbürger. Im Gegensatz zum Arzt, Künstler, Gelehrten sind alle jene Stände an ihr Milieu gebunden. Am schlimmsten vielleicht der Kleinbürger, der ganz und gar Funktion seines ökonomischen Betriebes ist. In solchen Schichten bleibt keine Zeit, an Ideale zu denken, und fehlt auch der Gesichtskreis. Die besten dieser Leute sind ehrlich, gutmütig, fleißig; zu ihnen gehört Henschel. Wenn sie sich über etwas schämen, so ist's über eine unordentliche Wirtschaft. Da haben wir's: die Innenwelt ist reproduzierte Umwelt. Der Wunsch einer Sterbenden bäumt sich dagegen auf — es hilft nichts; die Umwelt siegt, denn was an der Innenwelt eingewurzelt ist, kämpft mit ihr zusammen. Ganz andere Klassen mit einer ganz anderen Bildung setzen sich leichter und eher über sittliche Forderungen als über die Tradition hinweg; Henschel müßte ein Heros sein, wenn er anders handelte. Er ist kein Heros; im Kleinbürgertum, das ängstlich sich an sein bißchen Scholle klammert, giebt es keine Heroen. Wer da den Heros spielen wollte, würde liederlich und leichtsinnig und ungeraten heißen. So sieht Henschels Schuld aus! Und nun die Sühne. Die „Strafe“ erreicht ihn, wird Veremundus sagen. Warum erreicht sie ihn? Weil er ist, wie er eben ist: treuherzig, arglos, zufrieden. Weil er eben zu den — Guten seiner Klasse gehört. Nicht an sich schon darum, weil er Hanne heiratet! Nähme er das sinnliche Weib aus lüsterner Begierde, so könnte man ja den alten Vergeltungsbegriff konstruieren; aber darum nimmt er sie eben nicht. Seine arglose Gutmütigkeit ist es gerade, die Hannes Wut und Verachtung schürt. Als dann alles ans Licht kommt, bricht er zusammen. Leute seiner Klasse sind Fatalisten; sie glauben an strenge Vergeltung und suchen selber für ihre Heimsuchungen die Schuld. Henschel *findet* sie im Bruch des Versprechens. Er *findet* sie darin, das ist sein subjektives Schuldbewußtsein; seine objektive Schuld, die allein der ästhetischen Diskussion unterliegt, ist es nicht. Seine objektive Schuld ist der Umstand, daß er innerhalb seiner beschränkten, unfreien Klasse, wo es nicht so sehr Gute und Schlechte, als vielmehr Gutmütige und Geriebene, Schwache und Brutale giebt, zu den Gutmütigen und damit zu den Schwachen gehörte. Daß er zu ihnen gehörte, beweist noch

sein Ausgang. Er überläßt sich dem Schuldgefühle, läßt sich davon apathisch bis zum Irrsinn martern. Die Unzurechnungsfähigkeit macht ihn zur „Sühne“ frei.

Stärker und tiefer hat kein Künstler die moderne Erkenntnis von der sozial gefesselten Persönlichkeit, von dem zum Vorgang umgewerteten Willen erfaßt und gestaltet. Und nun die Forderungen unseres Reform-Ästhetikers daneben gehalten! Wie klammert er sich an die Thesen Emil Mauerhofs fest, den er mit Vorliebe zitiert. „Die unsittlichste That der Leidenschaft kann, tragisch gewendet, nie anders als entsagungsvoll in reinster Sittlichkeit abschließen.“ Aus diesem Satze fegt die moderne Lebensansicht 5 Worte hinaus: unsittliche — That — Leidenschaft — entsagungsvoll — rein. Nicht, daß diese Dinge nicht mehr existierten; nur, daß sie andere Inhalte haben als früher. Inhalte, die auch die „seelische Befreiung“ in Veremundus' Sinne uns versagen. Mit der alten Katharsis ist es vorüber, nicht nur für heute und morgen, sondern ein für allemal. Ich sage nicht, daß unsere Erkenntnis fertig ist; aber soweit wir sie in ihrer deterministischen Eigenart haben, kann sie nicht mehr umgestoßen, nur noch erweitert, vertieft, geklärt werden. Und was heißt in ihrem Rahmen dann noch „seelische Befreiung“? Schlaikjer hat es einmal definiert als „die mit Schmerz empfundene und mit Ergebenheit getragene Einsicht vom Walten einer unabänderlichen Notwendigkeit“. Das trifft das Rechte, nur die Worte „mit Schmerz empfundene“ würde ich noch streichen. Für die Übergangsmenschen, die aus der Illusion der Willensfreiheit in die deterministische Wahrheit herübergerissen worden sind, mag es gelten. Aber ich denke, wir gehen heute schon einer Zeit entgegen, die das Walten einer Notwendigkeit nicht mehr schmerzlich empfinden wird; im nächsten Abschnitte soll von diesen Symptomen näher die Rede sein.

Wie alle Welt- und Lebensanschauung ist auch ihr künstlerischer Reflex etwas Relatives. Wenn man von einer ewigen und absoluten Kunst spricht, so denkt man auch an Idealzustände, in denen es keine Beschränktheit, also auch kein Fortbildungsbedürfnis der Weltanschauung und keine Beengung der Lebensinteressen durch Klassengliederung mehr giebt. Jedes Zeitalter hat seine Kunst gehabt und wird sie wohl immer haben. Das Genießen der Vergangenheitskunst ist ein Privilegium der ästhetischen Feinschmecker, die dank ihrer Bildung in der Stimmung jener Zeit sich zurechtzufinden vermögen; den Massen ist es versagt, und alle Wirkung weitzurückliegender Schöpfungen auf sie besteht in der fort-

reißenden Kraft der Leidenschaft oder im Zauber einer mächtigen Diktion; alle Leiter von Volksbühnen wissen sehr wohl, weshalb Shakespeare und Schiller auch heute noch die wirksamsten Dichter sind. Die Leidenschaft hat ja auch der Determinismus nicht abgeschafft, sondern nur der Notwendigkeit eingeordnet, und einer so eminenten Gestaltung der Leidenschaften, wie bei Shakespeare, wird kein affektfähiger Mensch auch unserer Zeit sich entziehen können; solcher Gestaltung waren aber immer nur Künstler fähig, die ganz aus der Welt- und Lebensanschauung ihres Zeitalters herausschöpften. Über allen Dichtungen des Briten — der übrigens in einzelnen einen fast grauenvollen Determinismus walten läßt — schwebt der Hauch der höfisch-romantischen Sphäre seiner Zeit und Heimat, und Schillers Menschen sind alle mehr oder minder Rationalisten. Fragen wir uns aber, welche Kunstwerke beider Genies uns heute am nächsten stehen, welche unsere Seele noch am reichsten zur Mitbewegung zwingen, so ergeben sich ohne weiteres jene, in denen die Einflüsse der Umwelt vorgeahnt sind: Macbeth, Hamlet, Kabale und Liebe, Wallenstein. Freilich verstärkt ihre Wirkung zum Teil das Hineinragen eines überwältigenden Fatalismus, der durch das lastende Grauen, das er über uns breitet, uns immer zur Ergebung nötigen wird — ausgenommen vielleicht Leute wie Nicolai oder David Strauß; der auch das — nun, meinetwegen: Ewige der antiken Kunst ausmacht. Alle Versuche, die Vergangenheit völlig objektiv darzustellen, gingen von Stümpern aus; oder wo echte Künstler sich dazu verleiten ließen, blieben sie tief unter ihrem sonstigen Können: Klopstocks „Barbiete", Goethes „Achilleïs", Schillers „Braut von Messina" zeugen laut genug dafür. Darum kann aber auch unsere Zeit keinen Künstler mehr hervorbringen, der den freien, sich selbst bestimmenden Willen in den Mittelpunkt einer Dichtung stellt. Das Wesen des Genius ist nichts Formales, sondern Materielles: in ihm gewinnt die Welt- und Lebensanschauung Klarheit, der die Durchschnittsschicht um dieselbe Zeit erst halbbewußt, gefühlsmäßig zustrebt. Das Genie spricht die halbwachen Bedürfnisse der Mitwelt klar aus. Wer heute Schillers „Demetrius" vollenden wollte, würde damit nur beweisen, daß er kein Künstler ist, wenn er auch Laube an Virtuosität tausendfach überträfe. Darstellung der Leidenschaft und glänzende Sprache allein reichen darum heute nicht mehr aus — das ist theoretisch sicher und nur allzusehr durch die Praxis erwiesen. Was dabei herauskommt, ist bestenfalls ein „Johannes", es kann aber auch schlimmer, es kann ein — „Kaiser Heinrich" werden. Und was vom Drama, das gilt noch viel mehr und

viel gewisser vom Roman. Die gelesene Leidenschaft und die gelesene Diktion sind an sich schwächer als die gesehene und gehörte; dazu kommt noch, daß von Goethe an die großen deutschen Romane fast alle deterministisch sind. Wie verblaßten Spielhagen und Heyse, als Sudermann und Fontane auf den Plan traten! Von Dahn und Ebers, von Wolff und Jensen wird man nach ein paar Jahren selbst in den Kreisen nichts mehr hören wollen, die aus Mangel an wirklichen epischen Künstlern sich lange genug mit solcher Kost begnügen mußten. Selbst die Familienblätter und Tageszeitungen müssen vom alten Verwickelungs- und Lösungsroman langsam abgehen, Zola und Kretzer hören auf, a priori unmöglich zu sein. Spielhagen ist immer noch der glänzende Erzähler — trotzdem wird jedes neue Werk von ihm kühler empfangen als das vorhergehende, und „Sturmflut“, dieser formal und technisch unerreichte Roman, läßt heute eine große Leere in uns zurück. Gerade die epische Prosadichtung, die Veremundus im dramatischen Sinne reformiert sehen möchte, ist mit unwiderstehlicher Gewalt — denn über deutsche Familienblätter siegen, das bedeutet etwas! — die Darstellung des sozial bestimmten Menschen geworden, und die armen dilettantischen Feuilletonschreiber sogar müssen daran glauben und mit saurer Mühe in der Innenwelt ein bißchen reproduzierte Umwelt unterbringen.

Der Katholizismus aber kann die Schwenkung nicht mitmachen. Es ist das trotz aller Kritik der Mißstände tief Katholische an Veremundus, daß er so unerbittlich die Gestaltung der „Begebenheit“ als unkünstlerisch bekämpft. Das kirchliche Menschenideal ist das absolute. Rasse, Sphäre, Zeitpunkt haben nach ihm vielleicht auf äußerliche Gepflogenheiten und Sitten, nicht aber auf die sittliche Wertung der Menschen, auf ihre moralischen Normen ein Recht der Beeinflussung. Das wirtschaftliche und kulturelle Gepräge eines Zeitalters ist ja weiter nichts als eine Form des Weltlichen, Irdischen, Fleischlichen, das die Bibel mit den Worten: des Fleisches Lust, der Augen Lust und hoffärtiges Leben — umspannt. Je unberührter die Seele hindurchgeht, desto besser. Pflicht, Verantwortung, Schuld, Buße sind Beziehungen der Seele zu dem überweltlichen Gott oder seiner weltlichen Vertreterin, der Kirche; nicht aber Beziehungen zu der sozialen Umwelt; absolut ist ihr Inhalt, nicht relativ. Keine jesuitische Dialektik kann es wegbeweisen, daß das höchste irdische Ideal für den Katholiken eben doch die Askese ist, weil sein Ziel im Jenseits, in der Befreiung von der Umwelt liegt. Die Sinnlichkeit des römischen Kults ist etwas ganz

Äußerliches, entsprossen aus dem Machtverlangen der Kirche, in dessen Dienst alle wirksamen Mittel eingestellt werden.

In der Zeitungspolemik gegen Veremundus wurden oft ganz belanglose Momente gegen die Möglichkeit einer katholischen Dichtung geltend gemacht. Unter anderem das Bußsakrament: weil es die Reinigung von der Schuld mit äußerlichen Verpflichtungen (Beichte und gute Werke) verknüpfe. Das ist wenig stichhaltig. Die Kirche setzt bei der Buße innere Aufrichtigkeit voraus; der innere Vorgang steht im Mittelpunkte, und jene Verordnungen haben mehr die Bedeutung einer Kontrolle. Gewiß verflacht und veräußerlicht sich die Buße sehr leicht; aber die Beyschlagbündler, die darum sich so erhaben über Rom wähnen, kann man mit gutem Recht fragen, wieviele Protestanten wohl das Wieder-Einswerden mit Gott, den paulinischen Rechtfertigungsglauben, jemals in sich erlebt haben? Daß überdies die Dichtung bei jeder Reinigung von Schuld den ganzen äußeren Apparat des Bußsakramentes jedesmal darstelle — eine solche Forderung hat noch kein katholischer Kunstrichter je erhoben, und ich würde mich hüten, den Gedanken daran einem ernsten, wenn auch fanatischen Manne, wie Herrn Kreiten S. J., auch nur entfernt zuzutrauen.

Wer in der katholischen Lehre seine Befriedigung findet, für den ist natürlich auch eine katholische Dichtung möglich; ja, er darf heute schon in Hansjakob und Emil Marriot Autoren für sich in Anspruch nehmen, die an Feinheit der Menschenbeobachtung und Kraft der Komposition hoch über sehr vielen Soldschreibern stehen, die im freigeistelnd-evangelischen Hause das litterarische Bedürfnis decken. Nur in dem Augenblick, wo die Katholiken meinen, ihre katholische Dichtung könne den Wettbewerb mit den aus dem Geiste der modernen Zeit heraus geschaffenen Kunstwerken wagen, könne litterarische Parität erringen, müssen wir die Illusion zerstören; denn das Recht auf den Irrtum, das man sonst jedem Menschen von Herzen gönnen mag, hat ein Ende, sowie es über den geschlossenen Kreis des Irrtums hinausgreifen will. Der Katholizismus mißt das individuelle und soziale Leben mit Normen, die objektive Absolutheit besitzen. Das ist es, was ihn zur unbedingten litterarischen Inferiorität verurteilt.

Nicht etwa, weil die Dichtung von nun an über die relativen Werte nicht mehr hinausgehen könne. Der Darwinismus und der Marxismus haben die *alten*, absoluten Normen zerstört; mehr noch, sie begründeten ein für allemal die Unmöglichkeit *objektiv absoluter* Ideale; d. h. solcher Ideale, die über allen Wandel der Zeiten und

Schauplätze hin unantastbar feststehen. Was zunächst an die Stelle trat, war der Relativismus mit seiner rein kausalen Weltbetrachtung. Für ihn zeugen gewaltig die Kunstwerke der Zola, Ibsen, Hauptmann. Aber der psychische Selbsterhaltungstrieb, der Glaube an uns selber, erträgt den Relativismus nicht; er drängt uns von der Kausalität weiter zur Teleologie, und das Weshalb? wird wieder übertönt von dem Wozu? Ein neues Sehnen nach absoluten Maßstäben erwacht, aber es fordert nur noch subjektive Absolutheit; d. h. der einzelne liest im naturalen und sozialen Wandel ein Bleibendes, Ewiges, das ihm Zufriedenheit, Ruhe, Kraft verleiht; er schafft sich eine unmittelbare Beziehung zum Absoluten. Der Grundgedanke des Protestantismus, den Luther einst zur Seite warf, Schleiermacher erneuern wollte, kehrt wieder. Die neue Weltanschauung schließt die alte Religion aus; aber kraft ihrer Eigenart führt sie selber zu einer neuen Religion hin. Der naturale und soziale Determinismus werden verklärt zum religiösen; denn auch der Weg zu einer neuen Sittlichkeit, zu neuen Inhalten für die verödeten Worte Zweck, Pflicht, Schuld, Reinheit führt übers Ewige, Religiöse: das Allgemein-Menschliche, das im Relativismus vernichtet war, kann nur aus dem Göttlichen neugeboren werden. Die Malerei ist von den Künsten die erste, in der dieses Sehnen sich äußert. Erst schüchtern, tastend, dann fast ungestüm folgt die Dichtung. Nach der bequemen Formel der Etiketten-kleber, die nie aussterben, wird der Naturalismus überwunden durch die Neuromantik.



Aus dem Musikleben in Frankfurt a. Main.

Der Erstgeborene der Muse Jung-Siegfried Wagners: „Der Bärenhäuter“, hat nun auch kürzlich seinen Einzug durch die Pforten unseres Opernhauses gehalten. Man vermochte seiner Spur mit lebhaftem Interesse und wirklichem Wohlgefallen zu folgen. Die Berichte über die musikalische, zumal die schöpferische Begabung Siegfried Wagners wurden s. Z. mit einigem Mißtrauen aufgenommen, denn man argwöhnte, es solle dem Sohne die künstlerische Erbschaft seines Vaters gleichsam aufgezwungen werden. Die erste größere Hervorbringung des jungen Wagner hat indes dieses Mißtrauen als ein total ungerechtfertigtes erkennen lassen und gezeigt, daß er, wiewohl er das Pech hat, der Sohn eines so be-

rühmten Vaters zu sein, dennoch das Zeug in sich trägt, sich eine Bedeutung in der Kunstwelt aus eigener Kraft zu erwerben. Lugt auch aus manchen Stellen des Textes wie der Musik Meister Richard recht unverkennbar hervor, so steht der Sohn doch in diesem Werke im großen und ganzen auf eigenen Füßen. Es mag ein solches zeitweiliges Verfallen in die Manier des Vaters vielleicht ganz unwillkürlich und unbewußt geschehen sein.

Der dem deutschen Märchenschatz entnommene Stoff ist von dem jungen Dichterkomponisten zu einem recht wirksamen, nur im ganzen etwas nüchternen Operntexte gestaltet. Er bietet reiche Gelegenheit zu abwechselnder musikalischer Gestaltung, und Siegfried Wagner hat auch diese seine zweite und Hauptaufgabe in höchst zutreffender und ansprechender Weise gelöst. In ungezwungenem melodischen Fluß ziehen die Tongemälde an unserem Ohre vorüber, und wenn nicht einige, wohl mit Leichtigkeit zu beseitigende Längen vorhanden wären, man würde kaum ein Erlahmen des Interesses empfinden.

In wohlthuendem Gegensatz zu so manchen trockenen, mühsam erquälten Partituren, nimmt die Musik des „Bärenhäuter" einen frischen, natürlichen Verlauf und erweist sich von angenehmer und anregender Einwirkung auf den Zuhörer. Tragen die Weisen auch nicht immer den Stempel der Originalität, so sind sie doch charakteristisch erfunden und illustrieren nach des Vaters Vorbild in der Art von Leitmotiven die verschiedenen Phasen der Handlung, wie sich denn überhaupt das musikalische Gewand den Situationen und Stimmungen dramatisch lebensvoll und harmonisch anschmiegt. Eine weise Mäßigung hat der Komponist in der Behandlung und besonders der Instrumentierung des fesselnd gestalteten Orchesterparts bekundet, welcher, durchsichtig und nicht überladen, den singenden Personen meist gestattet, sich Gehör zu verschaffen. Hat Siegfried Wagner, wie so mancher seiner Zeitgenossen, in diesem Erstlingswerke nicht sein Bestes hergegeben, und gelingt es ihm, sich zu einer absoluten Selbständigkeit und einem klar ausgesprochenen, einheitlichen Stil herauszuringen, so werden wir von ihm zweifellos noch Bedeutendes zu gewärtigen haben. Am eindruckreichsten erweist sich der zweite Akt, und auch der dritte birgt Teile von hervorragender Schönheit, nimmt jedoch in seinem späteren Verlaufe mitunter etwas konventionell opernhaften Charakter an. Zumal sind es die lyrischen Szenen, für welche Siegfried Wagner einschmeichelnde und warme Töne zu finden weiß. So, wenn Hans der dahingeschiedenen Mutter gedenkt, im Gebet Luisens und im Zwiegesang der Liebenden. Von süßem Wohllaute und innigem Ausdruck ist u. a. das Vorspiel zum dritten Akt.

Aufführung und Inszenierung des neuen Werkes an unserer Bühne verdienen bestes Lob; unter den Darstellern zeichnete sich in erster Linie Frl. Schacko als Luise zumal durch trefflichen Gesang aus; neben ihr wirkten die Herren Richter (Hans) und Dr. Pröll (Petrus) mit gutem Gelingen.

Unsere Oper stand überhaupt in der jüngsten Zeit stark unter dem Zeichen der Bayreuther Meisterfamilie. So hatten wir auch eine Aufführung des ganzen Nibelungenringes und zwar in durchaus unverkürzter Form, das will viel bedeuten, zunächst für die Mitwirkenden, aber auch für das Publikum. Die Riesenaufgabe wurde unter Dr. Rottenbergs Leitung in sehr rühmlicher Weise gelöst. Unsere einheimischen Kräfte, von denen Frau Greeff-Andriessen (Brünhilde), Frau Jäger (Sieglinde) und die Herren v. Bandrowski (Siegmund), Dr. Pröll (Wotan) und Hauck (Mime) lobend hervorgehoben zu werden verdienen, fanden

dabei durch die Herren Gerhäuser aus Karlsruhe und Kaufung aus Köln Unterstützung. Ersterer zeichnete sich als Loge im Rheingold und Siegfried in der Götterdämmerung recht vorteilhaft aus, während des letzteren Durchführung der Titelpartie im Siegfried, abgesehen von der günstigen äußeren Erscheinung, nicht so recht befriedigen konnte, wozu übrigens eine sehr deutlich hervortretende stimmliche Indisposition wesentlich beitrug.

Ob die Beseitigung aller Striche der Wirkung der Trilogie in der That zum Vorteil gereicht? Ich glaube nicht. Die allzugroße Ausdehnung der einzelnen Abende führt den Hörer hart an die Grenze menschlicher Aufnahmefähigkeit, abgesehen davon, daß die übermäßige Breite mancher Szenen (meist sind es auch noch die minder fesselnden) den Eindruck der nachfolgenden und oft gerade der schönsten, erheblich abschwächt. Hoffentlich hat man es hier nur mit einem einmaligen, immerhin interessanten Experiment zu thun.

Was mir aber stets den Genuß der Wagnerschen, freilich auch mancher anderen Oper, sehr verbittert und sie der Hauptsache nach fast ganz unwirksam erscheinen läßt, das ist das Überfluten der Orchesterwogen, die in ihrem mächtigen Ansturm das singende Völklein auf der Bühne vollständig begraben und es zu einer pantomimisierenden Schar herabdrücken. In dem musikalischen Drama jedoch, und sei der Orchesteranteil noch so wunderbar gestaltet, muß der Sänger immer das Wort führen. Es ist geradezu unbegreiflich, daß der genialen Anregung, die Richard Wagner in dieser Richtung gegeben, noch nirgends Folge geleistet wurde. Rücksichtlich des Kompositionsstils hat man sich ihn doch allenthalben zum Muster genommen; seine technischen Fingerzeige indes, die dazu dienen sollen, das geschaffene Kunstwerk in einer den idealen Anforderungen entsprechenden Weise zur Vorführung zu bringen, sind in ihren wesentlichen Punkten unbeachtet geblieben. Wer einmal in Bayreuth gewesen, der konnte sich von der musikalisch vorteilhaften und illusionsfördernden Wirkung des bedeckten Orchesters überzeugen. Weit schöner und klarer kommt das alles zu Gehör und, was die Hauptsache ist, wohlthuend gedämpft, den Sänger niemals übertönend. Ob ein Bayreuther Bühnenhaus, das unter ganz eigenartigen Verhältnissen und mit Verzicht auf alle äußerlichen, unkünstlerischen Nebenzwecke ausschließlich dem reinen Dienste einer ernsten Kunst gewidmet ist, in unseren größeren Städten mit ihrem Zerstreuungs- und Amüsementsbedürfnis möglich sein würde, scheint mehr als fraglich; daß es aber andererseits der heutigen Technik nicht gelingen sollte, hier einen vermittelnden Ausweg zu finden, — ist kaum denkbar — wenigstens zunächst hinsichtlich des — sogar wörtlich genommen — „schreienden“ Übelstandes des offenen Orchesters. Das Publikum ist freilich sowohl an den unästhetischen Anblick des taktstockschwingenden Kapellmeisters, wie der sich in den mannichfachsten Bewegungen abarbeitenden Orchestermusiker leider schon so gewöhnt, wie daran, von dem auf der Bühne Gesungenen so gut wie nichts zu vernehmen, daher gegen diese Dinge abgestumpft. Darum, und auch aus noch so manch anderen, mit den heutigen Theaterverhältnissen zusammenhängenden Ursachen ist denn auch das Illusionsbedürfnis des Publikums kein allzugroßes; und eben deshalb muß die Frage ernstlich in Erwägung gezogen werden, inwieweit es sich bei den vorhandenen und neu entstehenden Opernhäusern ermöglichen lassen könnte, das Orchester unsichtbar und weniger stark hörbar zu machen, um hierdurch einerseits die Illusion der szenischen Darstellung, andererseits das Verständnis des gesungenen Wortes zu fördern. Ein immerhin lobenswerter, wenngleich sehr primitiver Ver-

such, den man zur Annäherung an dieses Ziel in unserem Opernhause vor einiger Zeit gemacht, mußte, als durchaus unzureichend, alsbald wieder aufgegeben werden. Man wende nicht ein, daß ein verdecktes Orchester nur bei Wagner-Opern geeignet und daher für Theater, welche sich nicht auf diese beschränken, unpraktisch sei; ich behaupte, daß es für alle Opern am Platze wäre, ganz besonders sogar bei den sogen. Spiel- oder Konversationsopern, bei denen nur allzu häufig die Hauptwirkung in den Pointen des gesungenen Dialoges liegt. Es muß also die Aufgabe aller derer bleiben, die sich berufen fühlen, in Kunstangelegenheiten ein Wort mitzureden, ihr Ceterum censeo in dieser Richtung fortwährend zu wiederholen, bis es an den maßgebenden Stellen Gehör gefunden. Wilhelm J. Mayer.



Münchener Sezession 1899.

Die Sezession wurde am 3. Juni eröffnet. Die Ausstellungsleitung hat, indem sie den Malern, graphischen und plastischen Künstlern das Erdgeschoß überließ und die kunstgewerbliche Abteilung in das obere Stockwerk verlegte, eine Einteilung geschaffen, die ein behaglicheres Genießen beider Teile ermöglicht.

Einige Tage nach der Eröffnung der Ausstellung durchlief eine Nachricht die Blätter, daß ein Bild von Slevogt, das unbeanstandet die Jury passiert hatte, wieder entfernt worden sei. Spielte sich damit der Staat oder vielmehr das Kultusministerium als Kunstpolizei auf, so nützten die guten Freunde des Malers den Fall zu einer tüchtigen Reklame aus. Eine gewisse Neigung für das Reklamehafte liegt nun einmal in unserem Ausstellungswesen, und die gerade Beliebtgewordenen ziehen jene Vorteile daraus, die zumeist eine gewisse künstlerische Oberflächlichkeit zur Folge haben. Dafür hat die Sezession so gut ihre Beispiele, wie jede andere Ausstellung. Hinsichtlich der Ausstattung einzelner Säle hat man sich heuer eines mehr harmonischen Zusammengehens mit den Bildern befleißigt und damit den Weg beschritten, auf dem allein wirklich vornehme und von künstlerischem Geiste beherrschte Ausstellungen geschaffen werden können. In einem solchen geschmackvoll mit purpurner Tapete ausgestatteten Saal ist die Elite der Sezession zu einem respektablen Gesamtbilde vereinigt.

Wir werden hier sofort durch ein malerisch effektvolles Kunstwerk angezogen: in schimmernder Stahlrüstung steht ein Ritter da, der kampfbereit mit dem Schwert in geballter Faust vor einem alten, hölzernen Christusbilde steht. Das Bild hat ein Motto „alea est jacta“ und ist als Ulerich von Hutten bezeichnet. Ohne vorerst auf seinen Inhalt einzugehen, erscheint es in seiner malerischen Wirkung stark beabsichtigt, es wirkt, als wäre es bei künstlicher Beleuchtung gemalt. Ersichtlich ist auch seine innere Entwicklung keine organische. Der Maler hat sich offenbar den historischen Stoff nicht zurecht gelegt, aus dem er sein Bild geschnitten hat. Denn die Vorstellung, die wir uns aus der Geschichte von dem Bilde

des genialen Mannes machen, ist immer so geartet, daß sie sich mit dieser Auffassung nicht verträgt. Doch abgesehen davon, wenn der Maler auch nur, nach Reyßners idealen Erklärungen, das Ideal der Reformationszeit, den „christlichen Ritter", neugestalten wollte, so muß auch diese Lösung als wenig gelungen bezeichnet werden. Dieses Ideal eines christlichen Ritters wirkt durchaus abstoßend in seiner Zusammenstellung mit dem Kruzifixus. Den Vergleich mit Dürers Kupferstich Ritter, Tod und Teufel vermag ein solches Bild nicht auszuhalten. Um wieviel feiner und künstlerisch empfundener erscheint hier ein ähnlicher Vorwurf verkörpert! Man wird sich beim Anblick dieses Bildes eines Ausspruches von Winkelmann erinnern: „Der Pinsel, den der Künstler führt, soll auch in Verstand getunkt sein!" ... Herterichs Bild hat uns nicht mehr zu denken hinterlassen, als es dem Auge gezeigt hat.

Ein Bild, auf dem nächst diesem das Auge des Beschauers vornehmlich ruht, das durch die Art seiner malerischen Darstellung unser Interesse und Gefühl erweckt, und wobei uns auch der Name des Malers anzieht, ist Stucks „Sisyphus". Wer des Malers kräftiges Darstellungstalent, mit dem er das Wirkliche und Thatsächliche auf uns einwirken läßt, kennt, muß erstaunt sein, wenn er von diesen Vorzügen hier so wenig finden kann. Nur wie eine Illustration zu einem gewaltigen, dichterischen Bilde erscheint sein Werk. Der gigantische Leib taucht im fahlen Dämmerschein aus dem dunklen Grunde der von Gluten umlohten Landschaft auf und erweckt so die Stimmung, in der wir den rastlos sich Mühenden sehen wollen; sein Leib, die Muskeln und Sehnen arbeiten aber an dieser Vorstellung nicht mit, steigern nicht das Gefühl zu grandioser, plastischer Größe, es fehlt die Wucht des Moments. In ganz anderer Weise und mit viel sichererm Ausdrucke spricht des Malers Kunst sich in einem kleineren Bilde aus. Da ist Sprühen der Farbe auf dunklem, gesättigtem Grunde, eine unbezwingliche Heiterkeit und Frische. Aus dem tiefen Wald heraus, an lichten Birkenstämmen vorbei, wo allerhand buntes Gevögel und Getier sich zeigen, trabt ein schäkerndes Zentaurenpaar. Kerngesund, bäurisch, trotz ihrer mythologischen Bildung!

Von Herterich zu Stuck, von Stuck zu Uhde und Kalkreuth, das ist ein scheinbar sprunghaft zurückgelegter Weg, auf dem die Zwischenstationen fehlen. Und doch kann man sie alle in einem Atem nennen, beseelt sie doch alle nur ein Streben: die Kunst, aus dem Eigenen zu schöpfen. Das ist es auch, was uns Uhde wert macht, was auch seine Gegner anerkennen müssen, die sich an der Form, in die er den Gehalt seines Fühlens gießt, stoßen. Man hat sich jetzt an seine Erscheinung gewöhnt und ist seiner Kunst gerechter geworden. Besitzt sie auch nicht jenen unversiegbaren Zauber, die Wärme Rembrandts, die nach Jahrhunderten noch ausstrahlend unser Empfinden und Teilnahme erweckt, so ist doch Uhde der Empfindung nach als ein Ausläufer jenes mächtigen Mannes zu betrachten. Er war einer der ersten, der an unsere menschlichen Empfindungen anknüpfte; mit starkem Ich begabt, ist er ein Pfadfinder geworden. In der heurigen Ausstellung hat er ein Bild, das er „Anbetung" nennt. In den dämmerigen Stall sind die drei morgenländischen Könige eingetreten, um das Kind anzubeten und ihm ihre Geschenke darzubringen. Leute, die gerade auf dem Wege oder in der Nachbarschaft waren, haben sich neugierig angeschlossen. Wie er diesen Stoff durchempfindet, darin erinnert er ungemein an den großen Holländer, jedoch wie er ihn malerisch anders, ich möchte sagen nüchterner behandelt, wie sein Helldunkel weniger satt und durchleuchtet erscheint, — darin ist

er ein anderer — gehört er unserer Zeit an. Räumlich aus dem Verbande dieser Gruppe ausgeschlossen, innerlich aber zugehörig ist ein Bild, das uns am Eingange wie mit einem vollen sezessionistischen Akkord begrüßt: Kalkreuths „Fahrt ins Leben". Da ist ungesucht Wahrheit mit Größe vorgetragen. So wie die Silhouette dieser Gruppe, der Alten, die mit dem Säugling in der Wiege einherzieht, einfach und groß im Bilde aufragt, so steht diese Kunst in ihrer Zeit. Wird man da nicht aufs neue in der alten Anschauung bekräftigt, daß einer großen und bedeutenden Kunst keinerlei nationale Grenzen gezogen werden können? Auch diese in ihrem Ursprunge echt deutsch erscheinende Kunst ruht auf den Schultern des — Franzosen Millet. Es ist noch ein Bildchen in der Ausstellung, das hierzu eine Erklärung liefern könnte, wie auch bei einem Volke, in dessen Kunst sich ein starker dekorativer Zug bemerkbar macht, Künstler leben, die in schlichter Weise einer Vertiefung fähig und dem deutschen Gefühle verwandt sind. Das Bildchen würde auch besser in eine stille Stube, als in so große, laute Räume passen. In einer altmodischen Stube, im schwarzen Kleid und einer Altweiberhaube mit giftig-grünen Blumen auf dunklem Florgrund, auf dem schlicht gescheitelten, braunroten Haar, sitzt im Lehnstuhl eine alte Frau. Die eine der knöchernen Hände umspannt die silberne Schnupftabaksdose und die andere ruht im Schoße. Das alte, welke Antlitz erzählt viel, viel vom Leben, und diese immer noch hellen Augen schauen mild verklärt mit der Ruhe des Alters vor sich hin. Das Bild ist von so echter, ehrlicher Empfindung, mutet so heimlich an, daß wir uns nicht immer so geberden sollten, als hätten wir allein das Gemüt gepachtet. Ganz unten am Bildrande steht, — Albert Aublet Malesherbes 1878.

Von dieser Porträtkunst, die dem historischen Bilde nahesteht, also ein Stück großer Kunst ausmacht, vermögen wir in der heurigen Ausstellung ähnliches nur vereinzelt noch zu finden. Den vielgerühmten Bildern von Zorn, die den Maler Liebermann und dessen Gattin darstellen, kann man solche Eigenschaften nicht zugestehen; sie überraschen durch eine große malerische Bravour und Tüchtigkeit, ihre Wirkung ist aber vornehmlich dekorativ. Eine vornehme malerische Wirkung erzielt mit den einfachsten Mitteln Sauter in seinem Porträt Uhdes. Den Lorbeer hingegen muß man Seroffs weiblichem Porträt zuerkennen. Unter allen reicht keines an seine malerisch feine Wirkung heran. Schon im Vorjahre überraschte er durch ein großes Reiterbildnis, das im malerischen Vortrage nicht seinesgleichen hatte. An wirklich intimer Anschauung und Vertiefung, an unmittelbarem Erfassen und Darstellen des Lebens ist das heurige Bild jenem noch überlegen. Als wäre die ganze anmutige Weiblichkeit der Dargestellten mit in das Bildnis hineingemalt worden, so frisch leuchtet das lebendige Gesicht aus dem tiefen, satten Grunde heraus. Wie ist ein schnell vorübergehuschtes Aufleuchten des Lichtes in dem Gefunkel auf Schmuck und Seide festgehalten und dem malerischen Gesamtbilde dadurch erhöhter Reiz verliehen worden! In solcher Nachbarschaft haben Sambergers Bildnisse einen schweren Stand.

Damit können wir die Folge bedeutender Einzelschöpfungen schließen und uns den unter einem Sammelnamen vereinigten Werken zuwenden. In der Landschaft ist Kroyer, Ribarz, Keller-Reutlingen, und das in seiner Stimmung außerordentlich feine Bild Hubert von Heydens, „Enten", das ich mit hier einschließen möchte, vertreten. In der graphischen Abteilung hat Otto Greiner unbestritten die Führung. Es sind tüchtige, ernste Studien, in denen er seine Eigenart

durchzudrücken sucht. Vorderhand sieht es noch aus, als stünde er unter dem Einflusse eines Gewaltigeren. Die plastische Abteilung mit ihren sehr fühlbaren, großen Lücken, die wohl durch die Beschickung auswärtiger, großer Ausstellungen entstanden sein mögen, weist, außer Hildebrands klassischem Porträt Pettenkofers, — klassisch in der Art seiner Auffassung, — und einem liebevoll durchgebildeten Leuchterfigürchen von Erwin Kurz, keinerlei Werke auf, die der deutschen Plastik der Gegenwart zu größerem Ruhme gereichen könnten. Das Ausland ist durch die feinempfundene Broncegruppe „Mutter und Kind“ von Paolo Troubetzkoi, Mailand, vertreten.

Das Kunstgewerbe, wie es sich im Obergeschoß in den modernen Zimmern repräsentiert, kann, wenn es sich harmonischer und abgeklärter mit unserem Geschmacke vermählt hat, auch der Kunst zu weiterem Verständnisse verhelfen, indem es zwischen Kunst und Leben zur Brücke wird. Die Schöpfer dieser Räume sind Maler und Architekten, die im Verein mit kunstgewerblich tüchtigen Kräften die Einrichtung ausgearbeitet haben. Das Schreibzimmer mit den Eichenmöbeln und Lederbezügen stammt aus den Werkstätten Van der Veldes in Brüssel. Alles ist hier einfach und praktisch brauchbar konstruiert. Ein Wohnraum, der uns freundlich aufnimmt und das Gefühl erweckt, als würde man in Wolle gebettet, ist von Maler Erler und Architekt Mayr geschaffen worden. Zwei andere, ein Vorraum in Wasser-Eichenholz und ein Eßzimmer in Mahagoniholz-Ausstattung mit extravaganten, modernen Wandbezügen haben Bruno Paul und Pankok mit Hülfe der vereinigten Werkstätten hergestellt. Eine Würdigung des Details bleibt dem Geschmacke des einzelnen Beschauers vorbehalten, eine wohnlichere Stimmung kann erst durch Angewöhnung erreicht werden. Alexander Heilmeyer.



Kritik.

Eine Goethe-Umfrage.

Dr. Josef Ettlinger, der Herausgeber des trefflichen „Litter. Echo“ (Berlin, F. Fontane & Co.) hat den hübschen Einfall gehabt, einer Reihe erster deutscher Künstler, Dichter ꝛc. folgende Fragen vorzulegen:

1) Welches von Goethes Werken hat am stärksten auf Sie gewirkt und steht heute am höchsten?
2) Haben Sie von Goethe einen für Ihre innere Entwicklung und Ihre Weltanschauung bestimmenden Einfluß erfahren und ließe sich dieser näher präzisieren?

Von den Antworten seien hier einige wiedergegeben, die das Verhältnis der jungen Dichtergeneration zu Goethe beleuchten:

Seitdem ich das erste Goethesche Gedicht gelesen habe (es wird in der Echtermeyerschen Sammlung deutscher Gedichte für die Schule gewesen sein), hat es für mich keine Zeit gegeben, in der ich Goethe nicht bewundert, verehrt, geliebt hätte. Mir war es anfangs

immer ein neuer Goethe, den ich bewunderte, verehrte, liebte. Zuerst war es der Lyriker, dann kam gleich der Meister des Faust, dann war es der junge Goethe — aber manchmal war ich damals so frech, die Nase über den „Geheimrat" zu rümpfen; immer indessen unter ehrerbietigsten Andachtsbezeugungen für den „jungen Gott, den jungen Goethe". Als ich dann selber zu dichten begann, ermangelte ich nicht, ein „Gebet" an ihn zu richten, obwohl es damals von uns Jüngeren hieß, wir erachteten es für unsere Bestimmung, mit diesem Götzen aufzuräumen. „Du Gott der Jugend" nannte ich ihn da und also apostrophierte ich ihn:

O Goethe, Hort in meinem Herzen Du,
Du Held und Heros, Deutscher und Hellene,
Heiland, der mir das Heldentum beschert,
Die große Religion des Dionys,
Die Rosenreligion, die tanzend beten lehrt.

Und dennoch war mir, wie ich heute weiß, der ganze Goethe damals noch nicht aufgegangen. Es war noch immer nur der „junge Goethe". Heute ist es gerade die Ganzheit dieses Unvergleichlichen, vor der ich staunend stehe, dieses einzige Phänomen, daß dieser eine ebenso herrlich und vorbildlich war als Jüngling wie als Mann und als Greis — in seinem Leben wie in seiner Kunst. Ich kann daher jetzt nicht mehr sagen, daß irgend eines seiner Werke mit besonderer Stärke auf mich wirkte vor den übrigen. Mir ist Goethe nicht mehr ein Mann, der das und das und das gemacht hat, sondern sein ganzes Lebenswerk steht vor mir wie ein großes Kunstwerk: unendlich Vieles, Verschiedenes so harmonisch in eins gefügt, daß ich nicht irgend etwas einzeln für sich herausgreifen oder gar absondern möchte. Und darin besteht auch der Einfluß, den ich von ihm auf meine Entwickelung verspüre. Hat man einmal die Monumentalität einer solchen Ganzheit angeschaut, so kann man, meine ich, gar nicht anders, als mit allen Kräften nach ähnlicher Harmonie zu streben. Und es ist das sonderbar Große an dieser Erscheinung, daß sie nicht entmutigt.

Das kommt vielleicht daher, weil sie so umfassend ist, daß jeder, zumal jeder Künstler, etwas Verwandtes in ihr findet.

Daß ich Goethes Werke immer mehr und immer klarer als den Erzschatz deutscher Sprachkunst erkenne, — ich scheue mich fast, es auszusprechen, denn es ist Selbstlob. Jedenfalls glaube ich, daß der, dem diese Erkenntnis nicht wird, kein sehr nahes Verhältnis zur deutschen Sprachkunst hat.

Schloß Englar (Tirol).

Otto Julius Bierbaum.

* *

I. In erster Linie Faust, erster sowohl wie zweiter Teil. Für die Krone von Goethes Lyrik halte ich „Selige Sehnsucht" im Westöstlichen Divan. Vom ganzen Rest der Dichtungen stelle ich am höchsten die „Wahlverwandtschaften" als den Roman, mit dem eine neue Weltanschauung von ungeheurer Tragweite einsetzte, und in der Kunst recht eigentlich das neunzehnte Jahrhundert begann.

II. Goethe ist, so lange ich eine einheitliche Geistesentwickelung in mir kenne, mein Lehrer, Berater, Freund gewesen, der jeden Tag bei mir war in einer Weise, wie ich es von keinem Vater, Lehrer, Rater, Freund sonst im Leben erfahren habe. Wenn ich alles zusammenrechne, was mir von außen zugekommen ist, so steht neben dem unmittelbaren Naturgenuß nach der menschlichen Seite hinüber Goethe obenan. Er hat eine doppelte Rolle dabei gespielt. In unruhigen Jahren, die aus dem Konventionellen ins Eigene strebten, hat er mich trotzig, prometheisch, selbstbewußt gemacht. Als das verschäumen durfte, weil die erwachende Persönlichkeit keine groben Mittel mehr nötig hatte, wurde

er mir auf einmal umgekehrt ein stiller Helfer und Tröster im Innerlichsten, da, wo Angelus Silesius singt: „Gott ist eine ewige Stille“. Gerade in diesem proteischen, wie er viele Entwickelungsstufen eines Menschen überragt und umfaßt, erscheint mir das ganz Große Goethes.

Friedrichshagen.

Wilhelm Bölsche.

* *

I. Faust, 1. Teil. Und, was Zauber der Sprache anbetrifft, Tasso.

II. Das Wort: Übers Niederträchtige u. s. w. ist nicht ohne Einfluß auf meine Entwickelung geblieben. Ich habe es stets als den gewaltigsten Ansporn gedeutet, der dem einzelnen werden kann, damit er nicht erlahme im Kampfe gegen Schuld, Elend, Ausbeutung der Schwachen, gegen Kastengeist, Gewissenszwang und Unterdrückung. Ja, damit er nicht erlahme, ob auch der Kampf thörichter und aussichtsloser erschiene, als jener des Don Quixote gegen die Windmühlenflügel.

Haseldorf.

Emil Schönaich-Carolath.

* *

I. Gedichte, Faust, Meister. — Er selbst als sein höchstes Werk in Erscheinung und Leben.

II. Nächst der Natur und meinen Erfahrungen fühle ich, wie meine Bildung, im rein-menschlichen Sinne des Wortes, durch Goethe stark beeinflußt wird. Um das Verhältnis nicht unangemessen auszudrücken, will ich nur sagen, daß ich in dem Maße meines fortschreitenden Weltbegreifens und Lebensbetrachtens das wachsende Glück empfinde, aus dem berauschten Liebhaber des Herrlichen nach und nach sein verstehend Liebender zu werden. Ich bin mir eigentlich, seit er zuerst seine Wirkung auf mich ausüben konnte, von Goethe stets außerordentlich umgeben vorgekommen, und nicht zum wenigsten dann, wenn ich mich am weitesten von ihm, das heißt von seiner majestätisch freien Lebenssphäre zu entfernen drohte. Dann verzehrte ich mich fast in Sehnsucht nach ihm und erlitt Goethe in grausamer Verzagtheit. Wenn mir nun die Kraft der gesunden Organe gestattet, vom oft gekreuzigten Schwärmer auszuheilen und klar und aufrichtig mein eigenstes Leben zu leben, schauend und schaffend in meinem Kreise, so muß sich gewiß mit jedem Jahre mein innerer Verkehr mit Goethe reicher und befriedigender gestalten.

Was mir Goethesche Verse schon gewesen sind, das kann ich beinahe nur mit den höchsten Entzückungen der Liebeswonne vergleichen — Machtjubel des Weltalls! — Möge mich fortan auch der Hauch des Weisen mit seinen liebenden Kräften dauernd segnen!

Zürich-Küßnacht.

Karl Henckell.

* *

Über dem Namen Goethe liegt heute eine schwere Schicht Litteraturgeschichte. Die muß man vergessen, wenn man über Goethe sprechen will. Den toten Goethe benutzt man, um die lebendigen Dichter totzuschlagen. Das muß man vergessen, wenn man über Goethe urteilen will.

Ein halbes Menschenalter lang brauche ich nicht mehr sehnsüchtig aus einem öden Schulzimmer in die blaue Welt hinauszugucken, und noch immer wirkt der grauenhafte Eindruck nach, den die geist- und poesielose Beschäftigung mit den deutschen Klassikern damals in mir hervorgerufen hat. So kommt es, daß mir Schillers „Lied von der Glocke“ nur komisch erscheint, Goethes „Hermann und Dorothea“ zum Sterben langweilig, seine „Iphigenie“ ledern und leblos. Nur die klassischen Werke sprechen noch heute mit unerhörter Gewalt auf mich ein, die ich in der Zeit vom 9. bis

15. Jahre gelesen, so „Götz", so „Werther", so „Faust I". Und diese Eindrücke haben sich durch Nachlektüre und Nachprüfung nur vertieft. Der Lyriker Goethe, von dem das deutsche Volk kaum eine Handvoll Gedichte aufgenommen hat, steht mir in zwei bis drei Dutzend Gedichten sehr hoch, aber ich kenne Dichter, die sie fast ebensogut schreiben; sogar lebende. Und Goethes „Faust" ist bei all seiner Tiefe nicht ein so genial-ursprünglicher Wurf, wie sein „Götz". Der „Götz" ist mir die Essenz des Goetheschen Genies.

Von Goethes Werken hat keines auf meine dichterische Entwickelung eingewirkt, so weit ein Dichter selbst darüber zu urteilen vermag. Aber die Erkenntnis von der wunderbaren Entwickelung der Persönlichkeit Goethes hat mir Stunden tiefster Weihe verschafft. Der Goethe, für den das bißchen Dichtung mit seinen schöngeschwungenen Versen und polierten Gefühlen die Welt war, giebt mir innerlich nicht viel: es ist Litteratur-Seele, die man zur Not selber hat; der große Wolfgang jedoch, der unter dem Bogen seines Lebens die ganze Welt zur Dichtung seiner Seele erhebt ... ist ein Teil der Weltseele, ein Hauch Gottes.

Hier beuge ich das Haupt, hier bete ich an.

Berlin.

Ludwig Jacobowski.

* *

In meiner Jugend hat mir, außer Goethes Lyrik, der Götz von Berlichingen und überhaupt Goethes Straßburger Zeit im ganzen Rahmen der Herderschen Bestrebungen und der Sturm- und Drangperiode eine entscheidende Anregung gegeben. Dazu kam dann noch Faust, I. Teil, der mir, sprachlich wie der gesamten Stimmung nach, als ein Gipfelpunkt aller neueren Poesie erscheint. Mehr aber noch als für diese rein künstlerischen Einflüsse glaube ich jetzt schon, und im Laufe meiner Entwickelung immer mehr, dem Altmeister in Fragen der Weltanschauung und Weltbetrachtung dankbar sein zu müssen. Dieses Unendliche der Horizonte, die um den reiferen Goethe sind, dies vornehm-würdige Offenlassen neuer Möglichkeiten, diese Ehrfurcht vor dem Unerforschten und Unerforschlichen — und doch dabei und dadurch erst diese mild-ernste Freude an einem sonnig verklärten Heute: — ich glaube, daß erst nach den Wirren dieses vielfach so erregten und vielfach so verflachten Jahrhunderts der Technik, der Politik, der spezialistischen Wissenschaften und der sozialen Frage Goethes große und tiefe Harmonie volle Wirkung thun wird.

Berlin. Fritz Lienhard.

* *

I. Werther. Seine Jugendgedichte. Götz. Tasso. Dichtung und Wahrheit. Gespräche mit Eckermann.

II. Bis zu meiner Todesstunde wird Goethes Einfluß auf mich währen.

Altona.

Detlev von Liliencron.

* *

Der „Faust", „Wahrheit und Dichtung" und „Wilhelm Meister" sind diejenigen von Goethes Werken, von denen ich stets die stärkste Wirkung erfuhr, und die mir demzufolge von allem, was Goethe geschaffen, am höchsten stehen. Von jeher sind sie eine Art von neuer und moderner Bibel für mich gewesen, der ich in Zeiten schwerer innerer und äußerer Konflikte und Krisen stets neues Gleichgewicht, Trost und seelische Ausheilung verdankte. Denn weit über sich als Künstler und Dichter scheint mir Goethe als sittliche, und, im neuen monistischen Sinne, religiöse Persönlichkeit zu stehen. Über den Zustand der modernen, hamletisch-problematischen Natur hinaus, bietet er seit dem individualistischen Sturm und Drang des

Renaissance-Zeitalters zum erstenmal das klarste und fertigste Bild des positiven Menschen und Charakters, der zur endlichen Versöhnung und Harmonie von Geist und Natur hindrängt. Als solcher ist gerade Goethe von je für mich erzieherisch, auf- und ausbauend gewesen. Außer ihm höchstens etwa noch Darwin.

Magdeburg.

Johannes Schlaf.

Kunstlehre.

Arthur Moeller-Bruck: Die moderne Litteratur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. Band IV: Die deutsche Nuance. Berlin u. Leipzig, Schuster & Loeffler. 174 S.

Die „deutsche Nuance“ — in der modernen naturalistischen Novellen- und Bühnenstück-Kunst nämlich — ist von der Gruppe Holz, Schlaf, Hauptmann u. Co. aufgebracht worden. Die „deutsche Nuance“ ist jedoch nur eine Berliner Nuance. So lange nicht Berlin allein das ganze schöpferische Deutschland darstellt, wird man nicht ohne einige Aufschneiderei schlankweg von deutscher Nuance reden können. Besseres oder Neueres über die Leute um Holz, ihre Methode und Arbeit, als seither schon überall herumgeredet und geschrieben wurde, vermochte Moeller-Bruck auch nicht aufzubringen. Nur daß er seine sogenannten Untersuchungen und Überblicke mißbräuchlicherweise mit Nietzscheschen Schlagworten und Formeln noch ungenießbarer macht und mit Banalitäten würzt, die als Nuance ins fürchterlichste Aschgraue gehen. Man höre: „Dieses Kunstbedürfnis, das im weitesten Sinne dem religiösen vielleicht sehr verwandt ist, wird sich auch an dem Naturalismus erweisen. Das Schaffen ist noch immer dasselbe gewesen, hat noch denselben Gesetzen gehorcht. Zu allen Zeiten. Bei allen Völkern. Mag sich in seinem Wandel auch das sinnlich-formliche oder das geistig-inhaltliche Element bisweilen zum Extrem steigern — der ewige Kreislauf des Schaffens wird nie aufhören.“ Und so weiter. Mit solchem trivialen Wischiwaschi füllt der Verfasser ganze Seiten, ganze Bogen. Was für ein großer moderner Kunstdenker und Kunsthistoriker ist doch der selige Nikolai gewesen! Und bisweilen hat man den trügerischen Eindruck, als könnte Moeller-Bruck — — — Aber wir sind schon beim IV. Band — — M. G. Conrad.

Dekorative Kunst.

H. E. Berlepsch-Valendas: Dekorative Anregungen. 33 Blatt Entwürfe zu Bucheinbänden. Leipzig, Meißner & Buch.

Der ausgezeichnete, arbeitsfrohe Münchener Künstler und Schriftsteller Hans Eduard von Berlepsch ist nicht nur einer unserer vielseitigsten Phantasiemenschen, sondern auch die energischste Führernatur in der modernen Bewegung. Namentlich auf dem Gebiete der dekorativen Kunst hat er in Deutschland wenige seinesgleichen. Mit dem vorliegenden Werke zeigt er sich auf der Höhe seines reifen, entschlossenen Könnens, ein Charakterkopf voll beherrschender Züge, ein Meister, der mit Bewußtsein seine eigenen Wege geht, nachdem er die Periode tastender Versuche längst überwunden. Hans Eduard von Berlepsch sucht seine dekorativen Formen nicht in Kupferstichkabinetten, nicht in den Vorlegeblättern der Museen, nicht bei den Modegrößen des Auslandes, sondern in der Natur. Seine Blätter, die uns hier in technisch vollendeter, chromolithographischer Wiedergabe geboten werden, sind freie Schöpfungen ohne irgendwelche andere Anlehnung, als an die Formen

der Natur, eigenartig erfaßt und mit seltenem Verständnis für praktische Nutzbarmachung künstlerisch ausgearbeitet. Wenn das vorliegende Werk zunächst nur für die Zwecke des dekorativen Bucheinbandes direkte Muster zu bieten scheint, so enthält es zugleich eine Fülle wertvollster Anregungen für die Maler und Zeichner, für alle Arten von Kunstgewerben und Industrien, ja, selbst Architekten werden es mit Nutzen studieren. Für Kunst- und Gewerbeschulen wird es sich als unentbehrliches Lehrmittel ausweisen. Es ist ein Markstein in der Geschichte unserer Befreiung von ödem Nachahmungsgeist, von Schulmeisterei und Auslandsaffentum.

M. G. Conrad.

Deutsche Litteratur im Ausland.

* Die „Revue bibliogr. univ.“ (Juli) registriert den Inhalt der Hefte der „Gesellschaft“. Dabei leistet sie sich ein drolliges Übersetzerstückchen. Den Essay-Titel („Weiteres aus der Holz-Zunft“), von Kurt Holm übersetzt sie mit: La douane forestière, was wohl soviel wie Forst-Zollamt bedeutet.

* In der italienischen Zeitschrift „Marzocco“ bespricht A. Foà G. Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“ mit größter Achtung. Er nennt das Stück einen „Triumph der Kunst der Lebenswahrheit, vielleicht das Hauptwerk des Verfassers“. Den Grund dafür, daß es uns doch nicht ganz befriedigt, sieht er in dem „Gefühl der Trostlosigkeit und der Auflehnung, mit dem wir in eine Weltordnung blicken, die für solche Naturen, wie Fuhrmann Henschel, keinen Platz hat“. „Wird man denn niemals,“ fragt Foà, „unter so vielen Unterliegenden auf der Bühne einen Sieger im Geiste erscheinen sehen, der um so stärker ist, je größer sich die Niederlage seiner Wünsche und Hoffnungen gestaltet?“

* Im „Przeglad polski“ bespricht J. Flach in anerkennender Weise alle Werke Clara Viebigs. -t.

Französische Litteratur.

Louis Lumet, „Contre ce Temps“. Bibliothèque de l'Association, 17, rue Guénégaud, Paris, — 140 Seiten.

Das Buch ist an Umfang nicht groß, aber an Inhalt viel zu gewaltig, als daß es mit ein paar Sätzen abgethan werden könnte. Möchte jeder es lesen und daraus die Stimme des Gewissens hören, die auch in dem Ehrlichen zu oft einschläft. Aus diesen Seiten Lumets tönte sie mir so ehern entgegen wie das Läuten der „Versunkenen Glocke“, so mächtig, so schaurig, so furchtbar ernst und dringend. — In der Vorrede erklärt Lumet übrigens ganz deutlich, daß er nicht für Kritiker schreibt, sondern für die Geister, die er liebt ... Welche das sind, wird jedem leicht erklärlich, wenn er z. B. die erschütternde Weihnachtsbetrachtung liest, die tausendmal mehr verdient hätte, auch in deutscher Sprache veröffentlicht zu werden, als alle die ungezählten, süßlichen Christfesterzählungen, die an der Jahreswende die Presse überfluten. —

Charles Max, „Devant la Vie“. Bibliothèque artistique et littéraire, 31, rue Bonaparte, Paris, — 156 Seiten.

Das unstreitig Bedeutendste an diesem ganzen Buche ist das Vorwort von Louis Lumet, das zugleich eine treffende Studie über die Gruppe der neuesten französischen Litteratur darstellt, der Max angehört: Die jungen Männer, die ehrliches Wollen und selbstloser Thatendrang zusammenführt, haben keine Zeit mehr, Reime zu feilen und mit Wörtern zu spielen. So lange die Mehrzahl der Menschheit in körperlicher und geistiger

Knechtschaft noch schmachtet, gilt es zu kämpfen, gilt es unentwegt zu ringen, dem Licht, den Höhen, der Sonne zu, die doch für alle so strahlend scheint. Gleichgültig sind ihnen Beifall und Ehrungen, die egoistischen Freuden, die Modekunst. Allem, was Menschenleid heißt, haben sie ihr Leben gewidmet, und jeder nach seiner Art sucht ihm Linderung zu verschaffen. — „Devant la Vie“ ist kaum als Buch, nicht als Kunstwerk aufzufassen, sondern als Herzensschrei eines Ehrlichen, als Frage eines Suchenden, als erster Versuch eines Wollenden, vor dem das Leben mit seinen erschütternden Fragen sich aufthut. —

Jean Heimweh, „La Guerre et la Frontière du Rhin. La Solution“. Armand Cohn et Cie., Paris. — 111 Seiten.

Jean Heimweh, „La Parole soit à L'Alsace-Lorraine.“ Armand Cohn et Cie., — 60 Seiten.

Die Welt spricht von der Abrüstungskonferenz. Die französischen Zeitungen feiern die 100jährigen Gedenktage der freiwilligen Vereinigung von Mülhausen i. Elsaß mit Frankreich. In einem deutschen Blatte lese ich, daß die Germanisierung der Reichslande die besten Fortschritte macht, da durch Auswanderungen der Eingeborenen und Einwanderungen aus Altdeutschland deutsche Sprache und Art große Übermacht gewinnt! — Jean Heimweh vertritt den Standpunkt, daß Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern gehört, und daß nur Elsaß-Lothringer über ihr Land zu reden haben. — Nicht die Vollblutfranzosen und nicht die Altdeutschen wissen, wie es den Elsaß-Lothringern zu Mute ist, sondern nur die Eingeborenen des unglücklichen Grenzdistriktes selbst. Ich weiß ganz gut, ich begreife vollständig, daß die Politik dieses Autors „völlig aussichtslos“ ist. Doch thäte man gut, die dringenden Mahnungen von Jean Heimweh zu beachten, die dahin gehen, daß man mit den Elsaß-Lothringern fühlt und sich in ihre Lage versetzt. — — — In späteren Zeiten, in denen man selbstverständlich finden wird, daß auch die kleineren Gemeinwesen ihre Berechtigung haben, in denen an Stelle der Staatenkolosse andere Gebilde getreten sein werden, da werden vielleicht Leute wie Heimweh zu ihrem Rechte kommen. — Das wichtigste Buch dieses Verfassers, das man eigentlich gelesen haben muß, um die vorliegende Broschüre zu verstehen, ist: „La Question d'Alsace.“ —

Camille Lemonnier, „L'Ile Vierge“. E. Dentu, Paris. — 386 S.

Von den zahlreichen Werken dieses Schriftstellers waren mir bis jetzt nur kürzere Erzählungen in die Hände gekommen; alle sprechen unbefriedigte Sehnsucht aus, über allen lag wie ein dunkler Schleier das Gedenken an die trüben, schweren Stunden des Menschen, aus allen strömte warmes Mitgefühl für die, denen das Leben nachtet. Vorliegendes Buch ist der erste Teil eines geplanten umfangreichen Werkes: „La Légende de Vie“, und erst das vollendete Ganze wird richtig zu schätzen sein. „L'Ile Vierge“ ist der erste Band, es sollen folgen: II. „Le Libérateur“, III. „L'Aube des Dieux“. Mit diesem einen Bande weiß ich nichts Rechtes anzufangen. L'Ile Vierge ist also eine Insel, die sich ein Starker erschaffen hat. Es war nicht in arkadischen Zeiten, nein, mitten vom Leben, das ringsum voll Streit und Unrecht flutet, hat sich ein einzelner zurückgezogen. Seine Lebensarbeit ist das Neuerschaffen eines patriarchalischen Zustandes gewesen. Gesegnet sind nun seine Fluren, in denen friedliche Tiere grasen; glücklich und befriedigt sind all' die Arbeiter der Erde, seine Helfer; gesund und schön wachsen seine Kinder in paradiesischer Unschuld heran, — er ist ein König, ruhig und groß, — den Tod

kennt die Insel nicht. In diesen Frieden brechen aber schrille Mißklänge herein. Der König der Insel hat in der nächsten Stadt noch einen unglücklichen Bruder, auch ist der Strom, der die Insel umschlingt, nicht breit genug, als daß nicht Schmerzen- und Sehnsuchtslaute von drüben herübertönten. Besonderen Widerhall erwecken diese in dem Herzen des erwachsenden Patriarchensohnes, der, unbestimmbaren Ahnungen folgend, schließlich heraus in das Leben reitet, zu handeln, zu helfen. — Offenbar will Lemonnier zeigen, daß in unserer entarteten, verlogenen Zeit die Rückkehr zur Natur im Rousseauschen Sinne das einzig Richtige ist, daß aber doch immer noch das neu erwachsende Geschlecht weiter hinausstrebt. Viel zu lang ererscheint mir in diesem Bande des Sohnes dunkles Ringen und geheimes Sehnen ausgesponnen. Doch ist das Buch jedenfalls eine beachtenswerte That gegen die Unmasse seichter Unterhaltungslektüre, die alle Tage angepriesen wird. —

Suzanne Braeutigam-Romane.

Kunstpolizei.

Die im Verlage von Schuster & Löffler erschienene satirische Persiflage: „Die Barrisons“ von dem jungen Wiener Schriftsteller Anton Lindner ist jetzt, als die dritte Auflage vorbereitet wurde, von der Berliner Staatsanwaltschaft beschlagnahmt worden. Der Verlag bestätigt auf Anfrage die Nachricht mit folgenden Auslassungen: „Wir haben es der Liebenswürdigkeit eines anonymen Denunzianten zu verdanken, daß d'Aubecq-Lindners „Barrisons“, das seit 2½ Jahren im Buchhandel existiert und ein durchaus ernsthaftes zeit- und kunstsatirisches Werk ist, nicht nur in unserem Bureau beschlagnahmt worden ist, sondern daß auch die Polizei in wunderbar organisierter Weise durch Bestellungen bei den Buchhandlungen aus diesen wegzuholen suchte, was eventuell noch bei den Sortimentern auf Lager sich befand. „Die Barrisons“ sind es aber nicht allein, die der Beschlagnahme zum Opfer fielen, auch Dehmels seit acht Jahren bekanntes Werk „Aber die Liebe“ (zweite Auflage) und Paul Remers „Unter fremder Sonne“, ein harmlos heiteres Reisewerk über Südamerika, wurde von den Polizeibeamten in Gewahrsam gebracht. Sogenannte sittliche Bedenken sind der Grund zu dieser Maßregelung. Einer der mit der Voruntersuchung betrauten Herren sagte uns, er würde heute Goethes „Gott und die Bajadere“ ebenfalls mit Beschlag belegen, wenn das Buch innerhalb der letzten Jahre erschienen wäre!“



Büchertisch.

Aly, Eduard, Wolkenkuckucksheimer Dekamerone. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 294 S.

Arnmann, J. J., Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. 2 Bde. Prag, J. G. Calve (Joseph Koch). 8°. 187 u. 168 S. à M. 2,40.

Bahr, Hermann, Theater, 1892—98. Berlin, S. Fischer. 8°. 509 S.

Bruinier, Dr. J. W., Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Leipzig, B. G. Teubner. 8°. 156 S. Geb. M. 1,15.

Bunzendahl, Ernst Viktor, Auf dem Erntegang. Gesammelte Dichtungen. Berlin, Herm. Feyl & Co. 8°. 158 S.

Eckhorst, B., Hermannswacht. Ge-

danken über religiöse, nationale und persönliche Einheit deutschen Geistes. Heft II. u. III./IV. Leipzig, W. Friedrich. 8°. 55 u. 103 S.

Gutberlet, Heinrich, Bunte Saat. Gedichte. Dresden-A., Oscar Damm. 8°. 96 S.

Haendcke, Berthold, Max Klinger als Künstler. Straßburg, Heitz & Mündel. 8°. 64 S. M. 1,—.

Hermann, Prof. G. „Genesis". Das Gesetz der Zeugung. Bd. III. Bacchanalien u. Eleusinien. Leipzig, Arwed Strauch. 8°. 144 S. M. 2,50.

Hofmannsthal, Hugo von, Die Frau im Fenster. — Die Hochzeit der Sobeide. — Der Abenteurer und die Sängerin. (Theater in Versen.) Berlin, S. Fischer. 8°. 260 S.

Itzerott, Marie, Delila. Dramat. Ged. in 5 Aufz. Straßburg, Heitz & Mündel. 8°. 64 S.

Königsbrun-Schaup, Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8°. 141 S. M. 2,—.

Kullberg, Emil, Verstreute Blätter a. d. Zeitbuch der Welt. Novellen. Jena, H. Costenoble. 8°. 235 S.

Lesehradu, Em. Sl. Z., Kretysamoty. (Gedichte.) Prag, Em. Stirina. 8°. 40 S.

Derselbe, Stéphana Mallarméa. (M. Porträt v. Vollotton.) (Übersetzungen.)

Lincke, Oskar, Iphi, das Malermodell. Eine Künstlergeschichte. Leipzig, W. Friedrich. 8°.

Lorenz, Felix und E. B. Bunzendahl. 4 dramat. Handlungen. Berlin, Herm. Feyl & Co. 8°. 147 S.

Löwenthal, Leo, Samuel Reisefertigs Memoiren. Berlin, S. Cronbach. 8°. 173 S.

Marfels, Carl, Die Not der Gewerbetreibenden und d. Bodenreform. 16.—18. Tausend. Berlin, J. Harrwitz Nfl. 8°. 48 S. M. 0,50.

Meißner, Franz Hermann, Das Künstlerbuch III: Franz Stuck. Berlin, Schuster & Löffler. 8°. 117 S. Geb. M. 3,—.

Muth, Carl (Veremundus), Die litter. Aufgaben der deutschen Katholiken. Mainz, Fr. Kirchheim. 8°. 164 S. M. 1,50.

Nansen, Peter, Die Feuerprobe. Kleine Erzählungen. Berlin, S. Fischer, 8°. 158 S. M. 2,—.

Ompteda, Georg Freih., Philister über Dir! Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 327 S.

Schumacher, Fritz, Im Kampfe um die Kunst. Beiträge zu architektonischen Zeitfragen. Straßburg, Heitz & Mündel. 8°. 144 S. M. 2,—.

Severus, Dr. Heinrich, Prostitution und Staatsgewalt. Dresden, Conrad Weiske (Gg. Schmidt). 8°. 55 S. M. 1,40.

Stockton, Frank R., Zum Nordpol und Erdkern. E. Erzähl. a. d. 20. Jahrh. Aus dem Amerikan. v. Marie Walter. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8°. 243 S.

Strümpell, Ludwig, Die Pädagogische Pathologie oder die Lehre von den Fehlern der Kinder. 3. Aufl. Her. v. Dr. Alfred Spitzner. Leipzig, E. Ungleich. 8°. 556 S. M. 8,—.

* Psst . . .! Images par Forain et Caran d'Ache. 1 ère Année 1898— 4°. 1899. Librairie Plon.

* Jesus, ein Mensch, nicht Gottes Sohn. Ein Fehdebrief wider u. s. w. Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt. 8°. 60 S. M. 0,80.

* Götzendienst. Wiener Gesellschaftsbild. Wien, Karl Konegen. 8°. 391 S. M. 4,—. (2 fl 40.)

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.


John Henry Mackay



Band III. * 1899. * Heft 6.

Haeckel und seine Gegner.

Von Rudolf Steiner.

(Berlin.)

III.

(Schluß.)

Eine absonderliche Stellung der monistischen Weltanschauung gegenüber nimmt der berühmte Pathologe Rudolf Virchow ein. Nachdem Haeckel auf der fünfzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte seinen Vortrag über „die heutige Entwickelungstheorie im Verhältnisse zur Gesamtwissenschaft“ gehalten, in dem er geistvoll die Bedeutung der monistischen Weltanschauung für unsere geistige Kultur und auch für das Unterrichtswesen dargelegt hatte, trat vier Tage später Virchow in derselben Versammlung als sein Gegner mit der Rede auf: „Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staate.“ Zunächst schien es, als ob Virchow den Monismus nur von der Schule verbannt wissen wollte, weil, nach seiner Ansicht, die neue Lehre nur eine Hypothese sei und nicht eine durch sichere Beweise belegte Thatsache darstelle. Merkwürdig erscheint es allerdings, wenn ein moderner Naturforscher die Entwickelungslehre angeblich aus Mangel an unumstößlichen Beweisen aus dem Unterrichte verbannen will und zugleich

dem Dogma der Kirche das Wort redet. Sagt doch Virchow (auf S. 29 der genannten Rede): „Jeder Versuch, unsere Probleme zu Lehrsätzen umzubilden, unsere Vermutungen als die Grundlagen des Unterrichts einzuführen, der Versuch insbesondere, die Kirche einfach zu depossedieren und ihr Dogma ohne weiteres durch eine Descendenz-Religion zu ersetzen, ja, meine Herren, dieser Versuch muß scheitern, und er wird in seinem Scheitern zugleich die höchsten Gefahren für die Stellung der Wissenschaft überhaupt mit sich führen!" Man muß da doch die jedem vernünftigen Denken gegenüber bedeutungslose Frage aufwerfen: Giebt es denn für die kirchlichen Dogmen sicherere Beweise als für die „Descendenz-Religion"? Aus der ganzen Art, wie Virchow damals gesprochen hat, ergiebt sich aber, daß es sich ihm weniger um die Abwendung der Gefahren, die der Monismus dem Unterricht bringen könnte, handelt, als vielmehr um seine prinzipielle Gegnerschaft zu dieser Weltanschauung überhaupt. Das hat er durch sein ganzes seitheriges Verhalten bewiesen. Er hat jede ihm passend erscheinende Gelegenheit ergriffen, um die natürliche Entwickelungsgeschichte zu bekämpfen und seinen Lieblingssatz zu wiederholen: „Es ist ganz gewiß, daß der Mensch nicht vom Affen abstammt." Beim fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfest der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft", am 24. August 1894, kleidete er sogar diesen Satz in die wenig geschmackvollen Worte: „Auf dem Wege der Spekulation ist man zu der Affentheorie gekommen; man hätte ebensogut zu einer Elefantentheorie oder einer Schaftheorie kommen können." Dieser Ausspruch hat natürlich gegenüber den Ergebnissen der vergleichenden Zoologie nicht den geringsten Sinn. „Kein Zoologe — bemerkt Haeckel — wird es für möglich halten, daß der Mensch vom Elefanten oder vom Schafe abstammen könne. Denn gerade diese beiden Säugetiere gehören zu den spezialisiertesten Zweigen der Huftiere, einer Ordnung der Säugetiere, die mit derjenigen der Affen oder Primaten in gar keinem direkten Zusammenhange steht (ausgenommen die gemeinsame Abstammung von einer ursprünglichen Stammesform der ganzen Klasse)." — So schwer es dem verdienstvollen Naturforscher gegenüber wird: man kann derlei Aussprüche nur als leere Redensarten bezeichnen. Virchow befolgt bei seiner Bekämpfung der Descendenztheorie eine ganz eigentümliche Taktik. Er fordert unumstößliche Beweise für diese Theorie. Sobald aber die Naturwissenschaft irgend etwas findet, was die Kette der Beweise um ein neues Glied zu bereichern in der Lage ist, dann sucht er dessen Beweiskraft in jeder Weise zu entkräften. Die

Descendenztheorie sieht in den berühmten Schädeln von Neanderthal, von Spy u. s. w. vereinzelte paläontologische Überreste von ausgestorbenen niederen Menschen-Rassen, welche zwischen dem affenartigen Vorfahren des Menschen (Pithecanthropus) und den niederen Menschen-Rassen der Gegenwart ein Übergangsglied bilden. Virchow erklärt diese Schädel für abnorme, krankhafte Bildungen, für pathologische Produkte. Er bildete sogar diese Behauptung dahin aus, daß alle Abweichungen von den einmal feststehenden organischen Urformen solche pathologische Gebilde seien. Wenn wir also durch künstliche Züchtung aus wildem Obst Tafelobst hervorbringen, so haben wir nur ein krankes Naturobjekt erzeugt. Man kann den Virchowschen, aller Entwickelungstheorie feindlichen Satz: „Der Plan der Organisation ist innerhalb der Spezies unveränderlich, Art läßt nicht von Art", nicht bequemer beweisen, als wenn man das, was vor unseren Augen zeigt, wie Art von Art läßt, nicht als gesundes, naturgemäßes Entwicklungsprodukt, sondern als krankes Gebilde erklärt. Ganz entsprechend diesem Verhalten Virchows zur Abstammungslehre waren auch seine Behauptungen über die Knochenreste des Menschenaffen (Pithecanthropus erectus), die Eugen Dubois 1894 in Java gefunden hat. Allerdings waren diese Überreste, ein Schädeldach, ein Oberschenkel und einige Zähne, unvollständig. Über sie entspann sich auf dem Zoologen-Kongreß in Leyden eine Debatte, die höchst interessant war. Von zwölf Zoologen waren drei der Ansicht, daß die Reste von einem Affen, drei, daß sie von einem Menschen stammen, sechs vertraten die Meinung, daß man es mit einer ausgestorbenen Übergangsform zwischen Mensch und Affe zu thun habe. Dubois hat in einleuchtender Weise das Verhältnis dieses Mittelgliedes zwischen Mensch und Affe einerseits zu den niederen Rassen des Menschengeschlechts, andererseits zu den bekannten Menschenaffen dargelegt. Virchow erklärte, daß der Schädel und der Oberschenkel nicht zusammengehören, sondern, daß der erstere von einem Affen, der letztere von einem Menschen herrühre. Diese Behauptung wurde von sachkundigen Paläontologen widerlegt, die auf Grund des gewissenhaften Fundberichtes sich dahin aussprachen, daß nicht der geringste Zweifel bestehen könne über die Herkunft der Knochenreste von einem und demselben Individuum. Daß der Oberschenkel nur von einem Menschen herrühren könne, suchte Virchow durch eine Knochenwucherung an demselben zu beweisen, die von einer nur durch sorgsame menschliche Pflege zur Heilung gebrachten Krankheit herrühren müsse. Dagegen zeigte der Paläontologe Marsh, daß ähnliche Knochenauswüchse auch bei wilden

Affen vorkommen. Eine dritte Behauptung Virchows, daß die tiefe Einschnürung zwischen dem Oberrand der Augenhöhlen und dem niederen Schädeldach des Pithecanthropus für dessen Affennatur spreche, konnte der Paläontologe Nehring damit zurückweisen, daß sich dieselbe Bildung an einem Menschenschädel von Santos in Brasilien findet.

Virchows Kampf gegen die Entwickelungslehre erscheint in der That rätselhaft, wenn man bedenkt, daß dieser Forscher im Beginne seiner wissenschaftlichen Laufbahn, vor der Veröffentlichung von Darwins „Entstehung der Arten“, die Lehre von den mechanischen Grundlagen aller Lebensthätigkeit vertrat. In Würzburg, wo Virchow von 1848—56 lehrte, saß Haeckel „andachtsvoll zu seinen Füßen und vernahm zuerst von ihm mit Enthusiasmus jene klare und einfache Lehre“. Die durch Darwin geschaffene Umwandlungslehre, die ein umfassendes Erklärungsprinzip für diese Lehre liefert, bekämpft aber Virchow. Wenn er gegenüber den Thatsachen der Versteinerungskunde, der vergleichenden Anatomie und Physiologie fortwährend betont, daß die „sicheren Beweise“ fehlen, so kann demgegenüber nur geltend gemacht werden, daß zur Anerkennung der Entwickelungslehre allerdings die Kenntnis der Thatsachen nicht ausreicht, sondern daß dazu — wie Haeckel sagt — auch „ein philosophisches Verständnis“ derselben gehört. Es „entsteht nur durch die innigste Wechselwirkung und gegenseitige Durchdringung von Philosophie und Erfahrung das unerschütterliche Gebäude der wahren, monistischen Wissenschaft“ (Haeckel, Natürliche Schöpfungsgeschichte, 34. Vortrag). Gefährlicher als all die Schäden, die eine „Descendenz-Religion“ in unreifen Köpfen anrichten kann, ist jedenfalls Virchows seit Jahrzehnten unter dem Beifall der theologischen und anderer Reaktionäre geführter Kampf gegen die Abstammungslehre. Eine sachliche Auseinandersetzung mit Virchow wird dadurch erschwert, daß er im Grunde bei der bloßen Verneinung stehen bleibt und sachliche Einwände gegen die Entwickelungslehre im allgemeinen nicht vorbringt.

Andere naturwissenschaftliche Gegner Haeckels machen es uns leichter, über sie zur Klarheit zu gelangen, weil sie die Gründe für ihre Gegnerschaft angeben und wir daher die Fehler in ihren Folgerungen einsehen können. Zu ihnen sind Wilhelm His und Alexander Goette zu zählen.

His trat im Jahre 1868 mit seinen „Untersuchungen über die erste Anlage des Wirbeltierleibes“ auf. Sein Kampf richtet sich vor allen Dingen gegen die Lehre, daß die Formentwickelung eines höheren

Organismus vom ersten Keim bis zum ausgebildeten Zustande ihre Erklärung durch die Stammesentwickelung finde. Nicht dadurch sollen wir diese Entwickelung erklären, daß wir sie als Resultat der durch Vererbung und Anpassung vermittelten Entwickelung der Generationen hinstellen, von denen der Einzelorganismus abstammt, sondern wir sollen, ohne Rücksicht auf vergleichende Anatomie und Stammesgeschichte, in dem Einzelorganismus selbst die mechanischen Ursachen seines Werdens suchen. His geht davon aus, daß der als gleichartige Fläche gedachte Keim an verschiedenen Stellen ungleich wächst, und behauptet, daß infolge dieses ungleichen Wachstums im Laufe der Entwickelung der komplizierte Bau des Organismus hervorgehe. Er sagt: man nehme eine einfache Platte und stelle sich vor, daß sie an verschiedenen Stellen einen verschiedenen Antrieb zur Vergrößerung besitze. Dann wird man aus rein mathematischen und mechanischen Gesetzen den Zustand entwickeln können, in dem sich das Gebilde nach einiger Zeit befinden muß. Seine aufeinanderfolgenden Formen werden genau den Entwickelungsstadien entsprechen, die der Einzelorganismus vom Keim bis zum vollkommenen Zustande durchläuft. So brauchen wir also nicht über die Betrachtung des Einzelorganismus hinauszugehen, um seine Entwickelung zu begreifen, sondern wir können diese aus dem mechanischen Wachstumsgesetz selbst ableiten. „Alle Formung, bestehe sie in Blätterspaltung, in Faltenbildung oder in vollständiger Abgliederung, geht als eine Folge aus jenem Grundgesetz hervor.“ Die beiden Gliedmaßenpaare bringt das Wachstumsgesetz auf folgende Weise zu stande: „Ihr Anlage wird, den vier Ecken eines Briefes ähnlich, durch die Kreuzung von vier, den Körper umgrenzenden Falten bestimmt.“ His weist die Zuhülfenahme der Stammesgeschichte mit der Begründung ab: „Hat die Entwickelungsgeschichte für eine gegebene Form die Aufgabe physiologischer Ableitung durchgreifend erfüllt, dann darf sie mit Recht von sich sagen, daß sie diese Form als Einzelform erklärt habe.“ (Vergl. His: Unsere Körperform und das physiologische Problem ihrer Entstehung.) In Wirklichkeit ist aber mit einer solchen Erklärung gar nichts gethan. Denn es fragt sich doch: warum wirken an verschiedenen Stellen des Keimes verschiedene Wachstumskräfte. Sie werden von His einfach als vorhanden angenommen. Die Erklärung kann nur darin gesehen werden, daß die Wachstumsverhältnisse der einzelnen Teile des Keimes von den Ahnentieren durch Vererbung übertragen sind, daß somit der Einzelorganismus die aufeinanderfolgenden Stufen seiner Entwickelung durchläuft, weil die Veränderungen, die seine Vorfahren in

großen Zeiträumen erfahren haben, als Ursache seines individuellen Werdens nachwirken.

Zu welchen Konsequenzen die Anschauung von His führt, zeigt sich am besten an seiner „Höhlenlappen-Theorie“. Durch sie sollen die sogenannten „rudimentären Organe“ des Organismus erklärt werden. Es sind dies Teile, die am Organismus vorhanden sind, ohne daß sie für das Leben desselben irgendwelche Bedeutung haben. So hat der Mensch am inneren Winkel seines Auges eine Hautfalte, die für die Verrichtungen seines Sehorgans ohne jeden Zweck ist. Er hat auch die Muskeln, welche denen entsprechen, durch die gewisse Tiere ihre Ohren willkürlich bewegen können. Dennoch können die meisten Menschen ihre Ohren nicht bewegen. Manche Tiere besitzen Augen, die von einer Haut bedeckt sind, also nicht zum Sehen dienen können. His erklärt diese Organe als solche, denen „bis jetzt keine physiologische Rolle sich hat zuteilen lassen, den Abfällen vergleichbar, welche beim Zuschneiden eines Kleides auch bei der sparsamsten Verwendung des Stoffes sich nicht vermeiden lassen“. Die Entwickelungstheorie giebt für sie die einzig mögliche Erklärung. Sie sind von den Voreltern ererbt. Bei diesen hatten sie ihren guten Zweck. Tiere, die heute unter der Erde leben und nicht sehende Augen haben, stammen von solchen Ahnen ab, die im Lichte lebten und Augen brauchten. Im Laufe vieler Generationen haben sich die Lebensverhältnisse eines solchen organischen Stammes geändert. Die Lebewesen haben sich den neuen Verhältnissen angepaßt, in denen ihnen die Sehorgane entbehrlich sind. Aber diese sind als Erbstücke aus einer früheren Entwickelungsstufe geblieben; nur sind sie im Laufe der Zeit verkümmert, weil sie nicht gebraucht wurden. Diese rudimentären Organe sind eines der stärksten Beweismittel für die natürliche Entwickelungstheorie. Wenn beim Aufbau einer organischen Form irgendwelche zwecksetzende Absichten geherrscht hätten: woher kämen diese unzweckmäßigen Teile? Es giebt für sie keine andere mögliche Erklärung, als daß sie im Laufe vieler Generationen allmählich außer Gebrauch gekommen sind.

Auch Alexander Goette ist der Ansicht, daß man die Entwickelungsstadien des Einzelorganismus nicht auf dem Umwege durch die Stammesgeschichte zu erklären brauche. Er leitet die Gestaltung des Organismus von einem „Formgesetze“ ab, das zu den physischen und chemischen Prozessen des Stoffes hinzutreten muß, um das Lebewesen zu bilden. Er suchte diesen Standpunkt ausführlich in seiner „Entwickelungsgeschichte der Unke“ (1875) zu vertreten. „Das Wesen der Entwickelung besteht in der vollständigen, aber allmählichen Einführung

eines neuen von außen bedingten Momentes, eben des Formgesetzes, in die Existenz gewisser Naturkörper." Da das Formgesetz von außen zu den mechanischen und physikalischen Eigenschaften des Stoffes hinzutreten und nicht sich aus diesen Eigenschaften entwickeln soll, so kann es nichts anders als eine stofffreie Idee sein, und wir haben in ihm nichts gegeben, was sich im wesentlichen von den Schöpfungsgedanken unterscheidet, die nach der dualistischen Weltanschauung den organischen Formen zu Grunde liegen. Es soll ein außer der organisierten Materie existierendes und deren Entwickelung verursachendes Motiv sein. Das heißt, es bedient sich der stofflichen Gesetze ebenso als Handlanger, wie die Idee Eduard von Hartmanns. Goette muß dieses „Formgesetz" herbeirufen, weil er der Meinung ist, daß „die individuelle Entwickelungsgeschichte der Organismen" allein deren gesamte Gestaltung begründet und erklärt. Wer leugnet, daß die wahren Ursachen der Entwickelung des Einzelwesens ein historisches Ergebnis der Vorfahrenentwickelung sind, der wird notwendig zu solchen, außer dem Stoffe liegenden, ideellen Ursachen greifen müssen.

Ein gewichtiges Zeugnis gegen solche Versuche, ideelle Gestaltungskräfte in die individuelle Entwickelungsgeschichte einzuführen, bieten die Leistungen solcher Naturforscher, welche die Gestaltungen höherer Lebewesen wirklich unter der Voraussetzung erklärt haben, daß diese Gestaltungen die erbliche Wiederholung von zahllosen stammesgeschichtlichen Veränderungen sind, die sich während langer Zeiträume abgespielt haben. Ein schlagendes Beispiel in dieser Hinsicht ist die schon von Goethe und Oken vorgeahnte, aber erst von Carl Gegenbauer auf Grund der Descendenztheorie in das rechte Licht gerückte „Wirbeltheorie der Schädelknochen". Er führte den Nachweis, daß der Schädel der höheren Wirbeltiere und auch des Menschen durch allmähliche Umbildung eines Urschädels entstanden ist, dessen Form noch heute die Urfische oder Selachier in ihrer Kopfbildung bewahren. Gestützt auf solche Ergebnisse bemerkt daher Gegenbauer mit Recht: „An der vergleichenden Anatomie wird die Descendenztheorie zugleich einen Prüfstein finden. Bisher besteht keine vergleichend-anatomische Erfahrung, die ihr widerspräche; vielmehr führen uns alle daraufhin. So wird jene Theorie das von der Wissenschaft zurückempfangen, was sie ihrer Methode gegeben hat: Klarheit und Sicherheit." (Vergl. die Einleitung zu Gegenbauers: „Vergleichende Anatomie".) Die Descendenztheorie hat die Wissenschaft darauf hingewiesen, die wirklichen Ursachen der individuellen Entwickelung des Einzelorganismus bei dessen Vorfahren zu suchen;

und die Naturwissenschaft ersetzt auf diesem Wege alle ideellen Entwickelungsgesetze, die von irgendwo außerhalb an den organischen Stoff herantreten sollen, durch die thatsächlichen Vorgänge der Stammesgeschichte, die im Einzelwesen als Gestaltungskräfte fortwirken.

Immer mehr nähert sich unter dem Einfluß der Descendenztheorie die Naturwissenschaft dem großen Ziele, das einer der größten Naturforscher des Jahrhunderts, Karl Ernst von Baer, mit den Worten vorgezeichnet hat: „Ein Grundgedanke ist es, der durch alle Formen und Stufen der tierischen Entwickelung geht und alle einzelnen Verhältnisse beherrscht. Derselbe Grundgedanke ist es, der im Weltraum die verteilten Massen der Sphären sammelte und diese zu Sonnensystemen verband; derselbe, der den verwitterten Staub an der Oberfläche des Planeten in lebendige Formen hervorwachsen ließ. Dieser Gedanke ist aber nichts, als das Leben selbst, und die Worte und Silben, in welchen er sich ausspricht, sind die verschiedenen Formen des Lebendigen.“ Ein anderer Ausspruch Baers giebt dieselbe Vorstellung in anderer Form: „Noch manchem wird ein Preis zu teil werden. Die Palme aber wird der Glückliche erringen, dem es vorbehalten ist, die bildenden Kräfte des tierischen Körpers auf die allgemeinen Kräfte und Lebensverrichtungen des Weltganzen zurückzuführen.“

Es sind dieselben allgemeinen Naturkräfte, die den auf einer schiefen Ebene befindlichen Stein hinabrollen, und die auch durch die Entwickelung aus einer organischen Form die andere entstehen lassen. Die Eigenschaften, die sich eine Form durch Generationen hindurch auf dem Wege der Anpassung erwirbt, die vererbt sie auf ihre Nachkommen. Was ein Lebewesen gegenwärtig von innen heraus, aus seiner Keimesanlage entfaltet, das hat sich bei seinen Ahnen äußerlich im mechanischen Kampf mit den übrigen Naturkräften entwickelt. Um diese Ansicht festzuhalten, dazu ist allerdings notwendig, daß man annimmt, die in diesem äußeren Kampfe erworbenen Gestaltungen können sich wirklich vererben. Deshalb wird durch die namentlich von August Weißmann verfochtene Meinung, daß sich erworbene Eigenschaften nicht vererben, die ganze Entwickelungslehre in Frage gestellt. Er ist der Ansicht, daß keine äußere Veränderung, die sich mit einem Organismus vollzogen hat, auf die Nachkommen übertragen werden kann, sondern daß sich nur dasjenige vererbt, was durch eine ursprüngliche Anlage des Keimes vorausbestimmt war. In den Keimen der Organismen sollen unzählige Entwickelungsmöglichkeiten liegen. Demnach können sich die organischen Formen im Laufe ihrer Fortpflanzung verändern.

Eine neue Form entsteht, wenn in der Nachkommenschaft andere Entwickelungsmöglichkeiten zur Entfaltung kommen, als bei den Vorfahren. Von den auf diese Weise immer neu entstehenden Formen werden sich diejenigen erhalten, die den Kampf ums Dasein am besten bestehen können. Formen, die diesem Kampfe nicht gewachsen sind, werden untergehen. Wenn sich aus einer Entwickelungsmöglichkeit eine Form bildet, die im Konkurrenzstreit besonders tüchtig ist, so wird diese Form sich fortpflanzen; wenn das nicht der Fall ist, muß sie untergehen. Man sieht, hier werden die äußerlich auf den Organismus wirkenden Ursachen ganz ausgeschaltet. Die Gründe, warum sich die Formen verändern, liegen im Keime. Und der Kampf ums Dasein wählt von den aus den verschiedensten Keimanlagen hervorgehenden Gestalten diejenigen aus, die am tauglichsten sind. Die Eigenschaft eines Organismus führt uns nicht hinauf zu einer Veränderung, die mit seinem Vorfahren vor sich gegangen ist, als zu deren Ursache, sondern zu einer Anlage im Keime dieses Vorfahren. Da also von außen nichts an dem Aufbau der organischen Formen bewirkt werden kann, so müssen im Keime der Urform, von der ein Stamm seine Entwickelung begonnen hat, schon die Anlagen für die folgenden Generationen liegen. Wir stehen wieder vor einer Einschachtelungslehre. Weißmann denkt sich den fortschreitenden Prozeß, durch den die Keime die Entwickelung besorgen, als einen stofflichen Vorgang. Wenn ein Organismus entsteht, so wird von der Keimmasse, aus der er sich entwickelt, ein Teil lediglich dazu verwendet, einen neuen Keim behufs weiterer Fortpflanzung zu bilden. In der Keimmasse eines Nachkommen ist also ein Teil derjenigen der Eltern, in der Keimmasse der Eltern ein Teil derjenigen der Großeltern und so fort bis hinauf zu der Urform. Durch alle sich auseinander entwickelnden Organismen erhält sich also eine ursprünglich vorhandene Keimsubstanz. Dies ist Weißmanns Theorie von der Kontinuität und Unsterblichkeit des Keimplasmas. Er glaubt sich zu dieser Anschauung gedrängt, weil ihm zahlreiche Thatsachen der Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften zu widersprechen scheinen. Als eine besonders bemerkenswerte führt er das Vorhandensein der zur Fortpflanzung unfähigen Arbeiter bei den staatenbildenden Insekten, den Bienen, Ameisen und Termiten an. Diese Arbeiter entwickeln sich nicht aus besonderen Eiern, sondern aus denselben, aus denen auch die fruchtbaren Individuen ihren Ursprung nehmen. Werden weibliche Larven dieser Tiere sehr reichlich und nahrhaft gefüttert, so legen sie Eier, aus denen Königinnen oder Männchen hervorgehen. Ist die Fütterung weniger

ausgiebig, so bilden sich unfruchtbare Arbeiter. Es liegt nun nahe, die Ursache der Unfruchtbarkeit einfach in der minderwertigen Ernährung zu suchen. Diese Ansicht vertritt u. a. Herbert Spencer, der englische Denker, der auf der Grundlage der natürlichen Entwickelungsgeschichte eine philosophische Weltanschauung aufgebaut hat. Weißmann hält diese Ansicht nicht für richtig. Denn bei der Arbeitsbiene bleiben die Fortpflanzungsorgane nicht etwa nur in ihrer Entwickelung zurück, sondern sie werden rudimentär; sie haben einen großen Teil der für die Fortpflanzung notwendigen Teile nicht. Nun könne man aber bei anderen Insekten nachweisen, daß schlechte Ernährung durchaus keine solche Organverkümmerung nach sich zieht. Die Fliegen sind den Bienen verwandte Insekten. Nun hat Weißmann die von einem Weibchen der Schmeißfliege gelegten Eier in zwei Partieen getrennt aufgezogen, und die eine reichlich, die andere spärlich gefüttert. Die letzteren wuchsen langsam und blieben auffallend klein. Aber sie pflanzten sich fort. Daraus geht hervor, daß bei den Fliegen schlechte Ernährung nicht das Unfruchtbarwerden bewirkt. Dann kann aber auch bei dem Urinsekt, der gemeinsamen Stammform, die man im Sinne der Entwickelungslehre für die verwandten Arten der Bienen und Fliegen annehmen muß, die Eigentümlichkeit noch nicht bestanden haben, durch schwache Ernährung unfruchtbar zu werden. Sondern es muß diese Unfruchtbarkeit eine erworbene Eigenschaft der Biene sein. Zugleich kann aber auch von einer Vererbung dieser Eigenschaft nicht die Rede sein, denn die Arbeiterinnen, die sie erworben haben, pflanzen sich nicht fort, können also auch nichts vererben. Es muß also im Bienenkeim selbst die Ursache dafür gesucht werden, daß sich einmal Königinnen, das andere Mal Arbeiter entwickeln. Der äußere Einfluß der schwachen Fütterung kann nichts bewirken, weil er sich nicht vererbt. Er kann nur als Reiz wirken, der die vorgebildete Keimanlage zur Entfaltung bringt. Durch Verallgemeinerung dieser und ähnlicher Ergebnisse kommt Weißmann zu dem Schluß: „Die äußere Einwirkung ist niemals die wirkliche Ursache der Verschiedenheit, sondern sie spielt nur die Rolle des Reizes, der darüber entscheidet, welche der vorhandenen Anlagen zur Entwickelung gelangen soll. Die wirkliche Ursache aber liegt immer in vorgebildeten Veränderungen des Körpers selbst, und diese — da sie stets zweckmäßige sind — können in ihrer Entstehung nur auf Selektionsprozesse bezogen werden“, auf die Auswahl der Tüchtigsten im Kampf ums Dasein. Der Kampf ums Dasein (die Selektion) „allein ist das leitende und führende Prinzip bei der Entwickelung der Organismen-

welt" (Äußere Einflüsse der Entwickelungsreize S. 49 f.). Derselben Ansicht wie Weißmann von der Nichtvererbung erworbener Eigenschaften und der Allmacht der Selektion huldigen auch die englischen Forscher Françis Galton und Alfred Russell Wallace.

Die Thatsachen, welche diese Forscher vorbringen, bedürfen gewiß der Aufklärung. Sie können eine solche aber nicht in der von Weißmann angegebenen Richtung erfahren, wenn man nicht die ganze monistische Entwickelungslehre preisgeben will. Zu einem solchen Schritte können aber am wenigsten die Einwände gegen die Vererbung erworbener Eigenschaften zwingen. Denn man braucht nur die Entwickelung der Instinkte bei den höheren Tieren zu betrachten, um sich davon zu überzeugen, daß eine solche Vererbung stattfindet. Blicken wir z. B. auf die Entwickelung unserer Haustiere. Manche von ihnen haben sich infolge des Zusammenlebens mit den Menschen geistige Fähigkeiten angeeignet, von denen bei ihren wilden Vorfahren nicht die Rede sein kann. Diese Fähigkeiten können doch gewiß nicht aus einer inneren Anlage stammen. Denn der menschliche Einfluß, die Erziehung tritt als ein völlig Äußeres an diese Tiere heran. Wie sollte eine innere Anlage gerade einer bestimmten willkürlichen Einwirkung des Menschen entgegenkommen? Und dennoch wird die Dressur zum Instinkt, und dieser vererbt sich auf die Nachkommen. Ein solches Beispiel ist unwiderleglich. Von seiner Art können unzählige gefunden werden. Die Thatsache der Vererbung von erworbenen Eigenschaften besteht also; und es ist zu hoffen, daß weitere Forschungen die ihr scheinbar widersprechenden Erfahrungen Weißmanns und seiner Anhänger mit dem Monismus in Einklang bringen werden.

Weißmann ist im Grunde doch nur auf dem halben Wege zum Dualismus stehen geblieben. Seine inneren Entwickelungs-Ursachen haben nur einen Sinn, wenn sie als ideelle gefaßt werden. Denn wären sie stoffliche Vorgänge im Keimplasma, so wäre nicht einzusehen, warum diese stofflichen Vorgänge und nicht die des äußeren Geschehens im Prozeß der Vererbung fortwirken sollten. Konsequenter als Weißmann ist ein anderer Naturforscher der Gegenwart, nämlich J. Reinke, der mit seinem vor kurzem erschienenen Buch: „Die Welt als That; Umrisse einer Weltansicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage" den Sprung ins dualistische Lager ohne Rückhalt gemacht hat. Er erklärt, daß aus den physischen und chemischen Kräften der organischen Substanzen niemals sich ein Lebewesen aufbauen könne. „Das Leben besteht nicht in chemischen Eigenschaften einer Verbindung oder

einer Mehrzahl von Verbindungen. Wie aus den Eigenschaften von Messing und Glas sich noch nicht die Möglichkeit der Entstehung des Mikroskops ergiebt, so wenig folgt aus den Eigenschaften der Eiweißstoffe, Kohlenhydrate, Fette, des Lecithins, Cholesterins u. s. w. die Möglichkeit der Entstehung der Zelle.“ (S. 178 des genannten Werkes.) Es müssen neben den stofflichen Kräften noch geistige oder Kräfte zweiter Hand vorhanden sein, welche den ersteren ihre Richtung geben, ihr Zusammenwirken so regeln, daß sich der Organismus ergiebt. Diese Kräfte zweiter Hand nennt Reinke Dominanten. „In der Verbindung der Dominanten mit den Energieen — den Leistungen der physikalischen und chemischen Kräfte — enthüllt sich uns eine Durchgeistigung der Natur; in dieser Auffassung gipfelt mein naturwissenschaftliches Glaubensbekenntnis.“ (S. 455.) Es ist nun nur folgerichtig, daß Reinke auch eine allgemeine Weltvernunft annimmt, welche ursprünglich die nur chemischen und physikalischen Kräfte in den Zusammenhang gebracht hat, in dem sie in den organischen Wesen thätig sind.

Dem Vorwurf, daß durch eine solche von außen auf die stofflichen Kräfte wirkende Vernunft die im Reich des Unorganischen geltende Gesetzmäßigkeit für die organische Welt außer Kraft gesetzt wird, sucht Reinke dadurch zu entgehen, daß er sagt: die allgemeine Weltvernunft ebenso wie die Dominanten bedienen sich der mechanischen Kräfte; sie verwirklichen ihre Schöpfungen nur mit Hülfe dieser Kräfte. Das Verhalten der Weltvernunft stimmt mit dem eines Mechanikers überein, der auch die Naturkräfte arbeiten läßt, nachdem er ihnen die Richtung angewiesen hat. Mit diesem Ausspruche wird aber wieder im Sinne Eduard von Hartmanns die Art der Gesetzmäßigkeit, die sich in den mechanischen Thatsachen ausspricht, zum Handlanger einer höheren, geistigen erklärt.

Goettes Formgesetz, Weißmanns innere Entwickelungsursachen, Reinkes Dominanten sind eben im Grunde doch nichts anderes, als Abkömmlinge der Gedanken des planmäßig bauenden Weltschöpfers. Sobald man die klare und einfache Erklärungsweise der monistischen Weltansicht verläßt, verfällt man unbedingt mehr oder weniger in mystisch-religiöse Vorstellungen, und von solchen gilt Haeckels Satz, daß es „dann besser ist, die mysteriöse Schöpfung der einzelnen Arten anzunehmen“. (Über unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen, S. 30.)

Neben denjenigen Gegnern des Monismus, welche der Ansicht sind, daß die Betrachtung der Welterscheinungen zu geistigen Wesen-

heiten hinführe, die unabhängig von den stofflichen Erscheinungen sind, giebt es noch andere, die das Gebiet einer über der natürlichen schwebenden übernatürlichen Weltordnung dadurch retten wollen, daß sie dem menschlichen Erkenntnisvermögen überhaupt die Fähigkeit absprechen, die letzten Gründe des Weltgeschehens zu begreifen. Die Vorstellungen dieser Gegner haben ihren beredtesten Anwalt in Du Bois-Reymond gefunden. Seine auf der fünfundvierzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte (1872) gehaltene, berühmte „Ignorabimus-Rede“ ist der Ausdruck ihres Glaubensbekenntnisses. Du Bois-Reymond bezeichnet in dieser Rede als das höchste Ziel des Naturforschers die Erklärung aller Weltvorgänge, also auch des menschlichen Denkens und Empfindens, durch mechanische Prozesse. Gelingt es uns dereinst, zu sagen, wie die Teile unseres Gehirnes liegen und sich bewegen, wenn wir einen bestimmten Gedanken oder eine Empfindung haben, so ist das Ziel der Naturerklärung erreicht. Weiter können wir nicht kommen. Damit haben wir aber nach Du Bois-Reymonds Ansicht nicht begriffen, worin das Wesen unseres Geistes besteht. „Es scheint zwar bei oberflächlicher Betrachtung, als könnten durch die Kenntnis der materiellen Vorgänge im Gehirn gewisse geistige Vorgänge und Anlagen uns verständlich werden. Ich rechne dahin das Gedächtnis, den Fluß und die Association der Vorstellungen, die Folgen der Übung, die spezifischen Talente u. dgl. m. Das geringste Nachdenken lehrt, daß dies Täuschung ist. Nur über gewisse innere Bedingungen des Geisteslebens, welche mit den äußeren durch die Sinneseindrücke etwa gleichbedeutend sind, würden wir unterrichtet sein, nicht über das Zustandekommen des Geisteslebens durch diese Bedingungen. — Welche denkbare Verbindung besteht zwischen bestimmten Bewegungen bestimmter Atome in meinem Gehirn einerseits, andererseits den für mich ursprünglichen, nicht weiter definierbaren, nicht wegzuleugnenden Thatsachen: ‚Ich fühle Schmerz, fühle Lust; ich schmecke Süßes, rieche Rosenduft, höre Orgelton, sehe Rot‘, und der ebenso unmittelbar daraus fließenden Gewißheit: ‚Also bin ich!‘? Es ist eben durchaus und für immer unbegreiflich, daß es einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Sauerstoff- u. s. w. Atomen nicht sollte gleichgültig sein, wie sie liegen und sich bewegen, wie sie lagen und sich bewegten, wie sie liegen und sich bewegen werden.“ Wer aber heißt Du Bois-Reymond erst aus der Materie den Geist auszutreiben, um nachher konstatieren zu können, daß er nicht in ihr ist! Die einfache Anziehung und Abstoßung des kleinsten Stoffteilchens ist Kraft, also

eine von dem Stoff ausgehende geistige Ursache. Aus den einfachsten Kräften sehen wir in einer Stufenfolge von Entwickelungen sich den komplizierten Menschengeist aufbauen. Wir begreifen ihn aus diesem seinem Werden. „Das Problem von der Entstehung und dem Wesen des Bewußtseins ist nur ein spezieller Fall von dem generellen Hauptproblem: vom Zusammenhang von Materie und Kraft.“ (Haeckel, Freie Wissenschaft und freie Lehre, S. 80.) Die Frage ist eben gar nicht: wie entsteht der Geist aus der geistlosen Materie? sondern: wie entwickelt sich der kompliziertere Geist aus den einfachsten geistigen Leistungen des Stoffes: aus der Anziehung und Abstoßung? In der Vorrede, die Du Bois-Reymond zu dem Abdruck seiner „Ignorabimus-Rede“ geschrieben hat, empfiehlt er denjenigen, die nicht zufrieden sind mit seiner Erklärung von der Unerkennbarkeit der tiefsten Gründe des Seins, daß sie es doch mit den Glaubensvorstellungen der übernatürlichen Weltanschauung versuchen mögen. „Mögen sie es doch mit dem einzigen anderen Ausweg versuchen, dem des Supranaturalismus. Nur, daß, wo Supranaturalismus anfängt, Wissenschaft aufhört.“ Aber ein solches Bekenntnis, wie das Du Bois-Reymonds, wird immer dem Supranaturalismus Thür und Thor öffnen. Denn, wo man dem menschlichen Geiste sein Wissen begrenzt, wird er seinen Glauben an Nicht-mehr-Wißbares beginnen lassen.

Es giebt nur eine Rettung aus dem Glauben an eine übernatürliche Weltordnung; und das ist die monistische Erkenntnis, daß alle Erklärungsgründe für die Welterscheinungen auch innerhalb des Gebietes dieser Erscheinungen liegen. Diese Erkenntnis kann nur eine Philosophie liefern, die im innigsten Einklange mit der modernen Entwickelungslehre steht.



John Henry Mackay und die moderne Lyrik.

Von Max Messer.
(Wien.)

Die moderne Lyrik verdient, wie jede andere Kunst unserer Zeit, die genaue Würdigung und Durchforschung von seiten jener Denker, deren Streben und Arbeit in dem Namen „Zeitpsychologie“ am besten

ausgedrückt wird. Der Zeitpsychologe will die geistigen Strömungen der Zeit in ihrer Tiefe erschauen und nicht nur die Erscheinungswellen ihrer Oberfläche betrachten, er will ihre Kulturtendenz selbst, die sich freilich erst in der kommenden Zeit ganz offenbaren kann, entdecken, die Richtung und Herkunft ihrer bewegenden Kräfte und Ursachen verfolgen — weniger in der Absicht zu werten und als „Prophet" oder „Erlöser" marktschreierisch die Bedürfnisse der eigenen Individualität der Welt als allgemeines Ziel zu octroyieren, aber um so mehr mit der wissenschaftlichen Besonnenheit und Objektivität und mit dem ordnenden und einteilenden Geist des Naturforschers. Der Zeitpsychologe will gleichsam den geistigen Leib der Zeit sezieren und damit den freien Köpfen und Augen die Möglichkeit zu eigenem Urteil geben.

In dieser Absicht und mit dieser Methode wollen wir nun die moderne Lyrik betrachten. Vier Reiche oder Gattungen nimmt man in ihnen deutlich wahr. Das erste Reich ist das uninteressanteste, unbedeutende, aber kulturgeschichtlich selbstverständliche Reich der traditionellen Lyrik. In jedem Jahre erscheinen Dutzende von Gedichtbänden, fein säuberlich in Goldschnitt gebunden, dem Familientische wärmstens empfohlen, verfaßt von Mitarbeitern der Gartenlaube und ähnlicher Zeitschriften. Dieses Versgeklimper und Reimgeschwätze entspricht dem Hausgebrauch des rückständigen Teiles der bourgeoisen Welt. Von den großen klassischen oder romantischen Lyrikern sind diese Gedichte nicht einmal in der Form beeinflußt. Der Inhalt ist platteste Plattheit. Weder ein echtes, noch ein neues, noch ein bedeutendes Gefühl, noch irgendwelche das Alltäglichste übertreffende Gedanken füllen diese tausende Seiten, die noch immer alljährlich mit dieser Lyrik bedruckt werden und für Kinder und Jungfräulein mit Vorliebe zum Weihnachts- oder Geburtstagstisch gekauft werden.

Das zweite Reich — und hier beginnt erst die echte Lyrik, die Lyrik als Kunst — ist das Reich der Epigonenlyrik. Hier sind wirklich — litterarhistorisch und entwickelungsgeschichtlich — deutlich die Wurzeln sichtbar, an denen diese Lyrik mit der Kunst der Klassiker und Romantiker zusammenhängt. Ihre bedeutendsten Träger sind Heyse, Lingg, Martin Greif, Fitger, Ferdinand v. Saar, H. Lorm. Da aber die Ideale und die Triebkräfte dieser Vergangenheit — so hohe und verehrungswürdige sie gewiß auch gewesen sind — in unseren Tagen des modernen Lebens naturgemäß verblaßt sind, indem sie neuen Idealen, neuen Triebkräften weichen mußten, so haben auch die Gedichte dieser Epigonenkünstler für die heutige Zeit wenig Wert. Ihr

Talent und ihre reine Absicht wird ja von allen geschätzt, aber wirklich mitfühlende Leser und Verteidiger finden sie eigentlich nur mehr an den Litterarhistorikern von Beruf, die eben noch in der alten, großen Kunst leben und weben, für die neue Kunst kein Verständnis finden können und daher wahren und tiefen Genuß nur bei diesen Nachklängen an die geliebte Vergangenheit empfinden. Auch hier verzichten wir auf ein Eingehen in alle Details und wollen lieber von jenen zwei Reichen wahrhaft moderner Lyrik berichten, welche das Neue, das Zeitgemäße und teilweise schon das auf die Zukunft Hindeutende — neu in der Form, neu im Inhalt — umfaßt.

Das eine dieser Reiche moderner Lyrik wird von jenen Künstlern gebildet, welche mit ihren Gedichten ein treues Bild der Zeit geben, alle die Zeit erfüllenden Triebe und ihr Selbst — gleichsam als ein Schifflein, das in dem brandenden Strom der Zeit segelt — darin darstellen. Diese Künstler nehmen das Leben mit seiner überwältigenden Fülle auf, an allem ihre Seele entzündend und alles wieder mit ihrer Seele durchwärmend und erhöhend. Sie stehen dem Leben nicht wie einem Fremden, Furchtbaren, Geheimnisvollen gegenüber, dem man nur ängstlich und vorsichtig begegnen darf — sie atmen das Leben dürstend in vollen Zügen, sie schwimmen, fliegen, schweben in ihm, als in ihrem eigentlichen Element.

Den Künstlern des zweiten Reiches der modernen Lyrik ist die Extension von ihrer Seele als Mittelpunkt aus über das All des Lebens versagt. Das Wenige, welches diese Künstler aufnehmen, wird zu einer unerhörten Feinheit verarbeitet, und das kostbare, so mühsam gewonnene Produkt ihrer Kunst wird einsam, wie die Perle in der Muschel, verwahrt, in einer jedem Trubel der Welt festverschlossenen Hülle. Die Gruppe geht von Platen als Begründer und Conrad Ferdinand Meyer als Vollender aus. C. F. Meyer ist ihr Vollender, da seine Kunst — obzwar aristokratisch, herb und von der unsichtbaren Dornenhecke einsamen Lebens und einsamen Schaffens umschlossen — doch noch vom Leben empfangen und dem Volke zugänglich ist, da in ihr Form und Seele sich das Gleichgewicht halten. In Stefan George und Hugo von Hofmannsthal hat diese Art der Kunst eine schwindelnde Höhe erreicht. In ihnen sind alle Eigenarten und Manieren dieser Kunst so bis auf das letzte aufgezüchtet, daß sie sich — beim nächsten Schritte — schon selbst lächerlich und unmöglich machen würde, ihr Sinn zu Unsinn, ihre Kunst zu Aberwitz und ihre Schönheit zur Verzerrung sich verwandeln würde. Es ist das Wesen dieser — nicht

unrichtig — dekadent genannten Lyrik, daß ihrer Träger und ihrer Produkte nicht viele sind. Abnorm organisierte Naturen sind die Voraussetzung, und das Abnorme kann nie oder nur vorübergehend in der Menge des Normalen auftreten. So sind auch die Leser und die Versteher dieser Lyrik selten — und meist selbst schon abnorm veranlagte Menschen. Kleine Heftchen sind die ganze Auslese eines solchen Künstlerlebens. C. von Levetzow sagte unlängst bei einer Recension Stefan Georges so schön und richtig: „Künstler wie George reißen die Menschen nicht zu neuen Gedankenhöhen, neuen Erlösungen und Werten. Er ist wie ein prächtiger Wanderstern, der an unserer Welt leuchtend vorbeifliegt. Wir sehen ihn kommen und aufflammen, wir sehen ihn verglühen und weiterziehen. Wir blicken von unserem Werke auf und schauen ein farbig flammendes Zeichen, wie aus anderen Sphären. Aber es zieht weiter und läßt uns nichts zurück. . . .“ Artistenlyrik könnte man diese Kunst des Stefan George und seiner Schüler nennen. Sie ist von Gourmands der Seele und der Natur geschaffen für gleiche Gourmands als Leser. Aber der Menschheit zu Nutze, ihre Entwicklung fördernd, die Zeit beeinflussend, sie wiederspiegelnd, von ihr geschaffen und immer neugeboren sind nur die Künstler des vierten und größten Reiches der Lyrik: der Lebenslyrik. Von Goethe und Heine aus begann die moderne Blüte dieser Kunst. Ihre Träger sind: Liliencron, Dehmel, Falke, O. J. Bierbaum, Heinrich und Julius Hart, Holz, John Henry Mackay, Hartleben und eine wackere Schar von den „Jüngsten“: Jacobowski, Busse, Hugo Salus, J. J. David, Bodman. Eine der interessantesten und fruchtbarsten Individualitäten unter diesen Lyrikern ist John Henry Mackay. Nun sind seine „Gesammelten Gedichte“*) erschienen, ein Band von 630 Seiten! Und doch berichten sie nur von dem ersten Lebensabschnitt des Dichters, von seiner Jugend, denn unter diesem Titel vereinigt er die in mehreren Bänden bisher erschienenen Gedichte („Kinder des Hochlands“ 1885, „Dichtungen“ 1882—1886, „Im Thüringer Wald“ 1885, „Arma parata fero“ 1886, „Helene“ 1886—1888, „Fortgang“ 1886—1888, „Sturm“ 1887—1888, „Das starke Jahr“ 1888—1890) zu einem Ganzen. — Wir wählen gerade die Dichtungen dieses Künstlers, um an ihnen die Art der Lebenslyrik zu zeigen, weil sich bei Mackay wie bei keinem anderen eine starke, fast vehemente, innere Entwickelung zeigt. Als Jüngling mit der Epi-

*) Verlag von Carl Henckell & Co. Zürich, 1899.

gonenlyrik beginnend, steigt Mackay im raschen Gange zu den Höhen jener Kunst auf, welche die Offenbarung individuellsten Seins mit der Schilderung des modernen Lebens vereinigt oder mit anderen Worten: welche eben dieses moderne Leben mit der Optik der eigenen Seele betrachtet und wiedergiebt. Freilich sind auch in Mackays Erstlingswerken schon echtere Töne, sattere Farben und tiefere Empfindung, als in den meisten Werken der Epigonenlyriker, zu merken, denn hier webt und dichtet einer noch in alten Gleisen, dem es bestimmt war, seine eigenen und neuen Wege zu finden und der schon damals die Wurzeln zu diesem Wachstum in sich trug. „Kinder des Hochlands“, eine epische Dichtung, und „Dichtungen“ (1882—1886) heißen diese ersten Werke Mackays. Wir wollen uns hier nicht mit der eingehenden Schilderung des noch allzu Jugendlichen und in Traditionen Befangenen aufhalten, sondern nur die eben schon hier deutlich sichtbaren Ansätze zur höheren Entwickelung zeigen. Schon das Motto seiner ersten Sammlung läßt Mackays künftige Richtung ahnen. „Lyrika sind Tagebücher in aphoristischer Form, Hieroglyphen für unendliche Begriffe“ (Karl Bleibtreu). Also nicht: das Gedicht als Selbstzweck, sondern als Erinnerungszeichen von Erlebtem, vom Wandel und Werden der Seele, von Freuden und Enttäuschungen, Kämpfen und Siegen, als ein edleres, durch die Seele des Künstlers verklärtes Spiegelbild des Lebens: des Welten-Lebens, des Menschen-Lebens, des Ich-Lebens. Aus dem Gedichtfragment „Das Leben“ und dem Cyklus „Moderne Jugend“ steigt zum erstenmal Mackays Haß gegen den verlogenen Optimismus der „Gläubigen“ auf. Indem diese seine Erkenntnis von der Unwahrheit und Heuchelei aller sogenannten „moralischen“ und „religiösen“ Lebensbetrachtung sich immer mehr vertieft und hunderte Gefühle des Schmerzes, des Abscheus, der Angst, des Hasses, aber endlich auch der Hoffnung, der dunkel geahnten Erlösung auslöst, bereitet sich allmählich der Boden vor, auf dem Mackay die Lehre Stirners von dem Recht des Individuums empfangen konnte, und von diesem neu eroberten Terrain aus sein eigenes Ich als etwas Festes, Bleibendes, in sich Ruhendes vor allem Lügentrubel der Welt wie in eine friedliche Oase retten konnte.

So schön Mackays Jugendgedichte über die ewigen Themen der Lyrik: über Natur, Liebe, über alle Sehnsüchte eines künstlerischen Herzens sind — wie sehr sie auch beweisen, daß hier eine empfängliche, tiefe, reiche und redliche Natur aus innerstem Herzen spricht, jubelt und klagt, fleht und zweifelt, staunt und verachtet — wichtig und bedeutsam

wird Mackays Lyrik erst, als das Werk Max Stirners in sein Leben einschlug und es von Grund auf revolutionierte, so aus dem Jüngling den Mann Mackay schaffend. Das war eine wahrhaft große und geniale That, daß Mackay zuerst den ungeheuren Wert jenes unverstandenen und noch heute lange nicht genug gewürdigten Werkes „Der Einzige und sein Eigentum" entdeckte und von diesem Tage an als der begeisterte Apostel dieses Werkes auftrat. Stirner gab dem Dichter die Einheit seiner selbst, die er noch nicht gewonnen oder — aus unbewußter Kindheit in das Leben tretend, wieder verloren hatte. Da entbrennt seine Seele in jubelnden Weisen wiedergefundener Freiheit und Eigenheit. Dies ist Mackays „Sturm", jenes Buch mit dem revolutionierenden Rhythmus einer geistigen Erlösung, wie sie eben außer Friedrich Nietzsche kein anderer den heutigen, in tausend Lügen und Krankheiten verkommenden Menschen geben kann, als Max Stirner. „Sturm"! wahrlich ein Buch, das eine Fackel ist, die über den Finsternissen des Irrsinns, des Aberglaubens und der Verlogenheit geschwungen wurde. Mit Recht rief Mackay zu Beginn des „Sturmes":

„So wirf, meine Fackel, zum erstenmal
Nun dein Licht in die Nacht unserer Tage!
Meine Hand ist stark! Leuchte, loh' auf!
Flamme! Zum Himmel schlage!!

Du streust deine Funken auf eine Welt,
Und kein Mund vermag dich zu nennen . . .
Wo die Kleinheit sich spreizt und die Größe verkommt,
Dort sollst, meine Fackel, du brennen!

Wo die Schuld sich freut, wo der Wahn sich dehnt,
Wo die Lüge regiert, wo das Unrecht nistet,
Wo Pflicht pharisäisch das Leben zermalmt,
Wo Härte als Tugend und Recht sich brüstet,

Dort wirf, meine Fackel, dein zündendes Licht
In die Herzen, sie schauernd zu schütteln!
Doch auf Stirnen des Grames wirf wärmendes Licht,
Sie auf aus dem Zweifel zu rütteln!

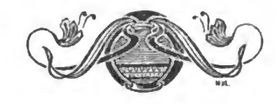
Ja! — so lange die Hand, die dich faßte und hält,
So lange die Hand nicht vermodert,
So lange sollen die Lügenden seh'n,
Wie dein Licht ihre Lüge durchlodert!"

Und nun giebt Mackay in einer Reihe ebenso origineller wie begeisterungsentstammter und begeisterungschaffender Gedichte die

Lehre von der Freiheit und Einzigkeit des Individuums, von seiner „Schrankenlosigkeit“, „Heimatlosigkeit“, „Unabhängigkeit“ im Thun und Denken, Fühlen und Sein. Er erhebt das verschmähte Wort „Egoismus“ und das gefürchtete, weil unverstandene, mit Entartungen verwechselte Wort „Anarchie“ auf den Schild. Mackay stellt keine neuen „Ideale“ auf, keinen neuen Glauben an etwas Absolutes, sondern eben diesen Glauben zerstört er und zeigt, wie Max Stirner es gethan hat, den Menschen als das, was er in Wirklichkeit ist, — was er ist, frei von den Lügen phrasenhafter Ideale und der angeheuchelten Moral. Er will dem Menschen wieder Mut und Berechtigung geben, endlich nichts anderes zu sein und sein zu wollen, als er ja in Wirklichkeit ist. So wie, wenn ein glühender Meteor in eine Wasserflut fällt, diese aufbrandet und in gewaltige Wogen zischt und brandet — sind die Gedichte des „Sturms“, aufbrausend unter einer neuen, glühenden Wahrheit. Dem „Sturm“ folgt der letzte Teil der „Gesammelten Gedichte“: Das starke Jahr. Die ersten Stürme der Freude, ja, des namenlosen Glückes, sich selbst gefunden zu haben, indem er Stirner und seine Lehre fand, sind verrauscht und ein reifer Friede kehrt in die Seele des Dichters ein. Das Ende seiner Jugendzweifel und -stürme bezeichnet dieses tiefe Buch und den Beginn der Mannhaftigkeit, der Zweifellosigkeit, der vollkommenen Individualität. „Das starke Jahr“, das reifste und wertvollste lyrische Buch Mackays, ist der Übergang zu einer neuen Epoche seines Lebens und Schaffens: der Männlichkeit. Mackays Weltanschauung: der Individualismus, der theoretische Anarchismus, ist darin geklärt und gefestet. Sie verschmolz sich mit den Tiefen seines Wesens und breitete sich über alle Fluren seiner reichen und immer noch wachsenden Reichtums fähigen Natur.

Mit dem „starken Jahr“ schließt der 600 Seiten umfassende Band der Jugend-Lyrik John Henry Mackays und zeigt uns hinter ihm eine menschliche Natur, welche sich aus den Abgründen und Sümpfen, aus den Lügennetzen, in denen der größte Teil der heutigen Menschheit noch schmachtet, gerettet hat auf die einzig freie Höhe des Betrachtens und Genießens. Eine Persönlichkeit ist der Schöpfer dieses Buches, eine reiche, vornehme und freie Persönlichkeit, die durch alle Bewegungen der Zeit einst leidend und verstört gewandert ist, ohne Reinheit, Geradheit und Mut je zu verlieren, und immer offen und redlich von allen Kämpfen und Leiden in Liedern und Gedichten berichtete, nun aber die ihr eingeborene und notwendige innere Ein-

heit und Freiheit, Befreiung von allen Wahnideen verkommener oder unreifer Gehirne, erstritten hat. Möge es dem Dichter vergönnt sein, ebenso schön und wahr von der Lebensepoche vollster Männlichkeit zu singen und zu sagen! Es wird die Versteher echter Kunst — welche nichts ist, als die wahrhafte Wiederspiegelung des Lebens der Gegenwart und seiner notwendigen Zukunftsentwickelung in der Künstlerseele — erquicken und stärken. Dann werden — wie der Dichter es in dem Vorwort zu diesem Buche seiner Jugend stolz voraussagt — aus den Hunderten, die ihn jetzt lieben, einst Tausende geworden sein.



Deutsche Lyrik.

Sturmnacht.

Der Gott erschrak in seiner Einsamkeit.
Er sah tief unten in der grauen Zeit
Den Herbsttag geh'n. Der war so greisenhaft,
Als reichte nicht zum Abendrande weit
Der matte Pfeil vom Bogen seiner Kraft.
Oft stand er still und starrte nach den Hügeln
Und endlich sank er matt ins arme Gras;
Und wie der giere Geier auf das Aas,
So fiel auf ihn mit schweren, schwarzen Flügeln,
Die nasse Nacht, die seine Seele fraß.

Die schwarze Nacht saß auf dem toten Tag,
Und Gott erschrak:
Sein Blick ging lange in dem Dunkel irr
Und als er trat aus Wolken und Gewirr,
Fand er die Ferne nicht, nicht Flut noch Feld:
Die schwarze Nacht fraß an der ganzen Welt.

Da ahnte Gott, der schauernd niederblickte,
Wie unter diesem schweren Schwingenschlag
Die weite Welt erstarrte und erstickte
So wie ein Tag.
Und plötzlich wußte er: er liebte sie;
Doch reglos schattend blieb das Nachtgefieder,
Als von dem Rand der leeren Himmel nieder
Sein Wille schrie. . . .

Aber der Gott wird größer im Grimme;
Wenn er einmal sein einsames Leid
In die erwachenden Weiten schreit,
Ist der Sturm seine Stimme.
Und dann reißt sein wehendes Wort
Von den Monden die Wolken fort:
Und so sah er im Schimmer thronen
Lauter ähnliche Ewigkeiten,
Sah die Sterne der Stille wohnen
Und die Welten im Wandel schreiten.

Und sein Bangen fand alles geborgen
In dem leise liebkosenden Licht, —
Aber über dem Gestern und Morgen
Schwieg die Nacht und sie rührte sich nicht.

Und da war der Gott wie ein Kind,
Und er wurde vor Weinen blind,
Und durch den wimmernden Wind
Griff er mit hülflosen Händen:
Ob sie im Äther die Ufer fänden,
Welche die Spitzen der Thürme sind.
Sein Weinen verwaiste und rief:
„Ist denn die Welt so tief, so tief,
Daß der Gott, der Sommer und Sonnen sann,
Der in alle Gedanken tauchte,
Den Rauch, der um ihre Gipfel rauchte —
Ihren Atem — nicht einmal erreichen kann?
Ist dort kein Garten, der Blüten weht,
Kein lauschendes Leid, kein waches Gebet,
Keine Stille, die mich versteht?"
— — — — — — — — — — —

Auf Erden war nur ein winziges Licht,
Das in dem sammtenen Dunkel dicht
An der Wiege des Kindes wachte
Und an sein ärmliches Dasein dachte,
Als die Stimme des Sturmes klang.
Da wurde dem Funken so heimwehbang,
Daß er aus blinkendem Becher sachte
Wie der Quell aus dem Felsen sprang
Und, die Falten des Vorhangs entlang,
Wünschend nach allen Wänden griff,
Bis sich berstend die Balken bogen, —
Und auf hohen, lodernden Wogen
Trieb die Wiege, das schlummernde Schiff.

Da regt sich die Welt. Von den Hängen hebt
Scheu sich die Nacht vor dem siegenden Scheine.
Es lächelt der Gott; er weiß nur das eine:
Sie lebt!

Berlin. Rainer Maria Rilke.

Auf der Treppe.

Spute dich, Liebchen! — Die Thüre klappte;
Grete kehrt heim aus der Schänke. —
Gott, wenn die uns hier oben ertappte,
Dieses Gegaff und Gezänke! —

Spute dich, Liebchen! — Bald sind wir geborgen;
Nur noch zwei niedere Stiegen,
Und wir lachen der kleinlichen Sorgen,
Wenn wir uns erst in den Armen liegen.

Spute dich, Liebchen! — Ich will's ja büßen.
— Wenn du die Kniee dir rotgelaufen,
Will ich sie pflegen mit meinen Küssen,
— Morgen dir eine Kalesche kaufen.

München. Alfred Georg Hartmann.





Ein Gefühl tiefer, doch ganz eigentümlicher Zuneigung verband mich mit meiner Freundin Morella. Als ich sie vor vielen Jahren zufällig kennen lernte, entbrannte meine Seele in einer Glut, die ich bis dahin noch nicht gekannt; — doch war es nicht das Feuer des Eros, und bitter wurde mein Geist von der wachsenden Überzeugung gequält, daß es mir nie möglich sein würde, die sonderbare Bedeutsamkeit meiner Gefühle zu erkennen, oder ihre unbestimmte Heftigkeit in geordnete Bahnen zu lenken. Doch fanden wir einander, und das Schicksal vereinigte uns vor dem Altar. Nie sprach ich von Leidenschaft, noch dachte ich an Liebe. Sie jedoch floh jede Gesellschaft, schloß sich an mich allein an und machte mich glücklich. Es ist ein Glück, sich zu verwundern; es ist ein Glück, zu träumen.

Morellas Gelehrsamkeit war außerordentlich, ihre Talente waren ungewöhnlich, ihre Geisteskräfte gigantisch. Ich empfand dies und wurde in mancher Hinsicht ihr Schüler. Ich bemerkte bald, daß sie — vielleicht wurde es durch ihre Erziehung, die sie in Preßburg erhalten, veranlaßt — mit Vorliebe jene mystischen Schriften vor mir ausbreitete, die man allgemein als den bloßen Schaum der frühen deutschen Litteratur betrachtet. Sie waren, aus Gründen, die ich nicht kannte, ihr beständiges und liebstes Studium, und daß sie im Lauf der Zeit auch das meine wurden, muß ich dem einfachen, aber sehr wirksamen Einfluß der Gewohnheit und des Beispiels zuschreiben.

Mit all dem hatte, wenn ich mich nicht irre, mein Verstand wenig zu thun. Meine Überzeugungen waren in keiner Weise auf das Ideale gegründet, und weder in meinen Handlungen noch in meinen Gedanken war — ich müßte mich denn selbst nicht mehr kennen — ein Schatten von dem Mystizismus meiner Lektüre zu entdecken. Vollständig davon überzeugt, überließ ich mich blindlings der Führung meiner Frau und betrat mit ruhigem Herzen das Labyrinth ihrer Studien. Und dann — als ich mich in jene unheilvollen Seiten versenkte und fühlte, wie sich ein Verderben bringender Geist in mir entzündete, pflegte Morella ihre kalte Hand auf die meine zu legen und aus der Asche einer toten Philosophie

ein paar düstere, sonderbare Worte aufzustöbern, deren seltsamer Sinn sich meinem Gedächtnis einbrannte. Und dann verträumte ich lange Stunden an ihrer Seite und lauschte auf die Musik ihrer Stimme, bis mir endlich Schrecken aus ihr wiedertönte; — es fiel ein Schatten auf meine Seele, ich wurde bleich und schauerte im Innern bei diesen unirdischen Tönen. Und so erstarb die Freude bald im Entsetzen, das Schönste wandelte sich zum Gräßlichen, wie das Thal Hinnom zur Gehenna wurde.

Es ist unnötig, den genauen Charakter der Probleme zu enthüllen, die aus den Büchern, von denen ich sprach, hervorwuchsen und lange Zeit den einzigen Gesprächsstoff zwischen mir und Morella bildeten. Die Erfahrenen in der Wissenschaft, die man theologische Moral nennen könnte, werden sie leicht begreifen, und die Ungelehrten würden im besten Falle nur sehr wenig davon verstehen. Der seltsame Pantheismus Fichtes, die gemäßigte Lehre der Pythagoräer von der Wiedergeburt, und vor allem Schellings Doktrinen über die Identität, waren die Punkte im Gespräch, die den größten Reiz auf die phantasiereiche Morella ausübten. Diese sogenannte persönliche Identität definiert Locke, glaube ich, als in der ununterbrochenen Dauer eines vernunftbegabten Wesens bestehend. Und da wir unter Person ein denkendes, vernunftbegabtes Wesen verstehen, und da jedes Denken von einem Bewußtsein begleitet ist, so ist es dies, — das Bewußtsein, — was uns von den übrigen denkenden Wesen unterscheidet und uns unsere persönliche Identität verleiht. Doch das principium individuationis, der Begriff dieser Identität, die mit dem Tode auf immer verloren geht, oder nicht verloren geht, war für mich jederzeit ein Problem von tiefstem Interesse; und zwar ebenso sehr wegen der eventuellen aufregenden und verwirrenden Konsequenzen, als wegen der besonderen erregten Art und Weise, mit der Morella es behandelte.

Doch war jetzt die Zeit gekommen, in der mich das Geheimnis der Natur meiner Frau wie ein undurchdringlicher Zauber quälte. Ich konnte den Druck ihrer bleichen Finger, den tiefen Klang ihrer musikalischen Stimme, den Glanz ihrer melancholischen Augen nicht mehr ertragen. Sie wußte das alles, doch machte sie mir nie einen Vorwurf, sie schien meine Schwäche oder meine Thorheit zu bemerken und nannte es lächelnd Schicksal. Sie schien auch um die mir unbekannte Ursache der langsamen Entfremdung meinerseits zu wissen, doch gab sie mir niemals eine Erklärung oder machte eine Anspielung auf die Natur dieser Ursache. Aber sie war nur ein Weib und welkte nun von Tag

zu Tag dahin. Nach einiger Zeit erschienen und blieben zwei purpurne Flecken auf ihren Wangen, und die blauen Adern traten auf der weiten Stirn hervor. Mein ganzes Wesen schmolz manchmal in Mitleid, aber einen Augenblick später traf mich ein Blick aus ihren bedeutsamen Augen, und meine Seele wurde krank und von Schwindel ergriffen, wie jemand, der in einen finsteren, unergründlichen Abgrund blickt.

Muß ich gestehen, daß ich oft mit heftigem, verzehrendem Verlangen den Augenblick von Morellas Tode herbeisehnte? Ich that es; doch ihr Geist klammerte sich noch manchen Tag, manche Woche, manchen lästigen Monat an seine staubgeborene Hülle, bis meine gequälten Nerven den Sieg über meine Vernunft davontrugen. Ich wurde wütend über die Verzögerung und verfluchte die Tage, die Stunden und die Minuten, die sich im gleichen Maße zu verlängern schienen, in dem ihr edles Leben sich neigte, wie die Schatten in der Todesstunde des Tages.

Aber eines Herbstabends, als alle Winde am Firmamente schliefen, rief mich Morella an ihr Lager. Ein trüber Nebel lag über der ganzen Erde und ein warmes Glühen über den Wassern, und ein Regenbogen schien vom Himmel mitten in das reiche Oktoberlaub des Waldes gefallen.

„Dies ist der Tag der Tage," sagte sie zu mir, als ich näher kam, „der schönste Tag zum Leben oder zum Sterben. Es ist ein schöner Tag für die Söhne der Erde und des Lebens — ach, ein schönerer Tag für die Töchter des Himmels und des Todes."

Ich küßte sie auf die Stirn, und sie fuhr fort:

„Ich sterbe, doch werde ich leben."

„Morella!"

„Nie sind die Tage gewesen, an denen Du mich lieben konntest, — doch die Du im Leben verabscheutest, wirst Du im Tode anbeten."

„Morella."

„Ich wiederhole es, — ich sterbe. Doch in mir ist ein Unterpfand der Neigung — ach, welch' geringer —, die Du mir entgegenbrachtest. Und wenn mein Geist mich verläßt, wird das Kind leben, Dein Kind und meines, Morellas! Aber Deine Tage werden Tage des Kummers sein — des Kummers, der von dauerndstem Eindruck ist, wie die Cypresse der langlebigste der Bäume. Die Stunden Deines Glückes sind vorüber, und die Freude erblüht nicht zweimal im Leben, wie die Rosen von Paestum zweimal im Jahre. Die Myrte und die Rebe wirst Du nicht kennen, sondern Dein Leichentuch mit Dir über die Erde tragen, gleich den Muselmännern Mekkas."

„Morella," schrie ich auf, „Morella, wie weißt Du das?" Doch

sie barg ihr Gesicht in die Kissen, ein leichtes Zittern lief über ihre Glieder, sie starb, und nie mehr hörte ich ihre Stimme.

Wie sie es vorhergesagt hatte, blieb ihr Kind, das sie sterbend geboren und das erst atmete, als die Mutter zu atmen aufgehört — blieb ihre Tochter am Leben. Sie nahm sonderbar an Gestalt und Wissen zu und wurde das vollkommene Ebenbild der Abgeschiedenen. Ich liebte sie mit heißerer Liebe, als ich je zu einem Menschen empfunden hatte.

Doch bald verdunkelte sich der Himmel dieser reinen Zuneigung, und Melancholie, Schreck und Kummer zogen wie Wolken über ihn hin. Ich sagte schon, das Kind nahm seltsam an Gestalt und Weisheit zu. Seltsam in der That war ihr schnelles körperliches Wachstum, und schrecklich, ja, schrecklich waren die Gedanken, die sich tobend auf mich stürzten, wenn ich die Entwickelung ihres geistigen Seins betrachtete. Hätte es auch anders sein können, da ich täglich in den Gedanken des Kindes die ausgereifte Kraft und die Anschauungen des Weibes entdeckte, wenn die Lehren der Erfahrung von den Lippen der Kindheit träuften? wenn ich stündlich die Weisheit und die Leidenschaften der Reife aus diesen dunklen, nachdenklichen Augen schimmern sah? Als dies alles meinen erschrockenen Sinnen offenbar wurde, als ich es meiner Seele nicht länger verbergen konnte, ist es da zu verwundern, daß ein Argwohn schrecklicher, quälender Art in mein Hirn kroch, und daß meine Gedanken sich entsetzt der seltsamen Erzählungen und scharfsinnigen Theorien der verstorbenen Morella erinnerten? Ich entriß das Wesen, das mir das Schicksal zu lieben gebot, der Neugier der Welt und wachte in der strengen Abgeschlossenheit meines Heims mit tödlicher Angst über alles, was den Gegenstand meiner Liebe betraf.

Und wie die Jahre flohen, und ich Tag für Tag ihr heiliges, mildes, beredtes Antlitz betrachtete, und ihre reifenden Formen beobachtete, entdeckte ich immer neue Ähnlichkeiten zwischen dem Kinde und der Mutter, der Melancholischen und der Toten. Und stündlich verdichteten sich die Schatten dieser Ähnlichkeit, wurden tiefer, bestimmter, beängstigender. Daß ihr Lächeln an das Lächeln der Mutter gemahnte, konnte ich ertragen, doch schauderte ich vor einer so vollkommenen Ähnlichkeit; daß ihre Augen denen Morellas glichen, nahm ich hin; doch oft blickten sie in die Tiefen meiner Seele mit Morellas eigenem, durchdringendem, verwirrendem Ausdruck. Und in dem Umriß der hohen Stirn, in den seidenen Locken ihres Haares, in den bleichen Fingern, die sich in ihm vergruben, in dem ernsten, musikalischen Tonfall ihrer Stimme und vor allem, ja, vor allem in den Wortwendungen und Aus-

drücken der Toten auf den Lippen der Geliebten und Lebenden fand ich Nahrung für meine verzehrenden Gedanken und mein Entsetzen, — für den Wurm, der nicht sterben wollte.

So vergingen die ersten zehn Jahre ihres Lebens und noch wandelte meine Tochter namenlos über die Erde. „Mein Kind", „mein Liebling" waren die Namen, die meine väterliche Zuneigung ihr verlieh, und das plötzliche Ende ihrer Tage machte jeden anderen unnötig. Morellas Name war mit ihr gestorben. Der Tochter hatte ich nie von der Mutter gesprochen, — es war mir unmöglich gewesen. Sie hatte auch während ihres kurzen Lebens keine Eindrücke von der äußeren Welt bekommen, ausgenommen die wenigen, die ihr unsere gänzliche Zurückgezogenheit verschaffen konnte. Doch nach und nach glaubte mein nervöser, erregter Geist, in der Taufe vielleicht eine Befreiung von den Schrecken meines Schicksals zu finden. Am Taufbecken zögerte ich, einen Namen anzugeben. Eine Menge Bezeichnungen voll Weisheit und Schönheit, Namen aus alter und neuer Zeit, aus meinem Heimatland und aus der Fremde drängten sich auf meine Lippen, Benennungen für Liebliches, Glückliches, Gutes.

Was stachelte mich denn an, das Andenken an die begrabene Tote wieder wachzurufen? Welcher Dämon zwang mich, jenen Namen zu flüstern, bei dessen bloßer Erinnerung mein Blut in Strömen aus den Schläfen in das Herz schoß? Welcher böse Geist sprach aus den Abgründen meiner Seele, als ich in dem dunklen Gewölbe und im Schweigen der Nacht in das Ohr des heiligen Mannes die Silben flüsterte — Morella? Welches dämonische Wesen krampfte die Züge meines Kindes zusammen, übergoß sie mit Todesfarbe, als sie bei dem kaum vernehmbaren Namen erzitternd ihre verglasenden Augen vom Boden zum Himmel erhob und auf die schwarzen Steinplatten unseres Familiengrabes auf die Kniee sinkend mir antwortete: „— Hier bin ich"?

Klar, kalt, mit ruhiger Deutlichkeit fielen diese einfachen Worte in mein Ohr und drangen von da, wie geschmolzenes Blei, zischend in mein Gehirn. Jahre, Jahre können vergehen, die Erinnerung an diesen Augenblick niemals! Ach! Die Blumen und die Weinrebe waren mir nicht unbekannt, doch der Schierling und die Cypresse überschatteten mich Tag und Nacht. Ich verlor jedes Bewußtsein für Zeit und Ort, und die Sterne meines Schicksals verblichen am Himmel, die Erde wurde finster, und ihre Gestalten wanderten wie Schatten an mir vorüber, und unter allen sah ich nur — Morella. Die Winde des Him-

mels flüsterten nur einen Ton in mein Ohr, und die Wellen des Meeres murmelten unaufhörlich — Morella. Doch sie starb; und mit meinen eigenen Händen trug ich sie zum Grabe und lachte ein langes, bitteres Lachen, als ich in dem Grabe, in das ich die zweite bettete, keine Spuren entdeckte von der ersten — Morella.

Verdeutscht von Hedda Moeller-Bruck.



Die Frau Direktor.

Novelle von Gustav Macasy.

(Wien-Mödling.)

(Schluß.)

Anita lag fast die halbe Nacht im Bette, ohne Ruhe zu finden. Zuerst quälte sie die Einsamkeit und Stille im Hause und das Gefühl, in der Nähe eines Toten zu sein. Denn plötzlich bildete sie sich ein, daß der Direktor vielleicht gar nicht tot sei, und ihre erregte Phantasie malte sich alle möglichen Geschichten von Scheintod und Starrkrampf aus. Sie hatte Angst vor irgend einem ungeheuerlichen Ereignis, vor etwas Gräßlichem, das ihr vielleicht bevorstände. Und dazwischen sah sie wieder Hugos große, glänzende Augen, die durch die Nacht hindurch ruhig und unerschütterlich auf ihr ruhten. Ihre Wangen glühten, und ihr Kopf braunte; sie fühlte das Hämmern des Blutes an ihren Schläfen, und die unerträgliche Hitze raubte ihr fast die Besinnung. Vergeblich drückte sie die Augen zu und zog die Decke bis über den Kopf empor, während sie sich zwang, etwas Gleichgültiges zu denken. Dann wurde es noch schlimmer: sie glaubte Geräusche zu hören, die gar nicht da waren, Stimmen und wirre Rufe zu vernehmen und eilige Schritte, wie von flüchtenden und verfolgenden Menschen. Und wieder sah sie Hugos blasses, ernstes Gesicht und seinen traurigen Blick und daneben das widerlich grinsende und verzerrte Totenantlitz des Direktors. Und von Sekunde zu Sekunde steigerte sich die Angst in ihr, die Angst vor

etwas Ungewissem, das sich wie eine dunkle, tastende Hand nach ihr ausstreckte.

Und in dieser Angst fürchtete sie, wahnsinnig zu werden. Sie fühlte klar, daß ihr Zustand ein unnatürlicher sei, und wußte ihn nicht anders zu erklären, als daß sie darin den Anfang des Wahnsinns sah. — Mein Gott! Mein Gott! Nur das nicht! — dachte sie, an allen Gliedern zitternd. Und plötzlich, während es um sie herum wie von tausend Stimmen rauschte und wogte, fiel ihr der Zustand vom Abend ein und daß sie Hugo geküßt hatte. Das vermehrte ihre tödliche Angst, denn nun meinte sie in allen diesen Anzeichen klar den Beginn des Wahnsinns zu sehen. Sie hatte früher niemals an solchen widernatürlichen Anfällen gelitten, und auch die Furcht war ihr bisher unbekannt gewesen.

Und immer näher scholl das Rauschen der Stimmen an ihr Ohr, als sei das Haus ein einziger, großer Raum, angefüllt mit Tausenden von Menschen, die umherirren und um Hülfe rufen. Da ertrug sie es nicht länger. Sie richtete sich auf und tastete nach den Zündhölzchen, um Licht zu machen. Als die Kerze aufflackerte, und der erste, matte Strahl die Gegenstände im Zimmer erkennen ließ, war das häßliche Gefühl von ihr gewichen. Nun sah sie, daß alles nichts weiter als Angst gewesen sei, und sie mußte über den Gedanken, daß sie je wahnsinnig werden könne, lächeln. — Dort unten war es die schlechte Luft — dachte sie — und hier die Dunkelheit. Und sie fand, daß es eine ekelhafte Sitte sei, Tote drei Tage im Hause behalten zu müssen. Was habe der Tote davon, daß die Lebenden um ihn durch seine Anwesenheit leiden müssen? Diese Gedanken brachten eine behagliche Ruhe in ihr Inneres, und nun freute es sie, wach zu sein und still liegen zu können. Sie streckte sich aus und kreuzte die Arme unter dem Kopf und starrte auf die weiße Rosette in der Mitte der Zimmerdecke.

Und dabei dachte sie. Sie dachte zuerst an Hugo und daran, daß sie ihn geküßt hatte. Was ihr in ihren Angstvorstellungen als etwas Wahnsinniges erschienen war, kam ihr nun sehr selbstverständlich vor. Warum sollte sie ihn nicht lieben? dachte sie. So gut wie jeden anderen. Hatte sie sich doch vorgenommen, ihre Freiheit zu genießen, und nun malte sie sich aus, daß Hugo ihr Geliebter sein werde. Das wollte sie, das mußte so geschehen. Sie sah sich mit ihm irgendwo im Süden auf sonnigen Wegen gehen, und eine tiefe, stille Seligkeit zog in ihre Seele. Ja, sie wollte mit ihm nach dem Süden reisen — dorthin, wo sie beide niemand kennen würde. Und dort würden sie glücklich sein.

Dann aber fiel ihr ein, daß Hugo von all diesen ihren Gedanken keine Ahnung habe, und was er wohl dazu sagen und ob er sie lieben werde. Lächelnd dachte sie daran, wie schön sie sei und daß ihr kein Mann widerstehen könne, vor den sie, bittend um seine Liebe, hintreten würde. Und sie wollte Hugo bitten und freute sich auf den Augenblick, wo dies geschehen werde. Nicht er sollte den Anfang machen, sondern sie selbst wollte es. Sie zweifelte gar nicht daran, daß ihr dies leicht sein werde. Ein Wort, ein Blick mußten genügen, um ihn in ihren Armen zu sehen. Und dieses erste Glück wollte sie mit vollem Bewußtsein genießen. Es sollte nichts Unklares und Unwillkürliches sein, sondern herbeigeführt durch ihren Willen und ihre Überlegung. Und sie dachte schon an den Tag, wo dieses alles geschehen werde, — wenn erst der alte Mann begraben sei, und nicht hier, nicht in diesem Hause. Keine Erinnerung an all das Häßliche der letzten Jahre sollte ihr das schöne Glück trüben.

Anita freute sich ihres klaren, klugen Denkens und darüber, daß e r schlafend in ihrer Nähe weile und nicht ahne, wie sie an seinem Schicksal baue und forme. Er sollte es als ein fertiges Geschenk von ihr empfangen.

Unter all diesen Gedanken war es so still und friedlich in ihr geworden, wie seit langen Jahren nicht mehr. Sie dachte nicht an den Schlaf und ließ die Kerze brennen. Plötzlich vernahm sie ein fernes Geräusch und lauschte mit angestrengten Sinnen. Sie wußte klar und deutlich, was es war: Hugo mußte erwacht sein und hatte gehustet. Und die tiefe Stille der Nacht trug den Schall zu ihr. Wenn noch ein Rest von Furcht in ihr gewesen, war er nun verschwunden, und sie fühlte sich nicht mehr einsam in dem weiten Trauerhause.

Nun mußte Hugo wach sein, überlegte sie, — und vielleicht dachte er jetzt an sie. Er mußte doch gesehen haben, daß sie schön und begehrenswert sei — und er mußte sie doch begehren, wenn nicht die Scheu wäre, die ihn noch verhinderte, diesen Gedanken durchzudenken. Auch fiel ihr ein, daß Hugo, der im Kloster aufgewachsen war, vielleicht noch nie ein Weib berührt habe. Mit zitternder Seligkeit dachte sie daran, und je länger es ihre Vorstellungen beschäftigte, desto mehr wurde es ihr zur Gewißheit. Sie überlegte alles, was er am Abend erzählt hatte, und hielt gleichsam Kontrolle über sein bisheriges Leben. Und sie sah, daß ihm jede Gelegenheit gefehlt haben mußte, mit Mädchen oder Frauen zu verkehren. Und so kam sie zu dem Schluß, daß sie die erste sein und daß sie ihn verführen werde.

Mitten in diesen Gedanken aber, die ihre ganze Seele erfüllten

und ihren sinnentrunkenen Leib vor Sehnsucht und Freude erbeben machten, fiel ihr wieder die baumelnde Hand des Direktors ein. Sie ärgerte sich jetzt, daß sie das gethan hatte. War der Anblick nicht häßlich genug gewesen? Es war ihr nun unbegreiflich, wie sie ihr Schönheitsempfinden nicht daran gehindert hatte. Sie fragte sich nun vergeblich, wie sie dazu gekommen und was sie sich dabei gedacht hatte. Aber die Erinnerung daran flößte ihr Grauen und Ekel ein.

Die Kerze brannte immer tiefer herab, und Anita merkte es nicht. Allmählich war ihr Denken in einen trüben Halbschlummer hinübergeglitten. Sie sah noch die Gegenstände des Zimmers, aber zu der bewußten Überlegung waren visionäre Traumgestalten gekommen. Endlich ergriff das Feuer das Papier, in das die Kerze gewickelt war, und verzehrte es in raschen, hochauf flackernden Flammen; dann gloste es in der Öffnung des Leuchters weiter und erfüllte das Zimmer mit dickem, übelriechendem Qualme, der sich in langsamen, trägen Windungen zur Decke zog.

* * *

Während Hugo, von Frau Bode geweckt, in sein Zimmer ging, hatte er alle Mühe, sich der vorhergegangenen Ereignisse zu erinnern. Auch wunderte er sich, Anita nicht mehr zu sehen. Auf seine Frage erwiderte Frau Bode:

— Die Frau Mama ist schon schlafen gegangen. —

Sie betonte das Wort in so gehässiger Weise, daß es Hugo auffiel. Und er hatte das Empfinden, als ob er hier im Hause als Auswurf betrachtet werde, als ein Mensch, den seine Geburt tiefer stelle, als andere. Rasch schloß er sein Zimmer, um allein zu sein. Die wenigen Worte der alten Frau hatten ihn völlig wach gemacht.

All die neuen Eindrücke und die ungewohnte Umgebung, der Tod des Vaters, den er kaum gekannt hatte, — alles dies bewirkte, daß sich Hugo höchst unglücklich und unbehaglich fühlte. Sein Leben bisher war nicht viel mehr als ein Vegetieren gewesen: diese bis in die kleinsten Lebensgewohnheiten durchgeführte Pünktlichkeit, dieses Nach-der-Uhr-leben war ihm in das Blut übergegangen. Seit er sich erinnern konnte, hatte er weder Freunde noch Verwandte besessen. Sein Vater, den er nur einmal im Jahre gesehen hatte, war ihm wie eine Gottheit erschienen, die nur von Zeit zu Zeit forschend und richtend zu ihm gekommen war. Das Bewußtsein, daß es sein Vater sei, hatte ihm über das peinliche Gefühl von Furcht und Unterthänigkeit nicht hinweg-

geholfen, das er jedesmal empfand, wenn die ihm fürchterlichste Zeit heranrückte, die Zeit der Sommerferien. Er hatte für diesen alten Mann, der einmal im Jahre kam, um ihn täglich zu Spaziergängen aus dem Kloster zu holen und über seine bisher errungenen Fähigkeiten in allen Gebieten des Wissens auszufragen, niemals auch nur das schwächste Gefühl der Liebe besessen. Auch die Nachricht, daß jener gestorben sei, und er zum Begräbnis kommen solle, hatte ihn nicht tiefer erregt: wohl aber der Gedanke, daß damit vielleicht eine Veränderung seines Lebens verbunden sein werde. Er haßte das Leben im Kloster, das er sattsam kennen gelernt hatte in seiner tödlichen Langeweile, in seinem Zwang, in der den Geistern junger Menschen aufgedrungenen Heuchelei und Verlogenheit. So war ihm der Tod seines Vaters mehr ein Ereignis der Freude, als er ihm ein Ereignis des Schmerzes hätte sein können.

Von Anita, seiner Stiefmutter, hatte Hugo fast nichts gewußt. Sein Vater hatte ihm jährlich ihre Grüße gebracht. Es war eine stets gleiche Formel von ihm gewesen, die er gleich beim Empfange sprach:

— Deine Mutter läßt Dich grüßen. —

Sonst hätte er vielleicht gar nicht gewußt, daß er eine Stiefmutter besitze. Und doch hatte er in seiner Einsamkeit oft an sie gedacht. Es war der einzige Gedanke an ein Weib gewesen, den er bisher gehegt hatte. Er hatte sich in stillen Stunden oftmals ihr Bildnis vorzuspiegeln gesucht und es war in seiner Phantasie mit all dem Zauber mütterlicher Anmut ausgestattet. Und als er heute Anita zum erstenmal gesehen hatte, war er beinahe erschrocken darüber, daß keiner der Züge seines Gedankenbildnisses zutraf. Er konnte es gar nicht fassen, daß dieses schöne, junge, fast mädchenhafte Weib die Gattin seines Vaters gewesen war. Jetzt, während er im Bette wach lag, dachte er darüber nach, und es erschien ihm sinnlos, daß sein alter, gebrechlicher Vater eine so junge Gattin besessen habe.

Sein erstes Gefühl für Anita war das der Ehrfurcht gewesen. Ihre stolze Art, ihre weichen, ruhigen Bewegungen hatten ihm gefallen. Aber dann hatte er gemerkt, daß sie ihn hasse. Nicht ihre Worte, sondern ihre tiefen, lauernden Blicke hatten ihn davon überzeugt. Und mehr als je hatte er in diesen ersten Momenten seiner Wiederkehr ins Vaterhaus gefühlt, daß er verlassen sei. Doch waren die Ereignisse zu rasch für seine langsame, schwerfällige Seele aufeinander gefolgt, als daß er alles klar überblicken konnte.. In plötzlicher Folge sah er, wie Anita gegen ihn anders wurde, und als er nach dem Nachtmahl neben

ihr saß und ihr erzählte, da war es ruhiger in ihm geworden und er hatte das unwillkürliche Gefühl, in Anita eine Freundin erworben zu haben, eine weiche, freie Seele, die ihn mit seiner Art und seinem ganzen Wesen vielleicht verstehen könne.

Und da war es zum erstenmal in seinem einförmigen, trüben Dasein wie lauter Jubel in ihm aufgestiegen.

Was dann weiter geschehen, davon hatte Hugo keine Erinnerung mehr. Ob er noch lange gesprochen, wann ihn Anita verlassen hatte, er wußte nichts mehr davon. Er schämte sich dieser Schwäche und meinte, daß ihn Anita ausgelacht haben müsse. Und plötzlich schrak er zusammen: er dachte, daß Anita vielleicht böse über ihn gewesen sei. Lange hatte er das gedrückte Empfinden und drehte und wendete die Möglichkeit hin und her. Wie sollte er ihr dann morgen entgegentreten? — dachte er. So überlegte er lange und trotzdem er müde und wie zerschlagen an allen Gliedern war, konnte auch er keine Ruhe finden.

Am meisten aber blieben seine Gedanken an Anita selbst, an dem Bild von ihr hängen, das er in der kurzen Zeit gewonnen hatte. Während er mit offenen Augen in die Dunkelheit hinausstarrte, sah er mit seinem inneren Gesicht stets ihre weiche Gestalt vor sich, die zarten, makellosen Linien ihrer Wangen, ihre tiefen, dunklen Augen, die so seltsam glänzend und groß auf ihm geruht hatten, so daß er sich seiner ganzen Schlichtheit und Unansehnlichkeit geschämt hatte; ihre ruhigen, zierlichen, ja, fast kindlichen Bewegungen — so erschien ihm Anita wie ein glänzendes, freudiges Schicksal, wie ein Geschenk von außen her, und er hatte die Empfindung, als ob er vor ihr niederknieen und um einen freundlichen Blick, ein herzliches Wort bitten müßte. Daß sein Vater durch so lange Zeit an der Seite dieses herrlichen Weibes gelebt habe, kam ihm wie eine Lächerlichkeit vor. Er erinnerte sich des wachsbleichen, widerlich verzogenen Gesichtes des toten Mannes und der leuchtenden, von Leben und Anmut strahlenden Züge Anitas.

Und da war es ihm plötzlich klar, wo er Anitas Antlitz schon gesehen hatte: in der Klosterkirche, in der sich über einem Nebenaltar in dunkler Nische eine Kopie der Madonna Murillos befand. Oft hatte Hugo dort gestanden und hatte die helle Pracht dieses Bildes angestaunt und hatte nicht einsehen wollen, daß dieses schwärmerische, jubilierende Weib derselbe stumpfe und nüchterne Gegenstand religiöser Verehrung sein solle, wie die stümperhaften, langweiligen Madonnengesichter, deren es zahlreiche in der katholischen Wallfahrtskirche gab. — Und die schwache Ähnlichkeit mit dieser Madonna fand Hugo in Anita wieder.

Er verglich in Gedanken, so genau er es vermochte. Der durchgeistigte und verzückte Zug fehlte ihr gänzlich. Aber das weiche Lächeln um den Mund war dasselbe. Auch in der Form und der Haltung der Hände und in den schräg nach oben strebenden Linien des Kopfes glaubte er die Ähnlichkeit zu sehen. Und ihn freute diese Entdeckung, in die er sich lange Zeit hineinversenkte.

Aber immer wieder kehrten seine Überlegungen dahin zurück, daß sein Vater das schöne, junge Weib geliebt haben solle. Wie ein Verbrechen an der Natur erschien es ihm, und alles in ihm sträubte sich gegen diesen Gedanken. Er malte sich alle möglichen Bilder der Vergangenheit aus, die ihn anwiderten, von denen er sich aber nicht befreien konnte. Und dabei stellte er sich seinen Vater nicht als liebenden Mann vor, sondern in der Gestalt, die ihm allein im Bewußtsein war: als pedantischen, schwächlichen Greis, als einen hülflosen, kranken, der Pflege bedürftigen Menschen, den man wohl achten und bemitleiden kann, von dem man aber nicht glauben will, daß er im stande ist, ein Weib mit seiner großen Liebe zu beglücken.

So lag Hugo lange wach. Die schwere Müdigkeit, die ihn am Abend überwältigt hatte, war ganz von ihm gewichen; aber auch das häßliche Gefühl, daß er hier ein Fremder sei. Das Zimmer, in dem er lag, und die ganze Umgebung war ihm nun vertraut geworden und erschien ihm als etwas zu ihm Gehöriges, das er lange entbehrt und im Kloster nie gefunden, nach dem er sich aber stets gesehnt hatte.

Und als ihn zuletzt der Schlaf übermannte, da kehrten alle die freundlichen und beschwichtigenden Gedanken in seinen wirren, dunklen Träumen wieder.

* * *

Am andern Morgen erwachte Anita mit einem quälenden, stechenden Kopfschmerz und mit bleierner Müdigkeit in allen Gliedern. Sie hatte das Gefühl wie nach toll durchlebten Nächten, nach denen auch die erste Ruhe keine Erholung bringt. Sie stand noch ganz unter dem Eindruck der Gedanken des vorher vergangenen Abends und der wirren, häßlichen Träume, die darauf gefolgt waren. Mit trüben Augen starrte sie in das fahle Morgenlicht und konnte sich lange nicht auf den Zusammenhang all der Ereignisse des letzten Tages besinnen. Als dann ihr Gedächtnis langsam zu sammeln anfing, gab es ein unschönes Bild.

Mühsam und mürrisch stand sie auf und suchte sich die Kleidungsstücke zusammen. Sonst hatte sie nach Frau Bode geklingelt, die ihr

helfen mußte, aber heute hatte sie das Bedürfnis, allein zu sein. In diesen Augenblicken erschien ihr ihr ganzes Dasein als ein trostlose Öde, als eine Reihe drückender, freudeloser Erlebnisse, und auch der Gedanke an den Tod des Direktors nahm das schwere, hoffnungsarme Gefühl nicht von ihrer Seele.

Dann erinnerte sie sich alles dessen, was sie in der Nacht über Hugo gedacht hatte. Doch was vor wenigen Stunden und ganz im Bann jener Stimmung wie ein lockendes, lachendes Zukunftsbild für sie war, hatte jetzt, in der nüchternen Trostlosigkeit des Herbstmorgens, allen freundlichen Schimmer verloren und stand vor ihr wie eine trockene, abscheuerregende Wirklichkeit.

Aber dieser verbitternde und belastende Zustand währte nicht lange. Während Anita vor dem Spiegel, fröstelnd in ein weites Tuch gehüllt, ihr braunes, langes Haar kämmte, kehrte in ihre Seele wieder die Ruhe des verflossenen Tages und das unerschütterliche Gefühl, daß nun zum erstenmal in ihrem Leben ihre Zeit gekommen sei, die Zeit ihrer Selbstbestimmung und der freien Handlungen. Denn bisher war sie gleichsam eine Marionette des Schicksals und der wechselnden Lebenszufälle gewesen. Nun stand es klar vor ihr, daß sie frei geworden sei und daß sie nun daran denken könne, an ihrem Leben und ihrem Glücke selbst zu formen. Aber sie dachte diesen Gedanken in einer ganz anderen Gestalt aus. Wieder und immer wieder dachte sie an Hugo und daß das, was sie sich gestern vorgenommen hatte, nun doch geschehen müsse. Und sie dachte: Ich habe Zeit, Jahre liegen jetzt vor mir und ich will mich nicht überhasten.

Eine Stunde später ging Anita hinab in den kleinen Salon, wo das Frühstück sein sollte. Sie wollte Hugo überraschen, denn sie glaubte, daß er noch schlafen werde. Als sie aber eintrat, erschrak sie, — Hugo saß in einem Fauteuil und hielt ein Album auf den Knieen, in dem er blätterte. Als er sie sah, erhob er sich rasch und ging ihr entgegen.

— Guten Morgen! — sagte er leise und blieb verlegen stehen.

In diesem Augenblick aber fand Anita mitten aus der ernsten Stimmung, die sie festgehalten hatte, ihre gute Laune wieder. Ohne lange zu überlegen, was sie spräche, fing sie an, Hugo wegen seiner Schläfrigkeit vom Abend zu verspotten und einige erdichtete und unsinnige Worte zu wiederholen, die er gesagt habe. Hugo schämte sich, und sie freute sich wie ein Kind über seine wachsende Verlegenheit.

Dann lachte Anita und sagte:

— Wenn Du das alle Abende so machen wirst, wirst Du kein

guter Gesellschafter sein, und wir werden uns tüchtig langweilen zu zweit. —

Hugo wagte es nicht, Anita anzusehen und bemerkte auch den heißen, glühenden Blick nicht, der jäh zu ihm herüberloderte. Er stammelte eine unverständliche Entschuldigung.

Aber Anita hörte ihn gar nicht an. Sie verließ ihn, um in der Küche nachzusehen. In tiefer Unruhe blieb Hugo zurück. Eine unerklärliche Bangigkeit hatte ihn beschlichen, seit Anita eingetreten war. Er schämte sich und hatte das Gefühl, daß sie mit ihrem Spotte recht habe, und wäre am liebsten davongelaufen, um nur keine Minute mehr neben ihr sein zu müssen.

Bald kehrte Anita mit Frau Bode zurück und half ihr, den kleinen Mitteltisch zum Frühstück zu decken. Sie sprach mit ihr über die Haushaltung und beachtete Hugo nicht, der kein Auge von ihr wenden konnte. Er verfolgte ihre Art, zu gehen, er musterte ihr lose anliegendes Morgenkleid, das ihre weichen, vollen Formen verriet, und er fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf schoß, als er entdeckte, daß sie kein Mieder anhaben könne.

Dann entfernte sich Frau Bode, und Anita, die den Kaffee in die Schalen goß, lud Hugo ein, sich ihr gegenüberzusetzen. Er that es und sah stumm auf die weißen Schalen mit den blauen Figuren und Ornamenten nieder. Plötzlich stellte Anita die Kanne nieder und sagte:

— Du siehst mich ja heute gar nicht an? —

Hugo blickte auf und wurde purpurrot.

Aber Anita hielt seinen Blicken lächelnd stand und fügte leichthin dazu:

— Wenn man ein gutes Gewissen hat, —

Dann bot sie ihm Gebäck an, und sie tranken schweigend ihren Kaffee. Bei dem kleinen Tischchen war es erklärlich, daß Anita, die Hugo gegenübersaß, mit ihren Knieen seine Kniee berührte, als sie sich niedersetzte. Hugo wagte es nicht, sich zu bewegen, und er dachte nicht an sein Frühstück, oder daran, irgend etwas zu sprechen. Hastig trank er den Kaffee und dachte nur an Anitas Kniee und an die zarte Wärme, die er zu sich herüberströmen fühlte.

Dies und Anitas Blicke, die er unablässig auf sich heften wußte, störten ihn und mehrten seine Verlegenheit.

Dann war Anita fertig und schob ihre Tasse langsam zurück. Und während sie beide Arme auf den Tisch legte und sich nach vorne beugte, sagte sie rasch und ohne Zusammenhang:

— Hör' einmal, — dort in Deinem entsetzlichen Kloster hat man wohl selten hübsche Mädchen oder Frauen zu sehen bekommen? —

Hugo schüttelte den Kopf und lächelte über diese Frage, die ihm so sonderbar vorkam. Und er fing an zu erzählen: es hätte nur eine einzige Frau in dem Kloster gegeben, die alte Köchin. Sie sei eine scheinheilige und boshafte Person gewesen, und als kleine Knaben hätten sie manchen albernen, ausgelassenen Scherz mit ihr getrieben. Dann später aber sei ihnen das zu langweilig gewesen. Da hätten sie sich des Sonntags, wenn die Bauernmädchen aus den benachbarten Dörfern zur Messe gekommen seien, vor die Kirchenthür gestellt und sie geneckt. Das sei aber alles gewesen.

— Und niemals etwas anderes? — fragte Anita.

Hugo verneinte es stumm. Das Gespräch war ihm sehr unbehaglich, während es Anita zu belustigen schien. Denn nach einer Weile sagte sie:

— Komm, wir wollen uns dort hinüber setzen; dort läßt es sich so hübsch plaudern. —

Sie erhoben sich und nahmen auf dem Sofa Platz. Anita setzte sich Hugo zur Rechten und rückte ihm ganz nahe. Er wußte gar nicht, wie er sich benehmen und wie er sitzen solle. Die tiefe Unruhe in ihm steigerte sich, aber Anita ließ ihm gar keine Zeit, nachzudenken.

— In so einem Kloster hätte — sagte sie — hätte ich es nicht acht Tage ausgehalten. Ich wäre davongelaufen, — irgendwohin. Ich wäre in die Welt hinausgelaufen, fort, immer fort, und hätte mich meiner Freiheit gefreut. —

— Aber wenn man niemanden hat, zu dem man sich flüchten kann? — meinte Hugo.

— O, — erwiderte sie und lachte — besser gar niemanden. Man kommt schon fort. Man findet überall Menschen — kurz und gut, — feige bist Du gewesen, ganz elend feige, und hast Angst gehabt vor dem Verhungern und hast Dich nichts zu thun getraut. —

Sie sagte das mit rücksichtsloser Bosheit, und Hugo war empört. Heftig erwiderte er und sah sie mit bösen Augen an:

— Das ist nicht wahr! Ich bin niemals feige gewesen. —

Anita lachte leise und höhnisch.

In diesem Augenblick haßte er sie. Das höhnische Lachen brachte ihn außer sich. Jäh und erregt fuhr er fort:

— Du kennst mich gar nicht! Du hast Dich nie um mich gekümmert. —

Da wurde Anita ernst. Sie fühlte die Anklage schwer und bitter. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und erwiderte langsam:

— Das ist wahr — Du brauchst es mir nicht erst vorzuwerfen. Ich dachte nie an Dich, ich hatte keine Ursache dazu. Sieh, — jetzt erst fühle ich, daß das ein Unrecht war. —

Das hatte Hugo nicht erwartet, und es ärgerte ihn, daß ihm ohne seinen Willen dieser Vorwurf entschlüpft war. Er wollte es gut machen und wußte doch nicht wie. Bestürzt sah er zu Boden. Anita aber sagte:

— So habe ich es auch nicht gemeint, das mit der Feigheit, Hugo. Es war ein Scherz, — Du. —

Und ehe er wußte, wie es geschah, schlang Anita beide Arme um ihn und zog ihn zu sich und küßte ihn.

— Du, Du, — stammelte sie. —

— Anita! — sagte Hugo leise und scheu.

Aber sie ließ ihn nicht zu Wort kommen.

— Mein kleiner, blonder Liebling! — flüsterte sie. — Hast Du denn gestern gar nicht gesehen, wie lieb ich Dich habe. Du, — weißt Du: als Du schliefst, küßte ich Dich zweimal — ach! Sag' mir, sag' mir, daß Du mich liebst! —

Hugo vermochte es nicht, ein Wort zu erwidern. Anitas glühender Atem legte sich wie ein schwerer, betäubender Duft um seine Stirne und raubte ihm die Besinnung. Er schloß die Augen und, tief zu Anita niedergebeugt, umschlang er sie und preßte ihren weichen, schmiegsamen Leib heiß und innig an sich. Es war ihm, als ob er aufschreien müßte vor Jubel und lachender Seligkeit und er fand nur ein Wort für sein tiefes, aufloderndes Glück, das er Anita zehnmal, zwanzigmal ins Ohr flüsterte:

— Madonna! Madonna! —

Doch plötzlich stieß ihn Anita weit weg und lehnte sich in das Sofa zurück. Sie hatte Schritte im Korridor vernommen, und gleich darauf trat Frau Bode ein.

— Die Kannen wegräumen, Frau Bode! — sagte Anita trocken und gleichgültig. Dann wurde es still. Frau Bode klapperte mit Tellern und Tassen, und Hugo sah zu, ohne zu wissen, was er eigentlich sehe. Unter dem Tisch, dessen Decke weit herabreichte, hatte Anita seine rechte Hand erfaßt und zog sie zu sich hinüber. Hugo zitterte am ganzen Körper. Flugartig kreisten tausende von Gedanken in seinem Kopfe, und die seltsamsten Empfindungen von jäher Angst bis zur tiefsten, schrankenlosesten Sinnlichkeit durchschauerten ihn.

Als Frau Bode kaum die Thür hinter sich geschlossen hatte, umfaßte Hugo das junge Weib wieder, und, seiner Sinne nicht mehr mächtig, drückte er sie in die weichen Kissen nieder. Willenlos ergab sich Anita.

* * *

Zwei Stunden später saß Hugo allein in seinem Zimmer. Anita war durch häusliche Besorgungen und Besuche, die sie empfangen mußte, abgehalten. Und Hugo war froh, daß er sich hatte in die Einsamkeit flüchten können.

Er stand noch völlig unter dem schweren Drucke der letzten Erlebnisse, die wie ein Alp auf seiner Seele lasteten. Für ihn, dessen Leben bisher ein monotones, inhaltloses Dahingleiten gewesen war, und ein ablösendes, stupides Warten auf das, was etwa an ihn herantreten werde, — für ihn waren die Ereignisse zu jäh mit ihrer vollsten Wucht eingestürmt, als daß seine Seele im stande gewesen wäre, sich zu rüsten und darauf vorzubereiten. Alles in ihm tobte und suchte nach einem Ventil für die überströmenden Empfindungen. Er fühlte sich aufgerüttelt bis in die tiefsten Abgründe seiner Natur und hatte das scheue Gefühl, als ob er vor sich selbst flüchten müßte.

Aber über all das Wogen und Drängen der Seele hob sich in ihm eine tiefe Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. In geistiger Armut und Entbehrung war er aufgewachsen; er hatte nie eine wilde Leidenschaft, nie eine hohe Seligkeit kennen gelernt. Seine Tage waren sich gleich gewesen, und seine Natur hatte sich an die Einförmigkeit und ewige trostlose Monotonie gewöhnt gehabt. Darum erschien ihm das schroffe und plötzliche Glück der Liebe, das ihn jäh und unerwartet überfallen hatte, beinahe wie ein Schmerz. Als Glück konnte er es weder empfinden noch werten. Aber das Schmerzliche der Ungewohntheit, die lastende, fremde Atmosphäre fühlte er, in die er mit einem Male hineingeraten war.

Dessen, was er gethan hatte, war er sich vollkommen bewußt, wenn er auch die Tragweite einer That noch nicht zu erkennen vermochte, da es für ihn noch nie eine That gegeben hatte. Und diese seine erste nahm er als eine Schuld, die er ohne Überlegung begangen hatte. Denn die Liebe in jedweder Form war ihm noch immer als eine Schuld dargestellt worden, als ein Übergriff der Eigenmächtigkeit und etwa als ein Stück Tierheit, das der Menschennatur nicht mehr würdig sei. Und wenn auch sein früh gereifter Geist sich stets gegen solche Auffassungen

gewehrt hatte, so lag ihm die Furcht und ein Teil der Verachtung, die man ihm gegen die Liebe eingeimpft hatte, noch im Blute, zu tief, als daß das erste erschütternde Ereignis ihn hätte davon erlösen können. Und gerade diese unfreie, anerzogene Empfindung in ihm war es, die ein helles, lachendes Glück, das ohne Bedenken jede Schranke der Überlegung zertrümmerte, nicht aufkommen ließ.

Zu diesen quälenden und wühlenden Überlegungen, die ihm sein moralisches Bewußtsein aufnötigte, kam noch ein physischer Schmerz: bleierne Müdigkeit und ein seltsamer Kopfschmerz, wie er ihn noch nie gehabt hatte. Er war müde zum Umsinken, während doch alle seine Sinne wach waren. Und er empfand ein nervöses Zittern, das in den Fingern anfing und sich über die ganze Haut erstreckte. Er warf seinen Rock ab, um sich Luft zu machen. Aber es war ein trüber, naßkalter Tag, und bald begann ihn in dem ungeheizten Zimmer zu frieren. Und auch die innere Unruhe ließ ihn nirgends lange verweilen. Bald setzte er sich an das Fenster und starrte in den grauen Herbsthimmel hinaus, bald ging er in tiefer Ratlosigkeit umher und suchte in der Bewegung das Gleichgewicht seines Innern wiederzufinden. Aber die Unruhe hatte so überhand in ihm genommen, daß er zuletzt gar nicht mehr das Bedürfnis nach Ruhe hatte.

Und dann blieb sein Geist an jener Szene im Salon haften und er suchte sie in allen Einzelheiten wieder durchzufühlen. Aber trotz Schuldbewußtsein und triebhafter Sinnlichkeit vermehrte dies die häßliche Stimmung in ihm. Er fühlte, daß das Unrecht, dessen er sich jüngst allein angeklagt hatte, auch auf Seite Anitas sei. Sie hatte die Situation herbeigeführt, sie war es, die sich ihm in die Arme geworfen hatte. Was für ihn noch außer aller Erfahrung lag, das mußte sie mit ihrem langen Erkennen vorausgesehen und berechnet haben. Und plötzlich erschien sie ihm wie eine Dirne, und er konnte nicht ohne Ekel an sie denken. Alles an ihrem Wesen und ihrer Handlungsweise fand er nun unschön, ja, roh und gemein. Seine durch Jahre genährte und ausgebildete Vorstellung von der Weiblichkeit empörte sich gegen diese Roheit der Mittel und der Ausführung. Er konnte es kaum fassen, daß sie sich ihm so wehrlos hingegeben hatte, sie, die ihn nicht kannte, zum erstenmal gesehen hatte. Und immer wieder erinnerte er sich, wie sie ihm gestanden, daß sie ihn am Abend vorher geküßt hatte. Dies Berechnete ihrer ganzen Handlungsweise, dieses blinde Lossteuern auf seine eigene Unerfahrenheit und Ahnungslosigkeit empörte ihn. Und mit bitterem Lächeln dachte er daran, daß er sie zuerst Madonna ge=

nannt hatte, und es trieb ihm die Zornesröte in die Wangen, wenn er überlegte, wie sie ihn dafür ausgelacht haben mochte. — Pfui, die Dirne! — sagte er immer wieder, wenn seine Gedanken bei ihr weilten.

Und doch war es ihm bewußt, wie er, der Einsame, Verlassene, sich nach Liebe gesehnt, wie sein Leib und seine Seele nach Liebe geschrieen hatten. Und nun war sie ihm in dieser Gestalt zum erstenmal erschienen und er überdachte plötzlich mit erbarmungsloser Klarheit seiner Phantasie die ganze Situation, in der er sich befand: der tote Vater im Hause, er selbst ein Fremdling hier und seines Vaters Gattin über Nacht seine Geliebte. Es war ihm mit einem Male zu Mute, als könne er all das Rohe und Unsinnige, das für ihn in dieser Betrachtung lag, nicht länger ertragen. Alles in ihm drängte nach einem Entschlusse, und er sah ein, daß er irgend etwas thun müsse, um dieser verzweiflungsvollen Lage ein Ende zu machen. Und da war es ihm, als ob er nach dem Geschehenen nicht länger leben könne: der erste Trost in seinem unerträglichen Schmerze. — Er überlegte, was sollte er noch? Sein Leben schien ihm jeden ernsten Zukunftssinn verloren zu haben, und er fand es würdelos, nach dem, was er gethan hatte, noch länger dieses schmähliche Leben mit sich zu schleppen.

Aber der Gedanke, sich zu töten, brachte endlich Ruhe in seine fürchterliche Aufregung. Er fing an, die Thatsachen der letzten Stunden nicht mehr unter der Beleuchtung des ersten, peinigenden Eindruckes zu sehen, sondern sich nach den tiefen Gründen des Geschehenen zu fragen. Und da sah er zwei Menschen, die das Leben bisher zur Entsagung verurteilt hatte. Er sah sich selbst, wie er oft in den dunklen, düstertraurigen Gängen des Klosters umhergegangen war mit hungriger, durstender Seele, mit zitternden, lechzenden Sinnen — und er sah Anita, die junge, schöne, mit ihrer vollen, blühenden Anmut, die darbend an der Seite des häßlichen, alten Mannes ihre reichsten Jahre vertrauert hatte.

Und plötzlich war ihm das, was er bisher noch immer als Schuld empfunden hatte, ein großes, unabweisbares Geschick. Seine Seele hatte am meisten unter dem sklavischen Druck der Furcht vor dem Neuen, Unbekannten gelitten. Nun aber sah er ein Menschenschicksal heraufbeschworen durch den Trieb der eigenen Leidenschaft, und es kehrte, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, ein großer Stolz in seine Seele ein: der Stolz, in der Mitte einer schicksalsschweren That zu stehen, der Stolz, etwas gethan zu haben, das ihm nicht von dem Willen anderer, ihn lenkender Menschen aufgedrungen worden war, sondern

von der Natur und dem Schicksal selbst, und das er nun auch allein verantworten mußte. Er sah ein, daß er bisher noch nie eine That vollbracht, daß sein Leben nicht mehr als ein trübes, unbewußtes Vegetieren, ein Getrieben-Werden gewesen war. Und da war, lange ehe er es noch geahnt, mit einem Schlage für ihn die Zeit des Handelns gekommen.

Aber doch erbitterte ihn immer wieder der Gedanke an Anita. Was für ihn ein Ereignis war: für sie konnte es, so meinte er, nichts gewesen sein als eine blinde Lust des Augenblickes. Denn er hatte keine Ahnung davon, daß Anita schon die Nacht vorher mit aller Tiefe und Glut ihrer raschen, entschlossenen Natur mehr von all der Zukunft beider durchdacht und durchfühlt hatte, als er mit seinen langsamen, des realen Lebens noch ungewohnten Gefühlen erfassen und in sich aufnehmen konnte.

* * *

Unter den Besuchern, die Anita am Vormittag zu empfangen hatte, war auch Doktor Felsing. Seinem scharfen Auge war es nicht entgangen, wie unfreundlich sich die junge Witwe gegen Hugo benommen hatte, und er war eigentlich gekommen, mit ihr über die weiteren Schritte betreffs Hugos zu sprechen. Um so erstaunter war er, als Anita selbst das Gespräch auf Hugo brachte. Sie erkundigte sich nach seinen Studien und ob er dann die Universität besuchen werde. Und sie kam mit dem Doktor dahin überein, daß Hugo einstweilen bei ihr bleiben und nicht mehr in das Kloster zurückkehren solle. Im Sommer aber könne er die Maturitätsprüfung ablegen. Der Doktor war mit ihr einverstanden. Er sah nun ein, daß er Anita Unrecht gethan hatte und daß sie besser sei, als er von ihr gedacht. Es freute ihn, der an seinem verstorbenen Freunde und dessen Sohn mit großer Liebe hing, daß sein Mündel nun endlich ein Heim haben solle. Herzlich drückte er Anita die Hand und dankte ihr für ihr freundliches Entgegenkommen. Beinahe verlegen wies Anita dies zurück, indem sie erklärte, daß sie einfach ihre Pflicht erfülle. Sie war die ganze Zeit über zerstreut und dachte stets an Hugo und an den seltsamen Morgen.

Sie atmete auf, als sie endlich allein war.

Die wenigen Stunden hatten Anitas Wesen ganz verändert. In ihrer Seele hatte sich ein neues Reich eröffnet, das Reich der Liebe. All das, was sie bis jetzt nur in ihren Träumen gesehen und in einer fernen Zukunft geglaubt hatte, stand nun als schroffe Wirklichkeit vor ihr.

Sie hatte aber auch gesehen, wie wenig es in ihrer Hand gelegen, ein Geschick herbeizuführen. Eine seltsame Demut vor diesem lenkenden Geschicke kam über sie. Ihr Stolz wäre es gewesen, wenn sie aus freien Trieben hätte handeln können: aber sie sah, daß schon am ersten Tage die Natur in ihr stärker gewesen war, als ihr berechnender Wille.

Nun aber klammerte sich auch ihre ganze Seele an Hugo; denn zum erstenmal hatte sie einen Mann gefunden, den sie lieben mußte. Alles in ihr, die tausend wechselnden Stimmungen, sprachen von ihrer Liebe, die ihr wie eine große Notwendigkeit und auch als das erste wahrhaft große Glück erschien. Und sie hatte sich ja nach dem Glücke gesehnt. Zwölf Jahre hatte sie darauf gewartet, hatte es in ihren Gedanken genährt und mit allen Farben ihrer Phantasie gekleidet. Und nun war es wie ein Sturm zu ihr gekommen, dem sie zujubeln mußte. Denn tief in ihr lag die scheue Empfindung, daß ihre Zeit nicht mehr lange dauern könnte, und daß sie die schönsten Jahre ihres Lebens hinter sich habe, vertrauert in der Ehe mit dem alten, ungeliebten Manne. Sie war sich dessen bewußt, daß sie zu altern beginne, und sie hatte Angst vor dem Augenblicke, wo sie sich gestehen müßte, daß sie wirklich alt geworden und keine Anrechte mehr auf das Glück der Liebe habe. Und in der kurzen Spanne Zeit, die noch vor ihr lag, mußte sie sich für ein ganzes Leben der stummen Trauer und Entsagung entschädigen. Tausend Hoffnungen, auf die sie schon verzichtet, tausend Wünsche, die sie schon zu Grabe getragen, stiegen nun mit einem Male wieder in ihr hoch und füllten ihre Seele mit jubelnder Freude. Sie wollte nun glücklich sein, wenigstens einmal in ihrem Leben, und hätte sie sich ihr Glück mit dem frühen Tode erkaufen müssen. Sie sah, wie wertlos bisher ihr Leben gewesen war: nun aber wollte sie all das Wertvolle, das in ihr lag, all das Schöne, das tief in ihren Vorstellungen verborgen war, in ihr neu erwachendes Leben hineinlegen. — — —

So träumte Anita ihr Glück und mit banger, jauchzender Seligkeit betrat sie zu Mittag Hugos Zimmer.

Hugo stand am Fenster. Als er Anita sah, waren alle die trüben, gährenden Gedanken in ihm verschwunden. Wie wenn die Sonne aufginge, war es plötzlich in seiner Seele. Er eilte auf Anita zu und küßte sie. In dem schwarzen, enge anliegenden Kleide, das sie nun trug, erschien sie ihm schöner denn je. Und in ihren blassen Zügen lag etwas Mildes, das er früher nicht gesehen hatte. Der höhnische Zug war verschwunden: alles das, was ihn noch an ihr gestört, fand er nun nicht mehr. Und

plötzlich schämte er sich all der Vorwürfe, die er kurz zuvor Anita in Gedanken gemacht.

— Mein Liebling! — sagte Anita leise und sah ihm tief in die Augen. Und dann setzten sie sich zum Fenster, und Anita setzte sich auf seine Kniee und erzählte ihm von den Leuten, die zu ihr gekommen waren, und von Doktor Felsing. Sie teilte ihm alles mit, was sie mit dem Doktor abgemacht hatte. Und sie begann Pläne für die Zukunft zu machen, wie sie sich alles denke, und wie es mit ihnen beiden werden solle. Aber sie sprach nicht von sich, sondern nur von ihm: wie er etwas Großes werden solle, und daß das ihr höchstes Glück sein werde. Dann schloß sie:

— Ich aber will stets um Dich sein, Du! Ich will für Dich wie eine Mutter sein, und will doch stets Deine Geliebte bleiben. —

Hugo lauschte und sprach gar nichts. Sein Herz war voll, und es schien ihm, als müßte er schweigen. Er freute sich über den weichen Klang ihrer Stimme, und er betrachtete sie immer wieder und freute sich des seidenweichen, braunen Haares und des weißen, blendendweißen, schlanken Halses und er dachte nur immer wieder: daß sie nun ihm gehöre, ihm allein. Dieses große Glück, sich zum erstenmal geliebt zu wissen, legte sich wie ein lindernder Hauch auf seine von tausend Zweifeln geängstigte Seele. Er gab sich ganz dem wohlthuenden, friedvollen Bewußtsein hin, daß er nun eine Menschenseele gefunden habe, die mit ihm und für ihn fühle. Und wenn er behutsam ihre blasse, zarte Hand streichelte, so dachte er: Mein! und als er ihre tiefen, dunklen Augen so voll Sehnsucht und Zärtlichkeit auf sich ruhen sah, dachte er: Mein!

Dann erzählte Anita von ihrem Leben; einfache, flüchtige Ereignisse erzählte sie in schlichten Worten. Es war ihr wohlthuend, einmal sprechen zu können ohne jeden Rückhalt und zu wissen, daß man sie in Liebe anhöre. Und es lag ihr auch daran, Hugos Vertrauen zu gewinnen, sein tiefes Vertrauen, das im stande war, auch mit den schlechten Seiten ihres Wesens zu rechnen. Und doch lag keine Berechnung in dem, was sie sagte. Sie fühlte nur das Bedürfnis, es zu sagen.

Ihm aber war alles an ihr neu. Denn noch nie hatte sich eine Seele vor ihm aufgethan, zum wenigsten eine Frauenseele. Jedes Wort und jeder Blick, der es begleitete, war ihm eine Studie. Und langsam, von Schritt zu Schritt tastend, gewöhnte er seine ernste, verschlossene Natur daran, in eine fremde Natur einzudringen und mit ihr den gemeinsamen Weg zu gehen. Und jeder Schritt begleitete seine Sehnsucht

nach all dem Neuen und Schönen, und niemals in seinem Leben hatte er, der Einsame, so innig und andachtsvoll den Worten eines Menschen gelauscht, als in diesen ersten Weihestunden der Liebe.

* * *

Der Mittag verlief schweigend und einförmig. Wenn auch Hugo und Anita des Toten mit keinem Worte Erwähnung thaten, so hatten sie doch oft an ihn gedacht; und es war ihnen, als schwebe er noch gleich einem dunklen, störenden Schatten um sie und erfülle alle Räume des Hauses. Besonders Anita hatte immer wieder das Gefühl, als ließe der tote Mann im Hause kein volles Glück in ihr aufkommen. Es war ihr, als ginge er herum wie zu jenen Zeiten, da er sie auf Schritt und Tritt beobachtet hatte, leise und lauernd, und wenn sie daran dachte, daß er ja doch tot sei, so dachte sie an sein höhnisches Lächeln, als sei dies eine Vorahnung der kommenden Geschicke gewesen. Immer hatte sie die Vorstellung, als liege er still dort drüben und sähe doch alles, was im Hause geschehe. Es war ein Druck auf ihrer Seele, von dem sie sich nicht frei machen konnte. Und das verdarb ihr die tiefe und innige Freude, in die sie sich am Vormittag versenkt hatte. Immer wieder traten diese nächsten und stärksten Gefühle vor der Überlegung zurück: — Der tote Mann ist noch im Hause. — — —

Am Nachmittag fuhren sie zusammen in die Stadt. Anita hatte noch viele Einkäufe zu besorgen, und Hugo brauchte einen schwarzen Anzug, da er in seinem Hauskleide der Trauerzeremonie nicht beiwohnen konnte. Sie fuhren von Geschäft zu Geschäft, und diese Besorgungen nahmen ihre Gedanken in Anspruch und lenkten sie von dem Bohrenden und Quälenden ihrer eigenen Lage ab. Sie wußten, daß sie in diesen ersten Tagen doch keine Ruhe finden könnten, und daß es vergeblich sei, nach irgend einer Rettung vor dem eigenen Denken und Fühlen von innen heraus zu suchen.

Während sie durch die belebten Straßen fuhren, mitten durch einen Schwarm hastender, drängender Menschen, sagte Anita plötzlich:

— Wie die jagen und treiben! Und *wir* wollen uns dann in die Einsamkeit flüchten. Du und ich allein. Und dort wollen wir alles vergessen, was vordem war. —

Und als Hugo den schwarzen Anzug anprobiert hatte, den sie in einem großen Geschäfte kauften, da sagte Anita, die ihn lächelnd betrachtete, halblaut zu ihm:

— Die dunkle Farbe steht Dir gut! — Und scheu umherblickend, ob man sie belauschen könne, fügte sie flüsternd hinzu:

— Wie schön Du bist! — Hugo mußte lächeln. Er dachte daran, daß er noch kein inniges Wort zu ihr gesagt hatte, während sie jede Gelegenheit dazu benutzte. Verstohlen sah er sie an und schämte sich der Armut seiner Sprache.

Erst spät am Nachmittag kehrten sie zurück. Je näher sie dem Wohnhause kamen, desto trüber wurden ihre Gedanken. — — —

Noch trüber und trauriger wurde der Abend für sie. In dieser leisen, gepreßten Stimmung fand ihre Liebe keine Worte. Und von gleichgültigen Dingen zu sprechen, wäre ihnen wie eine Entweihung gewesen. Stunde um Stunde verrann langsam, träge und schläfrig, — kaum, daß sie ein Wort wechselten. Ihre Seelen waren so tief in sich selbst eingekehrt, daß sie nicht wagten, die müde, scheue Stille, die wie ein Trauerflor über ihnen hing, durch laute, plumpe Worte zu verscheuchen. Und was hatten sie sich auch zu sagen? Von den geschehenen Dingen wollten sie nicht sprechen, und was die Zukunft barg, das wagten sie kaum zu ahnen. Denn das hoffnungsfreudige, selbstsichere Erwarten dieser Zukunft, das sie noch vor wenigen Stunden so stark und selig gemacht hatte, war einer bangen, zitternden Unruhe gewichen. Die ganze Atmosphäre im Hause strömte diese schwere, müde Totenstimmung aus, in der alles Leben langsam abstirbt, in der die Seelen bange und traurig werden. Ohne daß sie sich darüber verständigten, hatten sie beide das Empfinden, als ob ihnen etwas Schmerzliches, Düsteres drohe. Und sie glaubten, daß das, was doch nur in ihrem Innern lag, von außen kommen müsse.

Einmal unterbrach Anita die Stille und sagte:

— Auch Du denkst an ihn. Mich läßt er nicht los, und ich sehe ihn immer vor mir. Denkst auch Du an ihn? —

Hugo nickte. Er hatte an seinen Vater gedacht und an die jährlichen Zusammenkünfte mit ihm im Sommer. Denn diese allein verknüpften sein Denken mit dem Leben des alten Mannes.

Nach einer Weile fuhr Anita fort:

— Mir ist, als ob er noch lebe. Mir ist, als müßte er dort drüben aufstehen und an unsere Thür pochen. —

Sie war bleich, als sie das sagte, und Hugo sah, daß sie zittere, wie von tiefen, inneren Schauern. Und ihre großen, dunklen Augen waren starr auf die Thür gerichtet, als erwarte sie jeden Augenblick von dort her ein gräßliches Ereignis. Auch Hugo wurde es immer unbe-

haglicher zu Mute, trotzdem ihm Anitas Vorstellung unsinnig und kindisch vorkam.

— Hast Du Angst? — fragte er sie.

Anita neigte sich zu ihm, als wollte sie Schutz suchen.

Ihre Hände waren kalt, und ein Beben lief durch alle ihre Glieder. Mit stockender Stimme sagte sie:

— Ich weiß nicht, was das ist. Ich bin nie furchtsam gewesen — nie im Leben. Es ist auch jetzt nicht die Furcht. Mir ist so kalt und bange. Ich weiß nicht, wie es kam, — aber mir ahnt etwas Entsetzliches. —

Hugo küßte sie und versuchte, sie zu beschwichtigen. Aber Anitas Bangigkeit kam auch über ihn. Er hatte dasselbe Gefühl, das ihn im Kloster oft beschlichen hatte, wenn er sich des Nachts allein in einem der weiten, hallenden Gänge gewußt hatte: das hohle Gefühl der Kälte und Einsamkeit und die tote, alles warme, pulsierende Leben vernichtende Leere. Und auch er empfand es nicht als Furcht, sondern als böse, unheilvolle Ahnung. Es war ihm, als müßte in diesem Hause des Unheils etwas geschehen.

Aber nach einer Weile sagte Anita wieder lächelnd:

— Es liegt in uns, — das Entsetzliche; nicht da außen. Wir sind kindisch mit unseren Befürchtungen. Das, was wir heute gethan, trägt die Schuld an unseren häßlichen Gefühlen. O, — ich wußte das vorher. Ich wollte es ja nicht, jetzt nicht! —

Und sie umschlang Hugo und flüsterte mit heißer, jäher Stimme:

— Wie ein versengender Glutwind kam es über mich. O Du! Verlaß mich nicht, nur Du nicht! — — — —

Endlich brachte Frau Bode das Nachtmahl. Aber beide berührten die Speisen kaum.

Hugo hatte ein brennendes Gefühl in der Kehle, das ihm den Atem benahm. Er konnte keinen Bissen hinunterwürgen; es war ihm, als schnüre ihm jemand den Hals zu. Und in seinen Gliedern zitterte wieder die Unruhe, die schon am Vormittag sein Inneres verzehrt hatte. Manchmal stieg es ruckartig in ihm auf, so daß er glaubte, emporspringen und sich flüchten zu müssen, oder irgend etwas zu thun, was es auch sei. Die Ruhe seines vergangenen Lebens, die er oft verflucht hatte, erschien ihm jetzt wie eine Erlösung: diese tiefe Ruhe der Bedürfnislosigkeit und Verinnerlichung. Denn das unerträgliche, unbefriedigte Warten auf etwas Kommendes, diese Hast der Seele, dieses Jagen und Toben der Gedanken und Gefühle — alles, alles dies

machte ihn krank und zweifelnd, mißtrauisch gegen sich selbst und seine Kraft und gegen die Außenwelt. — Bald verspürte er fröstelnde Kälte, die ihm das Blut erstarren machte, bald kroch ihm versengende Glut, die ihm den Angstschweiß auf die Stirne trieb, zum Gehirn hinauf. Und das Ekelgefühl kam immer wieder in seine Kehle. Er konnte die halberkalteten Speisen nicht ansehen, ohne Brechreiz zu empfinden, und atmete erleichtert auf, als Frau Bode Schüsseln und Teller mit den Speiseresten hinaustrug.

Und gegen diese grauenhaften Empfindungen in seinem Innern gab es keine Hülfe von außen, keinen Menschen, dessen tröstende Worte ihm Linderung bringen konnten; denn auch Anita — das wußte er — litt gleich ihm. Ihr Antlitz war leichenfahl, und ihre schmalen, zusammengepreßten Lippen zuckten wie von heftigem, innerem Schmerze. Wenn sich zufällig ihre Augen begegneten, so senkten sie den Blick, denn er verriet mit wilder, sehnsüchtiger Offenheit ihr großes, gemeinsames Leid.

Manchmal sah Anita in ihrer Verzweiflung nach der Wanduhr, ob es denn noch immer nicht Zeit zum Schlafengehen sei. Aber die Zeit schien still zu stehen. Immer träger und gedehnter schleppten sich die Minuten dahin. Und dann wieder schauerte sie zusammen, wenn sie an die kommende Nacht dachte, und das Herz stand ihr fast still, wenn sie überlegte, daß die Qualen der vergangenen Nacht erneut und verschärft wiederkehren sollten.

Plötzlich sprang Hugo auf und sagte keuchend:

— Das ist unerträglich. Komm, wir wollen hinübergehen! —

Anita erschrak. Es packte sie das Grausen davor, den Toten noch einmal ansehen zu müssen. Aber zugleich glaubte sie, gerade darin eine Erlösung zu sehen. Vielleicht brachte der ungewohnte Anblick eine Veränderung ihrer Seelenlage hervor.

Langsam, Seite an Seite, gingen sie den Korridor entlang. Hugo öffnete die Thür, prallte aber zurück. Ein dunkler Raum gähnte ihnen entgegen, aus dem eine dicke, ekelhafte Luft herausquoll. Aber schon kam Frau Bode mit einer Kerze herbei und entschuldigte sich, daß sie die Lichter schon ausgelöscht. Sie hätte nicht gedacht, daß die Herrschaften noch einmal herüberkommen würden. Hugo und Anita wären am liebsten umgekehrt. Aber Frau Bode trat rasch ein. Sie stellte die Kerze auf den Betschemel und sagte mit weinerlicher, gezierter Stimme:

— Noch ganz unverändert ist er, noch ganz unverändert. Als ob Blut und Leben noch in ihm wäre. Ach, Gott, der gute, selige Herr! —

Und sie trocknete sich mit der Schürze die Augen. Dann kam sie heraus und blieb an der Thür stehen, als müßte sie warten, bis Hugo und Anita eingetreten seien. Sie thaten es zögernd, denn sie konnten nicht mehr zurück. Das dunkle Gemach, das nur von einer einzigen flackernden Kerze erleuchtet war, sah gespenstig aus. An der Rückwand hob sich groß der Schatten des Kruzifixes ab und schwebte in weitem Bogen von rechts nach links und hob und senkte sich. Am meisten war das Gesicht des Toten und das helle Polster, auf dem es ruhte, beleuchtet. Und über das Gesicht huschten die ruhlosen Schatten.

Anita hielt sich dicht an Hugo. Namenloses Grauen hatte sie überfallen, und die dicke, von Kerzenqualm, welkenden Blumen und den üblen Dünsten der Leiche getränkte Luft benahm ihr fast den Atem. Hugo trat zur rechten Seite des Sarges bis nahe an das Haupt des Toten, das er forschend betrachtete. Kein Zug davon war mehr zu erkennen. Die geschlossenen Augen waren hoch aufgeschwollen und von blauschwarzen Rändern umgeben. Auch die Lippen waren schwarz und wulstig. An der Stirne waren die dunklen Streifen der Adern sichtbar, und seltsam stach davon das häßliche Gelb der Wangen und des Halses ab. Und immer klangen Hugo die Worte der Frau Bode in den Ohren: — Als ob noch Blut und Leben in ihm wären. — Und mechanisch kamen die Begriffe Blut und Leben immer von neuem in sein Bewußtsein zurück. Dann aber beschäftigte eine Szene aus seiner Klosterzeit seine Gedanken. Einer seiner Lehrer, ein Geistlicher, hatte sich in seiner Zelle getötet und war in der Kirche aufgebahrt worden. Damals war von nichts anderem gesprochen worden, und obwohl man sich alle Mühe gegeben hatte, die Wahrheit zu verbergen, war das Gerücht von dem Selbstmord doch zu den Schülern gedrungen. Das war der erste Tote gewesen, den Hugo gesehen hatte; der Anblick stand unauslöschlich in seiner Erinnerung. Und nun verglich er diesen Toten mit jenem: dieselben Anzeichen der Verwesung, derselbe starre Ausdruck in den Zügen.

Anita hatte es lange nicht gewagt, die Augen auf die Leiche zu richten. Aber es zwang sie förmlich, zuletzt doch hinzublicken. Und sie erschrak — nicht über die entsetzliche Veränderung, die ein einziger Tag an diesen Zügen bewirkt hatte, sondern darüber, daß sie denken mußte: zwölf Jahre hatte sie neben diesem Menschen gelebt, zwölf Jahre neben einer Gestalt, die nun so aussehe. Und alles, was sie in diesen zwölf Jahren mit ihm erlebt hatte, stand mit einem Ruck vor ihr: tausende von Ereignissen, die sie mit ihm in Berührung gebracht hatten, tausende seiner Blicke und Worte und seiner Liebkosungen. Und

ihr ganzer Körper bäumte sich vor unüberwindlichem Ekel und Abscheu. Es war ihr nicht anders, als hätte sie zwölf Jahre an der Seite eines Aases gelebt, ein Aas geküßt, am gleichen Tische mit einem Aas gegessen — da überwältigte sie das Grauen. Alles um sie her fing zu tanzen an, und lautlos stürzte sie zu Boden.

Hugo, durch den dumpfen Fall aus seinen Träumereien aufgeschreckt, eilte hin und hob sie auf. In seiner Angst schrie er um Hülfe. Frau Bode kam eilig herbei und sie trugen die Bewußtlose in den kleinen Salon hinüber.

— Ach, mein Gott, ach, mein Gott — jammerte Frau Bode fortwährend — es ist auch keine Kleinigkeit für die arme, junge Frau. Es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit. So mit einem Male ist er ihr weggestorben. Das ist wahrhaftig keine Kleinigkeit. —

Anita erwachte bald darauf aus ihrer Ohnmacht. Ihr Blick fiel auf Hugo, der vor ihr stand und sie besorgt und zärtlich betrachtete. Sie faßte seine Hand und drückte sie lächelnd an ihre Lippen.

— Es ist schon wieder vorbei! — sagte sie mühsam und mit tonloser Stimme. — Ich hätte nicht hineingehen sollen. —

Hugo bat sie, zu Bett zu gehen. Nun war es ja spät geworden. Anita erhob sich und ging, noch ein wenig taumelnd, zur Thür. Dann besann sie sich, daß sie Hugo doch „Gute Nacht“ sagen müsse, und wandte sich um. Sie reichte ihm die Hand. Und wieder senkten sich ihre Blicke ineinander, als wollten sie in ihren Seelen lesen. Hugo schien noch ein Wort von ihr zu erwarten und Anita verstand ihn. Beide wußten sie, daß sie diese fürchterliche kommende Nacht nicht getrennt voneinander würden ertragen können.

Während Frau Bode mit klappernden Schritten den Korridor herauf kam, um Wasser zu bringen, flüsterte Anita rasch:

— Bleib wach! —

Dann schloß sie die Thür hinter sich.

Wenige Minuten später suchte auch Hugo, von Frau Bode geleitet, sein Schlafzimmer auf. Frau Bode versuchte es vergeblich, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen über Anita und den Toten; und mehrmals wiederholte sie mit überzeugungsvollem Ernste, daß es wahrhaftig keine Kleinigkeit sei, so mit einem Male den Gatten zu verlieren, — aber Hugo hörte gar nicht darauf. Er sagte schroff gute Nacht und drängte sie beinahe zur Thür hinaus.

* * *

Der Nachmittag, an dem das Begräbnis des Direktors stattfinden sollte, war herangekommen. Es war ein kalter, klarer Herbsttag, und die Sonne, die sich schon zum Westen neigte, hüllte die ganze Gegend in purpurnes Licht.

Anita stand am Fenster in ihrem Zimmer und starrte in die klare, flimmernde Luft hinaus. Aber der helle, glänzende Sonnenschein brachte in das Dunkel ihrer Seele keinen Strahl. Ein dumpfer Druck lag in ihr, eine lastende Schwüle, die allmählich jedes starke und heftige Gefühl mit ihrem Gifthauch erstickte. Sie fragte sich nicht mehr, was das sei; sie war apathisch geworden gegen alles, was in ihr vorging. Stumm starrte sie zum Fenster hinaus und sah die Männer durch das Fabrikportal aus- und eingehen. Sie hörte die schwerbeladenen Wagen unten vorüberrasseln, aber es kam ihr alles wie im Traume vor.

Und immer wieder dachte sie an die letzte Nacht und was sie zusammen gelitten hatten. Und mitten in ihren Seelenqualen hatten sie, wie nach einer Betäubung, nach ihrer wilden, verzehrenden Liebe gegriffen. Bald waren es die Angstgefühle, aus denen sie sich durch immer neue, wahnsinnige Liebkosungen zu retten suchten, bald war die Liebe selbst in ihnen zur Angst geworden und sie wollten voreinander fliehen. Aber ein Bann hielt ihre Glieder fest. Bebend hielten sie sich umschlungen und lauschten in die Nacht hinaus, und Stunde um Stunde verrann, ohne daß sie eine Linderung empfanden, und ein kurzer Schlaf sie der entsetzlichen Gegenwart entrückte. So war der Morgen gekommen. Und auch er brachte keine Veränderung in ihrem Zustand. Müde, totenblaß und mit scheuer, kaum verborgener Angst schlichen sie durch die Zimmer. Sie sprachen nichts mehr zueinander, denn jedes Wort fiel wie ein Brand in ihre Seelen und verstärkte ihre Qual. Stumm gingen sie aneinander vorbei, scheu, als hätten sie Angst voreinander; und doch zitterten sie, wenn sie sich nahe kamen, und es war, als ob sie sich aufeinander stürzen und sich umstricken müßten zu einer letzten, tödlichen Umarmung. Und nach der unendlich langen, grauenhaften Nacht wollte auch dieser Vormittag kein Ende nehmen. Dieses langsame Hinschleichen der Zeit machte sie verzweifelt. Endlich war es zwei Uhr geworden. Unten im Hause kamen und gingen die Menschen: Bekannte des Direktors und viele der Arbeiter, die den Toten noch einmal hatten sehen wollen. Frau Bode hatte sie alle empfangen müssen, denn Anita wollte keinen Menschen zu Gesicht bekommen. Und Hugo, dem alle diese Leute fremd waren, war nicht zu bewegen gewesen, hinabzugehen. Er saß allein in seinem Zimmer. — — — —

Bald nach zwei Uhr betrat Hugo Anitas Zimmer. Leise öffnete er die Thür.

Anita erschrak, als sie sich umwandte und ihn betrachtete. Über Nacht hatte sich Hugo entsetzlich verändert. Sein früher jugendliches Gesicht war alt und verfallen geworden; seine Augen lagen tief in den Höhlen und hatten einen schreckhaften, verzweifelten Ausdruck. Sein schlanker, hoher Körper war weit vornübergebeugt und gab ihm ein greisenhaftes Aussehen.

— Mir ist, als ob ich ersticken müßte! — sagte er leise und mit heiserer Stimme. Und nach einer Weile fügte er hinzu:

— Frau Bode meinte, es wäre nun Zeit, daß wir noch einmal zu dem Toten hinuntergehen. Sie wolle dann die Lichter löschen, denn um drei Uhr kämen die Männer, die den Sarg verlöten. —

— Gut, gehen wir! — sagte Anita still.

Hugo aber erwiderte hastig:

— Um keinen Preis betrete ich dieses Unglückszimmer wieder. Ich habe die Pein satt. —

Anita sah ihn an. Dann begann sie langsam:

— Das können wir nicht. Schon der Leute wegen. Wir müssen Rücksicht auf die Leute nehmen. Glaubst Du, daß wir nicht ohnehin genug beobachtet werden? Und das alte Weib ist geschwätzig. —

Und sie näherte sich ihm und sagte mit bitterem Lächeln, während sie ihn forschend betrachtete:

— Hast Du davor Angst? Der Tote ist es wahrhaftig nicht, den wir zu fürchten brauchen. Das sind wir selbst. —

Und zur Thüre schreitend sagte sie kurz und entschieden:

— Komm! — Nun ist ja doch bald alles vorbei. —

Mechanisch folgte ihr Hugo. Vor ihr hatte er keinen Willen mehr. Es war ihm, als hätte sie ihm seine Seele und seine Kraft gestohlen. Und langsam stieg in ihm ein unbezähmbarer, unüberwindlicher Haß auf, der sich mit jedem Schritt, den er hinter ihr einherging, verstärkte und plötzlich von seiner ganzen Seele Besitz nahm. Er haßte sie, das fühlte er jetzt, und er sah, daß er sie immer gehaßt und daß nur die wilde, über ihn gekommene Sinnlichkeit ihm ein anderes Gefühl für sie einflüstern wollte. In wenigen Augenblicken hatte sich seine Natur gegen dieses Weib entschieden. — —

Stumm betraten sie das Totengemach, in dem noch alles unverändert war. Nur zahllose Kränze lagen um den Sarg und auf dem Boden.

Aber der Anblick der düsteren Wände und der verwesenden Leiche, selbst der häßliche, unnatürliche Geruch im Zimmer hatten alles Grausige für sie verloren.

Sie waren beide froh, daß sie niemanden mehr hier fanden. Die Menge der Neugierigen hatte sich entfernt, und tiefe Stille herrschte ringsumher.

Hugo schloß die Thür hinter sich, denn er hatte aus der Küche Frau Bodes spionierendes Gesicht bemerkt.

Seite an Seite traten sie zu dem Katafalk. Stumm standen sie eine Weile, bald den Toten, bald die Einrichtung des Zimmers betrachtend. Dann sagte Anita halblaut, während sie ihren Arm in Hugos Arm legen wollte:

— Pfui, wie das alles häßlich ist! —

Hugo wandte sich mit einer Gebärde des Abscheus von ihr und stieß ihren Arm zurück.

Jetzt erst merkte Anita den seltsamen Ausdruck seines Gesichtes, der sie erbeben machte. Sie sah den tiefen Haß, der darauf geschrieben stand. Aber sie hatte in den wenigen Tagen gelernt, alles zu begreifen, und sie verstand diesen plötzlichen Haß und wappnete sich dagegen. In diesem Augenblicke hatte sie die Empfindung, als müsse sie Hugo erwürgen, und ihre Finger krümmten sich wie im Krampfe zusammen.

Hugo war, gleichsam um ihr auszuweichen, einen Schritt näher an den Sarg getreten, aber Anita folgte ihm nach.

Und plötzlich sagte sie mit rauher, vor Hohn und Schmerz zugleich zitternder Stimme, während sie zum zweitenmal seinen Arm zu fassen suchte:

— Küsse mich! —

Mit einem Ruck, wie vor der Berührung eines ekelhaften Tieres, wandte sich Hugo um und starrte sie mit entsetztem Blick an. Er sah Anitas schönes, blasses Antlitz von widerlichem Grinsen verzerrt. Ihre Augen glühten unheimlich und bohrten sich in die seinen. Keuchend hob und senkte sich ihre Brust, und ihre Finger hatten sich in seinen Arm festgekrallt.

Da packte Hugo die Wut. Alles in ihm sträubte sich gegen sie.

— Laß mich los! — sagte er mit halberstickter Stimme.

Aber Anita schlug ein leises, schneidendes Gelächter an. Sie ließ ihn nicht los, sondern beugte sich noch weiter vor, so daß er hart an den Rand des Sarges zurückweichen mußte.

Und keuchend sagte sie:

— Du sollst mich küssen. Vor dem da sollst Du mich küssen. Er soll es sehen, daß wir uns lieben. Hörst Du, er soll es sehen!

Und fast schreiend wiederholte sie:

— Küsse mich! Mach mich nicht rasend. — —

Hugo war seiner Sinne nicht mehr mächtig. Er schloß die Augen und suchte Anita von sich wegzudrängen. Aber mit wahnsinniger Kraft hielt sie ihn umspannt, so daß er sich nicht bewegen konnte. Und dazu höhnte sie ihn.

— Feigling, Du! — sagte sie, und ihre Augen glühten wie die eines wilden Tieres.

— Laß mich los, Kanaille! — sagte Hugo zitternd und halb bewußtlos. Und mit dem letzten Aufgebot seiner Kraft stieß er sie zurück, so daß sie ihn loslassen mußte.

Aber die Wirkung war furchtbar.

Durch den Rückprall geriet der Sarg ins Schwanken und stürzte mit donnerndem Gepolter von dem Gestell.

Langsam, gleich einem zusammengerollten Teppich kollerte der Tote durch das Zimmer und kam nahe der Wand zu liegen.

Einen Augenblick wurde es totenstill.

Entsetzt starrten beide auf die gräßliche Erscheinung.

Aber die Betäubung währte nur eine Sekunde, da schrie Anita auf.

Hugo hatte mit dem Arm einen Leuchter umgeworfen und Anitas Kleider waren in Brand geraten. Sofort schlugen die Flammen zu ihren Füßen empor.

In wahnsinniger Angst schrie sie:

— Rette mich! — Und sie stürzte hülfesuchend auf Hugo.

Aber auch ihn hatte die Todesangst gepackt. Er hatte überall Flammen vor sich aufzüngeln gesehen. Mit übermenschlicher Kraft stieß er sie zurück, um nicht selbst von dem Feuer ergriffen zu werden, und stürzte heulend zur Thüre.

Anita war von der Wucht des Stoßes umgefallen. Sie raffte sich wieder auf, aber schon war alles um sie in Flammen, die nun auch die herabgerissenen Decken und Teppiche um den Sarg ergriffen und sich mit rasender Geschwindigkeit im ganzen Zimmer ausbreiteten.

In höchster Angst besann sich Anita, daß sie sich über den Boden wälzen müsse, um die Flammen zu ersticken. Sie warf sich nieder und rollte sich über den Boden, bis sie an die Leiche stieß, die sie in ihrer tödlichen Verwirrung für Hugo hielt. Sie klammerte sich an den Leich-

nam, preßte ihn an sich. Dann kreischte sie auf, denn sie sah das aufgedunsene, schwarzblaue Antlitz des Direktors.

Wie von Furien gepeitscht, sprang sie wieder empor. Aber da schlugen die Flammen, die schon fast erstickt waren, in heller Lohe hoch und versengten ihr Gesicht und Hände.

Jetzt packte sie der Wahnsinn. Heulend und lachend tanzte sie eine Weile im Zimmer umher, riß die Kränze vom Boden auf und warf sie in den Brandherd an der Wand und krallte sich die Nägel ins Gesicht. Den Schmerz der Wunden spürte sie nicht mehr. Dann sah sie wieder die Leiche liegen und glaubte nun wirklich, daß es Hugo sei. Sie kniete davor nieder, küßte den Toten auf die Stirne und jauchzte und sang:

— Mein Liebling! Mein blonder Liebling! —

Dann verlor sie das Bewußtsein für immer.

Über der Leiche, deren Kleider nun auch in Brand geraten waren, brach sie zusammen.

An allen Wänden des Zimmers schlugen die Flammen empor.

* * *

Wenige Minuten nach diesem Ereignis war die Feuerwehr der Fabrik zur Stelle, die Hugo und Frau Bode alarmiert hatten. Aber in dem Zimmer des Toten gab es nichts mehr zu retten. Während vor dem Hause der Leichenwagen stand und der Geistliche des Ortes zur Einsegnung angefahren kam, tönten die Hornsignale der Löschmannschaft, und Tausende von Menschen, die dem Begräbnis des Direktors beiwohnen wollten, standen in weiter Entfernung und blickten scheu nach dem Hause hinüber, aus dem dicke Rauchwolken herausquollen und sich im tiefblauen Abendhimmel verloren.



Breslauer Theater.

Nach einem künstlerisch völlig ereignislosen Winter unserer „Vereinigten Theater" eröffneten die Herren Alfred Halm und Max Löwe am 1. Juni ein „Neues Sommer-Theater" mit der ersten öffentlichen Aufführung der „Komödie der Liebe". — Sommertheater sehen im allgemeinen in den Herren Blumenthal und Kadelburg

(ich bitte, diese Namen symbolisch verstehen zu wollen) die durchaus berufenen Imperatoren der modernen Schaubühne. Und das ist wohl ungefähr der Tiefpunkt, dem auch die winterlichen Theaterleiter, durch allerlei zärtliche Rücksichten auf die Kassenrapporte gelockt, zuzustreben rastlos sich bemühen. Warum sollten die Breslauer Theaterleiter sich den Wünschen und Sehnsüchten der zahlenden „Kunstfreunde“ weniger geschmeidig fügen als ihre Kollegen in allen anderen Zentren der gebenedeieten deutschen Hochkultur? Mit dem Wagnis einer derartigen Erstaufführung, mit seinem klaren, einfachen, aber festen Programm bedeutet das „Neue Sommertheater“ deshalb für uns endlich eine Hoffnung; seine energischen Leiter werden in unser stagnierendes Theaterleben künstlerische Bewegung zu bringen haben, wenn sie halten, was sie versprechen.

Die Aufführung dieser köstlichen Komödie darf in der That ein Ereignis genannt werden; dieses Dokument der tausendfältig sich verzweigenden Persönlichkeit Ibsens übt von der Bühne einen unvergleichlichen Zauber aus. Es birgt in nuce alle scheinbaren Widersprüche seiner reichen Seele! Der Romantiker, der sich das lockende Ideal des Lebens und der Liebe in glühenden Träumen zurecht fabuliert, und dicht neben ihm der nüchterne Spießer, dem keine rosenwolkigen Schleier die nackte Wirklichkeit verschönen. Der Träumer, der mit göttlicher Blindheit durch das Leben geht, greift in quellender Lebenslust mit kindlich verlangender Hand nach den glänzenden Schätzen, von denen seine Träume fabeln. Da klopft ihm der häßlichste Philister ernst auf die Schulter. Er ist im Grunde ein guter Kerl, dieser niedrige Herr Goldstad; er mag den Träumer nicht gern in das sichere Verderben rennen sehen. Es wäre wohl ungemein schlimm, wenn Herr Falk eines schönen Tages das Ideal unter den tappenden Händen zerrinnen sähe. Da sei nämlich der Pastor Strohmann ein warnendes Exempel. Dieser satte Herr, dem die fruchtbare Gattin inzwischen dreizehn Kinder geboren hat, rühmte sich früher auch so allerhand romantischer Ansichten vom Ideal. Aber dreizehn Kinder, lieber Herr Falk, beeinträchtigen die Frau phantastischer Träume doch wohl einigermaßen. Oder soll etwa diese Frau Pastor die Erfüllung bedeuten; diese Frau, die dreizehn Geburten ruiniert haben? Gott bewahr mich, Herr Falk! Übrigens hat der Pastor natürlich bald nach der Hochzeit eingesehen — glücklicherweise, wie es Herrn Goldstad scheint! —, daß Sattwerden und gute Einnahmen auf dieser Welt noch immer der Weisheit letzter Schluß seien. Also muß Herr Falk schon seine Schwanhild fahren lassen. Was würde wohl aus seinem Ideal werden, wenn diese jungfräuliche Schwanhild ihm dreizehn Kinder gebären müßte! Im übrigen sei Herr Falk ein Dichter, wenn er in diesem Namen die Quellen des Mysteriums rieseln höre oder die Eddamärchen. Name ist Name! ...

Hier haben wir also, wundervoll kulminiert, die große, klaffende Tragik der modernen Seele. Bis in die Wolken hinein träumt sie einen Bau; der Dichter sucht sich das Weib, das eine Weib, das ihm gehört, und er findet Schwanhild. Um ihre Gestalt geht ein starker Duft wie aus den Strophen der Edda. Ist sie nicht königlich wie eine Walküre? Und dann beginnt der Zweifel zu nagen. Romantik und Wirklichkeit stoßen aufeinander. Und der Spötter erwacht, der die eigenen Träume begeifert... Wer denkt nicht an diese ewigen Gegensätze in der Dichtung Ibsens? Brand, der mit eiserner Stirn und höchstem Mute seine sittliche Forderung der ganzen Welt präsentiert und über den Leichen Sieger bleibt; und diese große Gestalt durch die tragisch-spöttelnde Unrast ins kleine gezerrt! Gregor

Werle, der diese gleiche Forderung in der Tasche trägt und sie dem allerkleinsten, dem Photographen Ekdal, präsentiert! Oder: Stockmann, der sich dem Volke entgegenstellt in dem heiligen Drange nach Wahrheit, und daneben der Rechtsanwalt Steinhoff, der sich die schmale, hungrige Seele vom hohlen Pathos füllen läßt und ohnmächtig in irrer Großmannssucht hin und herschwankt. Dieser tiefe Drang einer tragischen Unrast, dieser ungeheure Kampf zwischen Traum und Wirklichkeit, Dichter und Bourgeois, hat die „Komödie der Liebe“ geschaffen. Man denke sich dieses Problem der Furcht vor dem Entromantisieren von Maeterlinck gedichtet, dann sieht man klar, was eigentlich bei diesem Ibsen so beklemmend auf die Nerven fällt. Bei Maeterlinck wäre es ein schwermütiges Lied geworden, in dem das höchste seelische Raffinement der modernen Seele sich trübe ausweint; bei Ibsen durchschneidet der widerwärtige Goldstab mit haarscharfer Empirie und kühlem Raisonnement, diesem Symbol des fischblütigen Philosophen und Philisters, den gordischen Knoten. . . .

Die Aufführung dieser großen Dichtung war vortrefflich; Herr Halm, als Regisseur, gab der Stimmung all ihre nordisch-schwerfällige Grazie und ihren tragischen Zauber. Als Darsteller des Falk entfaltete er sprühendes Temperament; Herr Kleineke, ein Väterspieler von außerordentlichem Persönlichkeitsgehalt, schuf den typischen Strohmann in köstlich fein gezeichneter Sattheit. Fräulein Mayer endlich, die Darstellerin der Schwanhild, der sich das Temperament noch nicht willig herlieh, gab ihrer Aufgabe eine Fülle von dem herben Dufte, der heimlich um diese königliche Gestalt gleitet. . . .

In Jacob Wassermann, dem noch ungeklärten, aber starken und persönlichen Dichter der „Juden von Zirndorf“, hat uns das „Neue Sommertheater“ über Nacht ein echtes Komödientalent entdeckt; seine Lügenkomödie „Hockenjos“ erlebte hier die erste Aufführung. — Die neuere deutsche Litteratur hat alle Ursache, sich über den trostlosen Mangel an wirklichen Komödien zu beklagen; jedes neue Talent soll darum mit heller Freude begrüßt werden. Die kompakte Masse der Kritik nennt allerdings in gefährlicher Überschätzung den „Biberpelz“ das Standard-Work der deutschen Komödienlitteratur; wer einigermaßen kritisch zu distanzieren versteht, muß den „Biberpelz“ gern als frische Talentprobe anerkennen, darf aber den stark beengten Gesichtskreis nicht wegleugnen. Ungefähr das Gleiche wäre von der Wassermannschen Komödie zu sagen, wenn man vergleichende Kritik üben will. Die Welt, die sich im „Hockenjos“ entrollt, ist nicht weiter gedehnt, als die Welt des armseligen Herrn Wehrhahn und der Mutter Wolffen. Der „Hockenjos“ ist sogar um ein gut Teil typischer, und es lacht sich eine Fülle von Dichterschmerzen in ihm aus, die in ihrer allgemein menschlichen Verkleidung ihn dem Herzen näher bringen. Hauptmann hat für seine Komödie einen gewaltigen Apparat entwickelt; sie strotzt von einer erdrückenden Fülle echt Hauptmannscher Milieu- und Kleinkunst. Wassermann hat darauf von vornherein verzichtet; dafür hob er seine Dichtung in einen Stil hinein, der etwa zwischen Wilhelm Busch und dem Simplizissimus zu Th. Th. Heines Zeiten liegen mag und den unleugbaren Stempel des Echtpersönlichen trägt. Hauptmann blieb auch in der Komödie „Naturalist“ und Wassermann wurde Karikaturist.

Was den „Hockenjos“ am wertvollsten macht, ist der ganz unaussagbare Duft der echten Schmerzen, die er sich darin vom Herzen lacht. Deshalb giebt ihm die dünne Fabel (einem totgeglaubten Säufer, von dem die Zeitungen so lange

lügen, bis man ihn für einen Märtyrer hält, soll ein Denkmal gesetzt werden) nur den willkommenen Anlaß, sich in tausend frischen, ergötzlichen Seitensprüngen auszutoben, ohne jemals aus dem eigengeschaffenen Stil zu fallen. Eine bunte Fülle köstlich, derber Hiebe regnen dabei herum und verfehlen niemals den Rücken, dem sie gewidmet sind. Daß endlich Wassermann der leidigen Bühnenwirkung nicht die geringsten Opfer bringt und besonders die Aktschlüsse zu Kulminationspunkten seiner grotesk-komödienhaften Mischung von Tragik und tiefem Humor wählt, dürfte der neuen Komödie nur von Tantiemen wegen schaden.

Die Aufführung war in eindringlichster Stilhaltung und feiner Abtönung unter der Regie Alfred Halms schlechtweg vorbildlich. Herr Eggeling schuf die typische Karikatur des ehrenwerten Bürgermeisters und Herr Wallentin unter Entfaltung seines frischen, liebenswürdigen Temperamentes das ergötzlichste Urbild des vielversprechend talentierten Redakteurs Bienemann.

Josef Glaser.



Kritik.

Wilhelm v. Scholz.

Wilhelm von Scholz: Hohenklingen. Eine Zeit in Bildern und Gestalten. Titelblatt und Vignetten von Hans Heise. München, Caesar Fritsch. 83 S.

„Wir haben wieder ein eisern Recht, Geisteskönig und Geistesknecht und eiserne Weisen," erklärt der Dichter auf der Stirnseite und nennt seinen Sang von Hohenklingen ein „Lied voll Sturm". Im Widmungsbrief an R. M. Rilke setzt er zum Schluß das Bekenntnis hin: „Die Phantasie ist nicht Notbehelf. Sie ist Kern, Wesen und Quelle unserer Kunst. In ihr ist die Wahrheit unserer Kunst. Ihr opfern wir." Und einige Sätze vorher stellt er die Behauptung auf, daß die großen Meister Dante, Shakespeare, Goethe „sich selbst schufen aus Willen und Phantasie". Das sind Worte. Es ist heute Mode, sich um die Natur, die Wirklichkeit und die Thatsachen der Entwickelung mit großen Worten herumzudrücken, um sich in künstlerischer Eigenherrlichkeit als sein eigener Schöpfer aufzuspielen. Aus Willen und Phantasie ward ich Künstler! Gut. Aber woher nahmst du deinen Willen und wer nährte deine Phantasie? Und schließlich: wozu dieses Kramen in Worten und Behauptungen, die, soweit sie Richtiges enthalten, gemeinplätzige Selbstverständlichkeiten ausdrücken, und soweit sie Verkehrtes aussagen, ungefährlich und belanglos sind? Ihr seid Künstler, also gebt uns Kunst! Alles übrige ist überflüssig. Wilhelm von Scholz giebt uns Kunst — das genügt uns. Seine ästhetischen Theorieen und Bekenntnisse schenken wir ihm, denn sie sind für die Schätzung und den Genuß seines Kunstwerkes gleichgültig. Das Werk erklärt sich selbst und wirkt aus sich selbst und setzt sich durch, eben weil es lebendige Kunst ist und keiner theo-

retisierenden Redensarten bedarf. Der Dichter von „Hohenklingen“ giebt uns ein mächtiges Zeitbild in Höhenpunkten. Er gestaltet in markigem Fresko die Reformationssturmzeit mit ihren Vor- und Zwischenspielen und Ausklängen — alles sehr tüchtig im Umriß, wuchtig im Rhythmus, fein und wirksam in den koloristischen Stimmungswerten und der begleitenden Musik der geistigen Strömung. Nur eins fehlt: das eigentliche Hohelied, das alles meisternde Mittel- und Gipfelstück. Die Linie, die als Verbindung der Höhenpunkte wirkt, ermangelt des Schwungs. Aber die Bilder, einzeln genommen, sind von tadelloser Kunst, reich an innerer Schönheit und eigenartiger Kraft. Vielleicht betont sich die eigenartige Kraft hie und da etwas allzu aufdringlich in gewaltsamen Wendungen und barocken Gesuchtheiten, die nicht immer als gute Funde naiver Phantasie sich glaubhaft machen können. Trotzdem wollen wir, um der herrlichen Vorzüge der Gesamtleistung willen, nicht an diesen Exzessen des „Willens“ zur persönlichen Kunst mäkeln. Es sei hiermit ausdrücklich betont, daß es uns unfruchtbare Kritik dünkt, den einzelnen Bildern und Gestalten der drei Abteilungen des Buches (Die Burgen — Im Kloster — Stadt und Land) Zensuren anzuhängen, da ein Lobsprüchlein, dort einen Tadel steigen zu lassen. Die Schätzung wird je nach der Geistesart und dem Geschmack des Lesers individuellen Schwankungen unterliegen. Nur die Überzeugung wollen wir aussprechen, daß niemand, der sich mit Ernst und Liebe in diese Dichtung des jugendlichen Künstlers versenkt, des Eindruckes bar sein wird, sich im Tiefsten und Schönsten mit einem wahrhaft starken, freien und vornehmen Geist, mit einer echt deutschen und mannhaften Natur berührt zu haben, der alles Schwächliche und Falsche, alles dekadente Scheinwesen fremd ist. Wilhelm von Scholz ist ein gesundes, stolzes Talent.

M. G. Conrad.

Martin Boelitz: Lieder des Lebens. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 1900.

In M. Boelitz' Lyrik singt eine helle Lebensfreude, die mit starken Armen die Liebe und das Glück umfängt und sich an den Wundern der Natur immer von neuem entzündet. Ihm ist der Hang eigen, in reinem Schauen und Genießen, in Schönheitstrunkenheit aufzugehen. Ein feiner Stimmungskünstler, der über den echt lyrischen Ton verfügt.

Zarte Naturstimmungen wechseln mit heißen Liebesliedern, fröhlicher Vagantensang mit Liedern müder Sehnsucht. Gewiß: Eigenart ist vorhanden und bedeutendes Talent, aber es zeigt sich doch noch hie und da von starken Individualitäten, wie Jacobowski und Busse, beeinflußt. Besonders die philosophische Themen behandelnden Gedichte mahnen sehr an den ersteren. Es ist aber so viel Eigenes, Schönes und Bedeutendes in dem Buch, daß man alles andere gern vergißt und mit vollem Recht die Überzeugung aussprechen darf, daß die deutsche Lyrik von Boelitz noch Großes zu erwarten hat. — Karl Bienenstein.

Essays.

Franz Servaes, Präludien. Ein Essaybuch. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1899.

Ach ja, wir Kritiker! Was sind wir nun eigentlich? Sind wir die gehorsamen Diener der Dichter, oder — horribile dictu — sind wir ihre Herren? Franz Servaes giebt eine neue, noch viel schlimmere Antwort: wir Kritiker sind die Dichter der Dichter. So ein gewöhnlicher Poet greift hinein ins volle Menschenleben und holt irgend einen Rohstoff heraus, den er dann im Feuer seiner Kunst zu einem neuen Ganzen

umschmilzt. Der Kritiker aber ist anspruchsvoller. Er nimmt gleich das feinste Rohmaterial, das er haben kann — den Dichter selbst, mit dem er dann auf die heilloseste Weise umspringt, bis endlich ein neues Gedicht fertig ist, überschrieben „Richard Dehmel“ oder „Paul Scheerbart“. Nun, das hat seine Bedenken. Ich kann mir schon denken, daß mir Servaes einen Lesser Ury, einen Johannes Schlaf vorsetzt, der mit den Originalen auch einiges gemeinsam hat. Dieser Poet gehört eben nicht zu den Naturalisten, welche sklavisch treu die Natur kopieren. Manchmal freilich, wenn es Seelen zu reproduzieren und zu erhellen giebt, dann ist der Poet ganz am Platz. Die starke, aber verworrene Individualität Dehmels hat unsern Dichter-Kritiker zu einem Poem begeistert, das nicht nur entzückt, sondern wundervoll erklärt. Übrigens fehlt es ihm durchaus nicht immer an rein sachlicher Nüchternheit: klar und scharf, trotz aller Anerkennung und selbst Bewunderung, setzt er die Grenzen fest, die dem Talent eines Arno Holz gezogen sind, und auch vor dem großen Adolf Menzel schreckt er nicht zurück. Aber ich weiß nicht, diese rein kritischen und die fast dichterischen Essays tönen sich nicht gegeneinander ab, sondern ergeben einen peinlichen Dualismus, der durch das ganze Buch zieht. Wenn es Servaes gelingen wird, den Knotenpunkt dieser beiden Geistesrichtungen zu erfassen, dann darf man etwas von ihm erwarten. Er besitzt Qualitäten genug, ein König der Kritik zu werden — noch aber ist er es nicht.

S. Lublinski.

Brockhaus' Lexikon und die moderne Dichtung.

Der Laie wie der Geistesarbeiter von heute sind auf eine einzige Wissensquelle angewiesen, aus der sie alle täglich schöpfen müssen, die ihnen die letzten Errungenschaften menschlicher Forschung und menschlicher Arbeit zuführen soll, der sie aber auch in allen Fragen unbedingt vertrauen wollen: auf das Konversationslexikon.

Von den Ausführungen eines Konversationslexikons verlangt man drei Dinge:

Zuerst, daß die Ausführungen von einem Fachmann geschrieben sind, der den Stoff, den er zu behandeln hat, nicht nur oberflächlich kennt, sondern vom Grunde aus bearbeitet hat und durch sein so gebildetes Urteil auch beweist, daß er nunmehr auf diesem Gebiete kein Ignorant mehr sei.

Ferner, daß die Ausführungen sachlich gehalten sind, daß ihr Verfasser keinen einseitigen oder gar persönlich gehässigen Standpunkt behauptet, sondern daß er „sine ira et studio“ auf alle Erscheinungen seines Gebietes eingeht.

Und zuletzt, daß die Ausführungen erschöpfend sind, daß sie das gesamte vorhandene Material, wenn auch in gedrängter Form, dem Fachkundigen, aber noch mehr dem Laien darbieten.

Dazu käme noch, daß die Wichtigkeit des Gegenstandes auch die Art und den Umfang seiner Behandlung bedingt. Und was sollte einem Lexikon wichtiger sein, als was dem Leben selbst, dem Fortschritt und der Kultur am wichtigsten ist: Wissenschaft und Kunst!

Ich habe nunmehr eines der größten Lexika — Brockhaus' Konversationslexikon, 14. Auflage, 1894—97 — auf einen einzigen bedeutenden Gegenstand hin geprüft und bin zu der Überzeugung gekommen, daß der Fach- und Gewährsmann für die Litteratur der Gegenwart auch nicht eine der eben erwähnten Forderungen erfüllt, daß er in Bezug auf seinen Gegenstand kein Fach-

mann, sondern ein Ignorant ist, daß seine Ausführungen nicht sachlich, sondern im höchsten Grade subjektiv und gehässig sind, und daß er endlich sein Material weder kennt noch erschöpft.

Mögen folgende kurze Auszüge aus den verschiedensten Artikeln zum Beweise dienen:

Von einem der größten Dramatiker der Gegenwart, dessen Dramen allein eine Litteratur hervorgerufen haben, von Henrik Ibsen werden Behauptungen aufgestellt, die vollständig unrichtig sind und die völlige Urteils- und Kritiklosigkeit des Verfassers darthun. In dem Artikel Ibsen steht wörtlich:

> .... Die Gespenster, worin er den Egoismus des Mannes im Eheleben schildert ....

Ferner:

> Das unfruchtbare Parteigezänk geißelt er in Rosmersholm, worin er zugleich die Freiheit der Liebe verherrlicht.

Man traut seinen Augen nicht, wenn man eine derartige Inhaltsangabe von Rosmersholm liest. Noch schiefer aber ist das Urteil des Fachmannes in der deutschen Dichtkunst. In dem Artikel Deutsche Litteratur heißt es:

> Die jüngste Generation .... huldigt .... einer scharf naturalistischen Richtung, die doch durch symbolistische Neigungen bei ihren bedeutenden Vertretern allmählich sich von selbst korrigiert.

So widersinnig diese Behauptung ist, so wenig entspricht sie den Thatsachen. Auch der folgende Satz wirft ein schiefes Licht auf die ganze Bewegung:

> Noch haben sich unter unseren Jüngsten nicht viele aus der Periode trüber künstlerischer und sozialer Gährung herausgearbeitet ....

Von den 49 Spalten dieses breit angelegten Artikels ist der letzten Litteraturbewegung genau 1/3 Spalte gewidmet! Es fragt sich nun, was der Verfasser obiger Zeilen unter Naturalismus versteht. In dem betreffenden Artikel sagt er:

> Da jede Kunst von einer mehr symbolischen, allgemeinen Darstellung der Natur in festen Typen ausgeht, so bildet der N. zumeist die letzte Stufe einer Kunstentwicklung ....

Auch dies ist gänzlich falsch. Jede Kunstrichtung (nicht Kunstentwickelung, denn die ist das Ganze!) beginnt mit dem Naturalismus, mit einem neuen Eindringen in die Natur, und endet mit dem Idealismus, mit der Verarbeitung des neugewonnenen Materials unter dem Gesichtspunkt menschlicher Ziele und Ideen. Noch gröber wird die Unwissenheit des Fachmannes, wenn er den Realismus bespricht. Schon die Definition könnte direkt aus dem satirischen Raritätenkasten Wilhelm Buschs entsprungen sein. Sie lautet:

> R. .... eine Bezeichnung, die, als Gegensatz zum Idealismus, an allen Schwankungen, denen die Bedeutung des letzteren Ausdruckes unterliegt, teilnimmt.

Dabei mag sich jeder denken, was er will. Auch der folgende Satz wird ihm nichts klarer machen:

> In der Kunst .... die Dichtung, welche eine höhere Aufgabe als den möglichst genauen Anschluß an die Naturwahrheit nicht gelten läßt.

Man möchte den Fachmann fragen, ob er denn eine höhere Aufgabe für den Künstler kennt, als den „möglichst genauen Anschluß an die Naturwahrheit". Doch dürfte er kaum im stande sein, darauf eine Auskunft zu geben. Aber fragen wir nun, wie der Fachmann die zweite Forderung strengster Sachlichkeit und Objektivität erfüllt! Einige Proben werden genügen. In dem Artikel Strindberg heißt es:

Str. ist ein unruhiger, unzufriedener Geist, voll Talent, aber ohne Fertigkeit und Klarheit. In seinen Werken schildert er das Alltagsleben in fast cynischer Weise... „Das neue Reich“, worin er alles verhöhnte, was sonst als heilig galt, ... „Giftas“ (Heiraten), ein Buch voll Ehebruchsgeschichten und Gotteslästerung....

Das klingt, als ob es kein Gelehrter, sondern ein Staatsanwalt geschrieben hätte. Aber es kommt noch besser! Der Artikel „Französische Litteratur“ strotzt von Ausfällen auf die Modernen, bei denen sich der Fachmann sogar Ausdrücke erlaubt, die niemals in einen sachlichen Aufsatz hineingehören und die nicht energisch genug abgelehnt werden können in einem Werke, das so beeinflussend auf das Urteil der weiteren Kreise wirkt. Dort heißt es unter anderem:

... Richepin setzte den Pessimismus und Naturalismus, die ganze Fäulnispoesie Baudelaires, fort und that groß mit Cynismen und lasterhaftem Tiefsinn... Von Baudelaires und Richepins Ausschreitungen ausgehend, brachte dann die Sucht, durch etwas ganz Neues und Unerhörtes die früheren zu überholen, die Schule der „Décadents“, „Symbolistes“ oder „Déliquescents“ auf, die außer dem Wunsche, Aufsehen zu erregen, selber nicht recht wissen, was sie wollen, aber sich recht ungeberdig und anmaßend zeigen.

Gegen den Schluß dieses famosen Artikels wird der Fachmann noch ungeberdiger und anmaßender und verliert völlig den Kopf, wenn er schreibt:

Überzeugt von dem Übergewicht des Schlechten in der Welt, verbunden, die Wahrheit zu sagen, die Wahrheit nur im Sichtbaren erkennend, giebt der Naturalist vor, eine sittliche Pflicht in der Darstellung des Niedrigen und Gemeinen zu erfüllen und scheint nicht zu wissen, wie seine Werke unsauberen Gelüsten fröhnen, seine „urkundlichen“ Schilderungen sittlicher und physischer Verkommenheit Keime des Unheils aussäen.

Was sich der Fachmann bei Besprechungen der einzelnen Persönlichkeiten an falschem Urteil, Gehässigkeit und Ungenauigkeit leistet, kann hier übergangen werden. Nur eines sei zum Schluß erwähnt: daß er auch bei Besprechungen älterer Künstler, über deren Wert und Wesen die Geschichte längst abgeschlossen hat, nicht anders vorgeht, daß er auch hier nicht Fachmann sondern Ignorant ist, dessen Urteil bei jedem Worte daneben schlägt, wo es darauf ankäme, in den Geist eines Dichters, in den Geist eines Kunstwerkes einzudringen. Und auch dafür einige Proben:

In dem Artikel „Petöfi“ steht:

... Sein Roman und seine dramatischen Versuche sind entschieden verfehlt.

Demnach ist Petöfis genialer Roman „Der Strick des Henkers“ nach dem Gutachten unseres Litteraturthebaners entschieden verfehlt. Nicht besser geht es einem anderen, ebenso genialen Roman, E. Th. A. Hoffmanns „Elexieren des Teufels“. Diese nennt der „Fachmann“ einen wüsten Roman. In dem Artikel „Grabbe“ stehen die eigenartigen Sätze:

Als Spiegelbild seines Lebens und Charakters können seine Dramen angesehen werden, die überaus reich an einzelnen genialen Zügen .... sind, während ihnen jede künstlerische Architektonik fehlt und seine Sprache sich mit Vorliebe in Cynismen oder überschwänglichen

Hyperbeln ergeht, von denen Zartgefühl und Geschmack zugleich beleidigt werden.

Auch mit Hebbel, mit Heine und vielen anderen ist der „Fachmann" nicht zufrieden und hängt ihnen bei erster bester Gelegenheit eines an. Doch genug der Proben! Ein Mann, der so denkt, so urteilt und schreibt, gehört nicht als Begleiter der Litteratur in eines der meistgelesenen Werke. Es wäre zu wünschen, daß die Redaktion dieses sonst so vorzüglichen Lexikons bei einer Neu-Auflage den Litteraturbericht den Händen eines Kenners und liebevollen Forschers anvertrauen möge, statt einem Manne, der mit seinem Wissen und Urteil in unsere reiche junge Gegenwart hereinragt wie ein erratischer Block. G. Macasy.

Nordische Scheingrößen.

(Strindberg — Ola Hansson — Laura Marholm.)

Legenden von August Strindberg. Dresden und Leipzig, E. Pierson. Autorisierte Übersetzung von Elsbeth und Emil Schering. 236 S.

Man hat unserer Zeit diese Leute als Grundpfeiler des modernen Geistes und werdender Zukunftskunst aufschwatzen wollen: den Strindberg, den Hansson, die Marholm. Fräulein Marie Herzfeld in Wien hat sich in diesem Sinne seit Jahren die Finger krumm geschrieben. Den Ola Hansson hat sie mit grotesken Beweismitteln und logischen Kleinzaches-Sprüngen weit über Björnson und Ibsen hinausbringen wollen. Eine windige Artistenbande der hypermodernen Théâtre-Variété- und Zirkus-Dichterei wollte den Strindberg als geistige Kapazität ersten Ranges etabliert wissen, als mustergebende, höchste Kunsterscheinung. Die Laura Marholm, Ola Hanssons Gattin, war unermüdlich, sich als vorbildliche Weibsnatur der modernen Welt in Schwung zu bringen — und die biederen Zeitgenossen ließen sich baß verblüffen. Nun sind sie alle drei seit Jahren zu Kreuz gekrochen und brav und alleinseligmachend römisch-katholisch geworden. Kranke Gehirne, schwache Herzen — wer will da noch überragenden Persönlichkeits-Geist sehen? Wer vermag in ihren Schriften noch den Grundriß einer neuen, mächtigen Kunst- und Lebensgestaltung zu erkennen? Oder gar das Leuchten des freiesten Zukunftsgeistes? Das neue Buch „Legenden" von Strindberg ist das alte Jammerlied des gebrochenen, an sich selbst verzweifelnden Menschen, der wie ein Schilfrohr von jedem Meinungs-Wind hin- und hergetrieben wird. Und diese traurigen Tagebuch-Fragmente und feuilletonistischen Skizzen haben mit „Legenden" im reinen Kunstsinne absolut nichts zu thun. Sie wären Vorspiegelungen falscher Thatsachen, wären sie nicht pathologische Dokumente. M. G. Conrad.

Vermischtes.

Miniatur-Ausgaben von Goethes Gedichten und Goethes Faust, erster und zweiter Teil. Mit Einleitungen von K. Goedeke. Stuttgart, J. G. Cotta. Preis eleg. geb. je M. 3,—.

Das sind wohl die zierlichsten, in ihrer Schlichtheit vornehmsten Bände, die mir seit langem zu Gesicht gekommen. Hier hat Geheimrat Kröner mal einen Treffer gemacht. Wir alle, die wir eine sog. kritische Ausgabe im Spind haben, lesen diese Ungetüme zu wenig, sondern studieren sie nur. Und das ist meist weniger, als still für sich genießen. Da locken solche Ausgaben, wie die vorliegenden, in ihrer Schönheit förmlich zu sich heran. Ich weiß, daß diese beiden Bändchen nun monatelang nicht von meinem Tische kommen werden. Sonst steckte ich mir auf Reisen einen Band

Volkspoesie, einen Band Liliencron und Carolath ein, jetzt werden sie wieder der alten Exzellenz weichen müssen. Pardon, dem ewig jungen Wolfgang! L. J.

Heinrich Seidels Erzählende Schriften. Lieferung 1—6. Stuttgart, J. G. Cotta. à 48 S. M. 0,50.

Seitdem der Liebeskindsche Verlag von der Cottaschen Riesenfirma aufgekauft worden ist, entfaltet dieser eine doppelte Rührigkeit. Dankbar anzuerkennen ist, daß er durch eine Lieferungs-Ausgabe den warmen, feinen Humor Seidels breiteren Schichten zugänglich macht. Wir hätten es freilich lieber gesehen, daß der grandiose Humor W. Raabes so weites Publikum gewinnt, wie der Seidels. Aber der Humor ist ja stets die schwächste Seite deutschen Geisteslebens gewesen, und so sei man froh, daß wenigstens die harmlosere Art Seidels ihre Liebhaber findet. Der norddeutsche Lebrecht Hühnchen macht sich hier also von neuem auf, um sich Freunde zu gewinnen. Man lasse ihn gern und oft herein. -i.

Deutsche Litteratur im Auslande.

In „Blackwoods Magazine“ (Juli) hat Laurin Magnus einen vielbeachteten Essay über das deutsche Drama geschrieben. Am schlimmsten geht die Studie mit Wildenbruch um; die Zeit, den Reichsgedanken dramatisch zu verwerten, sei noch nicht gekommen. Am Schlusse beschäftigt sich die Kritik mit Hauptmann und Sudermann.

Im russischen „Westnik Jewrony“ (Juni) wird A. Schnitzlers Einakter-cyklus behandelt. Der russische Kritiker meint, der die drei Stücke einende Gedanke „Wir spielen immer; wer es weiß, ist klug“, sei nicht neu. Schon Calderons „Leben ein Traum“ wolle im Grunde dasselbe zeigen. Schnitzler habe jedoch eine Frage, die seit jeher die Geister und Herzen bewegte, in eigener Art beleuchtet und sei zu einem weisen Gleichgewicht des Geistes gelangt, obwohl sein Ausgangspunkt eine freudlose Wahrheit sei. In diesem beinahe „lebensfreudigen“, jedoch beschwichtigten, friedvollen Pessimismus liege die Neuheit und Modernität Schnitzlers. Schnitzler begnüge sich aber nicht mit skeptischer Untersuchung der Wirklichkeit, er sei auch bestrebt, die Rätselhaftigkeit des Lebens zu lösen, und komme zu dem Schlusse, daß die Rätsel unvermeidlich und das Leben ein Spiel ist, zu dem uns der Schlüssel fehle, daß die Ziele dieses Spieles uns unbekannt seien, daß wir daher spielen müssen, ohne uns um Wahrheit oder Lüge zu bekümmern.

Ludwig Jacobowskis „Loki“ hat auch das Ausland stark beschäftigt. Das deutschfeindlichste Blatt Dänemarks „Politiken“ läßt kein gutes Haar an ihm, indes die Römische „Rivista Pol. e Lett.“ nach ausführlicher Inhaltsangabe ihn als ein „neues Produkt seines Genies“ rühmt. Eine ganze Studie widmet ihm der tschechische Dichter Jiri Karasek im „Rozhledy“ (Prag), der das Werk nach eingehender Analyse ein Werk nennt von „wunderbar einheitlicher und kompakter Form“. „Es sind lauter stilistische Hautreliefs, streng herausgearbeitete Erhabenheiten.“ In der „Vlaamschen School“ berichtet der Kritiker, er habe das Buch lesen müssen wie Knaben thun, hintereinander weg, die Finger in den Ohren bis in die Nacht hinein. In dem tschechischen „Lumir“ wird das Werk neben die „Versunkene Glocke“ gestellt, indes die tschechische „Moderne Revue“ den „unsicheren und schwankenden Aufbau“ tadelt, um den Schluß des Buches als „mächtig“ hinzustellen. H. T.



Büchertisch.

Bahr, Hermann, Die schöne Frau Leander. Novellen. Berlin, S. Fischer; 8°. 143 S. M. 2,—.

Baker, W. A., Visions of Antichrist and his fines. St. Leonhards-on-sea. 8°. 28 S.

Beck, Dr. G., Der Urmensch. Kritische Studie. Basel, Ad. Geering. 8°. 62 S. M. 1,—.

Bierbaum, Otto Julius, Gugeline. Ein Bühnenspiel in 5 Aufzügen mit Buchschmuck von E. R. Weiß. Herausgegeben von Alfred Walter Heymel. Berlin, Schuster & Löffler. 8°. 105 S. Geb. M. 3,—.

Bischoff, Heinrich, Ludwig Tieck als Dramatiker. Bruxelles, société belge de librairie. 8°. 124 S.

Brandstetter, Prof. Dr. Renward, Malaio-Polynes. Forschungen. 2. Reihe 1: Die Geschichte von Djojalankara. Ein makassarischer Roman. Luzern, J. Eisenring. 8°. 64 S. M. 2,—.

Buschhorn, Carl, Jugendstürme. Gesammelte Dichtungen. Mit Bildnis. Paderborn, Westfalia Verlag. 8°. 144 S. M. 2,—.

Castor, Dr., Das sexuelle Moment im Flagellantismus. Berlin, Dr. R. Wrede. 8°. 29 S.

Christomanos, C., Orphische Lieder. 2. Aufl. Zeichnungen von Heinr. Lefler. Wien, Karl Konegen. Schm. 8°.

Dreyer, Max, Hans. Drama in 3 Akten. Leipzig, G. H. Meyer. 8°. 144 S. M. 2,—.

Eckstein, Ernst, Die Klosterschülerin. Roman aus der Gegenwart. Dresden, E. Reißner. 8°. 206 S.

Evers, Prof., Deutsche Sprach- und Stilgeschichte im Abriß. Berlin, Reuther & Reichardt. 8°. 284 S. M. 4,50.

Fiescher, Karl, Das Balderspiel. Ein deutscher Weihgesang. Wien, Fr. Schalk. 8°. 100 S.

Hauschner, Auguste, Lehrgeld. Geschichte einer Ehe. Berlin, Vita. 8°. 260 S. M. 3,—.

Hetzel, S., Wie der Deutsche spricht. Phraseologie d. volkstümlichen Sprache. Leipzig, F. W. Grunow. 8°. 355 S.

Jentsch, Karl, Rodbertus. Stuttgart, Fr. Frommann (E. Hauff). 8°. 259 S. M. 3,—.

Kaisenberg, Moritz v. Vom Gesandtschaftsattaché. Briefe über Japan. Hannover, M. & H. Schaper. 8°. 319 S. M. 5,—.

Kohlhepp, Arthur, Hoch hinaus. Schausp. in 4 Akt. 4. Aufl. Wien, Selbstverlag. 8°. 86 S.

Klöpper, Dr. Clemens, Folklore in England und Amerika. Dresden, C. A. Koch (H. Ehlers & Co.). 8°. 62 S. M. 1,60.

Laforest, Dubert de, Der Stellvertreter. Erzählung. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 8°. 110 S. M. 2,—.

Larisch, Rudolf von, Über Zierschriften im Dienste der Kunst. München, J. Albert. 8°. 39 S. M. 1,50.

Lupus, Dr. Alexis, Puschkins Eugen Onegin. Erster Gesang. Leipzig, K. L. Ricker. 8°. 93 S.

Derselbe, Einige Worte über A. S. Puschkin, seine deutschen Übersetzer und seine deutschen Kritiker. 2. Aufl. Ebenda. 8°. 35 S.

Derselbe, Aus A. Puschkins Dichtungen. 2. Aufl. Ebenda. 8°. 16. S.

Mallarmé, Stéphane, Poésies. Frontispice v. F. Rops. Bruxelles, Edmond Deman. 8°. 148 S.

Maupassant, Guy de, Monsieur Perant. 3. Aufl. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 8°. 95 S. M. 2,—.

Müller, Dr. Josef, Der Reformkatholizismus. I. Die wissenschaftliche Reform. 2. Aufl. II. Die praktischen

Reformen. Zürich, Caesar Schmidt. 8°. 128 u. 166 S. M. 1,60 u. M. 2,—.

Neresheimer, Eugen, Die Komödie der Liebe. E. Gedicht u. a. München, August Schupp. 8°. 89 S.

Neustätter, Dr. Otto, Das Frauenstudium im Ausland. München, August Schupp. 8°. 48 S.

Oeser, Rudolf, Die Besteuerung des Kleinhandels. (Flugschriften der deutschen Volkspartei II.) Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 8°. 39 S. M. 0,60.

Penzig, Dr. Rudolph, Ernste Antworten auf Kinderfragen. 2. Aufl. Berlin, F. Dümmler. 8°. 271 S. M. 2,80.

Pilot, Anna, Warnemünder Geschichten. Braunschweig, Rich. Sattler. 8°. 198 S. M. 3,—.

Renk, Anton, Unter zwei Sonnen. Nocturno. München, A. Schupp. 8°. 210 S.

Reiser, Dr. Karl, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Heft 15. Kempten, J. Kösel. 8°. à M. 1,—.

Saul, Dr. D., Die Verfassungsreform in Württemberg. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. (Flugschriften der deutschen Volkspartei I.) Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 8°. 37 S. M. 0,60.

Schweizer, Dr. Victor, Ludolf Wienbarg. Beiträge zu e. jungdeutschen Aesthetik. Leipzig, Constantin Wild. 8°. 156 S.

Spitzner, Dr. Alfred, Psychogene Störungen der Schulkinder. Ein Kapitel der pädagogischen Pathologie. Leipzig, E. Ungleich. 8°. 45 S. M. 1,—.

Stave, Ludwig, Der Schreiber. Eine Geschichte. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 8°. 109 S. M. 2,—.

Tucker, Benj. R., Sind Anarchisten Mörder? Berlin, O. Zack. 8°. 16 S. M. 0,20.

Wengerow, S. A., Grundzüge der Geschichte der neuesten russ. Litteratur. Berlin, J. Räde. 8°. 35 S. M. 1,—.

* Konsonanzen und Dissonanzen, Gedichte eines ungarischen Musikers. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 8°. 120 S. M. 2,50.

* Drei Menschen. Studie von einer Frau. Dresden, E. Pierson. 8°. 46 S. M. 1,—.

* Harztagebuch. Eine Harzreise mit eigenhänd. Aufzeichnungen und Skizzen. Mit dichterischen Beigaben von Frieda Schanz. Ill. von E. Schulz. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 8°. Geb. M. 2,—.



Auf die Mensur!

Ich liebe es nicht, mit geschlossenem Visier zu kämpfen, und es ist wirklich nicht meine Schuld, daß Ernst Gystrow vom Redakteur den Namen des „etwas groben“ Lesers nicht erfahren hat. Darum versehe ich diese Antwort mit meiner vollen Unterschrift.

Doch bevor die Klingen fliegen, wollen wir die Etikette wahren, wollen wir höflich sein. Ich gebe also zu, der Ausdruck „albern“ war nicht nur etwas, er war sehr grob, und Gystrows sonst so tiefe Studie verdiente eine solche Polemik nicht. Ich bitte deswegen um Entschuldigung, obwohl ich fürchte, daß ihn der Ausdruck „gänzlich unrichtig“ auch nicht befriedigen wird.

Auf die Erörterung des Unterschiedes zwischen mächtiger Persönlichkeit und Charaktergröße lasse ich mich hier nicht ein. Gystrow ist im Irrtum, wenn er meint, daß mich der Ausdruck „Charaktergröße“ sonderlich aufregte. Wer hätte

gedacht, daß sein Ideal gerade der Säulenheilige wäre! So ein Heiliger, der auf einem Bein steht, darin gebe ich ihm recht, hat durchaus nicht das Bedürfnis, sich durchzusetzen, und ist darum, nach Gystrows Definition, zwar keine mächtige Persönlichkeit, wenn auch die vollkommenste Charaktergröße. Aber auch Ulrich von Hutten, auch Thomas Münzer — haben die wirklich gar nicht das Bedürfnis gehabt, sich oder zum mindesten ihre Sache durchzusetzen? Und ist es so sicher, daß die Mittel, die sie gebrauchten, unbedingt reine Mittel waren? Das bestreite ich ganz entschieden, so hoch mir der Charakter eines Ulrich von Hutten trotz alledem noch steht. So weit ein Politiker „Idealist" überhaupt sein kann, ist Hutten es gewesen — Münzer schon viel weniger.

Aber was mich aufregte, in Verwirrung und in Erstaunen setzte, das war der „Realpolitiker", den der scharf blickende Historiker in Luther entdeckt haben will. Ich gestehe, ich mußte noch einmal lesen, bevor ich mich vergewisserte, daß ich nicht träumte. Luther, der von wirklicher Politik so gut wie nichts verstand, der sich auf diesem Gebiet immer vollkommen fremd und unheimisch fühlte, der von seinen eigenen Anhängern nur mit schwerer Mühe dazu bewogen wurde, dem Schmalkaldischen Bündnis die Sanktion zu erteilen, weil sein theologisches Gewissen sich dagegen sträubte, dem Kaiser, dem grimmigsten Feind seiner Lehre, im Kampfe gegenüberzutreten, — Luther soll ein Realpolitiker gewesen sein! Schlimmer kann man die Thatsachen wahrlich nicht mißverstehen. Leopold Ranke, der Diplomat unter den Historikern, begleitet dieses seltsame Verhalten Luthers gegenüber dem Schmalkaldischen Bündnis mit der halb anerkennenden und halb verdrießlichen Bemerkung: „klug war das nicht, aber groß!" Die Behauptung Gystrows, Luther habe das Emporkommen der Fürstengewalt vorausgesehen, ist eben — eine Behauptung. Ich gestehe, ich habe an Luther nie das geringste von politischem Scharfblick bemerkt, und mir scheint, Gystrow verwechselt zwei große historische Emanationen ein und desselben Zeitgeistes, eben der emporkommenden Neuzeit, mit einem bewußten und planmäßigen Zusammenarbeiten. Das ist eben die Psychologielosigkeit, die ich ihm in diesem Punkt zum Vorwurf mache. Ich bedauere selbst, daß ich nur Behauptung gegen Behauptung stellen kann — aber eine Geschichte der Reformation kann ich an dieser Stelle doch nicht schreiben.

Nun aber die Bauern? Und dann die „jesuitische Dialektik", dieser ganz fatale „Unterthanengehorsam" — wie soll man den Reformator davon reinwaschen? Auch mir, der ich nicht im sechzehnten, sondern am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts lebe, sind diese Dinge höchst fatal, nur daß ich es für Pflicht der geschichtlichen Sittlichkeit halte, nicht die Bedürfnisse meines Zeitalters in die Vergangenheit gewaltsam hineinzukonstruieren. Wie sich eine solche Sittlichkeit doch gleich belohnt, wie man dann gleich alles besser versteht und schließlich anerkennen muß, — daß Luther im Recht ist! Jawohl, diese „jesuitische Dialektik" erscheint als die ganz natürliche Konsequenz seiner Gedankenwelt. Luther schuf keinen neuen Inhalt, sondern, was damals wichtiger war, ein neues Formalprinzip — den Individualismus. Er erhob die Selbstverantwortlichkeit und Selbstentscheidung des Individuums in religiösen Gewissensfragen zum Prinzip. Die „Freiheit des Christmenschen" kann ich beim besten Willen nur als den Ausdruck des Glücksgefühls einer von diesem neuentdeckten Prinzip berauschten Persönlichkeit empfinden. Aber, noch einmal, dieses Prinzip war rein formaler Art und besagte nur, daß ich dieses oder jenes nicht gerade deshalb thun soll, weil es mein

Großvater oder Urgroßvater auch schon thaten, sondern — nun ja, weil Ich eben Ich bin, weil dieses Thun oder Nichtthun meiner innersten Überzeugung am meisten entspricht. Was ich aber nun thun oder nicht thun soll — diese Frage hat Luther allgemeingültig nie beantwortet. Aus innerster Überzeugung kann ich so gut getreuer Royalist, wie hitzköpfiger Radikaler werden — beides läßt sich aus der Selbstverantwortlichkeit des Individuums ganz gut ableiten. Darin kann ich absolut nicht „jesuitische Dialektik“ finden. Vielleicht wendet mir Gystrow ein, daß dann Luther nichts weiter gefunden habe, als ein Formalprinzip. Nein, nichts weiter — aber es war ungeheuer viel. Man hätte ohne dieses Prinzip aus dem mittelalterlich-feudalen Staat nie hinausgelangen können. Luther dachte freilich nicht an politische Konsequenzen. Er wollte sich einfach mit seinem Gewissen auseinandersetzen, und das that er in unerhörten Seelenkämpfen — Realpolitiker sind skrupelloser! Auf diesem, seinem eigensten Gebiet hat er eine ganz unbeugsame, eine heldenhafte Charaktergröße bewiesen. Beweis: sein Vorleben im Kloster, der Reichstag in Worms. Sobald es aber galt, die neue Form mit Inhalt anzufüllen, machte er Konzessionen — weil er davon nichts verstand, weil diese Dinge ihm gleichgültig waren. Thomas Münzer aber und die Bauern mußte Luther bekämpfen, weil diese sein Grundprinzip leugneten und die Gesellschaft auf mittelalterlich-ständischer, auf sozial-hierarchischer Basis aufbauen wollten. Luthers furchtbarste Schrift gegen die Bauern wurde vor der Schlacht bei Frankenhausen geschrieben, als man für Thüringen weit eher einen Sieg der Bauern zu erwarten hatte. Und nach der Schlacht schrieb er in den schärfsten Ausdrücken gegen die fürstlichen und adeligen Henker. Alles dieses war ihm eine furchtbar ernste Gewissensfrage, von Realpolitik keine Spur!

Bismarck hat in seinem elementaren Temperament freilich manche Ähnlichkeit mit Luther aufzuweisen — aber nicht wegen, sondern trotz seiner Realpolitik!

Ulrich von Hutten wollte es machen, wie die Italiener der Renaissance. Er wollte einfach ein richtiges Prinzip aus einer fernen Vergangenheit auf eine ganz anders geartete Gegenwart übertragen, bevor es noch im Gemüt der Zeitgenossen neugeboren und umgeschmolzen war. So handelte im besten Fall ein Charakter und ein großes agitatorisches Talent — ein wirklicher Staatsmann, aber auch ein grüblerisch dämonisches Gewissensgenie, wie Luther, handelte anders. Es stand ja nicht die Frage der Reichsgründung zur Debatte, sondern die Geburt einer neuen Weltanschauung.

Wer mein bescheidenes Wirken verfolgt hat, wird wissen, daß ich den Wert der dreißiger oder vierziger Jahre für die deutsche Geistesentwickelung nicht unterschätze — im Gegenteil! Das aber hindert mich nicht, zu erklären, daß die Wortführer jener Tage die Reformation mißverstanden haben und für dieses große historische Ereignis nur liberale oder manchmal auch reaktionär-romantische Kraftphrasen übrig hatten. Jetzt aber ist das Reich gegründet, und wir haben keine Veranlassung mehr, die Reformation anders als aus ihrer Zeit heraus zu begreifen.

Johannisburg, Ostpr. S. Lublinski.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“ von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.

Die
Gesellschaft.

Halbmonatschrift
für
Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Herausgegeben
von
M. G. Conrad und **L. Jacobowski.**

XV. Jahrgang. — 1899.
Band IV.



Minden i. W. und Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft"
J. C. C. Bruns.

Gedruckt bei J. C. C. Bruns, Minden in Westf.

Inhalts-Verzeichnis.

Inhalts-Verzeichnis.

Porträts:

Michael Georg Conrad.

Marie Stona.

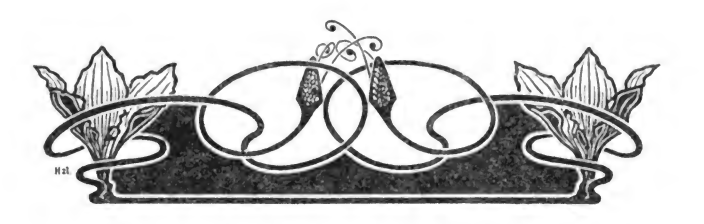
Douwes Dekker (Multatuli).



Sor. Mi. ...
3' 50



Michael Georg Conrad



Band IV. * 1899. * Heft 1.

Die Wohnungen des vierten Standes.

Von Max May.
(Heidelberg.)

Daß die Wohnungsfrage zu den wichtigsten Fragen innerhalb der Reihe von Fragen gehört, die man unrichtigerweise immer in der Einzahl bezeichnet und die soziale Frage nennt, erkennen nicht nur alle eigentlichen Sozialpolitiker, Volkswirte, Staatsmänner und Parlamentarier an, sondern es wird auch anerkannt von Ärzten und Richtern, von Geistlichen und Lehrern, von Verwaltungsbeamten und Technikern. Diese Anerkennung ist sogar nicht einmal ganz neu, und bei uns im heutigen Deutschen Reiche haben sich seit Jahrzehnten alle namhaften Centralvereine, wie der Verein für Sozialpolitik, der Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit, der Verein für öffentliche Gesundheitspflege, sehr eingehend und gründlich mit der Wohnungsfrage beschäftigt und eine Anzahl anderer Vereinigungen und Vereine von mehr oder weniger lokaler Bedeutung folgten deren Beispiel.

„Die Wohnungsfrage ist eine Lohnfrage" sagte der Referent des Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, Stadtrat Dr. K. Flesch in Frankfurt a. M., seiner Zeit, als jener Verein mehrfach die Frage in seinen Jahresversammlungen und Publikationen behandelte; aber die Wohnungsfrage ist auch eine Frage der Moral und Sittlichkeit, oder andererseits eine der Kriminalität; sie ist eine Frage der Gesundheit, nicht nur für die Schlechtwohnenden, sondern für die Allgemeinheit

schon deshalb, weil die schlechten Wohnungen die Herde der Epidemieen sind, aber auch ohnehin als Träger gewisser verheerender Krankheiten (wie Tuberkulose) erscheinen.

Als man die Wohnungsfrage als eine brennende zu betrachten begann, ging es geradeso, wie bei den anderen sozialen Fragen, die man als Arbeiterfrage zusammenfaßt, man betrachtete sie als gewissermaßen neu. Aber ebenso wie man den mangelnden Arbeiterschutz, die übermäßige Ausdehnung der Arbeitszeiten, die Ausbeutung der Arbeiter durch irgend ein Trucksystem der Arbeitgeber, die schlechte Entlohnung zahlreicher Arbeiterkategorieen u. s. w. längst im stillen beklagt, also auch erkannt hatte, doch wie neue Übel empfunden wurden, als die Industrie und der Verkehr ungeahnten Aufschwung nahmen, und andererseits der vierte Stand sich zu regen begann, um in die Politik und somit in die Verbesserungsbestrebungen für den Arbeiter selbstthätig einzugreifen, so wurde auch nach dem Aufschwung am Beginn des achten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts, speziell nach dem Aufschwung, den die Reichshauptstadt durch die Gründung des Reiches genommen hatte, die Frage der Wohnungsnot der ärmeren Klassen eine brennende, eine akute, die man von Berlin aus damals gern im Handumdrehen zu einer allgemeinen gestaltet haben und gelöst sehen wollte.

Als der Verein für Sozialpolitik 1873 in Eisenach zum erstenmal tagte, war die Frage den Berliner Sozialpolitikern nicht warm genug aufgenommen worden, aber man war damals auch der Ansicht, daß die Wohnungsfrage außer Berlin und etlichen Großstädten nur noch für die Industriestädte und Industriegebiete von Wichtigkeit sei, die damals eine so ungeheure Entwickelung begannen oder bereits genommen hatten.

Inzwischen hat sich die Anschauung erheblich geklärt, und heute weiß man, daß die Wohnungsfrage nicht nur eine offene ist für Groß- und Industriestadt, sondern für alle zunehmenden Städte und für Stadt und Land.

Wohl sind vielleicht hinsichtlich des Aufwandes für Wohnung nach wie vor die Großstädte im Vordertreffen des Übelstandes, aber was die Qualität der Wohnungen anlangt, wird den Großstädten nicht nur von Mittel- und Kleinstädten, sondern von Dörfern und Gutsbezirken der Rang sehr stark streitig gemacht. Man war in der Großstadt und deren Umgebung, die durch Vorortzüge mit der Stadt verbunden ist, weit mehr bedacht, Wohnungen für Arbeiter und andere

„kleine Leute“ zu erstellen, als an anderen Orten, und man fand als Unternehmer auch eher seine Rechnung dabei.

Dagegen müssen bekanntlich auch die Großstadtarbeiter zuweilen den dritten Teil ihres gesamten Einkommens für die Wohnung verausgaben.

So schlimm ist das in der Mittel- und Kleinstadt oder auf dem Lande (auch in Industriebezirken) denn doch nicht, aber um so größer dagegen zuweilen die Not, überhaupt Wohnung zu bekommen, und desto schauerlicher ist zuweilen das, was man eine Arbeiterwohnung nennt. Die Gesetzgebung des Reiches hat sich noch nicht damit beschäftigt, wie mindestens eine menschliche Wohnung sein muß, welchen Luftraum sie darbieten soll, wieviel Licht durch ordnungsmäßige Fenster ihr zufließen muß und wie es bezüglich sonstiger hygienischer und sittlicher Einrichtungen im Mindestmaß gehalten werden soll, aber in verschiedenen Einzelstaaten hat die Polizeibehörde eine gewisse Handhabe gegen grauenhafte Wohnungszustände und krasse Mißstände in der Benutzung irgendwelcher Räume als menschliches Obdach.

Wenn man aber, durch Beruf veranlaßt oder aus Neigung freiwillig, die Wohnungen des vierten Standes in Stadt und Land ansieht, dann begegnet man sehr oft Zuständen, die uns veranlassen müssen, jene Gesetze, Verordnungen und Dienstinstruktionen als nicht vorhanden oder nicht geübt zu betrachten.

Wenn der frühere Pastor Göhre vor längerer Zeit eine Schilderung von Wohnungszuständen auf einer Domäne oder einem großen Rittergut veröffentlichte, die allgemeines Erstaunen und eine allgemeine Entrüstung hervorrief, so haben wir es hier mit einem Massenquartier für Arbeiter zu thun. Aber nicht nur in solchen Massenquartieren für Dienstboten und Tagelöhner wohnt das Grauen, es wohnt nicht minder in den Einzelfamilienwohnungen von Knechten und Gutsarbeitern, es wohnt nicht minder in den Wohnungen von Tagelöhnern, die beim Bauer, nicht auf dem großen Gute, arbeiten, wohnt nicht minder bei Industriearbeitern, namentlich bei Hausindustriellen mit dem fabelhaft niedrigen Verdienst, wie man ihn in manchen Industrieen leider als selbstverständlich hinnimmt.

Nicht nur der Mansarden- und Keller-Bewohner der Großstadt mit seiner zahlreichen Familie und vielleicht noch Schlafgängern — weil sonst der hohe Mietzins unerschwinglich wird — wohnt grauenhaft, nein, auch der Mittelstädter, Kleinstädter und ländliche Arbeiter muß sich in wenigen engen, schlecht beleuchteten Räumen behelfen. Und

nicht nur der Lohnarbeiter allein wohnt so schlecht, es teilen sein Los auch andere schlechtgestellte Personen, kleine Beamte und Angestellte, die ja vielfach weniger Gehalt haben, als ein ordentlicher, selbst ungelernter Arbeiter Tagelohn.

Man komme einmal zu einer solchen Familie selbst auf dem Lande und sehe, wie in einem Zimmer von 12—14 Quadratmeter Fläche und etwa 2 Meter Höhe eine große Familie den Tag zubringt, und bedenke, daß in diesem Zimmer noch 3—4 Quadratmeter von einem Bett eingenommen werden, in welchem mehrere Personen die Nacht verbringen, zuweilen und öfters auch irgend ein Kranker in der Familie die Tage, dann wird einem klar, daß es sich nicht nur um Großstadt, um Industrie-Arbeiter handelt, wenn man von der Wohnungsnot spricht, sondern, daß die Not sehr weit verbreitet ist und an Stellen besteht, von denen bisher in der Diskussion über die Frage wenig oder fast gar nichts verlautete.

Ein Industrieller, der sich mit der Arbeiterwohlfahrt eingehend beschäftigt, hat kürzlich in einer der Öffentlichkeit übergebenen Rede die Bemerkung gemacht, daß die Arbeiter sehr oft schlechter wohnten, als sie zu wohnen brauchten, denn ein kleiner Beamter mit gleichem Einkommen wohne in der Regel besser.

Das kann selbstverständlich nur da zutreffen, wo der Arbeiter wirklich Wohnungen genug zur Wahl hat, und das ist wie gesagt in der großen Stadt eher der Fall, als in der kleinen und auf dem Lande, aber begründet ist es nur insofern, als die Herkunft des zu besserem Lohn gelangten Arbeiters es ihn selbst gar nicht empfinden läßt, wie schlecht er wohnt, daß aber andererseits der kleine Beamte durch ein gewisses Standesbewußtsein veranlaßt wird, größeren Aufwand für Wohnung und Kleidung zu machen, und er an zureichender Nahrung fehlen lassen muß, was er für Wohnung und Kleidung im Verhältnis zu seinem Einkommen zu viel verausgabt.

In der Sammlung von Haushaltungsrechnungen aus Arbeiterfamilien, die ich unter dem Titel: „Wie der Arbeiter lebt" *) veröffentlichte, finden sich Arbeiter, die auch entsprechend ihrer Herkunft und ihres Bildungsgrades außergewöhnlichen Aufwand für Wohnung machten, ebenso wie oder noch mehr als etwa im Einkommen gleichgestellte Angestellte.

Jede amtliche Wohnungs-Untersuchung, wie jede private der

*) 1897 bei Carl Heymann in Berlin.

Wissenschaft dienende, hat mehr oder weniger fürchterliche Zustände klargelegt, und es ist nun leider gar manche Erkenntnis in den Schreibstuben der Rathäuser oder in anderen Amtsstuben hängen geblieben, weil man seine Stadt oder seinen Bezirk nicht in Verruf bringen wollte. Dabei fehlen aber systematische Untersuchungen in kleineren Städten und Landorten oder Gutsbezirken gänzlich, soweit sie nicht etwa gelegentlich von Untersuchungen über die gesamte soziale Lage des Arbeiterstandes eines Ortes oder Bezirkes gewissermaßen nebenher bekannt gegeben wurden.*)

Ist also auch keineswegs volle Klarheit über die traurigen Zustände der Wohnungen des gesamten vierten Standes vorhanden, so wissen diejenigen, die es wissen wollen, und die, die sich wissenschaftlich damit beschäftigen, gerade schon genug, um seit Jahren mit Ernst und Energie Abhülfe zu fordern.

Aber wo wird der Ernst und die Energie angewandt, wo wird gefordert?

Etwa in Parlamenten und Bürgerkollegien?

Nein, im wesentlichen auf dem Papier und in Vereinsvorträgen.

Der Worte sind genug gewechselt, doch die Thaten reichen noch lange nicht an das Bedürfnis heran.

Als die Wohnungsfrage brennend wurde, war sie es vor allem auch für die Industriellen, die Arbeiter brauchten, um ihre Betriebe der Nachfrage nach ihren Fabrikaten entsprechend zu erweitern, war sie es für die Bergwerke, deren Produkte begehrter wurden und in größerer Menge gefördert werden mußten.

Die betreffenden Bergwerks- und Industriegebiete brauchten Zuzug von außen, selbst aus weiter Ferne, und es mußte den Zuziehenden unbedingt Obdach dargeboten werden.

Daher kam es denn, daß die Großunternehmer sich das scheinbare Verdienst erwarben, etwas gegen die Wohnungsnot gethan zu haben. Sie thaten aber nichts weiter bei ihren Wohnungsdarbietungen, was etwa eine Anerkennung verdiente, als daß sie bessere Wohnungen herstellen ließen, als sonst für Arbeiter ortsüblich waren, und daß sie diese besseren Wohnungen billiger darboten, als die Unternehmer, indem sie nur Zins und Tilgung forderten, aber keinen Gewinn, und einzelne vielleicht wirklich auch noch Zubuße gewährten.

*) Auch die von Dr. Ascher über ländliche Arbeiterwohnungen bei C. Heymann in Berlin erschienene Schrift der Centralstelle für Arbeiterwohlfahrts-Einrichtungen giebt keine klaren Bilder.

Nur selten ging aber ein Industrieunternehmer bis an das wirkliche Wohnungsbedürfnis seiner Arbeiter bei seinen Wohnungsbauten, und trotz meines ziemlich ausgedehnten Überblicks über diese Verhältnisse ist mir nur Ein Etablissement bekannt, das so viele Arbeiterwohnungen zu vergeben hat und jedem auch als Zuschuß zum Lohn darbietet, wie es verheiratete Arbeiter beschäftigt.

Sonst sind, gleichviel, ob die Arbeitgeber Häuser bauten und an ihre Arbeiter verkauften, oder ob sie nur Wohnungen zum Vermieten erstellten, in der Regel die von Industriellen hergestellten Arbeiterhäuser nicht für das Personal der betreffenden Etablissements ausreichend, ein Teil der Arbeiter, und meist der größere Teil, ist darauf verwiesen, sich eine Wohnung selbst zu beschaffen.

Da Staat und Gemeinden sowohl durch den Besitz von industriellen und bergwerklichen Betrieben, als auch von Betrieben für den Verkehr und sonstige allgemeine Zwecke (Gas- und Wasserwerke, Eisenbahnen, Pferdebahnen u. s. w.) zu den großen Arbeitgebern zählen, so mußte eigentlich auch von diesen eine zeitige Fürsorge für Arbeiterwohnungen getroffen werden, aber sie ließen sich von den Privatunternehmern lange Zeit und weitaus übertreffen oder ganz überflügeln. Staat und Gemeinden fanden Arbeiter, wo sie solcher bedurften, und überließen diese ihrem Schicksal bei der Wohnungsfürsorge. Erst in neuerer Zeit haben Gemeinden für ihre Arbeiter und Angestellten etwas Wohnungen erstellt, und Staaten haben das erst in allerneuester Zeit zu thun begonnen. Staat und Gemeinden haben überhaupt bezüglich der Wohnungsnot lange Zeit und heute noch dem krassesten Manchestertum, dem Gehenlassen gehuldigt, und selbst da, wo man sich durch Wohnungsuntersuchungen Gewißheit über Notstände verschaffte, oder, wo die Not zuweilen an die Stadträte und Armenbehörden herantrat, nur von der Hand zum Mund geholfen und keinerlei Energie gezeigt, was wohl seinen Hauptgrund in dem Umstand haben dürfte, daß die Gemeindewahlgesetze, nach Klassen zu wählen und mit Vorrechten der Hausbesitzer, Gemeindekollegien hervorbringen, die aus Selbstsucht einer Gemeindewohnungspolitik entgegenarbeiten.

Die Bekämpfung der Wohnungsnot überließen die öffentlichen Stellen der Privat-Initiative, der Gemeinnützigkeit, der genossenschaftlichen Selbsthülfe.

So entstanden wohl da und dort Bauvereine und Baugenossenschaften, Vereinigungen, die Häuser zum Vermieten bauten, und solche,

die für ihre Mitglieder bauten, und ihnen langsames Abzahlen oder Ansammeln des Baukapitals ermöglichten.

Zum Beginn der Periode, in der man sich solchen Abhülfe-Bestrebungen widmete, war es noch einigermaßen möglich, Bauplätze zu annehmbaren Preisen zu erlangen, aber von Jahr zu Jahr steigerte die Spekulation und weiteres Anwachsen der betreffenden Gemeinden die Geländepreise, so daß schon dadurch ein Fortschreiten des gemeinnützigen und genossenschaftlichen Arbeiterwohnungsbaues unmöglich gemacht wurde. Manche Genossenschaft und Baugesellschaft ging entweder ganz ein oder stellte ihre Bauthätigkeit ein. Da Privatunternehmer schon der teueren Bodenpreise halber veranlaßt waren, nur für die bessergestellten Stände zu bauen, sich aber auch weigerten, für Arbeiter zu bauen, weil die Wohnungen zu rasch abgenutzt, die Mietzinse unpünktlich oder zuweilen gar nicht bezahlt würden, bildeten sich auch gemeinnützige Vereine, die Wohnungsunterstützungen in Geld und Mobiliar gewährten, und bildeten sich Mietzinssparkassen.

Bei diesen gewährte man aus gespendeten Mitteln Prämien für pünktliche Sparer, die dann auch pünktliche Mietzinszahler waren.

Aber das alles waren doch nur nebenherlaufende, kleine Palliativmittel für die zum Teil große Wohnungsnot in einzelnen, rapid wachsenden Städten, und zwar nicht nur eigentlichen Großstädten.

Manche Städte haben der gemeinnützigen und genossenschaftlichen Bauthätigkeit Erkleckliches zum Besten der arbeitenden Klassen zu danken, und so findet man schon in den siebziger Jahren Freiburg im Breisgau mit einer stattlichen Zahl von Arbeiterwohnungen, die eine gemeinnützige Gesellschaft mit geliehenem städtischen Stiftungskapital erbaut hatte, hören wir in letzter Zeit viel von dem „Ostheim“ in Stuttgart, den Baugesellschaften in Frankfurt a. Main, Bauvereinen in Hannover und Göttingen, dem „Arbeiterheim“ in Bielefeld, von der Genossenschaft Adlershof in Berlin und noch vielen anderen Vereinigungen in verschiedenen Städten, worunter einige Zeit auch München hervorragte, aber alle diese Vereine sind entweder schon am toten Punkt angelangt oder werden es binnen kurzer Zeit. Die Genossenschaften entwickeln sich langsamer und vermögen daher längere Zeit thätig zu sein, die Aktiengesellschaften können rascher ihr Kapital und ihren Kredit zum Bauen ausnutzen, sind daher auch rascher mit ihrer Bauthätigkeit am Ende, wenn sich nicht neue, gemeinnützig denkende Aktionäre finden.

An Leihkapital fehlt es im Verhältnis wenig oder nicht, da ja Geld heute billig auf Hypothek zu haben ist.

Auch ist von seiten einer Reihe von Versicherungs-Anstalten der Invaliditäts- und Alters-Versicherung Geld zum Bau von Arbeiterwohnungen an Gemeinden, Vereine, Körperschaften und einzelne Personen — im letzteren Falle durch Gemeindevermittelung — zu billigem Zins ausgeliehen worden, und sowohl die Höhe der Beleihung der Grund- und Bau-Werte, wie die Tilgungsbedingungen waren sehr günstig für die Schuldner gestellt.

Es wäre solches Geld noch mehr vorhanden und dargeboten, denn die Bauenden können nicht alles Dargebotene verwerten, weil das Ankommen am toten Punkt hauptsächlich am Mangel an Bauplätzen liegt, aber auch an manchen Orten an den allgemeinen Bauordnungen, die auch für entferntere Zonen und Arbeiterwohnungen zu schwere Bedingungen enthalten, um billige Häuser zu erstellen. Das wesentlichste der Erschwerung zum Fortsetzen der Bauthätigkeit gemeinnütziger Vereine und Genossenschaften ist aber die Verteuerung der Bauplätze durch die Spekulanten und zuweilen die vollständige Unmöglichkeit, innerhalb des Weichbildes der Städte oder in dessen Grenzen überhaupt noch Gelände zu erwerben, das zur Erstellung von preiswerten Arbeiterwohnungen billig genug ist.

Gegen diesen Übelstand kann nur durch entsprechende Gesetzgebung geholfen werden, die dem Bodenwucher ein Ende bereitet, aber bisher hat sich noch keine Regierung und kein Landtag dafür ausgesprochen. Ob der Reichstag diese Materie anders behandeln würde, ob er sie überhaupt antastet, ist noch eine offene Frage, aber auch dann, wenn der Reichstag diese Sozialreformfrage löste, würden wohl die Regierungen noch von ihrem bisherigen Standpunkt abzubringen sein?

Würde man da, wo durch — auch vom Reiche zu berufende — Wohnungsuntersuchungs-Behörden das Bedürfnis festgestellt ist, eine entsprechende Enteignung von Baugrundstücken möglich machen, dann würden Vereine und Genossenschaften mehr leisten können, als bisher.

Es wird jedoch von Wohnungsreformern noch mehr verlangt.

Man fordert, daß Staat und Kommunalverbände selbst bauen, um der Wohnungsnot zu steuern, oder fordert deren Beihülfe mit Kapital oder Zinsgarantie. Daß, wie schon bemerkt, die Bauordnungen auch im Wege sind, würde dazu führen, Normativbestimmungen für das Reich einzuführen, und spezielle Bauordnungen für Arbeiterquartiere würden zu erlassen sein.

Solche reine Arbeiterquartiere werden aber auch wieder, sowohl von Sozialdemokraten wie auch Sozialreformern, und nicht ohne berechtigten Grund, bekämpft.

Vorerst sind aber für alle diese Forderungen, die der Sozialreformer, speziell der Wohnungsreformer, zu stellen genötigt ist, noch wenig Aussichten auf Erfüllung, und alles, was Vereine und Genossenschaften, Staat und Gemeinde bisher gethan haben, ist unzulänglich. Die Genossenschaften haben sich in letzter Zeit erheblich vermehrt und es ist innerhalb des Allgemeinen Verbandes der deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften sogar ein spezieller Unterverband für Baugenossenschaften entstanden.

Man kann auch getrost den Arbeitern, die von ihrem Lohne etwas zurücklegen können, oder die durch Zugehörigkeit zu Konsumvereinen Ersparnisse am Einkauf ihrer Lebensbedürfnisse machen, raten, sich einer Baugenossenschaft anzuschließen, die ihnen einmal früher oder später zu einem eigenen Heim verhilft, oder eine sichere, gute und preiswerte Wohnung in Miete gewährt, aber damit wird doch nur wenig geleistet sein gegenüber der thatsächlich bestehenden Wohnungsnot, die sich mit dem steten Wachsen der Bevölkerung überhaupt und speziell in Städten und Industrieorten nur vermehrt, nicht vermindert, wenn nicht kräftige Eingriffe erfolgen.

Nach wie vor werden wir ohne gründliche Reformen in den Städten den Arbeiter in 1, 2 oder 3 Zimmern treffen, die für ihn und seine Familie von 6, 8 oder 10 Köpfen viel zu klein ist, werden aber selbst noch Schlafgänger bei ihm finden, weil er die hohen Mietpreise sonst nicht zu zahlen vermag.

Gegen Zustände, wie sie Göhre — wie oben erwähnt — schilderte, gegen schlechtes Wohnen von Dienstboten, Arbeitern, Gewerbsgehülfen u. s. w., sowie gegen das Vermieten von ungesunden Wohnungen, oder das Zusammenwohnen zu vieler Personen verschiedenen Geschlechts, die nicht ein und derselben Familie angehören (Schlafgängerwesen), reichen heute schon in der Regel unsere Polizeistrafgesetze aus; wo es fehlt, das ist nur der Mangel häufigerer gründlicher Untersuchungen und der Umstand, daß man zuweilen den Bock zum Gärtner macht, daß der Ankläger und Richter mit dem Beklagten eine Person sind, wie auf Rittergütern und Domänen.

Wenn man aber auf Grund der Gesetze dem armen Teufel verbietet, Schlafgänger zu halten, dann muß man ihm ermöglichen, billiger zu wohnen, und wenn der städtische Hauswirt gewisse Räume an größere

Familien nicht vermieten darf, und dadurch die Mietpreise noch höher gehen, dann muß Staat und Gemeinde für Verbilligung sorgen. Ob wir wohl in Jahrzehnten jenen Mansarden- und Hinterhauswohnungen, in deren engen Abteilungen mit ungenügenden Fenstern, ungenügender Lüftung und ungenügenden Aborten, wo eine große Familie zusammengedrängt wohnt, und Jung und Alt, Männlein und Weiblein zusammen schläft, manchmal auch Gesunde und Kranke im gleichen Bette liegen, ob wir solchen wohl noch begegnen, in größerer Zahl begegnen werden?

Ob wir wohl nach Jahrzehnten noch sehr begreiflich finden, daß der Mann die Spelunke vom Wirtshaus und die Kinder die nasse, kalte Straße der Familienwohnung vorziehen?

Ob wir wohl nach Jahrzehnten noch den ländlichen Tagelöhner mit großer Familie in einem winzigen Stübchen mit Küche und einem Schlafraum direkt unter dem Ziegel- oder Holzdach finden, und ob der ländliche Hausindustrie-Arbeiter in solcher elenden Wohnung auch noch zugleich seine und der Seinen Arbeitsstätte hat?

Hoffen wollen wir, daß es nicht mehr so sei, und wünschen wir, daß es besser geworden sein möge, — aber für die Wahrscheinlichkeit spricht heute noch sehr wenig.

Nur, wer durch den Schauer ergriffen wird, den der Besuch jener schlechten Wohnungen des vierten Standes erzeugt, wird mit voller Energie eintreten in die Lösung der Wohnungsfrage; das Lesen auch der besten und zugleich ergreifendsten Schilderungen reicht nicht aus, da man solche kaum für Wahrheit, sondern nur für Phantasiegebilde des Dichters oder für seltene Ausnahmen ansieht.

Darum mögen die, die zur Gesetzgebung und Verwaltung berufen sind, hinabsteigen in jene Höhlen und Käfige und die Mittel beschaffen für menschenwürdige Wohnungen des vierten Standes!





M. G. Conrad als Romancier.

Von Heinrich Hubert Houben.

(Berlin.)

Ein Regensonntagnachmittag im November. Auf der Straße brennen schon die Gaslaternen, aber sie glänzen matt wie gelbe Tupfen, und es ist erst vier Uhr. Durch die Fugen der Fensterrahmen zischt ein feuchtkalter Luftstrom, der Regen perlt gegen die Scheiben, und durch seine Spuren, die kreuz und quer durcheinander schießenden Wasserstraßen, blickt mir ein ganz verzerrtes Bild der gegenüberliegenden Häuserfront entgegen.

Es ist unheimlich still, unter und über mir kein Ton, merkwürdig still; von draußen dringt nur das Sausen der elektrischen Bahn zu mir herein wie das Pfauchen eines ausbrechenden Orkans. Das ganze Haus wie ausgestorben. Ich gäb' was drum, wenn jetzt nebenan jemand Klavier übte, was ich sonst hasse wie den Tod. Wenn ich mich umdrehe, gähnt mir mein Zimmer wie ein schwarzes Loch entgegen. Genau so ist der Ausblick auf den Nachmittag. Keine Arbeitslust, ein kleiner Kater — na ja! Die Buchstaben wirbeln mir vor den Augen. Eine Unruhe hab' ich, als gäb's ein Unglück; eine Art Reisefieber, ohne Ziel. Und keine Verabredung! Im Theater nichts wie Sonntagsquark. Es ist zum Melancholischwerden! Wenn doch jemand käme und mich mitnähme, rezitiere ich nach einem alten Schulgedicht unaufhörlich. Menschen! Menschen! Ich habe Sehnsucht nach Menschen!

Mein Wunsch wirkt Wunder. Plötzlich ein Trampeln und Lachen im Treppenhaus, mir stockt der Atem vor freudiger Erwartung. Da — kräftiges Trommeln an meine Thür, und mit vielstimmigem „Mahlzeit!“ lärmt eine ganze Schar Bekannter in meine Bude hinein. Hurra! Mir fällt ein Zentner von der Brust. Es sind zwar just meine Freunde nicht, einige sogar im Gegenteil — was thut's! Es sind Menschen, die mir die Last des fürchterlichen Sonntagnachmittags abnehmen, und aufjubelnd im Innern strecke ich ihnen beide Hände entgegen. Schnell ist ein Schlachtplan entworfen. Hinaus!

Sympathisch sind mir die Kerle fast alle nicht. Aber potztausend! ich bin nun mal auf sie angewiesen, ich will versuchen, sie näher kennen

zu lernen, und mit Forschungseifer stürze ich mich auf sie. Ich frage und will sie anbohren auf ihren Inhalt hin. Bald stutze ich. Wunderliche Leute! Je länger ich mit ihnen zusammen bin, ergreift mich eine größere Scheu vor ihren unruhig flackernden Augen, vor ihren barocken Einfällen, ihrem ausschweifenden Willen und dem Minus ihrer wirklichen Thatkraft. Wie ein Alp legt sich's auf meine Brust, mir schwindelt, wie Chloroform strömt es von diesen Menschen aus, ich erliege einer hypnotischen Macht. Mit dem letzten Rest von Willenskraft springe ich auf und renne aus dem Lokal. Frische Luft! Ah!

Aber indem ich den Regen mir ins Gesicht schlagen lasse und mit Wonne die Kälte einsauge und mein Gehirn klar werden fühle, kann ich die Gedanken von diesen Personen nicht losreißen, sie ziehen mich an, ich glaube diese Probleme zu durchschauen, und das befriedigt mich innerlich. Aber wenn ich zu fragen beginne: Warum? Wozu? und Wohin? tanzen meine Gedanken wie rote Flammen. Das ist ja Wahnsinn! —

So ungefähr empfinde ich den Eindruck des M. G. Conradschen Romans „Was die Isar rauscht", wenn ich seine Kräfte ohne Widerstand auf mich wirken lasse. Und dieser Eindruck scheint mir auch der beabsichtigte zu sein. „Ein Wahnsinnswind geht durch die Welt und bläst mit seinem Gifthauch die besten Köpfe an." Das ist das unheimlich grollende Leitmotiv, das den ganzen Roman durchzieht, immer drohender anschwillt und in einer grandiosen Schlußdisharmonie, dem Tode des Bayernkönigs Ludwig, seinen alles vernichtenden Höhepunkt findet. Wie eine Sintflut bricht es herein, eine Vererbungstheorie des Jahrhunderts im großen Stil, eine Wahnsinnsdämmerung statt der Götterdämmerung, eine allgemeine Auflösung, πάντα ῥεῖ — alles fließt — sind die Schlußworte.

Und ins Praktische, Positive übersetzt? Gelderwerb ist der Losungsschrei des ausgehenden Jahrhunderts, der schmutzige Strom, der überflutend alles mit sich reißt, und dessen Wellenschlag zu widerstehen, Titanenkraft erfordert. Und wer nicht mitschwimmen will, der wandelt auf dürrem Sande, ein König Lear der Steppe.

Da ist dieser Max von Drillinger, ein interessanter Kopf. Kein dramatischer Held. Wenigstens nicht mehr. Ein Wrack. Seine Willenskraft treibt wie ein gebrochener Mast auf den Wogen der Ereignisse. Ein Pechvogel. Ursprünglich voll Kraft, Talent, Gefühl. Aber das Leben hat diesen Brunnen ausgeschöpft bis auf den letzten Tropfen. Auch er hat versucht, in dem Schmutzstrome mitzuschwimmen.

Aber der Ekel stieg ihm in den Hals, und er rettete sich aufs Trockene. Doch bleibt er am Ufer und schöpft nun muschelweise. Börsenspiel — Weiber ist das Ende. Der bloße Sinnenmensch triumphiert. Er taumelt von Genuß zu Genuß und verschmachtet vor Begierde. Ein kühler Realist, den Frauen gegenüber ein Vivisektor. Anfälle von Sentimentalität sind die Rudimente des Gefühls. Er geht den aufspritzenden Schmutzwogen ängstlich aus dem Wege, aber immer höher steigen sie, schließlich bleibt kein Ausweg mehr als — das Narrenhaus.

Schade um ihn und um das Weib, das ohne seine Liebe nicht leben kann, die schöne Leopoldine, deren üppiger Körper Glutwellen ausstrahlt, und die man bei der Lektüre des Romans neben sich atmen hört. Auch sie hat sich aus dem Schmutzstrom auf das kleine Eiland ihrer Liebe zu Drillinger geflüchtet, aber es ruht auf der morschen Stütze früherer Schuld.

Und ringsum eine einzige, glatte, glänzende Fläche Schlamm. Hier giebt es keine hochspringenden, stolzen Wellen. „Man haßt die eigenartigen Köpfe und weiß sich ihrer zu erwehren.“ Man wirft sie einfach auf den dürren Strand.

Eine schöne Gesellschaft, die da herumplätschert. Zweifellos hat den Dichter eine polemische Absicht geleitet. „Ja, ja, die Franzosen, und der ihrer würdige Zola, das sind verkommene Subjekte; an der deutschen Heiligkeit im Leben und in der Kunst gemessen die reine Fratzenhaftigkeit unseres idealen Reinmenschlichen, das wir so unübertrefflich verkörpern.“ Dieses günstige Vorurteil galt es zu zerstören, es mußte ein Exempel statuiert werden. In dem Entscheidungskampfe, der da in München, dem Schauplatz des Romans, geschlagen wird zwischen Kunstsinn und Kapitalismus, zwischen Geist und Geldsack, wird der ganzen modernen Gesellschaft ein Spiegel vorgehalten, und was sie da zu sehen bekommt, mag wohl ein geheimes Gruseln in ihr erwecken. „Ich bin kein Fabulist, erfreue mich auch keines zweiten Gesichts. Ich stehe nur auf Lebensthatsachen und reite nicht in Phantasienebeln herum.“ Diese Worte des jungen Schriftstellers Schlichting in dem Roman darf man wohl als eine Art Selbstverteidigung auffassen.

Alle die zahlreichen Existenzen, die vor uns auftauchen, huldigen gemeinster Selbstsucht nach dem Grundsatz: „Ich bitt' dich, heil'ger Florian, verschon' mein Haus, zünd' andre an.“ Lüge, Heuchelei und Niedertracht übertreffen sich selbst. Wer nicht mitthut, wird ausgestoßen; wer nicht sein Haupt unter das Joch der Gemeinheit beugt,

wird verhöhnt. Die großen Diebe, die man laufen läßt, mögen sie nun Kommerzienrat oder Professor oder sonstwie heißen, erringen Ehre und Geld und nochmal Geld, während sich die wahre Humanität — verkörpert in dem Maler Essenbach, einem deutlichen Pseudonym — in den Steinbruch flüchtet. Eine ganze, große Lumpenbagage.

Und nirgendwo gesunde Naturen? Doch, aber sie kommen nicht zur Geltung, und diese Eigenschaft des Romans verdüstert seinen Eindruck. Man sehnt sich ordentlich nach ihnen, nach diesem echten Kernmädel Flora Kuglmeyer, die mit ihrem Schatz Zwerger in den pompejanischen Gräberfeldern herumkraxelt, ein kleiner Vulkan, mit einem belustigenden Vertrauen auf ihre Kraft, mit ihrem energischen Prinzip: „Auf Gott vertrau — und um dich hau!“ Man sehnt sich nach diesem schwärmerisch veranlagten Zwerger, der aus seinem italienischen Hinterhalt seine Freunde mit 25 Seiten (!) langen Briefen bombardiert. Zum Kuckuck, weshalb halten sie sich in der Ferne, wo ein frischer Luftzug daheim so nötig wäre? Doch ihre Zeit ist noch nicht gekommen. Und dieser Dr. Erwin Hammer mit seinem knorrigen Humor und seiner unbeugsamen Willenskraft, der geniale Antipode alles Salonhaften — Bildhauer Achthuber, und wie sie alle heißen — sie kommen nicht zur Geltung, sie geben nur ihre Karte ab und damit holla! Nun ja, sie mögen wohl mit dieser Bande nichts zu thun haben, mit diesen nimmersatten Geldprotzen, diesen Hyänen der Kunst und Natur gleicherseits. Der Kapitalismus herrscht hier, der „amerikanische Mensch“, eine Automatenexistenz, vor der Natur und Kunst fliehen. In seinem letzten Roman „In purpurner Finsternis“ hat Conrad die Konsequenzen dieses Zustandes gezogen und das Bild dieses amerikanischen Menschen par excellence in den Teutalenten drastisch gezeichnet.

München ist die Stadt, die sich das alles von dem Dichter gefallen lassen muß, der nach seinem eigenen Geständnis nur in ihr leben kann. Das Lokalkolorit ist streng gewahrt. Mit Recht. Auch dem Leser ist es stets eine Art Beruhigung, festen Boden unter den Füßen zu haben; es ist wie eine Kontrolle. Doch ist darin zweifellos zuviel gethan. Die zum Teil zu weit ausgesponnenen Betrachtungen über Münchener Land und Leute interessieren schon mehr. Überhaupt quillt eine Überfülle von Stoff aus dem Ganzen hervor, ein imponierender Reichtum an Ideen und Problemen; wir fühlen den Drang eines Geistes, dem viel gegeben und der viel zu geben vermag, der viel in sich aufgenommen und viel erlebt hat. Das ist ein eminenter Vorzug des Romans. Der geistige Inhalt ist hochbedeutend. Conrad hat einen umfassenden Über-

blick über das Leben, wie ihn — zufällige Ausnahmen zugegeben — höchstens der Journalist erlangen kann, der die Welt durchwandert mit der Feder in der Hand. In der That scheint der glänzende Journalist in Conrad manche seiner Lieblingsideen in den Roman herübergerettet zu haben, daher auch das unkünstlerische Hervordrängen einzelner Probleme.

Doch darüber hinweg hilft uns dann die gesunde Realistik der Schilderung, ihre Drastik und Unmittelbarkeit, die Schärfe der Beobachtung, die wahre Triumphe feiert. Wir freuen uns unserer eigenen Phantasie, wir sitzen wie im Theater, und vor uns treten Menschen auf von Fleisch und Blut, das sind keine Bretter, die die Welt bedeuten, sie sind es. Und wir freuen uns auch des famosen Stils, der diesen realistischen Eindruck wesentlich fördert. Er besitzt noch nicht die künstlerische Ausgeglichenheit der letzten Werke des Dichters, aber er hat etwas frischfröhlich Dreinschlagendes, Draufgängerisches, einen kecken Übermut jugendlicher Kraftfülle, Farbe und Verve. Die moderne Litteratur und nicht zuletzt Conrad haben das große Verdienst, der Schriftsprache eine Unmasse von Worten wiedererobert zu haben, um die eine im Kunstpelz daherkommende Prüderie sie ein Jahrhundert lang bestohlen. Hei, wie werden nach einigen Menschenaltern, wenn erst die augenblickliche Litteratur für die Sprachwissenschaft gegenständlich sein wird, unsere Philologen Zeter und Mordio schreien über die Kühnheit der Jungdeutschen, Worte gedruckt zu haben, die aus jedem Lexikon für Sitte und Lebensart verpönt waren, aber etwas von kernigem deutschen Geiste in sich tragen, daß einem das Herz im Leibe lacht. Aber damit haben wir mit einem Schlage eine unvergleichlich größere Ausdrucksfähigkeit erlangt, die enge Grenze der Sprachmöglichkeit ist unendlich erweitert. Und das ist ein Glück. —

Trotz aller dieser Vorzüge aber legen wir diesen Roman mit einer grübelnden Unruhe aus der Hand. Es ist ein regelrechter Roman des Nebeneinander, den Conrad hier wieder zu Ehren gebracht hat — abgesehen vom Schluß umfaßt er einen Zeitraum von drei, vier Tagen —, und in der That erinnerte mich die Verknüpfung der zahlreichen Fäden vielfach an den Erfinder jenes Namens, an Karl Gutzkow.

Ausgerechnet zum zehnjährigen Jubiläum erscheint die 4. Auflage des Werkes; kein übler Erfolg für den ersten realistischen Roman. 1889 wirkte er wie ein Schuß in den Nebel. Ist auch heute noch nicht klarer Himmel, so sind doch die Massen in Bewegung, und mancher

Sonnenstrahl hat sich durchgerungen. Ein Heerrufer zum Streite gewesen zu sein, dies Verdienst wird M. G. Conrad bleiben, und dieser sein Roman wird als erstes Feldzeichen seine historische Bedeutung nie verlieren. Bei seiner Beurteilung wird man dies nie außer Acht lassen dürfen.

Aber der Dichter hat die Kritik von einer anderen Seite herausgefordert. Er hat diesen ersten Münchener Roman zu einer Trilogie erweitert, die als solche auch ein Torso zu bleiben bestimmt scheint. Vor allem der zweite Roman „Die klugen Jungfrauen" ist geradezu ein Schlüssel zum Verständnis des ersten.

In dem zweiten Roman sind Fäden des ersten wieder aufgenommen, nicht alle; manche sind zu einem dürftigen Ende verknotet oder gar einfach abgeschnitten. Mit Zola kann man in diesem Punkte Conrad nicht vergleichen. Die wissenschaftliche Genauigkeit des Franzosen fehlt den heißblütigen Münchener Romanen völlig. Die drei als Ganzes genommen, zeigen unzählige fallen gelassene Maschen. Die Art, wie die Personen wieder auftreten, hat mit der historischen Reihenfolge der Zolaschen Werke nichts zu thun; sie erinnert mehr an die Art, wie Kielland seine Figuren wiederkehren läßt. Conrad hat später die Serie einen „Panorama-Romancyklus" genannt und mit Recht. Die Technik der Romane hat etwas Impressionistisches. Wo der Blick des Dichters ruht, schaut er mit einer ernsten visionären Tiefe und Schärfe, daß sich die einzelnen Situationen zu grandioser Plastik herausdrängen. Das übrige verschwimmt in einer ungewissen Farbenmischung und einem manchmal wirren Gestaltengewimmel.

Komposition! Die leidige Forderung! Nicht die erste, aber dennoch unumgängliche. Ihre Wirkung ist nicht zu unterschätzen. Die heutige Litteratur zersplittert sich in Skizzen, Stimmungs- und Augenblicksbildern. Das kann nicht das Ende sein. Es sind nur nützliche Studien. Vor allem ist die straffe Komposition die erste Bedingung, die neue Kunst populär zu machen.

Beide Romane — ich meine den ersten und zweiten der Serie, den dritten, „Die Beichte des Narren", schalte ich ganz aus — haben ihre Nachteile und Vorzüge. Der erste hat die bunte Mannigfaltigkeit der Figuren und Schauplätze, die Fülle origineller Menschen und Interessen für sich. Dem zweiten fehlen diese Eigenschaften vielfach, z. B. leiden alle die Frauen desselben an einer Zolaschen Sinnlichkeit, die sie ziemlich ähnlich färbt. Aber Szenen wie die Kegelgesellschaft und die Logensitzung in „Die klugen Jungfrauen" — wenn sie auch that-

sächlich ein Drittel des ganzen Romans ausmachen — kann sich der erste Teil der Serie nicht rühmen. Dafür aber besitzt dieser einige Momente erschütterndster, rührendster Tragik, wie das Verhältnis Drillingers zu seiner alten Haushälterin Brigitte — meinem Gefühl nach eine der besten Figuren des ganzen Werkes — und die Szenen zwischen Leopoldine und ihren Kindern gegen Ende des Buches. Zu entschädigen vermag aber im zweiten Roman wieder das energische Hervortreten der Personen, die wir in der Gewitterstimmung des ersten so sehnlichst herbeiwünschen. Joseph Zwerger, Flora Kuglmeyer und Dr. Erwin Hammer treten in Aktion, zu ihnen gesellt sich noch die prächtige Gestalt des Obersten von Gotteswinter. Es weht eine frische Brise über die Köpfe der „klugen Jungfrauen". Das Wort des Dichters nimmt Gestalt an: „Es war ein stürmender Jubel in den Seelen und ein Glaube an das Licht und Hoffnungen unendlich wie Meere." Und deshalb ist mir der zweite Roman lieber. Das Ganze hat einen erhebenden Abschluß. „Der Adelsmensch kann nur in der Helle leben, Helle in sich, Helle um sich," heißt es in der „Beichte des Narren". Von dieser Helle sehen wir am Ende ein beinahe zu großes Stück. Aber des einen Helden, Zwergers, stolzes Wort: „Ich bin eine Kraft" bethätigt sich; die Adelsmenschen, in dem Bewußtsein, in der sie umgebenden Sumpfluft ersticken zu müssen, haben die Kraft, sich frei zu machen, und unsere Wünsche und frohen Hoffnungen und vor allem unsere bewundernde Achtung begleiten sie auf ihrem ferneren Weg, auch ohne daß ihnen plötzlich Fortuna so übermäßig freigebig ihr Füllhorn ausstreut. Wir sind ruhig in dem Bewußtsein, daß sie leisten können, was sie erstreben. Wir frohlocken, daß aus dem allgemeinen Aschenhaufen ein Vogel Phönix mit mächtigem Flügelschlag aufsteigt. Wohin? Nun, sonnenwärts! Ist das nicht genug?



Aphorismen.

Von Leo Berg.

(Berlin.)



I.

Zur Psychologie des Einzigen.

1.

Es entsteht ein typischer Unterschied, ob ein großer Geist, ein starker Kerl in einer Zeit auftritt, wenn nur kleinere sind oder wenn dagegen ein größerer existiert. In jenem Falle ist er immer positiv und produktiv, auch wenn er nur zerstört und im allgemeinen negativ bleibt. Im andern Fall, so er sich nicht unterordnet, bleibt er der Rebell, der Anarchist, selbst wenn er schöpferisch thätig ist. So sind z. B. Lessing und Kant ganz positiv geworden, während Börne, Byron, Heine sich mit dem Fluche des Neides beluden, obwohl sie doch thatsächlich mehr Positives hatten und wollten als Lessing oder Kant. Schiller stand vor derselben Gefahr, ordnete sich aber dem Herrn von Weimar unter, woraus dann die Litteraturhistoriker die schöne Seelenharmonie Gleichstrebender gemacht haben, während doch Schiller thatsächlich sein Verhältnis zu Goethe nie anders als das eines bekehrten und getreuen Ritters empfunden hat. Er spricht nie anders mit ihm, als im Tone ergebenster Reverenz, was aber niemand aus den Briefen herauslesen zu können scheint. — Heute ist Nietzsche positiv, weil er der einzige ist. Das ist überhaupt das Wesentliche des Produktiven, der Herr sein will: man muß der Einzige sein oder sich zum Einzigen machen. Man muß sich in die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft seines Berufs konzentrieren, oder man muß seine Konkurrenten totschlagen. Deshalb sind auch alle ersten, alle Anfänger von Künsten und Wissenschaften produktiv, weil sie die einzigen waren. Kameraden hat ein König im Genieland so wenig, wie ein irdischer Kaiser oder König. Die Einsamkeit ist der Fluch und der Segen aller Könige.

2.

Wer produktiv, überhaupt eine Persönlichkeit ist, der soll nicht mit seinesgleichen verkehren, auch nicht mit jemandem, der größer ist und mehr aus sich zu machen weiß. Er wird dann entweder in ständi-

gem Kampfe unterliegen, oder unterdrückt werden, oder sich doch wenigstens unterdrückt fühlen. Man schare vielmehr um sich, wenn man die Einsamkeit nicht mag oder nicht ertragen kann, einen Kreis schwächerer, jüngerer, unreiferer, hülfloserer, kurz unfreierer Menschen, die sich leiten lassen, und die man noch reich machen kann. Man hat dann das genußreiche Gefühl, nützlich und wichtig zugleich zu sein. So wird man ein Mittelpunkt, eine Zentralsonne, so macht man sich zum Gott. Freilich wird man dann auch sehr viele Götterenttäuschungen erleben: den allmählichen Abfall seiner Getreuen, wenn sie keinen Vorteil mehr von einem haben, oder wenn sie selbst anfangen, sich als junge Sonne zu fühlen; Undank und Selbständigkeit seiner Jünger. Auch geht man so ganz leise und sanft der Verphilisterung entgegen. Es ist zu kostspielig, ein Gott zu sein. Die Wenigsten ahnen es, daß, was die Götter den Menschen an Opfer dargebracht haben, mehr ist und köstlicher, eben göttlicher als alle Menschenopfer zusammengenommen. Es zeigt das die Geschichte des alten Jehova. Um den Menschen verständlich zu werden, machte er sich am Ende zum Menschen. Die Menschwerdung Gottes war das göttliche Gegenopfer. Und die Verphilisterung des Genies ist der Dank des Genies für seine Vergötterung durch die Philister. Es zeigte das in unserer Zeit Victor Hugo und Richard Wagner und alle, die einen Erfolg gehabt haben. An der Klippe des Philisteriums schifft nur glücklich vorbei, wer ohne Erfolg stirbt. (Forts. folgt.)



Zwei Gedichte*) von Hermann Conradi.

Frieden.

Ich flüchte aus dem Marktgedränge,
Das mich zu Tod' hat müd' gemacht,
In deine traumumlaubten Gänge,
In deine süße, dunkle Enge,
O schattenscheue, stille Nacht!
Das Trostgeschmiege deiner Schleier
Deck' um dies angstverzehrte Herz,
Daß es in deiner Segensfeier
Vergesse seinen letzten Schmerz!

Es stand der Horizont in Gluten,
Nun stirbt der Feuer Brandgeloh'!
Das letzte Weh will sacht verbluten —
Ich höre sie vorüberfluten
Die Siege, denen ich entfloh!
Du ziehst mich auf dein Balsamlager,
Geliebte Sterngebärerin,
Und es erlischt dem müden Klager
Die letzte seiner Phantasie'n . .

*) Beide fehlen in den „Liedern eines Sünders“. Ich denke, sie werden in ihrer dämonischen Kraft und Schönheit der Conradi-Gemeinde ein Weihegeschenk sein. — Eine Conradi-Biographie wird vorbereitet. Wer wird uns eine Sammlung seiner Romane, Novellen, Essays und Gedichte bescheren? L. J.

Nun ward ich ganz, so ganz dein eigen,
Und jede Unrast ist gebannt —
Dein großes, dein gewalt'ges Schweigen,
Vor dem sich alle Stürme neigen,
Trug mich in meiner Sehnsucht Land . .
Ein unbegreiflich süß Ermatten
Löst meines Leibes Gliederhaft —
Vorüberhuscht der letzte Schatten,
Und es verströmt die letzte Kraft . . .

Der verlorene Sohn.

Mein Mütterlein, zu dieser Stund',
Zu dieser Stund' in tiefer Nacht
Bist du aus leisem, kurzem Schlaf
Wohl jählings, jählings aufgewacht!
Du fährst empor und starrst und horchst;
Und eine bange Ahnung schwirrt
Dir durch die angstumschnürte Brust:
Daß ruhelos dein Kind noch irrt . . . . .

Noch irrt auf fernem, fremdem Pfad,
Noch irrt in später, schwarzer Nacht —
Du aber weißt nicht seine Spur,
Weißt nicht, was es so ruh'los macht . . .
Weißt nur, daß es aus dieser Not
Die Mutterliebe einzig risse,
Und möchtest wohl es suchen geh'n
Durch schwarze, schwarze Finsternisse . . .

Mein Mütterlein, dein armes Kind,
Es sucht dich nicht in seinen Ängsten,
Es taumelt durch die Nebelnacht,
Geschleift von seines Dämons Hengsten.
Hei! Wie es brennt in seiner Brust!
Wie schnürt's die Kehle ihm zusammen!
O Mutter, deine milde Hand
Beschwor mir nicht die Wahnsinnsflammen.

Mein Mütterlein, laß ab, laß ab!
Das du in Schmerzen einst geboren,
Dein Kind, du hast es einmal doch
An diesem Tage — ach, verloren!
Es fragt nichts mehr nach deiner Lust —
Es fragt nichts mehr nach deinem Kummer,
An seiner Leidenschaften Brust
Erwürgt es deiner Nächte Schlummer . . .

Mein Mütterlein, wenn's dich verzehrt,
Daß du dein Kind hast lassen müssen,
Dann ruh' dich auf der Bahre aus
Von deines Lebens Kümmernissen . . .
Dann schließ' die müden Augen zu,
Die oft um mich in Thränen lagen —
Dann laß zur allerletzten Ruh'
Dich heimlich auf den Kirchhof tragen . . .

Vielleicht bin ich des Wanderns müd',
Und ist die Unrast all' verlodert —
Vielleicht, daß dann mein Schicksal mich
Dort rasten läßt, wo du vermodert . . .
Dann sind wir beide ganz allein,
Und uns're Liebe darf nicht säumen — —
Dann will ich meines Lebens Traum
Mit dir noch einmal still durchträumen.

Dann will ich alles dir gesteh'n —
Wie Schuld auf Schuld sich lud, dir sagen —
Dann will ich mit dir heimwärts geh'n
Zu meines Lebens ersten Tagen . .
Mein totes Mütterlein, dann giebt
Es nichts, was dir verborgen bliebe —
Dann weißt du, wie ich dich geliebt
Und doch verraten deine Liebe!

Dann weißt du, wie es plötzlich mich
Mit heißem Atem angepfiffen —
Wie es in meine Seele schlug,
Das Feuer, dampfend, unbegriffen —
Wie es versengend mich gepackt,
Mich weggespült von deinem Herzen:
Ich schoß, ein Glutenkatarakt,
Ins Thal der Wonnen und der Schmerzen.

Mein Leben troff von Duft einmal —
Vom Duft der Rosen und Narzissen ...
Mein Denken war ein Morgenstrahl,
Entbrochen schwarzen Finsternissen —
Ich lebte! O mein Mütterlein —
Und riß, umsprüht von Freudenfunken,
Die Sphären an mein Bruderherz,
Von Weltenmelodieen trunken ......

An ihrem Leib bin ich zerschellt,
Und all' mein Denken ist verpestet — —
So irr' ich ruh'los durch die Welt,
Ein Narr, verzweiflungsqualgemästet . .
Nicht grünt mein müder Wanderstab
Ein zweites Mal zur Sündensühne —
Kein Gott nimmt meine Reue ab
Und hebt von mir der Schuld Lawine.

Aus weißem Kelch den gelben Wein
Goß ich ins rote Blut der Wunden — —
Nur einmal wollt' ich stille sein,
Nur einmal von der Schmach gesunden!
Die aber preßt mich fest und läßt
Mich nicht aus ihren erz'nen Krallen —
Von Blut und Kot und Schweiß genäßt,
Schleif' ich durchs Leben, fluchverfallen ..—

Ja, Mutter, stirb! Und bist du tot,
Dann wollen wir, ein seltsam' Pärchen,
Vom Abend- bis zum Morgenrot
Eins plaudern von dem tollen Märchen,
Dem mich das Schicksal auserwählt,
Mich brav — recht brav drin auszuleben —
Und hab' ich's dir dann auserzählt,
Hast du auch schweigend mir vergeben ...

Dann reck' ich hoch mein Haupt empor —
Und bei des Tages ersten Grüßen
Schmeiß ich den eklen Erdenstaub
Von meinen wandermüden Füßen . . .
Es fliegt der Filz ins feuchte Gras,
Ich rüste mich zum letzten Traume —
Zerbreche meinen Knotenstock
Und häng' mich auf am nächsten Baume ..—



Die Bullendorfer.

Eine altfränkische Dorfgeschichte von Michael Georg Conrad.

(München.)

Die Leute von Bullendorf sind nie wegen ihrer Friedensliebe berühmt gewesen.

Ein zänkisches Nest seit den Bauernkriegszeiten. Die ältesten Landsknechte hatten's nicht anders gewußt. Kam einer von Bullendorf daher, galt's auf der Hut zu sein. Blicke, Worte, Fäuste, Spieße rebellten gleich los.

Und so blieb's im Wandel der Zeiten und der Landesväter. Bei der geringsten Veranlassung setzte es gleich einen Mordsspektakel in der Gemeinde. Bürgermeister und Gemeindediener, Pfarrer und Lehrer, Hirt und Totengräber, Nachtwächter und Flurschütz, Bauer und Handwerker, Geldprotz und Armenhäusler — wenn die Wetterfahne auf Krakehl stand, gab keiner dem andern etwas nach.

Das war nun einmal so. Das gehörte zum Bullendorfer Christentum.

Die Leute waren in frühen Jahrhunderten papistisch und hatten eine wunderthätige Gnadenkapelle. Dann wurden sie lutherisch und bilderstürmerisch, zerstörten die Kapelle und hieben den steinernen Heiligen die Nasen und die Hände weg, oder warfen sie von den Sockeln. Das war ihre Reformation.

Bald kam ein anderer Landesherr, der brachte die Gegenreformation. Die Heiligen wurden wieder geflickt und auf den geweihten Platz gestellt. Aber mit der wunderthätigen Gnade war's vorbei, der Zauber war gebrochen. Ein neuer politischer Herrenwechsel hätte noch einmal das lutherische Evangelium bringen können, die Ketzerei war festgesessen in Bullendorf.

Seit hundert Jahren sind die Bullendorfer königlich bayrisch, während sie früher in raschem Wechsel bald würzburgisch, bald brandenburgisch-onolzbachisch, ja, sogar einmal im Würfelspiel dynastischer Besitzverteilung großherzoglich toskanisch und vierzehn Tage lang römisch-kirchenstaatlich gewesen sind. Im seligen alten deutschen Reich!

Doch die Bullendorfer blieben die Bullendorfer, und bei allem Hinundher der Politik und Konfession hielten sie fest an ihrem Nest und ihrer Art. Das war die Hauptsache. Denn Nest und Art gefiel ihnen. Das war ihr Stolz. So wie sie waren, waren sie ganz nach ihrem Geschmack. Sie wünschten sich bei Leibe nicht anders, nicht einmal am kalendermäßigen Bußtag. Der liebe Gott mußte das schon verstehen; denn so hatte er's ihnen ins Blut gelegt. Da konnte auch keine Lehre und Vermahnung helfen, weder von geistlicher noch weltlicher Obrigkeit.

Das Dorf lag einsam und abgeschlossen in einer weiten Thalmulde der hügeligen Landschaft zwischen Tauber- und Maingrund.

Stundenweit war kein anderes Dorf zu sehen, und wenn man auf den Turm geklettert wäre und hätte sich dem mächtigen Wetterhahn auf den Kopf gestellt: weit und breit nichts am Horizont als Hügelwellen hintereinander, einige mit dunklem Föhrenwald — und alles nur Bullendorfer Markung.

In einigen Lagen fanden sich von alters her auch Weinberge.

Jedoch das Gewächs erfuhr keine Veredlung. Selbst bei friedfertiger gearteten Leuten hätte dieser Wein nicht erheiternd und sänftigend auf das Gemüt gewirkt. Die Bullendorfer hielten gewissenhaft darauf, ihn als Most wegzutrinken bis auf den letzten Tropfen. Das war die gefährlichste Zeit im Jahr.

Bei dem Rufe, dessen sich die Bullendorfer erfreuten, war's verständlich, daß der Staat ihre Weltabgeschiedenheit achtete und sie nicht mit Eisenbahn und Weltverkehr in ihrem Fürsichsein stören wollte. So wurden die Bullendorfer auch nicht von der neumodischen Zivilisation belästigt. Die folgt den Schienen mit Vorliebe und scheut die weiten, beschwerlichen Umwege, wenn sie doch schließlich nur bei unwilligen und ungastlichen Herrschaften ankommt. An der äußersten Grenze der Bullendorfer Markung, der Wind konnte gehen, woher er wollte, und wenn man das Ohr noch so spitzte: es war kein Lokomotiv-Pfiff zu hören.

Konnte man sich als Bullendorfer die Eisenbahn, den Weltverkehr, die neumodische Zivilisation und ihre guten und schlechten Früchte vom Halse halten, die neumodische Politik konnte man nicht abweisen. Die ließ sich den weiten, holperigen Weg nicht verdrießen und scheute sich auch nicht vor dem schlimmen Ruf der Bullendorfer. Es machte ihr Spaß, mit diesen Kerls anzubinden. Sie kam, wie man zu alten Vettern kommt.

Waren es früher nur kleine Gemeinde-Angelegenheiten, die den Leuten in die Krone stiegen und das ganze Oberstübchen durcheinander brachten, so kamen jetzt Streitgegenstände von ganz anderem Kaliber. Ja, der Bismarck und die Preußen und das neue deutsche Reich und die neuen Parteien — alle Wetter! Der hundertjährige Kalender hat nichts davon prophezeit.

Nun war plötzlich die Bescherung da. Das siebziger Jahr, natürlich diese Galgenziffer! Aber wozu wär' man Bullendorfer, wenn man nicht auch das Geblüt und die Grütze für die große Politik hätte? Mischte sich nicht etwas wie Wahlverwandtschaft hinein zwischen den altmodischen Bullendorfern und der neumodischen Reichspolitik?

Und wozu hätte man die großen Köpfe und die großen Töpfe in der großmächtigen Gemeinde, wenn man sie nicht auch von Reichswegen zum Brodeln und Überlaufen bringen sollte? Und der Militarismus und was alles drum und dran hängt — den Beruf zum Heldentum wird man den Bullendorfern nicht absprechen wollen? Braucht man da sich etwa zu fürchten vor den neuen blutigen Geschichten? Aber jetzt erst recht nicht. Extra nicht. Und die Bullendorfer maßen sich mit ver-

dächtigen Blicken und fraßen sich in ihrer zänkischen Art in maßlose Gereiztheit hinein. Bald redeten sie sich ein, daß sie seither wie in der friedsamsten Idylle gelebt. Unerhört, ihnen die Welt vor der Nase auszuwechseln!

Nun konnte der Tanz losgehen. Die Alten gegen die Jungen, die Eingesessenen gegen die Eingewanderten — das Kampfbild erweiterte sich immer reizvoller.

Da waren zwei Hauptpolitiker aus dem Schwabenland. Der Schuster Hüngerle und der Schneider Kümmerle. Schicksalstücke hatte sie nach Bullendorf verschlagen. Nach schweren Gefechten hatten sie sich das volle Bürger- und Heimatrecht in der berühmten Gemeinde erkämpft.

Aber diese Opfer! Der Bürgermeister Kaspar Quast wurde gestürzt, und der Lehrer Leonhard Stopfel verlor seine Stelle, weil sie den schwäbischen Eindringlingen die Stange hielten, und die Pfarrersköchin wurde unmöglich und mußte sich von ihrem Amt ins Privatleben zurückziehen, weil sie dem schöner gewachsenen und sogar in der Beredtsamkeit dem Pfarrherrn überlegenen Schuster Hüngerle auf alle Weise neue Kundschaft, selbst unter den widerspenstigen Männern, zuzutreiben wußte. Und wie holdselig der verschmitzte Hüngerle dem weiblichen Geschlecht das Maß zu nehmen wußte!

Das alles konnte der Pfarrherr nicht dulden. Die Pfarrersköchin fügte sich resolut in ihr Schicksal. So oder so — die Sache mußte ihr zum besten geraten. Der geistliche Herr wird ja bald merken, daß er sich ins eigene liebe Fleisch geschnitten.

Übler stand's um den Lehrer. In Verzweiflung, jemals wieder eine so schöne Strafstelle wie Bullendorf zu erhalten, that er sich ein Leid an und ward nicht mehr gesehen. Wenigstens deuteten sich die Bullendorfer sein Verschwinden mit einem tragischen Ausgang.

Kaspar Quast drückte sich in die Ecke und sprach hinfort öffentlich kein Wort mehr. Mithin hatte er als echter Bullendorfer den Verstand verloren. Nur ein unheilbar Verrückter konnte in der Gemeinde das Maul halten. Schweigsamkeit war gegen alle Tradition. Ein richtiges Ortskind kam überhaupt gleich mit mehreren Zungen zur Welt.

Seit diesem schwäbischen Triumph war das politische Durcheinander aufs höchste gestiegen in der lieblichen Gemeinde. Allmählich schlugen jedoch zwei Hauptparteien durch: die fränkische oder schwarze, die schwäbische oder rote.

Schwach an Zahl war die rote Partei. Freilich hatte sie die Jugend für sich. Auch war sie nicht um Pfiffe und Kniffe verlegen, Anhänger

zu werben. Die Schwarzen hängten ihr den Spottnamen an: Hunger- und Kummerpartei. Die Roten replizierten: Schlappschwänze.

In der Fastenpredigt kanzelte der Pfarrer die Roten ab. Er nannte sie Wölfe im Schafspelze. Flugs drehten die Roten den Spieß um und titulierten die Schwarzen: Schafe im Wolfsfell. Sie möchten brüllen, man höre aber immer nur bähbäh. Der Pfarrer schrie: „Kirchenfeinde! Atheisten!“ und drohte mit dem kleinen und großen Bann. Noch wußte er seine neue diplomatisierende Köchin auf seiner Seite, und da sie jung und stramm war, that er sehr mutig.

Bei der nächsten Bürgermeisterwahl den alten Protzenbauer Peter Rausch an die Spitze der Gemeinde zu bringen, bot der Pfarrer jetzt schon Himmel und Hölle auf. „Der schwarze Peter Arbuez,“ höhnte die schwäbische Partei und streute fabelhafte Greuelgeschichten aus.

Der Meßner kam nicht mehr aus dem Wirtshaus, den Gegnern hinterm Bier- oder Mostglas Widerstand zu halten. Litt sein heiliger Dienst unter den alkoholischen Anstrengungen, tröstete er sich, daß der Zweck das Mittel heilige.

Der Pfarrer wetterte von der Kanzel: Bullendorf verfalle dem Satan und seiner höllischen Macht mit Haut und Haar, wenn der Peter Rausch nicht gewählt werde, ein solcher Musterbauer und Musterchrist! Ein solcher heiligmäßiger Mann! Der hätte das Zeug zu einem Reichskanzler, zu einem Kardinal, wenn er nicht als einfacher Bullendorfer und Bürgermeister dem Reiche Gottes nützlicher wäre! Wer wider Peter Rausch sei, streite gegen Gott, gegen die ganze heilige Dreieinigkeit!

Der Aufruhr im Dorf wuchs ins ungeheure. Es war ein Krieg aller gegen alle.

Die Nachttöpfe, die so schön in der Sonne auf den Stakettenzäunen glänzten, gingen heimlich in Scherben, wie durch ein Wunder. Fensterscheiben wurden von unsichtbaren Händen eingeschlagen. Schlöte stürzten ein. Scheuernthore bekamen Beine und liefen davon. Pflüge und Karren wechselten nächtlich ihren Standort oder kletterten auf die höchsten Dächer. Räder machten sich los und rollten davon oder hingen sich auf die Bäume. Hunde wurden totgeschlagen, der Meßner halb totgeprügelt, der Totengräber am Kammerfenster der Pfarrersköchin angebunden im bloßen Hemd. Und o Graus: der geistliche Herr fand eines Sonntags in aller Herrgottsfrühe seinen alten Hosenlatz über einem neuen Unterrock an der Kirchenthür angenagelt! Und so hoch und so fest war die gotteslästerliche Trophäe befestigt, daß sich die verspätetsten

Kirchengänger noch an dem Anblick entsetzen konnten. Der Teufel war los in Bullendorf.

Alles überschlagen, konnte keine Partei im voraus wissen, wem nun die Herrschaft über den frommen Ort zufallen würde, so merkwürdig zuckte das Zünglein an der Wage.

Und nach der Bürgermeisterwahl standen Landtags- und Reichstagswahlen in Sicht, Ereignisse, die früher, trotz alles Kampfgeschreis, stets so zweifelsohne nach den Gedanken des dirigierenden Pfarrherrn sich abspielten. Aber jetzt? Nach der offenen Verhöhnung der geistlichen Autorität an der Kirchenthür? Nach der Blasphemie am Kammerfenster der Pfarrersköchin?

Der Pfarrer war so erregt, daß er zuweilen beim Lesen seiner Gebete unwillkürlich die saftigsten Flüche einschaltete.

Sein ganzes Vertrauen stand auf der Pfiffigkeit und Wohlhabenheit seines Peter Rausch. Geld giebt Macht. Der alte Rausch war der reichste Bauer, und viele hingen bei ihm in der Kreide. Aber der Pfarrer sprach zu ihm: „Irdische Schätze sind Dreck vor Gott, ich baue auf Deinen Schatz an Frömmigkeit und guten Werken, strauchle nicht, mein Sohn. Du bist Petrus, das heißt ein Fels. Steh fest! Bleib mir treu! Mit Dir steht und fällt Bullendorf."

Die roten Hauptpolitiker, Hüngerle und Kümmerle, verhielten sich plötzlich auffallend ruhig. Mit einer gewissen überlegenen Freundlichkeit grüßten sie ihre erklärten Gegner auf der Gasse, und es war ganz unmöglich, sie im Wirtshaus in einen Streit zu verwickeln.

„Wir können's abwarten," antworteten sie ausweichend auf jede verfängliche Frage nach ihren Zukunfts-Absichten und hatten dabei ein verzwicktes Lächeln, das die Frager verwirrte.

„Jetzt die schaut an!" dachten die Abgeführten. „Was wollen die Spitzbuben eigentlich?" Das war eine ganz neue Tonart für Bullendorf.

Der dritte im roten Bunde der ruhig Überlegenen war der Nachfolger des verunglückten Herrn Stopfel, der blutjunge Lehrer Feuerbach, der überhaupt nicht Miene machte, als ob er Bullendorf als einen Strafposten betrachte, sondern eher als eine kuriose Beobachtungs- und Versuchsanstalt.

„Jetzt den schaut an!" dachten die Überraschten wieder. „Für wen hält uns denn eigentlich der Schulmeister?"

Hüngerle, Kümmerle und Feuerbach schienen wie Verschworene durch das aufgeregte, lärmende Bullendorf zu gehen. Je näher der

entscheidende Tag heranrückte, desto gefaßter und schweigsamer wurden sie. Mit ihren Gesinnungsgenossen — man hatte hauptsächlich junge ärmere Teufel in Verdacht — schienen sie sich durch geheime Zeichen zu verständigen. Es war einfach unheimlich. Menschen, die einem zuwider sind, weil sie allerlei Umstürzlereien im Schilde führen, und an die man nicht heran kann, weil sie öffentlich korrekt sind — die Bullendorfer erlebten mit einem Male ganz ungewohnte, fatale Gefühle.

Selbst der Pfarrer mit seiner jungen Köchin und der Meßner und der geprügelte Nachtwächter und der schieläugige Flurschütz, die alle Hinterthüren und Geheimnisse zu kennen überzeugt waren, bekamen schwache Augenblicke und stutzten.

Nur der neue Totengräber — sein Vorgänger wurde infolge der Kammerfenstergeschichte entlassen als Sündenbock für die öffentliche Moral — der neue Totengräber, der die Verschnapsung schon in sein Amt mitbrachte und von so erhabener Scharfsinnigkeit war, daß er das Gras wachsen und die Flöhe husten hörte, that mit großartiger Miene den Spruch: „Hochwürden Herr Pfarrer, die rote Bande pfeift auf dem letzten Loch, drum thut sie keinen Schnaufer. Der Rausch siegt, lassen Sie mich machen — darauf trink ich mir einen. Mit gütiger Erlaubnis, Herr Hochwürden." Und er streckte die Hand nach einem Trinkgeld aus, das der Pfarrer nach einer solchen Leistung zu verweigern sich nicht getraute.

Hätte der Pfarrer statt der jungen Gans seine gescheidte Bärbel noch als Köchin gehabt, hätte er's besser wissen und die Zeichen der Zeit verstehen können.

Aber die Bärbel war seit ihrer Entlassung im Dienst der Frau Wirtin zum grünen Baum. Mit keinem Fuß mochte sie den Pfarrhof mehr betreten.

Und diese Frau Wirtin, Sapperlot!

Das war die schönste, lustigste und pfiffigste Witwe, wie Bullendorf seit hundert Jahren keine zweite gehabt. Und auf der Höhe ihrer Pfiffigkeit stand die öffentliche Sittigkeit. Kein Mensch konnte ihr etwas beweisen, soviel man ihr auch nachsagen mochte. Und wie sie das Geschäft führte! Und ihr Leibwort: „Macht nur gute Politik, Mannsbilder, das Weibsvolk verwaltet den Profit."

„Verstanden?" schmunzelte der alte Peter Rausch, der Protzenbauer, der schwarze Retter des Vaterlandes, wenn er die Frau Wirtin so sprechen hörte, und biß sich mit seinen anderthalb Backenzähnen vor sündhafter Wonne auf die Zunge.

Ja, die vergnügte, blonde Wirtin zum grünen Baum wußte, wo Barthel den Most holt. Und als zweite wußte es die Bärbel. Hielt aber reinen Mund vor aller Welt.

Nur ihrem geliebten roten Schuster Hüngerle machte sie in heimlichen Schäferstunden Offenbarungen. Da bekam er jene schöne Sicherheit, wenn ihm Bärbel das Herz erwärmt und den Kopf erleuchtet hatte, daß er seinen Gesinnungsgenossen scherzend zurief: „Kinder, sorgt euch nicht, die Sache der Revolution steht glänzend." Und eine Schneidigkeit fühlte er in sich, daß er sich getraute, die schwärzesten Teufel auf freiem Feld mit den Händen zu fangen.

Summa: die alte Bullendorferei rutschte im schönsten Tempo abwärts, die schwarze Peter-Partei mußte bei der nächsten Wahl abblitzen, so oder so. Wenn man das sicher weiß, dann kann man als roter Politikus mit der wohlkonservierten, appetitlichen Ex-Pfarrersköchin doppelt gemütlich scharmuzieren, und mitten im Schäferstündchen hört man an der äußersten Grenze der Markung von Bullendorf, wenn auch noch schwach, den Pfiff der Zukunfts-Lokomotive.

Die Sache war nämlich — in aller Heimlichkeit — folgendermaßen:

Der steinreiche, schwarze Protzenbauer Rausch war nicht nur dies und das, er war auch ein eitler und verliebter Narr. Seine zweite Frau lag seit Jahren unter der Erde, und nun juckte ihm die süße Thorheit in allen Gliedern, sich eine dritte zu nehmen. Und was für eine! Natürlich die herrlichste, die in Bullendorf aufzutreiben war, nach der alle Heiratslustigen, die's machen konnten, gierig die Augäpfel warfen: die jungverwitwete Frau Wirtin zum grünen Baum!

Allein, der steinreiche, schwarze Protzenbauer Rausch war nicht nur dies und das, eitel und verliebt, sondern er war auch noch mit einem Sohne aus erster Ehe behaftet.

Das war der junge Peter Rausch — das „stille Räuschle", wie ihn der Nachbarwitz nannte. Körperlich zwar gut gewachsen, aber sonst nach der Schätzung des Vaters, der Stiefmutter und der Dorfmusikanten herzlich unbedeutend von Kind auf. Man hatte sich gewöhnt, den schweigsamen, harmlosen Jungen für einen einfältigen Menschen zu halten, ja, für einen Tölpel.

Normal war er gewiß nicht. Er randalierte nicht, er raufte nicht, selbst in der Mostzeit besoff er sich nicht und bei der Kirchweihfeier hat er noch keinem Kameraden ein Loch in den Schädel gehauen, um ein wenig nach dem Rechten zu sehen als christlicher Mitmensch. Diese

Hauerei galt aber in Bullendorf als das Gesellenstück jedes richtigen Burschen, ohne das man nicht zur vollbürgerlichen Meisterschaft gelangen konnte. So stand das Urteil fest: Das „stille Räuschle" hat keinen Trieb und keine Ehr im Leib.

Nun war der junge Rausch zum Militär gekommen und drei Jahre vom Dorfe fortgewesen. Vater und Stiefmutter grämten sich nicht darüber. Die Kaserne war für den Bullendorfer gerade keine Ferienkolonie, die Garnison kein Paradies gewesen. Aber die unbarmherzig strenge Behandlung, der harte Dienst und der Umgang mit den gewitzten, fremden Leuten schärften seine Sinne. Der Wachstumsknoten in seinem Geiste war aufgegangen. Duldsam und harmlos schien er immer noch, innerlich war er vollkommen verwandelt. Er verachtete die Leuteschinder, er haßte allen Zwang, er gewann aus eigenem Nachdenken freie Grundsätze und schwor sich, einmal als aufgeklärter, unabhängiger Mann sich sein Leben nach seiner Weise einzurichten. Mit aller Vorsicht natürlich. Um sich bei dem boshaften Bullendorf nicht von Anfang an die Geschichte zu verderben.

Das stand fest: Bullendorfs Schwarze konnten sich das Maul sauber halten. Ihnen kroch er nicht auf den Leim. Und gab's einmal ein Hühnchen zu pflücken, er wollte nicht zu kurz kommen. An ihm sollten sie noch was erleben.

Wie er nach drei Jahren wieder heimkam, merkten die Leute das eine: das „stille Räuschle" hat einen strammeren Gang und einen flotten Schnurrbart. Auch sein Vater merkte sonst nichts Tieferes. Was nicht zu verwundern, da der Alte in brünstiger Balzzeit nur Augen für seine schöne, lebfrische Henne hatte. Und so behandelte er den Sohn in der altgewohnten Weise als die gutmütige, dumme Einfalt.

Nur vier Menschen spürten sofort die Verwandlung: die Witwe zu allererst, das Wasser floß ihr im Munde zusammen, als sie den Sohn neben dem väterlichen Kurmacher erblickte, sodann ging urplötzlich dem Hüngerle, dem Kümmerle und dem Feuerbach ein Licht auf über den soldatischen Bullendorfer, der in der Kaserne so prächtig aus der Art geschlagen.

Die Witwe hatte gleich die bestimmte Empfindung, daß er ihr gehörte. Nun konnte alles fein in der Stille abgekartet werden. Und weil die heimlichste Liebe Mitwissende braucht, weil ein Herz platzen müßte von soviel Wonne und Seligkeit, so wurde zunächst die gescheidte Bärbel eingeweiht. Und weil die Bärbel dabei war, so konnte auch dem roten Häuptling Hüngerle nichts verborgen bleiben. So reichten sich Liebe,

Freundschaft und Politik die Hand zum Bunde. Schöpferischer Odem durchdrang das Chaos von Bullendorf. Eine schönere Welt war im Werden.

„Du willst heiraten, Vater?“ sagte eines Abends der junge rote Peter zu dem alten schwarzen Peter auf Freiersfüßen.

„Versteht sich. Was meinst denn, ein Mann wie ich, in den besten Jahren! Gleich nach der Wahl. Sobald ich Bürgermeister bin. Eins nach dem andern, wie ich's immer g'halten hab'.“

„Es ist die dritte —“

„Schau, mein Sohn kann bis drei zählen!“ unterbrach ihn gleich höhnend der Alte. „Aller guten Dinge sind drei. Hast vielleicht was dagegen?“

„Im Gegenteil. Ich gratulier'. Der Hund langweilt sich, wenn er keine Flöh' hat. Also ich gratulier'!“

„Dummer Kerl,“ dachte der Alte und blinzelte den Jungen an. Dann räusperte er sich und sagte mit erhobener Stimme: „Der Wirtin zum grünen Baum kannst gratulieren und der ganzen Gemeinde.“

„Wird besorgt werden, Vater,“ antwortete der Sohn gelassen.

Gleich darauf ging er zum Lehrer, zum Schuster und zum Schneider und in selbiger Nacht noch zur schönen Wirtin, die ihn im Garten hinter dem Haus erwartete.

„Schatz, jetzt wird's ernst!“ raunte ihr der stramme Peter zu.

„Weiß schon, weiß schon,“ kicherte sie lustig. Sie faßten sich fest bei der Hand und traten ins Dunkel des blühenden Hollunderbaums. „Auf morgen hab' ich Dein' Vater herbestellt, daß er mein Wort kriegt.“

„Es bleibt, wie's verabredet ist?“

„Es bleibt dabei. Ich schwör' ihm, daß ich nie einen andern heirat', als den Peter Rausch, unter der Bedingung, daß er von der Bürgermeisterwahl absteht. Niemals mag ich einen schwarzen Bürgermeister im Haus leiden. Meine Wirtschaft ist parteilos. Und sie kicherte wieder und berührte mit ihren Lippen seinen Schnurrbart.

„Bravo, Schatz! Und Du bist überzeugt, er verzichtet auf die Bürgermeisterei?“

„Wie von meiner Seligkeit.“ Und sie küßte ihn inbrünstig, die beiden Arme fest um seinen Hals.

„Wenn aber —“

„Nix da, kein wenn und kein aber. Der Alte ist ja so heiß, nit zum sagen. Der hört und sieht nix mehr. Den hat's packt, zum totlachen.“ —

Als sich am nächsten Morgen der Alte feierlich herrichtete zum entscheidenden Freiersgang, nahm er den Jungen noch einmal ins Gebet. Während er seine Samtweste mit den thalergroßen Silberknöpfen umnahm:

„Dir gefällt die Sach'?"

„Versteht sich, Vater."

„Du hast nix gegen die Wirtin?"

„Nit daß ich wüßt'" — und er half dem Alten beim Zuknöpfen, der in der Aufregung einen Knopf ins unrechte Loch gebracht. „Halt, Du machst's überzwerg —"

„Was mach' ich überzwerg?" fuhr der Alte hitzig auf. „Ah so! Brauchst nit lange Reden zu halten. Es paßt Dir, das genügt."

„Vollkommen."

„Und bei der Wahl bist auf meiner Seite? Rührst Dich ordentlich? Da kannst reden, wenn's notwendig ist."

„Das steht auf einem anderen Blatt, Vater —"

„Natürlich steht's auf einem anderen Blatt. Heiraten und Politisieren ist zweierlei."

„Jawohl, Vater. Oft sehr zweierlei. In meinem Fall wenigstens —"

Der Alte glättete den Hut mit dem Ärmel: „In Deinem Fall? Hast etwa auch schon einen Fall?"

„Ich wart's ab, Vater." Er nahm die Porzellanpfeife aus dem Mund und klopfte sie aus.

„Da thust am g'scheidtsten. Mit den Roten werden wir diesmal noch ohne Dich fertig, wenn Dir die Geschichte nit paßt."

„Wenn sie mir aber paßt —?" Er stopfte sich bedächtig eine frische Pfeife.

Der Alte stülpte den Hut mit großem Armschwung auf den stark angeglatzten Kopf und betrachtete den Jungen von der Seite. Er dachte: „Meiner Seel', der Kerl ist noch dummer, als er aussieht." Dann streckte er ihm die Hand hin: „Wünsch' mir Glück!"

Jetzt lachte der Sohn heraus, indem er die Pfeife in Brand steckte: „Ich wünsch' Dir Glück."

Stolzen Herzens, siegesbewußt machte sich der Alte auf den Weg.

Die Dorfgasse war leer. Nur hie und da ein schmutziges Kind, ein paar schwatzende alte Weiber. Die hielten inne, als der reiche Protzenbauer vorüberging, dann tuschelten sie: „Der kann sich leicht putzen, dem glückt alles."

Nein, die Guten täuschten sich, es glückte ihm nicht mehr alles.

Donnerwetter, war das ein heißer Kampf mit der Wirtin zum grünen Baum! Zunächst empfing sie den Bewerber ganz geschäftsmäßig, mit ihrer gewöhnlichen, aufgeräumten Miene, wie man einen lieben, nützlichen Kunden empfängt. Dann ließ sie ihn eine Treppe hoch steigen und eine geschlagene Viertelstunde in ihrer kleinen, abgelegenen Privatstube warten, die Peter Rausch junior schon oft, Peter Rausch senior noch nie betreten durfte.

„Wenn der Alte eine Ahnung hätte," lachte sie, als sie sich in der Nebenstube vor dem Spiegel ein wenig putzte und zusammenrichtete. Eigentlich war ihr doch seltsam beklommen zu Mut. Sie setzte sich auf den Stuhl und verschlang ihre Hände im Schoß und sah nachdenklich vor sich auf den Boden. Unter der Kommode bemerkte sie eine Mausfalle. Nun mußte sie wieder lachen. Resolut ging sie zu Rausch hinüber. Der lehnte blöd lächelnd am Fenster.

„Mach doch auf, Peter, es ist schöne, frische Luft draußen. Es sieht und hört uns keine Katz. Das ist mein Sorgenstüble. Aber die eingesperrte alte Luft ist infam, laß frische 'rein!" Und sie riß den Fensterflügel auf, daß die Scheibe klirrte. „Setz Dich, sei so gut. Kannst auch stehen, wenn Dir's lieber ist. Viel zu reden wird nit sein. Wir versteh'n uns ja. Bis auf einen Punkt —"

Peter Rausch fiel ihr ins Wort: „Du meinst wegen mein' Sohn? Der ist einverstanden, selbstverständlich, da giebt's keine Widerrede. Es ist alles geordnet, g'rad hab' ich mit ihm g'sprochen d'rüber."

Die Witwe setzte sich jetzt breit und behaglich vor ihn hin, stützte die Hände aufs Knie und blickte ihm mit ihren klugen Augen voll ins Gesicht.

„Noch einen anderen Punkt. Aber Dein Sohn, ja, das versteh' ich. Der Mensch hat überhaupt mehr Talent, als man in Bullendorf 'glaubt hat."

„Jawohl, das Militär hat ihm gut gethan. Der Drill und die Dressur. Der Pfarrer hat's auch gesagt: förmliche Wunder der Dressur."

„Nein, wie magst nur so daherreden, Peter. Dressur! Tiere werden dressiert, vom Floh bis zum höchsten Tier. Aber ein Mensch, wie Dein Sohn —!"

„Na, ereifer' Dich nit, Wirtin. Kommen wir auf den anderen Punkt — Du hast also noch einen Punkt?" machte Rausch begütigend und rutschte auf seinem Stuhl.

„Ganz einfach: auf die Bürgermeisterei mußt' verzichten. Die kann ich in meinem Geschäft nit brauchen. Ich hab' auch persönlich keine Liebhaberei dafür. Der ewige politische Streit obendrein. Das ist mir zu dumm, aufrichtig gesagt. Ich bin auch keine Schwarze —"

Rausch war aufgesprungen: „Nein, Du bist eine Blonde, das weiß ich, und drum mag ich Dich. Aber ich soll auf den Bürgermeister verzichten? Was würde denn da der Pfarrer sagen und die ganze Gemeinde? Und die Roten sollen jubeln?"

„Ja, mein Lieber, dann mußt halt um den Pfarrer anhalten, aber nit um die Wirtin zum grünen Baum. Die hat sich's einmal so in den Kopf g'setzt, und Du weißt, wie das ist. Also!"

Und nach der großen Streitszene in echtem Bullendorfer Stil mit „Sackerment" und „Dunnerwetter" von seiten des Peter Rausch machte die Wirtin diesen Schluß:

„Du kannst Dir ja Bedenkzeit nehmen. Aber keine lange, merk' Dir's! Ich bin keine, die aufs Warten angewiesen ist, wenn sie ihren Willen hat."

Und nun in der Hitze überrieselte den Alten wieder die Zärtlichkeit und der sinnliche Begehr nach dem Weibe. Und er spielte den Niedlichen, Jugendlichen, Verliebten, Nachgiebigen, Bittenden.

„Schau! —"

„Ich nehme nur einen Rausch, aber den einfachen, ohne Amt, da hast mein Wort."

„Gut, liebste, schönste Wirtin. In Gott's Nam' also bis morgen, und keinem Menschen was sagen!"

Daheim überfiel ihn wieder sein Zorn. Er verriegelte seine Stube, knirschte und schäumte.

Auf die Bürgermeisterwahl verzichten! So ein freches Ansinnen und zugleich so dumm! Unerhört! Und in der letzten Stunde rückt sie erst damit heraus in teuflischer Weiberlaune. Aber die wird ihr in der Ehe ausgetrieben, unfehlbar. Er stöhnte. Kein voller Sieg, das Wetter schlag' drein! Er hat ihr Wort: „Ich nehm' nur einen Rausch, aber den einfachen, ohne Amt." Na, schließlich langt das für den Anfang. Bullendorf wird Augen machen. Er hatte seinen Plan.

Und Bullendorf machte in der That Augen.

Das Volk, soweit es mannbar und wahlberechtigt, war auf dem Gemeindehause versammelt.

Der Pfarrer nahm das Wort: „Liebe Leute und Bürger, nach all' den Anstrengungen, die in dieser Gemeinde gemacht worden sind,

um eine gute, christliche Wahl zu vereiteln, ist mir's eine Freude und ein neuer Beweis für den guten Sinn der Bevölkerung, daß unser ausgezeichneter, hochangesehener Mitbürger —"

Er kam nicht weiter. Peter Rausch trat einen Schritt vor, winkte dem Pfarrer ab, erhob die Hand und rief mit bebender Stimme vor versammeltem Volk: „Ich nehme keine Wahl an, so wahr mir Gott helfe. Ich danke für die Ehr', bei'm Himmel."

Es war ein schrecklich feierlicher Augenblick. Für Bullendorf ein weltgeschichtlicher Augenblick. So etwas war noch nicht dagewesen.

Der Pfarrer, erst ganz bleich, schreit auf: „Infamie! Wie können Sie — — Sie, der Einzige —"

Der Meßner fiel gleich richtig in Ohnmacht. Alle waren perplex.

„Herr Pfarrer, kränken Sie sich nicht, der Schwur ist gethan," sprach noch tonlos Peter Rausch und wankte hinaus wie ein Märtyrer, der sich zum letzten Opfer rüstet.

„Jawohl," stöhnte der Pfarrer, „der Schwur ist gethan, die Sache ist unwiderruflich."

Das Regiment von Bullendorf war den Händen der Schwarzen entglitten.

„Weltuntergang," gröhlte der Meßner pathetisch, als ihm das Bewußtsein wiederkehrte.

Aber der Welt fiel's nicht ein, dem Meßner von Bullendorf zulieb unterzugehen.

Neues Ereignis, das dem ersten auf der Ferse folgte: die heiratslustige Wittib und Wirtin zum grünen Baum erklärte sich für den Peter Rausch, aber nicht für den alten, sondern für den jungen, für den einfachen — der alte sei ihr zu kompliziert!

Darin gaben ihr die Bullendorfer recht, ohne Ansehen der Partei. Von nun an hieß der alte Protzenbauer „der komplizierte Rausch".

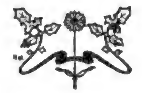
Nur der Pfarrer schrie wieder empört auf: „Nun ist's genug! Das ist nicht mehr Bullendorf, das ist Sodom und Gomorrha."

„Nein, 's ist noch nicht genug, Hochwürden Herr Pfarrer. Ihre ehemalige Köchin, die talentvolle Bärbel, heiratet den Häuptling der Roten, den Hüngerle."

„Halt's Maul, Kerl, eine solche Wahl soll der Teufel überleben!" tobte der Pfarrherr und schmiß den Berichterstatter — es war sein frommer, treuer Meßner — eigenhändig zum Tempel hinaus.

Im grünen Baum ging's hoch her. Die Roten feierten die Hochzeit als Staatsereignis.

Die erste That des neuen Regiments in der verblüfften Gemeinde war eine Petition an den Landtag um Anschluß Bullendorfs an die nächste Eisenbahnlinie.



Lyrik der Gegenwart.*)

Ein Überblick von Rudolf Steiner.
(Berlin.)

I.

Das Leben eines Zeitalters schafft sich seinen intimsten Ausdruck in der Lyrik. Was der Geist einer Epoche dem Herzen des einzelnen Menschen zu sagen hat, das strömt dieser in seinen Liedern aus. Keine Kunst spricht eine so vertrauliche Sprache, wie die lyrische Poesie. Durch sie werden wir gewahr, wie innig verflochten die menschliche Seele mit den größten und den geringsten Vorgängen des Weltalls ist. Der gewaltige Genius, der auf der Menschheit Höhen wandelt, wird durch sein Lied zum Freunde des schlichtesten Gemütes. Wie es den Menschen zum Menschen hinzieht, das kommt in der Lyrik mit vollkommener Klarheit zum Vorschein. Denn wir fühlen es, daß wir auf keine Geistesgaben unserer Mitmenschen einen geringeren Anspruch haben, als auf ihre lyrischen Schöpfungen. Was der Geist auf anderen Gebieten erringt, das scheint der ganzen Menschheit von vornherein zu gehören, und diese glaubt ein Recht auf Mitgenuß zu haben. Das Lied ist ein freiwilliges Geschenk, dessen Mitteilung dem selbstlosen Bedürfnis entspringt, die Geheimnisse der Seele nicht für sich allein zu besitzen.

Aus diesem Grundzug der lyrischen Kunst dürfte zu erklären sein,

*) Der frühere Regisseur des Berliner Schiller-Theaters Max Laurence (Berlin, Wiclefstr. 27), ein Rezitator ersten Ranges, und Dr. Rud. Steiner, der bekannte Herausgeber des „Magazin für Litteratur“, veranstalten im Herbst 1899 in Berlin einen Cyklus von 6 Vorlesungen über die „Lyrik der Gegenwart“. Dr. Steiner eröffnet die nach litterarischem Gesichtspunkte geordneten Deklamationsabende durch Vorträge, die fortlaufend in 6 Nummern der „Gesellschaft“ und späterhin gesammelt als Buch erscheinen. Die Vorträge finden im großen Saal des Architektenhauses, Berlin W., Wilhelmstr. 92/93, statt und zwar am Dienstag, den 3. Okt., 17. Okt., 31. Okt., 14. Nov., 28. Nov. und 12. Dez. — Die Red.

daß sie das schönste Versöhnungsmittel ist zwischen den verschiedensten Gesinnungen der Menschen. Das religiöse Gemüt und der atheistische Freigeist werden einander sympathisch begegnen, wenn jenes seinen Gott besingt, und dieser der Freiheit ein Lied erklingen läßt. Und die Lyrik ist auch das Feld, auf dem heute sich die Träger alter, reifer Kunstideale und die Geister einer werdenden, gährenden Weltanschauung am leichtesten verständigen.

Das deutsche Kunstempfinden im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts stellt sich als Nachwirkung der klassischen und romantischen Geistesströmung dar. Das Verhältnis, in dem Goethe, Herder, Schiller und ihre Nachfolger zu Natur und Kunst gestanden, galt als etwas Vorbildliches. Man stellt hohe Anforderungen an sich; aber man fragt erst bei den Vorgängern an, ob diese Anforderungen auch die rechten seien. Diese Vorstellungsart wirkt bis in unsere Tage. Allmählich ging sie den schaffenden Geistern in Fleisch und Blut über. Sie standen in ihrem Bann, ohne daß sie sich dessen bewußt waren.

Ein solcher Geist ist Theodor Storm. Ein naives Anschauen der Natur, ein schlichter, gesunder Sinn sind bei ihm im Bunde mit einem hochentwickelten Gefühl für die künstlerische Form. Dieses Gefühl verdankt Storm dem Umstande, daß seine Jünglingszeit bald nach Goethes Todesjahr begann. Ihm hat die geistige Atmosphäre seines Zeitalters den Sinn für die vollendete Kunstform so anerzogen, als ob er ihm angeboren wäre. In diese Formen gießt Storm die stimmungsvollen lyrischen Anschauungen, die sein Natursinn und sein tiefes Empfinden ihm entgegentragen.

Andere Früchte, als bei dem norddeutschen Storm, hat der klassische Kunstsinn bei den zwei Schweizer Dichtern getragen, bei Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller. Naturen wie Meyer können nur in Zeiten gedeihen, denen Höhepunkte der Kultur vorangegangen sind. Sie haben als Erbschaft das Bedürfnis nach den höchsten Lebenszielen erhalten und zugleich einen künstlerischen Ernst, dem nicht leicht eine eigene Leistung genügt. Meyer möchte alles, was er erlebt, mit Würde erleben. Seine Ideale sind so ferne, daß er in fortwährender Angst schwebt, sie nie zu erreichen. Er möchte immerwährend in Festtagsempfindungen schwelgen, die sich andere nur zu bestimmten Zeiten erlauben. Das Erreichte bleibt bei ihm stets hinter dem Begehrten zurück, so daß ein unaufhörlicher Wechsel von Sehnen und Entsagen seine Seele durchzieht. In den Naturerscheinungen sieht er pathetische Symbole. An den naheliegenden Beziehungen zwischen den

Dingen geht er vorüber; dafür sucht er nach seltenen, verborgenen Zusammenhängen zwischen den Wesen und Erscheinungen. Er wird überall die stärksten Gegensätze gewahr, weil sein ganzes Empfinden nach der großen Linie strebt.

Eine wesentlich andere Persönlichkeit ist Gottfried Keller. Bei ihm ist das Erreichbare der Maßstab, den er an alles anlegt. Seine ganze Lebensauffassung hat etwas Biederes, Ungekünsteltes. Der gesunde, schlichte Verstand und die freien, empfänglichen Sinne bestimmen allein sein Dasein. Er liebt sein Vaterland nicht aus einem ethischen Trieb heraus, sondern weil er sich in der Heimat am behaglichsten fühlt. Alles Gute dieser Heimat betont er kräftig; und das Unangenehme übersieht er wohlwollend. Er genießt die Dinge, wie sie sind, und macht sich nie Gedanken darüber, ob etwas auch anders sein könnte. Seine Schilderung der Natur giebt die Dinge wieder, wie sie sind; nach Symbolen und Gleichnissen, wie sie Conrad Ferdinand Meyer bildet, geht sein Sinn nicht. Vergeistigung der Gefühle und Empfindungen liegt nicht in seinem Wesen. Die Liebe hat bei ihm stets einen sinnlichen Zug. Die Sinnlichkeit ist aber eine keusche, derb-gesunde. Er liebt nicht die Seele allein; er liebt auch den Mund; aber seine Liebe bleibt kindlich-naiv.

Eine ähnliche Natur ist der süddeutsche Dichter Johann Georg Fischer. Bei ihm ist die Zufriedenheit mit dem Leben und seinen Genüssen in höchstem Grade vorhanden. Er liebt sein Dasein so stark und weiß sich so viel Seligkeit aus ihm zu ziehen, daß er auch ein Jenseits nur dann wünscht, wenn es so schön und gut ist, wie das Diesseits. Er fühlt stets seine gesunde Kraft und ist nie im Zweifel, daß sie ihn sicher durch das Leben führen wird. Er weiß auch den Schatten des Lebens etwas Erfreuliches abzugewinnen. Seine Naturschilderung ist nicht so einfach wie die Kellers; sie hat etwas Sinnvoll-bildliches. Wenn er die weibliche Schönheit besingt, bewundern wir die Seelenreinheit, die in seinen Tönen liegt.

In schroffem Gegensatz zu diesen süddeutschen Dichternaturen steht die herbe Schönheit der Lyrik Theodor Fontanes. Meyer, Keller und Fischer halten nie zurück, was sie den Dingen gegenüber empfinden. Fontane stellt die Eindrücke, die seine Gefühle erregen, sinnvoll nebeneinander hin. Was in ihm dabei vorgeht, verschweigt er und läßt uns mit unserem Herzen allein. Er ist eine spröde Natur, die das eigene Ich gerne verbirgt. Bei seinen Schilderungen erbebt unsere Seele; er sagt uns nie, daß auch die seine erbebt. Die Bilder, die seine Phantasie

schafft, haben etwas Monumentales. Der Ernst, die Hoheit des Lebens sprechen zu uns aus seinen Dichtungen. Bedeutsame Situationen, starke Gegensätze, stolze Menschencharaktere besingt er.

* * *

Im echtesten Sinne nachklassisch ist die Lyrik Paul Heyses. Er hat alles von den Vorläufern: den reinsten Sinn für die Form, die veredelte Anschauung, den heiteren, auf die ewige Harmonie des Daseins gerichteten Künstlergeist. Er löst überall den Ernst des Lebens in die Heiterkeit der Kunst auf. Es ist seine Überzeugung, daß die Kunst den Menschen hinwegführen soll über die Lasten und das Drückende der Wirklichkeit. Ohne Zweifel ist eine solche Auffassung die eines echten Künstlers. Nur ist ein gewaltiger Unterschied, ob der Mensch sich durch die Mühsale des Lebens, durch die Dissonanzen des Daseins hindurchgerungen hat zur Anschauung der Harmonie, die der Welt zu Grunde liegt, oder ob er diese Anschauung einfach als Überlieferung hinnimmt. Im höchsten Sinne erhebend ist die Heiterkeit des Künstlers doch nur, wenn sie ihre Wurzeln im Lebensernste hat. Goethe sah in der Zeit seiner Vollendung die Welt mit der seligen Ruhe eines Weisen an, nachdem er sich diese Ruhe in heißen Kämpfen erworben hatte; Heyse sprang unvorbereitet in das Feld der ausgeglichenen Schönheit hinein. Er ist durch und durch eine Epigonennatur. Er hat einen sicheren Blick für die echten Schönheiten der Natur; aber sein Auge ist an Goethes Anschauungsart herangeschult worden. Heyse weiß die herrlichsten Wege zu gehen und dabei die wunderbarsten Beobachtungen zu machen; aber man hat immer das Gefühl, daß er von anderen gebahnte Wege geht, und daß er noch einmal entdeckt, was schon ein anderer gefunden hat.

Aus einer zarten Seele heraus, in der die feinsten Regungen der Natur und der Menschenseele in edler Weise nachzittern, sind die lyrischen Dichtungen Martin Greifs geboren. Er läßt sich nicht von dem Ganzen eines Eindruckes erregen, sondern nur von dem Seelenhaften desselben. Ein frommer, andächtiger Geist geht von Greifs Schöpfungen in uns über. Die stillen, bescheidenen Melodien, die in den Dingen wie verzaubert ruhen, erweckt Greif zum Leben. Wenn wir uns seinen Dichtungen hingeben, ist es, als wenn alle lauten, anspruchsvollen Töne der Welt schweigen, und ein leise Sphärenmusik in unser Ohr bringe. Der frommen Ruhe der Seele, die Goethe so geliebt hat, ihr ist in Martin Greif ein Sänger erstanden.

Ein Dichter, dessen ganzes Schaffen wie ein einziger Schrei nach

dieser seligen Ruhe ist, verbunden mit dem schmerzlichen Gefühl, daß ihm die Pforten dazu verschlossen sind, ist der Wiener J. J. David. Düstere Bilder malt seine Phantasie, die eindringlich sprechen von den bitteren Leiden einer stolzen Seele. Das leidenschaftliche Verlangen, die glühende Sehnsucht wird jäh abgelöst von wehmütigem Entsagen. Als eine starke Natur kann David das Verlangen nicht verlernen. Ein Mißton geht durch alle seine Dichtungen, der jäh absticht von der Formschönheit, die ihnen eigen. Er ist der Repräsentant derjenigen Dichter der Gegenwart, die wohl ihre Kunst an den großen Vorbildern herangebildet haben, die aber nicht zugleich im stande sind, sich zu der harmonischen Weltauffassung dieser Vorbilder durchzuringen. David weiß, daß die Disharmonie nicht des Lebens tiefster Sinn ist; aber ihm offenbart sich die Harmonie nicht. Deshalb kann er nicht die Freude und die Lust, sondern höchstens das Vergessen und die Resignation besingen. Er vermag niemanden aus seinen Leiden aufzurichten, sondern nur ihn zu trösten und zur Ergebung zu mahnen.

In stetig aufsteigender Entwickelung erblicken wir einen anderen Wiener Dichter: Ferdinand von Saar. Er ist keine ausgeprägte Persönlichkeit, die aus innerer Kraft sich Richtung und Ziel selber weist. Er hat sich selbst verhältnismäßig erst spät gefunden. Durch Aneignung des Fremden, durch weise Selbsterziehung ist er bis dahin gelangt, wo das Genie einsetzt. In den „Nachklängen“, die vor kurzem erschienen sind, tritt vornehme Künstlerschaft und weise Weltbetrachtung in gleichem Maße zu Tage. Bilder von edel-schöner Form vermitteln eine tiefe Anschauung der Natur und der Menschen. Sie tragen aber nirgends das Gepräge von Eingebungen einer genialen Phantasie; sie sind allmählich herangereift in einem Leben, das unermüdlich der Vollendung zustrebte. Die hinreißende Begeisterung ist es nicht, zu der Saars Schöpfungen zwingen, sondern die ernste Verehrung. Saar ist einer von den Künstlern, die am stärksten auf uns wirken, wenn sie uns nicht das Individuelle ihres eigenen Herzens offenbaren, sondern wenn sie sich zum Sprecher dessen machen, was die ganze Menschheit bewegt.

Ähnliches dürfte von einem anderen Dichter der Gegenwart gelten, wenn dieser auch in vielen Beziehungen Saar so ferne wie möglich steht: von Emil Prinz von Schönaich-Carolath. Einen gewissen Grad von Ursprünglichkeit wird man Schönaich-Carolath zugestehen müssen; es ist aber kein Zweifel darüber, daß er die künstlerische Höhe, zu der er gelangt ist, nur in einer Epoche erringen konnte, in der die ästhetische Bildung eine solche Stufe erreicht hatte, wie in der seinigen. Geister

wie er sind nur möglich innerhalb der Spätkultur eines Volkes, das kurz vorher Großes aus sich hat entwickeln lassen. Sie geben veredelt zurück, was sie empfangen haben. Schönaich-Carolath hat Töne für alle Empfindungen des Menschen, für alle Vorgänge der Natur. Sein Anschauen dringt tief hinter die Erscheinungen. Er hat im Leben Kämpfe zu bestehen, aber man merkt, daß er während des Kampfes nie an dem endlichen Siege zweifelt. Wenn man ihn eine Byronnatur genannt hat, hätte man nicht übersehen sollen, daß bei ihm der Byronschen Unrast eine glückliche Vertrauensseligkeit beigemischt ist.

Im echtesten Sinne des Wortes eine Nachblüte der klassischen deutschen Kunst ist Ernst von Wildenbruch. Wenn er zu uns spricht, so hören wir immer einen großen Vorgänger mitsprechen. Man darf wohl sagen, daß er das Dichten gelernt hat, freilich sehr gut gelernt hat. Er ist mehr ein Auserwählter als ein Berufener. Und das läßt sich heute von vielen sagen. Für diesmal sei es nur noch auf Alberta von Puttkamer angewendet. Sie vermag, vielleicht nur mit ein wenig zu viel Worten, Naturstimmungen hinzumalen, mit unsäglichen Schönheiten. Das Leben erscheint ihr wie eine wonnige Elegie. Das Dasein hat auch für sie Dornen; aber sie läßt uns nie vergessen, daß die Dornen in Rosengärten sind.



Farm „Belles Demoiselles“.

Von G. W. Cable.

Deutsch von H. H. Ewers.

Der erste Besitzer war ein Graf — De Charleu will ich ihn nennen; vergeben's doch die alten Kreolen nie, wenn man ihren Namen öffentlich erwähnt. Er war ein Kommissar des Königs von Frankreich. Eines Tages wurde er nach Paris gerufen, um Rechenschaft darüber abzulegen, daß das Regierungsgebäude mitsamt den Akten verbrannt war; da ließ er seine Ehefrau, die Indianergräfin, zu Hause. Bei Hofe wurden seine Entschuldigungen angenommen und ihm der Boden verliehen, wo heute die Farm „Belles Demoiselles“ steht.

Nun kann aber ein Mann doch nicht an alles sich erinnern! In seiner Vergeßlichkeit heiratete der Graf ein französisches Edelfräulein, jung, reich und schön, und nahm sie nach Louisiana herüber. Immerhin

„Ende gut, alles gut“; drüben war inzwischen eine Hungersnot ausgebrochen und die Indianergräfin war verhungert. Sie hinterließ nichts, als ihre halbblütigen Kinder, die in einem Winkel der Farm herumlungerten, die aber doch denselben Namen trugen, den das französische Fräulein jetzt ihr eigen nannte, und die auch in Monsieurs Testament bedacht wurden.

Die neue Gräfin wartete nur ein Jährchen, hinterließ Monsieur einen reizenden Sohn und starb dahin, herausgerissen aus dieser schlechten Welt durch ein böses Sumpffieber.

Von diesem Sohn stammte die stolze Kreolenfamilie der De Charleus. Sie wuchs gerade in die Höhe, Generation auf Generation, mächtig, Ast nach Ast; aber ohne Seitenzweige, wie eine Palme, bis sie endlich zu der Zeit, von der ich nun erzähle, in der ganzen seltenen Pracht jener Blume, die nur einmal alle hundert Jahre blüht, sieben herrliche Blüten trieb. Sieben Blüten: Artemisia, Innocentia, Felicitas, die Zwillinge Martha und Maria, Leontine und die kleine Septima; diese sieben schönen Schwestern, von denen die Farm mit Recht den Namen trug: „Belles Demoiselles“.

Die Farm des Grafen nahm einst eine mächtige Ecke ein, um die der Mississippi rauschte, schäumte und kochte, daß es ein schrecklicher Anblick war. Da erschienen plötzlich mächtige Strudel und unterwühlten die niedrigen Ufer in wilden Wirbeln; dann verschwanden sie; neue tauchten auf, kreisten, wühlten und zerrannen.*) Da kochten mitunter

*) Das Delta des Mississippi ist infolge der ungeheuren Massen von Sinkstoffen, die der Riesenstrom täglich dem Meere zuwälzt, in dauerndem Wachstum begriffen. Aber während sich im großen und ganzen die Mündung immer weiter in das Meer vorschiebt, indem das Wasser Wälle von Sand und Geröllen um sich her aufbaut, geht an anderen Stellen wiederum eine rasche Zerstörung vor sich. Als Ganzes genommen ist der Boden im Delta des Mississippi ein höchst unsicherer Aufenthalt. Forschungen des Ingenieurs Eads haben ganz außerordentliche Bodenumwälzungen innerhalb dieses Flächenraumes aufgedeckt. So standen noch vor 20 Jahren bei dem Orte Belize die Reste eines alten Gebäudes, das etwa vor 200 Jahren während der spanischen Herrschaft erbaut worden war; seit zwei Jahren aber sind sie verschwunden. Der Boden hat sich in zwei Jahrzehnten dort um 3,30 Meter gesenkt. Aber nicht nur von oben nach unten, sondern auch in horizontalem Sinne geschehen im Mississippi-Delta die auffallendsten Veränderungen der Bodenverhältnisse. Der Grund für diese außerordentlichen Bodenschwankungen wird in den Wirkungen des starkströmenden Grundwassers erblickt. Um eine Vorstellung von der ungeheuren Ausdehnung des Schwemmlandes zu geben, das der Mississippi an seiner Mündung abgelagert hat, sei erwähnt, daß bei der Stadt New Orleans, die jetzt über 150 Kilometer vom Meer entfernt liegt, der Boden genau der gleiche ist, wie in unmittelbarer Nähe des Meeresstrandes. (Köln. Ztg. v. 11. Sept. 1899.)

schlammgetrübte Kreise tief vom Grunde herauf, schwemmten über die Ufer und flossen ab; versanken, tauchten wieder auf unter dem Wasser, schwollen mit Zischen empor und verschwanden wieder. Alle paar Minuten warf dann die Lehmbank eine große Ladung Erde auf ihren Zerstörer, alle paar Minuten ging sie mehr zurück, bald einen Fuß, bald einen Meter — der wirbelnde Strom aber drängte nach, bis er zuletzt die ganze Spitze verschluckt hatte und nun in majestätischem Bogen vorbeirauschte. Nun stand das Ufer fest, die Unterwühlung wurde ein vergessenes Mißgeschick und das ganze Grundstück bildete eine lange, von Weiden umrandete Krümmung, die meilenweit von Zuckerrohr rauschte.

Kam man in einem Segelboote, wie man sie in jenen vergangenen Tagen gebrauchte, den Mississippi herauf, dann konnte man, zur selben Zeit, wo man die weißen Turmspitzen der Kathedrale von St. Louis auftauchen sah, rechts gerade unter der Anhöhe „Belles Demoiselles“ bemerken, mit seinen breiten Veranden und dem rotgemalten Dach von Cypressenholz, wie es über dem Ufer erschien, wie ein Vogel in seinem Nest, halb verborgen hinter einer Allee von Weiden, die einer der alten De Charleus — 's war jener, der eine Marot zur Frau hatte — von der Spitze des Dammes her gepflanzt hatte.

Das Haus stand auffallend nahe am Fluß, mit der Front nach Osten, viereckig, mit einer großen Veranda rund herum, vorne eine breite Vortreppe — wie eine Mutter, die dem Kinde die Arme öffnet. Von der Veranda konnte man neun Meilen weit den Fluß hinauf- und hinuntersehen; gerade unter ihr lag der schattige Garten, voll von seltenen, herrlichen Blumen. Weiterhin die Zucker- und Reisfelder und ganz hinten die kleinen Hütten, wo die Sklaven wohnten — rings am Horizont der dunkle Kranz der Cypressenwälder.

Der damalige Besitzer war der alte Oberst De Charleu — Jean Albert Henri Joseph De Charleu-Marot — Oberst von Gnaden des ersten amerikanischen Gouverneurs. Monsieur — er hätte nie geantwortet, wenn man ihn Oberst tituliert hätte — war ein grauhaariger Patriarch. Sein Schritt war fest, sein Gang aufrecht, sein Verstand scharf und klar, sein Aussehen war das eines Herrn, klassisch, heiter und würdig, seine Formen waren kurz, seine Stimme volltönend, fascinierend. Freilich hatte er seine Fehler gehabt, sein ganzes Leben hindurch; aber er hatte sie, wie sein ganzes Geschlecht, mit solch heiterer Gewissensruhe und solch reiner Offenheit zur Schau getragen, daß sie äußerlich nicht den leisesten Schatten auf das Bild des Herrn zu werfen vermochten. Er hatte gespielt in Royal-Street, tüchtig getrunken in Orleans-Street, seinen Gegner durchbohrt auf dem Duellplatze in

Slaughterhouse-Point; hatte getanzt und gerauft bei den Mulattenbällen im St. Philippestreet-Theater. Auch jetzt noch war er, trotz seiner Höflichkeit und Liebenswürdigkeit, trotz seiner Gastlichkeit, die Engel beschämt hätte, mächtig stolz und zurückhaltend; so ganz im Grunde seines Herzens liebte er nichts, als sich selbst, seinen Namen und seine mutterlosen Kinder. — Und diese wie! Ihre bezaubernde Schönheit bot wahrlich Grund genug, daß sie der Vater vergötterte. Gegen diese sieben Göttinnen lehnte er sich niemals auf. Ich glaube fast, selbst wenn sie gewünscht hätten, er sollte den alten De Carlos betrügen —

Es ist schwer zu sagen.

Der alte De Carlos war sein sehr entfernter Verwandter von der Mestizenlinie. Mit dieser einzigen Ausnahme war die ganze Seitenlinie der Nachkommen des ersten De Charleu von seiner Indianerfrau ausgestorben, meist verkommen in den schmutzigen Gossen New Orleans'. Aus dem Namen war, durch die Berührung mit der spanischen Bevölkerung, De Carlos geworden; doch wurde sein letzter Träger von allen nur „Injin Charlie“ *) genannt.

Eine Sache wird ein Kreole niemals thun. Er wird sich niemals genau um seiner Familie Blutband bekümmern, wie dessen Knoten auch immer geschlungen sein mögen. Einmal — er schämt sich nie der Sünden seiner Väter, so wenig, wie seiner eigenen, und dann — er wird dir's sagen — ‚er hat solch' weiches Herz!‘

So hatten denn auch die verschiedenen Erben des Sitzes der De Charleus' immer die Rechte und Interessen der De Carlos streng wahrgenommen, besonders in Bezug auf deren Eigentum, ein Block halbverfallener Häuser in einem Teile der Stadt, der einst nichts wert gewesen, nun aber von beträchtlichem Werte war. Diese Häuser hatten mehr als genügt, den letzten De Carlos sein ganzes langes und faules Leben hindurch zu erhalten; ja, da sein Haushalt nur aus ihm und einer alten, buckligen Negersklavin, die beide kaum etwas brauchten, bestand, so war der Schluß unanfechtbar: ‚Er hatte Geld!‘

Old Charlie war trotz seines Beinamens „Injin“ vollkommen weiß, mit einer leichten dunklen Schattierung; ungefähr so alt, wie Oberst De Charleu; er lebte versunken in der Glückseligkeit tiefsten Unwissens, war dabei schlau, taub und, wie man sagte, arg unbarmherzig.

Er und der Oberst unterhielten sich stets auf Englisch. Diese seltene Ausbildung, die der eine von seiner schottischen Frau, der andere von Handelsleuten, die den Fluß heraufkamen, hatte, bot ihnen eine prachtvolle Art der Verständigung, viel besser, als es Französisch ge-

*) Injin = Indian = Indianer.

konnt hätte: es brachte sie nahe und wahrte doch eine gewisse Entfernung. -- Ab und zu fand Englisch auch seinen Weg zu den Damen von „Belles Demoiselles“: das bedeutete jedesmal, daß ihr Vater irgend ein Geschäft mit dem alten Charlie hatte.

Nun hegte der Oberst seit langer Zeit den Wunsch, Charlie sein Eigentum abzukaufen. Er wollte ihn nicht auf unnoble Weise heraustreiben, er war stolz darauf, immer „nobel“ zu sein; aber er wünschte die ganze Erbschaft der De Charleus auf seinen Namen zu vereinigen. In seiner großartigen, vornehmen Weise hatte er diesen Plan einmal gefaßt; da achtete er wenig auf den kleinen Umstand, daß er eigentlich schon tüchtig beim alten Charlie verschuldet war mit manchem geborgten Dollar; dafür bot ja „Belles Demoiselles“ natürlich zehnfache Sicherheit. Bauplätze, Häuser, Renten — das alles könnte doch auch ganz gut ihm gehören, meinte er, daß er es in Ordnung halten oder abreißen lassen könne nach seinem Belieben. Hätte er doch nur die Erbschaft Old Charlies! Ach, dann könnte er den Traum verwirklichen, nach dem seine belles Demoiselles schon seit so manchen Jahren trachteten: ein Haus in der lustigen Stadt — — und welch ein Haus! Da würde er diese gräßlichen Baracken niederreißen lassen und eine Gartenmauer errichten, dort die lange Seilerbahn würde Bäumen Platz machen, an denen der Wein sich rankte, die Bäckerei weiter unten würde einem prächtigen Treibhaus weichen, an Stelle des Weinlagers würde sich das Wohnhaus erheben. Das aber würde das schönste im ganzen Staate werden! Niemand würde da vorübergehen, ohne zu sagen: ‚Der Palast der De Charleus; eine Familie von vornehmster Abkunft, elegant und reich, so alt wie Frankreich selber; ein feiner alter Herr und sieben Töchter, ebenso schön wie glücklich; wer es je wagen darf, von ihnen eine zur Frau zu nehmen, muß seinen eigenen Namen ablegen!‘

Und das Haus sollte ganz aus Stein bestehen, schönem Stein, den man aus dem Lande der Yankees holen würde, und es sollte einen luftigen Belvedere haben mit einem leuchtenden Goldbild oben auf; von dort würde man weit hinüberschauen können über den rauschenden Strom bis zu dem roten Dach von „Belles Demoiselles“. Und an dem mächtigen Steinthor würde eine Portierloge stehen, und es würde schon als Vorzug gelten, nur hineinsehen zu dürfen in den Garten.

Wirklich, es war eine sehr vornehme Familie, phantasiereich genug, um vornehme Wünsche zu haben, und doch wieder glücklich genug dort, wo sie waren, um keinen anderen Wunsch zu haben, als den, dort immer zu bleiben.

Jeder, der einmal das Glück hatte, in dem Garten von „Belles

Demoiselles“ zu wandeln, an irgend einem Sommerabend, wenn die Abendröte am Himmel aufstieg, wird nie das entzückende Bild vergessen: die ganze Familie auf den breiten Stufen der Gartentreppe, plaudernd, scherzend und lachend, mit jenem entzückenden Gelächter und Gekicher, das so fröhlich von Mädchenlippen klingt. Dann saß der Vater mitten dazwischen, Gegenstand ihrer Liebe und Aufmerksamkeit, Zeuge, Schiedsrichter, Unparteiischer und Kritiker, nach dem einstimmigen Übereinkommen seiner schönen Töchter; zugleich aber auch der einzige Vasall seiner sieben absoluten Königinnen.

Bald rückte man näher zusammen zu lebhafter Besprechung eines neuen Tanzes oder zur Prüfung eines neuen Schmuckes. Bald drängten alle so nahe wie möglich heran, um zu sehen, wie die Älteste dem Vater ein Veilchensträußchen ins Knopfloch steckte. Bald eilten die Zwillinge Martha und Maria in den Garten und kamen mit irgend einer seltenen Blume zurück, empfangen von lauten Rufen freudiger Überraschung.

Wenn dann die Sonne sank, rückte man näher an den Vater heran. Dann konnte man weithin ihre süßen Stimmen hören, die weichen, südlichen Melodieen eines Abendliedes, dazwischen die tiefen Töne des Vaters; — endlich, wenn alles dunkel, ward tiefe Stille, und das schöne Nest „Belles Demoiselles“ nahm all' seine Vögel wieder in sich auf.

Und doch hatten sie die seltsame Grille, unzufrieden zu sein.

„Arti!“ rief eine Schwester eines Morgens in der weiten Vorhalle — und ihre weitaufgerissenen Augen spiegelten eine große Bestürzung — „Arti, es geht was vor!“

„Comment?“ — Größte Überraschung.

„Papa geht zur Stadt!“ — Die Neuigkeit verbreitete sich.

„Inno!“ — sagte die andere am Gartenthor, „es geht was vor!“

„Qu'est-ce — que c'est?“ — Ein schwacher Versuch, gleichgültig zu bleiben.

„Papa geht zur Stadt!“

Die seltsame Nachricht war wahr. Am selben Nachmittag warf der Oberst die Zügel seines Pferdes dem Diener zu und trat bei Old Charlie ein, der in seinem Garten unter einem Orangenbaume saß, um den Kopf, wie gewöhnlich, ein halbseidenes Madrastuch. Der Alte war augenscheinlich ein wenig angeheitert, er lächelte einen ehrerbietigen Gruß, aber traute sich nicht recht, sich auf die Füße zu stellen.

„Eh, well, Charlie“, der Oberst schrie ein wenig wegen der Taubheit seines Verwandten, „wie geht's heute meinem Freunde Charlie?“

„Eh?“ sagte Charlie, ein bißchen zerstreut.

„Geht's meinem Freunde Charlie gut?“

„— — Sie ist im Hause. Rufen Sie mal —“, er machte einen schwachen Versuch, sich zu erheben.

„Non, non! — Ich brauche sie nicht,“ der Oberst schöpfte Atem — „wie stehen die Zinsen?“

„Oh,“ sagte Charlie, „ich werde jeden Tag ärmer.“

„Was wollt Ihr dafür haben?“ frug der Oberst, indem er mit der Reitpeitsche nach dem Hause wies.

„Wofür haben?“ frug Injin Charlie.

„Für das Haus! — Wieviel fordert Ihr?“

„— — Ich glaube kaum,“ sagte Charlie.

„Was Ihr dafür fordert?“ schrie der Oberst.

„— — Wer ist ermordet?“

„Was Ihr für die ganze Geschichte da haben wollt?“

„Ich will gar nichts verkaufen.“

„Ich will Euch zehntausend Dollars geben.“

„Zehntausend Dollars für dies Haus? — O nein — das ist kein Preis. — 's ist ein verdammt gutes Haus, dies alte Haus. (Old Charlie und der Oberst pflegten nie zu fluchen, wenn sie zusammen waren.) Vierzig Jahre lang brauchte es nicht angestrichen zu werden. Ich kann bequem Fünfzigtausend für den alten Kasten bekommen.“

„Fünfzigtausend Kupferstücke — jawohl!“ sagte der Oberst.

„'s ist ein prachtvoll Haus, man kann viel Geld draus machen,“ nickte der alte Charlie.

„Deshalb seid Ihr so reich? Eh, Charlie?“

„Non, ich mache nichts draus. Bin zu dumm, das ist die Sache. 's ist ein prachtvoll Haus, kann Geld machen, wie ein Dampfschiff, ein ganzes Faß voll jede Woche! — Ich aber — ich verliere mehr jeden Tag. Bin zu dumm, zu dumm!“

„Charlie!“

„Eh?“

„Wieviel Geld wollt Ihr?“

„Wieviel Geld ich hab'? — Gar nichts — bin zu dumm!“

„Was Ihr dafür nehmen wollt?!“

„Was ich nehmen will? — Will nichts mehr nehmen. Bin schon halb betrunken!“

„Was Ihr für das Haus nehmen wollt?“

„Ihr wollt es kaufen?“

„Ich weiß noch nicht“ — Achselzucken — „Vielleicht. Wenn Ihr's billig verkauft!“

„'s ist ein prachtvoll Haus!"

Es trat ein langes Schweigen ein. Endlich begann Charlie:

„Old Injin Charlie ist ein armer Teufel, ein schlechter Kerl."

„C'est vrai, oui," sagte der Oberst ziemlich leise.

„Er hat Indianerblut in seinen Adern."

Der Oberst nickte zustimmend.

„Aber er hat auch verdammt vornehm' Blut — ist's nicht so?"

Der Oberst wurde ungeduldig.

„Bien! Old Charlies Indianerblut sagt: ‚Verkauf das Haus, Charlie, verdammter Narr!' Mais, Old Charlies vornehm' Blut sagt: ‚Charlie, wenn du das alte Haus verkaufst, Charlie, du schlechter Kerl, Charlie, das alte Haus, das der Comte de Charleu deiner seligen Urgroßmutter vermacht hat, dann soll dich der Teufel fressen, mir ist's recht!'"

„Aber verkaufen thut Ihr's trotzdem, nicht wahr, Alter?"

„Nein!" — Das ‚Nein' rollte in verschluckten Flüchen, wie ein Donner im Wirbelsturm. Der Oberst ärgerte sich, drehte um und ging.

„Oberscht!" rief Charlie und sprang auf.

Der Oberst wendete um mit fragender Miene.

„Ich will den Handel mit Euch abschließen!"

„Wie wollt Ihr handeln?"

„Mein Haus für Ihres!"

Der alte Oberst wurde blaß vor Zorn. Er ging sehr schnell zurück, gerade auf seinen Verwandten zu.

„Charlie" — sagte er.

„Jaa?"

Der Oberst fand seine Selbstbeherrschung wieder. „Euch ‚Belles Demoiselles' verkaufen?" rief er. Dann lachte er: „Ha, ha, ha!" und ritt weg.

Eine kleine Wolke warf ihren Schatten über „Belles Demoiselles". Der alte Herr, dessen strahlende Erscheinung ihn immer zu einem leuchtenden Saturn machte, der inmitten des lichten Sternkreises seiner sieben Töchterlein glänzte, war in trübes Nachsinnen versunken, brütete, träumte, ging allein spazieren und nahm zerstreut die Berichte seines Aufsehers entgegen.

Kein Wunder. Seine Töchter kannten seine schroffe Weise zu handeln und schrieben es dieser zu, daß er in dem Geschäft mit Old Charlie einen Mißerfolg hatte. — Sie fingen an, „Belles Demoiselles" nicht mehr leiden zu mögen. Wenn Nordwind wehte, dann war es zu kalt zum Reiten. Wenn es geregnet hatte, war es zu schmutzig zum

Ausfahren. Des Abends waren die Heuschrecken so lästig. — Die Langeweile war so groß; jeder Kopfschmerz wurde als Vorbote eines bösen Fiebers angesehen, und wenn die natürliche Lebenslust dieses Rudels Mädchen sich in Lachen Luft machte, dann bedeckten sie rasch ihre französischen Augen, fuchtelten mit den Händchen in der Luft herum und schwuren mit großem Pathos, daß sie nur über ihr eigen Elend lachten, und daß sie sich noch zu Tode weinen würden, wenn sie nicht bald in die geliebte Stadt kämen. ‚O, das Theater! O, Orleansstreet! O, die Redouten! Die Place d'Armes! Die Bälle!‘ Und dann pflegten sie mit französischer Respektlosigkeit den Himmel anzuklagen, sich gegenseitig in die Arme zu fallen, durch die Halle im Walzer daherzuwirbeln, schließlich sich anzurennen und alle hinzufallen. Dabei schimpften sie mit noch vor Vergnügen strahlenden Augen auf das Parkett, daß eines Tages sie alle sieben noch in ein frühes Grab bringen würde.

Auf diese Weise bedrängt, kam der Oberst noch dreimal „zufällig“ mit Old Charlie zusammen und wiederholte sein Anerbieten; umsonst. Endlich begab er sich noch einmal in aller Form zu ihm.

„Eh?“ sagte Charlie, „wofür wollt Ihr's haben? Warum bleibt Ihr nicht dort, wo Ihr immer glücklich gewesen seid? Dies Haus ist ein verdammtes Rattenloch, gut genug für Old Injin Charlie — sonst nicht! Warum bleibt Ihr nicht, wo Ihr immer glücklich gewesen? Oder — warum kauft Ihr nicht von irgend jemand anders?“

„Das geht Euch nichts an!“ rief der Oberst. — Die Sache war, daß ihm seine Gründe selbst unzureichend erschienen.

Ein langes Schweigen folgte. Dann begann Charlie:

„Gut! Ich verkauf' Euch Old Charlies Haus!“

„Bien! Und den ganzen Block!“

„Paßt auf: ich verkauf' Euch das Haus und den ganzen Block. Und dann geh' ich hin, betrinke mich und schlaf ein. Und der Teufel kommt herein und sagt: ‚Charlie, du verdammte Hundeseele, wach auf! Was machst du da? Wo ist das Haus, das Monsieur le Comte deiner seligen Urgroßmutter gab? Siehst du nicht den vornehmen Herrn de Charleu — niedergerissen hat er das Haus und alles neugebaut — du verdammter Narr, Charlie, du schlechter indianischer Lumpenhund!‘“

„Ich will Euch vierzigtausend Dollars geben,“ sagte der Oberst.

Der Taube schüttelte den Kopf.

„Fünfundvierzig!“

„— — Charlie irrt sich? — Weshalb sagt Ihr, daß ich mich irre? — Hab' ja gar nichts gesagt!“

„Non, non! Ich — geb' — Euch fünfundvierzigtausend!“ schrie der Oberst.

Charlie schüttelte wieder den Kopf.

„Fünfzig!“

„Nein!“

Die Summe wurde höher und höher.

„Fünfundsiebzig!“

Die Antwort war eine Bitte, zu gehen und Charlie allein zu lassen, da er doch die schlechteste aller Kreaturen sei und keine passende Gesellschaft für den vornehmen Herrn.

Der ‚vornehme Herr‘ hätte gern geflucht; jedoch in Gegenwart Charlies — bei seinem Stolz — wie konnte er das? So stieg er zu Pferd.

„Ich will Euch sagen, wie ich mit Euch handeln will,“ rief Charlie.

Der Oberst wandte sich auf dem Pferde, ohne abzusteigen.

„Welchen Wert hat ‚Belles Demoiselles‘?“

„Hundertachtzigtausend Dollars,“ sagte der Oberst.

„Jaa,“ meinte Charlie, „ich brauche ‚Belles Demoiselles‘ nicht!“

Der Oberst lächelte, als wollte er sagen, daß das sehr gleichgültig sei.

„— — Und doch hab' ich,“ fuhr Charlie fort, „hab' ich das Blut des Comte De Charleu in meinen Adern, immerhin — ein klein wenig — immerhin — — ist's nicht so?“

Der Oberst nickte.

„Bien! Wenn ich aus diesem Hause herausgehe und nicht in ‚Belles Demoiselles‘ einziehe, dann werden die Leute sagen: ‚Old Charlie hat uns sein ganzes Leben über verdammte Märchen erzählt! Er ist gar kein Verwandter seiner seligen Urgroßmutter, kein kleines bißchen! Er hat keinen einzigen Tropfen De Charleu-Blut in sich, um dereinst seine verdammte Hundeseele zu retten!‘ — Nun, Herr? — Was thu' ich dann mit dem Geld? — — Nein, Herr! — Mein Haus für Ihres!“

Er drehte sich um, um ins Haus zu gehen; so konnte er nicht mehr sehen, daß der Oberst die Reitpeitsche gegen ihn erhob. Dann ritt auch der Oberst weg.

Auf dem Heimritt brach er noch drei- oder viermal in lautes Gelächter aus, wenn er an Old Charlies Familienstolz dachte und dabei an die Gründe, die ihn zu dem Handel trieben. Aber jedesmal gefiel ihm Old Charlie besser — nicht das Abschlagen seines Anerbietens, sondern dieser abgeschmackte Familiensinn. Das war soviel mehr, als

er von dieser „schlechten Hundsseele" erwartet hatte; er glich dabei so sehr seiner eigenen Grille — so vergab er Charlie den Tauschvorschlag.

— — Dieser letzte Mißerfolg lastete so schwer auf dem alten Herrn von „Belles Demoiselles", daß seine Töchter, die den Kummer ihm auf dem Gesichte lasen, anfingen zu bereuen. Sie liebten ihren Vater zärtlich, und als sie nun sahen, daß ihre so zur Schau getragene Betrübnis ihn ernstlich quälte, unterdrückten sie ihr Geklage, zeigten noch mehr Zärtlichkeit als früher und sagten oftmals laut, daß es keinen entzückenderen Platz gäbe, als „Belles Demoiselles". Aber diese neue Tonart rührte den Oberst noch mehr als die andere und vertiefte nur noch sein Mißvergnügen. Dieser Mann, reich, ohne die Sorgen des Reichtums, frei von jedem wirklichen Kummer, in dessen Haus das Glück eben so heimisch war, wie der Duft in seinem Garten, faßt das Glück behutsam, wie mit überlegter Absicht, und schickt's zur Stadt! Und dorthin konnte er doch so leicht ihm folgen — aber derselbe vornehme Unsinn, weshalb „Injin Charlie" den alten Häuserblock auch für den doppelten Preis nicht hergeben wollte, verbot ihm, irgend einen andern Platz in der Stadt zu kaufen, als den, der schon seinen Urahnen gehört hatte!

Doch allmählich übte der Reiz der Natur und der fröhlichen Herzen um ihn herum seinen Einfluß aus, seine mürrische Laune verschwand, flackerte noch einmal auf, zu Weihnachten, und verging dann.

(Schluß folgt.)



Gesänge von Alfred Mombert.

I.

An diesem See umschweifend viele Tage,
geriet ich in die tiefe Dunkelheit
und wußte, daß mein Herz hier nichts mehr sage.
Am Stamme eines steinernen Baumes,
um den es brauste von hohen Wolken,
fand ich eine Frau sitzen.
Ein Haupt war wild und steinern, fast wie meines.
Doch an den Stellen, wo ich Augen hatte,
hatte sie keine, und dort lagen
zwei große Glanz-Thränen.

Bei diesem Weibe träumt' ich viele Tage
— stärker als ein Schiff träumt auf dem Nacht-Meere —
mein Haupt lag auf seinem Schoß,
seine Brüste waren ganz bei mir,
ich träumte von zwei großen, glänzenden Thränen,
die Augen waren, und die Bilder sahen . . .
Als kämen ringsum von den Schneegebirgen
alle Meere in mein Thal herunter
und brausten drin um meinen Flammensaal,
in dem ich träume und in dem ich dichte.

II.

Um mein Schlafgemach liegt eine Schlange.
Ich schlafe; und mein Geist ist helles Mondlicht.
Sie liegt rund um mich wie der Rahmen um ein Bild.
Regunglos. Es schillert die glatte Haut
in wilden Farben.
In einer Nacht, in einer dunkel hohen,
da öffnet' ich die Thür; und leuchtete.
Da lag die Schlange; und der schöne Leib
war unruhig; wie in Qual und Träumen.
Und traumhaft hob ich die Leuchte,
über den Leib der Schlange.
Da drang ein Schein hinaus. Da sah ich rundum in den Tiefen
das ganze Weltmeer grünweiß ungeheuer wogend.

Einsamer Ort im Weltenall, mein Schlafgemach.
Es braust in meinen Ohren die Musik.
Und vor den Augen schweben die Bilder.
Und meine Hand liegt auf der Welt. Sie ruht.
Gestirn des Geistes, dort am Weltenrand
seh' ich dich aufgeh'n, und mein dunkler Hügel
erglänzt.

III.

Sternklarheit ist im hohen Raum entfaltet.
Er schwebt über den glänzenden Rücken der Delphine,
die unten meerkühl rudern
durch die Silbersäulen des Orion.
Aus der alten Mutter-Dunkelheit
beuge dich herein in den Raum,
dein großdunkles Geisterhaupt,
lege deine Hand in diesen Glanz.





Die litterarische Expansion in Amerika.

Von A. von Ende.

(New York.)

Das Wort Expansion, das, seit sich Amerika in Kolonialpolitik gestürzt hat, zum Feldgeschrei der Parteien erhoben worden ist, hat neulich eine treffende Anwendung auf litterarischem Gebiet gefunden. Eine in Chicago lebende Schriftstellerin fordert nämlich als Bedingung einer gedeihlichen Entwicklung amerikanischen Schrifttums „litterarische Expansion", was soviel bedeutet, wie Brechen mit der alten puritanischen Tradition, welche Probleme und Motive ausschließt, die der Zeitgeist in anderen Ländern in den Vordergrund litterarischer Behandlung gerückt hat. Anknüpfend an diese Bemerkung gab kein Geringerer als William Dean Howells, der der heutigen Generation freilich als veraltet erscheinende Nestor des amerikanischen Realismus, zu, daß vielleicht die Zeit gekommen sei, da die amerikanischen Autoren nicht mehr für höhere Töchter, sondern für Männer und Frauen schreiben müßten. Zugleich lenkte er die Aufmerksamkeit auf einen jungen Kalifornier, Frank Norris, der sich vor nicht langer Zeit durch eine vortreffliche Marineerzählung eingeführt, in seinem neuesten Werk aber, dem Roman „Mc Teague", als ein würdiger Schüler Zolas erwiesen habe.

Der Schauplatz dieses Romans ist San Francisco und der Titelheld ein junger Hüne, der seine Kindheit in den Gruben zugebracht, sich von einem fahrenden Zahnarzt die gewöhnlichsten Handgriffe seiner Kunst angeeignet und sich dann in der Metropole am stillen Meer niedergelassen hat. Ein kleines Sümmchen, welches die verstorbene Mutter zu solchem Zweck für ihn zusammengespart, ermöglicht es ihm, sein Schild herauszuhängen, und in naiver Unkenntnis der Gesetze, welche einen Kursus in der Zahnarzneischule vorschreiben, fängt er an zu praktizieren. Mc Teague ist ein Prachtstück moderner Charakteristik. Er ist ein gutmütiges, dummes Tier, von rührender Anhänglichkeit für seinen Kanarienvogel und seine Ziehharmonika, aber die Bestie schlummert in ihm. Sein Freund Marcus Schouler dagegen ist der

typische schlaue Streber. Den Frauen imponiert sein aalglattes Benehmen, den Männern sein Herumwerfen mit nationalökonomischen und anderen wissenschaftlich klingenden Phrasen. Das Ewig-Weibliche ist in Trina Sieppe vertreten, einer Kousine Schoulers, einem unbedeutenden, unwissenden Mädchen, das sich ein Nadelgeld erwirbt, indem sie für die Spielwarenfabrik ihres Onkels Noahs Archen schnitzt, anpinselt und mit der Etikette „made in Germany" beklebt. Markus Schouler hat ihr den Hof gemacht; als sich aber Mc Teague in sie verliebt, verzichtet er großmütig zu Gunsten des Freundes.

An diese drei mit kräftigen Strichen gezeichneten Gestalten, kalifornische Lokaltypen, so lebendig und eigenartig erfaßt, wie es seit Bret Harte nicht wieder geschehen, reihen sich zwei Gruppen, einerseits die anderen Mitglieder der Familie Sieppe — der Vater, ein sich in militärischen Posen gefallendes, gemütliches altes Haus, der sich seines Wohlstandes stolz bewußte Onkel Oelbermann, die korpulente Mutter Trinas; andererseits die Mitbewohner des Hauses, wo Mc Teague seinem Beruf obliegt — die ehemalige Nähmamsell Miß Baker und der alte Hundedoktor Mc Grannis, ein mit feinem Humor und trefflicher Seelenkenntnis geschildertes altes Menschenpaar, in dem ein Johannistrieb sproßt, und die halb blödsinnige mexikanische Hausmeisterin Maria Miranda Matapa, die in ihren Wahnanwandlungen stets von dem goldenen Tafelgeschirr faselt, das sie als Kind im Besitz ihrer Eltern in Zentralamerika gesehen, und das den polnisch-jüdischen Althändler Zerkow reizt, sie zu heiraten. Sie alle sind mit einem von überraschendem Wirklichkeitssinn geleiteten und mit Stimmung gesättigtem Pinsel gemalt.

Norris hat aber nicht nur von Zolas Naturalismus gelernt, sondern auch von dessen Symbolismus; das goldene Tafelgeschirr, welches Maria bei jeder Gelegenheit in überschwänglichen Worten schildert, der vergoldete Riesenzahn, den sich Mc Teague in seinen kühnsten Träumen als Aushängeschild wünscht, sie sind symbolisch zu nehmen: sie bezeichnen die Lust am Golde, die Gier nach Gold, die allmählich alle diese Menschen ergreift; denn der Fluch des Goldes ist das zwischen den Zeilen zu lesende Leitmotiv. Die fünftausend Dollars, die Trina in der Lotterie gewinnt, bringen Unheil. Das Geld führt in den drei Hauptpersonen eine tiefeingreifende Wandlung herbei. In Trina kommt der Bauerngeiz, der ihr von irgend einem Vorfahr im Blute steckt, zum Durchbruch; Marcus Schouler kann sich, seit Trina Geld hat, nicht vergeben, daß er sie dem Freunde überlassen und wird an diesem zum Ver-

räter; und in dem gutmütigen, dummen Tier Mc Teague erwacht die Bestie. Die sich daraus ergebenden Konflikte führen zu gewaltigen Katastrophen. Von packender Kraft ist das Kapitel, wo die von ihrem Manne verlassene Trina, die durch Blutvergiftung beim Anpinseln der Archen Noahs mehrere Finger eingebüßt und sich als Scheuerfrau ernährt, allmählich ihr Kapital aus des Onkels Geschäft zieht, um sich in der Einsamkeit ihres Stübchens an dem Anblick der blanken Zwanzig-Dollars-Goldstücke zu ergötzen; überwältigend in seiner schwülen Spannung ist der Schluß, wo Marcus Schouler den mit dem Gelde und dem Kanarienvogel entflohenen Mc Teague in der Alkaliwüste einholt, wo sie beide dem Tode durch Verdursten verfallen sind. Es ist etwas urwüchsig Rohes, fast Sensationelles, aber durchaus nichts Unwahrscheinliches in diesem Schluß; man muß sich dabei immer kalifornische Verhältnisse denken. Der Roman bezeichnet in seiner gewaltigen Gestaltungskraft und prächtigen Stimmungsmalerei einen kolossalen Fortschritt gegen den nüchternen photographischen Realismus, in dem sich die vom alten Gleise abweichenden amerikanischen Schriftsteller bisher gefielen. Howells mag recht haben, wenn er dieses Werk als ein epochemachendes bezeichnet.

Ein anderer Roman, in dem ein neuer, kräftiger Grundton erklingt, ist „The Open Question" von Elisabeth Robins, der aus Amerika stammenden, aber erst in England zur Anerkennung gelangten Schauspielerin, welche die Newyorker erst im vorigen Jahre in einer tiefdurchdachten Verkörperung der Hedda Gabler zu bewundern Gelegenheit hatten. Miß Robins behandelt mit bewundernswerter Kühnheit und Sicherheit ein schwieriges Problem. Haben zwei Menschen aus einer an erblicher Schwindsucht dahinsterbenden Familie das Recht, eine Verbindung einzugehen und ehe sie lebende Folgen hat, freiwillig aus dem Leben zu scheiden? Das ist die offene Frage, welche seit dem Erscheinen des Buches lebhafte und erbitterte Kontroversen hervorgerufen hat. Die Verfasserin wählt ihre Charaktere aus der südlichen Aristokratie. Die Ganis sind ein altes, konservatives Geschlecht. Wie bei vielen amerikanischen Provinzlern, welche an der puritanischen Tradition festhalten, kann für die Söhne von der Wahl eines künstlerischen Berufs nicht die Rede sein. Ethan Gano wird daher statt Musiker Theologe; aber er bricht doch mit der Familientradition, indem er nicht nur keine Gano heiratet, wie es in der Familie bisher zu ihrem physischen Nachteil üblich gewesen, ja, nicht einmal eine Tochter des Südens, sondern die Tochter eines Bostoner Abolitionisten. Sie stirbt

indem sie ihm ein Söhnchen schenkt, das ihre Eltern zu sich nehmen; er tritt in die südliche Armee ein und fällt. Als die Mutter durch den Krieg ihr Vermögen eingebüßt, zieht sie sich in ein kleines Städtchen in den Mittelstaaten zurück und lebt dort in stolzer Zurückgezogenheit ihren Erinnerungen. Der jüngere Sohn John heiratet eine Kousine und läßt sich in New York nieder. Die Tochter Valeria dichtet heimlich, modelliert mit großem Geschick und wagt es während eines Besuchs in New York, bei einem Bildhauer Unterricht zu nehmen. Ob dieses unziemlichen Unterfangens nach Hause zurückgerufen, verzehrt sie sich in ungestillter Sehnsucht und stirbt.

In diesem Hause, über dem die Schatten des Todes beständig schweben, begegnen sich die letzten Ganos — der von seinen wohlhabenden Großeltern in Boston erzogene junge Ethan und die nach ihrer unglücklichen Tante Valeria benannte Tochter John Ganos, der, nachdem er die Gattin verloren und, an dem Familienübel dahinsiechend, unfähig ist, seinem Berufe nachzugehen, zur Mutter zurückgekehrt ist. Ethan hat seine Studienjahre genossen, er ist in Paris gewesen, er ist Pessimist. Als der sich der physischen Degeneration der Familie unheimlich klar bewußte Onkel mit ihm davon redet, ergiebt er sich mit einem fast cynischen Fatalismus in das ihm bevorstehende Schicksal. Anders Valeria; in ihr scheint sich nicht nur alle die unverbrauchte Energie ihrer künstlerisch beanlagten Vorfahren potenziert zu haben, sondern auch der Lebensdrang des Geschlechts noch einmal übermächtig aufzuflackern. Sie gehört nicht zu denen, die verzichten. Als der Zauber, der die Ganos von jeher zueinander zog, in den Herzen der beiden zu wirken beginnt, besiegt ihr starker Lebenswille Ethans Bedenken. Sie geloben sich, einander ein Jahr lang anzugehören und dann freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Wunderbar stimmungsvolle Kapitel enthält dieses eigenartige Buch; und von überwältigender Schönheit ist der Schluß, als sie beide in einer Yacht auf das Meer hinaussegeln. Der Roman ist ein eigenartiger Beitrag zum Triumph des Todes, der in der neueren Litteratur so mannigfaltige Behandlung findet.

Ein dritter, sehr bemerkenswerter Roman ist historisch, aber durchaus modern in der Auffassung: „The Mormon Prophet" von Lily Mc Dougal. Die Verfasserin macht den angesichts der gegen die Mormonen herrschenden Stimmung kühnen Versuch, den Charakter des Stifters der Sekte, Joseph Smith, psychopathisch zu erklären und zu rechtfertigen. Aus seinen Schriften und denen von Zeitgenossen, sowie aus Mitteilungen aus dem Munde der ältesten Bewohner des Städtchens,

wo er einst gewirkt, hat sie die Überzeugung gewonnen, daß seine Lehren keine bewußte Erfindung waren. „Es scheint mir aber," sagt sie in der Vorrede, „daß Smith von den automatischen Sprüngen eines starken, aber undisziplinierten Hirns getäuscht und ihnen nachgebend, in seinem hysterischen Temperament bestärkt wurde, welches der Wahnidee stets die Selbsttäuschung zugesellt und der Selbsttäuschung den halbbewußten Betrug. In seiner Zeit war es notwendig, ein Wunder zu verwerfen oder dessen geistliche Bedeutung anzuerkennen; angenommen, seine Visionen und sein Buch hätten auf einer ehrlichen Täuschung beruht, so hatte er nur die Wahl, sich als Opfer eines Teufelsspuks oder als ein Sendling des Himmels zu betrachten, und sein Optimismus gab den Ausschlag."

Von diesem Standpunkt aus entwirft die Verfasserin ein bisher in der amerikanischen Geschichte einzig dastehendes Porträt des Mannes, dessen Lehren, wenn auch in veränderter Form, mehrere hunderttausend Anhänger zählen. Die Vielweiberei nämlich, welche heute als der Kernpunkt des Mormonismus betrachtet wird, wurde erst von seinem Nachfolger Brigham Young eingeführt. Der Sohn einer hysterischen Mutter, hatte der junge Farmer, durch die Streitigkeiten der verschiedenen religiösen Sekten verwirrt und durch den Besuch von Erweckungsversammlungen von krankhaftem Glaubenshunger erfaßt, in der Einsamkeit des Waldes zu dem Herrn gebetet, bis er in einen Halbschlaf verfiel, in welchem ihm die erste „Offenbarung" wurde. Von dieser Zeit an beständig über Träume und Visionen grübelnd, sich nach neuen Erscheinungen dieser Art sehnend, entwickelte sich das hysterisch-visionäre Temperament des Jünglings, bis ihn die Mutter als Auserkorenen anerkannte und sich sein Ruf in der Umgegend verbreitete. Der Glaube, den andere ihm entgegenbrachten, bestärkte ihn im Glauben an sich selbst und ließ ihn seine Mission mit einem rührenden Ernst auffassen. Ihrer würdig zu sein, eignete er sich als Mann die ihm fehlenden Schulkenntnisse an, erzog sich selbst, kämpfte wider die Anfechtungen des Fleisches und erhob sich in der Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit, mit der er für sein Werk eintrat, weit über die Massen, die er beherrschte, von denen er sich aber beeinflussen ließ, sobald er wähnte, daß das Heil der Kirche davon abhinge. Solcher Art war seine persönliche Entwicklung. Parallel mit dieser läuft das Wachstum der Sekte, von ihren Anfängen in New Manchester im Staate New York bis zur Übersiedlung nach Kirtland im nördlichen Ohio und zu der Glanzperiode in Nauvoo, Illinois, wo zugleich der Abfall von der ursprünglichen Lehre begann. Alle diese

Vorgänge fügen sich merkwürdig harmonisch in den Rahmen des Romans, dessen Heldin Susanne ist, die Frau des fähigsten und treuesten Jüngers des Propheten, Angel Halsey, für welche Smith eine mächtige Leidenschaft empfindet. Die seelische Entwicklung dieser Susanna von der Zeit an, da sie als blutjunges Ding vor der Strenge ihrer Baptistenverwandten zu den Mormonen flüchtet, ihre religiösen Zweifel und Kämpfe, bis sie heimlich aus Nauvoo entflieht — das alles schildert die Verfasserin mit einem tief innigen Verständnis der geheimsten Seelenregungen; auch die hysterische Mutter Smiths und sein ihn vergötterndes Weib Emmor sind prächtig herausgearbeitete Gestalten. Miß Mc Dougal geht an ihre Aufgabe mit gründlicher Quellenkenntnis und mit tiefem Ernst; aber sie ist zugleich Künstlerin und gesellt dem Pathos der Schicksale, welche sie schildert, den Zauber eines hin und wieder hellaufleuchtenden, feinen Humors zu. „The Mormon Prophet" ist ein hochinteressantes und kulturgeschichtlich bedeutendes Werk.

Das eben erschienene nachgelassene Werk Harold Frederics, der im vorigen Herbst in London starb, „The Market-Place", spielt leider, wie alles, was er nach seiner Übersiedlung dorthin schrieb, in England. Für die amerikanische Nationallitteratur ist dies um so mehr zu bedauern, als gerade Frederic in seinem Roman „The Damnation of Theron Ware", der in England den Titel „Illumination" führt, sich ungemein fähig erwies, das zeitgenössische Leben seiner Heimat mit vorurteilsfreiem Auge anzuschauen und es ohne Rücksicht auf die puritanischen Anschauungen, welche noch recht tief in einem großen Teil der Bevölkerung wurzeln, darzustellen. Das Leben eines methodistischen Predigers in einer amerikanischen Provinzstadt ist für das Verständnis des religiösen Lebens des amerikanischen Provinzlers überhaupt von einer so großen Bedeutung, daß jener Roman wohl als kulturgeschichtliches Dokument gelten kann. Frederic hätte auch das soziale Leben des Landes meisterhaft zu behandeln verstanden, wenn ihn England nicht gelockt hätte. Er hatte den Mut, wahr zu sein. Nun hat er in seinem „Market-Place" ein Werk hinterlassen, das soziale Verhältnisse in England schildert, ein Werk, das um so mehr Aufsehen erregt, als es Dinge vorausahnt, welche erst nach seinem Tode durch den Mooley-Skandal bekannt wurden.

Gleich Frederic war auch Henry James, aber beträchtlich früher, nach London übergesiedelt, wo sich mancher amerikanische Schriftsteller geistigen Ellbogenraum und einen Markt für seine Werke schaffte, ehe die amerikanischen Verleger, wie es jetzt der Fall ist, dem

modernen Geschmack Rechnung zu tragen begannen. Sein neuestes Werk „The Two Magics“ enthält eine Erzählung „The Turn of the Screw“, in der ein äußerst heikles Motiv mit unnachahmbarer Meisterschaft behandelt worden ist: der unheimliche Einfluß, den ein unnatürliches Verhältnis zu zwei Erwachsenen auf zwei Kinder ausübt, selbst nach dem Tode derjenigen, welche ihr Seelenleben vergiftet. Die zwischen Sinnlichem und Übersinnlichem schwankende, schwüle Stimmung ist von James mit einem Raffinement wiedergegeben, das seinesgleichen nicht so bald finden dürfte; der subtile Scharfsinn, mit dem er die Regungen dieser beiden Kinderseelen belauscht, ist einzig in seiner Art. Henry James hat sich mit diesem Buche als ein Meister ersten Ranges erwiesen.

Es giebt der Zeichen, welche die litterarische Expansion Amerikas ankündigen, noch mehr; schon die nächste Zukunft kann die Erfüllung der Hoffnungen bringen, welche sie erwecken. Auf dem Gebiete der Novellistik ist sie bereits Thatsache geworden; Drama und Lyrik werden folgen.



Venetianer Kunsteindrücke.

(Dritte internationale Ausstellung.)

„Schön, aber sichtbar modern!“ möchte man beim Anblick der Venetianer Ausstellung ausrufen. Doch das Moderne, ja, Hypermoderne, ist ja jetzt in Kunst und Industrie durch die alles revolutionierende Sezession-Richtung en vogue und macht sich denn auch in der Lagunenstadt breit, wo eben, zum drittenmal, die zur bleibenden Erinnerung der silbernen Hochzeit des Königspaares am 17. April 1894 gestiftete internationale Ausstellung tagt.

Es sind da Bilder zu sehen, die einen davonjagen könnten, wenn sie nicht gerade mit Ostentation so gemalt und so konzipiert wären, um den Beschauer davor zu fesseln. Während die Force der antiken Kunst darin bestand, daß die leitende Idee des Künstlers klar zu Tage trat und selbst dem Laien sofort einleuchtete, steht man nun gar oft vor Rätseln, die schier unlösbar scheinen.

Dies gilt in erster Linie für das sonderbare Bild „La notte“ (die Nacht) von F. Holdler. Es zieht aller Augen in der großen internationalen Sala D an, doch interpretieren lassen sich diese schlafenden Menschen beider Geschlechter nicht am besten. Auf der Mittelfigur der mehr enthüllten als verhüllten Gestalten kauert ein in düsteres Schwarz verhülltes Etwas, das man wohl als Verkörperung des Alpdrückens deuten könnte, wenn der Mann, den es zu erdrücken scheint und dessen Augen entsetzensstarr das Schreckgespenst anstieren, sich nicht zugleich mit beiden Händen daran klammern würde, anstatt das schwarze Ungeheuer hinwegzustoßen.

Dieser Widerspruch in Ausdruck und Aktion kommt den zunächst plazierten Gemälden ungemein zu statten und gipfelt besonders in dem heiter und erquickend wirkenden Bilde: „Veudemmia tella bassa Austria“ (Weinlese in Niederösterreich) von Alexander Goltz. Es ist Leben und Bewegung in dem anmutigen, farbenreichen Winzergemälde, das sowohl landschaftliche Reize als naturgetreue Gestalten aufweist.

Zu den mystischen Bildern gehört auch die einsame Frauengestalt, die Andreas Roegels „Calipso“ nennt und die am Waldessaume angesichts fließender Wasser zusammengebrochen. Es bleibt fraglich, ob der Maler die Calypso der antiken Mythe versinnbildlichen wollte oder eine Selbstmörderin. Gewiß ist nur, daß der grell-rote Rock des in Schmerz versunkenen Weibes, sowohl dem schiffbrüchigen Ulysses als einem Schutzmann als Wegweiser dienen könnte. Um so mehr als das perspektivisch herrlich wirkende Landschaftsbild durch und durch in das beliebte Waschblau moderner Sezession-Farben getränkt ist.

Wohlthätig und keinerlei Kopfzerbrechen verursachend ist das Bild „Due pescatori“ von Michael Aucher. Was die beiden wettergestählten Fischer mit den markigen und dennoch gutmütigen Zügen vorstellen, sieht und erkennt man auf den ersten Blick. — Das herrliche Schiffsbild: „Giganti moderni“ von Karl Locher, bedarf gleichfalls keiner Rätsellösung, da die prächtigen Rammkreuzer mit ihrer stolzen Takelage, ihren eisernen Türmen und dräuenden Kanonen, sofort als moderne Riesen erkannt werden. Die maritimen Details sind ungemein sorgfältig und sachgemäß gemalt, was nicht jedem Seestück nachgerühmt werden kann.

Ein farben- und figurenreiches Paradestück ist das große Gemälde: „Alle soglie della City“ von J. Solomon. Dieser Darstellung des pomphaften, am 22. Juni 1897 erfolgten Einzuges des Lordmayors von London wird große Porträttreue der Haupt- und Nebenfiguren nachgerühmt. — Als Tierstück kann die Fuchsjagd von Bruno Andreas Liliefors hervorgehoben werden.

Die great attraction der Ausstellung ist der in raffiniert-gedämpftem Halblicht gehaltene Lenbach-Saal. Über die Bilder solch' gottbegnadeten Künstlers läßt sich wohl nichts sagen, als: einzig!

Das bewundernde Publikum schwankt denn auch nur in der Wahl des allerschönsten Gemäldes, wobei Geschmack und Sympathie, ja vielleicht auch die jetzt überall in den Vordergrund tretende Nationalität in die Wagschale fällt. Ein Lieblingsbild ist des tiefbetrauerten Kaiser Friedrich III. wohlgetroffenes Porträt, das die wie für die Ewigkeit geschaffene und dennoch so bald vom grausen Tod gefällte Hünengestalt in überwältigender Naturtreue wiedergiebt. Daneben glänzen die berühmten Gelehrten: Theodor Mommsen und Rudolf Virchow. Das Porträt der allerseits gefeierten Tragödin Eleonora Duse interessiert unendlich, ebenso wie das Selbstporträt des Künstlers. Das seiner schönen Gattin entzückt, aber geradezu herrlich sind auch die minder auffälligen und neben den Bildern bekannter Berühmtheiten fast verschwindenden Pastell-Bildnisse eines lieblichen Knabenkopfes.

Ein Saal, den man mit doppelter Andacht betritt und beschaut, ist die Sala B, die den Manen des in jungen Jahren und in der Vollkraft seiner großen Kunst verstorbenen Venetianer Malers Giacomo Favretto gewidmet ist.

Aus königlichem Besitze, aus den ersten Gallerien der Großstädte und den

vornehmsten Privatkreisen, sind die verschiedenen, meist auch preisgekrönten Bilder des im Juni 1887 ganz plötzlich dem Vaterlande, dem Ruhm und der ihn tiefbetrauernden Stadt Venedig entrissenen Künstlers entliehen worden, um sein Andenken zu ehren und lebendig zu erhalten. „Il Traghetto della Maddalena“ gehört zu den größten und schönsten Schöpfungen des Künstlers, der auch in seinem „Al Liston“ ein unvergleichlich schönes, altvenetianisches Sittenbild geschaffen. All' diese prächtig charakterisierten Gestalten, die da in vollem Staate vor der Sansovino-Loggia auf dem Markusplatz promenieren, meint man sprechen und schäkern zu hören, so naturgetreu tritt dem Beschauer das herrliche Gemälde entgegen. Die feinste Charakteristik in der Auffassung und Ausführung ist überhaupt allen Bildern des verstorbenen Meisters eigen, und man müßte alle, sogar die unvollendeten, nennen, um sein Können vollauf zu ehren. Doch ist es überflüssig, auf diesen Saal besonders aufmerksam zu machen; denn die hehre Kunst, die darin herrscht, bringt sich selbst zur Geltung.

Als würdiger Schüler Favrettos präsentiert sich Milesi in seinem Gemälde „Sospiri“. Das arme Weib aus dem Volke, das da so trostlos neben ihren ahnungslosen Kindern am Geländer des Ponte della paglia lehnt und ihre Blicke anscheinend ins Leere, doch offenbar gegen die Mauern des daneben aufragenden Kerkers richtet, spricht eine stumme und dennoch so beredte Sprache, daß man einen ganzen Roman aus dem Seufzer-Bilde herauszulesen vermag. Der Erfolg des Bildes war ein so großer, daß es bereits in der Eröffnungsstunde der Ausstellung angekauft wurde. Triumphe feiert Milesi auch mit seinen Porträts, besonders wird das lebensgroße Konterfei des so rasch berühmt gewordenen Oratorien-Komponisten, Don Lorenzo Perosi, bewundert. Von den Italienern, die überhaupt sehr gut vertreten sind, obschon stars wie Segantini u. a. fehlen, ist vieles hervorzuheben. Darunter das für die Nationalgalerie angekaufte Gemälde: „Partenza mattutina“ von Luigi Selvatico. Der im fahlen Schein des anbrechenden Morgens menschenleere Perron, den nur eine einsame Frauengestalt belebt, ist höchst naturgetreu dargestellt. Die Lichteffekte, speziell die durch einen grünen Schirm gedämpften Strahlen der Schalter-Lampe, sind außerordentlich gut ausgeführt. — De Stefani glänzt auch dies Jahr mit seinen prächtigen Porträts und mit einer tanzenden Nymphe, deren Flammenhaar an den großen Ahn venetianischer Kunst, an Tizian gemahnt. — Guglielmo Ciarli, Italico Braß, Sartorelli Beruda, Fragiacomo Blaas, Rotta mit seinem wundersamen Ruinenbilde: sie alle stellen durchweg bemerkenswerte Bilder aus; doch die italienischen Löwen der Ausstellung sind: Paolo Francesco Michetti und Aristide Sartorio. Sich für die beiden „Riesenschwarten“ zu begeistern, die letzterer, nebst ungemein wertvollen kleinen Bildern, ausstellt, ist nicht jedermanns Sache, wiewohl dem Schöpfer bereits der erste Preis sub rosa zugesprochen wird. Doch was dem Maler gebührt, kann ja vom Bilde getrennt werden; denn Geschmack an den Sujets der Kolossalgemälde zu finden, (die Diana von Ephesus mit ihren hundertfachen Brüsten hat die Nationalgallerie in Rom angekauft), ist, vom ästhetischen Standpunkt betrachtet, etwas schwer. Hingegen sind die Bilder und Skizzen Michettis — meist Aquarelle und Tempera — großartig. „Processione di faniculli“, „L'addio“, mehrere Tierstücke, darunter ein Hundekopf „Flick“, und selbst die nur hingeschmierten, recte alla prima gemalten Bilder, verraten insgesamt die Hand des sieghaften Meisters.

In der belgischen Abteilung wird: „L'enigma" (das Rätsel) von Jef Leempoels mit Recht angestaunt. Der Künstler versinnbildlicht das Rätsel als Weib. Ein schöneres Antlitz und eine schönere Frauengestalt kann man sich gar nicht denken, aber stellenweise ist dies Rätsel allzu — offenbar. Auch weiß man nicht recht, ob der Hintergrund des idealen Hauptes als Heiligenschein oder Wandteller zu betrachten ist: gewiß ist nur, daß diese Partie des Bildes virtuos gemalt ist und in magischem Lichteffekt erstrahlt. — Pierre-Jacques Dierckx rührt die Herzen mit einem großen Bilde: „Pro Schola", das die gemeinschaftliche Mahlzeit einer Kinderschule darstellt. Die „Rangen" sind denn auch entzückend gemalt, allein die Suppen-Schüsseln sind mitunter verhältnismäßig größer als die Kinder. — Ein sonderbares Bild ist das Aquarell von Knopff, der eine Nachteule mit Frauenkopf als Medusa darstellt; doch dies Medusenhaupt ist nicht das entsetzenerregende der Mythe, sondern pikant und interessant.

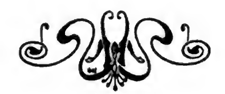
Die Sala O, in der Frankreichs Kunst thront, fesselt durch sehr originelle, allein auch höchst manierierte Bilder. „Sotto la luna", von Henri Eugène Le Sidauer, zeigt sechs verschwommene Frauengestalten, die im fahlen Mondenschein einen Reigentanz aufzuführen scheinen. — Clément Marcels „Billard-Saal" ist der Wirklichkeit täuschend abgelauscht. Minder getreu ist hoffentlich das Porträt der berühmten Réjane des Theater Français; denn Paul Albert Besnard, der ihr rosa Atlaskleid wunderbar gemalt, hat ihren Zügen wenig Anziehendes verliehen. Ein herrliches Frauenbild ist „Giovanna la rossa" von Jules Lefebvre.

Spanien ist nur mit wenigen Bildern in der Sala R. repräsentiert; doch wiegen sie die Quantität auf, da Beulliure darunter glänzt. — Die Deutschen sind durch erste Kräfte wie Leibl mit seinem „Guardaboxki" (Waldhüter), Liebermann u. a. vertreten. Dettmanns „Nel parco dell' Orfanotrofio" gehört zu den besten Bildern der Sala F. — Die Porträts von Herbert Bismarck und Adolf Menzel, leider nur als Konterfei vertreten — die Max Koner ausstellt, sind prächtig, ebenso in der österreichisch-ungarischen Saalecke das entzückende Bild der Fürstin von Ratibor, welches der jetzt so beliebte Maler Laizlö mit all' den bekannten Vorzügen ausgestattet, die seinem Pinsel eigen. In puncto Porträt dürfen in der dänischen Sala G. die ausgezeichneten, Leben atmenden Bildnisse von Bertha Wegmann nicht vergessen werden. Ebenso lobenswert ist Kroyers Porträt des Dichters Holger Drachmann. Um die Richtung seiner Muse, welche das Meer so unendlich verherrlicht, zu charakterisieren, ist der Poet am Ufersrand, an einem Boot-Schnabel lehnend, dargestellt, während im Hintergrund des in leuchtenden Farben gehaltenen Bildes, die gleißende See sich ausdehnt. — Holland ist mit ebenso guten als schönen Bildern vertreten. Nicht minder Schottland und England. Man braucht nur John Lavery und Alma Tadema als Beleg zu nennen; doch reihen sich den Bildern dieser bekannten Meister auch andere würdige Kunstwerke an. Ebenso in der amerikanischen Abteilung, in welcher unter dem Titel: „Quando cadmo le foglie" George Henry Boughton eine dunkel drapierte Frauengestalt als Allegorie der fallenden Blätter darstellt. Blick und Ausdruck der feinen Züge sind schwermutvoll angehaucht, wie der düstere Herbst, der an Blättern und Blüten rüttelt.

Die Plastik ist spärlich wie immer vertreten; diesmal jedoch noch geringer denn andere Jahre. Auch fehlen die gewohnten imponierenden Kolossal-Gruppen von Urbano Nono, der nur zwei kleine, wenn auch den großen Künstler kenn-

zeichnende Arbeiten in der internationalen Sala N. ausstellt. Darin findet sich auch die Perle der Plastik, die in parischem Marmor ausgeführte, idealistisch-schöne weibliche Büste: „Sogno di primavera" (Frühlingstraum) von Pietro Canonica. Das Kunstwerk wurde für das Museum Revoltella in Triest angekauft. — Cifariello ist mit mehreren Porträtbüsten, darunter mit der Arnold Böcklins, vertreten, welchen der Künstler groß wie sein Ruf und wohl auch wie seine echte Schweizer Kraftfigur, modelliert hat. — Jeraze hat am reichhaltigsten ausgestellt. Seine Marmorbüsten sind herrlich, ebenso das Porträtmedaillon des berühmten italienischen Poeten Enrico Panzacchi. — Der Meister belgischer Plastik Konstantin Meunier glänzt mit zwei wundernetten Statuetten und einer rührenden Mater dolorosa. In der internationalen Sala D. sind die Gypsgruppen „Salvo!" (eine Mutter, die ihr gerettetes Kind beseligt ans Herz drückt) von Romagnoli und die Entwürfe zu einem Dante-Denkmal bemerkenswert. Originell ist Gabricis „Sirena", welche die Nudität der Antike zeigt, doch die moderne Weltdame versinnbildlicht, die ihre Zigarette in nonchalant-sitzender Pose raucht. Der Ausstellung ließen sich noch viele Details nachrühmen, da besonders unter den kleinen Aquarellen und unansehnlicheren Skizzen die mitunter einen Max Klinger, Rudolf Alt und andere Meister als Schöpfer aufweisen, viel Schönes zu sehen ist. Alle Details überragt jedoch der Totaleindruck der prächtig arrangierten Ausstellung, welche gestrenge Kritiker als die beste der vielen europäischen Ausstellungen des letzten Jahrzehnts bezeichnen. Und darauf können die Venetianer und ihr verdienstvoller Conte Sindaco: Filippo Grimani, mit Recht stolz sein!

Görz. Paul Maria Lacroma.



Kritik.

Der Lyriker M. G. Conrad.

Mit dem Freudenruf: „Die Sonne! Die Sonne!" läßt Ibsen in den „Gespenstern" den Idioten Oswald, dessen Verkörperung einer absterbenden, verkommenen Gesellschaft, noch im Hinscheiden das aufgehende Gestirn wie die Verheißung einer neuen, herrlichen Lichtwelt begrüßen. So weiß der echte Dichter selbst bei Darstellung der schauerlichsten Momente des Lebens noch seine große, lichtbringende Natur zu bewähren! Man sehe sich daneben heute die sogenannten objektiven Schilderer des Lebens, die Lieblinge einer sich in den heutigen Zuständen gefallenden Gesellschaft an und man wird begreifen, warum alle Sonnensucher und Sonnenfinder so schwere und lange Kämpfe zu bestehen haben, ehe sie zu irgendwelcher Geltung kommen. Nur der Überdruß an der ewigen „Objektivität" könnte doch vielleicht das deutsche Litteraturpublikum veranlassen, sich endlich einmal wieder

nach Dichternaturen umzusehen, die bei aller Schärfe der Welteinsicht doch auch die Kraft haben, über die Gegenwart hinauszubauen, und die in ihrem Inneren längst schon das Elend des Tages überwunden haben.

Und solche Naturen in einer Zeit überreifer Litteraturbethätigung noch in ungetrübter Frische und Schaffensfreudigkeit anzutreffen, wird auch das Volk nach der Wassersuppenkost der „objektiven" Litteraturküche wieder froh und bereit zu neuen Thaten stimmen. Vor allen sind es besonders M. G. Conrad und K. Bleibtren, die sich bis heute noch nicht — um mit dem Verlegenheitsausdruck des Philisters zu reden — „geläutert" haben, sondern die so urwüchsig und kraftvoll geblieben sind, wie am Tage ihres ersten Auftretens. Der eine scheint allerdings, da er sich jetzt mehr auf geschichtlichem Gebiete bewegt, seine innere und äußere Erfahrungswelt erschöpft zu haben (doch kann auch hier der Schein trügen!), die reiche Natur des anderen aber hat sich bis jetzt unerschöpflich erwiesen, ihr entsprang erst heute wieder ein originelles Werk vollwertigster Art. Gerade das neueste Buch M. G. Conrads „Salve Regina" (Berlin, Schuster & Loeffler) läßt vielleicht die echte, unverfälscht gebliebene, wahrhaftige Natur dieses Dichters am besten erkennen und breitet somit auch über dessen frühere Werke einen neuen Glanz. Die Sonne, die der Dichter hier mit begeisterten Lobliedern besingt, hat das gesamte Schaffen Conrads durchdrungen; etwas von ihr hat er seit seiner Jugend im Herzen und zu ihr zog es ihn immer wieder hin. Licht zu bringen in den dunklen Nöten der Zeit hat seine kritische Thätigkeit allzeit erstrebt, dem Leben mit selbstschöpferischer Macht neue Werte und Schönheit abzugewinnen, ist das Ziel seiner Romane und Novellen, und in schalkhafter Ausgelassenheit die Welt einmal auf den Kopf zu stellen, um dabei die sonnenlose, lichtscheue Schlammbeißersippe unter die Erde zu bannen, der Spaß seiner letzten humoristisch-phantastischen Roman-Improvisation. Dem hellleuchtenden Leitgestirn seines Lebens und Schaffens: der Königin Sonne selbst bringt nun der Dichter mit seinem neuesten Werke „Salve Regina" eine leidenschaftliche Huldigung in Liedern dar. Es ist die Empfindungswelt eines großen, reichen Herzens, die sich hier in klangvollen Versen ausströmt. Ein feines Sprachgefühl, das vielen unserer neuesten Dichter bei ihrem Abschreiben miserabler, nordischer Dialekte immer mehr abhanden kommt, läßt Conrad den größten Teil seiner Gedichte zu hoher, künstlerischer Schönheit bringen, und wenn er den Dialekt seiner fränkischen Heimat anschlägt, weiß er ihm auch warme Herzenslaute oder humorvolle Züge abzugewinneu. Seiner ländlichen Heimat verdankt Conrad seine Liebe zur Sonne, denn von ihr sah er das Wohl und Wehe der Landleute abhängig, und ihr Licht verklärte die stille, heimliche Welt seines Elternhauses.

Seine Heimat ist dem Dichter noch heute sein Sonnenreich, dorthin flüchtet er sich gar oft aus den Wirrsalen unseres heutigen Kulturmenschentums, sich in der alten Sonnenkraft neu zu stärken. In seinem Heimatsort, dem fränkischen Dorfe Gnodstadt (Gnadenstadt) bei Würzburg lebt noch heute sein achtzig Jahre alter Vater, und verstarb erst vor einigen Monaten seine Mutter. Seine Eltern preist der Dichter in ihrer unverfälschten Bauernart wie die Erzeuger eines stärkeren Geschlechts. Die leidenschaftliche Liebe zu seiner Mutter spricht aus ergreifenden Liedern, von denen das zu Herzen gehende Dialektgedicht „Mara Motter" längst bekannt geworden ist. Seinem Vater widmet Conrad ein in prächtig hellen Farben gehaltenes

Gedicht. Als eine Perle der Sammlung sei es hier vollständig wiedergegeben:

Der Säemann.

Immer seh' ich dich so, mein Vater,
zu jeder Zeit des Jahres, so oft ich dein gedenke:
Als Säemann.

Und deine Söhne, groß und schlank wie du,
ganz dein verjüngtes Bild,
barhäuptig und barfuß
am Pflug.

Ein breiter Acker,
aus der Mulde, die so windstill,
nach der Höhe, lustig bewegt.

Lang am Wald hin
dunkle Eichen und helle Birken.
Und wilde Heckenrosen am Rain
in runden Büschen,
an den Dornen Wollen-Flöckchen.

Die frisch gebrochenen Furchen braun
und dampfend im herben, würzigen Frühwind.
Hinter uns stolzierend
der schwarz glänzende Rabe,
emsig im Spähen nach des Engerlings fettem Wurm.
Weiße Wolken
als träumende Schäfchen
hinziehend am hohen Himmel.

Du in langen Schritten gradaus,
kräftig atmend,
das Auge hell und fest.

Kuckucksruf aus dem Wald:
Du blickst uns an und lächelst schalkhaft.
Wir klopfen dreimal an die Tasche.

Nun gürtest du um den Leib
den grauen, körnerschweren Samensack.
Der rechte Arm,
nackt bis zum Ellenbogen,
mit flatterndem Ärmel,
geht im Schwung mit dem Schritt.
Aus der Hand fliegen sausend im Bogen
die Körner, sorglich erlesen,
glatt und prall und glänzend in Keimkraft.
Stillbedächtig,
wie in verhaltener Lust,
empfängt sie die Erde und zieht sie ein
in den harrenden Schoß
Hampfel um Hampfel.

Immer seh' ich dich so, mein Vater,
als Säemann.
Immer so im festen Schritt
über den frischgepflügten, dampfenden Acker hin,
wie von heimlicher Musik
aus der Tiefe der Erde begleitet,
von segnenden Winden umfungen
aus des Himmels leuchtender Höhe.

Und deine Söhne alle, emsig wie du,
was auch sonst ihre Hantierung,
immer wieder am Pflug,
bespannt mit jungen Stieren, gelben und weißen,
weit leuchtend über die Felder hin.

Und aus der Ferne
hör' ich den Zuruf der Mutter, lieb und fröhlich:
„Wie seid Ihr fleißig heute!"
Dann erscheint sie,
die Hand schirmend über die lachenden Augen,
die feine Gestalt umflossen von goldenem Licht:
„Längst ist vorüber der Mittag,
habt Ihr nicht läuten gehört?
Kommt jetzt, der Tisch ist bereitet,
Linsensuppe giebt's und Spätzli —"

Und wir wischen uns den Schweiß von der Stirn:
„Gleich, Mutter, gleich,
Wir sind hungrig wie Wölfe."

„Gott sei Dank," sagst du, Vater,
„wir haben das Unsrige gethan.
Nun schenk' uns der Himmel gut Wetter
zu Wachstum und Ernte."

Immer seh' ich uns so, ganz deutlich,
und hör' jedes Wort
von dir und der seligen Mutter.
So lange ist's her, so lange, so lange.
Und immer noch schwillt uns das Herz
in Hoffnung künftiger Ernten.

Für Conrad ist der Bauer kein Objekt zu sozialkritischer Darstellung oder zur Entdeckung originell komischer Seiten, sondern er ist ihm das Vorbild für ein gesundes, kraftvolles Leben. Von einem immer innigeren Verhältnis zur Natur erhofft er eine Wiedergeburt der Menschheit zu einem Leben in neuer Kraft und Schönheit und edler, fröhlicher Gemeinschaft. Dadurch erhält Conrads ländliche Lyrik selbst etwas Gesundes, Herzerfreuendes, das in unserer Zeit pessimistischer Schwarzseherei um so erfrischender wirkt.

Außer den Liedern, die Conrad seiner fränkischen Heimat gegeben, enthält die Sammlung noch viel der verschiedenartigsten poetischen Schöpfungen eines wohl im kraftvollen Boden der Natur wurzelnden, doch zu seltenen Geisteshöhen aufsteigenden Dichters, ich denke dabei z. B. an Gedichte wie „Geisterstimme", „Traum". Eine Reihe von

Liebesliedern sind von elementarer, leidenschaftlicher Empfindung durchzittert, andere in eigenartig graziösen Wendungen gehalten, ohne sich jedoch in leerem Reimgeklingel oder geistreichelndem Pointieren zu verlieren. Aber auch all den übrigen Liedern des Dichters, die lauten Streit in Kunst und Leben widerhallen, ist der Charakter einer echten, ehrlichen und in heißen Lebenskämpfen sich treu gebliebenen Natur aufgeprägt, einer Natur, aus deren Herzen die Sonne nie geschwunden ist und die nun Liebe und Wärme von neuem reich zu spenden vermag.

Max Oeser.

Lyrik.

C. Christomanos, Orphische Lieder mit Zeichnungen von Heinrich Lefler. Wien, Carl Konegen. 2. Aufl. Schm. 8°.

Ein Rausch jener höchsten lyrischen Poesien aller Zeiten, Pindars, der Sappho, des Meleagros auch und des Theokritos strömt aus diesen Orphischen Liedern des jungen Griechen hervor, eine Leidenschaft der Schönheitsempfindung und ein Bedürfnis künstlerischer Ausgestaltung, wie nur wenige Künstler unserer Tage zu besitzen sich rühmen könnten. Jener schwärmerische erste Gesang „Zeus ist Schönheit“ umfaßt alles Zittern der Seele vor ihren seligsten Wundern, wie der Mensch, aus „aller Blumen Düften“ geboren, „in aller Seen spiegeln — in aller Winde wehen — in aller Wellen wallen“ — ruft: wie Schönheit „kosmischer Odem — einzige un-ermeßliche Seele — Weltenseele — all-gebärerin“ und wie Menschengedanken nur erlöste Weltschönheit sind. „Von den Träumen der Bäume“, „Von der Trauer des Mondes“, „Von dem Sehnen des Meeres“, „Von der Liebe der Menschen“ — das sind die aus einer strahlenden Schönheitsallmacht geborenen Gesänge seiner Syrinx, die so süß tönt, wenn die kleine Leukia darauf spielt.

Der Wert dieser freien Rhythmen besteht vor allem in der Stimmungsfülle, die sie auszulösen vermögen, in der Leuchtkraft ihrer phantastischen Momente. Jedes Wort ist in gewissem Sinne neu an seiner Stelle und redet eigene — orphische — Sprache. In dieser Hinsicht erwecken diese Gesänge die wunderbarste Erinnerung an jenen einzigen Pindar, dessen Höhe und Gewalt der Diktion und des Gehaltes noch heute alles überragen, was durch die Zeiten gegangen ist, und der, als ein strahlendes Symbol des Tiefsten und Verehrungswürdigsten, alle unsere Sinne zu Furcht und Schönheit führend, auch unserer Zeit nicht mehr fern steht.

In weiterem Sinne ist Constantin Christomanos eine völlig moderne Natur, auch seine Poesie ist durch die Schule der modernen deutschen und französischen Lyrik gegangen. Nicht als ob das ein Tadel sein sollte! Dies wesentlich moderne Moment steckt in dem zehrenden Ausdruck der Sehnsucht, in der Psychologie dieser Dichtungen, die jener einfacheren der Alten sich nicht vergleichen läßt. — Die Ausstattung des Büchleins zeigt von großem Stilgefühl, Heinrich Leflers Zeichnungen entzücken mich; es ist unsäglich viel feine und feinste Stimmung in ihnen, sie leben im Werk. Und das ist das Höchste, was man vom Buchschmuck sagen kann.

Otto Reuter.

Gedichte von Karl Busse. Vierte Auflage. Stuttgart 1899. A. G. Liebeskind. —

Man hat vor mehreren Jahren einmal auf Karl Busse große Hoffnungen gesetzt. Ungewöhnlich früh schrieb er Verse von großer Glätte, Leichtigkeit und von gelegentlichem Wohlklang, denen eine zwar nicht originale, doch einheitliche Stimmung anhaftete; tieferes

Empfinden fehlte allerdings gänzlich, aber das war durch die Jugend des Verfassers entschuldigt. — Heute liegen dieselben Gedichte, die ihn zuerst in weiteren Kreisen bekannt machten, in 4. Auflage vor uns. Und was hat uns Busse sonst gegeben? Wie haben sich diese Hoffnungen erfüllt? Er schrieb Unterhaltungsromane und -Novellen; auch Gedichte, die den kleinen Kreis von Empfindungen seiner ersten Gedichte variieren, und in denen sein lyrischer Stil versandet; außerdem aber schrieb Busse zahlreiche Essays und litterarhistorische Studien, deren Standpunkt oft anfechtbar ist, die aber, auf gründlichen Studien beruhend und interessant durchgeführt, ihm auf dem litterarhistorischen Gebiet Beachtung sichern. Als Dichter erscheint er heute als der Typus der frühreifen Begabungen, die — um ein altes Wort zu gebrauchen — eine große Zukunft hinter sich haben. Denn diese Gedichte, die bei Backfischen und anderen kunstfeindlichen Elementen ihren Erfolg gemacht haben, kamen für die Litteratur doch wirklich nur als Hoffnungen in Betracht. Und heute weiß man, daß es unerfüllte Hoffnungen sind. Dieses Bewußtsein und das Bedauern, mit dem es verbunden, läßt uns diese vierte Auflage mit weniger Genuß lesen, als wir die erste lasen, und vielleicht stört es uns auch die reine Freude an den wenigen wirklich schönen Gedichten in diesem Buche.

Wilhelm von Scholz.

Dramen.

Dogenglück. Tragödie in fünf Aufzügen von Herbert Eulenberg. Verlag von Joh. Sassenbach, Berlin-Paris. 168 S.

Herbert Eulenberg giebt schwerstes Tragödien-Kaliber. Mit der vollen Überzeugungskraft des begabten Anfängers. Ob der Größe der Absicht und des Vorwurfs auch das Maß des künstlerischen Könnens entspricht? Die Frage ist nach der einfachen Lektüre des Buches nicht leicht zu entscheiden. Das letzte Wort ist erst nach Verlebendigung der machtvollen Dichtung durch eine gute Bühnendarstellung möglich. Und eine gute Darstellung des ganzen Buches ist unter den heutigen Verhältnissen kaum zu erwarten. Eulenberg verlangt mehr, als die Schauspieler leisten können. Und auch das Publikum dürfte versagen. Es ist ein Renaissance-Drama so eigener Art, daß ihm nur die wuchtigste Renaissance-Welt gerecht werden könnte, aber nicht unsere engbrüstige Menschheit von heute mit ihrem polizeilich gehüteten Bildungsphilisterium. So lange das Stück nur als Lesebuch vorliegt, wäre es unnütz, dem Dichter mit bühnentechnischen Bedenken die Freude an seiner Arbeit zu verderben. Vielleicht ließe er auch die Bedenken gar nicht gelten. Sagte ich ihm z. B., daß ich seinen Dialog in der vorliegenden Form überhaupt nicht für bühnensprechbar halte, so würde er wohl überlegen lächelnd erwidern: „Da läßt sich doch mit einigen Streichungen und Kürzungen helfen!" Und er würde sich schwerlich überzeugen lassen, daß die Herbeiführung eines strafferen Dialoges auf diesem Wege die Natur seiner Dichtung vergewaltigen und eine Menge stilistischer Schönheiten zerstören müßte. Außer Wilhelm Weigands Renaissance-Dramen wüßte ich kein neueres Werk, das so durch Stileinheit imponierte wie Eulenbergs „Dogenglück". Die übermenschliche Redseligkeit und Gescheidtigkeit seiner Menschen ist nichts Zufälliges, sie gehört zu ihrem Wesen, wie es aus der Phantasie des Dichters geboren. Sie harmoniert auch mit der eigenartigen Technik, die der Dichter sicherlich unter einem unbewußt wirkenden Zwang seines gestaltenden Intellekts handhabt, um an der Falieri-Geschichte das modern

empfundene Problem der freien Liebe auszubauen. Das alles soll keinen versteckten Tadel enthalten. Das Werk hat mein volles Interesse, wenn auch nicht meinen vollen Beifall. Seine blendende Jugendlichkeit entzückt mich wie seine naive Selbstsicherheit. Eulenberg möge sich beeilen, uns mit einem neuen Werk weitere Aufschlüsse über seine ungewöhnliche Künstlernatur zu bieten.

M. G. Conrad.

Georg Fuchs.

Till Eulenspiegel. Komödie in 5 Aufzügen. Eugen Diederichs, Leipzig.

Wir haben uns seit einer Reihe von Jahren daran gewöhnt, unter Komödie ein Stück für die Bühne umgestalteter Wirklichkeit zu verstehen, das mit dem freudlosen Lachen bitterer Selbstironie einen Widerhall in den Herzen der andern zu wecken sucht. Die moderne Komödie ist ein circulus vitiosus; sie weist nicht hinaus in freie Formen und nicht hinauf nach sonnigen Höhen. Die Dichter des „Bieberpelzes", der „Fahnenweihe" zeigen uns in dem Narrenspiegel ihrer Kunst ein Stück modernen Lebens in seiner traurigsten Lächerlichkeit und rufen uns zu: „Das ist Euere Welt!" Aber sie zeigen uns nicht: „So sollte, so könnte sie sein!" So absonderlich es klingen mag: Die Komödie ist für uns das dichterische Ausdrucksmittel der Weltverneinung geworden. Mit anderen Worten: Wir haben gar keine Komödie, sondern nur eine Tragikomödie. Unserer zeitgenössischen Dramatik mangelt der Humor, der sieghafte, befreiende Humor lachender Zukunftsfreude. Denn das allein ist Humor. Und seiner Kraft bedurfte es, um den Ur-Schelm Eulenspiegel, von dessen Streichen uns in alten Mären erzählt ist, vor uns und vor allem für uns wieder lebendig werden zu lassen, wie es Georg Fuchs, ein Vorkämpfer des neuen deutschen Kunstgewerbes, in seiner kürzlich erschienenen Komödie gethan hat. Trotzdem kann sein „Till Eulenspiegel" noch nicht als Erfüllung gelten. Denn bei voller Anerkennung der großen dichterischen Schönheiten: als Drama ist das Werk nicht einwandfrei. Der Held der Komödie, Eulenspiegel, wird von dem Dichter zum Symbol der frei sich bethätigenden Lebens-, oder besser: Schaffenskraft gestaltet.

„Ich bin der Hort des unverfälschten Lebens."

Diese Neubelebung der alten Eulenspiegellieder ist ein prachtvoller Gedanke. Schade nur, daß die Gestalt des närrischen Schalks dadurch gerade zum Helden untauglich wird. Ein umgekehrter Mephistopheles, ein Geist der Bejahung, stellt auch Eulenspiegel uns einen „Teil von jener Kraft" dar. Und wie Mephisto nur mit Faust zusammen ein Ganzes ergiebt, kann auch er nicht als ein Vollmensch und mithin nicht als Held gedacht werden. Das hätte der Dramatiker Fuchs nicht übersehen dürfen. Vor einigen Jahren veröffentlichte der junge elsässische Poet Fritz Lienhard ein Eulenspiegeldrama. So wenig dieses Stück dichterisch an das Werk von Fuchs heranreicht, bei all seinen technischen Mängeln ist es dennoch sicherlich als Ganzes dramatischer gedacht. Lienhard zeigt uns heute seinen Eulenspiegel als einen Menschen, dessen genial-verworrener Idealismus im Kampf mit der Dummheit und der Schlechtigkeit der Welt Schiffbruch leidet. Lienhards Held ist ein Eulenspiegel aus Weltverachtung. Er lebt sein Schicksal. Bei Fuchs bildet er zwar auch den Mittelpunkt, die Triebfeder der Handlung — aber er bleibt dabei ewig sich selbst gleich, und kann sich nicht entwickeln. Wie Stoff und Anlage, so verschiedenartig sind auch die Mittel, mit

denen die beiden Dichter zu Werke gehen. Hier wie dort hebt sich die Handlung von einem etwas verschwommenen geschichtlichen Hintergrund ab. Es ist in beiden Stücken die Zeit kurz vor der Reformation und in beiden soll etwas von der Stimmung jener verheißungsvollen Zeit zum Ausdruck gelangen. Dieses Bestreben ist bei Lienhard auf Schritt und Tritt fühlbar: man merkt das vorangegangene Studium. Fuchs schöpft aus dem Vollen seiner dichterischen Kraft; er giebt einfach und was er giebt, ist echt. Die sorgfältigsten historischen Studien können nicht ersetzen, was ein stark entwickelter Sprachinstinkt aus sich selbst vermag. Man vergleiche daraufhin nur den „Götz“ mit Hauptmanns „Florian Geyer“. Die Hauptbedeutung von Fuchs' „Eulenspiegel“ beruht denn auch ohne Zweifel in dem Fortschritt, den das Stück für die Entwickelung des neudeutschen Narrdramas darstellt. Was Hauptmann, Rosmer, Sudermann und die anderen in ihren Märchendichtungen vergebens anstrebten: der deutschen Bühne eine neue Sprache großen Stils zu schaffen, — Georg Fuchs ist diesem Ziel am nächsten gekommen. Ob er es schon erreicht hat, wird die Zukunft lehren. Soviel aber ist gewiß: diese Verse sind einzig für die Bühne geschrieben, sie können allein von der Bühne herab ihre volle Wirkung üben. Und damit ist der scheinbare Vorwurf, der dem Dichter zuvor gemacht wurde, wieder ausgeglichen. Fuchs ist Dramatiker bis ins Blut. Freilich, sein Drama ist nicht eine einzige große Handlung, — jeder Akt für sich wächst zu einem Drama heraus, aber diese gleichsam al fresco entworfenen Bilder sind von so lebendiger Farbenkraft, zeugen von einer so überlegenen Beherrschung der Mittel, daß man über dem Genuß jeder einzelnen ihren losen Zusammenhang untereinander vergißt und verzeiht. Am wuchtigsten äußert sich das dramatische Können im 4. Akt. Eulenspiegel soll auf höchstes Geheiß dem Kaiser selbst einen Schelmenstreich spielen. Er wiegelt das zum Erntefest auf der Stadtwiese versammelte Volk gegen den beim Feste anwesenden Kaiser auf, er steigert die schnell entfachte Leidenschaft der Masse bis zum äußersten; — da, im Augenblick höchster Gefahr, wie der Kaiser sich schon der tobenden, nach Blut dürstenden Menge zur Wehr setzen will, greift Eulenspiegel mit kecker Hand in die Zügel und bändigt, ein echter Hexenmeister, die Geister, die er rief. In dieser machtvollen Szene steckt eine unerhörte Fülle dramatischer Kraft, die sich bis zum Schluß des Aktes steigert, wo sie in einer symbolischen Apotheose der zukunftsschwangeren Liebesbrunst ihren gewaltigsten Triumph feiert.

„Heut ist das Fest der erfüllenden Gunst.
Heut schwillt das Blut in Frühlingswellen auf.
Die Völkerflut ertrotzt sich jungen Lauf.
Hülle und Fülle wird neu der Kraft gespendet;
Heute schafft ihr und heute seid ihr vollendet!
Zukunft und Ewigkeit ist dies Gelüst.“

Auf Art und Bedeutung des reichen Inhalts näher einzugehen, fehlt es mir hier an Raum. Mir klingt diese Dichtung wie ein festlicher Gruß an das neue Jahrhundert.

Otto Falckenberg.

Romane.

Johannes Richard zur Megede: Von zarter Hand. Roman. 2 Bde. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.

Die Lorbeeren der seligen Marlitt und der bestbezahlten Schriftstellerin Deutschlands Ossip Schubin haben den talentvollen Autor, auf den man nach seinem ersten Roman „Unter Zigeunern“ weitgehende litterarische Hoffnungen zu setzen berechtigt war, nicht schlafen lassen. In dem vorliegenden Werk ist es ihm gelungen, was Romantik der Fabel, Buntscheckigkeit der Darstellung, Reich-

tum, Internationalität und Hochgeborenheit der Figuren anbetrifft, seine Vorbilder weit in den Schatten zu stellen. In manchen Partien, besonders in Naturschilderungen und einigen Gesellschaftsszenen, verleugnet er auch nicht echtes Können, aber sein künstlerisches Gewissen ist zu weit für ein echtes Kunstwerk. Ein Ich-Roman, in dem der Held gar keine Beziehungen zur Feder hat und weder in Tagebuchform noch in Briefen, sondern einfach in Roman-Kapiteln, — hinter jedem glaubt man das spannungmachende „Fortsetzung folgt" zu lesen — sein Leben bis eine Stunde vor seinem Tode beschreibt, ohne übrigens über die Verwendung seines Manuskripts eine letztwillige Verfügung zu treffen, — das ist für männliche Leser eine starke Zumutung. Selbst, wenn die Geschichte weniger breit und ermüdend wäre oder die in geradezu tödlicher Wiederholung angewendeten Epitheta — die „Kornblumensee" (!!), „die Grünäugige!", „die charakterlose Linie" (die Schwiegermutter) u. s. w. — zwei- bis dreihundertmal gestrichen würden, bliebe es doch nur eine „weibliche" Lektüre. Ich bin überzeugt, daß alle großstädtischen Backfische und ländlichen Pastorentöchter den Roman verschlingen und für seinen Verfasser aus tiefster Seele schwärmen, zumal der Verlag klug genug war, auf den Deckel des Buches das wohlgelungene Porträt des Dichters zu kleben, dessen himmelwärtsstrebenden Schnurrbartspitzen stolz und triumphierend dem Beschauer zurufen: „Es ist erreicht!" Leider ist es — kein Heldenstück, Oktavio!

J. O. U.

W. H. Riehls Geschichten und Novellen. Gesamt-Ausgabe in 44 Lieferungen zu 50 Pf. Stuttgart, J. G. Cotta-sche Buchhandlung Nachf.

Wie Anzengruber hat auch Riehl die vollständige Herausgabe seiner Gesammelten Werke nicht mehr erlebt, aber wie jenem sind ihm die ersten Lieferungen wohl noch auf sein letztes Krankenbett geflattert — eine deutliche Mahnung, daß er nun abgeschlossen mit seinem Schaffen, und daß es Zeit, die Feder für immer aus der Hand zu legen. Die gediegene und gefällige Ausstattung ist ganz dazu angethan, bei der anerkannten Vortrefflichkeit des Inhalts und der nicht zu unterschätzenden Mäßigkeit des Preises dem Lebenswerk des braven Riehl einen ehrenvollen Platz in vielen deutschen Büchereien zu sichern. Wir werden nicht verfehlen, auf diese Ausgabe, sobald sie abgeschlossen vorliegt, noch eingehend zurückzukommen.

F. C-n.

Volkstümliches.

Dr. Paul Horn, Die deutsche Soldatensprache. Gießen, J. Ricker. 8°. 176 S. M. 2,50. — Eine ganz vorzügliche Monographie hat hier der Straßburger Privatdozent Dr. Horn geschaffen, die den Poeten durch die Fülle sprachbildnerischer Gewalt, den Folkloristen durch ein ungemein fleißiges und geschickt gruppiertes Material erfreut. Während seiner Einjährigenzeit kam Horn auf den Einfall, die Eigenheiten der Soldatensprache zu sammeln, Fragebogen und ihre Antworten vervollständigten das Material. Und so kann man hier Drolerie der Soldatensprache im Verkehr mit Zivilist, Vorgesetzten, untereinander, im Dienst, dem Schatz gegenüber 2c. mit Frohsinn studieren. Wer viel den Hof macht, ohne einmal ernstlich anzuhalten, heißt: Familientäuscher; der Lazarettgehülfe heißt Leichenheinrich u. s. f., bis der Soldat „ins letzte Nachtquartier geht". — G. Schnarrenberg hat zu Unterhaltungszwecken „Des Rheinlands Sagenbuch" herausgegeben (Köln a. Rh., Paul Neubner), hübsch geordnet und nett erzählt, leider ohne jede Angabe, welche Gesichtspunkte ihn geleitet haben. Die Einleitung zur

Loreley-Sage genügt nicht. Brentanos Namen durfte nicht fehlen. — Dagegen hat Dr. Oskar Dähnhardt durch seine zwei Hefte „Volkstümliches aus d. Kgr. Sachsen, auf der Thomasschule gesammelt“ (Leipzig, B. G. Teubner. 8°. 102 u. 156 S. M. 1,— u. 1,60) einen vorzüglichen Beitrag geliefert. Hier merkt man den Kenner und methodisch geübten Sammler auf Schritt und Tritt. Ein ausgezeichneter Einfall, die Schulkinder zum Ausplaudern aller volkstümlichen Verse, Sprüchwörter, Redensarten, Spielen ꝛc. zu bewegen! Alles ist aus erster Hand, alles aus mündlicher Überlieferung. Hier erst geht einem die Erkenntnis auf, welch ungeheures Bildungselement so ein kleiner Knirps schon mitbringt, wenn er die Schule betritt, ein Bildungselement, das voll uralter Anschauungen ist. Es ist ein Verdienst der Thomasschule, diese Sammlung ermöglicht zu haben, ein doppeltes des Sammlers Dr. Dähnhardt, dessen unvergleichliche Geduld den Kindern gegenüber nie zu versagen schien. — Hermann Kirchner hat im Verlage von G. A. Reißenberger in Mediasch zwei Hefte „Siebenbürgisch-sächsischer Volkslieder“ mit Noten erscheinen lassen. Die Siebenbürger Sachsen haben nur noch einen ganz geringen Rest von Volksliedern, gleichsam, als ob der ihnen aufgezwungene Kampf ums Dasein keinen Raum ließ für den Quell der Volkspoesie. So half denn H. Kirchner etwas nach und ließ sich volkstümliche Lieder dichten! Seine zwei Hefte enthalten solche von Josef Lehrer, Karl Römer, Ernst Thüllner, Georg Meyndt. Der Herausgeber hofft, daß sie durch den Siebenbürgisch-sächsischen Sängerbund einst zu wirklichen Volksliedern werden. Hoffen wir es, denn das Volkslied ist eine herrliche Stütze im Kampfe um die nationale Eigenheit. — Von den „Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde“, Herausgeber: M. Grünwald-Hamburg, ist jetzt Heft III erschienen, aus dem namentlich die jüdischen Volkslieder von Interesse sind. — Mit ihren „Hirten- und Weihnachtsliedern aus dem österreichischen Gebirge“ (Leipzig, H. W. Theodor Dieter. 8°. 101 S.) hat Fannie Gröger ein überflüssiges Buch herausgegeben. Sie hat weder eine Zeile darüber zur Aufklärung beigegeben, wo sie ihre Lieder her hat, noch hat sie anscheinend eine Ahnung, wo die meisten schon gedruckt sind. Wir verweisen z. B. auf A. Schlossers „Deutsche Volkslieder aus Steiermark“. Wir können bei einem Vergleich leider nicht der Vermutung aus dem Wege gehen, daß F. Gröger die Volkslieder ein wenig zurechtgestutzt hat?

Dr. Hans Taft.

Vermischtes.

Wilhelm Uhde, Am Grabe der Mediceer. Florentiner Brief über deutsche Kultur. Dresden, Carl Reißner. 1899.

Der Verfasser erkennt den niedrigen Stand der Kultur des heutigen Deutschlands und redet in warmen, tiefen Worten von der Kultur der Renaissance. Das eine ohne kleinliche Erbitterung, das andere ohne Pathos — beides in inniger Ruhe. Das eine giebt ihm Trauer, das andere Fülle des Lebens. Er liebt die großen Menschen, die dem Leben Bestimmung und Sinn geben, und verzagt, daß ein Polizeistaat wie der deutsche solche Naturen groß werden läßt.

In diesem Lichte sieht er alles; er will die Vollendung und vergißt wohl, daß ein langer Weg von Irrtum, Zwang und allmählichem Erwachen die Vorbedingung ist und, Leiter des Lebens, dahin führt. Er vergißt vielleicht, daß bei seiner Betrachtung die Renaissance als ein Titelbild vor ihm liegt, daß er das heutige Werden in die kleinsten Einzel-

heiten zersplittert vor sich sieht. Die Renaissance ist wohl nicht zu bewundern, weil sie einheitlich und groß war, sondern weil sie Menschen sah, denen die Welt einheitlich und größer schien. Und Menschen werden immer noch geboren, unbestimmbar und wild in ihren Wünschen.

Die Worte gegen die „lautlose Lyrik" muß ich wohl auf mich beziehen; ich gebe dem Verfasser vollkommen Recht, — ohne daß ich das Streben, den Willen, der darin liegt oder vielmehr lag, als falschen schelte.

Nietzsche wird viel zitiert, ohne zum Alleingott erhoben zu werden.

Der Vorzug des Buches liegt in der Gleichmäßigkeit seines vornehmen Stils. Dieser zeugt von dem Geschmack und der echten Bildung des Autors. Eine melancholische Ruhe liegt über den Worten; ich werde an die tiefen, in sich ruhenden Farben der frühen italienischen Bilder erinnert. Von einem stillen Schmerz der Verlassenheit durchglüht, sucht die müde Seele Trost in den Bildern der Vergangenheit und legt einen reichen Zauber in die gleichen, ruhig-reifen Sätze.

Die Richtigkeit der positiven Schilderung müssen wir anerkennen; aber auch die verzweifelnde Negation?

Wir aber denken, daß wir Menschen der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft sind, die am Werdenden bauen; die Freude über den Charakter „Uhde" macht uns nicht aufhören, alle diese drei Phasen unserer Erscheinung in Gläubigkeit ohne Unterschied zu lieben.

Vielleicht hört ein ganz feines Ohr auch diesen Ausdruck des Glaubens aus den Sätzen und die Verzweiflung wäre nur der Ton der tiefen Sehnsucht.

Ernst Schur.

Tiroler Dichter.

Tiroler Geschichten und Wanderungen von Adolf Pichler. Erste Sammlung. Dritte Auflage. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 413 S.

Jung-Tirol. Ein moderner Musenalmanach. Herausgegeben von Hugo Greinz und Heinrich von Schullern. Leipzig, G. H. Meyer. 308 S.

Einen Adolf Pichler ins Gesicht hinein loben, wäre geschmacklos. Der greise Dichter hat als ein Eckpfeiler deutscher Volkslitteratur längst die Liebe und Ehrfurcht aller aufrichtigen Kunstfreunde erobert. Seine Werke in wohlgesetzter Rede preisen, hieße das gebildete Lesepublikum kränken. Denn welcher Gebildete wäre so sehr Böotier, daß zu ihm noch vom Wesen und Wert der Pichlerschen Dichtungen gesprochen werden müßte? Ach, ich weiß doch nicht, ob alles so wohl bestellt ist in diesem Punkte, und ob wir uns leichten Herzens mit so ausgesuchter Rücksicht behandeln und die Vornehmen spielen dürfen. Gerade gegen das Tiroler Kulturleben ist im Reich durch Nachlässigkeit schon schwer gesündigt worden. Der Schweiz gegenüber fand man sich im Reich allezeit bereiter zu Aufmerksamkeit und Anerkennung und thatkräftiger Ruhmesförderung. Wie hat man Gottfried Keller verherrlicht! Und Adolf Pichler, der Gottfried Keller Tirols, wenn er die Lorbeerkränze seines Ruhmes aus dem Reiche mit dem des Schweizers vergleichen wollte, würde er nicht als arg Vernachlässigter erscheinen? Wenigstens ein Reichsdeutscher aber verdient lautestes Lob für die Bemühung, den Pichlerschen Dichtungen würdig die Wege zu bereiten: der Verleger Georg Heinrich Meyer in Leipzig. Die Ausstattung, die er diesem Dreimark-Band verliehen, ist wahrhaft vornehm. Ich hoffe, daß es dieser prächtigen und so überaus billigen Ausgabe gelingt, die Werke Pichlers in immer weiteren Kreisen heimisch zu machen.

Auch Jung-Tirol hat dem Altmeister dieser alten deutschen Litteratur-

[illegible] eine [illegible] Huldi[illegible] durch die Widmung [illegible] Volksalmanachs. „Dies [illegible] die Jugend Tirols ihrem [illegible], dem Achtzigjährigen, der in jugendlicher Geistesfrische aus alttirolischen Traditionen hineinragt in die neue, moderne Zeit wie ein knorriger, festgewurzelter Eichstamm ... Mit dem Gefühle des Stolzes, ihn den Unsern nennen zu dürfen, reichen wir ihm an seinem Lebensabend diese schlichte Gabe ...“ so lesen wir auf der Widmungstafel. Neun jüngere Autoren, zum Teil mit schon bekannten und geschätzten Namen, trugen in Vers und Prosa ihr Bestes herbei, um ihrer geliebten tirolischen Heimat dies Ehrenmal zu errichten im reichen deutschen Litteraturleben der Gegenwart. Mögen andere in kritischer Laune an den einzelnen Autoren herummessen und herumprüfen — unwürdig ist keiner von ihnen, an dem geistigen Ruhmestempel Alldeutschlands mitbauen zu dürfen, keiner zu gering unserer Achtung und Liebe. Jung-Tirol unsern wärmsten Gruß!

M. G. Conrad.

Pariser Musik.

Gustave Robert: „La Musique à Paris 18[illegible]—18[illegible].“ Paris Ch. Delagrave. [illegible] — Es ist das vierte Jahr schon, daß ein solcher Band erscheint, der folgendes enthält: 1. Studien über die [illegible] 2. Programme sämtlicher [illegible] und 3. Angabe aller in [illegible] betreffenden Jahr erschienenen [illegible] über Musik. — Diese Musikkritiken [illegible] schon während der Saison in „Revue Illustrée“ erschienen; hier [illegible] noch einmal bearbeitet und erweitert [illegible] sie ein für Musiker und Musik[illegible] im höchsten Grade anregendes [illegible] eines [illegible] denn sie werden später die Quellen bilden für die Kunst- und Kulturgeschichte unserer Zeit. Nach ihnen wird später der Forscher greifen, wenn er ergründen und darstellen will, was in unseren Tagen in der Tonkunst geleistet worden ist. Wie bezeichnend erscheint gleich am Eingange dieses Robertschen Bandes das einzige Bild seines Werkes. Es stellt die russische Sängerin, Frau Marie von Gorlenko-Dolina dar, die im vorletzten Winter eine Pariser Berühmtheit geworden ist. Spätere Generationen werden gleich sehen, daß auch in die Musik das französisch-russische Bündnis hineinspielte. Beachtenswert ist aber auch, wie oft Wagners kritische Schriften als Grund-Urteil und -Regel hinzugezogen werden, wie die ganze kritische Thätigkeit des Autors gleichsam auf diesen fußt und von ihnen ausgeht. In der Beurteilung der deutschen Kapellmeister und Musiker erntet Hans Richter das größte Lob, während Mottl und selbst Nikisch und Weingartner nicht ganz ohne Tadel wegkommen. — Gleichviel, ob man dem Urteil von Gustave Robert zustimmt oder nicht, in jedem Falle ist er ein kenntnisreicher, überzeugungstreuer und ehrlicher Kunstrichter, dem es um die Sache, die er vertritt, Ernst ist.

Suzanne Braeutigam-Romane.

Österreichische Litteratur.

Eine junge Grazerin, die ein schlichtes Erstlingswerk auf meinen Tisch legt, wirbt um Gehör für ihr kleines Buch voll unglücklicher Liebe. Andora Maria Kirnlecher ist eine Anfängerin in Stil, Form und Komposition ihrer Erzählung „Aus dem Sanatorium“. Dresden E. Pierson. 8° 12[illegible] M. [illegible] Schon der Briefwechsel [illegible] für [illegible], nicht für die [illegible] geschrieben wird, die Senti-

mentalität, in welche die echten Gefühle so oft umschlagen, verrät die noch junge Hand. Aber es liegt etwas Vornehmes und Keusches in der Erzählung, und man fühlt, daß sich hier Flügel regen, denen ich befreiten Flug wünsche.

Baronesse Falke hat eine neue Erzählung veröffentlicht: „Die Werdenden". (Dresden, H. Minden. 8°. 227 S. M. 3,—.) Man hat die Dame früh durch Lob verwöhnt. Mit Recht. Ihre Begabung ist nicht gewöhnlich, ihr Streben wirklich künstlerisch ernst. Eine Wiener Seele, die nicht nur die Welt durch ein Kaffeehausfenster sieht, die jene schwebende Anmut hat, die die Wiener Frau so entzückend macht, und die doch das Leben mit der Strenge einer reichen Emanzipierten im besten Wortsinn ansieht. Ich lese jetzt immer weniger Romane. Man zieht zu viele Nieten. Mit Mißtrauen stolperte ich durch die Eingangsthür des Falkeschen Romans und verließ das Buch erst, als ich es in einem Zuge zu Ende gelesen. Viel steht ja nicht drin. Ein armes Ding mit vornehmer Seele, das seine Liebe verschwenden möchte an den Liebsten, den sie wie einen Stockfisch ziehen sieht, findet Kraft in sich, für die Welt zu leben. Die Entwickelung geht langsam. Frl. v. Falke liebt es, in Miniaturstrichelchen zu malen, aber ihre Sicherheit ist zwingend, und bald steht man im ersten Bann dieser resignierten Liebe, aus der es wie höchstes Selbsterlebnis in Qualen herausschreit. Man leidet mit; man möchte trösten; Freund sein dem gütigen Ding. So schüttet sich die wärmste Teilnahme über die leidende Heldin aus. Und das ist dichterisch ein Stück starken Könnens! Nicht ohne Ironie schildert Frl. v. Falke die Wiener Schriftstellerinnen-Kreise. Mit einer Tapferkeit, die die Zähne zusammenbeißt, ehe sie ins Lazarett geht, schneidet sie eine heikle Frage des ehelichen Lebens an. Für uns Männer ist's längst eine Frage von gestern, für sie ein Frage von heute. Aber da sie den schönen Mut reiner Naturen hat, liebe ich die Seele des Buches auch noch um ihrer Klugheit und Tapferkeit willen. Mag sie weiter gute Wege gehen!

Ludwig Jacobowski.

Französische Litteratur.

Geoffroy de Grandmaison: Un demi-siècle de Souvenirs. (Paris, Perrin.) Von Grandmaison, der uns durch seine letzten Werke (Napoléon et les cardinaux noirs, Napoléons et ses récents historiens) als genauer Kenner der Zeit der Revolution und ersten Kaisertums bekannt ist, überblickt in dem vorliegenden Werke, Un demi-siècle de Souvenirs, dieselbe Zeit, ja, noch weiter bis zum zweiten Kaiserreich, und stellt uns da an Charakterfiguren die mannigfachsten politischen und sozialen Wandlungen vor Augen. Da ist Barras, dem nur mit Vorsicht zu glauben ist, die Ruine eines alten, zufällig revolutionären Libertins; die mächtige Gestalt Talleyrands, den die Worte kennzeichnen: „C'est un grand mur devant lequel la troupe des curieux s'arrête et stationne avec la patience qui caractérise les badands; il doit se passer quelque chose derrière;" ferner Fasquier, der in seinen Wandlungen die Republik, das Konsulat und das aus blutigen Triumphen hervorgegangene Kaiserreich rc. repräsentiert, und um nur einiges noch hervorzuheben, sei der letzte treue Soldat der Restauration Saint Chamans erwähnt und der General Du Barail, ein Ritter des zweiten Kaiserreichs. „Il y a trois bases solides d'influence coloniale et civilatrice: le soldat, le prêtre et le médecin." Diese Worte kennzeichnen diesen kaiserlichen Diener, dies- und jenseits des Ozeans.

Jungtschechische Litteratur.

Ottokar Brezina: Stavitelé Chrámu, Verlag Moderní Revue in Prag.

Jan z Wojkovicz: Mysteria amorosa. Symposion VI., Verlag Hugo Kosterka in Prag.

Viktor Dyk: Síla zivota, Verlag Moderní Revue in Prag.

Visionär sind diese neuen Verse Brezinas, die eine heilige und fremde Sprache reden. Die Symbole der Dinge und die Geheimnisse des Ungelebten und die Schatten, die unsere Seele in das Zukünftige wirft, das ist die innere Struktur der Gedichte. Das Wort hat bei Brezina eine seltsame und dunkle Färbung bekommen, wie wir sie in den Büchern der Schrift und der Apokalypse finden. Und auch sein Formalismus ist von dieser fast religiösen Art. Der Dichter berauscht sich oft an dem Klang seiner Stimme und läßt prunkende Farben und Linien zu Bildern werden, die in ihrer fast wahllosen Fülle geradezu byzantinisch wirken. Ein tiefes und großes, aber ein einsames Buch, dessen Lyrik uns nicht ergreift in ihrer vornehmen Pracht und dessen Mystik uns fremd bleibt, weil die Stimme ihres Verkünders stolz und hart klingt und am Menschlichen nicht zittert.

Ein junger Dichter ist Jan z Wojkovicz, der noch die ganze Sehnsucht und all die süßen Unarten des Knaben hat. Die matte Dumpfheit der Pubertät liegt über diesen Prosastücken und das Lächeln des Verlangens. Die Liebe, von der er uns erzählt, das ist die Liebe der ganz jungen Leute, sehr naiv und sehr sinnlich und etwas sentimental. Es liegt etwas von der rührenden Unbeholfenheit der Kinder in den Reden, die die Menschen dieses Buches miteinander führen. Und gerade wo uns der Dichter das Intimste sagt, wird er weich und wundersam primitiv. Zwar sind auch Passagen in dem Buche, wo ein frühreifes Raffinement und eine gewisse Koketterie seiner hypersensiblen Menschen sich wunderlich mischen mit der Unmittelbarkeit mancher Worte. Kindische Blumen sind manchmal in den müden Teppich einer blasierten Romantik gestickt. Und knabenhafte Scheu wechselt oft seltsam mit einer Art von Lüsternheit im Ausdruck, die fast an H. Clauren erinnert. Ein junger Dekadent hat diese Geschichten geschrieben, die uns vom ABC der Liebe berichten und doch zuweilen so tief und neu sind, ein Dichter von oft verblüffender Intuition, der nur eines noch nicht vermeiden gelernt hat: mit seiner Krankheit zu spielen und mit einer gewollten Anämie des Stils zu posieren.

Viktor Dyk ist ein Tscheche, der das Spezifische seines Volkes ziemlich accentuiert zum Ausdruck bringt. Es sind keine neuen Perspektiven, die seine Verse uns eröffnen, er ist kein Schöpfer neuer Worte in der Kunst, aber sie klingen tief und voll und vibrieren in uns nach. Die slavische Schwermut seiner Rasse wird in seinem Buche zur Melodie, die durch unsere Seele geht wie die böhmischen Volkslieder, wenn sie die armen Leute an einem Sommerabend zur Ziehharmonika singen. Ein wiegender Rhythmus trägt uns sanft hinüber in das Reich seiner dunklen Träume, wo der Dichter still und melancholisch, aber stark sein Leben trägt. Bisweilen zwar wird er ironisch und bitter, und das Lied seiner Sehnsucht klingt dann wie ein Couplet, das er in Hemdsärmeln in einem heißen Nachtlokale singt. Manchmal schreit seine Seele auf und blutet aus roten Wunden und betet. In seinen schönsten Gedichten aber wird sein Schmerz ein mildes Weinen, ein stilles Muttergottes-Lied und eine sanfte Trauer.

Prag. Paul Leppin.

Deutsche Litteratur im Ausland.

Im „Mercure de France“ (Sept.) bespricht Henri Albert Max Messers „Moderne Seele“: Neue Gesichtspunkte, eine Mischung von Pantheismus und Okkultismus; freilich könne man auf — Altenberg kein philosophisches System aufbauen. Dann folgt eine Besprechung von C. Flaischlens „Von Alltag und Sonne“: „Köstliche Gedichte in Prosa voll Frische und Alltag.“ Dann setzt sich Albert ausführlich mit M. G. Conrads Studie aus der „Gesellschaft“ (15. Juli) auseinander.

Eine englische Studie M. Maeterlincks über das moderne Drama steht im Augustheft des „Cornhill Magazine“. Er billigt den Verfall der großen Aktions-Tragödie zu Gunsten des moralischen Schauspiels, das seine Anfänge bei Dumas fils, seinen Gipfel in Ibsen hat. Für das „Drama am Morgen“, seien Werke von Björnson, Mirbeau, G. Hauptmann (Weber) und Cürel erste Versuche. Das Drama der Zukunft wird unter Ausschließung der vorübergehenden Empfindungen sich nur mit dem höchsten Prinzip befassen, dem Kampfe der allgemeinen Menschenliebe mit dem Egoismus.

* Im tschechischen „Rozhledy“ (18—20) behandelt F. V. Krejci K. F. Meyer in einer Studie; er stellt seine „Versuchung der Pescara“ von seinen Prosawerken am höchsten.

*Der tschechische „Obzor literární“ enthält eine Studie über G. Hauptmann von Ernst Kraus.

*In der „Revue de l'enseignement des langues vivantes“ (August) befindet sich eine Studie über den „Mod. deutschen Realismus u. Sudermann“ von Prof. A. Moulet.



Büchertisch.

Arjuna, Harold, Der neue Kurs im Unterrichtswesen. 2. Aufl. Leipzig, Fr. Fleischer. 8°. 124 S. M. 1,20.

Bormann, Dr. Walter, Der Schotte Home, ein physiopsychischer Zeuge des Transcendenten im 19. Jahrhundert. Leipzig, O. Mutze. 8°. 92 S. M. 2,—.

Eyck, Erich, Die Arbeitslosigkeit und die Grundlagen der Arbeitslosen-Versicherung. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 8°. 34 S.

Falkenfeld, Max, Marx und Nietzsche. Leipzig, W. Friedrich. 8°. 29 S. M. 0,60.

Flachs, Adolf, Ein gebeizter Schurke. Berlin, Georg Minuth. 8°. 154 S. M. 1,50.

Furcht, Walther, Richard Dehmel. Seine kulturelle Bedeutung, sein Verhältnis zu Goethe, Lenau und zur Moderne. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 8°. 52 S. M. 1,—.

Hesse, Hermann, Eine Stunde hinter Mitternacht. Leipzig, Eug. Diederichs. 8°. 84 S.

Hirsch, Jenny, Theresens Glück. Roman. Berlin, A. Goldschmidt. 8°. 214 S. M. 1,—.

Huck, Ricarda, Blütezeit der Romantik. Leipzig, H. Haessel. 8°. 400 S.

Küffner, Dr. Gg., Die Deutschen im Sprüchwort. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Heidelberg, Carl Winter. 8°. 93 S. M. 1,20.

Lichtenberger, Henri, Fried-

rich Nietzsche. Aphorismes et fragments choisis. Paris, Felix Alcan. 8°. 181 S. 2,50 fr.

Maupassant, Guy de, Neue Novellen aus dem litter. Nachlaß. I. Vater Milon u. andere Erzählungen. Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Berlin, Emil Goldschmidt. 8°. 276 S. M. 3,—.

Naumann, Gustav, Geschlecht und Kunst. Prolegomena zu einer physiologischen Ästhetik. Leipzig, H. Haessel. 8°. 193 S.

Poetische Flugblätter. Herausgeber Josef Kitir und Carl Maria Klob. Nr. 22—24: H. Benzmann, Paul Wertheimer, Josef Kitir (Mit Porträts). Wien, G. Szelinski. à M. 0,20.

Promber, Otto, Neue „Heine“-Lieder. Leipzig, L. Homann. 8°. 92 S.

Renk, Anton, Von der Feirtigschuel bis zur Hoachzetroas. Innsbruck, Wagnersche Univ.-Buchh. 16°. 43 S. M. 0,60.

Sachs, Erich, Ein Lebensmorgen. Skizzen. Berlin, E. Ebering. 8°. 64 S.

Schandorph, Sophus. Erste Liebe. Roman. München, Albert Langen. 8°. 153 S. M. 1,—.

Schücking, Levin, Ein ehrlicher Mann. Humor. Erzähl. 5. Aufl. Berlin, A. Goldschmidt. 8°. 108 S. M. 0,50.

Tetmayer, Kasimir, Der Todesengel. Roman a. d. Poln. n. S. Horowitz. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8°. 375 S. M 3,—.

Thossau, O. Eugen, Wanda. Novelle. 3. Aufl. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 8°. 117. S. M. 2,—.

Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Deutsch von Leo Bloch. Leipzig, B. G. Teubner. 8°. 280 S. Geb.

Tolstoi, Leo, Auferstehung. Roman. 4. Lieferung. Leipzig, E. Diederichs. 8°. S. 209—272. M. 0,50.

Torresani, Carl Baron, Der beschleunigte Fall. Roman. 2. Aufl. 2 Bde. Dresden, E. Pierson. 8°. 253 u. 401 S. M. 8,—.

Voigt, Helene, Abendrot. Aus dem schleswigschen Volksleben. Buchschmuck von Heinr. Vogeler-Worpswede. Leipzig, Eugen Diederichs. 8°. 156 S.

Waldeck, Herm., Norr nit brumme. Humor. Gedichte in pfälz. Mundart. Mannheim, Ernst Alether. 8°. 134 S.

Walther, Wilhelm, Von Gottes Gnaden. Ein Sonettenkranz. Wien, Dr. Walther. 8°. 170 S.

Wiegand, Dr. Paul, Der menschliche Körper im Munde des deutschen Volkes. Eine Sammlung von Redensarten. Frankfurt a. M., Joh. Abt. 8°. 119 S. M. 1,50.

Wolgast, Heinrich, Das Elend unserer Jugendlitteratur. 2. Aufl. Leipzig, L. Fernau. 8°. 218 S. M. 2,—.

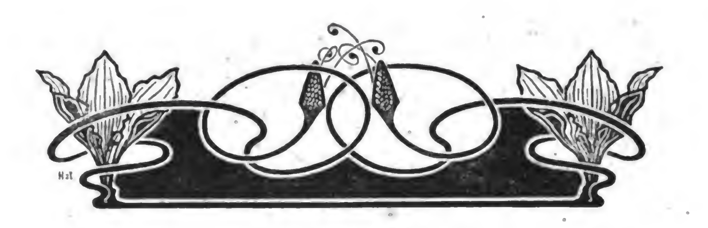
Wymenga, J., Twentieth Century Prospects or the evolution of Society. Cape Turn. 8°. 39 S.

Zoeller-Lionhart, C., Schattierungen. Roman. Berlin, A. Goldschmidt. 8°. 102 S. M. 0,50.

* Der Sozialist. Augustheft: Goethe von G. Landauer. Berlin, A. Weidner. 8°. 16 S. M. 0,10.

* Der Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1900. 63. Jahrg. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. (A. Schwartz.) 8°. 224 S. M. 0,50.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“ von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.



Band IV. * 1899. * Heft 2.

Der Katholizismus und die neue Dichtung.

Von Ernst Gystrow.
(Leipzig.)

(Fortsetzung.)

IV.

Die Neuromantik.

Der Katholizismus fing an, aufmerksam zu werden. War vielleicht die Stunde gekommen, wo man zum Weihrauch griff, um den üblen Geruch der Armutsstuben zu übertäuben, das Elend zu umschleiern? Wenn man vom relativistischen Schwanken auf den festen Grund absoluter Normen zu kommen suchte, und wenn dieser Weg über die Religion führte: weshalb nicht über die römische Kirche, die nicht nur im Jenseits, sondern auch hier auf Erden fast schon eine triumphierende wurde? Führte er darüber, von selbst oder durch geschickte Lenkung — nun, man würde dafür sorgen, daß er nicht darüber hinausführte!

Das Ausland bestärkte solche Hoffnungen nicht wenig. In Frankreich und Belgien legten erklärte Atheisten ihr müdes Haupt in den alleinseligmachenden Schoß; Barbey d'Aurévilly und Huysmans mögen hier genannt sein. In Norwegen wiesen Arne Garborgs Dichtungen allen „müden Seelen" den nämlichen Weg zum „Frieden". Und — Triumph der Triumphe! — Der brutalste aller Religionshasser und Moralverächter, August Strindberg, läuterte sich durch das Feuer des Irrsinns hindurch zum katholischen Glauben, zur katholischen Kloster-

sehnsucht. Man unterschätzte aber Roms Diplomatie, wenn man erwartete, lautes Frohlocken zu hören. Mir selbst äußerte ein Priester über jene Vorgänge: Das sind erst die Bankerotteure; wir warten auf die Charaktere. Der Satz sagt haarscharf alles, was zu sagen ist. Seine erste Hälfte ist unbestritten, und seine zweite — erfüllte sich nicht. Wird sie sich aber vielleicht noch erfüllen? Nein, auch das nicht. Im Anfang einer Bewegung soll man mit Prognosen vorsichtig sein. Aber die Neuromantik hat bereits ihren Genius in Maurice Maeterlinck, und der Genius des deutschen Naturalismus, Hauptmann, hat ihren Kreis betreten. Und weder Maeterlincks noch Hauptmanns Weg wird nach Rom führen. Auch die Romantik wird den Katholizismus von der neuen Dichtung ausschließen. Nicht zufällig, sondern kraft ihrer inneren Bedingungen; weil sie kein Rückschlag ist, wie so viele meinen, sondern ein Fortschritt; nicht Epigonie einer dagewesenen und abgestorbenen Zeit, sondern etwas ganz und gar Modernes; weil sie die neue Erkenntnis nicht aufhebt, oder auch nur einschränkt, sondern erweitert, vertieft, abklärt; ja, man darf sagen, weil sie einer relativen Erkenntnis die absolute Wertung erteilt.

Am Eingang der deutschen Neuromantik steht „Hannele“; wohl die köstlichste Gabe unserer Dichtung seit „Hermann und Dorothea“. Wie in der Seele eines eben zur Sinnlichkeit reifenden Kindes die Qualen des furchtbarsten Milieus Himmelssehnsucht wecken, wie der Fiebertraum, der das Bewußtsein umschleiert, zur Offenbarung des Halbbewußten, Halbempfundenen wird, über das die Verschlossenheit der Geschlechtsreife sonst trotzig und krampfhaft ihren Mantel spannt: es ist hier mit einer Tiefe und Kraft gestaltet, aus einer Wahrheit des Lebens heraus zu einer Duftigkeit des Sehnens entwickelt, daß es nur zwei Reaktionen des Genießenden giebt: sich beugen oder — zornig zurückweisen. Das letztere hat Herr Kreiten gethan; es war sein gutes Recht, und er wies damit besser seine Fähigkeit zum Kunstrichter aus, als etwa der Nicolai unserer Tage, Adolf Bartels, der auch hier nur dürre Nörgelei produzierte. Aber was Kreiten über die Dichtung zu sagen weiß, beleuchtet in erwünschter Stärke die Kluft, die zwischen katholischer Glaubenssattheit und modernem Glaubenssehnen liegt. Daß Jesus in des Schullehrers Gestalt erscheint, daß Hanneles Liebe zu ihm einen leicht sinnlichen Anflug hat, soll die ärgste Entweihung des Heiligsten sein? Für die Kirche vielleicht. Sie hat ihren Heiland dogmatisch festgelegt, von der Zeugung an bis zum letzten Verschwinden fehlt kein Glied in der Lebenskette; und das leise Erwachen geschlecht-

licher Regungen im Kinde ist für den Priester und Ordensasketen die beklagenswerteste Erscheinung dieses irdischen Lebens, am schlimmsten natürlich, wenn die junge Brunst religiöse Gefühle mit zu erwärmen sich verirrt. Hauptmann aber hat gerade in diesen beiden Momenten das neue Glaubensideal, zu dem unser Weg führt, in wunderbarer Tiefe angedeutet: die neue Religion kann nur noch subjektivistisch und monistisch, nicht mehr dogmatisch und dualistisch sein.

Das monistische Prinzip drängt uns die Darwinsche Entwickelungslehre auf, unterstützt von der neuen Psychologie. Beide erwiesen, daß der Mensch nichts von der Tierwelt Wesensverschiedenes sei, weder nach seiner körperlichen, noch nach seiner geistigen Seite hin, sondern nur ihre höchste Differenzierungsstufe darstelle. In der Erkenntnis, daß die imaginäre Spaltung einer körperlichen und psychischen Welt durch die Einheit der alles umfassenden Vorstellungswelt aufgehoben werde, erlischt die fernere Möglichkeit dualistischer Metaphysik. Die Kirche aber hat den Monismus ihrer Gottesidee durch die „Zulassung“ des Bösen, und zwar die nicht nur zeitliche, sondern ewige Zulassung, zu Gunsten eines Dualismus zwischen Sinnlichem und Geistigem aufgegeben. Die neue Religion kennt keine Minderwertigkeit des Sinnlichen; dessen stärkste Potenz, der Geschlechtstrieb, stellt sich ihr als die bedingende Energie für alle höheren organischen und als die absolute Grundlage aller soziologischen Gestaltungen dar; und die Bücher, mit denen so tief angelegte Schwärmer wie Bölsche und J. Hart uns neuerdings beschenkten, weisen den Weg zu Gott über die volle, heiße Sinnlichkeit. In der That kann ja vor der modernen Erkenntnis das Ideal einer jenseitigen, individuellen Seligkeit nicht fortbestehen. Aber diese Erkenntnis selber vermag wiederum nicht zu ersetzen, was sie uns genommen. Indem sie uns lehrt, daß dereinst alles Leben aus Mangel an Wärme zu Grunde gehen muß, treibt sie uns entweder zum Lebensverzicht oder zur Schaffung von Zielen, die dem menschlichen und menschheitlichen Dasein als dem Gliede eines höheren, eines ewigen, göttlichen gesteckt sind. Indem unser persönliches und unser Gemeinschaftsleben sich in eine Weltentwickelung einordnet, erscheint unser Thun als Erfüllung von Weltzwecken, die in jeder höheren Einheit — Person, Familie, Klasse, Volk, Menschheit — ihre reichere Offenbarung und Verwirklichung finden, so daß auch die nach der Ausprägung jener Einheiten sich verändernde, relativistische Ethik einer stets vollkommeneren Erfüllung des Absoluten, Ewigen zustrebt.

Das subjektivistische Prinzip, die Freiheit des Glaubens an

die Art, die Wesenheit des Absoluten und seiner Zwecke, ist durch die marxistische Erkenntnis gefordert; natürlich nicht durch die gemeinhin als Marxismus bezeichneten Zukunftskonstruktionen, sondern durch die ökonomische Geschichtsidee, die ein Entwickelungsgedanke für die soziale Geschichte ist, wie der Darwinismus für die naturale. Indem das soziale Evolutionsprinzip, das der Marxismus darstellt, die Geschichte als eine fortschreitende Demokratisierung der Produktion, und sekundär der politischen Organisation und der Geisteskultur nachweist, ist es ein durchaus individualistisches, denn die Demokratie ist nach Björnstjerne Björnsons schönem Worte die Erziehung der Masse zu Individuen. Die früher unüberbrückbar geschiedenen und streng in sich abgeschlossenen Klassen lockern sich, verbinden sich durch Übergänge, und mit der steten Vergenossenschaftlichung der Gesellschaft schwinden die Gegensätze der Gruppen, um einer immer feineren Differenzierung der einzelnen Raum zu geben. Das religiöse Anschauen der Welt folgt dieser Entwickelung, weil es ja gerade im Gefühlsleben seine Wurzeln hat, also in dem subjektivsten und nach immer vollerer Subjektivierung strebenden Inhalten unserer Innenwelt. Paulus hatte dem größten Satze Jesu: Das Reich Gottes ist inwendig in euch — in seinem Christentum den vollendetsten Ausdruck gegeben, der zu jener Zeit möglich war. Der Katholizismus bedeutete die systematische Überwucherung und Beseitigung des jesu-paulinischen Gedankens durch die petro-jakobische Gesetzestyrannei. Luther ist der stärkste, Schleiermacher der tiefste Erneuerer der jesu-paulinischen Wahrheit; sie ist auch der Grundinhalt des religiösen Sehnens, dem die neuromantische Dichtung Ausdruck giebt. Wem „Hannele“ selber das nicht zu offenbaren vermochte, dem sagt es klar und stark der Zorn des Herrn Kreiten. Es ist ein Verdienst, das der Jesuit sich erworben hat, als er den von bankerotten Seelen gezüchteten Schwindel, es sei die Neuromantik aus katholischem Sehnen herausgeboren, durch seinen Hannele-Brief gründlich und mitleidlos zerstörte.

So scharf- und tiefblickend wie Kreiten, der in „Hannele“ den Ausdruck einer Zeitstimmung sah und fürchtete, war weder der Dekadencespürer Bartels, noch Herr Professor Max Koch, der dem deutschen Volke nach Bedürfnis illustrierte und nichtillustrierte Litteraturgeschichte um billigen Preis liefert. Ihm bedeutet die Neuromantik eine Mode, und ihm ist Hauptmann sozusagen der Modegeck. Wenn der Herr belehrbar wäre, so hätte ihn die Erscheinung belehren können, daß kurz nach dem naturalistischen Dramatiker der naturalistische Epiker

der Moderne, der Dichter der „Betrogenen“, Max Kretzer, die gleiche Bahn einschlug, indem er uns den wunderbar schönen Roman „Das Gesicht Christi“ schenkte. So aber brachte es Herr Koch fertig, Hauptmanns Kunst als Modesport zu brandmarken und vor Kretzers „Symbolismus“ sich zu „beugen“. Im „Gesicht Christi“ ist die religiöse Sehnsucht mit einer bezwingenden Kraft dargestellt, die in der neuen Litteratur des In- und Auslandes ihresgleichen sucht. Ja, mehr als die Sehnsucht: hier drängt das Religiöse mit mächtiger Gewalt sich denen auf, die es in Worten verachten und in Thaten verhöhnen, den einzelnen wie den Massen; hier erhebt es sich gegen die Institution, die es verzerrt und gefälscht hat, gegen die Kirche. Hier offenbart es seine monistische Wesensseite, indem es aus feierlicher Naturstimmung heraus so gut wie aus dem sozialen Daseinskampfe seine Stimme tönen läßt; hier auch seine subjektivistische, denn in der Menschenseele, die es verloren hatte, erwacht es und gestaltet sich so, wie das Sehnen dieser Seele es sucht. In seiner „Bergpredigt“ hatte Kretzer etwas einseitig das ethische Moment der Religion betont; hier dagegen ist der Glaube jenes Große, alles in sich Fassende, alles, Welt- und Lebensanschauung Durchströmende und Verklärende, wie Jesus und Paulus, Luther, Schleiermacher und Fechner ihn wollten und für sich auch erkämpften. Herr Kreiten hat über dieses Buch nicht quittiert; er hätte es ebenso und noch mehr verdammen müssen, als Hauptmanns Dichtung. Denn erbarmungsloser kann der alte Glaube, die dogmatische Offenbarung und die auf sie gegründete Kirche nicht gerichtet werden, als durch das Erwachen des neuen Glaubens, der persönlichen Offenbarung und des aus ihr fließenden Lebens.

Und Veremundus? Ach, er erwähnt die Neuromantik mit keiner Silbe. Auch er sieht wohl nur zu gut, daß gerade hier die Kluft zwischen katholischen und modernen Idealen in ihrer absoluten Unüberschreitbarkeit sich aufthut. Und gar seine Ästhetik — du lieber Himmel! Die „zielbewußte Handlung!“ Auch Herr Kreiten, der sogar ein „Milieustück“ anerkennt, hierin weniger verrannt als sein reformatorischer Angreifer, fragt etwas nervös, welcher Kunstgattung „Hannele“ zuzurechnen sei? Freilich, scholastische Geister brauchen Etiketten; und die Scholastiker sitzen nicht nur in der S. J., sondern auch auf sehr fortschrittlich polierten Redaktionssesseln, und Kreitens Frage ist nicht von ihm allein gestellt worden; und sie hat sich beim „Gesicht Christi“ wiederholt. Ja, die naturalistische Moderne mußte vorerst sich ihre Formen schaffen, und mancher hat dabei die Hände gerungen,

wie die alten Dramaturgien und Poetiken in den Winkel flogen, um dem lebenden Kunstwerk Platz zu machen; der romantischen Nachfolgerin bleibt das gleiche Recht. Hauptmanns wie Kretzers Dichtung, jede ist auch nach der formalen Seite hin ein genialer Wurf, wie er eben nur dem echten Künstler gelingt, und wer sich freut, daß die Kunst den schöngezimmerten Käfigen der Poetik endlich entronnen ist, der wird nicht lange nach Etiketten suchen, sondern doppelte Freude daran haben, daß jener Wurf einer ganz neuartigen Form beim erstenmale so vollendet gelang. Das feiert den Künstler und scheucht die Virtuosen, die sich überall einfinden, wo erst experimentiert wird.

So glückliche Vollendung beim ersten Anlauf war dem nicht beschieden, der trotzdem als der echte Genius der Neuromantik gelten muß. Maurice Maeterlinck entwickelte sich nicht in der scharfen, reinen Luft der Wirklichkeitskunst, wie Hauptmann und Kretzer; sondern rang sich aus müder, bankerotter Niedergangsstimmung erst zu den Höhen empor, die er heute erklommen hat, und über die die Zukunft ihn sicher noch hinaustragen wird. Die „Serres chaudes“ und „Maleine“ waren für den Betrachter, dem eine gesunde Fortentwickelung der modernen Dichtung am Herzen lag, so etwas wie ein kleiner, oder sogar ein großer Schreck; beide wiesen geniale Züge auf, aber in einer Verwilderung ohnegleichen, in jener krassen Sinnenverrücktheit, die noch allezeit der sicherste Kompaß zur Fahrt — nach Rom gewesen ist. Um so freudigeres Staunen mußten „Les Aveugles“ und „L'Intruse“ wecken, die das trübe Schäumen abgeklärt, die tobende und lügende Phantasie zur schauenden, zur allertiefste Wahrheit schauenden gewandelt zeigten. Maeterlinck ist hier schon ganz, was er bis heute blieb: der Determinist, der zwischen Umwelt und Innenwelt alle die feinsten Fäden auffindet, die dem durchschnittlichen Auge neben den dicken Strängen verborgen bleiben, und die doch oft mehr als diese der Leitung entscheidender Reizanstöße dienen.

Man wird versucht sein, mir den Deterministen zu Gunsten des Fatalisten zu bestreiten. Gewiß, Maeterlinck giebt sich in seinen Marionettendramen, im Trésor des humbles als Fatalist. Und doch scheint es mir, als vermöchte hier der Außenstehende schärfer zu urteilen, als der Künstler selber. Mir bedeutet — rein philosophisch betrachtet — Maeterlinck denjenigen, der berufen ist, den uralten Zwiespalt zwischen Determination und Fatum zu beseitigen, den Fatalismus nicht als verdunkelten, grausameren, sondern als den religiös verklärten Determinismus zu zeigen. Maeterlinck ist der Künstler des

schlechthinnigen Abhängigkeitsgefühles, dessen Prediger Schleiermacher war. Wir erleben heute etwas Ähnliches, wie am Anfange des Jahrhunderts. Damals suchte sich neben der katholipetalen oder katholischen eine protestantische Romantik emporzuringen. Es gelang nicht: Schleiermacher wirkte nur in engen Kreisen, und Novalis wie Hauff holte der Tod fast noch im Jünglingsschaffen fort. In diesen Tagen stehen die Hoffnungen günstiger. Den Huysmans und d'Aurévilly, den Garborg und Strindberg sieht man das Bankerotte doch auf gar zu große Entfernung schon an; und sicherer als bei Novalis empfinden wir bei Maeterlinck das Vorwärtsweisende, Hoffende. Ihm ist Dualistisches und Dogmatisches in gleicher Weise fremd. Gerade im Alltagsleben findet er die starke Offenbarung des Absoluten, mehr als in den großen Staatsaktionen. Man überlege nur, wie modern dieser Gedanke ist, wie er zu unserer veränderten Auffassung vom Werden der Geschichte stimmt! Wie er in der Dichtung an die vielgeschmähte „naturalistische Kleinkunst“ anknüpft! Und diese pantheistische Weltansicht ist ihm ganz und gar Erlebnis, Eigentum des einzelnen. Was uns voneinander abhebt, sagt er einmal im Trésor, das sind die Beziehungen, die jeder zum Absoluten hat. Dieses Buch, das uns Deutschen nun auch geschenkt worden ist, sollte überall neben Schleiermachers „Reden“ stehen. Maeterlinck ist ja als Künstler dem schlesischen Prediger an fortreißender Kraft überlegen; und er wird wohl lieber dem Plotin eine Locke opfern, als dem Spinoza; aber es ist bei so tiefen, individuellen Eigenarten erstaunlich, wie sich beide Bücher, als Ganzes betrachtet, gleichen.

In seinen Dramen scheint der große Bläme das Grausige des Fatalismus zu betonen. Gewiß; aber schließlich: was ist denn der Fatalismus überhaupt, wenn nicht der Determinismus derjenigen, die sich frei wähnen und vom Schicksal getroffen werden? Der Fatalismus, könnte man mit der Variation eines sehr bekannten politischen Ausspruches August Bebels sagen, ist der Determinismus der Dummen. Wer denkt dabei nicht an Wilhelm Henschel? Das ist aber für Maeterlinck nicht etwa ein Ideal. Er mußte erst diesen alten Fatalismus in der entsetzlichen Hülflosigkeit und Angst seiner Unwissenheit zeigen, um dann zu einem neuen den Weg zu finden, zu einem, der Religion, der Pantheismus ist. Das hat er im Trésor gethan. Jetzt müssen wir abwarten. Maeterlincks Übersetzer, Herr v. Oppeln-Bronikowski, dem wir ebenso wie Herrn Diederichs von Herzen Dank schulden, hat einst in der „Gesellschaft“ die Frage gestellt, ob der Künstler sich

nunmehr der Außenwelt zuwenden werde. Wenn es geschähe — dann könnte Maeterlinck eine gewaltige Bedeutung für die neue Dichtung, für die ganze neue Weltanschauung gewinnen. Er vollzöge dann das, was ich am Ausgange der Betrachtungen über die Moderne als die große Aufgabe der nächsten Zeit schilderte: die Erhebung des vom Naturalismus dichterisch bewältigten Relativen ins Absolute.

Aber auch heute schon, und auch wenn jene Hoffnung fehlschlagen sollte, dankt die neue Dichtung diesem Genius Großes. Er hat sie mit einer unerhörten Fülle neuer Nüancen in der Form neuer Gebiete im Stoff beschenkt. Und was für unsern besonderen Zweck im Vordergrunde steht: er hat die Neuromantik vor zwei Irrwegen bewahrt, auf die sie ohne ihn vielleicht doch geraten wäre.

Der eine ist die Entartung zum Symbolismus. Es ist zwar ein Irrtum, wenn man alle Symbolik für romantisch oder mystisch hält; es giebt auch eine rationalistische, und die uns häufig in der allerjüngsten Denkmalskunst begegnet, ist der banalste Rationalismus, der sich nur immer denken läßt. Aber freilich neigt die romantische Kunst stark zu symbolistischen Gelüsten, weil ihre Aufgabe dadurch sehr — vereinfacht wird. Denn das bedarf wohl keines Beweises, daß es tausendmal leichter ist, für gewisse Stimmungen und Ideen Personen zu erfinden, als jene in den gegebenen Menschen des Alltags aufzufinden. Die „Versunkene Glocke“ war kein sehr erfreulicher Anlauf in dieser Richtung, trotz aller Schönheiten, an denen sie reich ist. Herr Kreiten hat ihr eine kräftige Verdammung gewidmet. Natürlich der heidnischen Tendenz halber; aber du lieber Gott, das bißchen Heidentum, namentlich wenn es so sentimental ist, hat wenig zu bedeuten im Vergleich zu der Gefahr, die im Symbolismus liegt, nach der katholischen Seite hin abzurutschen. Denn alle Symbolik ist schließlich Flucht aus dem wirklichen Leben in ein Reich der Konstruktionen; das Mystische wird dabei veräußerlicht, es ruht nicht mehr im Gemüt, sondern klebt an Gegenständen, wird Wunder und Spuk; und alles das zusammen mit der Schwäche und Müdigkeit, aus der es geboren wird, ist keine schlechte Bodenbereitung für den Katholizismus. Glücklicherweise war es nur ein kurzer Abfall Hauptmanns, und Maeterlinck ist bisher der Versuchung nicht erlegen. Er hat das Glück, kein Berufsdichter zu sein; er liegt einer sehr realen, bürgerlichen Beschäftigung ob und lebt in gut bürgerlichen Gewohnheiten. Ihm offenbart sich Gott im Alltagsleben, und dieser echteste Pantheismus wird ihn davor bewahren, in ein Schattenreich Reißaus zu nehmen. Weder mittelbar,

noch unmittelbar nähert er sich irgendwie der schiefen Ebene, die zur Kirche führt. Noch unmittelbar: seine Religion ist die unkatholischste, die ich mir denken kann — der strengste Monismus, der äußerste Subjektivismus. Ich möchte sagen, sogar seine bürgerliche Stellung schützt ihn vor katholischen Neigungen; ein Menschenflüchtling wie Garborg, ein Extravagant wie Strindberg erliegt ihnen eher als ein Mann von Beruf und Lebensart. Das Unbehagen, das solche Leute innerhalb der Kirche verspüren, hat uns ja erst Kurt Martens in seinem „Roman aus der Dekadence“ trefflich gezeichnet. Soll ich einzelnen Zügen an Maeterlinck nachspüren, die ihn vom katholischen Wesen scheiden? Wie müßte er, der im Schweigen die höchsten Offenbarungen fühlt, das unaufhörliche Reden, Murmeln und Singen des kirchlichen Kults empfinden! Denn der katholische Gottesdienst kennt kein Schweigen. Er schafft den Lippen stete Bewegung, und im Rosenkranz besitzt er sogar ein Mittel, den Rhythmus des Plappergebets zu regeln.

Nur drei Namen der neuromantischen Entwickelungsphase wurden hier genannt, die drei, in denen wir Schöpfer vollendeter Dichtungen verehren. Indes breitet sich der Geist dieser Sehnsucht noch weiter aus, als wir es hier verfolgen können, ohne unsern engeren Zweck aus dem Auge zu verlieren; und auch die Technik, die Formen, von Maeterlinck so stark bereichert, spiegeln allerseits den Drang zur Verinnerlichung wieder. Die Wiener l'art pour l'art-Poeten scheinen mir so gut dafür zu zeugen wie die Experimente des Arno Holz, der doch auch in der Sprache den inneren Rhythmus auffinden, keinen ersonnenen hineintragen will. Jenen wie diesem messe ich geringe Bedeutung für den Fortgang des künstlerischen Gedeihens bei — Gott sei Dank, denn die blasierte Weltverachtung der Wiener ist schlimmste Dekadence, und wer wie Holz nebst Schülern nach Doktrinen dichtet, ist überhaupt beinahe am Ende der Kunst angelangt: nur als Symptome wollte ich sie erwähnen, als kleine Züge, die zu den großen ergänzend hinzutreten, ohne sie freilich zu bereichern. Denn dafür sind die großen eben zu groß. Durch die Kunstwerke der Neuromantik geht mit gewaltiger Kraft ein wunderbar einheitlicher Geist: der Geist der neuen Kunstwirkung, wie die naturalistische Moderne sie uns brachte. Nur daß die Neuromantik diesen Geist zu läutern berufen ist. Aus dem Schmerz, mit dem nach unserm früheren Satze das Walten der Notwendigkeit empfunden wird, soll sie die beseligte Freude entwickeln, denn die Notwendigkeit ist keine blinde, kausale, sondern eine vorsehende, zweckvolle, und der Fatalismus wird Religion. Das ist der erste, große Schritt über die grausame Trostlosig-

keit des Relativismus hinaus. Freilich ist es nur ein Schritt, aber vielleicht doch der größte und bedeutsamste. In diesem Sinne mag man die naturalistische Dichtung eine vorbereitende, die neuromantische eine überleitende Kunst nennen, insofern der kommenden Dichtung der That der Boden bereitet wird. Es ist müßig, sich heute in Grübeleien zu verlieren, welchen Inhalt dann die sittlichen Lebensformen empfangen werden. Das Auseinanderfallen der religiösen Bestimmtheit und der sittlichen Freiheit, wie es in Spinoza und Fichte seinen extremsten Ausdruck fand, zu überwinden, das Sittliche als einen Einzelfall des Religiösen darzustellen, ist das Streben unserer Entwickelung. Wenn im Zenith der naturalistischen Bahn die Frage aufstieg: wohin nun? — wenn die Zweifel wach wurden, die wir eingangs berührten — so dürfen wir heute ein Gefühl froher Gewißheit bekennen, das wir der Neuromantik danken. Wohin es auch gehen mag, es geht vorwärts, immer weiter fort vom alten, und damit auch vom katholischen Menschen- und Lebensideal. Ins heidnische hinein? Man hört die Phrase so oft. Die sie zu Tode hetzen, kennen das Heidentum nicht, und die Renaissance, mit der sie unsere Zeit vergleichen, noch weniger. Renaissance ist ein südlicher, romanischer, katholischer Begriff. Unsere Kultur aber orientiert sich mehr und mehr nach dem germanischen, protestantischen Norden, und nicht der Renaissance, sondern der Reformation mag unsere Zeit verglichen werden. Das ist für die katholischen Optimisten, wie Veremundus, eine bittere Wahrheit, daß auch die Neuromantik nur vertieft, was die Darwin-Marxsche Weltanschauung, vielfach irrend, aber wahr in ihren Fundamenten, begonnen hat; daß sie keine bankerotte Büßerin, sondern die starke Erbin des immer noch unerfüllten protestantischen Vermächtnisses ist: über die Religionen hinaus den Menschen zur Religion zu führen.

Wollte Goethe populär werden?

Ein Geleitwort zu einer Goethe-Ausgabe fürs Volk.

Von Dr. Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)

Im Frühjahr habe ich eine Sammlung „Neue Lieder fürs Volk“ herausgegeben (bei M. Liemann, Berlin C. 25), die in Massen zum Preise von 10 Pfennigen auf dem Kolportage-Wege vertrie-

den wird. In meinem Geleitwort habe ich der pessimistischen Vermutung Raum gegeben, daß das Volk nicht einmal den Namen „Goethe“ kennt. Und so wundert's mich nicht, daß ein Frankfurter Dienstmädchen dieser Tage den klassischen Ausspruch that: „Von dem Geede dhät mer aach net soviel Uffhewens mache, wann er kaa Jud gewese wär.“ Aber es kommt noch besser! Ein Leser der „Hilfe“ aus dem Westen des Reiches hat anläßlich des Goethe-Jubiläums eine private Umfrage gehalten. Er erzählt darüber: „Ich fragte einige dreißig Personen, wie sie mir gerade im gewöhnlichen Laufe des Verkehrslebens in den Wurf kamen, namentlich aber Landbewohner, und darf wohl behaupten, daß meine Erforschung leicht auf einen sehr erheblichen Prozentsatz des Volkes, vorzüglich des Landvolkes, ausgedehnt werden könnte. Das Ergebnis meiner Umfrage war im höchsten Grade betrübender Natur. Ich stellte einfach die Frage: „Wissen Sie vielleicht, wer Goethe war?“ In allen dreißig Fällen erfolgte ein glattes und unbedingtes **Nein**. Nur ein sechzehnjähriger Junge, der die hiesige (vorzügliche städtische) Volksschule besucht hatte und jetzt in einem Geschäft Schreiberdienste verrichtete, hatte in der Zeitung davon gelesen und sagte: „Das soll ja ein berühmter Mann gewesen sein.“ Er allein wußte auch auf eine weitere Frage zu sagen, daß Schiller ein Dichter war, d. h. ein „Mann, der so Lieder macht“. Eine ältere Bauersfrau vom Lande sagte: „Goethe? Wo liegt denn das?“ Und ein pfiffiger Metzgergeselle meinte: „Goethe? Ja, war das nicht der Schwiegersohn vom alten Tischlermeister Lehmann?“ Alle übrigen, mein sechzehnjähriges Dienstmädchen aus einer kleinen, benachbarten Stadt, verschiedene Laufburschen, zwei Tagelöhner, eine Reihe von Eier, Butter u. dergl. ins Haus bringenden Bauersfrauen — hatten keine Ahnung oder keine Ahnung mehr von dem Vorhandensein eines Mannes Namens Goethe. Und auch — was noch auffälliger erscheint, denn Schiller soll ja populärer sein — auch von Schiller wußte niemand etwas. Einige Gedichte, die ich anschlug (wie „Sah ein Knab' ein Röslein steh'n“), waren hier und da bekannt, aber der Name des Dichters existierte nicht im Bewußtsein dieser Personen.“ —

Dieses Ergebnis wird noch in anderer Weise unterstützt. In meiner Sammlung fliegender Blätter, die auf Jahrmärkten vertrieben werden und lyrische Gedichte enthalten, befindet sich in einigen Heftchen nur ein Goethesches Gedicht: „Kleine Blumen, kleine Blätter“, — verändert in „Schöne Blumen, grüne Blätter“ oder „Kleine Blümlein, kleine Blätter“ — freilich arg verhunzt, denn aus

4 Strophen sind 16 und 17 geworden. Nur eine dieser schönen Strophen sei angeführt:

> Reichtum ist mir nicht beschieden.
> Karoline, dir fehlt Geld!
> Liebe macht uns zwar zufrieden,
> Doch darnach fragt nicht die Welt.

Soll nun Goethe, wollte Goethe populär werden?

Man beruft sich so gern auf seinen Ausspruch: „Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind.“

Ich habe dieses Wort immer als tragisch empfunden, aber nie tragisch genommen. Ein fast achtzigjähriger Greis hat es ausgesprochen. Ich fühle nur den tiefsten Unmut heraus, daß das deutsche Volk die Schätze, die der große Schatzgräber von Weimar verschwendet, gar nicht beachtet hat. Der junge Goethe hätte solch ein Wort nie gesprochen. Die Jugend will die Masse erobern, zu sich emporziehen, und erst das resignierende Alter zieht die verstimmte Folgerung, es habe nie populär sein wollen. Wer aus dem Strom der Volksseele, der Persönlichkeits- und Allgemeinbildung schöpft und das eroberte Gold durch den Prägstock seines Genies gehen läßt, sehnt sich nach Mitteilung und Teilnahme. Der alte Goethe weiß das sehr gut. Nicht ohne innerste Bewegung vermag er an den Schotten Robert Burns und den Franzosen Béranger zu denken, von ihnen zu sprechen. Der 78jährige Greis sagt einmal: „Wodurch ist Burns groß, als daß seine eigenen Lieder in seinem Volke sogleich empfängliche Ohren fanden, daß sie ihm alsobald im Felde von Schnittern und Schnitterinnen entgegenklangen, und er in der Schenke von heiteren Gesellen damit begrüßt wurde. Da konnte er freilich etwas werden!“ Und von Béranger rühmt er: „Seine Lieder haben jahraus, jahrein Millionen froher Menschen gemacht; sie sind durchaus mundgerecht und auch für die arbeitende Klasse, während sie sich über das Niveau des Gewöhnlichen so sehr erheben, daß das Volk im Umgange mit diesen anmutigen Geistern gewöhnt und genötigt wird, selbst edler und besser zu denken. Was wollen Sie mehr? Und was läßt sich überhaupt Besseres von einem Poeten rühmen?“

Und Goethe vergleicht die deutschen Zustände damit: „Was haben nicht Bürger und Voß für Lieder gedichtet! Wer wollte sagen, daß sie geringer und weniger volkstümlich wären, als die des vortreff-

lichen Burns! Allein was ist davon lebendig geworden, so daß es uns aus dem Volke entgegenklänge? Sie sind geschrieben und gedruckt worden und stehen in Bibliotheken, ganz gemäß dem allgemeinen Lose deutscher Dichter. Von meinen eigenen Liedern, was lebt denn? Es wird wohl eins und das andere einmal von einem hübschen Mädchen am Klaviere gesungen, allein, im eigentlichen Volke ist alles stille." Und der Greis fügt hinzu, indem er eine Reminiszenz von vor 40 Jahren (!) heraufholt: „Mit welchen Empfindungen muß ich der Zeit gedenken, wo italienische Fischer mir Stellen des „Tasso" sangen!"

„Wir Deutschen sind von gestern!" schließt er sein schmerzliches Bekenntnis. Man fühlt, daß diese Worte zittern ...

Sage mir keiner mehr, Goethe machte sich nichts daraus, daß sein Lebenswerk im Volke keine Wurzeln schlug. Mit dem schweren Schmerze, daß es nicht geschehen, ist er in die Gruft gegangen. Das deutsche Volk merke sich Goethes Worte und lerne daraus: „Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, so würde ich euch ein ganz Dutzend Stücke wie die „Iphigenie" und den „Tasso" geschrieben haben ... es fehlte das Publikum, dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen."

Bis auf den heutigen Tag ist man dem Volke den Goethe schuldig geblieben. Man hat auch den 150. Geburtstag nicht dazu benutzt, dem Volke ein Heftchen Goethe in die verlangenden Hände zu legen. Man feiert lieber Feste für — sich, wirft das kostbare Geld zum Fenster hinaus für Illumination, Fackelzüge und ähnliche Scherze. Alles gut gemeint und gern genehmigt, aber die einzig würdige Feier wäre gewesen, in jedes Dorf ein paar hundert Bändchen einer Goethe-Anthologie zu schicken. Das kostet ja nicht soviel. Für das Straßburger Goethe-Denkmal sind bis jetzt 100000 Mark gesammelt. Damit setze ich Deutschland mit Goethe in Nahrung. Hand aufs Herz! Wer guckt sich ein Denkmal an? Unter hundert Städtern kaum einer! Und sind Denkmäler nicht allein für die Städter da, d. h. schließt man nicht schon von vornherein die Hälfte der Deutschen, alles was auf dem Lande wohnt, vom Anblick dieser Kunstwerke aus?

Ich will jener Blasiertheit, die den Kulturwert der Poesie, besonders der Lyrik, gering schätzt, mit einer Rechnung entgegnen. Ich will mich nur noch in aller Eile auf den großen Darwin berufen, der erklärt hat, er würde, wenn er noch mal zu leben hätte, jede Woche etwas Poetisches lesen, weil der „Verlust der Empfänglichkeit dafür einen Verlust an Glück bedeutet"! Ich habe nämlich in einer Gesellschaft einmal den Beweis geliefert, daß ein einzelnes Gedicht realen

Wert, ja, den Geldwert von 5 Millionen Mark haben kann! Ich kalkulierte so: Wenn man in 50 Städten dem alten Zieten ein Denkmal setzt à 100 000 Mark, so würden diese 50 Statuen, die 5 Millionen Mark kosten, das Andenken an diesen Helden nicht so beleben, wie das eine einzige Gedicht Fontanes „Hans Joachim von Zieten!"

* * *

Ich habe endlich einen jungen Verlag aufgetrieben, der für 10 Pfennige eine von mir besorgte Goethe-Anthologie herausgiebt. Eine biographische Einleitung, Gedichte, Szenen aus „Götz", „Egmont" und „Faust" mit verbindendem Text, eine Anzahl sorgfältig ausgewählter Prosastücke und etwa 6—8 Illustrationen — alles für 10 Pfennige. Wieder rechne ich auf die Unterstützung aller Kreise. Ende Oktober wird das Bändchen erscheinen und auch zumeist durch Kolportage vertrieben werden. Ich würde mich freuen, wenn aus dem Leserkreis beim Verleger G. E. Nitzler, Berlin S., Dresdenerstraße 80, zahlreiche Bestellungen einliefen.

Man gebe endlich dem Volke seinen Goethe!

Gedichte von Kurt Holm.*)

(Friedenau.)

Regen in der Nacht.

Eintönig klopft der Regen
An unser Fensterbrett,
In immer gleichen Schlägen
Tickt eine Uhr am Bett.

Mit wunderlichem Rauschen
Der Regen rinnt und rinnt,
Still fühlen wir im Lauschen,
Wie wir so schweigsam sind.

Sacht durch das Stübchen gleitet
Der Ampel Dämmerschein —
Den Arm um mich gebreitet,
Wiegte ein Traum sie ein.

Es ruhen meine Augen
Auf ihrer Glieder Pracht,
Mir will der Schlaf nicht taugen,
Ob es gleich Mitternacht.

Es singt ein seltsam Sehnen
Ein Lied durch bange Stille:
„O Nacht der dunklen Thränen
Tränk mich mit Schönheitsfülle."

*) Aus dem dieser Tage im Verlage von S. Calvary & Co. in Berlin erscheinenden Gedichtbande „Meine Welt" mit Deckelzeichnung von Fidus.

Elend.

Quer durch die Straßen
Im hastigen Schritt
Treibt mich die Sorge,
Elend geht mit.

All' meine Wünsche
Legt' ich beiseit',
Zog an des Werktags
Russigstes Kleid.

Schaffe und wirke
In traurigster Frohn,
Knechte mich selber —
Um Hungerlohn!

Hätt' ich mein Weib nicht,
Das tröstend mich hält,
Wär' ich wohl längst schon
Nicht mehr auf der Welt!

Begegnung.

Hart ist der Boden, auf dem ich schreite,
Ehern dröhnt es unter mir —
Doch ich lüpfe furchtlos mein Visir:
Heran, wer es wagt zum Streite!

Tritt mir stracks das Leben entgegen,
Schüttelt drohend gen mich die Faust:
Hab' dich doch oft schon gar wacker gezaust,
Hüte dich du, vor meinen Schlägen.

Kommt das getäuschte Hoffen geschlichen:
Hast mich Freundchen wohl schon vergessen?
Dächte, mein letzter Hieb hätte gesessen,
Bin doch erst jüngstens von dir entwichen!

Kommt, mit türkischem Fez, hergeschlendert
Plötzlich der Tod und beut mir die Linke:
Gelt, mir folgst du, wenn ich dir winke,
Darin hat sich noch nichts verändert:

Schlag' ich ein in die Knochenhände:
Wenn du gebeutst, dir folge ich gerne!
Aber noch leuchten meine Sterne,
Wenn sie verglüht sind . . . .
Dann mach ein Ende!

An Gewisse!

O, schlagt mir nur den Schnabel blutig,
Ich pfeife doch, wie mir's gefällt —
Es ist durchaus nicht immer mutig,
Wer sich zu den „Besondern" hält.
Ich singe halt auf meine Weise
Und scher den Teufel mich darum,
Ob ich bei Euch steh' hoch im Preise,
Ob bei dem lieben Publikum!

Nächtlicher Frieden.

Lautlos der Hag —
Still träumt von Rosen
Ein süß' Gedüfte heiß empor.
Es reift geheim der junge Tag —
Und müd' vom abendlichen Kosen
Trinkt deines Atems Zug mein Ohr!

Abschied.

War es denn wirklich ein Liebesglück?
Gemeinsame Wanderung ein Stück,
Wenige Tage voll toller Stunden,
Die jetzt schrill ihren Abschluß gefunden.

Wir müssen scheiden, wie schwer es dir fällt,
Wie fest deine zitternde Hand mich auch hält —
Eine kurze Spanne — der Zug stampft ins Land . . .
Ein Schrei! — — — — — — — — — — — — — —
— — — — Ich habe dich nie gekannt!



Lyrik der Gegenwart.

Ein Überblick von Rudolf Steiner.
(Berlin.)

II.

Im Beginne der achtziger Jahre trat in Deutschland ein junges Dichtergeschlecht auf den Plan. Zu ihm zählten sich Geister, die in Bezug auf Lebensanschauung und Begabung so verschieden als möglich waren. Sie fühlten sich aber einig in der Überzeugung, daß eine Revolution des künstlerischen Empfindens und Schaffens notwendig sei. In der Auflehnung gegen den herrschenden Geschmack der Zeit, in der Julius Wolff und Rudolf Baumbach als ernste Künstler betrachtet wurden, lag etwas Berechtigtes. Der Grundsatz: „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst", war in flachen Köpfen zur Karrikatur verzerrt worden. Virtuosenhafte poetische Tändelei unterschied man nicht mehr von der edel-schönen Form, die aus den Tiefen der Seele geboren ist. Die Zeit rang nach einer neuen Weltanschauung, die mit den großen naturwissenschaftlichen Ergebnissen des neunzehnten Jahrhunderts rechnen wollte, und nach einer sozialen Gestaltung, die den im Kampf ums Glück Zurückgebliebenen ihren gebührenden Platz anweisen sollte. Die tonangebenden Lyriker wußten nichts zu singen von solchen Umwälzungen.

Diese Erkenntnis brachte in den Brüdern Heinrich und Julius Hart die Zornesworte hervor, mit denen sie 1882 dem Zeitgeschmack in ihren „Kritischen Waffengängen“ den Krieg erklärten. Von der gleichen Gesinnung beseelt waren die Lyriker, die sich 1884 zu der Sammlung „Moderne Dichtercharaktere“ vereinigten. Und diesem ersten Ansturm folgte die Gründung von Zeitschriften und die Herausgabe der Almanache, in denen der Abscheu vor veralteten Vorstellungen einen ebenso starken Ausdruck fand, wie die kühnsten Hoffnungen für die Zukunft. Aus solchen Stimmungen heraus entwickelte sich die Anerkennung, die seit anderthalb Jahrzehnten in immer erhöhtem Maße einem Dichter entgegengebracht wird, der allerdings nicht, wie viele andere, absichtlich moderne Bahnen einschlägt, der aber auf naive Art mit einer lebensfrischen Phantasie den Kreis von Empfindungen umfaßt, von denen der Mensch der Gegenwart erregt wird: Detlev von Liliencron. Er ist ein daseinsfroher Mensch, der das Leben als sorglos Genießender durchwandelt und alle seine Reize mit eindringlicher Kraft zu schildern vermag. Ihm sind alle Töne eigen, von der übermütigsten Ausgelassenheit bis zu der inbrünstigsten Anbetung erhabener Naturwerke. Er vermag dem Leichtsinn und der Sorglosigkeit Jubelhymnen zu singen wie ein Weltkind, und er kann wie ein Priester fromm werden, wenn die Heide ihre stumme Schönheit vor ihm ausbreitet. Liliencron ist kein Dichter, der das Leben von einem Gesichtspunkt aus betrachtet. Eine einheitliche Weltanschauung, die in klare Ideen zu bringen wäre, wird man bei ihm vergebens suchen. Er geht in jedem Augenblicke ganz in den Eindrücken auf, denen er sich hingegeben hat. Was hinter den Dingen der Welt liegt, darüber macht er sich keine Sorgen und Gedanken. Dafür aber kostet er wie ein rechter Lebemann alles aus, was innerhalb der Dinge liegt. Und er findet immer den charakteristischen Ton, der die vollkommenste Form, um die Fülle der Wahrnehmungen auszusprechen, die sich seinem nach der ganzen Breite der Wirklichkeit dürstenden Sinnen aufdrängen. Er hat nicht nötig, zwischen Wertvollem und Unbedeutendem in dieser Wirklichkeit zu unterscheiden, denn er vermag aus dem Anblick eines „alten, weggeworfenen, zerrissenen, halbverfaulten, verlassenen Stiefels“ eine Empfindung zu schöpfen, deren Ausdruck sich würdig einer Stimmung einfügt, die der Dichter in uns erregt, Liliencron zeichnet Naturszenen und Erlebnisse mit derben, männlichen Linien; er setzt scharfe, vielsagende Farbenkontraste nebeneinander. In seiner Liederlyrik spricht sich das Kraftvolle seiner Persönlichkeit besonders deutlich aus. Nicht Innigkeit der Empfindung,

nicht herber Schmerz sind im stande, das sichere Ichgefühl auch nur für einen Augenblick sich selbst zu entfremden.

Unter Liliencrons Einfluß steht Otto Julius Bierbaum. Ihm fehlt aber das sichere Ichgefühl; er ist eine weiche, unselbständige Natur, die sich stets in den Eindrücken der Außenwelt verliert. Auch bei ihm ist nirgends etwas von einer Weltanschauung, von einer in die Tiefen der Wesen dringenden Auffassung zu merken. Während aber bei Liliencron die scharf geprägte Persönlichkeitsphysiognomie für den gleichen Mangel entschädigt, entbehren durch ihn Bierbaums Schöpfungen des höheren Interesses. Seine liebenswürdige Beobachtungsgabe versteht wenig Bedeutungsvolles in den Dingen zu schauen. Sein Geist ist nicht mit dem geringsten Erkenntnisdrange beladen; was er mit leichtfertigem Blicke der Natur abguckt, das schildert er in anmutigen, aber bisweilen recht wenig charakteristischen Farben. Es gelingen ihm reizvolle Naturbilder; er vermag die kleinen Triebe des Herzens in einer prächtigen Weise darzustellen. Wo er höheres anstrebt, wird er unnatürlich. Die großen Worte, die Krafttöne, zu denen er sich oft versteigt, klingen hohl, weil sie nichts Erschütterndes, Aufregendes mitzuteilen haben. Wie ein Spaziergänger, der gern einen Wanderer spielen möchte, erscheint Bierbaum. Wenn er so thut, als ob er kühn und übermütig durch das Leben pilgerte, so kann das nicht sonderlich interessieren, denn er geht den Abgründen und Gefahren recht weit aus dem Wege.

Fast entgegengesetzte Empfindungen erregt ein anderer von Liliencron abhängiger Dichter: Gustav Falke. Er sucht das Leben in seinen geheimnisvollen Tiefen auf; da, wo es Zweifel erregt und Rätsel aufgiebt. Ein hochentwickeltes künstlerisches Gewissen zeichnet ihn aus. Die Vorgänge der Welt gestalten sich in seiner Phantasie zu schönheitsvollen Bildern. Er sucht in ernster Art nach dem Einklange zwischen Wünschen und Pflichten. Er strebt nach den Genüssen des Daseins; aber er möchte sie nur, wenn eigenes Verdienst sie ihm erringt. Der Sieg nach dem harten Kampfe ist nach seinem Sinne; den leichterrungenen kann er nicht sonderlich schätzen. Aus seinem ernsten Geiste heraus entspringt manche bange Frage an das Schicksal; ein fester Glaube, daß der Mensch zufrieden sein kann, wenn er sich den Bedingungen des Lebens anpaßt, führt ihn aus Zweifeln und Rätseln heraus. In Falkes Lyrik ist etwas Schwerflüssiges; das aber ist nur eine Folge seiner Auffassung, die nach den gewichtigen Eigenschaften der Dinge sucht.

Durch ernstes Kunststreben hat sich Otto Ernst von einem sentimentalen Pathetiker zu einem achtunggebietenden Dichter emporgearbeitet. Zwar entbehrt sein Ausdruck der Unmittelbarkeit und Selbständigkeit und seine Empfindung des Maßvollen; in seinen Sammlungen und unter seinen in Zeitschriften erschienenen Gedichten findet sich aber manches, das eine wahre Dichterpersönlichkeit zur Erscheinung kommen läßt. Besonders wo er in bescheidenem Kreise des häuslichen Glückes, der Alltagsvorgänge bleibt, gelingen Otto Ernst stimmungsvolle Schöpfungen von geschlossener Kunstform. Besonders anziehend wird er, wenn er seinen Humor walten läßt, der nichts Weltbezwingendes, vielmehr etwas Philiströs-schalkhaftes hat, der aber für denjenigen den Nagel auf den Kopf trifft, der die in Betracht kommenden Dinge wichtig genug zu nehmen im stande ist. Man hat oft die Empfindung, daß Otto Ernst weit Vollendeteres leisten würde, wenn er sich naiv seinen ursprünglichen Gefühlen und Vorstellungen überlassen würde und diesen nicht fast immer Gewalt anthäte durch die strenge Anschauung, die er von den Aufgaben der Kunst hat. Manch reizvolle Empfindung, manch sinniges Bild zerstört er durch einen angefügten erklügelten Vergleich, durch eine lehrhafte Wendung, durch eine philosophische Betrachtung, die viel sagen soll, aber meist doch nur trivial ist.

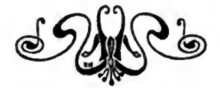
Dichter von weniger ausgeprägter Eigenart sind Arthur von Wallpach, Wilhelm von Scholz und Hugo Salus. Wallpach erinnert durch seine Naturempfindung und durch sein Vertrauen in das Leben an Liliencron. Entzückende Stimmungsmalerei, zuweilen in flott aufgetragenen, zuweilen auch in intim abgestuften Tönen, sind ihm eigen. Wilhelm von Scholz ist einer der Dichter, bei denen jedes Gefühl, jede Vorstellung verzerrt wird, wenn sie von der Phantasie zum Bilde umgeschmolzen werden soll. Das Wort strebt stets über das hinaus, was die Empfindung umschließt. Wenn ihm ein schönes Bild vorschwebt, verdirbt er es sich, indem er den Inhalt doppelt betont. Seine Einbildungskraft begnügt sich nicht damit, zu sagen, was notwendig ist; sie überhäuft uns mit all den zufälligen Einfällen, die ihr neben dem Notwendigen aufstoßen. Hugo Salus spricht zuweilen das Einfache auf zu seltsame Weise aus. Wer aus der Natur soviel Lust zu saugen weiß wie er, überrascht, wenn er diese Lust durch Vorstellungen veranschaulicht, die oft recht weit hergeholt sind. Salus richtet sein Auge gleichsam nicht unmittelbar auf die Dinge, sondern sucht ein verändertes Spiegelbild derselben auf.

Aus reinem Schönheitssinn und hochentwickeltem Geschmack sind

die lyrischen Dichtungen Otto Erich Hartlebens geboren. Seiner Ausdrucksweise ist eine seltene plastische Kraft eigen. Durchsichtige Klarheit und vollkommene Anschaulichkeit ist ein Grundzug seiner Phantasie. Das ist der Fall, trotzdem seine Einbildungskraft nur wenig von Bildern befruchtet wird, die der äußeren Natur entnommen sind. Sie gestaltet fast ausschließlich die inneren Erlebnisse der eigenen Persönlichkeit. Der Dichter, der als Novellist und Dramatiker so objektiv als möglich die Widersprüche der Wirklichkeit aufsucht und den in den Vorgängen des Lebens liegenden Humor mitleidlos enthüllt, führt in seiner Lyrik Zwiesprache mit seiner Seele, legt vor sich selbst intime Beichten ab. Man hat das Gefühl, daß es die wichtigsten, die bedeutungsvollsten Augenblicke seines Seelenlebens sind, in denen er sich als Lyriker ausspricht. Er ist dann ganz mit sich allein und mit wenigem, was ihm lieb in der Welt ist. An Wendepunkten seines Lebens, in Momenten, in denen Entscheidendes in seinem Herzen sich abspielte, sind seine schönsten Gedichte entstanden. Und aus ihnen spricht das Wohlgefühl ihres Schöpfers an der ruhigen, einfachen Schönheit, an Stil und künstlerischer Harmonie. Otto Erich Hartleben ist mehr eine betrachtende als eine aktive Natur. Er hat nichts Stürmisches in seinem Wesen. Er ist weniger ein schaffender als ein gestaltender Geist. Den Inhalt läßt er am liebsten an sich herankommen; in der Formung hat er dann seine Freude; da entfaltet sich seine Produktivität. Liliencrons Schwung fehlt ihm; dafür aber besitzt er die stille Größe, von der Goethe in seinem „Winkelmann“ behauptet, daß sie das Kennzeichen der wahren Schönheit ist. Inmitten des Sturmes und Dranges der Gegenwart darf man Otto Erich Hartleben, den Lyriker, als einen derjenigen bezeichnen, die sich klassischen Kunstidealen nähern. Seine ganze Persönlichkeit ist auf eine ästhetisch-künstlerische Auffassung der Welt gestimmt. Die Lebensprobleme versteht er nur insofern, als der reife Geschmack darüber zu entscheiden berufen ist. Philosophie giebt es für ihn nur, insofern er ein persönlichstes Verhältnis zu ihren Fragen hat. Er kann weiche, innige Töne anschlagen, aber nur solche, die mit einer stolzen, in sich gefestigten Natur vereinbar sind. Alles Pathos ist ihm so fremd wie möglich.

Mit modernen Empfindungen weiß eine gewisse klassisch-akademische Form und Auffassung Ferdinand Avenarius in Einklang zu bringen. Seine Lyrik ist auf dem Untergrunde theoretischer Vorstellungen erwachsen. Seine Empfindungen treten nicht ganz unmittelbar zu Tage, sondern lassen überall die Vernunftideen durch-

scheinen. Er hat eine Dichtung „Lebe“ geschaffen, in der er nicht seine Gefühle mitteilt, sondern eine objektive Persönlichkeit die ihrigen. Diese Art objektiver Lyrik wird ein ganz ursprünglicher Geist niemals pflegen. Zu ihr ist notwendig, daß die künstlerische Überzeugung der künstlerischen Phantasie als Stütze dient. —



Deutsche Lyrik.

An Hans Thoma.

(Zu des Meisters sechzigstem Geburtstag.)

Wie sind mir deine Werke all
so lieb und traut!
Wie hab' ich mich in schweren Stunden
daran getröstet und erbaut!
Das ist nicht eitler Phrase Schall:
Im tiefsten Herzen hab' ich dich empfunden
wie meines Vaters Morgenlieder,
wie meiner Mutter Abendsegen,
nicht dann und wann, nein, allerwegen.
In deiner Kunst erblüht mir wieder
mein volles, junges Heimatglück,
die sel'ge Kindheit strömt mir traumes-
warm zurück.

München. Michael Georg Conrad.

Gäa.

Aus goldenen Welten schmiede ich mir einen Dolch,
in der Sonne heißem Schlunde stähl ich seine Schneide.
Procion und Sirius, diese beiden Himmelshunde,
fasse ich ins starke Heft: blitzendes Geschmeide!
Erde her! ich bohre dir tief ins Eingeweide.
Strömt noch Blut? — Gährt noch Glut? —
Dürrer Stern, wo blieb dein Mark!
Als ein großer Toter unter Mensch und Moder
faulst du in dem Weltenquark!
Deine Frucht ist all zerflossen — —.
Doch ich will dich nicht zerstoßen —:
Nächtens zwischen Mann und Weib
tausend neue Welten sprossen, wachsen, wandeln
über deinen alten Leib — — —.

Köln a. Rh. Theodor Etzel.

Verse.

I.

Ich sollte das Erraffen lernen
Und lernte doch das Träumen nur!
Nicht auf der Erde — in den Sternen
Verfolgte ich des Glückes Spur.

Nun hab' ich Weib, nun hab' ich Kinder —
Ich träume nicht, ich schaffe Brot!
Doch wie zum Licht ein armer Blinder
So sehn' ich manchmal mich zum Tod . . .

II.

Vor mir liegt meines Lebens Buch:
Auf vergriffenen Blättern
Steht viel von Wettern,

Und ganz auf der letzten Seite,
Nach vollbrachtem Streite,
Wird steh'n ein Fluch . . .

III.

Alle haben mich verlassen,
Niemand denkt in Liebe mein,
Durch die öden, dunklen Gassen
Irr' ich einsam und allein.

Daß ich keinen Freund mehr sehe,
Trag' ich, wie es Gott mir gab.
Nur von einer thut mir's wehe,
Und die eine liegt im Grab.

Weißensee. Emil Römer.

Frage.

Ach, was wird mir wohl im tollen
Tanz der Tage noch erblüh'n!
Immer will mir aus dem vollen
Leben neue Liebe glüh'n. —

Bin ich nicht der früchtereichen
Erde echtes Enkelkind,
Die sich Jahr für Jahr den gleichen
Blütenduft der Ernte spinnt?

Berlin. Ludwig Jacobowski.

Der schwarze Priester.

Ich segne euch, ihr alle, die gewesen,
Die von der Krankheit „Leben" sind genesen —
O, möchten eure Grüfte tiefer sinken,
Bis sie des Erdenherzens Flammen trinken.

Ich segne euch, die ihr da lebt in Schmerzen,
Ich segne euch mit blutend wundem Herzen —
O, könnt' ich euch in alle Himmel rücken,
Wo keine Erdenschweren euch zerdrücken.

Ich segne euch, ihr alle, die da kommen
Und die den Klang der Welt noch nicht vernommen,
Ihr stillen Keime in den Mutterschößen —
O, könnt' ich tötend euch vom Sein erlösen.

München. Ludwig Scharf.

O, daß es Nacht wäre!

Diese endlos langen Abende,
Wie sie mir
Die Brust bedrücken!
Mit ihrem endlos langen Hindämmern!
Und ihren fahlen, unsichern, kämpfenden Lichtern!
Und trüben, grauen Farben!

Es ist, als schwebten Stimmen in der Luft
Und Schatten von dunkeln Tagen, die nicht
Zur Ruhe kommen können,
Und die nun
Wie schwarze,
Unheimliche Vögel um mich flattern.

O, daß es Nacht wäre!

Dann weicht das alles:
Es weichen die irren Gedanken,
Die in dem schwankenden Lichte zittern;
Es weicht das fahle Gespenst
Des gewesenen Tages,
Das nicht zur Ruhe kommen kann —
Dann verstummen auch die Stimmen
Die noch
In der Luft verworren schweben,
Und alles wird still,
Und es wird dunkel.
— Still — still — still — —
— — Dunkel — —

Bis daß ein neuer, sonniger,
Glitzernder Morgen kommt —

O, daß es Nacht wäre!

Stuttgart. Karl Gustav Vollmoeller.

Heimat.

Hinterm Walde, wo die Glocken klingen,
Liegt mein Dorf. Es ist ein stiller Ort.
Meiner Jugend Friede, Spiel und Singen
Ruht in Gärten wie verzaubert dort.

Abendglanz ist übern Wald gebettet,
Und die kleinen Dächer seh' ich nicht,
Doch die Sehnsucht meiner Seele rettet
Mich hinab ins goldne Heimatlicht.

Nach dem Licht, dem sanften, ruhevollen,
Das nur fern ins laute Leben drang,
Eil' ich dorfwärts, wo mich grüßen sollen
Heimatduft und Abendglockenklang.

Wie ich aber wandre auch und schreite —
Ach, mein Fuß verliert die Wege bald;
Alle Ferne schließend, wächst zur Seite
Mir der Wald empor — der dunkle Wald.

Berlin. Felix Lorenz.

Nacht-Lied.

Du heilige Nacht mit deinen lieben Sternen,
O komm.
Du machst mit deinen stummen, dunkeln Fernen
Mich still und fromm.

Du schickst den Schlaf, den Stürmekühler
Zu mir;
Aus dumpfer Not, aus tagesschwüler,
Ruf ich nach dir. —

Brünn. Richard Schaukal.

Schulmeisterphantasie.

Draußen der See und das weite Land,
Und am Himmel kämpfende Wolken:
Gigantische rote Tintentolken —
Und die Sonne entzündet Weltuntergangsbrand.

Jetzt hinter rauschenden Bergen hinab
Sinkt die Sonne in blutigen Lohen,
Wolken türmen mit riesenhohen,
Wüsten Leibern sich über ihr Grab . .

Draußen die Welt in verdämmerndem Rot,
Ewigkeiten am Sternenhimmel —
Drinnen ist Schulstund', ich geb' einem Lümmel
Nützliche Lehren ums tägliche Brot.

Basel. Paul Schmitz.

Frag' einmal noch!

Du gehst — o Gott, Du gehst,
Nun schließt das Thor,
Aus meinem Lauschen
Schreck' ich jäh empor.

Jäh rief ich: „Nein!"
Ich durft' nichts and'res sagen.
Grollst Du mir jetzt,
Wirst Du es nimmer wagen?

Mir schwindelt fast;
Mein Puls geht schnell und hoch,
Und jeder Herzschlag fleht:
„Frag' einmal, einmal noch!"

Gr.-Ullersdorf. Erna Viereck.

Fern der Welt . . .

Stille geht der Mond die Bahn.
Tauig aus den blauen Weiten
seine Silberlichter gleiten,
Rosen duften vom Altan.

Und wir sitzen hingeschmiegt,
still mit unserm großen Glücke
und wir seh'n mit keinem Blicke,
wie so nah' die Welt uns liegt . . .

Bleiche Nacht.

Eine bleiche Nacht, ergossen
rings über alle die Dächer. . . .
In weiche Teppichgemächer
sind wütende Lüste eingeschlossen.

Wie Schlangen, lüstern sich zu befreien
schwüler Düfte Gewühl in weichen Gemächern,
irres Singen und leises Schreien. . . .
Die bleichen Flügel der Nacht sind über den Dächern.

München. Hermann Eßwein.

Da draußen . . .

Da draußen rasen die wirbelnden Stürme,
In ungebändigt gesteigertem Lauf,
Der Sorgen himmelstrebende Türme
Steigen in meinem Innern auf.
Zitternde Blitze leuchten durch Fenster,
Zaubern ins Zimmer den bläulichen Schein;
Schwärzliche Schatten und bleiche Gespenster
Nisten in meine Seele sich ein.
Von draußen klingt's, wie ein klagend Gestöhne,
Von zitternden Stimmen und pfeifendem Wind.
Ich weiß es, daß diese flüchtigen Töne
Accorde der weinenden Seele sind.

Wien. Leo Grünstein.

Die Dorfflur.

Weit in das Land blick' ich hinaus,
Kein Baum vor mir, kein Hof und Haus,
Nichts lacht als Ähren ringsumher,
Beweglich fließend wie ein Meer.

Nur wo als Saum die Straße zieht,
Hinaus die Pappelreihe fließt:
Dort, wo sie sich in Duft verlor,
Tritt hell genug das Dorf hervor.

München. Martin Greif.

Leben.

Kein Kelch mocht' mir vorübergehen,
Ich trank sie alle bis zum Grund.
Nie zitterte mit bleichem Flehen
Am gold'nen Rand der blasse Mund.

Da lag ich wie an Weibes Brüsten
Und schrie nach vollem Schwall des Pan,
Denn meiner Seele tiefen Lüsten
Hat nie ein Kelch genug gethan.

Groß steh' ich einst im Abendrote.
Da glüht die Welt mit trunk'nem Schein,
Da bringt der letzte, blasse Bote
Den letzten Kelch, den besten Wein . . .

Nachtblick.

Still wacht er mit — der Mond scheint fahl,
Ein reicher Garten ist die Nacht;
Ein feines Singen tönt im Thal . . .
Schlaftrunken horcht er, staunt und lacht:

„Wer singt so spät im Thal allein?
Ich möchte der einsame Mann nicht sein . . .“
Und schläft wieder ein . . .

München. Wilhelm Michel.

In der Großstadt.

Von Artois die Berge nieder
lief ich dereinstens nach Paris.
Es sang mein Herz viel frohe Lieder,
dieweil es deine Schönheit pries:
„Du Wunderstadt, du Paradies! —“

Nun ist das Lachen mir vergangen.
Da mich die Sorge niederschlug:
Verblichen ist das Rot der Wangen
das ich in meinen Thälern trug.
Mir war das Glück nicht hold genug.

Jetzt will ich nach dem Heimweg fragen.
Ich bin wie der verlor'ne Sohn. —
Von Menschenopfern kann ich sagen,
von kaltem Gold: der Liebe Lohn,
von einem Moloch — Babylon.

München. Ludwig Leßmann.

Vermummter Abschied.

Einmal möcht' ich wohl noch eilen,
Eh' ich sterbe, in dein Land,
Einmal noch dir nahe weilen,
Ungeahnt und unbekannt.

Mit gefälschten Bartesfäden
Warten, bis ich dich erschaut,
Wie im Zufall mit dir reden,
Sei's auch mit verstelltem Laut.

Mählich mich herniederbücken,
Um ins Aug' dir voll zu seh'n,
Flüchtig dann die Hand dir drücken,
Und hinweg auf ewig geh'n.

Wien. Josef Kitir.



Farm „Belles Demoiselles“.

Von G. W. Cable.

Deutsch von H. H. Ewers.

(Schluß.)

Neujahr kam und ging vorüber; der schöne Garten von „Belles Demoiselles“ zog ein Frühlingskleid an; die schönen Schwestern wandelten von Rose zu Rose; die Wolken des Mißvergnügens löſten sich in unsichtbaren Dampf auf bei dieser herrlichen Sonne der Familienliebe, und als einzige Narbe der Wunden des vergangenen Jahres blieb die platte Unverschämtheit, mit der „Old Charlie“ die Launen der

De Charleus gekreuzt hatte. Der Becher des Glücks schien sich zu füllen, so wie auch der Strom sein Bett immer mehr füllte.

Wie hoch er doch schwoll! Sein mächtiger Lauf rollte, rauschte, flutete dahin, — wie nah er doch dem Ufer kam! Leute wurden angestellt, die Tag und Nacht sein Steigen beobachten mußten. Bei besonders stürmischen Nächten beteiligte sich auch der Oberst daran, fröhlich bei solch aufregender Beschäftigung, wenn der Strom jeden Augenblick einen weißen Arm nach dem Damm ausstreckte, als wollt' er sich hinüberschwingen. Aber alles stand fest, und als der Sommer kam, sank auch das Wasser wieder zurück und floß so ruhig daher, als könnte es überhaupt niemals was Böses thun!

An einem besonders milden Sommerabend entschlüpfte der alte Oberst Jean Albert Henri Josef De Charleu-Marot den Augen seiner sieben Gebieterinnen, um ein wenig zu träumen; er ging oben auf den Damm, wo er gewöhnlich seinen Spaziergang machte. Er setzte sich auf eine Steinbank, sein Lieblingsplätzchen. Vor ihm lagen die weitgedehnten Felder, davor sein prächtiges Haus. Er fing an zu träumen, sann ein wenig nach über seine Vergangenheit. — Er konnte eigentlich kaum stolz darauf sein. Der ganze Morgen seines Lebens war ausgefüllt von lustiger Tollheit, und bis tief in den Mittag war es verdorben durch großartige Schwelgereien. Sein unmäßiger Familienstolz hatte ihn zu fast allem unbrauchbar gemacht, so daß er die Ehren, die man durch eigene Kraft gewinnt, verachtete; das Spiel hatte sein Vermögen verringert; der Tod hatte ihm sein geliebtes Weib entrissen; sein verschwenderischer Leichtsinn hatte seine Ländereien verpfändet. — Aber dennoch: sein Haus stand noch da; seine duftenden Felder brachten fünffache Frucht; sein Name war weithin bekannt; und da und dort zwischen den Blumen und Bäumen, wandelten — wie Engel im Paradies — die sieben Göttinnen seiner einzigen Verehrung.

Ein leiser Ton gerade hinter ihm brachte ihn plötzlich auf die Beine. Er blickte ängstlich nach dem kleinen Stückchen Ufer zwischen dem Damm und dem Strom. Doch er bemerkte nichts. Er lauschte in beklommener Erwartung nach dem Wasser hin. Da — ein klatschender Ton, als ob irgend ein großes Tier in den Fluß sprang — dann sah er kleine Wellen in weitem Halbkreis, die unter dem Ufer her kamen und leicht über das Wasser spielten.

„Mein Gott!“

Er sprang den Damm herunter durch die Sträucher und Wurzeln bis vorn ans Ufer. Er kam nicht ganz zum Rand, sondern stürzte ein

paar Meter davor in die Kniee, rang die Hände, seufzte, weinte und starrte mit trüben Augen auf eine schmale, lange, unter dem verfilzten Grase kaum sichtbare Spalte, die sich vom Flusse her weithin hereinzog.

„Mein Gott,“ seufzte er laut, „mein Gott!“ — Und während er noch rief, sah er die Antwort: das zähe Bermudagras dehnte sich, riß, und ohne ein anderes Geräusch, als das kurze Zusammenschlagen des Wassers, rutschte ein großes Stück Land gerade vor ihm in den kochenden Wirbel und verschwand.

In diesem Augenblicke trug vom Garten her ein leichter Windhauch das fröhliche, sorgenlose Gelächter der schönen Herrinnen von „Belles Demoiselles“ zu ihm hin.

Der Oberst sprang auf und kletterte über den Damm. Dann nahm er sich mit Gewalt zusammen, eilte ins Haus und befahl, ein Pferd zu satteln.

„Sagt den Kindern, sie sollen nur lustig sein, während ich weg bin!“ rief er, „ich werde heute Abend noch wieder zurück sein.“ Und schon flogen die Hufe seines Pferdes in raschem Trabe über die Landstraße.

— „Charlie,“ sagte der Oberst und ritt ans Fenster heran, wo er die Nachtmütze des Alten bemerkte, „Charlie, wie sagtet Ihr? Mein Haus für Eures? — Wie —?“

„Halloh,“ sagte Charlie, „woher kommt Ihr denn so spät noch?“

„Von der Wechselbank in St. Louis Street.“ (Das war halb und halb wahr.)

„Was giebt's?“ fragte Charlie.

„Ich will den Handel mit Euch abschließen!“

Charlie zog die Wollmütze von den Ohren.

„O ja,“ sagte er, ein wenig unsicher.

„Gut, Alter, so wie Ihr's haben wolltet: mein Haus für Eures! — Wie Ihr's wolltet!“

„— Ich weiß nicht,“ sagte Charlie, „es gehört mir schon jetzt beinahe. — Warum wollt Ihr nicht selbst dableiben?“

„Weil ich nicht will!“ schrie der Oberst aufgeregt, „genügt Euch der Grund? — Ihr solltet mich mehr ernst nehmen, Alter — verstanden?“

Charlie rührte sich nicht; aber seine Antwort entzückte den Oberst.

„Meinetwegen. Ich thu's! — Mais — ich will gleich in Besitz treten.“

„Nicht die ganze Farm, Charlie, nur — —“

„Ist gleich,“ rief Charlie, „darüber sollen wir schon einig werden. Mais — warum wollt Ihr's nicht selbst behalten? — Ich will's nicht haben. Behaltet's doch selbst!“

„Haltet mich nicht zum besten, Alter!“ schrie der Oberst.

„O nein!“ sagte Charlie, „aber Ihr haltet Euch selbst zum besten!“

Der Oberst schwieg, Charlie fuhr fort: —

„Jaa! ‚Belles Demoiselles‘ ist mehr wert, als drei Grundstücke wie diese da! Die letzten Wochen bin ich ein paarmal vorübergegangen. Das Zuckerrohr wehte im Winde, der Garten duftete wie ein großer Blumenstrauß, sieben belles Demoiselles ritten daher auf ihren Pferden. Schön! Schön! Schön! sag' ich. Ah, Monsieur le Père — wie glücklich seid Ihr, wie glücklich!“

„Jaa,“ fuhr er fort, da der Oberst stumm blieb, „le Comte de Charleu hatte zwei Familien. Eine war schlechtes Halbblut, die andere vornehme Noblesse. Der schlechten Rasse gab er dies alte Rattenloch; er gab ‚Belles Demoiselles‘ Eurem Großvater. — Und nun seid Ihr doch nicht zufrieden! — Was soll ich machen mit ‚Belles Demoiselles‘? Es wird mich in zwei Jahren ruinieren! — Und was wollt Ihr mit Old Charlies Haus? Ihr werdet's abreißen lassen und neu bauen, Ihr alter Narr! — Ich möchte lieber nicht tauschen.“

Der Oberst atmete tief auf vor Ärger, aber Charlie fuhr fort:

„Wirklich, ich möchte lieber nicht tauschen. Ich thu's Euretwegen; geradeso, als ob Monsieur le Comte selbst sagen würde: ‚Charlie, alter Dummkopf, ich will mein Haus mit dir tauschen‘!“

So lange der Oberst Ironie vermutete, war er ärgerlich, doch als er sah, daß Charlie ernsthaft sprach, fühlte er sein Gewissen schlagen. Er war wahrhaftig nicht zart besaitet, aber sein jüngstes Mißgeschick machte ihn verwirrt, und Charlies seltsame, ebenso uneigennützige, wie unverdiente Familienanhänglichkeit rührte ihn. Sollte er ihn wirklich in die Grube fallen lassen, die er ihm gegraben? Er zögerte — — nein, er wollte ihm das Land bei hellem Tageslicht zeigen; wenn Charlie dann die schreckliche Unterwühlung übersah, war das sein Fehler — Kauf ist Kauf!

„Kommt,“ sagte der Oberst, „kommt noch heute Nacht mit. Morgen früh könnt Ihr dann alles betrachten und den Handel abschließen!“

„Weshalb denn heute noch?“ sagte Charlie.

„— Ah, — weil ich morgen zur Stadt muß!“

„Ich habe keine Lust,“ sagte Charlie, „wie könnte ich auch heute Abend noch hinkommen?“

„Ich werde Euch ein Pferd beim Hauderer besorgen!“

„Na — meinetwegen. — Ich geh' mit.“

Und sie ritten.

Als sie schon ein gutes Stück auf der dunklen Landstraße waren, rief der Oberst:

„Halt nach rechts, Charlie!“

„Was?“

„Halt nach rechts!“

„O ja, ich halt mein Wort! Wir betrügen uns doch nicht!“

Aber der Oberst schien das überhört zu haben. Der Handel fing an, ihm verabscheuenswert zu erscheinen. Nicht nur die Herzensgüte seines Verwandten beunruhigte ihn; Old Charlies Lob über „Belles Demoiselles“ hatte tief im Innern wieder die Liebe zu seinem entzückenden Heim geweckt. Wahr war's freilich, die Unterwühlung würde bei ihrer jetzigen schrecklichen Ausdehnung in höchstens drei Monaten das Haus im Flusse begraben; aber wäre es nicht besser, es zu verlieren, als sein Geburtsrecht zu verkaufen? Und dazu noch — sein eigen Blut zu betrügen? — Es war zwar nur „Injin Charlie“, aber hatte nicht eben erst De Charleus echtes Blut aus ihm gesprochen? — Er seufzte schwer.

Nach einer Weile kamen sie auf einen kleinen Pfad, auf dem man von hinten sich der Farm nähern konnte; bald sahen sie vorn die mächtige Villa. Sie sah aus wie ein Edelstein, als sie so durch die dunklen Bäume schien, wie ein großer Glühwurm in dichtem Laub, ein rechtes Bild prächtiger Fröhlichkeit, so daß ihr Herr aufseufzte, tief aus seiner überquellenden Brust.

„— Was?“ frug Charlie.

Der Oberst zog die Zügel an, stieg ab und schaute hinüber. Die hohen Thüren und Fenster standen alle weit auf, um die frische Sommerluft hereinzulassen, aus allen strahlten die Kerzen der Kandelaber heraus und malten die Blätter der Magnolien und Lorbeerbäume; hier und da bewegte auf den breiten Veranden der laue Wind ein buntes Lampion. Weiche Klänge drangen durch die Luft, Harfentöne; und an einem der Fenster huschten tanzende Schatten vorbei. — Doch auch über das Herz des Herrn der schönen Villa zogen trübe Schatten.

„Old Charlie“, sagte er, mit langem Blick auf das Haus, „wir sind beide alt, eh?“

„Jaa!“ sagte Charlie.

„Und sind zu unserer Zeit schlimm genug gewesen, was?“

Charlie, überrascht durch den weichen Ton, wiederholte: „Jaa!“

„Und waren beide arg ‚gerissen‘?“

„Verdammt gerissen! Jaa!“

„Aber Ihr werdet nicht sagen können, daß ich jemals betrogen hätte?“

„Nein!“

„Und Ihr denkt auch nicht, daß ich Euch jetzt betrügen will, Alter?“

„Ich weiß nicht —“, sagte Charlie, „ich glaub' nicht!“

„Nun Alter, Alter,“ — seine Stimme begann zu zittern — „ich werd' Euch nicht betrügen! Mein Gott — Alter, ich sag' Euch — schließt lieber den Handel nicht ab!“

„Warum denn nicht?“ frug Charlie sichtlich geärgert; — aber dann schauten beide rasch zum Hause hin. Der Oberst rang wild seine Hände, sprang ein paar Schritte vorwärts, stieß einen entsetzlichen Schrei aus und fiel ohnmächtig zu Boden, mit dem Gesicht auf die Erde. Old Charlie stand starr vor Schrecken. „Belles Demoiselles“, die Herrschaft der Mädchenschönheit, das fröhliche Heim, das prächtige Haus des Vergnügens und des Glückes, versank plötzlich, mit einem kurzen, wilden Schreckensschrei, sank, sank, tiefer und tiefer, in die grausamen, unermeßlichen Fluten des Mississippi!

— — Zwölf lange Monde lag tiefe Nacht über dem Gemüt des kinderlosen Vaters; er lag fest zu Bett und Tag für Tag und Nacht für Nacht saß Charlie, „die schlechte Seele“, und pflegte ihn zärtlich, wegen seines Namens, seines Unglücks und seines gebrochenen Herzens. Kein weiblicher Fuß betrat das Krankenzimmer; Charlie und ein geschickter Arzt waren die einzigen, die hereinkamen, der eine ganz Interesse, der andere ganz Liebe, Hoffnung und Geduld; nur zum Fenster rankte sich süßduftendes Gaisblatt heran, das Charlie hergepflanzt hatte von der unterwühlten Bank von „Belles Demoiselles“. Das fing in seinen Blättern die Sonnenstrahlen auf und leitete sie sogleich hin zum Krankenbett, das sammelte des Nachts den silbernen Mondschein und weckte oft den Schläfer auf, um seinen Blicken die zarten Streifen am Boden zu zeigen.

Allmählich schien das Bewußtsein ihm wieder zu dämmern. Langsam, langsam, mehr und mehr jeden Tag kam das Licht der Vernunft wieder in seine Augen, wurde seine Sprache zusammenhängender; aber zugleich wurde sein Körper schwächer und schwächer, so daß der Arzt sagte, es ginge ihm zu gleicher Zeit besser — und schlechter.

Eines Abends, als Charlie an dem gaisblattumrankten Fenster saß, in der Hand die Pfeife, die nicht brannte, fiel des Obersten Auge gerade auf ihn.

„Charl —“, sagte er mühsam, und sein Wärter eilte ans Bett und hielt sein Ohr hin. Zwei vergebliche Anstrengungen — dann flüsterte er: „Charlie, wir haben den Handel nicht abgeschlossen?“

Die Wahrheit war Charlie ganz gleich, es kam ihm nur darauf an, die Antwort zu geben, die der Oberst hören wollte. So nickte er denn sehr bestimmt mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „O ja, wir haben den Handel gemacht, aber es war ein ehrlicher Tausch!“ Doch als er sah, wie das Lächeln von dem Gesichte des Kranken verschwand, versuchte er es auf die andere Art und schüttelte den Kopf so stark er konnte, um anzudeuten, daß sie auch nicht mal angefangen hätten, den Handel abzuschließen; — da kehrte das Lächeln zurück.

Charlie wollte das Gaisblatt, das er gepflanzt, anerkannt wissen. So ging er rückwärts zum Fenster mit breitem Lächeln, schüttelte das Laub und sah sehr unternehmend aus.

„Ich weiß es,“ sagte der Oberst mit leuchtenden Augen, — „schon manche Wochen.“

— Am andern Tag: „Charl' —“

Der neigte den Kopf herunter.

„Laß einen Priester holen!“

Der Priester kam und war den ganzen Nachmittag mit ihm allein. Als er ging, schien der Kranke sehr verstört und abgespannt, doch lächelte er und duldete nicht, daß man ihm das Kruzifix von der Brust nahm.

Noch ein Tag brach an. Kurz vor Sonnenaufgang glaubte Charlie, der im Krankenzimmer auf einer Pritsche schlief, daß er gerufen würde, sprang auf und lief ans Bett.

„Alter,“ wisperte der Kranke, „wühlt das Wasser immer noch?“

Charlie nickte.

„Ihr werdet das Geld nicht herausbekommen, das Ihr mir geliehen!“

„O, das macht nichts,“ rief Charlie, zwei dicke Thränen rollten über seine Backen, „das macht gar nichts!“

Der Oberst flüsterte noch einmal.

„Mes belles Demoiselles! — Im Paradies — in dem Garten — wenn die Sonne aufgeht, werde ich bei ihnen sein!“

— Und so war es.



Adolf Pichler.

Von Hugo Greinz.

(Linz.)



Tirol feierte in der ersten Juliwoche das Andenken des größten seiner noch lebenden Söhne, des 80jährigen Adolf Pichler. Wer dieser Feier, die sich auf einige Tage erstreckte, beiwohnte, der schüttelte wohl verwundert darüber den Kopf, ein wie frischer und junger Zug dieses selbe Tirol, das als so schwarz und klerikal verschrieen ist, nun durchweht. Tausende begleiteten den Fackelzug, der Pichler dargebracht wurde, und beim Festkonzerte waren die Stadtsäle, bekanntlich die größten Festräumlichkeiten Innsbrucks, bis zum letzten Plätzchen gefüllt. „Freiheit und Deutschtum“, diese beiden Begriffe gaben jeder Rede, jeder Ansprache ihr Gepräge, und die Sühnandacht, die tags darauf in allen Kirchen die Frauen vereinigte, um die göttliche Verzeihung für alle jungtirolischen „Verbrechen“ herabzuflehen, begegnete allenthalben nur Mitleid. Der alte Pichler selbst, zu dem sich Abgeordnete der tirolischen Litteratur- und Kunstgesellschaft „Pan“ begaben, um ihm den silbernen Lorbeerkranz und die nach Hunderten eingelaufenen Beglückwünschungen zu überreichen, betonte den national-politischen Charakter, den die ganze Feier unverkennbar an sich trug — und allen Zeichen nach zu schließen, dürfen wir uns unbekümmert der Überzeugung hingeben, daß in den Bergen Tirols ein neues, junges, thatenfreudiges Geschlecht heranwächst, das die alten, unvergänglichen Ideale mit neuem Inhalte füllt, das begeisterungsfähig und mannesstolz ist und das seine großen Dichter auch noch bei Lebzeiten zu ehren versteht. Dies letztere treffen wir ja so selten an und daher dürfen wir doppelt stolz darauf sein, daß unsere Ostmark, die schon oft ihre besten Kräfte und stärksten Geister verderben und in Elend darben ließ, sich bei dieser Gelegenheit als ein seiner Dankespflicht bewußtes Land gezeigt hat. Freilich lagen die Verhältnisse für Pichlers Ehrung weitaus günstiger, als bei irgend einem anderen. Seit einigen Jahren bemüht sich sowohl Presse wie Buchhandel, dem greisen Tiroler Dichter jene Anerkennung zu schaffen, die ihm schon längst gebührt und die er auch schon längst erreicht hätte, wenn er nicht in Tirol, sondern in irgend einem der großen Kulturzentren die Stätte seines Schaffens aufgeschlagen hätte.

Es ist oft merkwürdig, wie spät und allmählich erst die Erkenntnis von der Größe eines Menschen dem Volke sich mitteilt, oft von ganz nebensächlichen, äußeren Umständen abhängig und oft einfach spontan entstehend, durch irgend einen oder irgend etwas angefacht, dessen man sich im Gange der steigenden Entwickelung nur schwer entsinnen kann. Bei Pichler verhält es sich ganz ähnlich. Erst seit kurzer Zeit eigentlich geht sein Name volltönend und klingend wie der eines raschen Eroberers durch alle deutschen Lande und wirbt Bewunderung und eine zahlreiche Anhängerschaft. Und erst jetzt beginnt man allmählich, auch seine Werke kennen zu lernen und sich einzuprägen und nicht nur den Namen. Dieser war wohl auch früher kein fremder und unbekannter. Aber man wußte eben nicht viel mehr als den Namen: Adolf Pichler! Ja, — ein Tiroler Dichter, „drinnen" in den Bergen, — dachte man sich wohl „draußen" im Reiche, und kümmerte sich nicht mehr viel weiter darum. In Tirol selbst, und auch in manchen Teilen des übrigen Deutschösterreichs wußte man freilich Genaueres, denn wir haben nicht gar soviel große Männer, daß wir an einem, wie es Pichler ist, mit leichten Blicken vorübergehen könnten, — und im Laufe der Jahre, seitdem unser Dichter begonnen hatte, das Werk, das ihm die Unsterblichkeit sichern sollte, in die Höhe zu bauen, bildete sich ganz im stillen eine „Pichler-Gemeinde", — da einer, dort einer, lauter Menschen mit einem feinen, empfänglichen Sinn für das Tiefe und Ewige, das in jeder Kunstschöpfung liegt, solche Menschen eben, die der höchste Wunsch eines jeden Dichters sein sollen. Aber man weiß ja, wie es mit solchen „Gemeinden" steht. In ihnen wird wohl ein Dichter am liebevollsten und auch am gerechtesten gewürdigt, aber es sind vereinzelte Gruppen, zumeist ganz Einsame, die von ihrer Schwärmerei und innigen Hingabe nicht viel an die Außenwelt gelangen lassen. Sie haben nicht die Gabe, den Namen ihres Lieblings stets wieder und wieder hinauszurufen, von dessen Werken zu reden und andere herbeizulocken; in ihren Seelen liegt diese Liebe wie ein glänzender Stern, den an das Tageslicht zu bringen sie für eine profane Entweihung halten.

Um die Allgemeinheit des Volkes für den Dichter zu gewinnen, muß etwas anderes, Energischeres eintreten. Und das geschah vor zwei, drei Jahren mit der Neuherausgabe seiner Werke. Alles das, was zerstreut, oft vergriffen und schwer erhältlich da und dort von ihm erschienen war, hat ein eifriger Verleger, Georg Heinrich Meyer in Leipzig, gesammelt und in einer allen Anforderungen der modernen Buchausstattung entsprechenden Weise neu und vornehm auf den deutschen

Büchermarkt gebracht. Es waren hübsche Bände. Die linke obere Ecke ziert der feuerrote Tiroler Adler mit einem Föhrenbruch, rechts unten schmiegt sich ein Tiroler Dorf an beschneite Berge, und dem Rücken der vornehmen, lichtgrünen Leinenbände ist ein Edelweiß, die Blume der Alpen, aufgedrückt. Das sind die drei starken, inhaltschweren Bände, die unseres Pichlers Prosa in sich bergen, und die jetzt wieder in einer neuen Lieferungsausgabe erscheinen: die „Jochrauten", „Allerlei Geschichten aus Tirol" und „Letzte Alpenrosen", denen sich noch vier Bände Dichtungen in gebundener Sprache, die „Hymnen", „Spätfrüchte", „Marksteine", „In Lieb' und Haß", das fünfaktige Trauerspiel aus seiner Jugend „Die Tarquinier" und die Streifzüge „Kreuz und Quer" anreihen, in welch' letzteren der Naturhistoriker und wandernde Beschauer des heimatlichen Landes das Wort hat.

Dieses neue Erstehen seiner Werke war die befreiende, frische That, die ja stets mehr als Worte gilt, die That, die Pichlers Schöpfungen wie aus einem bedrückenden Banne in das helle Tageslicht emporhob. Wer die größte Freude an diesem Wiederauferstehen haben darf, ist Tirol, Adolf Pichlers Heimatland. Er, ein vollblütiger, kraftstrotzender Sohn seiner Berge, wurzelt ja mit seiner ganzen Natur, seinem mannesfrischen, frohen Auftreten und seiner tiefen, innigen Poesie wie kaum ein zweiter in der keimstarken, reichen Scholle, die schon soviel Großes und Schönes emporwachsen und zum Blühen und Reifen hat bringen lassen. Wie die Wettertanne, der er eines seiner schönsten Gedichte gewidmet hat, steht er, noch ungebrochen und ungeschwächt, im tirolischen Dichterwalde. Viele Stämme neben ihm haben Sturm und Wetter gefällt. Hermann v. Gilm, Johannes Senn, Vintler, Anton von Schullern, und noch manche andere, die derselben Generation angehören, zählen schon lange zu den Toten. Er aber trotzt noch dem Alter, in den Traditionen der Jugend stehend und freudig und empfänglich noch die ganze Fülle neuer Ideale und Gedanken in sich aufnehmend, die dem jungen Nachwuchs, der zu seinen Füßen jetzt allenthalben in Tirol emporsteigt, Kraft und Stärke giebt. Es ist ein gut Teil geistiger Biegsamkeit und nicht verdorrender Lebensfrische hierzu nötig, um im greisen Alter noch so rege und teilnahmsvoll inmitten derer zu stehen, die in ihm mit Stolz eine Verkörperung des ganzen Fühlens und Denkens des an Frische und Ursprünglichkeit so reichen tirolischen Volks- und Geisteslebens erblicken. — Der Grund, warum Pichlers Dichtungen, und gerade in erster Linie seine „Geschichten", so innig mit Land und Volk verwachsen sind, liegt wohl hauptsächlich darin, daß der Dichter

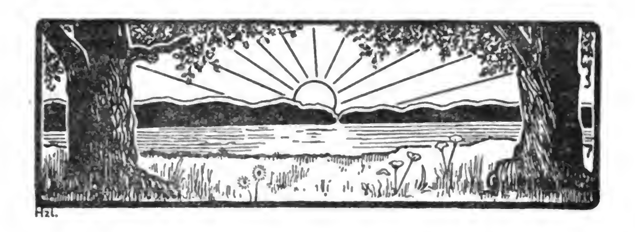
Zeit seines Lebens als ein richtiger, freudiger Sucher und Finder thalein und thalaus gewandert ist, und das Volk in seiner Arbeit, in seiner Liebe und in seinem Haß aufgesucht hat. Diese Erzählungen reichen oft weit zurück, bis in die Franzosenzeit, in deren Erinnerung ja Pichler aufgewachsen ist. Jede einzelne schließt sich um den festen Kern einer der poetischen Behandlung würdigen Begebenheit, und man könnte nur schwer die Grenze treffen, an der die Wahrheit aufhört und die Poesie beginnt. Jene Schönheit, die in jedem Flecke unserer gesegneten deutschen Erde ruht, breitet über diese Erzählungen ihren Schimmer — nicht der unnatürliche, bald verblassende Talmiglanz einer verschrobenen Schreibstubenpoesie, sondern die Schönheit, die man überall dort findet, wo man tief und mit künstlerischem Verständnisse in das Leben schaut, in das Glück und das Verderben. Schlichtes, wahres Empfinden liegt in Pichlers Erzählungen. Was hat auch so ein naturkräftiger, in seiner Poesie stark und trotzig gearteter Volksstamm, wie der der Tiroler, mit Mondscheinästhetik und Zuckerwasserlyrik zu thun! Wenn schon der Mondschein eine Rolle spielen muß, so scheint er in Tirol gewiß auf ein sehr realistisch gesinntes Menschenpärchen beim Fensterln. Und statt des Zuckerwassers ist uns der herbe, kalte Bergbachquell oder ein echter Enzian in einer Almhütte schon hundertmal lieber. Sentimentalität und falsche Gefühlsjodlerei wird man also bei Pichler lange suchen müssen. Er ist viel zu ehrlich und aufrichtig dazu und kennt seine Landsleute zu gut, um zu solch langweilig-süßen Surrogaten greifen zu müssen, sein Wort ist klar und offen, und die Menschen, von denen er erzählt, fast aus dem heißen Leben gegriffen, voll Art und Unart, wie er sie traf. Geradheit und Männlichkeit sind die moralischen Prinzipien seiner Poesie. — Als drittes reiht sich ihnen die tief in seinem Herzen wohnende Liebe zu Land und Leuten an. Sonst wäre es wohl auch nicht leicht möglich, daß er Gestalten schafft, deren Zeichnung bis in den letzten, feinsten, nur schwach noch kennzeichnenden Zug so voll des liebevollen Eifers für alles Heimatliche ist. Er ist dabei Poet und Kulturschilderer in einer Person, und man kann sich leicht das Bild vorstellen, sowie es Professor Fuß als Statuette geformt hat: wie er in früheren Jahren, als gelehrter Professor, unscheinbar mit Joppe und grauem Filz bekleidet, forschend, gleichzeitig nach der Poesie des Landes spürend, bis in das fernste Thal drang und mit dem letzten Bauernknecht oder dem armseligsten „Dörcher“ in ein und derselben qualmigen, niederen Stube saß. Aus dieser Zeit der Streifzüge und Wanderungen — „Kreuz und Quer“ ist das litterarische und kultur-

historische Denkmal für sie — kamen seine Originale, diese wunderschönen, in ihrer echten Menschlichkeit oft ergreifenden Charakterköpfe, denen wir in seinen Erzählungen begegnen. So der alte „Rabinger“ in der Erzählung „In der grünen Pertisan“ (Letzte Alpenrosen, 1. Band), ein Tiroler, der noch die Freiheitskämpfe mitgemacht und der die geschändete Ehre seiner armen Tochter an ihrem Verführer, einem wälschen Offizierlein, furchtbar rächt: Aug' gegen Aug', Zahn gegen Zahn! Oder — im selben Band — der „Erich Auflahn“, der „Riesensohn“, dieses Prachtexemplar eines unverbildeten, gescheiten Menschen, der den Sennern und Bauern die „Odyssee“ in einer ihnen mundgerecht gemachten Weise vorliest, so daß sie gespannt aufhorchen und immer wieder die Geschichte von dem „Sauhirten mit dem g'spaßigen Namen“ verlangen, und der dann zuletzt zum Neid und Ärger vieler Innsbrucker Fräulein ein rotwangiges, starkes, wunderliebes Dirndl aus dem Oberinnthale als sein Weib heimführt und mit ihm in der allerglücklichsten Ehe lebt. An Ereignissen und stürmischen Schicksalen überreich sind die Erzählungen, die in den Jahren der Tiroler Freiheitskämpfe spielen, wie die „Franzosenbraut“, „Der Flüchtling“, „Der Einsiedler“, — letztere, vielleicht hundert schmale Seiten umfassend, ist ein Meisterstück seiner Poesien. Auf blutrotem Hintergrunde spielt sich da ein herzinniges Idyll ab in dem natürlichen Frohsinn, der ja den Tirolern auch in den sturmbewegtesten Tagen nicht fremd ist. In all diesen Geschichten steht der Erzähler vor uns, der Poet, der seine Einfälle uns in der Form darbringt, wie sie ihm gerade in den Sinnen entsteht. Mit ästhetischem Vergnügen folgen wir ihm, wie sich in seiner Art ein Ereignis aus Großvaters und Großmutters Zeit zu einem klaren, vom Dufte der Vergangenheit erfüllten Bilde wandelt, so daß wir staunend längst entschwundene Kulturzeiten langsam vor uns wieder aufsteigen sehen; oder er führt uns mit feiner, kluger Hand in diese kleinen, altertümlichen Städtchen des Unterinnthales, die Straßen voll der Erinnerungen an viel Liebes und viel Schreckliches, dann wieder in die weiten, alten Häuser mit den dicken, breiten Mauern und den hohen, hallenden Räumen; die Luft darin ist voll der Wunderdinge, die einst darin geschehen; dann plötzlich wieder hinauf, hinweg von den Straßen und Städten, hinauf in die grüne, einsame Welt der Berge, in die entlegenen Almhütten und auf die blühenden Bergwiesen, über die die wilden Schroffen und Zacken ragen, dort, wo die heilige Ruhe herrscht, die Menschen aber ebenso erfüllt sind von Lust und Leidenschaften und Schmerzen.

Das ist Pichler, der Erzähler, und über den hätte ich bald den Verfasser der Hymnen vergessen, jenes Bandes, in dem seine Gedichte die Höhe klassischer Formvollendung erreichen. Er ist ein Meister des Rhythmus ebenso wie des Stiles, der in seiner ruhigen, abgerundeten Schönheit vereinzelt dasteht unter den Erzeugnissen der heutigen Vielschreiber. Kampfesfreudig und von scharfer Satyre sind seine Zeitgedichte, von welchen manche ihre Entstehung in den letzten Tagen haben. Er ist ja unermüdlich und unermüdet und er steht wie ein Herold, ein Bannerträger vor dem jungtirolischen Geschlechte. Seine ganze Vergangenheit drängt ihn zu dieser Stellung. In dem Jahre 1848 war er Hauptmann der Studentenlegion — die schwarz-rot-goldene Fahne, die er damals schwenkte, flatterte auch dem Fackelzuge voran, den man ihm in der ersten Juliwoche veranstaltete. Aber nur kurze Zeit beteiligte er sich wirklich am politischen Leben. Seine ideale Gesinnung war in Gefahr, von ihm herniedergezogen zu werden. So beschränkte er sich auf seine Wissenschaft und seine Dichtung. Hie und da trat er wieder auf — wenn es galt, Mut zu bezeugen und ein Vorbild zu sein. So war er vor vier Jahren der einzige der Innsbrucker Universitätsprofessoren, der es wagte, seine Unterschrift der Bismarck-Adresse beizusetzen.

Nun steht er vor uns, ein Greis und ein Junger. Sein ganzes Fühlen gehört der neuen Zeit, und die Jugend hängt mit Begeisterung an ihm — sie empfindet, was er ihr ist. Und sie weiß, was er als Tiroler ist, und daß er als solcher nicht nur in den engeren Grenzen seines Heimatlandes gewürdigt werden soll — er gehört ja dem ganzen Deutschland, vor allem unserer herrlichen deutschen Ostmark, die ihn nie vergessen wird. Aus einem Lande wie es Tirol ist, mußte ein großer Dichter hervorgehen, der auch in der modernen Litteratur seine hohe Stellung behalten kann. Daß es gerade Adolf Pichler geworden ist, dessen können wir um so mehr froh sein, da es seinem Geiste gegönnt ist, eine so große Spanne an Zeit und Kultur zu umfassen — — vom Anfange des Jahrhunderts bis zu dessen Ende —, wie es wohl lange keinem mehr beschert sein wird.




Hzl.

Aus den Bekenntnissen einer Frau.

Von Anna Bernau.

(Minden i. W.)

Liebe Einzige —

Gelt, du hast viel gedacht und gesonnen über meine merkwürdige Ehe?

Und sinnst noch immer darüber?

Im Grunde deines Herzens begreifst du, — ich habe das deutlich gefühlt in den freundlichen Tagen deines Hierseins. Du begreifst uns beide und unser Gemeinschaftsleben und die Sonne und den Ernst unseres Glückes.

Aber du wunderst dich über dich selbst, wunderst dich, daß du begreifen mußt, wunderst dich, daß du dich freuen mußt, statt zu beklagen und zu trösten.

Daß du überraschend viel Helle und Freudigkeit siehst in Verhältnissen, die anderswo Mißklang und Gereiztheit ohne Ende bringen würden.

Ja, manchmal wundere auch ich selbst mich über uns, — wenn ich sehe, wie die anderen es machen.

Aber wenn ich mir dann wieder vorstelle, wie einfach die Frage sich für uns löst, dann sind nicht wir, sondern wiederum die anderen und das unendliche Elend ihrer Selbstquälerei mir unbegreiflich. Ach, warum nur muß die Menschheit in Anschauungen groß werden, die ihr immer wieder neue Qual erstehen lassen!? —

Mein leichtsinniger Gatte . . . . .

Wenn er so vor mir steht, schwankend zwischen Zaghaftigkeit und sieghaftem Lebensgefühl, Bitte und Dank zugleich in den warmen, hellen Kinderaugen — seine Erlebnisse beichtend . . . . nein, Beichte soll es ja nicht genannt werden, nur ja nicht! Beichte und Absolution, die Begriffe fehlen bei uns, — — in solchen Augenblicken bin ich nur der

Freund für den Freund, der Kamerad für den Genossen in Freud und Leid. Nicht in Selbstüberwindung und Resignation, — nein, es ist mir natürlich so. Zu wem auch sollte er kommen mit seinen Schmerzen, mit all' seiner Thorheit und Tollheit, — wenn nicht zu mir?

Manchmal lache ich ihn aus, wenn er einmal wieder gar zu närrisch seinem Lebensgefühl Ausdruck gegeben hat. Und er lacht mit, und strahlt über sein „Idealweib" . . . .

Aber oft giebt's auch eine Gardinenpredigt, eindringlich ernste Worte und Vorstellungen; und ich frage ihn, ob er wisse, was er thut, wenn er, naiv und ohne Besinnen und ohne zu fragen: „was wird werden?" so manch eine an seine wechselfrohe Person fesselt.

Dann sieht er's ein.

„Ja, du hast recht. — Ganz gewiß, du hast recht. — Aber auch ich habe recht. Du mit deinem lieben, warmen, besinnenden Gefühl, das den anderen schonen möchte, wo es nur immer möglich. — Aber habe ich denn Unrecht in meiner unbändigen Lebenslust und dem raschen, stürmenden Empfinden, das den Augenblick beherrscht, und vom Augenblick beherrscht wird? Sag mir, lieb Kind, — kann ich's denn anders machen, so wie ich nun einmal bin?" —

Dann erscheint er mir — verdamme mich nicht! — wie der verwöhnte, schmeichelnde Bub', dem man nichts abschlagen kann, und dessen Rechte ans Leben schwer zu bestreiten sind.

„Aber ich will versuchen, verständiger zu werden," meint er dann schließlich. „Denn — ja — du hast ja recht, natürlich!" —

Das sind die schönsten Stunden unseres Gemeinschaftslebens. Sie ketten aneinander, inniger, als die frühlingswonnigsten des ersten Liebeszaubers!

In jenen Stunden sagt er's mir in neuer Leidenschaft, thränenden Auges, wie lieb er mich habe . . . . Und ich würde es fühlen und wissen, auch ohne Worte.

So hat das, was andere voneinander entfernt, weil es unausgesprochen bleibt, oder in Ärger und Zorn behandelt wird, uns einander nur noch näher gebracht. —

Ich bin auch wohl gefragt worden, wie es mir möglich sei, seine weitgehende Bewegungsfreiheit zu entschuldigen. Zu entschuldigen — sagen wir: zu erklären. Ja, das Eigentümliche, dem er unterliegt, kenne ich in geringerem Maße auch von mir. Eine Anregung ganz eigener, reizvoller Art erhalten unsere geistigen Kräfte, unser Temperament gerade von neuen, von frisch an uns herantretenden Elementen.

Unsere altvertrauten Lieben stehen uns häufig näher, wir haben sie lieber, — aber jenes Eigentümliche, reizvoll Belebende bringen uns nur die Neuen. Manch einer wird es nicht verstehen, ihm fehlt der Nerv für diesen Reiz. Aber ich begreif's.

Ja, und nun? Soll ich's ihm vorenthalten und damit die Innigkeit unseres Zusammenlebens zerstören? Ihn härter auffassen und dadurch mir entfremden? Oder mich ganz von ihm abwenden, mich ihm nehmen, sein Liebstes und ihn in der Dunkelheit lassen? Ihr Weisesten der Weisen, was sind eure Ehen mit der Lüge und Verstecktheit, neben unserer Gemeinschaft und ihrer Fülle von Liebe und Vertrauen? — Und ich dulde es nicht, wenn er auf eine Stufe gestellt wird mit den Kreaturen, die in Staub und Sumpf ihren Lebensgenuß finden!

Und wenn ich gestehe, daß ich nicht fähig bin, gegen die Frauen, denen er näher getreten, eine Regung des Unmuts zu empfinden, — wird dein feinsinniges Begreifen auch hier mir folgen? In einzelnen dunklen Stunden wohl ein Wehgefühl, eine Regung der Angst .... Aber Haß? Etwas hassen, das ihm einmal, auch nur vorübergehend, nahe getreten ist? Es wäre mir, wie wenn ich durch solche Unmutsempfindungen den besten Teil meines Besitzes preisgeben würde, ein Stück von ihm selbst ... Mein erstes Gefühl führt mich zu jenen anderen hin — ich möchte sie lieb haben und freue mich, wenn sie so sind, daß ich es kann. Und wenn das nicht, so bringt wenigstens ein Mitempfinden mich ihnen näher. Manchmal freilich, ja, dann geht es nicht ohne Verachtung. Aber das ist selten. . . . . .

Sieh, da hast du das Geheimnis meines Glückes ... Inmitten seines ungestümen, immerfort gährenden Empfindungslebens ein fester, haltender Mittelpunkt, ein ruhiges Leuchten und Wärmen — sein Bestes und Höchstes, sein Weib ....

Ich grüße dich, du liebes, verstehendes Menschenkind! Und ich freue mich, daß ich dich habe, und dir so schreiben konnte, wie heute.

Deine Eva.





Spinngewebe von Jiri Karásek.

(Prag.)

Die Melancholie der Nacht.

Ein stiller Regen fällt in die Trauer der schwarzen Nacht . . .

Stille Trauer fällt in die menschliche Seele. Stille Bangigkeit, matte Musik, die Wonne der müden, übersättigten Seelen, die Schwester der traurigen, verlassenen Dichter.

Ein stiller Regen fällt in die Trauer der schwarzen Nacht.

Stille Trauer fällt in die menschliche Seele. — Im Halbdunkel des Zimmers ein Leben kraftlosen Duftes, ein Zittern auf den mit verblichenen Rosen gezierten Gobelins, ein Flattern auf dem alten Möbel, dessen Verzierungen geschwärzt, und das vom Geruche schwerer Seide und scharfem Moschusduft getränkt ist, ein Zittern auf dem alten Klavier, mit den alten, bangen Accorden und der Trauer längst vergangener Jahre . . . . . .

Ein stiller Regen fällt in die Trauer der schwarzen Nacht.

Stille Trauer fällt in die menschliche Seele. — — —

Willst du, Freund, so öffne ich das Klavier, greife die alten Tasten, spiele die vergessene Melodie und singe das Lied, das niemand mehr singt.

Oder ich nehme einen alten Band Gedichte, in rosiger, verschlissener Decke, und öffne die vergilbten Blätter — — Dann lese ich die Gedichte aus dem vorigen Jahrhundert, die Werke eines längst verschollenen Dichters — —.

Ein stiller Regen fällt in die Trauer der schwarzen Nacht.

Stille Trauer fällt in die menschliche Seele —

Aus dem Tschechischen von Alfred Guth (Prag).





Der neue Gott.*)

Von Gustav Landauer.
(Friedrichshagen.)

Wer hätte das gedacht, daß Ossian, der alte, liebe, lyrische, trockene, zerflossene Ossian, einmal das Katheder bestiegen und den Studenten und alten Herren vom Ende des 19. Jahrhunderts eine Vorlesung hielte „Zur Kritik der Kantischen Philosophie“?

Das ist jetzt Ereignis geworden. In Julius Harts Buch ist Ossian über die Erkenntnistheorie gekommen. Ich habe Hart sehr lieb, aber ich wäre ein schlechter Freund, wenn ich mich dadurch abhalten ließe zu bekennen, daß ich dieses Buch gar nicht liebe, daß es eines von denen ist, die ich nicht ertragen und nur mit der größten Anstrengung lesen kann. Ich ertrage es so wenig wie die Deklamationen Wotans über die „Welt als Wille und Vorstellung“, so wenig wie die koketten Himmeleien Emersons und seiner Jünger. Die Lyrik wird im Gefühlsleben geboren, und das Gefühl hat die Stimme für unser Sicheres, für unsern Besitz, für unser Selbstverständliches. Wo es sich um das Fragwürdigste, um das Problematischste handelt, um das Allerungewisseste, um das, wo wir angestrengt sinnen und unsere Gedanken konzentrieren müssen, da macht uns ein Jacob Böhme, wenn er durch mehr als die schöne Sprache auf uns wirken will, ungeduldig, nervös, und wenn es immer so weiter geht mit Verstiegenheiten und trunkener Sprache, schließlich zornig, da verlangen wir mit einem: Nüchternheit.

Nun wird freilich Hart — ach, wie kam der Mann, der nur allzu viel Weichheit, gar zu wenig Konsistenz bot, zu diesem Namen! — antworten: für ihn sei eben all das, wovon er jubelt und braust, nichts Zweifelhaftes, sondern die allersicherste Gewißheit. Da kann ich aber eben nicht mit. Ich wende mich ja gar nicht gegen die Ergebnisse, die Hart verkündet, sie liegen ja so sehr in der Luft, sie liegen mir ja fast alle so sehr nahe, sondern gegen die Art, wie er sie vorbringt und auch manchmal, wie er sie findet. Denn die Sophistik liegt nicht gar zu weit ab von der Mystik, die Rabulistik wohnt manchmal in einem Haus mit dem Dithyrambus. Der trockene Optimismus, wie ihn Hart

*) Julius Hart, Zukunftsland. Erster Band: Der neue Gott. Verlegt bei E. Diederichs, Florenz und Leipzig. 1899.

predigt, wäre mir recht und willkommen, wenn er ein Optimismus wäre trotz und neben dem Pessimismus; eine Selbstgewißheit und Weltanerkennung ließe ich mir gern gefallen, wenn sie getränkt wäre von Skeptizismus. Denn so großes Gewicht Hart mit einer Art kindlichem Vergnügen darauf legt, daß jetzt ein neues Jahrhundert anheben soll, nur als Skeptiker werden auch die Kulturmenschen des 20. Jahrhunderts das Leben ertragen. Der neue Gott, der heraufkommen will — ich, du, wir alle — ist nur ein Gott, weil er ein Skeptiker ist. Gott hat es nicht nötig, gläubig zu sein; es schadet sogar seiner Göttlichkeit nichts, wenn er ab und zu gottlos ist.

Dieses Heraufkommen des höchsten Glückes aus den allertiefsten Leiden, diese Wonnefülle als Kind der kritischsten Zweifelsucht, das ist es, was Friedrich Nietzsche zu einer so prächtigen, so erquicklichen, so liebenswerten Erscheinung macht. Dieser Nietzsche hat ein sehr boshaftes Wort gesprochen, das er auf den Nebelschwulst und die Zerdrücktheit der Schumannschen Manfredmusik gemünzt hat, das aber leider auch auf Harts Buch paßt: „Ein gefährlicher, unter Deutschen doppelt gefährlicher Hang zur stillen Lyrik und Trunkenboldigkeit des Gefühls."

Gegen Nietzsche richtet sich ein ganzer Abschnitt des Buches, und auch sonst kommt Hart immer wieder mit heftigen Worten auf ihn zurück. Diese Seiten haben mich sehr unangenehm berührt, denn solche blind tappende Ungerechtigkeit paßt ebensowenig zur Weltanschauung Harts, der Allumfassung und der Alldurchdringung, wie der naive Chauvinismus, der manchmal durchbricht. Die Rache für diese Art, wie Julius Hart einem großen und feinen Geist begegnet, hat ihn schnell ereilt: in einem der philiströsesten und gedankenlosten Bücher, dem sogenannten Anti-Zarathustra des geschwätzigen Dr. Otto Henne am Rhyn, wird das Buch des „trefflichen Hart" gleich im Vorwort mit Auszeichnung genannt.

Wenn man sich auf Hart verlassen wollte, hätte Nietzsche nie etwas anderes gethan, als die Borgias und Napoleons verherrlicht; Hart spricht dabei aber mit der größten Verachtung über Nietzsche als Gesamterscheinung. Das ist nicht nur ungerecht, es ist auch unklug; denn es finden sich die besten Gedanken Harts in anmutiger Schärfe und erfreulicher Klarheit schon bei Nietzsche.

Beispiele: Ein wesentlicher Bestandteil von Harts Weltanschauung ist die Idee, daß das Ich nichts Einheitliches, daß das Individuum aus vielen Individuen zusammengesetzt ist. Wer weiß nicht, daß Nietzsche an mehr als einer Stelle und gerade in dem Buch, gegen das Hart be-

sonders wütet, in „Jenseits von Gut und Böse“ von der „Seele als Subjekts-Vielheit, als Gesellschaftsbau der Triebe und Affekte“ spricht?

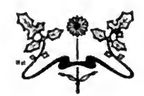
Zum bei weitem Besten in Harts Buch gehört seine Kritik des „letzten Gottes“, der Ursache und Wirkung; dieser ganze letzte Abschnitt ist außerordentlich lesenswert, weil eben lesbar. Aber auch diese Kritik hat Nietzsche, der Romane dem Germanen Hart mit größter Deutlichkeit vorweggenommen. Er sagt (Jens. v. G. u. B.): „Warum glaube ich an Ursache und Wirkung? Was giebt mir das Recht, von einem Ich und gar von einem Ich als Ursache . . . zu reden?“ Und ferner: „Man soll nicht ‚Ursache‘ und ‚Wirkung‘ fehlerhaft verdinglichen; . . . man soll sich der ‚Ursache‘, der ‚Wirkung‘ eben nur als reiner Begriffe bedienen, das heißt als konventioneller Fiktionen zum Zweck der Bezeichnung der Verständigung, nicht der Erklärung.“ Und endlich noch in der „Fröhlichen Wissenschaft“: „Ursache und Wirkung: eine solche Zweiheit giebt er wahrscheinlich nie, — in Wahrheit steht ein Kontinuum vor uns, von dem wir ein paar Stücke isolieren; so wie wir eine Bewegung immer nur als isolierte Punkte wahrnehmen, also eigentlich nicht sehen, sondern erschließen. . . . Ein Intellekt, der Ursache und Wirkung als Kontinuum, nicht nach unserer Art als willkürliches Zerteilt- und Zerstücktsein, sähe, der den Fluß des Geschehens sähe, — würde den Begriff Ursache und Wirkung verwerfen und alle Bedingtheit leugnen.“

Die Kenner von Harts Buch werden sehen: in diesen schlichten Worten steckt nicht nur Harts Kritik, sondern auch seine Position: das Kontinuum, das πανταρεῖ.

Ich könnte vieles und gerade aus Nietzsches spätesten Schriften, vor allem der Götzendämmerung anführen, um die Beweise zu häufen, um zu zeigen, daß auch Harts Kritik der Sprache und der letzten Abstraktionen, daß auch seine Behauptung der Realität der Erscheinung von Nietzsche sehr vorzüglich, ganz in seinem Sinne, behandelt worden ist. Aber wozu das hier? Brauche ich doch nur auf das herrliche Ja- und Amenlied aus dem Zarathustra zu verweisen; was liegt in der Schönheit dieses Hymnus anders, als das große Lied von den ewigen Verwandlungen, das Hart uns künden will? Auch Nietzsche konnte unbedingt sein, wo er sich nämlich, und mit Recht, vom Gefühl fortreißen ließ; aber er kam dann wieder zu sich selbst und zur lächelndes Skepsis. Ich muß gestehen, daß ich seine fröhliche Wissenschaft der verzückten Wissenschaft Harts bedeutend vorziehe.

Das tiefe Problem, um das es sich in Harts Buch in erster Linie

handelt, ist von dem herrlichen Friedrich Theodor Vischer in die Worte gefaßt worden: „Könnte man Element werden und zugleich wissen, was Element ist!“ Gar vieles Treffliche, weniger um dieses Problem zu lösen, als um dasselbe herumzukommen — ich sage das nicht als Vorwurf, Hart hat ganz recht: so werden die schlimmsten Probleme alle gelöst oder vielmehr zerhauen — findet sich im „Neuen Gott“. Aber es wird ertränkt von dem Schwall der Worte und des Taumels. Daß sich auch viele ursprüngliche, echte lyrische Schönheiten einstellen, brauche ich kaum erst zu sagen. Aber die Mischung des Ganzen, der Ton, auf den das Buch gestimmt ist, macht es mir sehr schwer genießbar. Vielleicht sagt mir einer: was uns Hart zu sagen hat, und er hat viel zu sagen, kann er nun einmal nicht in anderer Form aus sich herausbringen; laß uns dankbar sein! — Ich glaube das aber nicht; der letzte Abschnitt in seiner Knappheit, seiner Abgeklärtheit und Besonnenheit zeigt, daß er wohl könnte, wenn er nur erst einsähe, daß es not thut. Ich wollte, er sähe es ein, und darum habe ich rückhaltlos meinen Eindruck ausgesprochen.



Gedichte von Helene Lapidoth-Swarth.

Hätt' ich dich gefunden ...

Hätt' ich dich gefunden,
Ich hinge mich an dein Kleid,
Ich spräch' dir von meinen Wunden,
Von meiner Sünde und von meinem Leid.

Hätt' ich dich gefunden,
Ich ließe dich nie mehr los,
Ich wär' dir so fest verbunden,
Wie ein Kind seiner Mutter Schoß.

Hätt' ich dich gefunden,
Ich hört' deine Stimme von fern,
Ich bäte dich: „Laß mich gesunden,
Nimm mich mit zu dem Abendstern!“

Weltschmerz.

Dich rief ich, hehre Macht
Verrauschter Heldenzeit,
Die mir den Mut entfacht,
Zu tragen all dies Leid!

Euch, die ihr Mann bei Mann
Ausharrtet unerschlafft,
Euch fleht' ich bittend an:
Gebt mir zu tragen Kraft!

Doch da ich all das Leid
Der ganzen Welt ertrug,
Fühlt' ich zum letzten Streit
Mich doch nicht stark genug.

Gefällt von fremdem Speer,
Ertränkt im eignen Blut,
Liegt ohne Schild und Wehr
Mein stolzer Übermut;

Er wendet still gen Ost
Sein traurig Angesicht:
„Bringst du mir keinen Trost,
Du junges Morgenlicht?"

Webender Lenz.

In sein himmelblaues Zelt
Hat der Frühling den Webstuhl gestellt.
Was wird wohl gewebt da und Helles ersonnen?
Frau Sonne hat selbst die Seide gesponnen,
Ihr Söhnchen half spinnen, der Tau im Feld.

Im blauen Mantel mit goldenem Saum
Sitzt der lichte Lenz und webt seinen Traum.
Und die knospende Linde im Garten
Will auf der Vögelein Lieder warten —
Ach, wie treu liebt ein knospender Baum!

Was schafft er am Webstuhl mit fleißiger Hand?
Ein blaues Gewebe, ein wallendes Band;
Er deckt damit manchen Totenschrein,
Er schlingt meine lachenden Träume hinein
Und webt meiner Trauer ein würdig' Gewand.

Sie.

Als sie segnend in mein Leben trat,
Weiße Lilien hielten ihre Hände,
Und sie sprengte meine Kerkerwände
Und mein Blick sah neuen, lichten Pfad.

Als sie leise in mein Zimmer trat,
Mit der Unschuldsblume Himmelszweigen,
Bin ich demutvoll, in heil'gem Schweigen,
Mit erhob'nen Händen ihr genaht.

Als sie gütig in mein Leben trat —
Reines Feuer in der Seele brannte,
Für die frommen Pilger nied'rer Lande
War dies kleine Herz die heil'ge Stadt.

Sie, die alles Böse mir verbannt
Durch ihr Aug' aus meinem Heiligtume,
Füg' es, daß ich rein wie jene Blume,
Die sie trug, eingeh' in beff'res Land . . .

Hoffnung.

Von jenen Zinnen, hoch wie mein Verlangen,
Schaut Schwester Hoffnung, mir zum Trost geschenkt.
In Lebensketten liegt mein Herz gefangen,
Nach jenem Schlüssel seufzend, der sie sprengt.

Die Hoffnung harrt. Wie gold'ner Fahnen Zeichen
Ihr helles Haar im Wind der Freiheit glänzt.
Grün ihr Gewand, und von smaragdengleichen,
Berggrünen Knospen ihre Stirn umkränzt.

Ach, Schwester Hoffnung, siehst du sie nicht reiten,
Mich zu befreien, jene stolzen Drei?
„Die Bäume winken, — weiße Wolken breiten
Sich auf den Wegen — lachend blaut der Mai . . ."

Ach, Schwester Hoffnung, siehst du nicht die Pferde
In wildem Lauf, zu lösen meinen Schmerz?
„Ein weißer Staub . . . wie lichter Träume Herde . . .
Schon blitzt ein Stahl . . . Geduld, du ängstlich' Herz!"

Ach, Schwester Hoffnung, siehst du sie nicht eilen?
„Ich sah drei Helme spiegeln in der Glut,
Und weiße Rosse, die die Wolken teilen,
Ich sah drei Retter: Glaube, Treue, Mut!"

Lenzblau.

O gieb gefüllt mit Himmelsblau
Den Becher meiner Qual —
Der Himmelsvater letzt mit Tau
Die kleinste Blum' im Thal.

Der Winter hat mich arm gemacht,
Schloß mich in Mauern ein;
Er hat mir Thränen und Tod gebracht
Und hoffnungslose Pein.

Es lag vor meiner Kerkerthür
Eine tote, sumpfige Welt —
O gieb den vollen Becher mir,
Und sieh', mein Kerker fällt.

Im Lenzblau schwelgt mein junger Mut,
Die Englein schlingen den Reih'n —
Ich fasse die Säulen mit Simsons Mut
Und reiße die Mauern ein.

Gieb mir, mein Lieb, von Lenzblau voll
Den Becher; schenk mir ein!
Das Wunder, das mich retten soll,
Kann nur die Liebe sein!

Berlin. Aus dem Holländischen von E. Otten.





Ein Brief.

(Den politischen Bauern-Arrestanten zum Weihnachtsabend.)

Aus dem Kleinrussischen von Wassil Stefanyk.

In der Stube war es so hell, daß die Großmutter Hryzycha jeden Finger Iwankos sehen konnte, den er in die Wand drückte.

Die Sonne senkte sich mit ihren Strahlen zuerst über den Wald herab, der auf der Anhöhe vor der Hütte lag. Auf seinen Zweigen ließ sie alle ihre glänzenden Edelsteine zurück, während der Wald seinen Schein auf die Scheiben der Hütte warf.

„Hör' doch nur, Iwan! Mach', daß ich Dich nicht mehr auf der Bank erblicke! Da sieh' nur her, was Du mit dem Reif gemacht hast. Lauf' doch auf dem Boden umher.“

Iwanko lief von der Schwelle zum Tisch, einen Faden mit einer Spule nach sich ziehend, und sagte zur Großmutter: „Na, na, ich thu's nicht mehr.“

Am Ofen neben der Großmutter saß die kleine Marijka, mit einem geflochtenen Zöpfchen, das wie ein Mäuseschwänzchen aussah.

„Mein Gott, mein Gott! wie schwer wird es doch dem Volke zu leben, aber wenn die Feiertage kommen, so freut es sich doch“ — dachte bei sich die Großmutter.

Ein Gesicht voller Runzeln, mit blauen Lippen, die Hände hager — das Haar grau — so sah die Großmutter aus.

„Großmutter, Onkel Wassili kommt zu uns, mit dem Nikolaj, mit dem, der in die Schule geht.“

„Geh' weg vom Boden, komm' her zur Großmutter an den Ofen.“

In die Stube trat Wassili mit dem Schüler herein.

Vorbemerkung der Redaktion: Keiner der kleinrussischen Schriftsteller der Gegenwart kennt den kleinrussischen Bauern so wie Wassil Stefanyk. Er ist ein echter Bauernpoet, und etwas „Kleinrussischeres“, als der Geist und die Helden in diesen winzigen Arbeiten, ist unter seinen Zeitgenossen kaum zu finden. Der Verfasser ist der Sohn eines sehr reichen kleinrussischen Bauern, ein junger Arzt, der fast immer unter seinen Leuten weilt, sie bis ins Herz kennt und versteht, studiert und liebt. Eine kleine Sammlung seiner Novellen erschien im Jahre 1897, und bald soll eine zweite größere in Czernowitz erscheinen. „Ein Brief“ ist aus der ersten Sammlung.

„Feiert Ihr Weihnachten am Ofen, Mutter? Ich wünsche Euch Glück, Gesundheit, und daß Ihr noch lange unter uns weilt," wünschte Wassili und küßte der Großmutter die Hand.

„Ach mein Sohn . . . wo sind mir auch Weihnachten im Sinn! Ich hab' schon so viel Wermut verschluckt, daß mir auch der Weizen bitter schmeckt," sprach die Großmutter, und in ihren Augen erschienen Thränen.

„Ich kam, um ein Schreiben von Fedor vorzulesen, welches gestern mit der Post gekommen ist. Semenofs wird es vorlesen.

„Was schreibt er denn, ist er gesund, oder kränkelt er?"

„Ich weiß nicht; ich habe den Brief noch nicht gelesen, aber gleich werden wir es hören."

Wassili zog den Brief aus dem breiten Ledergürtel hervor, reichte ihn dem Schüler, und dieser begann zu lesen:

„Mein lieber Bruder Wassili und Ihr meine Mutter!

Ich sende Euch meine Empfehlung zu Weihnachten und wünsche Euch Glück zu den Feiertagen. Ich möchte Euch vom Kerker aus ein Weihnachtslied singen, fürchte aber, daß es durch den Wind im Walde verloren gehe, und er es Euch nicht an die Fenster bringt."

Die alte Hryzycha brach in Thränen aus, und Wassili schüttelte mit dem Kopfe.

„. . . Wenn die Arrestanten hier ein Weihnachtslied anstimmen, so gehen die feuchten Mauern auseinander, und der Rost fällt vom Gitter herunter. Wenn sie ihre Stimmen zum Liede: ‚Es trauern Berg und Thal, weil Korn und Weizen mißraten', erheben — so horchen selbst die Wächter auf. Und in der Nacht da erinnere ich mich nur fortwährend an allerlei. Wie ich noch als Knabe Weihnachtslieder singen ging, wie Ihr, Mutter, für mich beim Vater batet, daß er mich gehen lasse, und wie wir als erwachsene Burschen mit den Geigern Weihnachtslieder singen gingen. Wir blieben oftmals wie Eichen unter den Fenstern stehen. Wir sangen — und die Geige weinte unter uns. Wir sangen noch lauter, und die Geige weinte immer gleich fort, und niemals vermochten wir sie zu überstimmen. So höre ich es gleichsam jetzt, wie diese Geige geweint hat . . .

„O, mein Sohn, mein Sohn . . . wie hast du doch die Kinder zu Waisen gemacht," flüsterte die Großmutter.

. . . Aber manchmal, da wird mir zwischen diesen Mauern so schrecklich zu Mute, daß ich mich zu einem anderen Arrestanten setzen muß — sonst müßte ich sterben. Wenn ich an die Nastja denke und

daß sie vor Kummer gestorben, und meine Kinder gänzlich zu Waisen gemacht hat — so springt mir die Brust entzwei! Durch das Gitter sieht man, wie ein großer Stern die kleinen hinter sich herführt, dann pfeife ich so vor mich hin: Schau, das ist die Nastja, und gleich hinter ihr das ist Marijka, und das da der Iwanko, und da der Wassilsko . . .

„Ach, du mein Kind, nimm' dir den Gram nicht so zu Herzen," rief die Großmutter laut, als spräche es Fedor eben selber und schriebe es nicht.

. . . . Und dann sehe ich das Begräbnis Nastjas. Da geht Ihr, da gehen die Kinder hinter dem Sarge, geht eine Menge von Menschen und der Pfarrer ganz voran. Mit den Fahnen weht der Wind und fragt:

‚Und wo ist der Mann dieses Weibes?'

Ich sage hundert, und nicht einmal dem Winde durch das Gitter:

‚In Stanislau, im Kerker! . . .'

„Ach, eingemauert haben sie dich in Knechtschaft, Kind," seufzte die Großmutter.

. . . Ich dachte die Lüge auszurotten, da rissen sie mich samt der Wurzel heraus und töteten mein Weib, während sie unsere Kinder, gleich den Ästen von uns abhackten, damit sie verdorren. Möchtet Ihr doch . . . Du Bruder Wassili und Ihr, meine Mutter, für meine Kinder sorgen. Damit ihnen der Kopf am Samstag gewaschen und am Sonntag ein weißes Hemd gegeben werde, damit sie nicht schmutzig umhergehen, und Ungeziefer sie nicht quäle. Möchtet Ihr doch Mutter auf das Kleinste, die Marijka, Obacht geben, damit es das Hemd nicht mit Speichel beschmutzt, und daß es nicht weine, denn der Speichel frißt sich in die Brust hinein. Ihr wißt es; wenn die Waise weint, so weinen die Engel . . .

„Ich kämme deine Kinder jeden Samstag, und auch die Hemden wasche ich ihnen jede Woche, und meine alten Thränen fließen mit dem Wasser," redete die Großmutter im Flüstertone.

. . . Und Du Bruder, Wassili, sorge für meine Knaben. Lasse sie nicht in Säcken im Regen herumgehen, sondern nähe ihnen Serdatschke.*) Bringe ihnen Vernunft bei, lasse sie nicht unter fremde Zäune gehen. Denn ich werde wahrscheinlich von hier schon nicht mehr herauskommen und werde keine Zeit haben, sie zu belehren. Mache sie zu Wirten und trage ihnen auf, ihren Vater und ihre

*) Mäntel aus dickem, grobem Schafwolltuch.

Mutter nicht zu vergessen. Denn ihr Vater war kein Lump . . . und hielt nur an seinem Recht . . .

„Ach mein Bruder! Deine Knaben werde ich unter fremde Zäune nicht gehen lassen, sondern werde sie wie meine eigenen belehren . . .“ sprach nun auch Wassili.

. . . Und unsere Wiese unter dem Walde bebauet mit Weizen, denn es ist eine gute Wiese und unlängst gedüngert. Und thut so, daß meinen Kindern kein Unrecht geschehe. Schreibet mir über alles und was zu Hause geschieht.

Ich empfehle mich Dir schön, Bruder Wassili, und Euch, meine Mutter, und meinen Kindern. Fedor.“

Die Großmutter weinte bitterlich, und Iwanko weinte mit.

„Da hast Du einen Kreuzer; weine nicht. Schau — hörst Du's, was Dein Vater sagt? Daß Du der Großmutter folgst und nicht ausgelassen bist —“ sprach Wassili zum Iwanko und gab ihm einen Kreuzer.



Londoner Kunstbrief.

(Theater in England; ein Bühnenattentat; Kunstsinn im Kerker.)

In dem dramaturgischen Vortrag eines Wiener Schriftstellers wurde einmal auf die beiden Extreme hingewiesen, zu denen die Entwicklung der Schauspielkunst in Frankreich und England geführt hat. In Frankreich ist der Dichter der unbeschränkte Souverän, der dem Schauspieler die Auffassung seines Stückes in den Mund legen und auf Grund einer Art historischen Rechtes verlangen darf, daß der Schauspieler seine verschiedenen persönlichen Anschauungen, insoweit sie nicht die Approbation des Dichters erhalten haben, bescheiden in den Hintergrund drängt. Einige glänzende Ausnahmen können auch hier nur die Regel bestätigen. In England ist das anders. Da verlangt man vom Dichter eigentlich nichts mehr als die „outlines“, die Umrisse eines Stückes; er ist der gutmütig geduldete Techniker der Bühne, der nichts zu thun hat, als den Hintergrund zu malen, von dem sich die Leistung des Schauspielers wirksam abheben soll. Der Schauspieler ist gleichzeitig die produktive und die reproduktive Gewalt auf der Bühne. Diese seltsame Stellung hat auch gewissermaßen etwas Erbgesessenes. Man braucht nur an den Vandalismus zu denken, mit dem die Shakespearestücke in den englischen „Haupt- und Staatsaktionen“ für ein hoch zu verehrendes, aber wenig kunstsinniges Publikum zurechtgestutzt wurden. Begreiflich ist es unter sothanen Umständen, daß in England vornehmlich jene Bühnenformen zu Hause sind, die dem Schauspieler eine möglichst große Bewegungsfreiheit gestatten; die Burleske, das Vaudeville, die Komödie, die Farce. Dafür giebt es in London zahllose Heimstätten, die ihren Manager aus-

gezeichnet nähren. Da kann der kaustische Momentwitz der Engländer, die mit ihrem angeborenen Sinn fürs Praktische jeder Situation sofort ihre dramatisch verwertbaren Seiten herauszulocken wissen, wahre Triumphe feiern. Für Bühnen dieser Art giebt es infolge ihrer starken Anziehungskraft auch im Sommer meistens keinen Stillstand. Da wird wacker „durchgespielt", und der auch in seinem Humor konservative Engländer belacht mit unendlichem Vergnügen und einer durch hundertmalige Wiederholungen durchaus nicht abzuschwächenden Heiterkeit jeden Tag von neuem die gelungenen Späße seiner Bühnenlieblinge.

Aus der sklavischen Abhängigkeit vom Schauspieler ist aber auch die Minderwertigkeit der Stücke zu erklären, die ernster genommen werden wollen. Denn auch sie sind von vornherein mit einem gewissen resignierten Aufgehen in dem Willen des selbstherrlichen Schauspielers angelegt. Da wird im „Lyceum Theater" ein Schauerdrama „Robespierre" aufgeführt, das mit längst veralteten Mitteln arbeitet und in höchst geschmackloser Weise auf die Nerven der Engländer, denen man übrigens ziemlich viel zutrauen darf, spekuliert. Das ist die Rückseite. Und die Vorderseite? Henry Irving spielt die Titelrolle, der große Irving, der „einzige" Irving. Damit ist alles gesagt. Das Stück ist einfach nur Staffage. Es soll dem genialen Darsteller Gelegenheit bieten, eine explosive Leidenschaft zu entfalten, über deren Tieftöne er wie kein Zweiter verfügt. Henry Irving wird sich übrigens schon in kurzer Zeit vom Londoner Publikum verabschieden. Er geht für 9 Monate in das materiell bessere Jenseits — des Atlantischen Ozeans. Die Londoner werden ihn schwer missen.

Daß es noch naive Theaterbesucher giebt, wurde unlängst im Broadway-Theater in Deptford in einer Weise demonstriert, die für die Beteiligten leicht verhängnisvoll hätte werden können. Während der Aufführung des sensationellen Dramas „Wenn London schläft" wurde auf den Darsteller des im Mittelpunkt der Handlung stehenden Bösewichts, der mit raffinierter Bosheit Verbrechen auf Verbrechen häuft, von einem ob solcher Schlechtigkeit empörten Galeriebesucher ein scharfes Messer geschleudert. Es traf ungerechterweise den an den Vorgängen auf der Bühne gänzlich unschuldigen Kapellmeister des Theaterorchesters, der eine leichte Verletzung am Hinterkopf davontrug. Das ominöse Messer wurde feierlich dem Theatermuseum einverleibt.

Die Bewohner Großbritanniens lieben es eben, sich weder durch Rücksichten auf den Ort, an dem sie sich befinden, noch durch starken Autoritätsglauben an ihrer freien Meinungsäußerung behindern zu lassen. Da erhielt unlängst Lord Balfour, der schottische Staatssekretär und Oberaufseher der Gefängnisse, von einem biedern Schotten, der wegen einer unliebenswürdigen Charaktereigenschaft zu 14 Monaten Gefängnis verurteilt worden war, einen ganz merkwürdigen Brief. Der Briefschreiber beklagte es als eine schmachvolle Nachlässigkeit des Staates, daß in der Gefängnisbibliothek nur die Litteratur älterer Gattung vertreten sei. Das Herz eines jeden echten Schotten müsse sich bei dem Gedanken empören, daß nicht einmal die herrlichen Gedichte Burns' in der Bibliothek zu haben wären. — Lord Balfour ordnete sofort an, daß seinem kunstsinnigen Landsmann ein Exemplar von Burns' Schriften ausgefolgt werde.

Hans J. Schönfeld.



Lyrik.

Maximilian Bern, Aus einem Leben. Gedichte. Fremdländische Sinnsprüche. Romanfragmente. Berlin, Concordia. Deutsche Verlags-Anstalt. 8°. 112 S.

Ein Mann von fünfzig Jahren, ein Leben reichster Erlebnisse voll, hin- und hergeworfen zwischen den Klippen der Leiden und Freuden — was ist sein lyrisches Bekenntnis? Ein schmales Bändchen, dessen Inhalt kaum hundert Gedichte faßt. Das läßt nicht auf einen üppig springenden lyrischen Quell schließen. Aber vielleicht hat hier ein höchstes kritisches Verständnis uns den feinsten Extrakt seines Könnens gegeben. Bern ist ein Lyrikkenner von ungewöhnlichem Verständnis; er weiß die Schönheiten eines Poems bis in die letzte Falte hinein herauszuholen, zu würdigen und sie neidlos zu genießen. Aber sein Band eigner Gedichte beweist, daß er viel mehr nicht kann. Die erste Hälfte des Buches ist ein Gemisch von trivialen Durchschnittsgedichten, die hier und da durch eine hübsche Pointe erfreuen (S. 8. Warum.), aber nicht in einer Zeile, nicht in einem Wort den Atem des originalschaffenden Talents auswehen. Man kann sicher sein, daß bei ihm Haupt- und Schmuckwort die banale Ehe schließen, wie bei tausend „Dichtern" vor ihm. Die Sprache dichtet mühelos für ihn. Z. B. S. 9. Der Schimmer des goldenen Haars, die schlanke Huldgestalt, der Stimme milder Klang, Nachtigallengesang, das lebensmüde Herz, die Blässe deiner Wangen, namenloses Weh u. s. f. Nicht der leiseste Versuch, das Erlebnis aus dem Staub der alltäglichen „poetischen" Worte in die Sphäre eigenen Erlebens und Sagens zu ziehen!

Die Sammlung Sprüche verdient keine Beachtung. Es ist fremdes Gut, nur in Reime gelegt und oft in so schlechte, daß man den Kopf schüttelt. Was aber dem Bändchen zweifellos Wert verleiht, ist der dritte Teil des Buches: Romanfragmente. Hier kämpft und leidet ein Männerherz, und der Schmerz macht nunmehr diesen Mann zum echten Dichter. Hier sind Verse, aus denen der „Sturmesatem der Poesie" wirklich den Leser in seinen Bann zwingt. Nicht als ob hier auch ein überraschender, blitzartig einschlagender Vers stände, aber es liegt ein so echter Schimmer tiefsten Erduldens über diesen schlichten Strophen, daß man den Dilettanten des ersten Teils völlig vergißt. So verdient das Buch gewiß Beachtung, wenn es auch unserer Lyrik nichts hinzufügt und auch in seinem besten Teil nur schöner Nachhall ist.

Ludwig Jacobowski.

Epos.

Hainot. Die Liebe zweier Weltkinder. Von Gustav Adolf Müller. Leipzig, Walther Fiedler. 133 S.

Willy Meier. Ein Zeitspiegel von Hermann Krieger. Hamburg-St. Georg, Gottfried Beith. 192 S.

Zweifellos versucht der Dichter des „Pfeifer von Dusenbach" und der „Nachtigall von Sesenheim" mit seinem Epos aus der alten Scheffel-Romantik des Säkkinger Trompeters einen herzhaften Schritt ins Neue zu thun. Was ihm die Annäherung an die ernstere und tiefere Kunstweise der Moderne erschwert, ist

seine fabelhafte Routine in der Reimerei. Das poetische Handwerk romantischen Epigonenstils scheint ihm nahezu zur anderen Natur geworden zu sein. Daher nach schönen Anläufen immer die bösen Rückfälle in die wortreiche Sentimentalität, in die süßliche Selbstbemitleidung und Selbstbewunderung. Selbstzucht ist die erste Pflicht des Künstlers. Vielleicht gelingt es dem Hainot-Sänger, sich noch einmal ordentlich in die Hand zu bekommen und dann ein Wörtlein mit sich zu sprechen, das sich hören lassen kann, das er aber nicht gleich zu drucken braucht.

Hermann Krieger weiß uns in den ersten Gesängen „Milieu“ und „Ehen im Himmel“ mächtig zu fesseln. Geist, Frische, Kühnheit, nichts mangelt ihm, unser Interesse in hohem Maße zu erregen. Wer glaubt nicht das Stärkste und Entscheidendste nach der entzückenden Exposition in der Unterredung im Himmel von seinem Epos erwarten zu können! Und siehe da, von Gesang zu Gesang geht es abwärts. Der Dichter selbst scheint den Hauptfaden verloren, die Durchführung des Themas vergessen zu haben. Er kommt uns mit allerlei bunten Schnurrpfeifereien und verzettelt eine Unsumme von Geist in nichtigen Buschiaden. Der Schluß ist geradezu läppisch. Eine große Begabung ohne künstlerische Zucht. M. G. Conrad.

Romane und Novellen.

Es lebe die Kunst! Roman von Clara Viebig. Berlin, W. F. Fontane & Co. 1899.

Wenn ich die Prosabücher, speziell die Romane, die ich seit einem Jahre gelesen habe, Revue passieren lasse, dann bleibt meine schönste Erinnerung an dreien haften, an: Franz Servaes „Gährungen“, Ludwig Jacobowskis „Loki“ und nun noch an oben genanntem, ausgezeichnetem Buch. Mit den ersten beiden habe ich mich schon auseinandergesetzt, mit dem letzten will ich es jetzt thun.

Wie schon der Titel erkennen läßt, haben wir es mit einem Künstlerroman zu thun. Elisabeth Reinharz, eine junge Dichterin, fällt einer Dame in die Hände, die gern „Talente entdeckt“, wird in deren Salon eingeführt, auf alle mögliche Weise protegiert und ist auf dem besten Wege, zu Ruhm und Ansehen zu gelangen. Aber bald lernt sie den faulen Kern dieser interessanten Gesellschaft erkennen, ihre gesunde Provinzlernatur bäumt sich dagegen auf, und zugleich erwacht in ihr die Sehnsucht des Weibes nach dem Glück der Liebe, nach einer Heimat am eigenen Herd. Sie heiratet einen tüchtigen Mann, einen Buchhalter, den sie wohl achtet, dem sie vertraut, den sie aber nicht liebt. Ihre Liebe gehört der Kunst. Durch diese Heirat mit einer für die Gesellschaft obskuren Persönlichkeit hat sie zugleich mit dieser gebrochen. Man zieht sich von ihr zurück und überläßt sie kühl ihrem Schicksal, dem furchtbaren Schicksal des Schriftstellers, der ohne Konnexionen sich durchsetzen will. Die Dichterin nimmt den Kampf auf. Fieberhaft arbeitet sie. Um ihr Stück auf die Bühne zu bringen, demütigt sie sich tief, sehr tief, der Durst nach Erfolg hetzt sie, wie ein Bluthund das Wild. Aber die Klique ist mächtiger als sie; ihr Stück, elend zusammengestrichen und jammervoll inszeniert, fällt durch. Sie ist verzweifelt. Dazu kommt noch, daß, während sie mit ihrem Manne der Premiere beiwohnte, ihr Kind durch einen Sturz aus dem Bettchen schwer erkrankt. Zur Verzweiflung gesellt sich noch der Vorwurf, eine schlechte Mutter zu sein. Irre geworden an ihrem Dichterberuf, licht- und menschenscheu ist sie dem geistigen Tode nahe. Da bringt sie ihr Mann in die Heimat zurück. Und dort im Frieden des Dorfes, in Feld und Wald findet sie nicht nur ihr Gleich-

gewicht wieder, sondern auch die Liebe zu ihrem Manne und ihrer Kunst, die ihr aber nicht mehr Erfolg, sondern Befreiung und Erlösung bedeutet.

Dies der fesselnde Inhalt.

Was alles aber ist sonst noch in diese Geschichte hineingetragen! Wir lesen darin nicht nur die Geschichte einer Künstlerin, sondern auch die einer Frau und des Einflusses der Kunst auf ihre psychologische Entwicklung. Vor allem erfreut uns auch die darin niedergelegte künstlerische Konfession, der Glaube an die befreiende Macht der Kunst, an die Kunst als Blüte dieses Lebens, welcher der banausischen und frivolen Kunstauffassung und -schätzung der Klique gegenübergestellt ist. Dann lesen wir die ganze widerliche Geschichte: „Wie's gemacht wird." Wir lernen sie alle kennen: die Herren Kollegen, die Kritiker, die Schauspieler, die Verleger, die Litteraturfreunde und all das Volk, das nur vorhanden zu sein scheint, um der Welt zu beweisen, daß die Kunst auch nur ein Geschäft ist und oftmals sogar ein recht schmutziges Geschäft. Ein leidenschaftlicher Puls durchbebt das ganze Buch, eine echte Begeisterung für die Kunst, ein bitterer Hohn, eine furchtbare Satire, ein rücksichtsloser Wahrheitsdrang. Haben wir schon in den früheren Büchern Clara Viebigs ihre scharfe Beobachtung, ihre schlagende Charakteristik, ihre satte Stimmungskunst bewundern gelernt, so müssen wir jetzt von diesen Eigenschaften mit außerordentlicher Hochachtung sprechen. Da ist nicht eine einzige Figur, der man nicht schon in der Wirklichkeit begegnet wäre, oder doch hätte begegnen können. Aus den Salons, aus den eleganten Studier- und Arbeitszimmern der Modegötzen, der ärmlichen Stuben der Bohemiens und aus den Hütten des Dorfes hat sie sie zusammengeholt und uns in greifbarer Lebendigkeit vor die Augen hingestellt. Ich gehe gewiß nicht fehl, wenn ich die Überzeugung ausspreche, daß die Dichterin in diesem Roman viel Selbsterlebtes nicht hineingeheimnist, sondern klar und deutlich erkennbar hineingelegt hat, daß er für sie also auch eine Befreiung und Erlösung bedeutet. Und das verleiht ihm zu seinem eminenten Kunstwert noch den Reiz eines Lebensbuches.

Karl Bienenstein.

O. J. Bierbaum: Das schöne Mädchen von Pao. Berlin, Schuster & Loeffler. 1899.

Aus der Zeit orientalistischer Studien hat sich Bierbaum die Erinnerung an eine „wilde Geschichte" bewahrt: die Liebe des Kaisers Yu zur schönen Pao-Szé, verfaßt von dem Baccalaureo der schönen Künste Bi-bao-mo, zu Deutsch „Herr Karfunkelstein, der Stilkünstler".

Wie — wollte Bierbaum einmal seiner Phantasie die Zügel schießen lassen, vielleicht beweisen, daß er doch über den Stilpekreis hinauskönne? Oder brauchte er eine Tarnkappe für Gedanken und Worte, die man sonst nicht sagen darf? Die Maske des Satirikers nimmt er oft vor, aber auch nicht mehr als die Maske. Daß er bei Gelegenheit auch hie und da einen scharfen Geißelhieb austeilt, gehört mit dazu — und zum Humor; es ist vielleicht der ganze Humor des Buches —, eine leise Bedeutung, ein verstecktes Schielen und Hindeuten, zu thun, als wär's ihm zum Weinen beim Lachen, um dann erst recht, recht herzlich über den Leser lachen zu können.

Aber das hat ein anderer schon besser gekonnt, in derselben Art, und dieser andere steht einem recht zudringlich die ganze Zeit vor Augen und macht, daß man sich nicht recht freuen kann. Dieser „andere" ist P. Scheerbart. Einzelne Kapitel, wie „Die roten Drachen", „Das Seidenreißen", „Die unglaublichen Künste des Herrn A-ga" sind ganz Scheerbart, nur, daß bei Scheerbart

solche Sagen aus einem unerschöpflichen Borne von Phantasie quellen, während Bierbaum sie machen will.

Auch, daß die Sache zum Schluß so aus dem Leim geht, weil es ja doch einmal aus sein muß, ist ganz Scheerbart.

Im Grunde kommt Bierbaum doch nicht über den Stilpe hinaus, will es auch nicht. Da wandelt er selbst um seine Freunde herum und ihre Namen nehmen sich auf „chinesisch" ganz gut aus, aber den Schaden hat er doch davon, daß die frische Natürlichkeit in den Theaterkostümen verloren geht. Das macht das Ganze gequält, zur tragikomischen Form des Stilpe, der die Schlinge um den Hals mit freundlichem Grinsen, unter dem Applaus des Publikums, stirbt.

Ja, solch ein tragikomisches Gefühl hatte ich beim Tode der schönen Pao, — dem schönsten Teil des Buches, einem wunderbaren Wort-Farbenbilde. Und wir lieben sie doch, wir lieben sie, wie sie Kaiser Yu geliebt, der sie zu Tode gelangweilt und den sie dafür zu Grunde gerichtet, wie das Mädchen aus Langeweile manchmal thun, und wir sind Bierbaum vielleicht sogar böse darüber, daß wir dazu — lachen sollen.

Wilhelm von Polenz: Wald. Berlin, Fontane & Co. 1899.

Eines jener Bücher, bei denen man sich fragt: wozu hat es der Verfasser geschrieben? Ein innerer Drang, ein äußeres Bedürfnis oder eine neue Wahrheit, die zu sagen war? Der Wald — vielleicht das Geheimnis, jenes mystische Etwas, das uns in seinem Düster umfängt? Nein, eine primitive, interesselose Forsthausgeschichte, Gartenlaubenpoesie. Ob es wohl in Deutschland halb soviel Forsthäuser giebt, als besungen werden? Keine Psychologie; wo sie Polenz ein wenig in die Quere kommen könnte, d. h. wo man eigentlich den Anfang der Novelle erwartet, macht ein Schuß, — eines Wilddiebs natürlich — der Geschichte ein Ende.

Und der Wald? Der steht als Coulisse herum. Nein, durch lange Schilderungen giebt man keine Stimmungen, wie die Polenz möchte. Das Suggestive liegt in der Einfachheit der Linie; Waldesstimmung, Botanik und Forstwirtschaft haben miteinander nichts zu thun.

Den Menschen geht nicht besser wie dem Walde, kein „Erdgeruch", nicht einmal gewöhnliche Stadtmenschlein, hergebrachte Schablonen und Romanhelden der „guten, alten Zeit", der das Ganze angehört. Rud. Komadina.

Hugo Gerlach: Heirat auf Tausch. Berlin, F. Fontane & Co. 176 S.

Das ist wohl litterarisch die beste humoristische, spezifisch Berliner Erzählung, die uns der moderne Realismus bis jetzt gebracht hat. Das Wenige, was an dem Buche unmodern ist, also mehr an den alten Lokalpossen- und Schwankcharakter und dessen Weise erinnert, als sich mit dem echten Beobachtergeist und wahrhaftigen Künstlersinn des Realisten verträgt, wird durch die Vorzüge frischer, flotter Darstellung wettgemacht. Gerlach beherrscht seinen Ausschnitt Berliner Lebens mit urwüchsiger Gestaltungskraft. Er ist der geborene Lokaldichter. Seine reiche Begabung spielt mit dem Stoffe in entzückender Weise und veredelt ihn durch prächtigen Humor. Verglichen mit ähnlichen, vielberühmten Werken Wiener oder Münchener Lokallitteratur, steht die Gerlachsche Erzählung auf der strahlenden Höhe überlegenen Künstlertums. Man mag diese Dichtgattung beliebig einschätzen, Hugo Gerlach hat in ihr ein hervorragendes Werk geschaffen.

Anton Renk: Unter zwei Sonnen. Nocturno. München-Leipzig, August Schupp. 210 S.

Ich schneide mein Rezensionsexem-

plar auf, die Blätter fallen auseinander, das Buch geht aus dem Leim, ich habe einen Haufen Papier in der Hand. Wie lange dauert noch diese Unsitte deutscher Verleger, so schlecht broschierte Bücher in den Verkehr zu bringen? An dem Tage mochte ich in dem Renkschen Buche nicht mehr lesen. Ich schickte es zunächst zum Buchbinder. Nun hatte ich endlich ein handbares Buch, aber jetzt schuf mir der Autor neue Not. Anton Renk ist einer von den tiroler Modernen, die alle Talent und Schneid haben. In seinem Äußeren erscheint er wie ein verjüngter und verfeinerter Andreas Hofer. Der Passeier-Wirt als geistiger Scharfschütze und Kunstliebhaber und Versifex. Ist das Renks ganzer Habitus? Das Ärgerliche ist, daß man darüber nicht im Reinen ist, auch wenn man noch so aufmerksam das ganze Buch gelesen hat. „Unter zwei Sonnen", der wälschen und der deutschen, fabuliert uns der Dichter eine Reihe intimer Selbsterlebnisse und Seelenzustände vor. Viel Feines, viel Bedeutsames, manchmal mit eigenpersönlichstem Stempel geprägt (z. B. die ergreifenden Schulgeschichten). Aber — er fabuliert. Das heißt, man spürt keinen ganzen Ernst. Man hat nirgends den Eindruck, daß es dem Dichter auf mehr ankomme, als auf ein anmutiges, sentimentalisch angehauchtes Spiel mit poetischen Gegenständen und artistischen Motiven. Er weiß sich und uns nicht zum heiligen Ernst zu zwingen, den Leben und Kunst mehr als je vom modernen Manne fordern.

M. G. Conrad.

Essays.

Erich Urban, Präludien. Berlin, Carl Habel. — 141 S.

Den Namen trägt dieses Buch nach den sechs Rhapsodien, die seine ersten dreißig Seiten füllen. Es gilt, die rechte Freiheit zu bestimmen und zu predigen, das thut das dritte Präludium. Das erste will den Tod der schmutzigen bürgerlichen, das zweite den Tod der finsteren sozialistischen Freiheit. Das vierte ist ein Hymnus auf die Kunst, und während das fünfte den Schaffenden, Zukünftigen und seinen Ruhm preist, treibt das sechste die Absterbenden und Vergangenen zum Tempel hinaus.

Die Präludien haben den Wert geistvoller, aber auch widerspruchsvoller Einzelskizzen; ein System, eine kritische Methodik bilden sie nicht. Bettina Brentano hat die Geschichte einmal wegwerfend als Backobst bezeichnet. Urban geht noch weiter. Er leugnet mit größter Schroffheit die Notwendigkeit der Kunstgeschichte, die eine Geschichte von Gespenstern und Schatten sei. „Will ich wissen, wie der Mensch von heute ist, so frage ich den Menschen von heute .... aber ich frage nicht den Menschen von gestern," erklärte derselbe Urban, der drei Seiten später sagt: „Ein Künstler geht nie unter." Ein Künstler geht wirklich nie unter, sondern lebt in seinen Kindern, darum müssen wir aber die Deszendenztheorie auf die Geisteswelt übertragen. Das Höchste in der Kritik giebt der Impressionismus, doch muß er auf historischen Pfeilern ruhen, wenn er nicht von jedem Hauch wechselnder Stimmungen hin- und hergetrieben werden soll. Auch Urban ist Impressionist, was ich anfangs bezweifeln zu müssen glaubte, denn neben dem Preis der Individualität finden sich bei ihm auch Sätze, die einem starren Dogmatismus entsprungen zu sein scheinen. Jedenfalls ist Urbans Praxis, die sich in den gesammelten Essays erprobt, ziemlich unabhängig von seinem theoretischen Glaubensbekenntnis.

Urban zeigt sich da als feinen Anempfinder, der das Bild des Dichters zusammensetzt aus kleinen Steinchen, die

er seiner Dichtung abgewinnt. Nur selten bleibt er bei einer etwas dürftigen Prosaparaphrasierung des Poetischen stehen. Besonders gelungen sind die Aufsätze über Maria Janitschek und Anna Ritter, gut sind die Essays „Gerhart der Unfrohe“ und „Arno Holz und seine Schule“. Wenn er aber in der „Perlenschnur“ zwischen Hermann Conradi und Adolf Donath, zwischen Ludwig Jacobowski und Wilhelm Holzamer keinen Unterschied findet, so muß er das mit sich selbst abmachen. Zu bezweifeln ist, ob eine Rezension wie „Der dichtende Agrarier“, die es mit einem Produkt unter dem Durchschnitt zu thun hat, mehr als Tageswert beanspruchen darf. Anders ist es natürlich mit an sich unbedeutenden Dichtungen, die typisch und damit historisch wichtig sind. So hat Urban die schwachen Nachtreter von Arno Holz im „Regiment Sassenbach“ gut gekennzeichnet. Der Vollständigkeit halber seien endlich noch die Aufsätze „Thekla Lingen“ und „Das ist mein Wien“ genannt, in deren zweitem Paul Wertheimer und Karl von Levetzow beleuchtet werden. Mehrmalige Wiederholungen in verschiedenen Stücken wären durch eine sorgsame Redaktion wohl zu vermeiden gewesen.

Dr. Harry Maync.

Litteraturgeschichte.

Goethes Vater. Eine Studie von Felicie Ewarts. Mit einem Bildnis. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß. 1899.

Der alte Rat Goethe hat bisher in der Litteraturgeschichte in einem wenig günstigen Lichte gestanden. Selbst neuere Biographen seines Sohnes sehen in ihm vorwiegend einen alten Pedanten, dessen Einfluß mehr von Übel als von Nutzen gewesen sei, während sie den reichen Segen der gottbegnadeten Dichternatur fast ausschließlich der „herrlichen Mutter“ gutschreiben. Man sollte meinen, die Einseitigkeit einer solchen Beurteilung hätte für alle Kenner der kraftvollen, männlichen Persönlichkeit des Dichters von vornherein zweifelhaft sein müssen. Daß das nicht der Fall war, hatte verschiedene Ursachen, einmal die durchaus nicht objektive Auffassung und Darstellung des alten Rates, die sein Sohn selbst in „Dichtung und Wahrheit“ gegeben, und die durch die Kunst ihrer Form den späteren Historikern den Blick getrübt hat, und dann vor allem die eigene Art des Frauenkults, wie er sich schon seit alters in der Überschätzung des mütterlichen Erbes, so bei der Mutter Christi, geltend macht. In diesem Zusammenhange ist es in mehr als einer Beziehung interessant, daß gerade eine Frau kommen mußte, um dem Vater Goethe seinen Anteil am Sohne zu retten. Auf Wanderungen im Walde der Goethelitteratur ist ihr, zunächst fast unbewußt, allmählich ein Bild des Rates Goethe entstanden, das zu dem herkömmlichen nicht mehr passen wollte. Bald wurde ihr der Widerspruch klar, und nun trieb es sie, ihre gegensätzliche Auffassung an dem vorliegenden Thatsachenmaterial wissenschaftlich nachzuprüfen. Das Ergebnis ist das vorliegende Buch. Auch wenn uns Felicie Ewarts diese Entstehungsgeschichte ihrer Arbeit nicht im Vorworte selbst erzählte, könnte man sie schon aus der Form des Buches folgern. Der polemische Ursprung hat ihm den Stempel aufgedrückt und es wohl unbeabsichtigt jenen litterarischen „Rettungen“ angenähert, wie sie die ältere Philologie liebte. So kommt die Verfasserin zu keinem Gesamtbilde. Immer mehr auf die Abwehr als auf die eigene, ruhige, fruchtbringende Leistung bedacht, bleibt sie bei Einzelzügen haften und kann die Persönlichkeit als ganzes nicht packen. Mit Recht hat die Verfasserin die

bescheidene Bezeichnung Studie gewählt. Deswegen bleibt natürlich die inhaltliche Bedeutung des Buches unverändert. Wenn auch vielleicht noch etwas mehr Litteratur zum Belege hätte herangezogen werden können, so ist doch meines Erachtens die vertretene Auffassung des Rates Goethe sowohl historisch wie psychologisch durchaus richtig und der Goetheforschung zur Berücksichtigung notwendig.

Litteraturbilder fin de siècle, herausgegeben von Anton Breitner III. Bändchen. Leipzig-Reudnitz. Verlag von Robert Baum.

Der Titel dieses Unternehmens scheint mir nicht günstig gewählt. Schon rein sprachlich wird mancher daran Anstoß nehmen, noch mehr aber sachlich, denn hier ist er ganz unbegründet. Pflegen wir doch bei fin de siècle nicht lediglich an die zeitliche Spanne des letzten Jahrzehntes in unserem Jahrhundert zu denken, sondern mit diesem Worte zugleich die Vorstellung der eigenartigen Geistesbewegung, die dieses Jahrzehnt erfüllt hat, zu verbinden, wie erst kürzlich einmal Theobald Ziegler in seinen „geistigen und sozialen Strömungen“ in feinsinniger Weise dargelegt hat. Die Persönlichkeiten hingegen, die uns in diesen Litteraturbildern vorgeführt werden, gehören in der überwiegenden Mehrzahl einer älteren Generation an, fallen mit ihrem Wirken, teilweise sogar mit ihrem ganzen Leben in die früheren Jahrzehnte und haben an der neuen Geistesbewegung meist nur einen verschwindenden Anteil. Wenn ich darnach die Bezeichnung fin de siècle für den Inhalt des Buches ablehnen muß, so erscheint sie mir um so zutreffender für die Darstellungsform dieser Litteraturbilder, in dieser Beziehung allerdings vom Herausgeber kaum beabsichtigt. Alle drei Aufsätze des mir vorliegenden drittenBändchens sind mehr oder weniger in der für unsern Zeitungsstil so charakteristischen Form der enthusiastischen Schilderung geschrieben, die die kritisch-ästhetische Mühe beiseite läßt und einseitig schwarz oder weiß anstreicht. Am besten gelungen ist noch der Leitaufsatz, der erste und längste, in dem Karl Siegen ausführlich, in akademischem Periodenstil, von Martin Greifs Leben und Werken handelt. Es ist eine Gabe zu Martin Greifs sechzigstem Geburtstage, und jeder Billigurteilende wird trotz mancher Schwächen, besonders in der Auffassung des Dramatikers Greif, diese orientierende Arbeit über den noch viel zu wenig gekannten Dichter freudig begrüßen. Die beiden anderen Aufsätze indessen, „Richard Voß“ von Oskar Pach und „Das Weibliche im litterarischen Wien“ von Rabenlechner, sind Feuilletonware. Was Rabenlechner bringt, ist wenigstens eine ganz wertvolle Übersicht, teilweise auch mit Ansätzen zu einem tieferen Erfassen, aber in einem nachlässigen und an Österreicheleien reichen Stil. Karl Credner.

Kunstschriften.

Über Kunst der Neuzeit. 1. Heft: Im Kampfe um die Kunst. Beiträge zu architektonischen Zeitfragen von Fritz Schumacher. 144 S. — 2. Heft: Max Klinger als Künstler. Eine Studie von Dr. Berthold Haendcke. 64 S. — Straßburg, Heitz & Mündel.

Praeludien. Ein Essaybuch von Franz Servaes. Berlin, Schuster & Loeffler. 414 S.

Das Künstlerbuch. Band III: Franz Stuck von Franz Hermann Meißner. Berlin, Schuster & Loeffler. 117 S.

Die geschmackvoll ausgestattete Heftserie „Über Kunst der Neuzeit“ wird durch die zwölf Essays „Im Kampfe um die Kunst“, aus der Feder des Archi-

tekten **Fritz Schumacher**, glücklich eröffnet. Jedes Thema, mag es dem Spezialfach des Autors oder dem Kunstgewerbe oder der allgemeinen Kunstbetrachtung entnommen sein, wird mit durchdringendem Geiste in anmutender Form behandelt. Jede Erörterung weiß uns der Verfasser in ästhetischen Genuß zu verwandeln. Nirgends trockene Lehrhaftigkeit. Immer neue Gesichtspunkte und Schönheiten weiß Schumacher an seinem Gegenstande zu entdecken. Er besitzt in hohem Maße die Eigenschaft, seine lebhafte Freude an allem Schönen, sein feuriges Interesse an allen Fragwürdigkeiten der ästhetischen Entwicklung auf den Leser überströmen zu lassen, ihn innerlichst am Klarstellen des Problematischen zu beteiligen. Zum Bedeutendsten der wertvollen Schrift gehören die Ausführungen über John Ruskins Bedeutung in der modernen Kunstbewegung und die feine Erörterung des Dekorativen in Max Klingers Werken.

Recht gut mit Max Klinger meint es auch der Professor der Kunstgeschichte an der Universität Königsberg Dr. **Haendcke**, der das zweite Heft geschrieben hat. Leider in einem unglaublich bösen Schuldeutsch. Der Gelehrte ringt mit seinem schönen Stoff und richtet ihn in der übelsten Weise zu. Wenn der Satz le style c'est l'homme richtig ist — und warum sollte er für den Königsberger Kunstgelehrten nicht richtig und zutreffend sein? — so hat die Kraft der Schönheit an diesem Menschen, so weit er sich mit Kunst beschäftigt, noch ein großes Wunder zu vollbringen. Aber ich fürchte, es wird ihr nicht gelingen. Der Kunstgelehrte Prof. Dr. Haendcke offenbart in dieser Klinger-Schrift eingeborene, tief unkünstlerische Wesenszüge, die kaum kurabel sein dürften. Es ist einfach zum Verzweifeln, wenn man z. B. S. 54 lesen muß: „**Klinger hätte lieber einen Cyklus ‚Christus im Olymp' radieren sollen, als dies Kolossalbild malen.**" Dann wieder S. 55: „**Klinger hätte das Bild als Fresko malen sollen.**" Und auf der nämlichen Seite: „Klinger geht ersichtlich ferner jeder Überschneidung der Personen durcheinander aus dem Wege" — ein Satz, der schon als Kunstschreiber-Musterdeutsch Bauchgrimmen verursacht. Klinger hätte sollen! Der Genius wird hoffentlich den Wink verstehen und bei künftigen Konzeptionen erst beim Königsberger Professor anfragen, ob er radieren oder al fresco malen soll! Wenn dann der Herr Professor nur nicht seine zerstreute Stunde hat und dem Künstler Verkehrtes rät — denn auch das passiert unserm Kunstgelehrten: auf S. 61 schreibt er beharrlich Kleopatra und meint Kassandra! Immerhin, ich wiederhole das, der Mann meint's gut mit Klinger und am Schlusse stellt er ihm „trotz seiner Mängel" ein glänzendes Zeugnis aus und feiert den Meister gebührend als einen der „ganz Großen". Das beruhigt.

Übrigens — auch dem geborenen Kunstschreiber ist es nicht immer gegeben, im Umgange mit den „ganz Großen" und den anderen Größen sich in gemessener Weise zu benehmen. In seinem prächtig stilisierten, zuweilen übergeistreichen Klinger-Aufsatz (**Praeludien** S. 301—330) ergeht sich **Franz Servaes** in mancherlei waghalsigen Behauptungen. Er will bei dem genialen Meister „die Schwäche seines Wesens und seiner Kunst" darin gefunden haben, daß der „sächsische Grübler" dem sinnlich-naiven Künstler hemmend in den Weg tritt, daß er eine größere Hingabe an die Idee als an das Objekt besitzt — und dergleichen Haarspaltereien mehr. „Nur daß man nicht vergißt, wo Klinger, alles in allem, eben doch — sterblich ist!" ruft er S. 325 mit dem Pathos der Überlegenheit. Mein Gott, auch die

Sonne hat ihre Flecken für das unbewaffnete, unzulängliche Auge, und auch Kritiker sind sterblich — machen wir doch kein Geschrei davon! Diese krankhafte Sucht, Unvollkommenheiten und Schwächen an unsern besten Künstler-Exemplaren zu entdecken und verborgenen Makel aufzuspüren, verführt Servaes zu mancher Taktlosigkeit. Er hat sehr viel Verstand, Spitzfindigkeit, stupendes Allerweltswissen, aber wenig Gemüt und naive Herzlichkeit. In seiner Studie über den ihm befreundeten Dichter Paul Scheerbart vermag er mitten in seiner Bewunderung den eiskalt frechen Satz hinzuschreiben (S. 192): „Es ist, als ob dieser arme Schlucker, der manchmal hungrig an Häringsgräten knabbert, den reichen Leuten in Europa beweisen wollte u. s. w." Von einem Mann und Künstler wie Paul Scheerbart coram publico per „dieser arme Schlucker" zu reden, in einem Buche, das den repräsentativen Ingenien neuer vaterländischer Kunst gewidmet ist! Ist das nicht unverantwortliche Roheit von einem Kunstschreiber, der im Vorwort (S. 14) von seiner „Kritikerseele" aussagt, daß sie „in Künstlerseelen arbeitet", daß ihr „das feinste Material, das es giebt, gerade eben fein genug ist, sich darin zu bethätigen"? — Wollte mit diesem Bekenntnis Servaes bestätigen, daß er jenen Kunstschreibern zugezählt sein will, denen Künstler und Kunstwerke hauptsächlich dazu da sind, um sich selbst majestätisch in Szene zu setzen, um ihre eigene, im Grunde unschöpferische Persönlichkeit im Brillantfeuerwerk erstrahlen zu lassen auf Kosten der schöpferischen Geister? Nicht heilige Liebe zur Kunst, nicht brünstige Begeisterung für die hehren Wunder der Schönheit, nicht Ehrfurcht vor den tiefsten Offenbarungen des Menschengeistes hat sie zur Kunstschreiberei geführt, sondern das jammervolle Bedürfnis nach Befriedigung ihrer größenwahnsinnigen Eitelkeit. Servaes hat in einem halb blasierten, halb verzückten Vorwort sein Praeludien-Buch Hermann Bahr zugeeignet. —

Über Meißners Künstlerbuch Band III „Franz Stuck" ist wenig zu sagen. Es ist nicht bedeutend in seiner wortreichen, blühend aufgeputzten, feuilletonistischen Art, giebt aber im ganzen ein genügendes Bild von dem Wesen und Schaffen des Künstlers. Für den kunstliebenden Durchschnittsleser wäre es noch ein besseres Belehrungsmittel geworden, hätte der Verfasser in den Ein- und Überleitungen sich knapper zu fassen und weniger in kunsthistorischen Reminiszenzen und Anspielungen zu kramen vermocht. Für den tiefer in alte und neue Kunst Eingeweihten sind diese Dinge überflüssig, für den weniger Gebildeten ein unverständlicher Luxus. Die beigegebenen Bilder sind geschickt ausgewählt und bei dem billigen Preise des gut gedruckten Buches (3 M.) trefflich reproduziert. M. G. Conrad.

Paul Schultze-Naumburg, Häusliche Kunstpflege. Mit Buchschmuck von J. V. Cissarz. Leipzig, E. Diederichs. 8°. 142 S. M. 3,—.

Ein Laie wie ich, dessen großstädtisch verwüstetes Kunstvermögen sich erst nach und nach regulieren muß, lernt aus dem Buche des Herrn Schultze-Naumburg unendlich viel. Man fühlt sich einem feinen Kunstverstand gegenüber, der einen so prachtvollen Stil schreibt, daß man das köstliche Buch wie zur Unterhaltung herunterliest. Das Buch reiht sich jenen Bestrebungen an, die das Volk ästhetisch erziehen wollen, um es für die große Kunst reif zu machen. Und so plaudert dieser geist- und kenntnisreiche Mensch von den hundert Dingen, die einem täglich vor der Nase stehen oder liegen, und ehe man sich's versieht, beginnt man sehen zu lernen und seinen

Geschmack zu bilden. Kritisieren kann ich das Buch nicht, dazu bin ich zu sehr Lernender, Schüler, aber loben kann und will ich's. Was hiermit geschieht. Über alle Maßen. Ich kann's nicht lassen. Nicht ein klein wenig, sondern rasend! Man laufe und kaufe!

Jacobowski.

Arnold Böcklin, Zwei Aufsätze von Alfred Heinrich Schmid. Berlin, F. Fontane & Co. 1899.

Diese wenig umfangreiche Arbeit ist aus zwei Aufsätzen, zuerst im „Pan" erschienen, entstanden. Ein Hinweis auf Abstammung, Klimaeinflüsse 2c. 2c. ist als Grundlage gedacht, aus der der Mensch und Künstler Böcklin geworden. Mit feinen Gedanken verziert, wird der Lebenslauf des Künstlers vor uns aufgerollt. Mit feinem Verständnis für das Wahre in der Kunst wird Böcklins künstlerische Entwicklung vorgeführt, gezeigt, wie er mit dem Wechsel der Wohnorte im Laufe der Jahre wächst, woran er sich bildet, wie sich das Geschaute in ihm umbildet, in seinen Werken sich dokumentierend, vom grausigen, zum dionysischen bis zum apollinischen, abgeklärten Lebensgenuß, der als klarer Abendfriede aus den Meisterwerken strahlt, welchen Wandlungen die sich wandelnde Entwicklung von Form und Farbe entspricht. — Die Broschüre ist anspruchslos geschrieben, aber gerade darin liegt ihr Wert, daß sie nur mit Thatsachen überzeugt, hinter denen die Meinung des Autors zurücktritt. Mit großer, technischer Fachkenntnis ist die Entwicklung der Böcklin eigenen Malmittel erwähnt. — Ein kurzer Anhang über Böcklins Skizzen und die Reproduktion einiger solcher beschließt das lesenswerte Werkchen. Rud. Klein.

Neue Tonlyrik.

Hans Hermann, Fünf Lieder op. 9. (Magdeburg, Heinrichshofen.)

Eugen Hildach, Sieben Lieder und Balladen op. 22. (Magdeburg, Heinrichshofen.)

August Ludwig, „Gigerlette" und „Walzerlied". (Berlin-Lichterfelde, Selbstverlag.)

Wendelin Weisheimer, Lieder und Balladen von Goethe. (Schott.)

Ludwig Landshoff, Sechs Gedichte von Evers, Dehmel, Hartleben, op. 1. (2 Hefte.) (Berlin, Challier.)

Gustav Gutheil, Lieder und Gesänge. 1. Heft. (Schott.)

Karl Otto Krause, Fünf Lieder. (Berlin, Challier.)

Georg Hild, Drei Gesänge von Benzmann, Bierbaum, Bruno Wille. (Manuskript.)

Sämtliche für eine Singstimme und Klavier.

Mit Ausnahme der beiden Liedertafellyriker Hermann und Hildach geben sich alle Obenstehenden modern. Ich bin also nicht fehl am Ort, wenn ich als ästhetischen Prolog meiner kritischen Kapuzinade in weiten Umrissen hier die Charakterphysiognomie des modernen Liedes entwerfe. Sie ergiebt folgende Gesichtspunkte: das „neue Lied" stellt sich nicht mehr als eine nach den bekannten „ästhetischen Gesetzen" zu analysierende, feste musikalische Form dar, (wie die sattsam bekannte „Strophenform" oder „dreiteilige Form" aus der musikalischen Regeldetri-Periode), sondern es ist ein vom persönlichen Gefühl des Tonkünstlers als treues musikalisches Spiegelbild des wechselnden dichterischen Ausdrucks freigestaltetes Gebilde. Nicht mehr nach dem formalen Prinzip der rhythmisch-melodischen Phrase, sondern nach den Gesetzen des dramatisch-deklamatorischen Ausdrucks gestaltet. Das persönliche, d. i. das „primäre Gefühl" des schaffenden Musikers kann einzig nur aus der Idee des Gedichtes hervorgehen. Es wird mit einem musikalischen Ausdruck,

der das Charakteristische über dem Schönen nicht vergessen darf, den Stimmungsniederschlag in Tönen fixieren, den die wechselnden Phasen des Gedichts in der Seele des Komponisten erregen. Je intimer, je subjektiver empfunden diese Stimmungsphase, desto schwerer wird es für das „sekundäre Gefühl" des Hörers oder Sängers sein, die gleiche Stimmungsphase nachzuempfinden. Kein Zweifel: das Lied wird als lyrisches Kunstwerk am vollkommensten sein, in dem es dem Tondichter gelungen ist, das primäre Gefühl mit dem sekundären restlos in harmonischen Einklang zu bringen, — einigermaßen gleiche, intellektuelle und künstlerische Kultur bei Schöpfer, Interpret und Hörer vorausgesetzt —, in dem die Grundstimmung des Gedichtes unmittelbar dem Hörer suggeriert wird und so direkt plastisch gestaltend auf sein Vorstellungsvermögen wirkt. Alle Kunst ist im Grunde Suggestion.

Von den acht vorgenannten Liedersängern ist nicht einer diesem Ideal nahe gekommen. Am weitesten zurückgeblieben sind die weichlichen Wonnebrunzler Hermann und Hildach. Deswegen sind sie ja auch „populär" und ihre Waren sehr gangbar. In den „fünf Liedern" Hermanns drängt sich neben der unverkennbaren Sucht nach falscher Volkstümlichkeit unangenehm die Spekulation auf die larmoyanten Instinkte des mit sentimentaler Melodik so leicht zu befriedigenden Kunstpöbels aus dem Berliner Geheimratsviertel auf. Man vergleiche hierzu nur die unveränderte Aufwärmung jener zahnlosen, alten Phrase, die jeder anständige Tonsetzer sich hütet in den Mund zu nehmen, in Nr. 3: „Lied einer alten, frommen Magd", Zeile 2. Daneben die eitle Originalitätshascherei. Die alte, fromme Magd singt ihre Nachteulenweise in $^{5}/_{4}$ Takt: sicher kein alltäglicher Fall! Nun, schließlich singt jeder Mensch die Lieder, die er verdient. Und Hans Hermann, der einst „nach eitlen Fernen strebte", wird wohl wissen, warum er unter die lyrischen Fünfgroschenjungens gegangen ist.*)

Über Herrn Hildach noch lange Sprüche zu machen, werden mir die Leser der „Gesellschaft" wohl schenken. „Wenn schön ist, was gefällt", dann sind Eugen Hildachs Schmachtfetzen jedenfalls sehr schön.

Der Mann, der sich einst vermaß, Schuberts H-moll-Sinfonie mit einem „Philosophenscherzo" und „Schicksalsmarsch" zu „vollenden", ediert jetzt im Selbstverlag Kouplets im frechgraziösen Tingeltangelstil. Das kann man mit Conrad auch nur „hinaufgesunken" nennen! Falke und Bierbaum werden sich freuen, daß sie fürs Brettl reif geworden sind. Übrigens Schick und Schmiß sind diesen beiden musikalischen Saucen gar nicht abzusprechen. Und die oben und unten so entzückend dekolletierte Kleine mit dem kußlichen Mund auf dem knallroten Umschlagpapier: „Selbst ein Mönch, ich wette, sähe Gigerlette wohlgefällig an!"

Wendelin Weißheimer, der Zeitgenosse Richard Wagners, berühmt-berüchtigt durch sein vor kurzem erschienenes Memoiren- und Protestbuch: „Erinnerungen an Wagner, Liszt und andere Zeitgenossen", tritt im Niedergange seines langen Lebens noch als Goethe-Sänger auf den Plan und läßt bei Schott 16 Lieder und Balladen, darunter „Mignon", „Totentanz" und „Der Rattenfänger" erscheinen. Eine innere Notwendigkeit hierzu lag nicht vor, denn es ist durchaus akademische Musik mit einigem interessanten Aufputz aus der romantischen Wagner-Periode. Das Verstehen Wagners ging bei dem

*) Ich will nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß ich die Ansicht unseres Mauke über H. Hermann in keinem Punkte teile. L. J.

Mainzer Stadtkapellmeister Weißheimer bekanntlich nur bis Lohengrin und Tannhäuser. Vor der polyphonen Symbolik des Ring und Tristan schnappte es hülflos ab. Der Hauptfehler in den W.'schen Liedern ist einmal die schwülstige Hypertrophie des Klaviersatzes, dann die Unsangbarkeit der in gequälten Intervallschritten umherirrenden Singstimme. Wenn aber ein lyrischer oder dramatischer Komponist nach Wagner sich stumpf zeigt gegen die Gesetze der Assoziation von Wort und Weise, wenn er kein Gefühl für natürliche Sprachbehandlung zeigt, so ist das ein organischer Fehler, und der gute Rest kann uns nicht mehr entschädigen. Viel Temperament und dramatische Gestaltungskraft zeigt sich im Totentanz; gequält von der ersten bis zur letzten Note ist der gänzlich unkomponierbare „Fliegentod". Saure, späte Früchte am morschen Stamm, dem am grünen Holze einst die beiden Opern „Theodor Körner" und „Meister Martin und seine Gesellen" als reifste Früchte entsprossen. Aber auch diese wollten bekanntlich niemandem schmecken.

Viel Gemeinsames hat das jüngste, deutsche lyrische Trifolium Krause-Landshoff-Gutheil. Das Manierierte, die Überwindung der Melodie durch abgehackte, kurzatmige Motivsetzen, das Interessantseinwollen à tout prix, Individualität im Embryonalstadium: das ist ihnen allen gemeinsam. Der Talentvollste ist noch Krause, aber auch hier steht Triviales und Hoffnungsvolles, Familienstuben-Sentiments und weltfremde, geheimnisvolle Akkordik dicht nebeneinander.

Landshoff kennt noch nicht die Einfachheit und Ruhe in der Bewegung. Das völlige Außersichsein des schwülen Jugenddrangs! Diese alterierte Gespreiztheit der Harmonik, diese künstlich erzwungene Polyphonie geht dem Hörer schließlich sehr auf die Nerven. Mit Erfolg kopiert L. die Mystik Dehmels in ultravioletten Tönen. Heil ihm!

Sehr manieriert sind auch Gutheils lyrische Erstlinge. Die „Mondnacht" atmet zwar glutvolles Empfinden, aber der überpathethische Schluß: „Und der Liebste so nah", erreicht mit seiner popularisierten Tristan-Ekstase das Gegenteil von der Absicht des Schlußfolgerers.

Erfreuliches läßt sich über die Manuskript-Lieder Georg Hilds, eines gänzlich unbekannten, jungen Münchener Tonkünstlers, sagen. Echt lyrisches Empfinden und Leidenschaft des Ausdrucks, dazu ein seltener Sinn für weitgeschwungene Melodiebogen. Kein ewiges Furioso auf der heiklen Leiter der Chromatik, aber ein gesundes deutsches Moderato auf diatonischem Boden. Einfachheit des Gestaltens mit vernünftiger Sprachbehandlung gepaart zeigt sich in „St. Nikolaus" Bruno Willes, dessen widerspenstigen Text in geschlossener Form bewältigt zu haben, ich für einen besonderen Vorzug halte. Ein Meisterstück voll Jubel und dithyrambischen Schwungs ist Bierbaums: „Es ist ein Reihen geschlungen." Georg Hild verdiente weit mehr einen Verleger, wie seine sieben Brüder in Apoll. Wird er ihn finden? Wilhelm Mauke.

Vermischtes.

Dr. Adolph Kohut, der federfixeste Schmierant zwischen Nord- und Südpol, hat seinen eintausend „Werken" eine neue Kleisterarbeit hinzugefügt, betitelt: Bismarck als Mensch (Berlin, F. v. Schimmelpfennig). Lustig zu lesen insofern, als der Stoff anziehend ist. Selbständigen Wert besitzt eine Kohutsche Schrift nie. So ist eine weitere Kritik überflüssig. Es giebt eine Reihe von Schriftstellern, die alle Revuen mit ihren Trivialitäten überschwemmen und

Furcht und Schrecken verbreiten. Kohut gehört dazu. -r-.

Prof. Dr. Hölscher, Unsere Taufnamen. Eine Erklärung über deren Sinn und Bedeutung. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 8°. 44 S. M. 0,50.

Eine ganz vortreffliche kleine Schrift, die über die Bedeutung der Vornamen sehr gut orientiert, und gleichzeitig ein tüchtiger Beitrag zur Volkskunde. Die Eigennamen sind das älteste Zeugnis, das unsere Vorfahren hinterlassen haben, und in ihnen klingen uralte Ideale und Vorstellungen wieder, die nur der Wissende heraushört, obschon über 6—7000 untergegangen sind. Die Lektüre dieses Büchleins, das eine instruktive Einleitung ziert, ist höchst amüsant. -r-.

Festschrift zur Feier der Vollendung des Deutschen Hauses in Indianopolis am 15., 16. u. 18. Juni 1898. 4°.

Leser der „Gesellschaft" fern in Indianopolis haben mir die Festschrift übersandt, die zur Feier der Einweihung des Deutschen Hauses herausgegeben worden ist. Theodor Stampfel hat in einer interessanten Studie die fünfzigjährige Wirksamkeit deutschen Strebens in Indianopolis geschildert. Bei der Lektüre des Buches kommt man in seltsame Stimmung. Wie verschollene Laute klingt es übers Meer, und mit reicher Freude über das kräftige nationale Wirken und Fühlen dieser Deutschen in der Fremde legt man das Buch aus der Hand. Ich grüße über die See die werten Landsleute: „Deutschland hurra!" L. J.

Deutsche Litteratur im Auslande.

Th. de Wyzewa veröffentlicht im „Temps" eine eingehende Kritik über Gerhart Hauptmanns „Fuhrmann Henschel", die sich in folgenden Schlußbemerkungen zusammenfassen läßt: „Außer im ersten und letzten Akte bemerkte man kaum, daß Henschel die Hauptperson ist. Ich weiß, daß es in Wirklichkeit vielleicht seine Hauptperson ist; aber auch die Wirklichkeit des Stückes, das uns Herr Hauptmann erzählt, weist nichts Interessantes auf . . . Es ist ein einfaches „fait-divers" und zwar ein sehr mittelmäßiges. Es hätte nur interessant werden können, wenn der Verfasser es zu einer höheren Wirklichkeit erhoben hätte, indem er entweder mit tiefen Zügen die Gefühle der verschiedenen Persönlichkeiten markierte, oder indem er aus seinen Personen sozusagen Typen machte, an ihren Beispielen die Macht des Gewissens oder selbst des Aberglaubens hervorhob. . . . Herr Gerhart Hauptmann ist ein Opfer seiner Ästhetik. Obgleich sein „Fuhrmann Henschel" im ganzen genommen eines seiner am wenigsten gelungenen Stücke ist, kann man doch nicht leugnen, daß er trotz seiner bedauerlichen Ästhetik die wertvolle Gabe der Rührung und der Poesie besitzt. Gewisse Szenen des Stückes bleiben rührend trotz ihrer Banalität. . . Herr Gerhart Hauptmann ist ein Dichter, was sicher weder der zu gewandte Sudermann, noch seine anderen Rivalen Halbe oder Hirschfeld sind. Und um so mehr Schmerz empfindet man, diesen Dichter sozusagen steril aus Mangel an einer litterarischen Erziehung bleiben zu sehen, die ihn gelehrt hätte, daß die Poesie ihre besonderen Rechte hat, und daß die einzige wahre „Wirklichkeit" für sie nicht die ist, die sie kopiert, sondern die, die sie schafft."

Nietzsche-Studien enthält die „Revue Blanche" (1. Juli) von P. Finet und die „Revue des deux Mondes" (15. Juli) von T. de Wyzewa. Diese Zeitschrift veröffentlicht auch am 1. August einen Essay von E. Seillière über

Laura Marholm und die Reaktion gegen den Feminismus in Deutschland. Die „Revue Heldomamadaire“ (27. Mai) bringt aus der Feder E. Tissots eine Studie über „Karl Stauffer oder der neue Werther“ und am 8. Juli einen Essay von H. Lichtenberger über Nietzsche.

In der bulgarischen Zeitschrift „Misl“ befindet sich eine Übersetzung der Novelle „Satan lachte“ von Ludwig Jacobowski und eine zusammenfassende Studie über den Dichter, der eine „hervorragende Stelle im Kreise der Modernen“ einnehme. Auch die „Gesellschaft“ wird dort als „eine der interessanten deut schen Zeitschriften“ bezeichnet. Henri Albert lobt Jacobowskis Jugendroman „Werther der Jude“ (3. Aufl.) im „Mercure de France“ ungemein, um „Loki“ dafür als ganz aus seinem Gesichtspunkt liegend rund abzulehnen.

Österreichische Litteratur.

Erstes Jahrbuch der deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft. 1899. Verlag von Carl Graeser in Wien.

Die Herausgeber scheinen diesen Almanach als etwas rein Repräsentatives aufgefaßt zu haben, als so eine Art litterarisches Lebenszeichen. Die Mitarbeiter scheinen gleicher Meinung gewesen zu sein und haben deshalb fast nur Unbedeutendes, Kleinigkeiten beigesteuert. So kommt es, daß darin sehr viele schöne Namen prunken, aber verhältnismäßig wenig Gutes steht. Von Peter Rosegger, Emil Marriot, Adolf Pichler, J. C. Poestion, Hermann Rollet finden sich ein paar kleine Sachen ohne Wert. Auch der Rest taugt nicht allzuviel. Genannt sei hier ein Aufsatz von Wolfgang Madjera über das Thema: „Was ist modern?“ der sich vorwiegend in Gemeinplätzen bewegt. Hübsche Verse sind von K. M. Heidt und K. E. Klopfer da. Hans Grasberger (†) ist mit einer novellistischen Kleinigkeit „Der junge Architekt“ vertreten. Litterarisch wertvoll ist in dem ganzen Bande wohl nur die Studie „Eine Dichterin Alt-Wiens“ von Karl Schrattenthal, in der viel Interessantes über die Dichterin von Gabriele von Bacsányi-Baumberg (1766—1839) erzählt wird und fesselnde kulturhistorische Streiflichter fallen. — Ein nächstes Mal wird die aufstrebende Gesellschaft (die bereits mehr als 300 Mitglieder zählt) mehr auf den Wert, als auf den Autornamen der Beiträge zu sehen haben.

Max Garr.

Polnische Litteratur.

„Gaudeamus!“ Spielmannslieder“ von Rudolf Baumbach, Viktor Scheffel und Julius Wolf. In polnischer Übersetzung von Czeslaw Jankowski, Juljan Letowski, Wlad. Nawrocki, Andrzej Niemojewski und Wlodzimierz Zagórski. Warschau 1899.

Ein originelles, recht interessantes Büchlein. Es wird in ihm der Versuch gemacht, die fröhlichen Studentenlieder der genannten deutschen Dichter dem polnischen Publikum zugänglich zu machen. Ob aber diese harmlosen Kinder der Biermuse in der Fremde, wo doch die Gemütlichkeit eine andere ist, als die deutsche, eine freundliche Aufnahme finden werden? Mehr als Neugier erwecken? Ich möchte das stark bezweifeln und möchte fast die Mühe der Übersetzer bedauern. Denn die Übersetzungen sind wirklich gut. In entsprechender Form wird z. B. die traurige Geschichte von dem Hering, der eine Auster liebt, wiedererzählt, auch das Zaubereiland der Guanoinsel ersteht vor

unseren die Fernen des Weltmeeres durchdringenden Blicken, und schließlich darf das „mit Recht so beliebte“ rührsame Abschiedslied Jung-Werners nicht fehlen. Das Schicksal der anderen, vielleicht nur als Kuriosität Beachtung zu finden, dürfte jedoch einen der Beiträge nicht treffen, das ist die Übersetzung eines Baumbachschen Gedichtes von dem trefflichen, jungen Lyriker Andrzej Nimojewski. Es war mir eine Überraschung, dies Gedicht hier als eine Übersetzung bezeichnet zu sehen, denn als ich es in einem der vorjährigen Hefte der Krakauer „Zycie“ (Leben), dem litterarischen Sammelplatz der polnischen Jugend, las, hatte ich damals meine helle Freude an dem frühlingsfrischen, übermütigen Liede, aus dem echt polnische Bauernfröhlichkeit sprüht. Das Ganze ist, wie gesagt, als Kuriosität recht interessant.

Georg Adam.

Französische Litteratur.

Téodor de Wyzewa: Beethoven et Wagner. — George Pellissier: Etudes de litt. contemporaine. (Paris, Perrin.)

Wenn wir Wyzewa von früher von einer der deutschen Nation wenig günstigen Seite kennen, so mag ihm, dem Vollblutfranzosen, dies nachgesehen werden, findet er ja auch bei seinen Landsleuten nicht immer die beanspruchte Anerkennung. Er ist eben ein sonderbarer Kritiker; kein Freund der Wissenschaft, erwartet er von der freien Ausübung des Verstandes die Wahrheit. Das Geheimnis der Dinge ist ihm unfaßbar, wohl aber fühlbar. Von dieser Seite kennen wir ihn in seinen Werken L'art et les moeurs chez les Allemands, Ecrivains étrangers, Nos maitres, und neuerdings in Beethoven et Wagner. — Das ganze Leben, Kunst, Litteratur, Kritik, sei von Pessimismus durchwebt. Wagner erst zeigte die Wege, um die Kunst zu erneuern. Die Bewunderer dieses großen Geistes, nach dem es keine Musik mehr giebt, übertragen den Wagnerschen Geist auch auf die andern Künste, aber weder Dichtkunst noch Plastik können die feinsten und tiefsten Gefühle erwecken, dies sei nur der Musik vorbehalten, und hier herrsche der Romantismus. Bei diesen Erwägungen ist dem Kritiker Wyzewa psychologische Beobachtung nicht fremd, und wenn wir auch in manchem ihm nicht beistimmen, so müssen wir doch zugeben, daß er Beethovens und Wagners Lebensgang mit tiefem Verständnisse zu erfassen sucht und manch interessantes Detail bringt.

Ein anderer Kritiker ist G. Pellissier, von dem in Etudes de littérature contemporaine ansprechende Portraits vorliegen: über Verlaine, der nur in seltenen Augenblicken den Namen Dichter verdient, den Moralisten, den Psychologen und Romancier mondain Bourget, den strengen Verskünstler Hérédia, den wilden, isolierten Romancier Ferdinand Fabre, und vor allem über die künstlerischen Wandlungen E. Rods und Dogmatisme et Impressionisme in Kunst und Kritik, welch letztere Richtung der patentierte Revue des deux Mondes-Kritiker Brunetière scharf bekämpft, trotz markanter Vertreter, wie J. Lemaitre; der geistreiche Pellissier möchte einen Mittelweg finden, es gelingt ihm aber nicht, und so werden wohl beide Arten von Kunstbetrachtung fortdauern, so lange es einen Menschen und eine Kunst giebt.

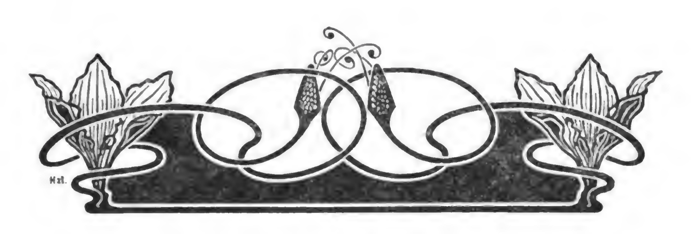
S. Br.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“ von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.



Marie Stona.





Band IV. * 1899. * Heft 3.

China und Dampfbahn.

Philanthropische Betrachtungen von Paul Scheerbart.

(Nieder-Schönhausen bei Berlin.)

In den letzten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts hat Europa für den Politiker an Wichtigkeit sehr viel verloren. Europa wurde von der Weltpolitik in den Hintergrund gedrängt. Das mag manchem Europäer wenig behagen, aber diese Thatsache läßt sich nicht mehr übersehen. Es kann uns heute beinahe gleichgültig sein, was unten in der Türkei vorgeht. Aber die Ereignisse in Ostasien sind uns sehr wichtig.

Unsere Ansichten über China haben sich in den letzten fünfzig Jahren ganz und gar verändert. China ist für uns nicht mehr ein zu ewigem Stillstande verurteilter Staat. Das Reich der Mitte steht schon so ziemlich im Mittelpunkte der gesamten europäischen Kulturinteressen.

Wenn heute jemand behauptet, daß die Menschheit in China — und nicht in Europa — die höchste Kulturstufe erreichen dürfte, so lacht man nicht mehr. Die japanischen Siege haben den Chinesen nichts geschadet, und sollten europäische Mächte siegreich im großen Chinalande vordringen, so werden sie schließlich ebensowenig ausrichten wie die Japaner. So ohnmächtig Napoleon gegen das große Rußland war, so ohnmächtig könnte dieses einst in Ostasien kämpfen — denn der Chinesen sind sehr viele. Ein brennendes Peking kann am Ende wie ein brennendes Moskau wirken. In der alten Welt ist der Angreifer augen-

scheinlich immer im Nachteil. Hellas konnte Vorderasien nicht totkriegen, der angegriffene Teil war viel stärker, als man anfänglich annahm; und andererseits gelang es den Arabern wieder nicht, in Spanien — im Westen — einen bleibenden Erfolg zu erringen. Auch die Mongolen haben niemals festen Fuß im Westen fassen können. Und so dürften auch die Europäer vergeblich ihre Armeen nach Ostasien senden. Es giebt Politiker, denen das unheimlich klar ist . . . .

Mit welchen Gefühlen würden wir, wenn wir dazu Zeit hätten, heutzutage Schlossers Weltgeschichte lesen! Der alte Schlosser macht sich über China ganz einfach lustig und findet alle chinesischen Zustände lächerlich, benutzt sie nur zu sarkastischen Ausfällen gegen Deutschland, das Reich der Mitte Europas. Schlosser sollte heute von den Toten auferstehen — er würde gleich ganz rot vor Schreck werden und sich genieren — China von oben herab behandeln und eine „Weltgeschichte“ schreiben! Blamabel! Wie höflich ist die europäische Politik geworden! Außerordentlich wichtige merkantile und industrielle Interessen sind in Peking zu vertreten.

Die Diplomaten der ersten europäischen Staaten geben sich hauptsächlich die größte Mühe, China zum Bau von großen Dampfbahnen zu veranlassen. In den letzten Jahren ist diese diplomatische Thätigkeit nicht ohne Erfolg geblieben, und verschiedene Eisenbahnbauten sind bereits in Angriff genommen. Der europäische Ingenieur ist schon in China eine sehr gesuchte Persönlichkeit, und die Gesandten Europas freuen sich immer außerordentlich, wenn es ihnen gelingt, ihrer heimischen Industrie ein neues, großes Absatzgebiet zu überliefern; die Sache sieht ja so verlockend aus.

Indessen — haben die Europäer wirklich Veranlassung, hocherfreut zu sein? Handelt es sich nicht nur um kleine Momenterfolge, deren Ausnutzbarkeit noch in Frage steht?

Die Staatsmänner in Peking geben die Erlaubnis zum Eisenbahnbau zweifellos mit dem größten Widerwillen; sie denken gar nicht daran, in der europäischen Lokomotive einen anbetungswürdigen Kulturfaktor zu erblicken. So hocherfreut sind die chinesischen Staatsmänner keineswegs, wenn sie die großen Eisenbahnnetze Europas auf der Karte überblicken! Es wird den bezopften Herren schon seit langer Zeit klar geworden sein, daß die große soziale Kalamität des Westens nur eine Folge der großen Eisenbahnnetze ist, die den unnatürlichen Zuzug zu den größeren Städten geradezu herausgefordert haben. Die Eisenbahn hat die Zentralisation in den größeren europäischen Städten

mit so rasender Hast gefördert, daß überall ganz unorganische, traditionslose Zustände geschaffen wurden. Und mit dieser Zentralisation der Menschen und ihrer Wohnstätten ist das große soziale Elend gekommen. Vor der Einführung der bekanntlich poesiefeindlichen Lokomotiven gab es in Europa eine soziale Frage in unserm Sinne noch nicht.

Führt man nun in China ebenfalls die schreckliche Dampfbahn ein, so wird dort in den Hauptstädten des Landes auch eine recht peinliche Menschenzentralisation stattfinden, und China wird plötzlich genau so wie Europa seine soziale Frage haben.

Daß der chinesische Staatsmann und Regierungsbeamte derartigen Erwägungen nicht sein Ohr verschließt, ist des öfteren festgestellt. Er wird demnach in den europäischen Eisenbahnbauten eine ungeheure Gefahr für sein Land erblicken, und er wird Mittel und Wege finden, diese Gefahr fernzuhalten.

Die Pekinger verstehen sich etwas besser aufs Regieren als die Europäer. Die chinesische Regierung hat nicht die Absicht, die Volksleidenschaften zu unterdrücken, sie erkennt in ihnen einen gewaltigen Kraftfaktor und weiß diesen als solchen auszunutzen, ersetzt er doch unter Umständen ein gut geschultes Volksheer vollkommen; auf ein paar tausend Menschenleben kommt's dem chinesischen Machthaber natürlich nicht an — wenn nur das Staatsganze nicht leidet. Die Regierungsbeamten in den Provinzen verstehen es ausgezeichnet, durch ein paar Maueranschläge die Bevölkerung in wilde Raserei zu versetzen. Und das werden die weisen Herren mit den langen Zöpfen nicht zu thun unterlassen, wenn die Bahnbauten so weit fertiggestellt sind, daß es sich lohnt, sie zu zerstören. Nach der Zerstörung werden natürlich die „Schuldigen" sehr streng bestraft werden. Sollten aber die Dämme mit ihren Schienen wieder repariert werden, so wird sich das Schauspiel ganz einfach wiederholen. Daß dabei so und soviel Chinesen die Köpfe verlieren, schadet der Regierung durchaus nicht; die Regierung verliert nicht den Kopf.

Ist demnach der Vorteil, den die europäische Industrie aus dem chinesischen Eisenbahnbau ziehen kann, der Rede wert? Muß nicht das ganze Bahnnetz in China ein sehr beschränktes bleiben? Ist die europäische Politik nicht sehr kurzsichtig? Die chinesischen Staatsmänner erhalten durch die Bahnbauten nur von neuem die willkommene Gelegenheit, den alten Fremdenhaß zu schüren. Die Chinesen selber werden, das läßt sich doch voraussehen, von den Bahnen so gut wie gar keinen Gebrauch machen, und die Europäer dürften ebenfalls kein Vergnügen

daran finden, sich in sichere Lebensgefahr auf dem neuen Schienengleise zu begeben.

Es ist also unwahrscheinlich, daß das chinesische Eisenbahnnetz eine bemerkenswerte Ausdehnung erhalten könnte. Man darf sogar geneigt sein, diejenigen, die daran glauben machen möchten, für leichtsinnig, kurzsichtig und naiv zu erklären. So leicht ist das grandiose Reich der Mitte nicht zu erobern.

Nur ein Mittel dürfte es geben, dem Tsung-li-Yamen die Bahnbauten sympathischer erscheinen zu lassen: die europäischen Gesandten müßten den Chinesen die leider so sehr berechtigte Furcht vor der Zentralisation zu benehmen wissen.

Wenn der Diplomatie Europas dieses nicht gelingt, dann profitiert Europa nur herzlich wenig von dem Bahnbau in China.

Die Sache sieht verzweifelt aus — aber einen Ausweg giebt's doch! Man könnte in Peking klar und deutlich auseinandersetzen, daß in Europa die Dampfbahn bereits zum alten Eisen geworfen sei, daß man somit in China nur „provisorisch“ ein paar Dampfbahnstrecken zur Ausführung bringen möchte — und daß man „eigentlich“ in China nur elektrische Bahnen einführen will.

Man hätte den Chinesen auseinanderzusetzen, daß die zehnmal schnelleren elektrischen Bahnen die Gefahren der Zentralisation beseitigen. Die Wohnstätten ließen sich bei blitzschnellen Verkehrsverbindungen immer weiter von den Arbeitszentren entfernen. Durch elektrische Vorortbahnen in den Hauptstädten wären diese mit Leichtigkeit so weit nach allen Seiten auseinanderzuziehen, daß von einer gefahrbringenden Zentralisation nicht mehr die Rede zu sein brauchte.

Kurzum: die europäischen Diplomaten müßten die chinesischen Dampfbahnbauten für Provisoria erklären und zunächst mit allen Mitteln den Bau von elektrischen Vorortbahnen befürworten, und es im übrigen für angebracht erklären, in China für die Folge auf allen Bahnstrecken elektrischen Betrieb einzuführen.

Wenn so erfolgreich vorgegangen würde, könnte die europäische Industrie unermeßliche Vorteile ziehen. Die Pekinger Regierung muß eben überzeugt werden, daß sie durch die Bahnbauten nicht geschädigt wird. Es muß ihr klar gemacht werden, daß in Europa und in Amerika die soziale Kalamität durch elektrische Bahnnetze wieder beseitigt werden kann. Wenn alle Menschen aus dem Stadtleben hinaus- und ins Landleben hineingedrängt werden, muß die fatale Kontrastwirkung in den Besitzverhältnissen verschwinden.

Hüten sollte man sich, den Chinesen nur überreden zu wollen — er muß überzeugt werden, denn er besitzt eine bodenlose Tücke und ein geradezu kaufmännisches Mißtrauen, so daß es nicht gut denkbar ist, ihn zu betrügen. Wie vorsichtig ist er zu allen Zeiten im Verkehr mit anderen Völkern gewesen. Der Mandarin ist ein geborner Diplomat; was sich der Europäer erst mühsam angewöhnen muß, das ist dem Chinesen von Jugend auf ein Natürliches. Wie wären denn sonst die kolossalen Reichtümer des chinesischen Kaufmanns erklärbar! Nur die Überzeugung, daß man ihm nützt — und nicht er dem Europäer, macht den Chinesen zum Freunde unserer Interessen. Der Chinese ist der geriebenste Geschäftsmann der Erde und daher als Diplomat den Europäern nicht nur gewachsen, die Zukunft wird lehren, daß er als Diplomat allen anderen Völkern — auch den Russen — überlegen ist; das ist das Urteil der meisten Europäer, die China längere Zeit hindurch bereisten und dort ein wenig tiefer sehen konnten.

Wir dürfen den Chinesen nicht mit dem Japaner verwechseln. Dieser trägt in Europa europäische Kleidung, jener nie. Der Japaner hat eine Kultur, deren Alter nur nach Jahrhunderten zählt, der Chinese eine solche, die nach Jahrtausenden zählt. Ein Volk, das so alt wie das chinesische geworden ist, läßt sich nicht so leicht vom Erdboden vertilgen — es erhält sich ohne Waffengewalt viel leichter, als andere jüngere Völker. Die chinesische Kunst findet in Europa täglich mehr Verehrer; es weiß heute jeder Europäer, daß seine Barock- und Rokoko-Zeit ohne China gar nicht denkbar gewesen wäre. Und es wird bald für ganz natürlich gehalten werden, wenn Pekinger Maler in europäischen Kunstsalons ausstellen. Dieses alles sollte Europa doch veranlassen, mit den „zivilisatorischen" Bestrebungen in China anders aufzutreten, als in Afrika — man kann sich als Zivilisator leicht lächerlich machen. China hat für Europa eine rein-kommerzielle Bedeutung. Für gute Waren — hauptsächlich für beste elektrische Hochbahnen — werden wir von China gutes Geld bekommen. Mehr von China wollen, heißt: phantastische Politik treiben.

Jedenfalls — für die langsame Dampfbahn hat das kluge China kein Herz.

China kann, wenn es durch praktische Anlage von elektrischen Bahnen, die die größte Zuggeschwindigkeit zulassen, die Klippen der staatsgefährlichen Zentralisation zu umgehen versteht, in kürzester Zeit das erste Kulturland der Erde sein. Und mancher Europäer dürfte sich im nächsten Jahrhundert in China wohler fühlen als in Europa.

Durch eine systematische und radikale Durchführung der Dezentralisation kann China ein Musterland werden. Und dieses Musterland könnte auch für Europa vorbildlich sein.

Ist es nicht verwunderlich, daß der sonst so gebildete Europäer noch immer nicht daran denkt, seine Großstädte methodisch zu dezentralisieren? Die Großstädte Europas sind in ihrer jetzigen Form noch nicht hundert Jahre alt. Was so schnell entsteht, geht gewöhnlich ebenso schnell zu Grunde. Es hat zu allen Zeiten lächerliche Zustände gegeben, aber die Zustände, die der europäische Kulturmensch in seinen Großstädten erzeugte, bilden eine nicht zu unterschätzende Gefahr für das menschliche Zwerchfell.



Der Wahrheit die Ehre!

Offener Brief an Herrn Dr. G. Biedenkapp-Steglitz.

Geehrter Herr!

Im 4. Heft des 2. Bandes der Gesellschaft (Jahrgang 1899) haben Sie mit der Überschrift „Unsere Schulpfaffen" einen Artikel veröffentlicht, der nicht Ihretwegen, wohl aber wegen der verständigen Leser der Zeitschrift nicht unerwidert bleiben darf. Daß die Antwort erst nach Monaten erfolgt, hat seine Gründe. Sie werden jedenfalls aus der Verspätung entnehmen können, daß sie nicht unter dem ersten Eindruck des Unwillens geschrieben ist, den ihre Auslassungen erregt hatten.

Sie bilden sich ein, in Ihren Vorwürfen und Vorschlägen zur Schul- oder Lehrreform den Lesern der Gesellschaft etwas ganz Neues zu bieten, sonst hätten Sie ihnen doch diese Gedankengänge eines „philosophisch gebildeten" Kopfes, den Sie den klassischen Philologen absprechen, vorenthalten. Aber die Darstellung, die Sie von den höheren Schulen und ihren Lehrern geben, bewegt sich in breit ausgefahrenen Gleisen und gleicht der jener Leute, die persönliche Erfahrungen in dem Übereifer geistiger Unreife verallgemeinern. Sie machen nur eine Mode mit, die, ohne es zu wollen, kein Geringerer inauguriert hat, als Kaiser Wilhelm II., als er vor zehn Jahren bei Berufung der Schulkonferenz

den Leitsatz aussprach: „Wir wollen keine Griechen und Römer erziehen“ und das Wort von den Lehrern fallen ließ, die nicht im stande seien zu erziehen, weil sie sich selber noch nicht erzogen hätten.

Das einzig Richtige, was Ihre Ausführungen von denen Ihrer Vorgänger unterscheidet, ist, daß Sie Ihre Angriffe nicht sowohl gegen die Schulen, als gegen die Lehrer richten. Denn mag man die Schule der Zukunft gestalten wie man will, mag man Griechisch und Lateinisch durch die neuen Sprachen oder andere Fächer, etwa Soziologie, Metaphysik, wie Sie zu wünschen scheinen, ersetzen, nie wird der Streit um die Schule enden, wenn nicht die Persönlichkeit des Lehrers allen Angriffen mit gutem Gewissen Trotz zu bieten und vor allem Interesse für den Unterrichtsgegenstand einzuflößen vermag. Was Sie freilich so beiläufig über die Schulen sagen, ist eine Phrase, wie sie nur tiefster Unwissenheit über den Gegenstand entschlüpfen wird. Sie behaupten: „Die Schulen sind, so wie sie heute sind, mit wenigen Ausnahmen, Verdummungs- und Entnervungsanstalten.“ Wo haben Sie diese Weisheit her? Sind sie vielleicht als Schulinspektor oder als Hospitant von Schule zu Schule gezogen? Wo ist das aktenmäßige Material für eine so schamlose Beschimpfung unserer Schulen? Warum nennen Sie nicht wenigstens die rühmlichen Ausnahmen, die Sie so gütig sind einzuräumen? Ich will Ihnen nicht von einer der großen Städte, etwa Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg u. a. Plätzen reden, deren berühmte Gelehrtenschulen ihren guten Ruf trotz Ihnen sich erhalten, die sich meist auch hervorragend tüchtige Lehrkräfte zu gewinnen wissen. Ich will Ihnen von dem jungen Gymnasium unserer Hafenstadt erzählen, das noch ohne Tradition sich seine Stellung erst erringen muß und inmitten vieler bildungsfeindlicher Mächte wahrlich keinen leichten Stand hat. Unsere Schüler werden noch — wie Sie sich ausdrücken würden — nach dem alten Rezept, wie wir sagen, nach den neuen Lehrplänen unterrichtet. Also auch wir „rauben ihnen einen Teil der schönsten Zeit ihres Lebens“. Aber die Frage, wozu dies Leben? wird bei uns nicht „in der Religionsstunde, d. h. meist von dem unfähigsten Lehrer“, erledigt, sondern findet in jeder Stunde ihre Erledigung, insofern wir sie noch nach dem Bibelwort (Unser Leben währt u. s. w.) beantworten: Zur Arbeit. Zu ernster, gewissenhafter Arbeit, zur treuen Pflichterfüllung suchen wir unsere Schüler zu gewöhnen, und unsere Mittel, die wir dabei anwenden, sind nicht Strenge und Härte allein, so notwendig sie bisweilen sind, sondern besonders in den oberen Klassen der reifende Verstand des Schülers, auf den wir einzuwirken suchen, das eigene

Vorbild — denn der Lehrer muß selbst alles leisten, was er von seinem Schüler fordert — und nicht zuletzt der Geist der Liebe, dessen Sie Bedauernswerter nie einen Hauch verspürt zu haben scheinen. An welchen Gegenständen sie diese Fähigkeiten zu treuem Arbeiten lernen, bleibt sich gleich. „Das bißchen Griechisch und Lateinisch, was heute noch gelernt wird," ja, das kann und mag vergessen werden, und mit ihm die „aufgeblasenen, gegenwartfremden, altertumsstaubigen Menschen, die zu wenig Geist besitzen, um sich in die Seelen ihrer so verschiedenartigen Milieus angehörigen Schüler zu versetzen und sie aus ihnen heraus zu begreifen zu versuchen". (sic!) Sie mögen vergessen werden, die Kunst ernsten Arbeitens wird, ist sie wirklich gelernt, nicht wieder verloren.

Wenn wir uns aber dabei nicht beruhigten, unsere Schüler nur zu unterrichten, wenn wir auch auf ihre Erziehung zu freien, charakterfesten, wahrheitsfreudigen und mutigen Menschen Einfluß zu gewinnen suchten? Wir haben das Vertrauen zu ihnen, daß sie sich unter Erwachsenen mit Takt und Anstand benehmen, und stellen ihnen den Besuch guter Wirtshäuser frei — so wenig ich persönlich dafür schwärme, daß so junge Leute schon mit philisterhafter Pünktlichkeit sich zur Bierstunde einfinden. Ein Schülerturnverein, der die leitenden Organe selbst erwählt, fördert die Entwickelung körperlicher Gewandtheit, von denen er in öffentlichen, von ihm selbst geleiteten Schaustellungen Proben ablegt. Auch auf einem jährlich wiederkehrenden Schülerball finden die jungen Leute Gelegenheit, eine gewisse Unbefangenheit im geselligen Auftreten sich anzueignen. Aus dem gleichen Streben gehen die Veranstaltungen von Schülerkonzerten und größeren Aufführungen hervor, die auch das Interesse an künstlerischen Darbietungen erwecken sollen. Für die Stärkung dieses Interesses ist im Winter durch regelmäßig wiederkehrende Cyklen von kunstgeschichtlichen Vorträgen mit Unterstützung glänzender Lichtbilder, zu denen die Schüler der oberen Klassen freien Zutritt haben, ferner durch eine Sammlung von Antiken in Abgüssen und vortrefflichen Bilderschatz reichlich gesorgt. Zu diesen Gelegenheiten, die zwischen Lehrern und Schülern einen ungezwungenen Gedankenaustausch ermöglichen, treten im Sommer regelmäßige Spaziergänge in die nächste Umgebung und Ausflüge nach größeren Städten. Von sonstigen Bildungsmitteln, zu deren Benutzung die Schule immer und immer wieder anregt, wie guten Konzerten, einer reichhaltigen Stadtbibliothek, in der auch *die neueste Litteratur* gut vertreten ist, will ich nicht reden. Das ist also die Art des Unterrichts- und Erziehungsbetriebes an einer jungen Anstalt, die noch oft zu Experimenten

gezwungen ist und die darum durchaus keine jener von Ihnen gemachten Ausnahmen sein will und doch wie hunderte anderer Gymnasien nicht den Vorwurf hinnehmen kann, daß sie die ihr anvertraute Jugend verdumme und entnerve. Einiges Studium der Schulnachrichten unserer Gymnasien hätte Sie über die Haltlosigkeit Ihrer Behauptung aufklären müssen.

Doch nicht über die Schulen wollte ich mit Ihnen rechten, sondern über die Lehrer, insbesondere die Ihnen so verhaßten klassischen Philologen. „Sie haben vor allem regierungsseitig gestempelten Patriotismus in die jungen Herzen zu pflanzen," „dürfen nicht von der Gefahr sprechen, die für's Vaterland im Großgrundbesitz besteht, nichts von Sozialismus, von Sachsengängerei, von Liebesgaben und Ausfuhrprämien." Wahrhaftig, Sie haben da herrliche Beispiele gewählt; darf man wissen, welchen Stempel die betreffenden Vorträge tragen sollen, da der Regierungsstempel nicht behagt; kann über all diese parteipolitischen Dinge überhaupt ein ganz objektiver Vortrag erwartet werden? Ihre Unfähigkeit, zur Schulreform ein Wort mitzureden, konnte gar nicht in grelleres Licht treten, als durch diesen Vorschlag, in der Schule Kannegießerei zu treiben, unerfahrene, politisch noch unreife Jünglinge mit Gehässigkeit zu erfüllen und zu oberflächlichem Gewäsch über wichtige Staatsfragen zu gewöhnen, statt sie zum Verständnis und zur willigen Teilnahme am Staatsleben zu erziehen. Wer sagt Ihnen, daß nicht in der Prima der Geschichtslehrer, der zwar nicht immer, doch oft zugleich ein klassischer Philologe ist, ganz offen und frei über Fragen des modernen politischen Lebens, Entstehung und Berechtigung gewisser Bestrebungen des Sozialismus im Anschluß an Ereignisse des 19. Jahrhunderts erörtert? Ein Blick in die pädagogische Litteratur unserer Tage hätte Sie belehrt, mit welchem Ernst Schulmänner die Frage erwogen haben, wie am erfolgreichsten nationalökonomisches Wissen in den Schulen verbreitet werde, daß also Zweifel und Bedenken gegen derartige Besprechungen kaum noch bestehen. Sie fahren fort: „Patriotisch, wie man sein muß, geht so ein Scholarch in Vereine zur Hebung der Sittlichkeit, beteiligt er sich an evangelischen Vereinsabenden, formt er die guten, alten Lese- und Geschichtsbücher zu Verehrungsquellen für die Dynastie um und läßt die Jugend in tiefster Unwissenheit über das, was die eigene Zeit im Innersten bewegt." Ihnen hätte es nicht geschadet, wenn Sie in einen Sittlichkeitsverein eingetreten wären, dann hätten Sie vielleicht nicht so unsittliche Angriffe gegen uns gerichtet. Aber was sagen Sie damit, daß so ein Scholarch den ge-

nannten Bestrebungen huldigt? Das ist doch erst einer. Was der andere thut, verschweigen Sie, oder wissen Sie nicht — was wüßten Sie überhaupt von uns — daß wie hier, so auch an vielen andern Plätzen „Schulmeister“ nicht nur weiter studieren, sondern oft an der Spitze gemeinnütziger Vereine stehen, daß sie, statt zu faseln, handeln, Volksparke, Badeanstalten gründen, Unterhaltungsabende für das Volk einrichten, Vorträge gemeinbildender Art übernehmen, Bibliotheken und Lesehallen verwalten, kurz, ihren Mann stehen, wo es gilt, die schroffen Gegensätze zwischen den Gesellschaftsklassen auszugleichen und den breiten Schichten des unbemittelten Volkes Teil zu geben an dem Genuß des Großen und Schönen, was deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft geschaffen hat und heute schafft. Und wenn Ihnen, Herr Dr. Biedenkapp, solche Männer unter den Ihnen bekannten klassischen Philologen wenig oder keine vorgekommen sind, so haben Sie noch kein Recht, ihr Vorhandensein überhaupt in Frage zu stellen. Nicht weil wir uns durch Sie verletzt fühlen — denn wir wissen, daß unser Thun nur ein bescheidenes Mitwirken an der sozialen Arbeit unserer Zeit ist — sondern nur, um der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen, habe ich hier dargelegt, daß klassische Philologen nicht schlechthin gegenwartfremde Menschen sein müssen. Das sagen Sie aber ganz unverhohlen: „Was heißt einem klassischen Philologen kongenial sein? Antwort: ohne Sinn für die höchsten Stimmen des Seins leben, am Buchstaben kleben, den Geist nicht erfassen.“

Wenn die klassischen Philologen ihrer Schilderung entsprächen, dann wäre es freilich kein Wunder, wenn sie in ihrer „Pedanterie und Verlogenheit“ die feurige Beanlagung des Schülers nicht erfaßten und, wie Sie mit zwei großen Beispielen belegen, ihn als untauglich zum Studium bezeichneten. Was zwei Männern durch ungeschickte Erzieher widerfährt, muß das die Regel sein oder auch nur häufig vorkommen? Weil Justizmorde verübt werden, darum ist die ganze Justiz verwerflich?

Sie verlangen weiter freien Meinungsaustausch zwischen Lehrer und Schüler. Was wissen Sie wieder davon, daß nicht nur auf den vorher erwähnten Ausflügen ein solcher Meinungsaustausch gepflogen wird, da, wo der Verkehr — was Sie natürlich für unmöglich halten — zwischen beiden herzlich und freundschaftlich ist; daß an vielen Orten die Einrichtung besteht (so in Sachsen), daß der Lehrer außerhalb der Schule, auch in seinem Hause, sich mit seinen Schülern über alle möglichen Lebensfragen unterhält. Daß nicht oft solche ungezwungene Coeten gefunden werden, liegt an der Schwierigkeit, mit jungen Leuten

Fragen (religiöse, politische) taktvoll zu behandeln, die vielleicht geeignet sind, Empfindungen der Mitschüler zu verletzen; nicht aber an der Furcht, einzugestehen, daß wir nicht alles wüßten. Haben Sie nie einen Philologen gesehen, der es wagte, mit seinem Sokrates zu erklären: Ich weiß, daß ich nichts weiß? Daß mein Wissen im Vergleich zu dem ungeheuren Umfang alles Wissens nichts als Stückwerk ist?

Zum Schluß! Sind Sie vielleicht der Erzieher von Beruf, der kein Staatsexamen gemacht hat und nun außerhalb der Zunft sich eine freie Existenz zu gründen sucht und bei diesem Bemühen auf den heftigsten Widerstand der Philologen stößt? Dann ließe sich Ihr Ausfall erklären. Ungehörig ist aber der Vorwurf trotz alledem, den Sie gegen „die Schulpfaffen“ erheben, daß sie, um selbst den Ertrag von Privatstunden zu gewinnen, durch Herabdrückung der Schulzensuren, die sie an Schüler, die von Unzünftigen unterrichtet werden, erteilen, jene Privatlehrer zu schädigen trachten. In jedem Stande sind bedauerliche Erscheinungen zu bemerken, aus ihnen aber den Typus des Standes zu prägen, ist Zeichen einer schlechten Gesinnung, die Sie freilich nicht hegen. Denn Sie lassen ja ab und zu Ausnahmen gelten. Wenn nur nicht überall der Wolf aus dem Schafspelz, den Sie umgehängt haben, hervorsähe.

Sehr neu ist endlich Ihr Vorschlag, daß die Schüler höherer Klassen auch Zensuren ihren Lehrern geben. Als wenn nicht jeder Lehrer von den Schülern einer unbarmherzigen Kritik unterzogen würde, deren Ergebnis auch für die Elternhäuser meist maßgebend ist. Das Formular, in das die Schüler ihr Urteil kleiden, ist der Spitzname und die persönlichen Attribute, die ihm nicht immer sine ira et studio angehängt werden. Ich möchte Ihnen raten, durch die heute so beliebte Enquête — die Sie natürlich unter Schülern anstellen werden — diese Spitznamen einmal zu sammeln. Sie würde Ihnen wahrscheinlich sehr schätzbares und zuverlässiges Material zu einem neuen Angriff auf die Schulpfaffen liefern.

Ich schließe meine Abwehr mit dem Danke gegen die geehrte Redaktion der Gesellschaft, die mir den Raum gönnte, um die von Ihnen gegen die klassischen Philologen ganz allgemein erhobenen Beschuldigungen zurückzuweisen, und mit dem Bemerken, daß ich für Sie keinen zweiten Pfeil im Köcher habe.

Dr. Lothar Koch-Bremerhaven.





Die Schule.

Von Dory.

(Budapest.)

Sie war die Einzige im ganzen Städtchen, die ihm gefiel. Wohl hörte er allerseits, daß sie und ihr Gatte in bester Ehe lebten, aber es lag etwas in ihren Augen, wenn sie ihn anblickte, das ihm Mut gab. Er begann ihr den Hof zu machen, wenn sie einander auf den Bällen begegneten. Sie hatte die „Linie“ und schlangenartige, geschmeidige Bewegungen, die ihn reizten. Ihr Körper mußte sich an den Körper eines Mannes förmlich ranken können und ihre Umarmung berauschend sein. Wenn er sie im Tanze in den Armen hielt, fühlte er, daß die weiche Gestalt kein Fischbein beengte. Wie ein dünner Aal war sie, mit zarter, weißer Haut. Sie trug immer silbern schimmernde Stoffe, die um sie herumgleißten und ihre Hüftenlosigkeit eng umspannten. Er haßte dicke Frauen. Seine Raffiniertheit fand nur Gefallen an biegsamer Schlankheit, an nervösen, vibrierenden Gliedern.

Die junge Frau war nicht entgegenkommend, doch auch nicht abweisend. Er hielt sie nicht für eine passive Natur und ahnte Leidenschaft in diesem stillen Wesen, das sich nur der Welt gegenüber verschlossen zeigen wollte. So dachte er wenigstens. Er selbst war kein Freund von Sentimentalität und Überschwenglichkeit; er verliebte sich immer nur so weit, um nur die Süßigkeiten eines Liebesverhältnisses zu genießen und nie seine Bitterkeiten. Innige, aufopfernde Liebe war ihm fremd, und er hätte sie auch gar nie empfinden mögen. Er nahm überhaupt das Leben leicht und hielt jeden für einen Thoren, der es komplizierte. Du lieber Gott! Genießen war doch die Hauptsache, dafür lebte man, nicht um Schmerz und Kummer zu haben. Darum nahm er auch die Frauen und die Liebe leicht. Mitunter hielt er es für notwendig, eine Liebeserklärung zu machen, aus Artigkeit einfach und auch aus Berechnung, da die Frauen dadurch am besten zu ködern waren. Bei manchen war es jedoch überflüssig. Sein geübter Blick wußte das sogleich. Niemals sprach er bindende Worte, und seine Geständnisse bezogen sich immer nur auf die momentane Gegenwart. Wußte man denn im voraus, ob man morgen noch ebenso denken würde wie heute!

Anita gefiel ihm besser als alle anderen je vorher. Er mußte sie erobern; das stand bei ihm fest. Übrigens liebte er auch nicht die leichten Siege. Die Erwartung war ihm reizvoll.

Einmal traf er sie allein und da küßte er sie. Nicht gewaltsam; er umschlang sie sachte und schmeichelnd, mit einer Zärtlichkeit, die ihn sonst selten überkam. Der erste Kuß bereitete ihm immer einen unsagbaren Reiz. Es bedeutete ja das süße Zugeständnis eines baldigen Glückes, und er nahm ihn nie stürmisch oder ungeschickt; er mußte die Einwilligung durch die Intensität seines Kusses hervorzaubern, sie herausfühlen; dieser erste Kuß mußte ihm jede zu eigen geben. Und die Lippen beider sogen sich aneinander fest. Ja, er hatte sich nicht getäuscht: sie war leidenschaftlich, jetzt wußte er's. Dann kam sie häufig zu ihm. Sie wandte die größte Vorsicht und Klugheit an, und er wußte nicht, mit welcher Schlauheit sie sich frei machte von Hause. Sie sprach niemals darüber. Sie schien ihm das Ideal einer Geliebten. Und nicht nur körperlich, auch ihr Wesen war reizend. Immer heiter, nicht eine Spur sentimental, ja, beinahe geistreich und pikant fand er sie.

Nur nicht um Gottes willen ernstlich sich verlieben! ermahnte er sich und behielt auch den Kopf immer hübsch oben. Eines Tages entwickelte er ihr seine Ansichten über die Liebe, „sie nicht tragisch zu nehmen und in ihr nur den Genuß sehen“. Sie hörte ihn ruhig an und lachte. „Aber natürlich,“ sagte sie, „so ist es das Richtige.“ Sonderbarerweise mißfiel ihm das. Diese Ansichten paßten für *ihn*, doch sie, die Frau, die sich ihm gegeben, *sie* mußte ihn doch unbedingt lieben, sollte er sie nicht für leichtsinnig, ärger als das, für depraviert halten! Langes Nachdenken über Seelenprobleme war nicht sein Fall. „So wie sie ist, ist sie entzückend,“ dachte er, und gab sich damit zufrieden. „Und so bequem!“ Sie quälte ihn nie, sie fragte ihn nie aus, sie war wirklich eine äußerst vernünftige kleine Person.

„Ich liebe Deine Schönheit,“ sagte er ihr oft, „Deine Lippen, Deine Augen, die seligen Stunden in Deinen Armen! Darin gipfelt alles! Denn in jeder sentimentalen und platonischen Schwärmerei liegt ja doch nur eins: die Sehnsucht nach dem Besitz. Wer das nicht glaubt, kennt sich selbst nicht.“

Nach einigen Wochen, während sie, so oft sie konnte, zu ihm kam, fragte er sie zum erstenmal: „Liebst Du mich?“ Er befand sich in einer weichen, ihm selbst ganz neuen Stimmung. Es fiel ihm ein, daß sie ihm nie Liebesversicherungen gemacht! Sie hatte ihn gewiß durchschaut und erkannt, daß er das nicht liebte. Sie war ja so klug und mußte

eine große Menschenkenntnis haben. Wie langweilig waren ihm die Frauen, die immerfort: „ich liebe Dich“ sagten! Das wurde so banal. Aber schließlich wissen wollte er es doch . . . von ihr. Sie antwortete nicht und küßte ihn nur. Das war auch eine Antwort — die liebste und beste. Sie ist, Gott sei Dank, ganz anders, als die übrigen, dachte er, und wir harmonieren vortrefflich miteinander. Er verstrickte sich beinahe in ihren Zauber. Oft drängte sich ihm die Frage auf: Ob er sie zu dem gemacht, was sie geworden, oder ob sie in merkwürdiger Intuition sich ihm so vollkommen anzupassen verstanden? Niemals erzählte sie von ihren Angelegenheiten zu Hause — er wußte doch eigentlich gar nichts von ihr, von ihrer Vergangenheit und von ihrem Leben, während die anderen immer ihr Herz ausgeschüttet hatten und reuevoll oder geringschätzend von ihrem Gatten sprachen, was ihn so herzlich gleichgültig ließ. Was gingen ihn die Männer an, die er mit ihren Frauen betrog! Da sagte sie ihm eines Tages, indem sie ihn ernst in die Augen sah: „Siehst Du, es giebt zwei voneinander vollkommen getrennte Arten von Liebe. Die Liebe der Seele und die Sinnenliebe!“

„Das ist eines und dasselbe,“ lachte er. Doch sie schüttelte den Kopf und fuhr fort: „Habe ich Dir je gesagt, daß ich Dich liebe?“ Er stutzte, was wollte sie nur sagen? Sie blickte über ihn hinweg ins Leere. Und ganz leise, gleichsam verschämt, kam es über ihre Lippen: „Ich habe eine treue, ausschließliche Liebe im Herzen, doch nicht zu Dir!“ . . . .

Er glaubte zu träumen und sah sie betroffen an; schon wollte er etwas Verletzendes erwiedern, doch sie kam ihm zuvor: „In meinem ganzen Leben habe ich nur ein Wesen geliebt,“ erklärte sie, „als Kind schon, da wir Gespielen waren, und das ist mein Gatte . . . und dann, als wir verheiratet waren, kam die physische Enttäuschung“ . . . . sie lächelte trübe. „Ich hatte soviel über die Liebe als Genuß gehört und gelesen und habe in meinem ehelichen Leben nichts davon kennen gelernt. Unsere Körper sind sich fremd geblieben, sie ziehen sich nicht an, und darum nahm ich Dich! Ich suchte einen Geliebten . . . Ja, wenn mein Gatte es verstanden hätte, zugleich mein Geliebter zu sein“ . . . Sie seufzte.

Jetzt stand die Wahrheit vor ihm. Vieles, worüber er nicht nachgedacht, in seinem egoistischen, einzigen Verlangen nach Genuß, in seiner Abneigung, Seelenvorgänge zu erraten, um nur der flüchtigen, glücklichen Stunde zu leben, drängte sich ihm jetzt auf. Er fühlte sich tief verstimmt. Am Ende liebte er sie gar, diese reizende, außergewöhnliche Frau, die den Mut hatte, ihm solches zu gestehen!

„Also bin ich Dir gleichgültig, vollkommen gleichgültig“, rief er enttäuscht, obwohl er diese überflüssige Frage sogleich bereute.

„Liebst Du mich etwa?“ entgegnete Anita, „wir sind quitt.“

„Nach dieser Erklärung jedenfalls,“ antwortete er pikiert.

Sie trennnten sich, ohne ein neues Stelldichein zu verabreden.

Zum erstenmal im Leben grübelte er über das Wesen einer Frau nach. Kompliziert war sie, das mußte man ihr lassen, das hatte er bisher gar nicht gewußt, oder wollte sie in seinen Augen nur interessant erscheinen? Wie viele hatten ihm schon in den Ohren gelegen, daß sie unverstanden durchs Leben gingen! Hier lag eine neue Nüance vor: auch unverstanden, doch in ganz anderem Sinne. Oder hatte sie diese neuen Saiten aufgezogen, weil sie genug von ihren Beziehungen hatte, und sie denken mochte, daß er, ernüchtert, keine Schwierigkeiten machen würde, sie frei zu geben! Oh, darüber konnte sie ruhig sein, er bettelte nie um eine Gunst, die man ihm nicht mehr erweisen wollte. Vielleicht war schon sein Nachfolger auf der Bildfläche erschienen! Dieser Gedanke ärgerte ihn furchtbar.

Sie kam nicht mehr und er erwartete sie auch nicht. Indes hörte er niemals, daß sie einen andern Geliebten hätte. Er dachte oft an sie und fand alle anderen Frauen fad und langweilig über die Maßen.

Nach langer Zeit trafen sie sich wieder. Sie schien ihm verführerischer als je. „Ich bin sehr glücklich,“ flüsterte sie ihm zu, „seit wir uns nicht mehr gesehen haben, ist alles anders geworden. Mein Gatte hat mich erobert und ich ihn!“ —

„Ja, die Schule,“ dachte der junge Mann und lächelte selbstbewußt. Dann verbeugte er sich ironisch und sagte: „Ich gratuliere!“



Marie Stona.

Von Dr. Edmund Wilhelm Braun.
(Troppau, Österr.-Schlesien.)

Ecce poëta!

„Wie wir gute Gedichte lesen sollen? Vor allen Dingen müssen wir in der Stimmung sein. Am besten bei verschlossenen Thüren. Bequem sitzend oder liegend. Mit guten Zigarren verseh'n,

wer Raucher ist. Durch nichts gestört. Und eigentlich nur eines zur Zeit: Jedes Gedicht ist eine abgeschlossene Welt für sich. Nie mehr als zwei, drei, vier, fünf . . . wenn wir Genuß haben und mit- und nachempfinden wollen. Einen ganzen Band hintereinander zu lesen, ist vom Übel."

Es sollten mir diese wundervollen Worte Liliencrons aus dem zweiten Bande seines „Maecen" ursprünglich nur als Entschuldigung dafür dienen, daß meine Besprechung so lange ausgeblieben. Aber je öfter ich sie las — und es giebt außer dem wunderbaren Prinzen Schönaich-Carolath, keinen unter den lebenden Dichtern, den ich häufiger und jedesmal entzückter lese als den herrlichen Freiherrn Detlev —, desto tiefer und treffender erschienen sie mir, und so sollen sie das eröffnen, was ich über Marie Stonas „Lieder einer jungen Frau" (Wien, Karl Konegen) und die Künstlerin selbst zu sagen habe. Denn ich habe wirklich ordentlich lange gebraucht, um einen Teil dessen niederzuschreiben, was ich bei häufigem Lesen an Genuß und Freude aus diesen Liedern gewonnen habe. Und der Zauber, der aus ihnen auf mich überströmte, wurde stärker und fesselnder, als ich die Dichterin selbst in ihrer Persönlichkeit und dem festen Zusammenhange mit ihrer Heimat kennen lernte. Und das beste Teil ihrer Kunst fand auch Marie Stona in der heimatlichen Natur. Ich will noch darauf zurückkommen.

Eine weiße, köstlich unregelmäßige Fassade ist hoch hinauf umsponnen von dichtem, grünem Gerank. Daran glühen hochrote Blumen von jener Art, wie wir sie nur noch dort in den niedrigen Fenstern kleiner Häuschen sehen, wo die letzten Straßen der Stadt in das Feld sich verlieren, richtige Bauernblumen, Geranien und andere. Um die Mittagsstunde, wenn die Sonne voll und schwer über Schloß und Park lagert, stehen diese Blumen und der Bau wie ein Märchen, seltsam durch Stimmung gebunden.

Ein weites Rondell vor dem Hause flammt von Rosen, roten, weißen und jenen demütig stolzen, großen, gelben, die in schwerer Süße sich senken und Düftewellen aushauchen. Ein Springbrunnen ruht im Rund, nur ab und zu sendet er in die traumhafte Stille einen Wasserhauch empor, der wie erschrocken langsam erstirbt.

Und jetzt steht auch die graziöse, anmutige Schloßherrin vor mir, mit dem klugen Gesicht einer Rokokodame, eine von jenen großen Damen, die von den Bällen Ludwigs XV. zurückgekehrt in ihrem Boudoir sitzen und so entzückend boshafte, geistgetränkte Memoiren

schreiben, in denen die Worte wie zarte Falter sich schaukeln zwischen Blumen. Marie Stonas Stimme ist weich, mit den etwas singenden Tönen der Schlesierin und polnischen Anklängen; ihr Lachen erinnert an den hellen, klaren Ton eines venezianer Glases. Ihre Augen sind klar, scharf und wechselnd, wahre Künstleraugen, die fortwährend spähen und genießen. Wie oft habe ich Frau Stona beobachtet dabei. So wenn einmal ein Haufen Gäste, gleichgültigere Gäste, gekommen waren, wenn man in dem kühlen, gewölbten Speisezimmer saß und die Hausfrau eine Flut der heterogensten Fragen rasch, unvermutet stellte. Ihre Augen aber waren wo anders, in der Welt ihrer Kunst. Und erstaunt, ja, fast erschrocken und etwas hochmütig kehrten sie zurück, ließ sich jemand einfallen, eine der vielen Fragen zu beantworten.

Was bei Marie Stona auch in ihren letzten Liedern uns entgegenleuchtet, ist die wundervolle Harmonie, in die sie sich eingesponnen hat da draußen in ihrem Edelsitz, versunken in eine hochragende, raunende, herrliche Waldespracht. Wenn sie abends in der herzentlastenden Sabbathruhe, wie sie nur das Land seinen arbeitenden Kindern schenkt, durch das Dorf wandelt und aus den niedrigen Thüren die Lieder der polnischen Arbeiter klagen, wenn sie durch die abendlichen Wiesen geht, und die halben Geräusche aus der Ferne durch die verdämmernde, sammetweiche Luft ziehen, dann treten Gestalten, Gesichte und Bilder vor ihr auf. Es überfällt sie der Schauer einer starren, unabwendbaren Größe, die Menschenleben formt und zerbricht. Eine geheimnisreiche Macht faßt ihre Seele und die Flügel des ehernen Geschickes beschatten sie. Dann entstehen „die Weber“:

Ernst geh'n vorbei die alten Weber,
Vor schwerer Bürde schwankt der Schritt,
Sie schleppen für die ganze Woche
Gesponnen Garn nach Hause mit.

Die Faden drängen aus den Bündeln,
Im Sacke klirrt der karge Lohn,
Tief neigt die Stirne sich zu Boden —
So trug's der Vater, trägt's der Sohn.

Stumm zieh'n sie hin in dumpfem Schweigen,
Zum Reden fehlen Lust und Zeit,
So führt die graue Lebensstraße
Sie still in ihre Ewigkeit.

Das ist ein Stück typischen Menschenschicksals mit bewußter, kraftvoller Kunst zusammengefaßt zu einem wundervollen Gedicht. Von ferne her tauchen aus dem Nebel die Elendgestalten auf und ziehen vorbei. Immer weiter, und in der grauen Ferne verklingen ihre müden Schritte. Und die wir durch die Kunst der Dichterin an die Straße geführt werden, uns bleibt ein tiefer Zug eingegraben in das Herz.

Nicht minder tief dünkt mich das Seitenstück erfaßt zu sein, die „Weberinnen“, übrigens ein Werk voll germanischer Kraft und Stimmung, über dem es wie unerbittlicher Nornengesang ruht.

Rings kauern sieben Weberfrauen
In blauen Röcken von Kattun,
Die schwere Bürde vor den Füßen,
Indes die welken Hände ruh'n.

Die Alten schwatzen; zur Gewohnheit
Ward ihnen längst des Alltags Not.
Sie drückt nichts mehr. Gleichgültig sehen
Sie vor sich schon den nahen Tod.

Doch schweigend schau'n die jungen Mädchen
Mit ernst verschloss'nem Angesicht —
Wie Blumen, die am Abgrund blühen,
Und nimmer seh'n der Sonne Licht.

Es giebt in Strzebowitz eine alte, stille Kirche, um die sich friedvoll der Gottesacker legt. Dort sind die Grabsteine der früheren Schloßherren, so hinter dem Altare der eines feisten polnischen Ritters mit vielen Konsonanten aus dem Jahre 1575, der auf seiner Steinplatte noch so elegant das spanische Wams trägt und mit dem sorgsam gekräuselten Bart, der ganzen straff anliegenden Äußerlichkeit und Schneidigkeit einem preußischen Major in Zivil gleicht, dort ruht einer seiner Nachfolger im Besitz, ein geflüchteter französischer Graf mit einem wirklich vornehm klingenden, langen Namen, neben seiner Gattin, und dort ruht auch die Mutter der Dichterin, die schon früher in ihren Gedichten lebendig ward und nach der Schilderung der Tochter eine wundermilde, gute Frau war. Am Christabend ist die Dichterin allein sinnend im Saal zurückgeblieben:

Da hat sich mein totes Mütterlein
Vom Friedhof aufgemacht . . . . . .

Sie blickt im leeren Saal sich um
Und breitet die Arme aus
Und nickt und lächelt fromm und stumm
Und segnet das ganze Haus.

Hoch ragen auf dem Friedhof die alten Linden, deren süßer Duft sich in den Atem der alten, lieben Gräberblüten mengt. Friede herrscht hier, und den Tod, das Begrabenwerden, nennen die Bauern „unter die Linden kommen“. In einer wilden, wüsten Ecke zeigen ein paar versunkene Hügel den Ruheplatz der Selbstmörder, Landstreicher und Komödianten. Aber auch hier duften die Linden, und mich dünkte, am stärksten. Der alte, devote Kirchendiener mag wohl etwas erstaunt gewesen sein, als in diesem Sommer die zwei Herren, die mit der Schloßherrin unter den Linden gingen, vor den Gräbern der Enterbten stehen blieben. „Vielleicht ruht hier ein Künstler,“ sagte ich, und Lud-

wig Jacobowski hob fragend den Kopf: „Selbstmörder, Landstreicher? Die gehören ja zu uns.“ Und wir zogen schweigend die Hüte . . .

Es giebt dort hinter dem Friedhofe Feldwege zwischen Rainen und Wiesen, von denen man blühende Kleefelder, große, weiße Dolden und sanfte Abhänge sieht, wie auf Frühlingsbildern von Böcklin. Und über dem Park träumen Vollmondnächte, welche der Seele jubelnde, ungestüme Accorde entlocken und in seliger, heiliger Harmonie ausklingen lassen, Nächte, in denen nichts Wunderbares unmöglich erscheint. Und in all der Herrlichkeit lebt eine feinsinnige Frau, eine Künstlerin, zu der sie spricht, in der sie lebendig wird zu einer nie rastenden, das ganze Wesen erfüllenden Schönheit. Es wächst ihr eine starke, gesunde Kraft aus der Heimaterde in die bildenden Hände, und die stolze Blüte ihrer Kunst duftet unter den Linden, die sie als Kind schon umspielt.

In dem Leben und der Heimat sieht sie die Kunst, und diese schenken ihr die Kunst. So wird alles voller Beziehungen und Anregungen. Von den Fenstern der Dichterin aus erblickt man Rauch und Qualm und hunderte von Schloten, die modernen Cyclopenwerke von Witkowitz. Und nachts flammen blutrote, grüne und blaue Feuerwellen in die Wolken. Ein Künstler kann sich kein gewaltigeres, moderneres Bild wünschen, und man begreift Meuniers Kraft, die er im Borinage für seine Kunst fand. Marie Stona sollte uns einen modernen sozialen Arbeitsroman schenken. In ihrer Heimat hat sie die äußeren Bedingungen, in ihrer Künstlerseele werden diese gewaltigen Bilder sich formen.

Im hintersten Winkel des Obstgartens steht eine alte Linde, deren ungeheurer, zerrissener Stamm Jahrhunderte überdauerte und von Eisenstangen umspannt ist. Er hat die Tage des alten Polenritters gesehen, er wird mit seinem Dufte die Enkel der Dichterin entzücken. Sie liebt den alten Baum mit geheimnisvoller Zärtlichkeit, er hat Seele für sie, und sie hält Zwiesprache mit seiner Dryade.

> Die vollsten Blüten trägt die alte Linde,
> Das ist ein Düfterausch im kleinsten Ast!
> Sie neigt sich sacht dem buhlerischen Winde,
> Sie sträubt sich murrend, wenn der Sturm sie faßt.
>
> Und höher stets die breiten Zweige ragen,
> Und mächtiger die grünen Banner weh'n . . . .
> Ich weiß, sie wird in nebelgrauen Tagen
> Einst in besondrer Schönheit untergeh'n.

„Die Schnitterinnen“ nennt Marie Stona ein Erlebnis. Es ist

ein prächtiges Gedicht, das mir sehr charakteristisch erscheint für der Dichterin Kunst und Wesen. Es fängt mit starken, leuchtenden Sonnenfarben an. Um die Mittagszeit rasten die Schnitterinnen, slowakische Mädchen, die zur Ernte gezogen kommen und im Herbste zurückeilen in die Heimat. Die Herrin tritt unter sie.

„Schau uns nicht an!“ So bittet scheu die eine
Und duckt sich. „Ach, wir sind ja so verstaubt
Und schmutzig!“
Ruft drauf ein keckes Ding:
„Ein jeder trägt die Farben seiner Arbeit.
Wir wühlen hier den ganzen Tag im Staub
Und wühlten wir in Gold, wir wären golden.“

Dann singen die Mädchen ein wundervoll übersetztes Volkslied. Sie werden zur Arbeit getrieben.

Und schweigend steht die Herrin. Ihre Hände,
Die zarten, legt sie an die ernste Stirn
Und schaut den bunten Röckchen lange nach,
Bis sie des fernen Lichtes Flut getrunken.
Dann wendet sie, in Sinnen tief verloren,
Sich ihres Hauses finst'rem Schatten zu.

Das ist wirklich ein Erlebnis, auch in der Ausführung erleben wir es. Und es entwickelt sich vor uns. Alle die Farben, Licht, Sonne, das vorüberrauschende Volkslied und dann die tiefe Nachwirkung in der Künstlerin. Im Ausklingen desselben entsteht das „Erlebnis“ aufs neue vor uns, es geht über aus dem Leben in die Kunst.

Es ist so wundervoll, langsam, ganz lässig, durch den Strzebowitzer Park zu gehen, wenn man diese Lieder gelesen, um nun alle diese Eindrücke selbst zu erleben und aufzunehmen, die uns aus den Gedichten entgegenleuchten. Dort flammen hohe Rosenhecken und sie duften heißer am Abend, in den Zweigen jubelt eine Nachtigall.

O wär' ich so schön wie der leuchtende Tag,
Um meinem Schatz zu gefallen,
O wär' ich so hold wie die Rosen im Hag',
Wär' ich die schönste von allen!

Und säng' ich mein Lied so fröhlich, so frei,
Wie Nachtigallen im Haine,
Und wär' ich so stolz wie die trutzigste Fei —
Mich lieben müßt' er und keine.

Wohl bin ich Ärmste mir scheu bewußt,
Daß Bess're sich vor ihm neigen,
Doch hab' ich ein jauchzendes Herz in der Brust,
Und das Herz, das Herz ist sein Eigen!

Und dieses jubelnde Herz ist der Künstlerin köstliches Besitztum. Sie ist entzückend, diese impulsive, jauchzende Freude, diese bebende, aufquellende Dankbarkeit für die Liebe, die ihre Lieder trägt. Und über all der heißen, süßen Leidenschaft, über diesem Jubeln und Singen ruht jener unbeschreibbare, unendlich feine künstlerische Takt in Form und Komposition, den nur die echte Begabung verleiht und zu dem weder Fleiß noch Intelligenz jemals gelangen lassen.

Seltsam reich und vielgestaltig ist die Liebeslyrik Marie Stonas. Und dieser Reichtum der Gefühle spricht sich in immer neuen Formen und Bildern aus. Die stärksten Gefühle kleidet die Künstlerin in fremde, ferngerückte Bilder. Und diese feine Objektivierung derselben in den „Nixenliedern“, dem Rattenfängercyklus, zeigt erst so recht diesen Takt und die vornehme Seele der reichen Frau.

Und doppelt reich ist diese Frau, die der Frauen liebste, heiligste so keusch und tief empfindet, die Mutterliebe.

Helenchen.

Tritt mein Mägdlein mir entgegen,
Sonnenglanz im Kindesblick,
Wollt' ich allen Himmelssegen
Heimlich streu'n in ihr Geschick.

Ach, was ist mir dran gelegen,
Ob mich selber streift das Glück,
Feg' ich nur von ihren Wegen
Jedes Stäubchen Mißgeschick!

Eine liebenswürdige, weiche Liebe spricht aus dem Cyklus „Meine Kinder“, wo sie deren drollige, kluge Aussprüche gesammelt hat und mit naiver Freude wiedergiebt. Wer die Dichterin beobachtet, wie sie umgeben von ihren beiden blühenden Kindern sich liebevoll in deren Wesen versenkt und in ihnen aufgeht, begreift die starke Kraft ihrer Kunst.

Eine wilde Größe herrscht in den Liedern des Schmerzes, der leidenden Liebe. Da flammen Zorn und Todesdrohungen auf, echte Leidenschaft wogt in den schöngeschwungenen Linien der Lieder. Und ein greller, schmerzlicher Trotz und Hohn flutet durch sie, ein rückhaltloses, ehrliches Gestehen der Täuschung.

Wandlung.

Ich habe dich groß gemacht.
Ich schrieb dir stolze Gedanken
Ins leere Hirn,
Und tausend Gefühle goß ich
Verschwenderisch in deines Innern Schale,
Daß sie überfloß
Von Wonne und Seligkeit.
Und als ich dich so göttlich reich sah,
Da liebte ich dich . . .

Doch meiner Liebe jauchzende Fülle
Vermochte das schwache Gefäß
Nicht zu tragen.
Meine Welt brach in Trümmer . . .
Erloschen ist alles;
Vorüber die Wandlung.
Ich sehe dich wieder,
Und ach!
Ich kenne dich nicht!

Eine wilde, ungestüme Sehnsucht treibt die schmerzbeladene Seele ins Traumland. Dort bilden sich ihr reiche, große Farben.

Vision.

Streu mir aufs Haupt den purpurroten Mohn
Und schließe sanft mir die verweinten Augen.
Wie sich die Sinne ins Vergessen saugen,
Ist all der bitt're Seelenschmerz entfloh'n.

Und hell umlodert's mich wie Feuerschein,
Als brächen aus dem Herzen mir die Flammen,
Aufzuckend sprüh'n sie über uns zusammen
Und einmal noch hüllt ihre Glut uns ein.

Ihre größte Kraft, ihre gesunde, stolze Kraft, dankt Marie Stona dem Heimatboden, der ihr von den ersten Tagen an vertraut ist, auf dem sie aufgewachsen ist. In stolzen Blüten erhebt sich ihre Kunst auf der Heimaterde. Und dieser Erdgeruch verbindet sich mit der reichen Persönlichkeit Marie Stonas. Und wir wissen jetzt, daß dies die breiteste, sicherste Grundlage aller Kunst ist. Sehen wir nur hinüber in den Nachbargarten der Farbenkunst, der Malerei. Auch dort erhebt sich nun das Organische zu stolzer, gefestigter Fülle. Wie lange brauchten wir zu dieser Erkenntnis, die uns ein Blick auf das Charakteristische in der Größe der Großen gezeigt hätte! Giebt es eine gewaltigere und höhere Offenbarung des Germanentums als Shakespeare oder Rembrandt? Aber es war offenbar ein organischer Fehler im geistigen Auge unserer Vorläufer, ein falscher Gesichtswinkel, und so ist die ganze verzeichnete bisherige Anschauung vom Wesen der Kunst und ihrer nationalen Forderungen zu erklären. Erst diese richtige Erkenntnis ließ uns Hans Thomas Werke verstehen. So auch die Worpsweder Maler. Sie sind die letzte Konsequenz der landschaftlichen Erkenntnisse unter den deutschen Malern. Wie Rousseau und seine Freunde nach Barbizon zogen und dort unter den Bauern lebten, so haben sich die Worpsweder auf das Land zurückgeflüchtet, aber ihre Forderungen sind noch strenger und richtiger, sie wählen sich die Heimaterde als Ziel ihrer Arbeit und ihrer Träume. Und das ist das Erste. Goethe war ein echter Franke, und Böcklin, Thoma, C. F. Meyer und G. Keller sind durchaus und ganz Alemannen, durch deren Werke der Tannenduft der Heimatberge atmet, in deren Augen der stolze, alemannische Trotz leuchtet.

Darum zogen die Worpsweder, echte Niederdeutsche, in das Moordorf am Fuße des Weyersberges, und ihre Werke gaben ihnen recht. Sie sind Zwillingsgeschwister der Stormschen Kunst.

So ist auch die Kunst Marie Stonas vom stärksten Heimatduft erfüllt. Von dem Blütenduft ihres Gartens erfüllt sind ihre Lieder. Und von dem Besonderen aus wandelt ihre Seele in das Allgemeine der Welt, um wieder zurückzukehren. So hat sich diese seltsame Frau, die so vieles gedacht hat, eine Weltanschauung geschaffen, so entstehen ihre farbenschweren Träume, ihre kunsterfüllten Visionen.

In Schönheit.

Wie die Blätter gelb sich färben,
Blau im Glanz der Himmel lacht,
Prunkt der Lindenwald vorm Sterben
Einmal noch in höchster Pracht . . .

Lehre mich die selt'ne Weise
Deiner stolzen Art versteh'n,
Und in Schönheit, süß und leise,
Untergeh'n.

Eines der größten unter den neuen Liedern ist für mich „Im Thal der Tage“. Der Geliebte hat Abschied genommen und eine wilde, fassungslose Verzweiflung ergreift das Weib.

Da fahr' ich plötzlich auf. Mir ist, als klänge
In meine Sehnsucht deine letzte Mahnung:
„Sieh', Liebesglück ist groß wie Bergeshöh'n,
Und selten schaut sie der entzückte Blick.
Im Thale rinnt das Leben, unser aller
Bescheid'nes Leben hin. Nur wer die Thäler
Mit schlichtem Herzen liebt, ist wert der Höh'n.
Drum geh', und hab' die Thäler deines Tages
Lieb!“

Und diese Mahnung gräbt sich in das Herz der Frau. Der Stunden „redliches Bemüh'n“ drängt sich um sie als „ein Heer von kleinen, grauen Geistern“. Oft hatte sie die Licht- und Höhenstrebende verachtet.

Nun nahen sie und seh'n mich freundlich an,
Und locken mich und fassen meine Hände . . .
Ich folge lächelnd, deines Wort's gedenkend,
Und geh' beglückt im Thale meiner Tage.

Das reiche Buch der „Lieder einer jungen Frau“ endet mit einem herrlichen, feierlichen Gedicht, das mich stets an den gewaltigen Künstleraufschwung Robert Schumanns erinnert.

Auferstanden!

Schwer ruht auf deinem Grab der schwarze Stein,
Dein gold'ner Name blitzt im Sonnenschein,
Der Flieder neigt sich blütenreich dir zu
Und duftet seinen Lenz in deine Ruh'.

Drei rote Rosen blüh'n in Purpurglut,
So rot war wohl dein eigen Herzensblut;

Und hell ein Singen durch die Lüfte zieht,
So süß und sehnend war dein eigen Lied.

Ich aber liege vor dem schwarzen Stein,
Mein Leben und meine Schmerzen sind ja dein.
Und plötzlich dünkt mir durch der Thränen Flor,
Als trät' ein ernster Engel still hervor,

Der sieht mich an und neigt sich sacht zu mir:
„Den du hier weinend rufst, er ist nicht hier,
Verlassen hat er längst den Erdenball —
Such' deinen Dichter in dem weiten All!"

Vergleiche ich mit dem neuen Liederbuch das frühere, das „Buch der Liebe" (3. Auflage. Wien 1897), so steht vor mir eine köstliche, erstarkende Reife, eine größere Konzentration und Straffheit. Wo ich früher an mancher Stelle ein scheues, zages Beobachten aus der Ferne sah, erblicke ich jetzt ein kraftvolles Entstehenlassen der Gedichte. Es gleiten Handlungen vorüber in seltsam starker Plastik. Und die Bilder sind jetzt größer, einheitlicher, der Jubel ist innerlicher, das Genießen der Freude klingt tiefer gestimmt, das Leid klagt wehmutsreicher, aber von der Kraft des Entsagungswillens getragen. Gewaltiger sprüht der Zorn, Haß und Rache drohen wilder, der Hohn überlegener, und hinter ihm lauert ein gewaltiger Schmerz, bereit, hervorzubrechen. In ihren Stoffen ist jetzt Marie Stona umfassender, synthetischer, eine große Lebensanschauung beginnt sich in ihrer Kunst auszusprechen. Sie drängt die Dichterin im Gange der weiteren Entwicklung wohl zum Epischen. Ich schließe das auch aus ihren letzten Studien in Prosa, kleinen straffen Stimmungsbildern, die auf Grund einer souveränen Analyse bedeutende synthetische Fähigkeiten und Reize enthalten. Marie Stona liebt das Charakteristische, Eigentümliche, bis zur Groteske Eigenartige. Sie liebt die Kleinen im Geiste, die Verschrobenen und Verkümmerten, mit der Liebe des echten Künstlers. Ihre früheren Prosabände sind voll von feinen Beobachtungen und Typen. Den Typus der Kleinstadt, wie ihn ihr die der Heimat benachbarten drei bis vier Städte bieten, hat sie im letzten derselben „Die Provinz unterhält sich" (Verlag K. Konegen, Wien 1898) festgehalten und mit Lächeln beschrieben, einem liebenswürdigen, freien Lächeln, das nicht schmerzen will. Dennoch hat man es der Dichterin arg verdacht, und eine gewisse beflissene Scheu und Aufmerksamkeit erscheint wie eine Prohibitivmaßregel. Es ist, als ob man die Gottheit versöhnen wolle, bevor sich Wolken zeigen, als ob man ihr opfere, daß sie

nicht zürne oder doch wenigstens den Blitz auf das Dach des Nachbarn senden möge.

Ich glaube, die jetzige Entwicklung Marie Stonas drängt nach einer großen, deskriptiven Prosaarbeit, einem Roman, in dem die Künstlerin den „versammelten heimlichen Schatz ihres Herzens", wie Dürer sagt, an Menschenliebe und -Kenntnis, an Naturliebe, an ethischer und sozialer Erfahrung niederlegen wird.

Doch ich mag nicht zu viel Programmreden schreiben. Ich wollte nur die paar Linien ihrer zukünftigen Arbeit ziehen, wie ich sie aus den Werken und den Gesprächen mit Frau Stona entnahm. Ihre Lyrik wird ihren weiteren Weg begleiten, ihre heimlichsten, reichsten Gefühle werden immer in Liedern sich lagern, weil diese eben ihres reichen Wesens innerstes Fühlen und Sehnen aussprechen. Und der Dichterin Marie Stona gebührt der duftende Blütenkranz, die Verehrung eines jeden, dem Schönheit und Kunst das Leben erst wert machen. Ich schließe, wie ich begonnen habe: Ecce poëta!



Deutsche Lyrik.

Welt.

O Gott, wie ist es wunderlich bestellt,
In dieser um- und umgerollten Welt!
  Allwas du liebst, legt sich in Sarg und Linnen;
  Allwas dich liebt, läßt du aus Händen rinnen;
  Allwo du Wahres suchst, ist falsches Meynen,
  Allwo du gütig bist, da mußt du weynen;
  Am Tuch der Treue weben dreyzehn Spinnen,
  Eyn Knabe kommt und blaset es von hinnen. —
O Gott, nun sag' mir, was in Staete hält
In dieser um- und umgerollten Welt?

Berlin. Ludwig Jacobowski.

Unbeschrittene Pfade.

Ich liege auf dem Rücken
im gelben Roggenfeld.
Ein Schwarm von tanzenden Mücken
in meiner durchsonnten Welt.

Es schleicht mit bebendem Schritte
ein Unsichtbares um mich . . .
als ob über Saiten glitte
gedämpft ein Bogenstrich.

Es ist, als ob mich riefen
Gestalten, müd' und bleich,
aus Kindermärchentiefen
in ihr verträumtes Reich.

Die Worte klingen so eigen . . .
Es taucht der stille Chor
aus einem Meer von Schweigen
vom tiefsten Grunde empor.

Und knieend bittet um Gnade
die Seele im stummen Gebet,
beschreiten zu dürfen die Pfade,
die noch kein Wort umweht.

Mich faßt ein zitterndes Ahnen, . . .
da stößt der Mittag ins Horn
und rollt seine Siegesfahnen
weit über das rauschende Korn.

Ohne Titel.

Mir ist, als müßten wir uns kennen
seit langer Zeit,
und weiß nicht, soll ich's Liebe nennen,
und weiß nicht, ist's nur Dankbarkeit?

Ich gab Dir heute eine Weile
das Weggeleit.
Der graue Werktag trieb zur Eile
und ließ uns beiden wenig Zeit.

Wir sprachen keine großen Dinge
und doch war mir,
als ob ich wundersam empfinge
ein heimliches Geschenk von Dir.

In jener flüchtigen Minute
empfand ich tief,
daß still in Deiner Seele ruhte
ein Glück, nach dem ich sehnend rief.

Mir ist, als müßten wir uns kennen
seit langer Zeit,
und weiß nicht, soll ich's Liebe nennen,
und weiß nicht, ist's nur Dankbarkeit?

Troppau. Victor Feldegg.

Worte.

Sag' es nicht in schnöden Worten,
Daß Dein Herz für mich erglüht;
Worte können nimmer deuten
Mir Dein engelrein' Gemüt.

Sag' es nicht in kalten Worten,
Was ein jeder Blick mir spricht;
Worte können nimmer zünden
Wie des Auges Zauberlicht.

Sag' es nicht in armen Worten,
Was Dein Händedruck mir sagt;
Wo das tiefste aller Worte
Nie sich auf die Lippen wagt. —

Indianapolis, Ind. U. S. Otto Stechhan.

Sturmwogen.

Wie der Regen an die Fenster klirrt
Immer neu,
Immerzu!
Wie der Sturm vorüberschwirrt
Wilden Ruf's,
Ohne Ruh'!
Nimmer schweigen die wilden Klagen,
Hemmt sich des mächtigen Kämpfers Jagen,
Der heulend auf nächtiger Bahn
Gegen die Fenster prallt,
Über die Felder hallt,
Wie Wogen im Ocean.

Ach, wie wohlig im warmen Raum,
In sich'rer Hut!
Draußen des Lebens wüster Traum,
Draußen des Lebens Flut:
Das wilde Ringen, das uns umfließt,
Das ich so trotzig und jubelnd begrüßt
In der mutigen Frühlingszeit,
Deß' ich noch immer nicht müd',
Solange die Kraft mir noch blüht
Und der Flug der Seele noch weit!

Horch, wie der Sturm im Kamin
Wimmernd sich fängt,
Wie er in endlosem Müh'n
Schwillt und brandet und drängt!
Nimmer gab es größere Lust,
All den Sturm zu brechen mit starker Brust..
Oder in Ruhe zu lauschen,
Wenn an dem sichern Herd,
Den uns die Liebe beschert,
Seine Flügel vorüberrauschen.

Gr.-Lichterfelde. Hermann Sieglerschmidt.

Frühlenz.

Treibende Wolken zu Haufen geballt,
Rastlos geschleudert von Sturmes Gewalt,
Taumelnde Vögel in flatternder Luft;
Das ist der Frühling! Er wirbt und er ruft,
Jauchzend in hoffender Liebe.

Keimendes Licht, Kind sonniger Glut,
Bringst du Bericht von dem endlosen Gut?
Ja, du bringst Kunde von Fülle und Glück,
Das nun der Lenz führt, der holde, zurück,
Jauchzend in hoffender Liebe.

Schauer und Schatten noch jagen dahin,
Klagendes Rauschen, wie Meiden und Flieh'n,
Brausendes Rollen, wie grollendes Fleh'n,
Mutwillig Tollen und lispelnd Gesteh'n:
Frühling voll werbender Liebe.

Celle. Marie Claudi.

Abendlied.

Wie meine alte Mutter sitzt
in starrer Qual zusammengekrümmt
die magern Hände auf den Knieen
die Blicke starr vor sich gesammelt:

mein Sohn, mein Sohn,
wer dich gebar, lud Schmerz auf dich,
lud ungeheuren Schmerz auf dich —

und nickt im Traume, wie für sich,
und singt im Traume, wie für sich,
ein ungeschicktes Schläferlied,

das schnell auf ihren Lippen stirbt.

Kampf.

Hier die dunkle Bronzevase,
deren Glanz ein Glanz aus alten Zeiten,
will ich dir zum Schmuck bereiten —
die in steilen Formen aufschießt aus dem Grunde,
wo sie in den Ewigkeiten schwimmt
und sich öffnet in vier durstigen Lippen.

Und dann nimm die weißen Chrysanthemen,
die ich dir am Tage brachte,
deren Stengel schmal und schlank sind,
schmal und schlank wie deine Blicke,
schmal und schlank sind wie von edlem Stamme,
die bei jedem Hauch erschauernd zittern.

Und wenn dann die Nächte kommen,
jene dunklen — weißt du — stummen Nächte
sollst du deinen Leib enthüllen,
und ich reiche dir den schweren Schlangenleuchter,

sollst du deiner Schönheit vor mir leuchten,
hocherhoben mit der wehen Flamme,

bis du in der Luft erschauerst,
bis du wütend deinem Schauern wehrst —

und die Viper zuckt in deinen Händen.

Heilige Weise.

O wie wunderbar, wie ruhig,
löst sich endlich mein Geist in Klarheit,
und ich schwebe, schwebe
über dem, was mich ängstigte.

O wie rein befreit von Lasten
richte ich zu dir die Blicke,
in die ausgestreckten Hände
egst du meine tiefsten Wünsche —
die ich wunschlos dort begrabe:
alle Sehnsucht will genesen,
Seufzer werden nicht mehr sein

und ich bete:
möge kein Wesen
mehr von Unglück getroffen sein.

München. Ernst Schur.





Zwei Skizzen.

Von Marie Stona.
(Schloß Strzebowitz.)

I.

Maria.

Ein Porträt nach dem Leben.

Drei Jahre lang hatten wir uns nicht gesehen, seit sie nach Zürich gegangen war, um Medizin zu studieren, durchgegangen direkt aus meinem Hause, über Wien und ihre Eltern hinweg.

Und nun sollten wir uns zum erstenmal wieder begegnen. Ich machte für Maria Toilette wie die Königin von Saba für Salomo. Mein Gott — drei Jahre! Ich wollte nicht, daß sie mit ihrer bekannten rücksichtslosen Offenheit mir sage: Bist du häßlich geworden!

In fiebernder Ungeduld erwartete ich sie. Viermal sprang ich auf, weil ich glaubte, sie müsse gekommen sein. Einmal hat ein Schneider geklingelt, dann eine Sängerin, dann weiß Gott wer — endlich ist sie es.

Sie kommt direkt aus dem Spital. Ein feiner Karbol und Jodoformgeruch steckt in ihrem grauen Kleid. Wir fliegen uns ans Herz. Sie läßt sich die Wange küssen — genau wie vor drei Jahren, und wieder frage ich mich wie damals: Hat diese Lippen noch kein Mund berührt? Wir schwatzen, wir plaudern, wir lachen, wir sind selig. Sie ist viel frischer, viel lebendiger, viel freudiger als früher. Ich erkenne sie kaum wieder. Wie grämlich lag sie damals auf meiner Chaiselongue und verwünschte alles und zerkleinerte und zersetzte alles. Sie nannte das philosophieren.

Nun ist ein fröhlicher Klang in ihr, als wäre sie aus einer Bratsche zu einem Waldhorn geworden. Ist es die Arbeit, die sie so verklärt, frage ich mich, ist es die Liebe?

„Du!“ sagte sie plötzlich. „Du bist viel ernster wie sonst. Ich kenne Dich nicht wieder.“

„Und Du viel lustiger, Maria!“

„Meinst Du?“

„Ja, — aber ich glaube vorderhand noch nicht an Deine Lustigkeit . . . .“

„Und ich nicht an Deinen Ernst!“

Wir blicken uns eine Sekunde lang überrascht an, dann lachen wir auf. Die Auguren haben sich gegrüßt.

Eines Abends nach dem glänzenden Violinkonzert von Petschnikoff war ich mit Maria in ihrem großen Studentensalon. Sie wohne viel zu elegant, warf ich ihr vor. Ein Schlafzimmer und einen Salon — welcher Student kann sich das leisten!

Sie sah verachtend auf ihre Antiken, die rings auf Tischchen und Konsolen verstreut waren. Dann setzte sie sich ans Pianino und spielte eine Phantasie von Tschaikowsky, wie sie sie heute zum erstenmal gehört hatte. So genial ist sie.

Meine Blicke überflogen das Gemach und fielen auf ihren Schreibtisch; dort grinste mich der Totenkopf an.

„Hast wenigstens einen im Zimmer, der immer lacht,“ hatte ich ihr gestern noch gesagt. Heute störte mich der bleiche Schädel. Die schwarzen Augenhöhlen richteten sich auf uns.

„Du — den vertrüg' ich nicht!“ sagte ich mitten in ihrer Phantasie. Ich bin nicht sehr musikalisch.

Da sprang sie auf, ergriff das hohle Haupt und schleuderte es in einen dunklen Winkel.

Mir graute.

Dann kreuzte sie die Hände hinter dem Nacken und begann auf- und abzugehen, wortlos, lange. Ihre Gestalt, schlank wie ein asketischer Gedanke, folgte dem langsam schleppenden Gang. Ihr Gesicht wurde immer ernster, immer stiller, sein Ausdruck immer größer, verzweifelter.

Plötzlich begann sie zu sprechen. Das war die lustige Maria nicht, die ich gefunden, das war die alte Maria, die ich vor Jahren gekannt. Dasselbe Unbefriedigte, dieselbe Verachtung, der gleiche zersetzende Geist.

„Es ist nichts, nichts Großes auf der Welt! Alles scheint klein und erbärmlich, und alles läßt sich erreichen, und wenn man's erreicht hat, sieht man, daß es wertlos ist . . . Es giebt auch keine wahrhaft großen Menschen . . . soviel Kleinheit ist in jedem . . . Eure Liebe? Hör' mir damit auf. Man weiß, was dahinter steckt. Ich werde den Ekel nie überwinden, folglich nie sie kennen lernen . . . Die Medizin? Hu, welche graulichen Dinge muß ich lernen . . . Nur eins ist wahrhaft groß: die Musik.“

Und wieder setzte sie sich an das Pianino und spielte weiche, sehnsüchtige, wilde, unwirsche Gedanken, mit schmerzvollem Antlitz, als weinte ihre Seele.

Ich trat ganz nahe an sie heran; schmeichelnd streichelte ich ihren Kopf und lehnte ihn dicht an meine Brust und war jeden Augenblick gewärtig, daß sie aufspringen und mich zurückschlagen würde. Aber nichts von alledem. Sie gab sich willig meiner leisen Zärtlichkeit hin und neigte das Haupt fester gegen mich, als thäte sie ihr wohl.

„Wann hast Du am tiefsten geliebt?“ fragte sie mich plötzlich in verschwimmender Weichheit.

„Es ist nicht lange her, vor wenigen Jahren war's . . .“

„Sehr geliebt?“

„O furchtbar. Bei der Erinnerung noch treten mir die Thränen in die Augen. Ich hätte sterben und ich hätte jeden Unsinn begehen mögen um jenes Mannes willen. Glaub' mir, Maria, es ist das Furchtbarste, einen Mann, den man so geliebt hat, wiederzusehen und nichts mehr für ihn zu fühlen. Das ist entsetzlich. Da verzweifelt man an allem.“

„Das ist Dir begegnet?“

„Ja. Er war mir ganz gleichgültig, nur seine Uhr liebte ich noch.“

„Seine Uhr?“

Ich nickte. „Die hatt' ich immer so lieb gehabt. Wir legten sie oft auf den Tisch vor uns hin und sahen den Zeigern zu, damit uns die Zeit nicht so rasch enteile . . . Als ich ihn wieder traf, da sehnte ich mich nach seiner Uhr — sonst nach nichts. Es war sonderbar. Früher, wie ich ihn liebte, fand ich ihn häßlich. Ich hatte hundert Dinge an ihm auszustellen; und als alles erloschen war, da fand ich, daß er eigentlich sehr hübsch sei. Ich entsinne mich genau, daß mir seine Stirn nicht gefallen hatte . . . . heute begreife ich das gar nicht. Früher tadelte ich mit Liebe; jetzt lobe ich mit Gleichgültigkeit. Früher stellte ich zu hohe Anforderungen an ihn — jetzt gar keine.“

„Seltsam . . . alles was Du erlebst, ist zart und blumig, und Du erlebst viel . . . Ich erlebe wenig, und das Wenige ist brutal und häßlich.“

Wieder schwieg sie, aber den Kopf ließ sie noch immer an mich geschmiegt. Dann hob sie ihn leicht und sah mich an. „Das Kleid steht Dir gut,“ sagte sie, „dieses matte, verblichene Rosa auf dem Schwarz . . . Du solltest immer so erloschene Farben tragen. Wie eine grande amoureuse aus dem vorigen Jahrhundert, so siehst Du aus . . .“

Ihre jungen, strengen Lippen lächelten eigen . . . so verloren . . . Hat dieser Mund noch nie geküßt? fragte ich mich.

In den nächsten Tagen gab ich mir Antwort darauf.

Maria ist einsam, wie sie es immer gewesen.

In diesem Weibe lebt ein Sehnen, so gewaltig, so über alle Menschen hinweg in den reinen Äther tauchend — was Wunder, wenn sie auf Erden nie ein Wesen findet, das sie solcher Sehnsucht würdig hielte. Um so mehr, da sie alles Wachsen, alles Beginnen aus geringem Anfang haßt und stets das Vollendete vor sich haben möchte, Minerva, die gepanzert Jupiters Haupte entspringt. Daß der Eichbaum einem kleinen Samenkorn entkeimte, der Strom in der Quelle seinen Anfang nahm, das weiß sie, aber sie lernt nichts daraus.

Das Leben ihrer Seele ist reich und weit wie das Reich der Musik. Viele Dissonanzen sind darin und wundervolle, urewige Melodien. Aber noch hat sich keinem diese innere Welt erschlossen. Sie verachtet die Liebe, weil sie glaubt, daß sie nur mit begehrlichen Augen blicken kann. Daß der Weg zur Liebe beim Manne durch die Sinne führt, bei der Frau die Liebe erst zu den Sinnen — das läßt viele nie zusammenkommen und jagt andere rasch auseinander. Denn wenn das Weib Liebe begehrt, begegnet es der Sinnlichkeit; und möchte der Mann sich an Liebe genügen lassen, so trifft er ein Verlangen, das ihn abstößt. —

In Maria lebt eine unerlöschliche Sehnsucht.

Mitten im Konzertsaal, im Ballsaal findet sie plötzlich den Kopf eines fremden Mannes, an dem ihre Augen sich festsaugen. Dann berührt sie leicht meine Schulter. „Du — schau den! Der ist schön!“

An seiner Schönheit berauscht sie sich. Sie legt ihr ganzes Empfinden in die Linien des fremden Gesichtes; sie zittert in seinem Schmerz, sie jubelt in seiner Lust. Sie vergißt die ganze Umgebung. In solchen Momenten wird sie selbst wunderbar schön. Ein heiliger Stolz thront auf ihrer Stirn, ihre Augen flammen, ihre feuchten Lippen öffnen sich wie zu einem heimlichen Ruf . . . Sie träumt sich an das Herz des Unbekannten. Die Melodien in ihrem Innern erwachen, wie wenn eine unsichtbare Hand die Saiten berührte . . . ihr ist, als habe sie endlich die Zwillingsseele gefunden, die die ihre verstände, der sie entgegenjauchzt, die sie seit Jahrtausenden sucht . . .

Steht der Fremde auf und mustert gleichgültig die Menge, so ahnt er nicht, daß er für Augenblicke ein König ist in einem wundervollen Reich. Doch treffen seine Blicke die ihren, erlischt der Zauber. Sie sieht nicht mehr den Herrn, den Gebieter in ihm, den Gott, der sie erlösen könnte, sie sieht nur — das Männchen, und traurig senkt sie ihr Haupt.

II.

Die zwei Bettler.

Eine Dorfstudie.

Gallus und Feschar lebten seit Jahren vom Gnadenbrot der Gemeinde, das sie sich zweimal wöchentlich zusammenbetteln durften.

In ihre Lumpen gehüllt, zogen sie von Haus zu Haus. Doch nie miteinander. Sie vertrugen sich nicht. Es gab immer Neid zwischen ihnen, bald wegen eines Schnäpschens oder einer Speckrinde oder eines Trunkes Kaffee und was dergleichen Lichtpunkte mehr waren in einem echten, rechten Bettlerleben.

Der alte Gallus war in seiner Jugend landwirtschaftlicher Arbeiter gewesen; da er stets nur soviel verdient hatte, wie er für sein Leben brauchte, trat er an dem Tage, mit dem seine Arbeitsunfähigkeit begann, aus dem vierten Stand in den fünften, den Bettelstand.

Er trug sein Los nicht ohne Groll und doch mit einer gewissen Würde. Er war kein Landstreicher, beileibe nicht! An jedem Montag und Donnerstag morgen machte er vor seinem Rundgange sorgfältig Toilette. Er flickte seinen Rock, wusch sich und strich sogar mit dem Fragmente eines Kammes sein Haar glatt.

Ich bot ihm einmal an, ihm tägliche Mittagskost zu schicken. Doch er schüttelte den Kopf. „Das geht nicht, Frau. Das kann ich nicht annehmen. Die Leute würden mich sonst für einen wirklichen Bettler halten!“

Er gab sehr viel darauf, was die Leute von ihm sagten, und er war ängstlich bemüht, eine geachtete Stellung einzunehmen. Nie würde er Gemeinschaft gehalten haben mit Feschar, der in seinen Augen ein Lump war.

Feschar, obgleich bedeutend jünger als Gallus, war durch jahrelanges Siechtum in der Arbeitskraft gelähmt. Er war der Gebeugte, der Bescheidene. Er kannte keinen Stolz mehr, nur Ergebung und Resignation. Vor langer Zeit, ehe sein Leiden ihn ganz zu Boden gedrückt, hatte er das Amt eines Kuhhirten versehen; später kam er zum Gänsejungen herunter.

In seiner Jugend soll er ein rechter Thunichtgut gewesen sein, ein Trinker und eine Art Roué des Dorfes. Die letztere Sünde verziehen ihm die frommen alten Jungfern nie. Je frömmer so eine Jungfer war, um so erbarmungsloser verurteilte sie ihn.

Ich wunderte mich oft, den armen Feschar nie im Küchenzimmer

zu sehen. Während Gallus stets ein Viertelstündchen lang die erstarrten Glieder auf einem Sessel ruhen lassen und unverfälschten Küchenduft einatmen durfte — eine Art Luftmahlzeit —, erhielt Feschar sein Almosen stehend im Vorhause. Dort richtete er einmal demütig die flehende Bitte an mich: „Ach, lassen Sie mir die Milch herüberreichen, die die Katze stehen gelassen hat . . .“

Das hätte Gallus nie gesagt. Aber der Hunger des Feschar gab sich natürlicher.

Später erst erfuhr ich, warum der Sieche in meinem Hause so schlecht behandelt worden war. Köchin Marianka, die allsonntäglich zweimal zur Kirche läuft, konnte ihm die Sünden nicht verzeihen, die er vor vierzig Jahren begangen haben soll.

Ja, als er beinahe schon ein toter Mann war, in den letzten Wochen seiner Agonie, umging sie heimlich den Auftrag, ihm Essen zu schicken. „Der schlechte Mensch bekommt nichts von mir!“ rief sie zwischen Altar und Beichtstuhl.

Zum Glück hatte die Erzieherin meiner Tochter keine so streng moralischen Grundsätze. Sie brachte es über sich, an jedem Morgen den Verschlag zu betreten, in dem der Schwerkranke sein Ende erwartete, und ihm die Wartezeit mit Kaffee und Kuchen zu verkürzen. „Die muß eine schwere Sünde abzubüßen haben,“ meinten die Leute.

Manchmal sprach sie auch mit seinen entfernten Verwandten, die stets um seine Erlösung beteten und dabei an die eigene dachten. Sie begriffen nicht, warum der liebe Gott ihn noch immer nicht zu sich nehmen wollte! Das große Versorgungshaus des Himmels ist eine gar so wohlthätige Einrichtung.

Eines Tages ging Fräulein Klara zu einer tonangebenden Persönlichkeit im Dorfe. Sie stellte ihr die trostlose Lage Feschars dar und fragte, ob die Armenkasse ihn nicht mit einem Zuschuß versorgen könne.

„Geben wir dem einen, so werden viele andere böse. Es ist am besten, man giebt keinem, um nicht erst Zwietracht zu säen,“ lautete die verständige Antwort.

Doch hatte die Fürsprache trotzdem einen Erfolg. Es wurde aus den untersten Schichten der Bevölkerung ein Mann gewählt, dem die Pflicht oblag, dann und wann nach Feschar „zu sehen“. Er beschränkte sich vollkommen auf dieses Amt.

Die Mildthätigkeit sämtlicher Stände dem ehemaligen Gänsejungen gegenüber erweckte den ingrimmigsten Neid des alten Gallus.

So oft er Fräulein Klara als Landgräfin Elisabeth die Dorfstraße

hinabeilen sah, fehlten ihm zum Zähneknirschen nur die Zähne. Ihm brachte niemand Leckerbissen! Er mußte sich von Haus zu Haus schleppen. Und doch, wie gerne schleppte er seine kranken, morschen Glieder von Küche zu Küche!

Aber es ging abwärts mit ihm; das erkannte man an der Art, wie er sich vernachlässigte.

Ich erschrak, da ich ihn kürzlich erblickte. Eben fuhren Gäste bei uns vor, als seine verfallene, zerlumpte Gestalt in das Hofthor wankte. Sogleich bedeutete ich dem Diener, ihn zu entfernen. So ein Wahrzeichen lebendigen Elends sieht niemand gern. Es präsentiert sich wie ein Wechsel an die Menschheit, der nicht eingelöst worden ist, und flößt eine Art Grauen ein gleich einer ungeheueren Mahnung.

Am nächsten Tage bestellte ich, um mein Gewissen zu beruhigen, einen neuen Anzug für den alten Bettler. Ich suchte einen warmen, dunkelbraunen Stoff aus und bat den Dorfschneider, sich nur ja zu beeilen.

Er versprach, sein Möglichstes zu thun. In fünf Tagen, Mittwoch, sollte alles fertig sein. So konnte Gallus schon am nächsten Donnerstag, herrlich ausgestattet, seine Besuchstournée beginnen.

Der Greis war überglücklich. Wie er mir dankte! Ich schämte mich. Die Aussicht auf neue Kleider verlieh ihm ein letztes Aufflackern von Stolz und Würde. Er ging selbst mehrmals zum Schneider und gab dies und jenes an. Den Rock wollte er wattiert haben und recht dunkel gefüttert.

Donnerstag früh stand ich lange am Fenster und wartete auf den Alten. Es wurde spät — er kam nicht.

Nachmittags schickte ich zu ihm. Er sei krank, meldete der Diener, habe seine Thür versperrt und lasse niemanden zu sich herein.

Und krank blieb er nun, ein freiwilliger Gefangener. Das bißchen Essen ließ er sich durch das Fenster reichen. Leute, die „nach ihm sahen", erzählten, daß er den neuen Anzug neben sich ausgebreitet liegen habe, ihn immerfort streichle, betaste. . . . Jeden, den er erblickte, jagte er fort. Am sechsten Tage starb er.

Ich vermutete, daß er anfänglich nicht aufgestanden sei, um die neuen Kleider zu schonen, daß er seine Thür so ängstlich verschlossen gehalten, damit sie ihm nicht geraubt würden, daß er endlich sogar starb, um im Grabe schön und sauber angethan zu ruhen.

Aber bei dieser Rechnung vergaß er die Habgier der Menschen. Er hatte keinen Freund gehabt, aber der Erben besaß er genug. Sie

entrissen dem Toten den so ängstlich gehüteten Schatz und hießen ihn in seinen alten Lumpen der Auferstehung am jüngsten Tage warten.

Nun, da senkten sie wenigstens ein reiches Leben mit ihm in die Tiefe. . . . .

Am nächsten Morgen folgte Feschar dem Gallus im Tode, wie aus Neid, als gönne er ihm nicht allein den letzten Frieden.

Merkwürdig übrigens, daß man noch sterben kann, wenn man jahrelang nicht gelebt hat!

Ich war in Wien, als diese Ereignisse eintraten, die die Gemeinde mit einem Male von drückenden Lasten befreite.

Zu Hause angekommen, suchte ich vergeblich zu erfahren, wann die Verstorbenen beerdigt worden seien. Niemand wußte es. Ob der Pfarrer dabei gewesen wäre? Auch darüber konnte oder wollte mir keiner Auskunft geben.

So ging ich denn zum Herrn Lehrer. Dieser, ein freundlicher, gutmütiger Mann, gab mir bereitwillige Antwort.

„Der Herr Pfarrer? Nein, der war nicht anwesend. Das kann man vom Herrn Pfarrer nicht verlangen, die Kirche ist eine halbe Stunde entfernt . . . Wer weiß, ob er überhaupt etwas gewußt hat . . . Die Gemeinde aber kann kein Begräbnis bezahlen, das kann man von ihr nicht verlangen, genug, daß sie die Särge bezahlen mußte. Sechs Bretter? Nein, nur vier waren's und zwei Brettchen zu Kopf und Füßen . . ."

„Also eigentlich Kisten —"

„Übrigens waren beide Verstorbene gottlose Menschen; sie sind nie zur Beichte gegangen und haben sich auch nicht versehen lassen" — das that dem Gewissen der Gemeinde förmlich wohl — „man war darum auch gar nicht verpflichtet, ihnen ein kirchliches Begräbnis zu geben . . . Wer bei der Beerdigung gewesen? Nun, die vier Männer, die die Särge auf den Friedhof getragen haben, und der Totengräber, der sie —"

„Verscharrte."

Ich ging auf den Friedhof.

Gleich bei den Selbstmördern, im letzten Winkel liegen die beiden Gräber. Sie sind unschwer zu erkennen an den großen Erdschollen, die in wirrem Durcheinander sie bedecken, als hätte Unmut, wenn nicht gar Haß sie zusammengeworfen.

Feschar war gleich am zweiten Tage nach seinem Tode begraben worden, zugleich mit Gallus. So ging es in einem. Die Armen haben

es eilig, aus den Reihen der Lebenden hinwegzukommen, um im Schoße der Erde dauernde Unterkunft zu finden.

Hier ruhen sie nun Seite an Seite, die beiden Bettler des Dorfes.



Aphorismen.

Von Leo Berg.

(Berlin.)

II.

Von Frauen und Liebe.

1.

Nichts ist charakteristischer für die einseitige und hochgeschraubte Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft, als die übertriebene Vorstellung, welche man sich im allgemeinen von der Liebe, dem Lebensprinzip der Frau, gemacht hat. Der größte Teil der Menschheit kann sich überhaupt nichts mehr ohne Liebe erklären. Sie ist das allgemein Menschliche schlechtweg. Sie erklärt alles, sie rechtfertigt alles, sie giebt für alles mildernde Umstände, sie entschuldigt und heiligt alles. In der Litteratur ist sie das einzige, immer aber das letzte Motiv, das Motiv kat exochen, Ursache und Erklärung aller Dinge. Andere Leidenschaften werden gar nicht mehr allein verstanden, sie müssen durch die Liebe erklärt und gestützt werden. Aber es kann auch das Wahnsinnigste und Überspannteste durch ein Liebesmotiv begründet werden. Und wie in der Kunst, herrscht sie in der Moral. Kein Verbrechen, und das will immerhin in unserer „moralinsauren“ Gesellschaft schon etwas sagen, das nicht begreiflich, ja, sogar entschuldbar wäre, wenn Liebe das Motiv. Wir haben kein Verständnis mehr für das politische Verbrechen, für das Verbrechen aus religiösem Wahnsinn, für die That aus Zorn, Rache, Stolz, Ruhmsucht und haben höchstens eine matte Verteidigung für das Verbrechen aus Not. Aber die Verbrechen aus Liebe, Verbrechen, die um das Weib eine Gloriole schlagen, ja, die verstehen wir und würdigen wir vollkommen! z. B.: Wenn einer aus Eifersucht seinen Freund heimtückisch ersticht oder sonst zu

Grunde richtet! Selbst Mord aus gekränkter Liebe, besonders, wenn eine Mörderin vor Gericht steht, wird heute schon von unseren Herren Geschworenen Handschuhmachern freigesprochen! Und nie wird einem Verbrecher sonst so viel Teilnahme entgegengebracht. Es ist dabei immer das Weib das rechtfertigende Motiv. Man ist schon halb entschuldigt, weil man liebte. — Alle unsere Tugenden sind von der Natur der Frau abstrahiert. Vor allem das Liebesideal ist vom Weibe genommen.

2.

Frauen beglücken. Die Frauen gleichen den meisten Regierungsvertretern; sie deduzieren: wer uns hat, der ist glücklich, muß glücklich sein. Wer es nicht ist, hat es sich selber zuzuschreiben, dann ist er ein Ruchloser oder ein Idiot. Die dummste und simpelste Frau darf sich unverstanden fühlen, und selbst die häßlichste und niedrigste hört nicht auf zu beglücken, wenn sie liebt; und es hat noch keine Regierung gegeben, welche nicht von der Voraussetzung aus gedacht, geurteilt, gehandelt hätte, daß sie ein Segen sei und eine Himmelsgabe. Wer das nicht einsah, hat ihnen noch immer sittenlos und revolutionär gegolten. —

Die moderne Frau hat also ein völlig ausgebildetes aristokratisches Bewußtsein; ihre Herrinnen-Moral ist es, die den Mann degeneriert hat. Und es ist so wenig wahr, daß Frauen- und Sklaven-Moral identisch oder verwandt seien, daß vielmehr mit ins Programm der modernen Geistererhebung die Emanzipation vom großen Pantoffel aufgenommen wurde. Daß Frauen selbst diesen Kampf mitkämpfen wollen, daß es Damen der Gesellschaft sind, welche sich mit an die Seite der Schopenhauer, Nietzsche, Tolstoi, Zola, Strindberg stellen, ist nicht die kleinste Heuchelei und Verwirrnis modernen Geisteslebens, im besten Falle ist es ein niedliches, zuweilen auch liebenswürdiges — Mißverständnis.

3.

Wenn der Apostel Paulus recht hat, daß jede sinnliche Freude am anderen Weibe, jeder fremde ästhetische Genuß schon Untreue des Mannes ist (und er hat recht), dann ist es auch Untreue des Weibes, wenn es sich am Geiste eines anderen, als ihres eigenen Mannes erfreut, geistig wo anders genießt. Eine strenge Monogamie, die sich nicht auch auf den Geist bezieht, wenn nicht die Frau auch intellektuell monogam lebt, ist nichts anderes, als ein weibliches Privilegium.

4.

Im Altertum wurde die Frau unterdrückt vom Manne, der ihre Natur nicht verstand; im Mittelalter von der Moral, die ihre Natur nicht gelten ließ; heut' wird sie unterdrückt von der — Frau selbst. Denn sie negiert sich und will selber Mann sein. Dabei aber wird es ihr am schlimmsten gehen. Denn da ihr dies edle Bestreben nicht gelingt, sie aber nun ihrerseits in heiligem Unverständnis (das Unverständnis ist immer heilig) die Natur des Mannes zu negieren sucht, so wird ihr schließlich das wichtigste fehlen, was sie zu ihrer Erfüllung braucht: der Mann.

5.

Die Kritik des Weibes ist die Kritik der Erwartung, und gewöhnlich — der Enttäuschung; und deshalb ist es die anspruchsvollste, hoffnungsvollste, die stechendste, die unglücklichste und gefährlichste Kritik. Unsere Theater- und Litteraturkritik ist zum guten Teile vom Weibe genommen, sie ist feministisch und deshalb schwer zu befriedigen. Es ist die Kritik der Erwartungen, der Lust-Erwartungen, mit denen unkünstlerische Naturen an die Kunst herantreten.

6.

Die meisten modernen Frauen wollen keine Frauen mehr sein, aber sie wollen alle Vorteile und Vorzüge des Frauentums für sich in Anspruch nehmen.

7.

Eine Frau, die schreibt, malt, meißelt und sonst in die Öffentlichkeit tritt, hat schon ihre zarteste Scham und Keuschheit verloren. Das ist zunächst nicht gegen die Frau, sondern gegen die Öffentlichkeit gesagt. Wie kann ein Weib intakt bleiben, das sich in den Kampf und den Schmutz unseres öffentlichen Lebens begiebt? Schließlich war die Öffentlichkeit nie eine reine Jungfrau, — und öffentliche Weiber hießen ehemals die Dirnen. Die Öffentlichkeit ist immer, und also auch heute noch, die weibliche Gefahr schlechthin. Sich persönlich aber verstecken hinter seinen Werken, ist nur eine Unwahrheit, und folglich eine Gemeinheit mehr im öffentlichen Leben. Denn der Künstler giebt sich preis, sich und seine Scham, seine Tiefe und sein Geheimnis. — Nicht das wissende, sondern das öffentliche Weib ist das unkeusche Weib, es ist sogar die Unkeuschheit selber, wenn es nicht etwas noch Schlimmeres ist, nämlich die Verlogenheit selbst. Gleich hinter der Schwelle des

Hauses liegt die Fußangel, in der sich des Weibes Ehre und Scham verirrt, es sei denn, daß ein Wunder wirkt, in welchem Falle aber das Weib gleich an der nächsten Straßenecke strauchelt.

8.

Die modernen Frauen verachten vielleicht am tiefsten den Philister, aber sie verlangen von ihrem Manne oder Liebhaber, daß er sich für sie verphilistere.

9.

Das Kind ist der beste Schild der Frau, und an ihm prallen alle Angriffe der Welt ab.

10.

Das Weib ist so lange Kind, bis es liebt; erst durch die Liebe wird es zum Weibe und erst durch die Mutterschaft zum Menschen.

11.

Wohl sind die Frauen treuer als die Männer, im Leben wie in der Liebe, dafür sind die Männer aber auch nicht so treulos.

12.

Die Frau, die keine Kinder liebt, ja, die im Kinde nicht ihre Reinigung und Erhebung sieht, ist um ihre letzte Scham gekommen. Alle Weiber mit der Kinderscheu sind Entartete oder gar Verbrecher. Ein Weib, das zum Kinde keine Beziehung hat, ist um sein bestes Menschtum betrogen und immer um sein Glück. Im Kinde erholt sich das Weib vom Manne. Das Kind ist sein Feiertag nach dem großen Kriege, den man Liebe nennt.

13.

Die Kultur der Alten ging hervor aus einem starken Vater- und Autoritätsgefühl, die der neueren Zeit aus einem starken Liebhaber- und Anbetungsgefühl; die der Zukunft vermutlich, die ja unter dem Zeichen der großen Pantoffeln stehen wird, aus einem erweiterten Mutter- und Fürsorglichkeitsgefühl. (Schluß folgt.)





Der Katholizismus und die neue Dichtung.

Von Ernst Gystrow.

(Leipzig.)

V.

Dickens und kein Ende.

Die in Charles Dickens nicht nur einen liebenswerten, sondern einen der tiefsten und reichsten Künstler überhaupt verehren — und ich bekenne mich selber zu dieser Gemeinde —, befinden sich neuerdings in der Gesellschaft des Katholizismus. Seit den Anfängen der litterarischen Inferioritätsdebatte ist der große Humorist, wer weiß, wie oft, von der klerikalen Journalistik zitiert worden; die ‚Köln. Volksztg.' durfte uns offiziös verraten, daß die Patres von der S. J. nichts heißer ersehnen, als einen deutschen Dickens. Man thut also den Katholiken bitteres Unrecht, wenn man meint, ihre belletristischen Bedürfnisse gingen über Karl May und die Brackel nicht hinaus. In aufrichtigen Stunden geben sie zu, daß diese Leuchten das litterarische Dunkel doch nur recht matt erhellen und ergehen sich in dem wonnigen Vorgefühl, wie schön alles werden könnte, wenn das deutsche Volk die Kraft hätte, einen Dickens hervorzubringen; oder, mit Herrn J. Ming christlich zu sprechen: wenn der Himmel uns einen solchen Dichter bescheren wird.

Der Wunsch macht an und für sich dem katholischen Gottvertrauen ebensoviel Ehre, wie er das katholische Kunstverständnis kompromittiert. Wieder kehrt in der Kulturgeschichte nur der Durchschnittsmensch; starke Persönlichkeiten, ob Politiker, Denker oder Künstler, sind zum Glück einzigartig, und wenn sie in einer anderen, als eben ihrer Rasse, Sphäre oder Zeit sich wiederholen, so handelt es sich ausnahmslos um allerärgstes Epigonentum. Im Genie ist das Charakteristische so sehr das Wesenhafte, daß es gar nicht wegzudenken ist; denn was dann als Typisches noch zurückbliebe, hätte sicher mit der genialen Zeugungskraft nichts mehr zu thun, sondern würde auf die allgemeinsten Lebens-

verrichtungen beschränkt sein. Aber sehen wir davon selbst ab. Geben wir zu, daß in einer so wenig rosigen Lage, wie es die der katholischen Litteratur ist, Wünsche und Hoffnungen sich leicht über die Schranken des nach aller Erfahrung Möglichen und Ersehnungswerten hinwegsetzen: was steckt dann wohl dahinter, wenn gerade an Dickens — den Protestanten — sich die kunstmessianische Sehnsucht hängt? Es kann doch unmöglich nur die Thatsache sein, daß Dickens' Schöpfungen für Glauben und Sitte in jeder Beziehung unanstößig sind; es muß doch neben diesem Negativen, das ja zweifellos stark mitwirkt, auch etwas Positives, etwas zu der künstlerischen Eigenart Gehöriges sein, denn andernfalls verzichtete die katholische Kritik und Kunstbetrachtung völlig auf jeden höheren Gesichtspunkt, außer den dogmatischen und moralischen, und es wäre nicht verständlich, warum sie nach einem Vorbilde so weit außer Landes auf die Suche gehen sollte. Diesem Positiven ein wenig nachzuspüren, kann für die Psychologie des katholischen Kunstgeschmacks nicht ohne Wert sein; vielleicht auch stürzt dabei noch die letzte Säule, auf die der Katholizismus seine Hoffnungen und Ansprüche auf litterarische Parität im deutschen Kulturleben gestützt hat.

Eine Deutung des Humors hat bis heute noch niemand zu geben vermocht — abgesehen natürlich von der über alles unterrichteten hegelianischen Ästhetik. Unter den Haupttitel des Komischen läßt er sich keinesfalls ohne Rest einstellen; vielfach scheint es gar nicht die Komik, sondern die Tragik kleineren Stiles, die „Eintagstragik“, wenn ich es so nennen darf, zu sein, die ihm als Vorwurf dient. Vielfach, nicht immer; und gerade Dickens hat diese Enge durchbrochen, um das ganze soziale Leben und Leiden dem Humor zugänglich zu machen; durch ihn erfuhr der Humor eine derartige Ausweitung und Vergeistigung, daß nach ihm keiner der alten Deutungsversuche mehr paßt. Jedenfalls scheinen Sphäre und Zeitpunkt verhältnismäßig wenig die humoristische Lebensansicht zu verrücken, während die Rasse, das Volk, als stärkstes Bestimmungsstück hervortritt. Die Ansicht ist nicht so selten, daß die Antike und auch das Romanentum mit ganz vereinzelten Ausnahmen überhaupt keinen Humor besitzt, daß dieser vielmehr etwas Germanisches sei. Bei aller Übertreibung steckt viel Wahrheit darin. Aber innerhalb dieses großen Kreises sondern sich wieder zahllose kleine: Mark Twain langweilt uns oft dort, wo die Yankees ihn entzückend finden, die von uns am meisten geliebten Schöpfungen Dickens' stehen den Engländern fast durchgehends erst in zweiter Reihe, und in Österreich steht man nicht nur Reuter, sondern auch Raabe und Fontane einfach ratlos

gegenüber. Der Humor ist also recht partikularistisch, innerhalb dieser Enge aber wieder klassen- und ständelos; der Junker, der Bourgeois, der Bauer, der Arbeiter sind im übrigen durch unermeßliche Klüfte getrennt — einen wesentlich verschiedenen Humor haben sie nicht, und wer ihn recht reichlich besitzt, ist immer der bei allen populäre Mensch.

Eine Weltanschauung ist der Humor nicht. Weltanschauungen entfalten sich am reichsten in der Einsamkeit der Natur oder im Zusammensein mit geliebten Wesen. Zur humoristischen Betrachtung aber gehören vor allem Menschen, und Menschen, die uns nicht unmittelbar, nicht durch Wahlverwandtschaft, nahe stehen. Es ist kein Zufall, daß die großen schöpferischen Geister in Philosophie und Religion: Buddha, Moses, Platon, Jesus, Mohammed, Spinoza humorlos waren. Sie alle wollten den Menschen als Glied eines Höheren, dem er sich einzuordnen habe, gesehen wissen, alle Dogmatiker und Idealisten zugleich. Die Weltanschauung, innerhalb deren der Humor meistens sich bewegt, ist das gerade Gegenteil, ein skeptischer Realismus; d. h. eben der Rückzug auf die Lebens- und Menschenbetrachtung. So überraschend es aber scheint: die Kirche steht Skeptikern und Realisten immer noch mit der größten Duldung, ja, Sympathie gegenüber. Goethe hat das haarscharf getroffen: „Von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten zur Last." Die dogmatischen Geister, sofern sie nicht wie Leibniz mit der Kirche paktierten, ja, auch die erkenntnistheoretisch-dogmatischen, wie Kant, sind einfach Atheisten. Der Skeptiker, dessen Erkenntnistheorie damit endigt, daß alle Erkenntnis sich im Kreise der Erfahrung bewegt, und darüber hinaus eben nur die Spekulation ist, legt — konsequent — der religiösen Lehre nichts in den Weg; sie steht ihm theoretisch so hoch wie alle Metaphysik, und praktisch steht sie ihm als Realisten jedenfalls sehr viel höher. Was könnte eine theologische Dialektik nicht für die Offenbarung alles ableiten aus Humes Kausalitätslehre, in der die notwendige Kausalverknüpfung zur gewohnheitlichen aufgelöst wird?

Allerjüngst hat O. J. Bierbaum — in einer gelegentlichen Bemerkung — unter den Kriterien des Künstlertums auch den „Humor als Weltanschauung" aufgezählt. Begreiflich genug bei jemandem, der zum mindesten glaubt, ein Humorist zu sein. Dennoch wird jene Phrase unhaltbar, sowie man darauf verzichtet, mit dem Worte „Weltanschauung" beliebig herumzuwirtschaften. Wer freilich — wie unsere Tagespresse leider vielfach — von liberaler oder antisemitischer Weltanschauung redet, dem mag auch die humoristische gegönnt sein; wer

aber philosophische Worte nicht gedankenlos benützt, wird angeben müssen, wie er die Einbeziehung des Kosmos in eine humoristische Betrachtung sich vorstellt. Doch wohl einzig auf dem Wege der völligen Subjektivierung, der Widerspiegelung in einer humoristischen Figur, wie Jean Paul im Walt seiner „Flegeljahre“ es gethan; aber selbst das ist ein Wagnis, das nur der geniale Takt des Vollkünstlers bewältigen konnte — und auch Walt streift mehrfach die Grenze, an der das Humoristische ins Lächerlich-Verrückte umschlägt. Das Objekt des Humors ist eben der Mensch in seinen sozialen Beziehungen, und das Objekt par excellence jene Gruppe, die man kommentarlos als die der „kleinen Leute“ bezeichnen darf. Menschen, die keinen Kampf großen Stils führen, die sich mit den Eintagskleinigkeiten abrackern, die bei kleinen Leiden und kleinen Freuden Thränen vergießen, große Freuden kaum je kennen lernen und über großem Leid zu Säufern werden oder sich — aufhängen. Freytags Humor sprudelte in diesem Kreise, wo man sich „wie des Färbers Gaul nur im Ring herumdreht“, und versagte, sowie er ihn überschritt. Dickens ist aus ihm herausgetreten; allein uns Deutschen ist er da der größte Humorist, wo er kleinbürgerlich ist, und für die „Pickwickier“ mag daran erinnert sein, daß es auch ein geistiges Kleinbürgertum, so gut wie eine geistige Aristokratie, Bourgeoisie und Proletariat giebt. Von dem einzigen humoristischen Roman, den die deutsche Moderne uns geschenkt hat, von Bierbaums „Stilpe“, kann man sagen, er sei geradezu der Roman der geistig-künstlerischen Kleinbürgerei, und Daudet hat in seiner „Stütze der Familie“ den ökonomischen und den geistigen Kleinbürger nebeneinander gestellt — nicht eben zum Vorteile des letzteren. Und wenn Dickens so oft der Dichter des Mitleids genannt wird, so stimmt das trefflich mit allem bisherigen zusammen; denn das Mitleid ist der kleinbürgerliche Hauptaffekt; die Religion des Mitleids, das Christentum, ist die Religion der kleinen Leute, und wenn das Kleinbürgertum eine Philosophie brauchte, so würde ihm — ich wage die Behauptung — der Mitleidsphilosoph Schopenhauer am nächsten stehen.

Was aber der Kirche ganz besonders am Herzen liegen muß: Glaube und Sittlichkeit — im orthodoxen Sinne — wurzeln am tiefsten in den kleinbürgerlichen Schichten. Ein atheistisches Kleinbürgertum ist noch nie dagewesen. Höchstens in einer letzten Entartungsform, die man als Lumpenproletariat bezeichnet hat. Der Kleinbürger ist skeptisch aller Geisteskultur: Wissenschaft, Philosophie, Litteratur, Kunst gegenüber; an Religion und Moral aber tastet nicht so leicht sein Zweifel.

Er ist fromm und anständig. Denn in diesen beiden Eigenschaften gipfelt die Ausübung des überkommenen Glaubens und der überkommenen Sitte. Frömmigkeit und Anständigkeit sind der sichere Paß fürs Himmelreich. Und so ist es leicht begreiflich, daß der Kirche eine Litteratur sympathisch sein muß, die sich die Darstellung — und zwar nicht die verspottende, sondern gerade die verklärende Darstellung des Kleinbürgertums zum Vorwurf nimmt und die darum, ebenso wie ihr Objekt die frömmste und anständigste Gesellschaftsschicht, naturgemäß auch die frömmste und anständigste Litteratur ist: die humoristische.

Danach scheint unsere Erörterung doch wieder nur zu jenem eingangs erwähnten Negativen zurückzuführen: der Unanstößigkeit humoristischer Schöpfungen. In der That liegt aber die Sache anders. Die Humoristen, und Dickens allen voran, sind nicht fromm und anständig, weil Glaube und Sitte in ihren Werken nicht verletzt werden, sondern sie sind es in dem eminent positiven Sinne, daß ihre Dichtungen eine wahre künstlerische Verklärung von Glauben und Sitte bedeuten. Und zwar, was eben den feinspürigen Patres der S. J. nicht entgangen ist, bieten sie Frömmigkeit und Moral nicht in Form einer äußerlich angequälten Tendenz, sondern als das innere Lebenselement und Lebensideal, als den tiefsten und beständigsten Lebenswert der von ihnen dargestellten Menschen. Diese Verinnerlichung ist natürlich beim größten humoristischen Dichter am vollendetsten; Frömmigkeit und Moral, bei den Koryphäen der deutschen katholischen Belletristik meist sehr periphere Garnierungen, sind bei Dickens die Brennpunkte geworden, in deren Felde sich die übrigen Kunstmittel bewegen, die der Künstler in so reichen Schätzen und so feinen Abstufungen besitzt.

Man könnte sich also der katholischen Dickensverehrung nur freuen, als eines Anzeichens dafür, daß der Kunstgeschmack der deutschen Katholiken doch noch nicht ganz den instinktiven Takt verloren hat, der trotz aller Gelehrsamkeit und Belesenheit schließlich immer wieder die sicherste Zauberrute zur Sonderung des künstlerischen Goldes von minder echten Schätzen bleibt. Allein, die Freude trübt sich bedenklich, wenn man die Formen betrachtet, die jene Verehrung angenommen hat: das Ausspielen Dickens' gegen die ganze klassische und moderne Weltlitteratur und die brünstige Sehnsucht nach einer Kopie des gestorbenen Originals.

Wenn jeder Vergleich zweier künstlerischer Individualitäten von vornherein mißlich und selbst für den feinsten kritischen Takt gefährlich ist, so potenziert sich die Bedenklichkeit einfach zur Unmöglichkeit, wo

man etwa versucht, humoristische und andere Künstler nebeneinanderzustellen. Die humoristische Form der Menschenbetrachtung ist vielleicht die allersubjektivste, die sich denken läßt — natürlich nicht hinsichtlich des Alltagshumors, sondern des künstlerischen gesprochen. Sie ist so wenig einer Objektivierung fähig, daß eben nicht nur jeder bisherige Versuch, den Humor ästhetisch zu abstrahieren, mißglückt ist, sondern daß sogar Leute kommen konnten, die dem Humor künstlerische Vollwertigkeit absprachen: unter anderen Goethe, der Zeitgenosse eines Jean Paul. Nun mag man über diese Stellungnahme urteilen wie man will — mir beweist sie, wie schwer Goethe das Verständnis anders gearteter Naturen fiel —, so unterliegt sie doch immer noch der ernsthaften Diskussion. Aus der scheidet aber ganz erbarmungslos aus, wer im Humoristen den Normalkünstler, den Vertreter eines vorbildlichen Schaffens, sozusagen d e n Künstler erblickt. Wenn zwei sich darüber streiten, ob Goethes oder Schillers Menschengestaltung die richtigere sei, so beweisen sie allenfalls nur einen Defekt an Kunstverständnis, wie aller Personenkult ihn aufweist; wenn aber ernste Leute ernsthaft versichern, nicht Goethe und nicht Schiller, sondern Dickens sei der ideale Menschenformer, so ist denen eben überhaupt noch nicht der leiseste Schimmer über das Wesen der Kunst aufgegangen. Das mag schmerzlich sein für die Patres S. J. und alle, die ihre Melodie nachpfeifen — aber es ist wahr.

Und es wird noch schmerzlicher dadurch, daß auch dieser Irrtum kein vorübergehender, kein symptomatischer, sondern eine notwendige und ohne Seitensprünge nicht zu umgehende Konsequenz der katholischen Weltanschauung ist. Auch hier sind die Jesuiten nicht der rückständigste Teil der katholischen Welt, sondern im Gegenteil der fortgeschrittenste, der ohne Scheu die Folgerungen zieht, vor denen der „gebildete“ Katholik aus Sorge um sein kulturelles Renommee Halt macht.

Wenn wir nämlich früher bereits uns erinnert hatten, daß die skeptisch-realistische Lebensbetrachtung dem Katholizismus sympathisch, und die humoristische ihm am allersympathischsten sei, so wird sich weiterhin ergeben, daß sie eigentlich die einzige von allen künstlerischen Lebensanschauungen darstellt, die in der katholischen Weltanschauung ungezwungen Platz findet.

Man kann im allgemeinen zwei Möglichkeiten der Lebensführung unterscheiden: die nichts-als-praktische und die im Dienste einer Idee stehende. Dabei bietet vornehmlich die letztere zahllose Abstufungen, von politischen oder sonstwelchen Märtyrern an bis zu jenen Leuten, deren Lebensidee einfach darin besteht, sich einem Berufe aus reiner

Neigung zu widmen. In dieser Stufenreihe kommt der bewußten christlichen Lebensführung — von ihrer thatsächlichen Seltenheit sei hier abgesehen — die Sonderstellung zu, daß ihr Ideal jenseits des irdischen Lebens liegt; und der Katholizismus wiederum scheidet sich in allgemeinster Hinsicht vom Protestantismus dadurch, daß er den Weg zur Erreichung jenes Ideals dogmatisch von der Verehrung Gottes bis zur Wahl des Mittagessens herab vorschreibt; daß er ebenso auch genau festlegt, welcher Ausgang denen bestimmt ist, die vom dogmatischen Wege abweichen. In dem geringen Spielraum, der dann noch für persönliches Ausleben gelassen wird, hat jedenfalls eine große Idee keinen Platz mehr. Der theoretischen Folgerung giebt die katholische Kirche Recht: in unserer Zeit hat die katholische Kirche sowohl die politisch-parlamentarische wie die sozialreformerische Idee ihren letzten, — ach! nicht einmal den letzten! — Zwecken untergeordnet und damit der Selbständigkeit beraubt. Das Recht auf große Freuden, die Bedeutung großer Leiden, das Ziel großer Kämpfe, die Lösung großer Konflikte ist für den Katholiken durch Theorie und Praxis seiner Kirche einförmig geregelt; wofür ihm noch Freiheit im Sinne des Freisinns von kirchlicher Vorschrift bleibt, das sind die kleinen Nebendinge, jene Episoden des Eintags und Alltags, die keiner von uns entbehren möchte, die dem Leben den nötigen Wechsel sichern, in denen wir uns aber schließlich doch mehr mit dem Leben abfinden, als daß wir es selber erleben. Dieser Rest des Lebens — der allerdings für nicht wenige Leute, z. B. den größten Teil der besitzenden Frauen, das Leben selber ersetzt — unterliegt aber nur einer künstlerischen Erfassung: der humoristischen. Den Versuch einer ernsten Verarbeitung hat mit zäher Beharrlichkeit seit einem halben Jahrhundert die „Gartenlaube" gemacht — mit welchem Erfolge, braucht nicht erst diskutiert zu werden. Daß geniale Humoristen, ein Dickens, ein Reuter, jenem Rest ganz hervorragenden menschlichen und künstlerischen Wert zu verleihen vermögen, ist ohne Einschränkung freudig zuzugeben; nur muß man sich bewußt bleiben, daß dem Humoristen die Darstellung des Höchsten, der Lebensidee und der ihr entströmenden Quellen, versagt bleibt, und daß er damit zwar nicht auf den Lorbeer des Vollkünstlers, wohl aber auf die Möglichkeit verzichten muß, den vollen Lebenswert der Kunst zu erschöpfen. Darum trägt auch keine humoristische Kunst den Stempel ihrer Zeit, wenn wir Zeit im großen Sinne, und nicht nur in Bezug auf die kleinen äußeren Lebensformen verstehen, und noch weniger hat je eine ihrer Zeit einen Stempel aufgeprägt. Klassizismus, Romantik,

Moderne; Realismus und Akademiekunst; Naturalismus und Neuromantik — sie stellen jede neue Kunst für sich als Ausdruck großer Zeitbedürfnisse, großen Sehnens oder auch großer Sattheit dar; dagegen giebt es immer nur einzelne Humoristen über oder unter die geschlossenen Kunstepochen zerstreut. Sie berührt das Größte an ihrer Zeit nur wenig. Das Allgemein-Menschliche ist der wesentliche Inhalt ihrer Kunst — eben das, was übrig bleibt, wenn die Note der großen Persönlichkeit fehlt oder von ihr abgesehen wird. Verkehrt wäre es freilich, sich das Große ohne jenes Kleine als vollwertig zu denken: eine humorlose Zeit streift stets ans Doktrinäre, ihr fehlt die Lebenswärme; aber viel schlimmer wäre doch die Beschränkung auf eine Humorkunst, denn sie bedeutete einfach, daß der Zeit das große Wollen verloren gegangen ist, der heiße Drang, neue und höhere Entwickelungsstufen zu erklimmen. Nur das Gleichgewicht zwischen Lebenskraft und Lebenswärme, zwischen dem episodischen Vielerlei und der epischen Einheitlichkeit verleiht einem Zeitalter Vollwert für die geschichtliche Evolution und ihren stets gleichen sozialen Zweck — der metaphysische ist Bedürfnisschöpfung des Einzelnen —: in einer möglichst glücklichen Masse möglichst hohe Persönlichkeitswerte zu erzielen.

Und nun mag man sich vorstellen, was es heißt, einen einzigen, wenn auch den größten humoristischen Künstler gegen die ganze Kunstentwickelung eines Jahrhunderts, gegen Lessing und Goethe, Schiller und Kleist, Zola und Ibsen, Freytag und Hauptmann auszuspielen! Hätte der Katholizismus gesagt: Karl May und die Brackel genügen uns — wir haben keine höheren Bedürfnisse: nun freilich, es wäre beklagenswert gewesen. Aber ein Trost bliebe doch: daß ein derartiger Flachstand des litterarischen Lebens nur vorübergehend sein kann, weil er die Betroffenen binnen kurzem derart in ihrer Kulturminderwertigkeit blamiert, daß sie es mit Schrecken merken müssen. Die Inferioritätsdebatte und Veremundus' Schrift waren Symptome einer solchen Selbstbesinnung. Allein, die ehrgeizigen Patres S. J. mochten kein litterarisches Defizit zugestehen. So gaben sie die Dickens-Parole aus, und bald ergriff ein Freudentaumel die katholische Welt, daß aus dem Inferioritätsdilemma ein Ausweg gefunden sei. Ganz richtig hatten die klugen Jesuiten erkannt, daß in der humoristischen Kunst die einzige Zuflucht des Katholizismus liege; daß sie es aber als offenes Feldgeschrei proklamierten, war so unsagbar unklug, wie man es diesem denkenden Haupte der katholischen Welt — denn das ist die Gesellschaft Jesu — nicht hätte zutrauen sollen. Sie lieferten damit ja selbst nur ein neues,

und nicht das schwächste Argument für unsere Deduktion, daß die litterarische Inferiorität des Katholizismus in seinem Wesen begründet und darum angesichts der modernen Weltanschauung unheilbar sei. Fände das modernste katholische Gebet seine Erhörung; käme heute ein deutscher katholischer Dickens, ausgestattet selbst mit der ganzen Künstlerschaft seines großen Urbildes; vermöchte — was sehr zu bezweifeln ist — ein mit May und der Brackel aufgefütterter Haufe ihn zu erkennen und zu verstehen: es würde doch nur der thatsächliche Beweis für das geliefert, was wir hier theoretisch zu folgern versuchten, für die litterarische Enge, innerhalb deren sich zu bewegen der Katholizismus verurteilt ist. Der höchste künstlerische Wert, den der Katholizismus noch zu schaffen vermag, eben eine humoristische Kunst, müßte aufs grellste die Inferiorität beleuchten, die dazu gehört, ihn gegen die unermeßlichen Werte der nichtkatholischen Weltlitteratur auszuspielen. Allein so weitschauend ist man in der Angst des litterarischen Todeskampfes nicht. Der Ertrinkende greift nach einem Strohhalm; und nahezu auf die gleiche, lächerlich unzweckmäßige Reflexbewegung reduziert sich schließlich die Psychologie der neuesten katholischen Dickensanrufung.



Giovanni Segantini †.

Von Georg Hermann.
(Berlin.)

Es war in den ersten Oktobertagen 1897, als ich die Dresdener Kunstausstellung besichtigte. Reich, herrlich, gewählt war diese Ausstellung; das vornehmste Schaffen der zivilisierten Länder kam hier zur Sprache. Alles, was moderne Technik errungen, was heute die verschiedensten Richtungen erstreben, das Kolorit der Völker, die Entwicklung der Massen, das Ringen des Einzelnen — hier ward es klar; scharf hob es sich ab, wie die Linie eines Profils. Da waren die mächtigen, breiten Vlamen und die Schotten mit ihrem wehmütigen Stimmungszauber; da waren die sensiblen Landschafter Frankreichs, die bittere Philosophie eines Degas, die lichten Klänge eines Besnard, so gut wie die leuchtenden holländischen Tulpenfarben eines Gari Melchers und Hitchcock, wie die kulturellen Karrikaturen eines Laermans, die pantheistischen Symbole eines Frederic. Genau besichtigte ich Bild für Bild — kaum zwei Säle täglich — und immer reicher und glücklicher wurde ich im Genuß, immer froher über die unendliche Vielgestaltigkeit der modernen Kunst.

Ich war interessiert, angeregt, in alles — auch zuerst Fremdartiges — suchte ich mich einzuleben, ihm technisch, geistig Vorzüge abzugewinnen. Ich freute mich über jeden neuen Weg, den man einschlug, in der Hoffnung, daß er zu Zielen führte. Ich ließ all die zitternden Nervenreize der modernen Künstlerseele auf mich wirken, gab mich ganz ihren Suggestionen hin, folgte bis in die feinsten Verästelungen ihres Empfindens. Wohl war hier und da ein Bild, das mich tiefer ergriff, aber immer wieder, war es das Sehnen nach neuen Sensationen, das meine Schritte weiterlenkte. Da plötzlich stand ich vor einem Werk Giovanni Segantinis. Ich sah nicht, wie es hieß ich sah kaum, wer es geschaffen hatte; ich sah nur blauen Himmel, so klar, so rein, wie wir Leute der Ebene ihn nie erblicken, ferne Schneeberge, vor denen dünne Luft zitterte; einen Weg sah ich, der durch ein Feld von Alpenrosen führte, von jenem herrlichen Rot, wie sie es nur dort oben an der Schneegrenze haben. An einer Quelle sitzt ein Genius mit großen, weißen Flügeln, und den Weg entlang zu der Quelle schreiten leicht, wie schwebend, ein Jüngling und ein Mädchen. „Die Liebe an der Quelle des Lebens". Und im Augenblick kam es über mich wie eine heilige Ergriffenheit, als hörte ich Gesang und Orgelbrausen; und ehe ich es mich versah, rollten mir zwei Thränen über die Backen. Und da merkte ich, daß sich schon lange tief in mir eine bange Frage geregt hatte, und mich immer nach neuem, nur nach neuem forschen ließ: „Was thut meine Seele bei alle dem?"

Hier sprach meine Seele. Hier war eine Kunst, die aus dem Innersten gequollen mit elementarer Macht und die mich aufrüttelte bis ins Innerste. Nur ganz Große haben diese Gewalt über unsere Herzen; und wir lieben und verehren sie. Heute aber, wo Giovanni Segantini dahingegangen ist, da ist es mir, als müßte ich ihm noch einmal danken für das, was er mir geschenkt, was er Tausenden geschenkt hat und schenken wird. Er ist jung gestorben, kaum 42 Jahre alt; eine heimtückische Krankheit hat ihn überfallen und niedergeworfen, ehe Hülfe gebracht werden konnte. Und so traurig dies alles ist für den Menschen Segantini, für den Künstler Segantini ist es von keinerlei Bedeutung. Er wird nichts mehr schaffen, seine Thätigkeit ist abgeschlossen — aber Werdendes wird hier nicht zerstört, und das Gewordene ist unzerstörbar, unsterblich. Die Persönlichkeit des Künstlers steht so fest umrissen, so ehern und gewaltig da, so in sich abgeschlossen, daß man kaum mutmaßen kann: was hätte sie uns noch neues bieten können? Welche neuen Wirkungen hätte sie noch ihren technischen Mitteln, die alles zu geben vermochten, abgetrotzt, welche neuen Töne für die großen Faktoren unseres Lebens gefunden? Wenn ein Talent von uns geht, ehe es sein Werk vollendet hat, dann mag man klagen. Aber wenn ein Genius, wie dieser Künstler, uns verläßt, da müssen wir uns an dem aufrichten, was er gegeben, und für all das danken.

Giovanni Segantini wurde 1858 zu Arro geboren. Er verlor früh die Mutter. Der Vater zog nach Mailand. Dort war der Kleine in einer himmelhohen Dachstube mit einer jüngeren Schwester völlig sich selbst überlassen. Siebenjährig lief er fort, um nach Frankreich zu wandern. Bald fanden ihn Bauern, halbtot vor Hunger und Kälte; sie hatten Mitleid mit dem kleinen Kerlchen; man nahm ihn auf, und siebenjährig wurde er Schweinehirt. Eines Tages zeichnete er das schönste Tier seiner Herde mit Kohle an seine Stallthür; man wurde auf seine Begabung aufmerksam, nahm sich seiner an und ließ ihn die Kunstschule zu Mailand besuchen. All' das ist keine Künstlerlegende, sondern durch Memoiren des Malers verbürgt. Aber von Mailand zog es ihn wieder zurück zu seiner zweiten Heimat.

Er lebte mit den einfachen Menschen — ein Bauer unter Bauern — jenes ruhige, ernste Dasein, dessen Einteilung und Interessen die Zeiten des Jahres bestimmen; die Ackerbestellung, die Pflege des Viehs: — das ist die Thätigkeit; und die großen, ewig wiederkehrenden Züge des Daseins, Arbeit, Ruhe, Träume, Tod, Schmerz, Liebe, Mutterschaft: das ist das Schicksal. In patriarchalischer Einfalt leben diese Menschen dahin, tief die klare Luft atmend; Wesen, die aus dem Boden gewachsen zu sein scheinen, fest in ihm wurzeln wie die Bäume; ein Stück Natur sind sie mitten in der weiten Natur. Wie in geheimem Einklang steht mit ihnen die Umgebung, es scheint, als hörten sie da Dinge, die unser Ohr nie vernimmt, als spännen sich unsichtbare Fäden hinüber, herüber; alles, Mensch, Tier, Pflanze, Fels, fühlt sich als Kind einer Mutter. Und im Winter, wenn draußen sich Schnee und Eis türmen, dann sind Mensch und Tier schweigend unter einer Decke versammelt, erwärmt von gleichem Feuer. In dieser Umgebung lebt Segantini, hier gewinnt er mehr und mehr den großen, starren Ernst, die heilige Einfachheit seiner Schöpfungen; er erkennt in der Sonne die spendende Kraft; und immer höher treibt es ihn hinauf in die klare Luft, in die reine, helle Sonne. Sein Herz begreift die inneren Zusammenhänge des Seins und steht wie betend vor den Mysterien; in ihm entstehen Welten, und er ist wie geblendet von all der Kraft des Lebens und der Fülle des Lichts, aber in dieses Verstehen da mischen sich ihm eigentümlich schwermütige Klänge von der großen Einsamkeit, die uns ewig bedrückt, von den unwandelbaren Mächten, denen wir unterliegen, von dem ewigen Wechsel, dem Steigen und Sinken. „Die Natur war mir ein Instrument geworden, auf dem ich alles spielen konnte, was mir im Herzen sang; und in mir sang es besonders von den ruhigen Harmonien der Sonnenuntergänge, dem intimen Wesen der Dinge. Meine Seele war wie gebadet in großer Melancholie und von unendlich süßen Empfindungen erfüllt!“ schreibt er selbst über seine erste Thätigkeit. Höher und höher trieb es ihn hinauf, wie einen Icarus zur Sonne, und hinauf in die unendliche Einsamkeit; dort, wo die Menschen angesichts der gewaltigen Berge das Sprechen fast verlernen und schweigend ein dämmerndes Innenleben führen, wo sie kämpfen und ringen mit dem Boden und der feindlichen Natur, um sich in prometheischem Trotz ihr Dasein zu erzwingen. Von Brianza nach Savognino (2500 m), von dort nach dem Maloja, von dort nach Soglio, von dort ins Ober-Engadin — zog er.

Segantini hat die Strenge, die Tiefe alter Meister, ihm ist seine Kunst heilig, ihm ist sie Glauben, ihm ist sie Trost. Sein Antlitz gleicht dem eines Mantegnesken Heiligen, mit dem dichten Haar, dem langen Bart, den klaren, tiefen Augen voll Lebensmut und ernster, inniger Versunkenheit. Er hat etwas von den Sehern, die in die Einsamkeit flüchten, um sich selbst zu finden, und dann herniedersteigen zu den Menschen und zu ihnen sprechen in wundersamer, nie gehörter Weise. Nur in schweigsamer Weltabgeschiedenheit konnte eine solche Kunst wachsen; hier ist alles Gesicht, alles inneres Erlebnis, alles Gefühl — herb, klar, rein quillt es hervor wie Quell aus dem harten Felsen und erquickt den müden Wanderer. „Als ich den Eltern eines gestorbenen Kindes den Schmerz lindern wollte, malte ich das Bild: Der durch den Glauben getröstete Schmerz; um das Liebesband zweier jungen Menschen zu weihen, malte ich: Die Liebe an der Quelle des Lebens; um die ganze Seligkeit der Mutterliebe fühlen zu machen, malte ich: Die Frucht der Liebe. Ich malte die Arbeit und die Ruhe nach der Arbeit, die Tiere mit den Augen voller Sanftmut. Die Menschen sollen die guten Tiere lieben, von denen sie Fleisch, Milch

und Fell erhalten. Wir lieben den, der uns nützt, und deshalb lieben die Menschen die Tiere mehr als ihresgleichen und mehr denn alles die Erde" — — und später: „Alles, was Laster, Gemeinheit, oder auch nur eitle Lust wiedergiebt, möge sich der erhabenen Kunst fern halten. Die Arbeit, die Liebe, die Mutterschaft, der Tod mögen in Beziehung zum Leben stehen, und all dieses zur Tröstung und Erhebung des Geistes."

Das ist sein künstlerisches Glaubensbekenntnis, es deckt sich mit dem des Menschen Segantini ganz, vollkommen. Sie sind untrennbar, und seine Technik, seine Auffassung wächst daraus empor.

„Kunst ist ein Ich, verbunden mit der Natur; ein Kunstwerk das Zeugnis eines reinen, des Produzierens würdigen Wesens — — — in mir sang es von dem intimen Wesen der Dinge."

Dem intimen Wesen der Dinge spürte er nach und so kam er ganz von selbst ohne jede Theorie zur reinen Farbzerlegung; in unendlich feinen Partikelchen setzt er die Farben pastos, unvermischt nebeneinander, so daß seine Werke, von nahe betrachtet, aussehen, als wären sie aus bunter Wolle gestrickt. Aber tritt man zurück, so verschwimmen diese Teilchen ineinander, und alles ist umflossen von Licht und Luft; Luft so klar, daß man sie zu atmen glaubt, Luft, in der selbst die fernen Schneeberge farbig, scharf sich zeichnen mit jeder Runse, jedem Bruch, jeder Zacke. Und Sonne, so hell, so flimmernd, so ganz Licht, wie wir sie kaum in klarsten Wintertagen kennen, ist darüber ausgegossen. Die Struktur des Gebirges, das zähe Geflecht der Grasnarbe, die Wälder schwarzer Tannen in den Senkungen, die kleinen einsamen Ortschaften, deren Häuser sich so eng um das Kirchlein drängen, wie die Schafe um den Hirten. Menschen, Vieh, alles ist hier in Licht und Luft, und doch nicht wesenlos, sondern fest, bestimmt im Raum. Selbst wenn es über weiten Schneeflächen flimmert und gleißt, dann stehen doch die Menschen klar, plastisch in diesem Spiel von tausenden von Widerscheinen. Und so ist Segantini der einzige Impressionist, dessen Art voll, bestimmt, selbstverständlich wirkt. Man merkt es, keine wissenschaftlichen Untersuchungen haben ihn hierzu geführt; er malt so, gerade so, weil er nicht anders malen könnte. Monet giebt nur das farbige Bild der Dinge, den Schein, den augenblicklichen Eindruck, aber Segantini giebt sie in ihrer ganzen Wesenheit, erfaßt sie im Kern.

Gerade wie er die Dinge sieht in der klaren Luft: archaistisch, streng, auf großen Linien; wie er einen Menschen erfaßt in der Bewegung: ganz, kräftig; wie er die Ruhe giebt: in sich gefestigt; wie er einen Zug von Bergen hinschreibt: mit Schroffen und Zinnen, aber doch eine riesige, zusammenhängende Mauer; wie er einen Wald giebt: mit all' seinen Bäumen doch eine schwarze Kette; wie er eine Herde giebt: hunderte von Tieren, die sich drängen, — all das zeigt, wie fest, wie kompakt seine Persönlichkeit ist; das läßt uns in ihm den heiligen, inneren Ernst sehen, wie ihn die Meister der früheren Zeit haben, denen das erste Mal die großen Offenbarungen der Kunst wurden. Und wie ihm das wechselnde Leben des Jahres Ereignis wird, so bedingt es auch die Stimmungen seiner Menschen; wenn des Abends der Himmel flammt und sich im Wasser spiegelt, wenn Glockenläuten vom fernen Kirchlein herübertönt, dann senkt sich gläubige Andacht in die Herzen; in Frühlingssonne jauchzt die Mutter mit ihrem Kind; oben auf einsamer Weide, wo zwischen braunen Schollen und grauen Blöcken kleine Pflänzchen sprießen, wo die letzten Bäume verkrüppelt und verbogen kriechen, da stehen einsame Hirtinnen und erblicken wie im Halbtraum, in sich versunken, in heller Mittagsstunde wunderbare Gesichter. Wenn der

frühe Herbstabend über den Boden schleicht, und die Sonne hinter Bergen zur Ruhe gegangen, dann sitzt eine Frau und blickt trübe in ein Feuer, das sie auf dem Felde angezündet hat, und ihre Lieblingskuh steht bei ihr, reckt den Kopf und brüllt kläglich. Oder wenn der Schnee in dichten Flocken rieselt, stehen weinende Gestalten vor einem kleinen Grabe. Oder, wie in dem wunderbaren Bild mit der gewaltigen öden Winterlandschaft: Rechts ein Wagen mit einem Sarg, langsam schreitet das Pferd, von einem Manne geführt; im Hintergrund gewaltige Berge und ganz links aus einer Bodensenkung der Kirchturm. Dorthin wollen sie. Alles bis dahin kahl, trostlos, jammervoll. Eigenartig ist die Weise Segantinis, das Bild zu komponieren, einen Ausschnitt der Natur zu geben. Hier fast Aufsicht, weite, wellige Ebene, ferne Schneeberge und nur eine Ahnung des Himmels, der sie überspannt. Dort schneiden die Konturen in den Himmel, stehen gegen das Licht, und wie eine ungeheure Kuppel wölbt sich das Firmament fast bis zum Scheitel. Dort teilt ein Zaun im Vordergrund das Bild in zwei horizontale Hälften, und hier ist ein winkeliges Gehöft, in dem sich eine Herde drängt; nur unter ein niedriges Dach dringt hier das Abendlicht; aber da öffnet sich wieder ein Blick über eine blumige Alm, die hinaufzieht, sanft steigend, bis zu leuchtenden Schneefeldern. Immer ist der Ausschnitt wie selbstverständlich, er könnte nicht anders gewählt sein, denn gerade so besitzt er die innere Harmonie der dargestellten Dinge.

Alles Schaffen Segantinis hat eine hohe Idealität. Sein Genius des Lebens kann fliegen mit den großen Schwanenfittichen, seine Bauernmadonnen sind heilige Mütter mit dem Pfand ihrer Liebe. Und wenn er auch eine andere Tendenz in ihrer Darstellung verfolgt, — keine christliche, sondern eine buddhistische; nicht die unbefleckte Empfängnis, sondern die Empfängnis, die Fortpflanzung, die Mutterschaft ist ihm ein heiliges Mysterium, rein, makellos, ein Bild der Welt — wenn er auch aus einer andern Tendenz schafft, seine Madonnen sind ebenso rein wie die alter Meister, und es liegt ihnen eigentlich der gleiche Gedanke, die gleiche Lehre zu Grunde, wie sie in den Werken des Francesco Francia von Assisi ausgesprochen ist. Denn Segantinis Kunst hat nicht nur die Kraft des Gemüts, sondern die Tiefe des Geistes; oben in der Einsamkeit ist der Mann zum Grübler geworden, der über das innere Wesen der Dinge, über den Beruf der Menschheit, die Stellung der Kunst, die Gottheit unablässig forscht und sucht. Und in seine Einsamkeit da klingen aus dem Gebrause der großen Welt die klaren, hellen Töne herauf, buddhistische Lehren, darwinistische Erkenntnis, sozialistische Tendenz, christliche Askese. Alles dringt bis zu ihm, erregt ihn; und wunderbar spiegeln sich hiervon die Reflexe in seinen Bildern und seinen kühnen und klaren Kunstaufsätzen. Den „schlechten Müttern" liegt eine buddhistische Sage zu Grunde. Als Quelle des Übels erscheint ihm recht christlich die Eitelkeit u. s. f. — aber alles fügt sich ein in seine eigene Anschauung, jenen Pantheismus, den Sang von der Erde und ihrer unendlichen zeugenden Kraft. Und so ist Segantini ganz Eigener, ganz er selbst. Keine fremden Einflüsse kennt seine Kunst. Nur bedingungsweise ist sie mit der eines François Millet oder Bastien Lepage zu vergleichen. Diese beiden sind Söhne der Ebene. Millets Bauern schreiten schwer dahin auf dampfender Scholle; Segantinis Menschen atmen die freie Luft der Höhe, sind der Sonne näher.

Achtzehnhundertachtundachtzig bot London eine Gesamtausstellung seiner Werke. In Berlin waren zweimal größere Kollektionen bei Schulte und Cassierer zu sehen. Die Berliner Nationalgalerie besitzt die „Trübe Stunde", die Münchener

Pinakothek „Pflüger". Die Sammlung Königs-Berlin „Abendläuten", vielleicht die schönste Schöpfung des Künstlers; Rom „An der Barriere". Besonders viele Gemälde gingen in englischen Privatbesitz, andere in österreichischen über.

Das Jahrhundert hat in Segantini einen seiner ersten Künstler verloren; Italien seinen größten Künstler begraben. Er war der feinsinnigste Schilderer der Alpenwelt, und niemand hat wie er so groß und ernst das Verhältnis des Menschen zur Natur erfaßt, fast niemand mehr eine gleich starke suggestive Macht über den Beschauer ausgeübt. — — — — „Und die Suggestivität eines Kunstwerks steht im Verhältnis zur Kraft, mit der es während der Konzeption vom Künstler empfunden; und diese wieder im Verhältnis zur Reinheit und Verfeinerung der Sinne" — — so schrieb Segantini.



Die Goethe-Feier in Frankfurt a. M.

Heftig ward die Trommel gerührt — monatelang — für ihn, den großen Goethe. Akademiker und Autodidakten, Gebildete und Ungebildete, Patrizier und Plebejer, alle sollten sich zusammenthun zu einer würdigen Feier des 150. Geburtstags. Wie lobenswert die Absicht! Wer sollte etwas dagegen einzuwenden haben? Im Gegenteil. Es war ein schöner Gedanke und hätte, wenn die Ausführung ihm nichts schuldig geblieben wäre, ein guter Gedanke sein können. Unzweifelhaft, wenn immer auch nörgelnde Geister meinten, es sei etwas an den Haaren herbeigezogen, gerade den 150. Geburtstag zu feiern; den 200. ließe man sich schon eher gefallen. Man kann Goethe nicht oft genug feiern, ganz gewiß; aber man muß ihn dann würdig feiern.

Trotz der pompösen Festberichte hiesiger und auswärtiger Blätter frage ich: Ist dies in Frankfurt gelungen? Nein und abermals nein. Es war einfach unmöglich. Denn man wollte Goethe volkstümlich feiern, „volkstümlich" gar in Frankfurt am Main. Es giebt nichts Widerspruchsvolleres. Die Feier hat es augenfällig bewiesen.

In diesen Blättern bedarf es wohl keines Nachweises, wie sehr Goethe leider außerhalb des Volkes stand und über demselben. Das als Mensch, als echter Frankfurter Aristokrat, als Sohn einer hochangesehenen Patrizierfamilie.

Und als Dichter? Man sage uns ehrlich: Wie viele Gedichte und welche Dramen und sonstigen Werke Goethes sind wirklich populär geworden? Von den Dramen populär im ganzen Sinne des Wortes keines, von den Gedichten wenige, eine auffällig minimale Zahl im Vergleich zu den reichen Gaben Goethescher Volkskunst. Von den Romanen und wissenschaftlichen Werken brauchen wir wohl nicht zu reden. — Und doch wollte man des großen Meisters Geburtstag feiern, fürs Volk die Feier präparieren. Man hätte es auch thun können, doch davon später.

Zunächst wieder zur Feier selbst. Vor allem war sie in maßgebenden Kreisen eine Finanzfrage. Der Magistrat bewilligte eine größere Summe, und wohlhabende Einwohner zeichnete namhafte Beträge: Eine Subskription für .... Goethe ...

Mit schwerem Herzen gab mancher sein Scherflein, aber das Geld kam zusammen. Frankfurt konnte — stolz auf seine Wohlhabenheit und seinen „hohen Sinn für alles Wahre, Gute und Schöne“ — sagen: Wir können es. Wenn ich an die Goethe-Feier zurückdenke, klingt mir's immer und immer wieder ins Ohr: Wir können's! Denn dieser Stempel war dem sogenannten volkstümlichen Teil der Veranstaltung aufgeprägt.

Geld und Gemüt, Poesie und Protzentum haben aber nur die Anfangsbuchstaben gemein; darum konnte es keine gemütvolle, poetische, erhebende Feier werden. Und böse Zungen nannten sie — mit mehr als einem Schein Berechtigung — einen .... Goethe-Rummel. Man verzeihe das harte Wort, und Goethe möge es im Grabe verzeihen und denen vergeben, die es verschuldet.

Tausende und Abertausende von Glühlämpchen (ein gewissenhafter Reporter zählte 25000 Lämpchen und fünf mächtige Gas-Flambeaus), feenhaft strahlend in allen Farben, Säulen, Kandelaber von Holz und Gyps, golden übertüncht, und anderer Schnickschnack machten den wesentlichen Schmuck des Goethe-Platzes aus. Wirklich märchenhaft, märchenhaft wie das Märchen von dem Verständnis des Volkes für Goethesche Dichtung. Und dann die Hauptsache: es war mindestens doppelt so schön wie die herrlichsten Veranstaltungen, die „man“ in Deutschland oder Italien je gesehen, und dabei kostete es .... Die Kränze allein, welche am Denkmal niedergelegt wurden, stellten einen Wert von ungefähr 10000 Mark dar! Am nächsten Tage waren sie dahin, die Kränze — 10000 Mark — sinn- und zwecklos. Aber billiger hätte unwürdiger scheinen können.

Seelenvergnügt drängte das Volk nach dem Goethe-Platz, durch die geschmückten und zumeist festlich beleuchteten Straßen, und dachte an den großen Goethe, den größten Dichterhelden Deutschlands — — — kaum einen Augenblick. Man möchte mir vielleicht einwenden, dem Volke sollte der Held näher gerückt werden durch den Glanz und die Pracht äußerlicher Veranstaltungen. Aber, mein Gott, man feierte den toten Goethe wie etwa den Einzug eines Fürsten oder wie 1870/71 die Siege der Deutschen. Was für ein Leben war das in unseren Großstädten; Zapfenstreich, Fahnen- und Guirlandenschmuck, Fackelzug, Illumination der Straßen, Plätze und .... Köpfe. Ich erinnere mich noch genau des Vergnügens und Jubels anläßlich des blutigen Sieges und der Errungenschaften von Sedan. Man konnte meinen, es handle sich um eine glänzende Feier von Sedan.

Über Goethes Frankfurter „Kollegen“ und das, was sie — abgesehen von ihren Festberichten — zur Würdigung des Tages beigetragen, möchte ich lieber schweigen. Außer dem 81jährigen Nibelungen-Dichter Wilhelm Jordan, der sich selbst so bescheiden mit Goethe vergleicht, giebt es hier noch eine ganze Reihe „Kollegen“ Goethes. Wenigstens darf man sie in einigen Exemplaren im Schriftsteller- und Journalisten-Verein vermuten .... Wissen Sie, wer dort die Festrede hielt? Ein .... es ist bitterer Ernst .... ein Schauspieler .... Daß die Kollegen für eine Festrede nichts aus eigenem Fond boten, bewies mindestens eine — sagen wir — große Un — kollegialität.

Was sonst noch geschehen zu Ehren des Tages, haben die Zeitungen ausführlich genug berichtet: von der Goethe-Feier der Arbeiterschaft, die nicht zurückstehen wollte, der Festsitzung des Physikalischen Vereins zu Ehren der wissenschaftlichen Forschungen des Dichters, dem Festzug und Fackelzug, bei welchem hunderte aller nur denkbaren Vereine, Gewerkschaften, Innungen u. s. w., sowie Schüler aller

Bildungs-Anstalten mitwirkten, ferner von der Huldigung am Denkmal, der Rede des Oberbürgermeisters, dem Volks-Konzert, der akademischen Feier im „Saalbau“, der Festvorstellung im Opernhaus, dem Schmause im Palmengarten, von dem Fest der Sänger-Vereinigungen und — damit ich ja nichts Wichtiges vergesse — von allerlei Kommersen. Die Stadt hatte eine Goethe-Medaille in beschränkter Zahl prägen lassen. Dem Goethe-Museum waren von mehreren Privatpersonen drei mit Künstlerschaft ausgeführte Büsten Goethes und seiner Eltern gestiftet worden. All dies und — last not least in allerbestem Sinne — der Goethe-Cyklus in den vereinigten Stadttheatern. Man merkte gleich, wessen sichere Hand ihn vorbereitet hatte. In die Freude ob der vornehm künstlerischen, abgegerundeten Leistungen und ganz besonders der Gesamtwirkung mischte sich das aufrichtige Bedauern, daß Intendant Claar so überaus selten die thatsächlich künstlerische Leitung des Schauspiels in die Hand nimmt. Aber das hängt mit den hiesigen Theaterverhältnissen zusammen, über die ich mich schon früher hier ausgesprochen habe.

Aber — ich dränge zum Schluß — was hätte man zum Feste an Volkstümlichem leisten sollen! Diejenigen Presseleute, die hier so eine Art privilegierte Aktien-Gesellschaft für großartige Ideen zu bilden glauben, konnten sehr wohl in der „Branche“ bleiben. Aber sie thaten's nicht. Der Gedanke, Goethe einigermaßen „volkstümlich“ zu feiern, so wie man ihn in allererster Linie verständigerweise hätte feiern müssen, wurde nicht verwirklicht. Wir meinen die Schaffung einer billigen Volks-Ausgabe. Das Buch hätte zu Goethes 150. Geburtstag herauskommen und zu einem ganz minimalen Preis verkauft werden müssen. Da die Herstellungskosten bei einem derartigen Preis nicht gedeckt werden konnten und sollten, wären die gesammelten Gelder zu diesem gewiß hier nicht näher zu erläuternden Zwecke zu verwenden gewesen.*)

Aber hat denn gar niemand etwas Zweckmäßiges für eine Popularisierung Goethes gethan? Doch ja; aber wer? Nun, lachen Sie nicht ob der Antwort! Sie klingt spaßhaft, aber ich behaupte, daß den italienischen Gypsfiguren-Händlern eigentlich dieses Lob gebührt, mehr als den teuren Veranstaltungen. Aus Idealismus ist's gewiß nicht geschehen, aber in all den Wirtschaften, Kneipen u. s. w., wo das Volk verkehrt, haben sie in ihrer halb zudringlichen, halb liebenswürdigen Art — Goethe feilgeboten! „Kauf' Sie Goethe, sehr billig, 40 Pfennig. — Woll' Sie nicht?“ „„Zu teuer““. Und sie setzten den Preis auf 20 Pfennig herab. Und wenn man selbst das noch zu viel fand und zum Scherz noch weniger bot, sagten sie lachend: „Da nehm' Sie!“

---

*) Vergleichen Sie hierzu meinen Aufsatz „Wollte Goethe populär werden?“ in der letzten Nummer der „Gesellschaft“. Auf Grund reicher Erfahrungen bin ich grundsätzlich gegen litterarische Unternehmungen volkstümlicher Art, die sich nicht selbst erhalten! Das Volk will nichts geschenkt haben. In seinen Augen hat nur das Objekt Wert, was es selber kauft. Das ist ein durchaus gesundes Gefühl. Dagegen fehlt es an Geldmitteln, die Inszenierung dieser von mir geplanten Kolportage-Hefte zu bezahlen. Um beispielsweise 5000 Hefte meiner Goethe-Anthologie an alle kleinen Zeitungen zu versenden, hat man folgende Ausgaben zu tragen: Porto 250 M., Schreibgebühren 25 M., Kouverts 15 M., Versendung ca. 30 M., d. h. Sa. 320 M. Wenn die Kolportage-Firma diese Kosten zu den Herstellungskosten hinzufügen muß, verteuert sich der Preis für das Exemplar derart, daß eine Herstellung zum Preise von 4—6 Pf. pro Stück nicht möglich ist. In diesem Sinne wünschte ich mir wohl ein paar Mäcene. Bis jetzt hat sich nur ein Herr aus Frankfurt gefunden, der mir für meine Zwecke 200 M. zur Verfügung stellte. — Ich wohne Berlin, Wilhelmstraße 141.

Dr. Ludwig Jacobowski.

Vermochten sie — diese italienischen Händler — auch die Werke Goethes nicht zu popularisieren, so darf man ihnen doch das Verdienst zusprechen: Sie haben geholfen, das Bild Goethes in weite Kreise des Volkes zu tragen!

O. Wehr.



Aus dem Berliner Kunstleben.

Aufgewärmte Reste aus der vorigen Saison, ein paar Neueinstudierungen alter, sicherer Stücke und hie und da eine schüchterne Première: es ist Jahr für Jahr dasselbe Bild, das der Berliner Theaterbetrieb den heimkehrenden Sommerfrischlern im Monat September bietet. Aufregende Ereignisse finden in dieser friedlichen Zeit der Halbferien nicht statt.

Der denkwürdige Abend des 9. 9. 99., an dem ein lärmendes Heer von Extrablatthändlern in den Straßen Berlins das Urteil des Dreyfusprozesses verbreitete, brachte uns die ersten größeren Theaterereignisse der beginnenden Saison. Das Hoftheater beruhigte die Nerven seiner Gönner mit dem vaterländischen Schauspiel „Caub“ von Walter Bloem, im Schillertheater übte die „Ehre“ zum erstenmal ihre volkserzieherische Wirkung, im Thaliatheater debütierte die neue Direktion Kren-Schönfeld mit einer im Hause gearbeiteten Gesangsposse „Der Platzmajor“, und die unermüdliche Direktion des Lessingtheaters brachte bereits die dritte Novität in dieser Saison heraus: das vieraktige Schauspiel „Neigung“ von J. J. David, dem bekannten Wiener Dichter und Journalisten.

Das letztgenannte Drama ist bereits vor Jahr und Tag am Burgtheater — der neue Direktor Schlenther hoffte damit die ihm widerstrebenden Gemüter der Wiener zu erobern — ohne nennenswerten Erfolg in Szene gegangen und vermochte auch bei uns trotz der ausgezeichneten Darstellung im Lessingtheater keine tiefere Wirkung zu erzielen. Die Handlung ist zum Teil altmodisch rührselig, zum Teil derb possenhaft, und zur Erreichung der szenischen Wirkungen werden oft allzu grobe Mittel angewandt. Dabei ließ sich der Autor allenthalben in die Karten sehen, und wenn er zu überraschen und zu packen glaubte, so lächelte man über seine Harmlosigkeit. Denn selbst der naivste Olympbesucher durchschaute klar, mit welchen Kunstmitteln der Dichter seine Schlager vorbereitete, seine Steigerungen konstruierte, seine Aktschlüsse baute. Herr David ist offenbar ein geistvoller, redlich wollender und ernst strebender Autor, der sich Mühe giebt, von der Schablone frei zu werden und neue Gestalten zu schaffen. Aber im Grunde sind alle seine Charaktere altbekannte Bühnenfiguren, und das Neue und Originelle, das der Dichter uns zu bieten scheint, besteht lediglich in äußerlichen Nüancen. Der größte Mißgriff aber, den der Wiener Autor begangen hat, war meines Erachtens die Wahl des Theaters. Die Besucher des Lessingtheaters erwarten von modernen Autoren eine gehaltvollere und pikantere Kost. Ein rührendes Familiendrama mit moralischer Nutzanwendung wird hier nie sein Publikum finden. Solche in der Tendenz hausbackenen, in der Technik grob gehauenen Volksstücke, wie sie das Lessingtheater zuweilen aus Wien

importiert — ich denke auch vor allem an die Stücke von Karlweis, — gehören, wenn sie in Berlin überhaupt möglich sein sollen, auf die anspruchsloseren Bühnen zweiten und dritten Grades.

Die Aufführung der „Neigung" war eine der glänzendsten, die das Lessingtheater zu stande gebracht hat, und die treffliche Darstellung vermochte auch die drei ersten Akte über Wasser zu halten. Der fade, platte und verworrene Schlußakt entschied aber das Schicksal der Première zu Ungunsten des Stückes.

Nachdem das Drama Davids seine beiden Anstandswiederholungen erledigt hatte, feierte das Lessingtheater die 300. Aufführung des „Weißen Rößl", und am Tage darauf zog die Duse mit ihrer Truppe ein. Sie hat unter dem wachsenden Jubel ihrer Berliner Verehrer die Kameliendame, die Magda in der „Heimat", das Weib des Klaudius und die Kleopatra in Shakespeares „Antonius und Kleopatra" gespielt. „Die Gioconda", die sie versprochen hatte und mit der sie ihren Schützling D'Annunzio auf der Berliner Bühne einführen wollte, wurde in letzter Stunde vom Programm gestrichen. Das interessante Stück soll aber, wie es heißt, bei einem zweiten Gastspiel der Duse um die Weihnachtszeit herum doch zur Aufführung kommen.

Das tüchtige Ensemble des Neuen Theaters, das in der vorigen Saison seine Kräfte in dem geisttötenden Stumpfsinn der Leutnantskomödie verzetteln mußte, hatte am 12. September bei der ersten Aufführung des dreiaktigen Schauspiels „Die heilige Frau" von Hugo Ganske einmal Gelegenheit, sich an ernsteren schauspielerischen Aufgaben zu erproben. Die Handlung des Stückes baut sich auf einer interessanten Charakterstudie auf. Frau Hilda Helbig, die liebenswürdige und verwöhnte Gattin eines reichen Fabrikbesitzers, die das erste Jahr ihrer Ehe in geselligen Zerstreuungen froh und glücklich verlebt hat, wird plötzlich durch einen herben Schicksalsschlag, den Tod der Eltern, aus den gewohnten Gleisen ihres bisherigen glückbegünstigten Lebenspfades gedrängt. Zwar ist es zunächst nur die konventionelle Trauerzeit, die auf das Gemüt der kleinen Frau einwirkt: aber des Kummers Kleid und Zier wird ihr schließlich zur lieben Gewohnheit, und die lebenslustige Hilda verwandelt sich in eine „heilige Frau". In schwarzen Trauergewändern, mit ewig gleicher Duldermiene schleicht sie durch die Zimmer. Den Bettlern, die jetzt nicht mehr unbeschenkt von ihrer Thür gehen dürfen, mag diese Umwandlung willkommen sein; höchst fatal aber ist sie für den leichtblütigeren Ehemann, den das graue Gespenst der Langeweile auf Schritt und Tritt verfolgt und der unter dem Druck des heiligen Pantoffels schwer zu leiden hat. Denn die harmlosesten Vergnügungen, die er sich zuweilen gönnt, werden teils als unmoralisch, teils als gesundheitsschädlich bekrittelt. Zwei Jahre duldet der Gatte schweigend, aber eines Tages reißt dem Wackern die Geduld und er beschließt, sich endgültig von dem Klosterleben zu emanzipieren. Zum erstenmal seit seiner Hochzeit verlebt er eine Nacht in Gesellschaft leichtsinniger Freunde außer seinem Hause. Dieser kühne Schritt bringt die Gattin zur Besinnung; ein kluger, alter Oheim redet ihr noch zum Überfluß ein wenig ins Gewissen, und die Reuige beschließt, mit dem Gatten ein neues Leben zu beginnen. Den erstaunten Eheherrn begrüßt am Katermorgen eine fröhliche Gattin in farbigem Kleide, die ihm eigenhändig die bisher als gesundheitsschädlich verpönten Zigarren auf den Arbeitstisch gestellt. Aber das Glück ist nicht von Dauer. Der Pantoffelheld hat bei seinem ersten Ausflug in die Freiheit gar zu arg über die Schnur gehauen: er hat seiner

Gattin die Treue gebrochen. Ein raffiniert unglücklicher Zufall muß es überdies so fügen, daß das niedliche Rotkäppchen, mit dem er den verhängnisvollen Maskenball mitgemacht hat, die Braut seines Werkmeisters ist, den er gerade an jenem Tage mit Schimpf und Schande entlassen hat. So kommt alles ans Tageslicht: große Szene zwischen den Eheleuten — vergeblicher Sühneversuch des Oheims — Schlaganfall und Tod der armen Heiligen.

Das Schauspiel des Herrn Ganske ist weit davon entfernt, ein Meisterwerk zu sein, aber aus ihm spricht das ehrliche Streben eines mehr als durchschnittlich begabten jungen Autors, der sich an ein Problem gewagt hatte, zu dessen dramatischer Ausgestaltung freilich eine ungleich reifere dichterische Kraft erforderlich gewesen wäre. Der Verfasser hat es nicht verstanden, mit der originellen und fruchtbaren Grundidee seines Stückes hauszuhalten. Was vor allem die Aufmerksamkeit der Zuhörer zersplittert und das Verständnis erschwert, ist das dilettantische Bestreben des Autors, alles, was er gerade auf dem Herzen hat, in irgend einer Form in seinem Drama zur Sprache zu bringen. Zahllose Fäden, die sich in das dramatische Gewebe nicht schicken wollen, werden angesponnen und wieder fallen gelassen. Schlimmer als dieser Fehler des Anfängertums ist die unfeine Vorliebe für spannende Verwickelungen und grelle szenische Effekte, die naive Leichtfertigkeit, mit der schließlich die Lösung des Problems umgangen wird und der kraftvolle Wortreichtum des Dialogs. Trotz alledem verriet die Novität eine beachtenswerte Begabung, und die Darsteller des Neuen Theaters zeigten sich der ungewohnten Aufgabe, einmal statt Trothascher Theaterleutnants halbwegs menschenähnliche Wesen zu verkörpern, durchaus gewachsen.

Dem Repertoir des Neuen Theaters aber war mit einem solchen Stücke nicht gedient, und am 29. folgte die Erstaufführung eines französischen Lustspiels „Colinette“ von G. Lênotre und Gabriel Martin (übersetzt und bearbeitet von Alfred Halm), das von dem Stammpublikum der Frau Ruscha Butze mit einer Begeisterung aufgenommen wurde, die der Novität wohl die Würde eines Zug- und Kassenstücks für diese Saison garantieren dürfte. Das litterarisch völlig wertlose Stück ist ein historisches Anekdotenlustspiel, zu dessen Abfassung die französischen Verfasser wohl vornehmlich durch zwei Umstände angeregt worden sind: Erstens durch den zur Zeit in Paris herrschenden Napoleonkultus, und zweitens durch die tantièmegewürzten Lorbeeren der „Madame Sans-Gêne“. Die Handlung spielt im Jahre 1815 und dreht sich im wesentlichen um ein heitere Intrigue, die die napoleonisch gesinnte Marquise Colinette de Rouvray, eine urwüchsige Dame von bürgerlicher Abkunft, am Hofe Ludwigs des Achtzehnten anzettelt. Der Hauptreiz für das Berliner Spießbürgerpublikum besteht in den unfreiwilligen Späßen von ein paar adligen Halbidioten, dem Auftreten eines Königs im Négligé und der Düpierung der hohen Polizei. Frau Ruscha Butze ließ in der Titelrolle alle ihre Künste sprühen und funkeln und trug nicht wenig zu dem Erfolge bei.

Die skandinavischen Werke, deren Bekanntschaft uns das dramatische Importgeschäft des Herrn Kammerrats Emil Jonas zu vermitteln pflegt, haben uns schon öfters den Beweis geliefert, daß das ernste Land der Ibsen, Heiberg und Strindberg auch seine Kadelburg und Schönthan besitzt und daß der Geschmack des nordischen Publikums auch Weiße Rößl-Jubiläen ermöglicht. Das dreiaktige Lustspiel „Dolly“ von Christiernsson (deutsch von Emil Jonas), mit dem das Berliner Theater sein Repertoir bereichert hat, gehört zu dem leichtesten Genre

fader dramatischer Unterhaltungslitteratur. Die Heldin des Stückes ist ein holdes, geschlechtsloses Wesen von achtzehn Jahren, das in der keuschen Atmosphäre der großstädtischen Künstlerbohême aufgewachsen ist und hier dank der Freigebigkeit eines edlen, geschlechtslosen Malers eine gediegene Erziehung genossen hat. In ungetrübtem Glück verlebt das schöne Kind seine Tage unter Malern, Bildhauern und Modellen und ahnt nicht, was Liebe ist. Anmutig klimpert sie auf der Guitarre, die keuschen Musensöhne singen spanische Lieder dazu, und niemand schaut sie an, ihrer zu begehren. Das Idyll erleidet eine Störung, als eines schönen Nachmittags eine fromme Gräfin auf der Bildfläche erscheint, die sich als die eheliche Gattin von Dollys unehelichem Vater zu erkennen giebt. Sie hat das Bedürfnis, ein christliches Werk zu thun, und entführt die jammernde Kleine, die sie in den Krallen des Teufels wähnt, aus dem lustigen Maleratelier in die strenge Zucht eines frommen Pensionats. Vergebens hat das kluge Mädchen, um das Verhängnis abzuwenden, ihren bisherigen Wohlthäter gebeten, sie um Gottes willen zu heiraten: er lehnt bedauernd ab; denn der Ärmste weiß im ersten Akt noch nicht, daß er die Kleine leidenschaftlich liebt. Sobald sie aber fort ist, kommt ihm sein Gemütszustand zum Bewußtsein, und die Qualen der Sehnsucht machen ihn, wie es scheint, geistesschwach. Denn als Dolly, die den Mißhandlungen der bigotten und tyrannischen Gräfin glücklicherweise sehr bald entlaufen ist, im dritten Akte wieder im Atelier erscheint und dem Geliebten Modell steht, erkennt er sie nicht; auch als sie ihm sein Lieblingslied zur Laute singt, verkriecht er sich jammernd hinter seine Staffelei und ahnt nicht, wer vor ihm steht. So ist das Leben. Schließlich aber kommt es zur freudigen Entdeckung und Verständigung zwischen den Liebenden. Und da die böse Gräfin zufällig gerade zur Stelle ist, wird sie zur Befriedigung aller Gutgesinnten tüchtig ausgescholten.

Das Publikum des Berliner Theaters hat dieses Stück bei seiner Erstaufführung am 16. September mit lebhaftem Beifall, ohne Widerspruch, aufgenommen! Wer ein paar Jahre hindurch die Schicksale der Berliner Premièren beobachtet hat, der hört auf, sich noch über irgend etwas zu wundern.

Das königliche Schauspielhaus brachte am 23. ein älteres Schauspiel von Hermann Faber, betitelt „Ewige Liebe", auf die Bretter. Das Stück ist bereits in der vorigen Saison an mehreren Provinzbühnen zur Aufführung gekommen und kritisch gewürdigt worden. Vor der öden, verlogenen Gartenlaubenpoesie dieses Opus versagten selbst die erprobten Handflächen unseres Hoftheaterpublikums.

Die verständige Kritik hat es sich längst abgewöhnt, über das litterarische Niveau des königlichen Schauspielhauses ernste Worte zu verlieren. Aber wenigstens einmal, beim Beginn der Saison, mag man wieder darauf hinweisen, daß von all den künstlerischen Fortschritten und Errungenschaften, die der deutschen Dramatik das seit Jahrzehnten verlorene Ansehen bei den europäischen Kulturvölkern endlich wieder errungen haben, die Hofbühne der deutschen Reichshauptstadt ganz unberührt geblieben ist! Während die moderne Dramatik sich bereits anschickt, von dem Naturalismus zu einer neuen, höheren Stilgattung sich zu erheben, gelten für die Leiter des Berliner Hoftheaters Hauptmann, Halbe und Schnitzler noch als unaufführbare litterarische Revolutionäre. Und während die kritischen Vorkämpfer der litterarischen Entwicklung sich bemühen, unser Publikum für den Genuß Maeterlinckscher Poesie empfänglich zu machen, kündigt das königliche Schauspielhaus als nächste Première — Gottschalls „Rahab" an!

Einen interessanten Theaterabend — interessant freilich weniger vom künstlerischen, als vom litterarhistorischen Standpunkt aus — bereitete uns die neugegründete Deutsche Volksbühne am 28. September mit ihrer Eröffnungsvorstellung im Ostendtheater.

Auf einen etwas trockenen und schulmeisterlichen Prolog von Felix Dahn folgte das einaktige Trauerspiel „Der Paria“ von Michael Beer. Das Stück galt vor siebzig Jahren, als es erschien, für das Meisterwerk seines Verfassers, unsere Väter und Großväter haben sich daran erbaut, Goethe hat ihm Beifall gespendet und Heine sagte, dieses Werk erst habe ihn bestimmt, Michael Beer „die echte Dichterwürde zuzusprechen“. Das Drama hatte seiner Zeit die Bestimmung, gegen die Zurücksetzung und Unterdrückung des Judentums zu kämpfen. Dem Publikum unserer Tage dürfte diese Tendenz kaum noch zum Bewußtsein kommen: denn die Mißhandlungen, die der stolze Beneskar, der Angehörige einer vornehmen indischen Kaste, an dem edlen Paria Gadhi verübt, vermögen wegen ihrer Ungeheuerlichkeit heute niemanden menschlich zu rühren. Die gespreizte Theatralik, die melodramatischen Effekte und die überhitzte Sprache, die schon Heine trotz aller Anerkennung zu der Bemerkung veranlaßte, daß dieser Paria „mehr unter Berlinischen Koulissenbäumen, als unter indischen Banianen aufgewachsen“ sei, widern uns teilweise geradezu an.

Die zweite Darbietung des Abends war Ibsens dreiaktiges Schauspiel „Das Fest auf Solhaug“. Das Stück ist im Jahre 1855 entstanden, zu einer Zeit, wo der Dichter die Stelle eines Dramaturgen am Norwegischen Theater zu Bergen inne hatte und verpflichtet war, jedes Jahr ein bühnengerechtes Drama zu liefern. Eine dieser kontraktlichen Lieferungen war „Das Fest auf Solhaug“, ein im 14. Jahrhundert spielendes Versdrama mit romantisch verwickelter Handlung, spannenden Vorgängen, bunten Szenenbildern und ergötzlichen Theaterkarikaturen. Nur im Dialog kündigt sich hie und da der spätere Meister an.

Die Aufführung der beiden Schauspiele war ein verdienstvolles Werk, wenn auch der künstlerische Erfolg nur ein bescheidener blieb. Mit der Darstellung des Festes auf Solhaug, das in Berlin noch nicht gegeben worden war, ist übrigens die Zahl der auf Berliner Bühnen erschienenen Ibsen-Dramen auf neunzehn gestiegen. Den „Peer Gynt“ entbehren wir leider noch immer!

Charlottenburg. Dr. John Schikowski.





Neue Lyrik.

Aus Herzens Grund, von Konstantin Masurin. Aus dem Russischen von Richard Zoozmann. Leipzig, P. Friesenhahn.

Deutsche Dichtung. Herausgegeben von Karl Weiß jun. I. Band. Dresden-Leipzig, E. Pierson.

Asche! Neue Gedichte von Hermann Hango. Wien, A. Hartleben.

Lebensflut. Gedichte von Leonore Frei. Berlin, F. Dümmler.

Traum und Wahrheit. Gedichte von Anna von Krane. Lyrik-Verlag, Berlin.

In einer der letzten Nummern der „Blätter für litterarische Unterhaltung“ (Nr. 42) hat Ludwig Jacobowski die Vermutung ausgesprochen, daß der russische Dichter Konstantin Masurin, den Zoozmann in „Die Jugend“ und „Aus Herzens Grund“ zu übersetzen vorgab, nur eine Maske Zoozmanns sei. Diese Vermutung hat viel für sich: denn erstens ist Zoozmann bekanntlich von einer Produktivität, der selbst die glühendsten Bewunderer mit dem Lesen nicht recht folgen können — so ist das Decorum durch diese Maske gewahrt; und dann, glaub' ich, ist es wohl auch ehrenvoller, diese zahlreichen, spielend geschwätzigen und konventionell-gleichgültigen Gedichte selbst gemacht, als die Kritiklosigkeit besessen zu haben, sie erst aus dem „Russischen“ zu übersetzen. —

Der erste Band der „Deutschen Dichtung“, herausgeg. von Karl Weiß jun., der in friedlicher Eintracht die Gedichte von vier wenig talentierten Damen der Gesellschaft (pardon! nicht etwa: der „Gesellschaft“) enthält, mag als Kuriosum erwähnt sein! —

Ein stilles, feines Talent, ein Mensch mit warmem, pulsendem Herzen ist Hermann Hango. Er weiß dem alten Stil seltsame lyrische Wirkungen abzuringen und tritt dem Leser menschlich nahe. Eine leise, melancholisch-verträumte Form ist sein eigen; aus ihr heraus spinnt die Stimmung ihr zartes Netz. So in „Zwei Wonnen“, „Winternebel“, „Neujahr“ und in dem kraftvolleren, schönen Gedicht „Genesung“. Allerdings bei Stoffen, bei denen der alte Stil überhaupt versagt, versagt auch Hangos Können; einen neuen, eigenen Weg weiß er nicht zu finden. So ist „Falter und Fels“ leider mißlungen: hier trägt ein Falter, das „Eintagskind“, einem uralten Felsen recht schön, aber im „Munde“ eines Schmetterlings immerhin komische Philosophie vor. Der leichte Schmetterling, der unbewußt sein kurzes Sommerleben lebt, verliert wirklich seine eigenste Poesie, wenn man ihn denken und philosophieren läßt. —

Eine künstlerisch noch recht unfertige, jedoch kräftig und charakteristisch veranlagte Natur ist Leonore Frei. Sie hat Temperament! Aber sie hat noch kein Maß, keine Konzentration gefunden, obwohl ihre Gedichte im Sinne früherer Zeiten als „gut gebaut“ zu bezeichnen sind. So bedeutet der Band „Lebensflut“ an sich noch nichts. Ihr schönstes, von wirklicher Empfindung zeugendes Gedicht, „Worte der Nacht“, lehnt sich übrigens stark an Eichendorff an. —

Unsere Zeit ist eine Zeit der Charaktere. Und mehr noch als die Genannten interessierte mich die künstlerisch weniger beanlagte Anna von Krane, wohl dieselbe Freiin Anna von Krane, der Liliencron seine „Ausgewählten Gedichte“ widmete. Ihre künstlerischen Fähigkeiten reichen kaum darüber hinaus, uns gerade von ihrem Seelenleben noch wissen zu lassen. Aber dieses Seelenleben ist so reich, so voll stiller, entsagender Güte und so selig im Geben, daß wir diesen kargen und meist farblosen Mitteilungen begierig wie den Worten eines lieben, verehrten Menschen lauschen. Solche Charaktere sind Kulturträger für ihren Kreis, und auf solchen Charakteren beruht es schließlich, daß unsere Geisteskultur zum Segen wird; denn sie vermögen unsere Kultur zu verstehen und an ihrem Herde die heilige Flamme zu entzünden für die ihnen nahenden. Wie selten wissen wir von einem dieser stillen Menschen, denen wir so herzlichen Dank schulden! —

Wilhelm von Scholz.

Carl Buschhorn, Jugendstürme. Gesammelte Dichtungen. Paderborn, Westfalia. 8°. 144 S. M. 2,—.

Eine der bösesten Schmierereien, die mir je vor Augen gekommen! Ein Tertianer hat mehr Jugend, mehr Sturm, als diese „Jugendstürme“, freilich, auch nicht die Eitelkeit, sein Porträt dem Leser vor die Nase zu halten. So ein Konterfei ist schon fast zum Kriterium für Dilettanten geworden. Wenn die Sprache für einen Mann schlecht dichtet, hält er sich schon für einen Poeten. Dilettantischer kann der „Abend“ gar nicht angeödet werden, als hier:

Stiller Abendschein
Über Flur und Hain
Und im Thale liegt —
In den Zweigen wiegt
Sich ein Vögelein.

Dieser selbe Jüngling giebt jetzt eine Zeitschrift im eigenen Verlag heraus „Die Neue Dichtung“. Hier kann Schutt abgeladen werden! Etwas Nichtssagenderes als des Verfassers Leitartikel „Die litterarische Kritik“ ist kaum zu finden. Er schließt mit dem großen Gedanken: „So wie in der Kritik, so herrschen auch auf anderen Gebieten des litterarischen Lebens arge Mißstände, die dem Ansehen der ganzen Litteraturbewegung der letzten Jahre sehr geschadet haben. Natürlich giebt es eine ganze Reihe von Ausnahmen zu obigen Regeln, aber hier wie überall bestätigen wieder die Ausnahmen die Regel.“ Dann folgt eine Heerschau meist biederer Dilettanten, Zoozmann (mit Porträt!), A. Friedmann, O. Weddigen u. s. f. Nachbarin, euern Papierkorb! L. J.

Mallarmé.

Stéphane Mallarmé. Poésies. Bruxelles, Edm. Deman. 1900.

Ein Jahr nach des Dichterkönigs Tode erscheinen seine Gedichte und ein Teil seiner Dichtungen in einer Prachtausgabe, die an Ausstattung ihresgleichen sucht. Trotzdem wird Mallarmé leben unter uns, die wir ihn geliebt haben in seiner Einsamkeit und in der Stille seines künstlerischen Empfindens. Von jenen ernstesten Gebieten des Lebens, die über dem Tagesbedürfnis schimmern gleich den hängenden Gärten der Semiramis, bis zum haschenden Spiel der Faune und Nymphen zog seine feine Hand eine ruhige und vorsichtige Linie. Als Aristokrat ein Verächter alles Rohen, alles Aufdringlichen und Lauten, schuf er sich eine Prägnanz des Ausdrucks, die in ihrer überraschenden Kürze sein eigenstes Verdienst war. Je kürzer aber der Ausdruck war, um so mehr mußte er in sich aufnehmen, und so kam es, daß selbst Franzosen den gekrönten Dichter oft nur schwer verstanden. Die schweizer

Semaine littéraire stellte ihren Lesern die Preisaufgabe, eines der schwerst verständlichen Gedichte Mallarmés, jenes seltsame Sonett à la nue accablante tu, in verständlichem Französisch wiederzugeben. Daß dergleichen Scherze dem Dichter nichts anhaben können, liegt auf der Hand. Seine Mission, innerhalb des lärmenden Litteraturgetriebes das Recht des Künstlers auf Verachtung alles Banausischen zu betonen und durch sein Muster die Einsamkeit als notwendig für das Suchen und Finden des genialen Menschen zu proklamieren, hat er erfüllt. Hat er für „Liebhaber" gedichtet, nun gut, er besitzt sie. Und sind seine Verse dunkel, so entstanden sie doch aus einer tiefstschauenden Lebensphantasie, die abseits in stillen Gärten die Geheimnisse einer blütenzarten Seele zu erkennen wußte. Sein Lächeln war Schwermut und die Ironie seiner Stimme zitterte unter ihrer eigenen Last. Er war ein Dichter, wie sie nur zu Zeiten höchster geistiger Kultur auftreten mögen, ausgestattet mit den feinsten Empfindungsbedürfnissen und den geheimsten Kenntnissen der künstlerischen Seele; er war als Dichter ein kulturelles Phänomen, und doch war seine Bedeutung für diese Zeit nicht das, was ihn zum Dichter aller Zeiten machte. Otto Reuter.

Poetik.

Poetik. Die Gesetze der Poesie in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Ein Grundriß von Eugen Wolff. Oldenburg, Schulzesche Hof-Buchhandlung (A. Schwartz). 1899. M. 4,—.

Lange Zeit hindurch ist der rein wissenschaftliche Charakter der Poetik nicht völlig erkannt worden. Noch bis in unsere Tage hinein finden sich Darstellungen, deren Ziel es nicht ist, das vorhandene dichterische Material zu untersuchen und seine inneren Gesetze zu ergründen, deren Zweck vielmehr ganz oder teilweise praktischer Natur ist. Diesen Standpunkt, auf dem die Poetik dogmatisch, wesentlich vorwärts blickend, Regeln für zukünftige Poesie aufzustellen bestrebt ist, verwirft Wolff mit vollem Recht. Seine Absicht ist, nicht Regeln für die Dichtung der Zukunft, sondern Gesetze für die der Vergangenheit zu suchen. Die allein zulässige Methode zur Erreichung dieses Zieles ist die geschichtlich zusammenhängende Betrachtung des litterarhistorischen Gesamtmaterials. So werden die poetischen Gesetze aus dogmatischen Formeln zu Ergebnissen wissenschaftlicher Induktion. In konsequenter Weise ist das vorliegende Werk getreu diesem Grundsatze durchgeführt. Es stellt sich somit als eine Wanderung durch das Gebiet der Weltpoesie dar, deren mannigfache Erscheinungen auf ihre gemeinsamen psychologischen Grundfaktoren geprüft werden. Der Verfasser erweist sich hierbei als ein kundiger und geschickter Führer. Er hebt aus dem unendlichen Reichtum des vorhandenen Stoffes die am meisten charakteristischen Werke hervor und weiß das dichterisch Wesentliche scharf und klar zu analysieren, ohne weitschweifig zu werden.

Die wissenschaftlich wertvollsten Abschnitte des Buches dürften die ersten Kapitel sein. Nach einer kurzen Einleitung über die bisherigen Methoden der Poetik — denen Wolff die eigene als die „entwicklungsgeschichtliche" gegenüberstellt — folgt eine gehaltreiche Erörterung über das Wesen der Poesie. Daß weder der Nutzen noch das Vergnügen Zweck der Poesie sein können, wird klar nachgewiesen und so der alte Horazische Satz: „aut prodesse volunt aut delectare poëtae" ein wenig entkräftet. Mit Recht wird auch die Nachahmungstheorie als äußerlich und unzureichend abgelehnt. Angesichts des

platten, geistlosen, „konsequenten" Naturalismus in der jüngsten Poesie ist — wie Wolff äußert — die geschichtliche Erinnerung heilsam, daß der deutsche Poetiker, der in der Kunst nichts anderes als pedantisch genaue Naturwiedergabe sah, — Gottsched hieß! Dieser Nüchternheitsapostel und seine Schüler sind es, die das Vergnügen, soweit es ihnen Endzweck der Kunst ist, hauptsächlich aus Wahrnehmung der Ähnlichkeit zwischen Abbild und Urbild herleiten. Die geschichtliche Entwicklung führt zu der Wahrnehmung, daß das Erhabene, das Schöne und das Charakteristische aufeinanderfolgende Stufen des Kunststils sind. In der ältesten uns erreichbaren Poesie kann von einer Tendenz zur Schönheit noch nirgends eine Rede sein. Die Erhebung über das Irdische ist hier das Wesen der Dichtung, die Vergöttlichung irdischer Erscheinungen geradezu die Hauptmethode der Poetisierung. Der in geschichtlicher Zeit meist klar verfolgbare Gang der Entwicklung geht vom Göttlichen durch das Heroische zum Menschlich-Bürgerlichen. Die Entwicklung der Poesie ist zugleich eine Differenzierung in ihre einzelnen Gattungen; denn diese bestanden keineswegs, wie eine ungeschichtliche Auffassung vermuten könnte, immer in gleicher Mannigfaltigkeit wie heute, sondern entwickelten sich nach- oder vielmehr auseinander. Für die ältesten bekannten Gattungen der Weltpoesie steht fest, daß epische Elemente an erster Stelle stehen: aus ihnen entwickelt sich die Lyrik, während das Drama bei den antiken wie den modernen Völkern vor allem durch epische und in zweiter Linie durch lyrische Voraussetzungen bedingt ist.

Die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung dieser drei hauptsächlichen Dichtungsarten nimmt billigerweise den größten Raum im Buche ein. Selbstverständlich mußte sich der Verfasser bei der Auswahl unter den Werken der Weltlitteratur eine gewisse Beschränkung auferlegen: er hat eben keine Litteraturgeschichte, sondern eine auf litterarhistorischer Forschung beruhende Poetik schreiben wollen. Aber es ist doch mehr als eine bloße Beispielsammlung, was er bietet: es ist eine Revue der typischen Erscheinungen in systematisch zusammenhängender Betrachtung. Die Poesie der Naturvölker wird von vornherein als nicht in Betracht kommend ausgeschieden: nicht „die Unnatur der ungeschichtlichen Wilden", sondern „die Naturzustände der geschichtlichen Kulturvölker" haben wir nach Wolffs Meinung aufzusuchen, wenn wir die Grundlage für die Entwicklung der uns bekannten Poesie gewinnen wollen. Dies Verfahren dürfte allzu radikal sein; vielmehr scheint die Dichtung der Naturvölker für die psychologische Analyse der epischen und lyrischen Dichtungsarten in nicht geringerem Maße bedeutungsvoll zu sein. Schon Chamisso hat darüber allerlei Bemerkenswertes gesagt, was man im zweiten Bande seiner Gesammelten Werke, herausgegeben von Max Koch, nachlesen kann.

Wolff führt uns in wohl disponierter Weise vom Orient nach Griechenland, von der antiken Litteratur zu den romanischen Völkern und endlich zu den germanischen. Er weist überall das Charakteristische des Kunststils, insbesondere die für die Entwicklung maßgebenden Faktoren, nach und besitzt in hohem Grade die Fähigkeit, aus der Summe der Einzelerscheinungen die Gesetze der Poesie und ihrer Gattungen klar zu abstrahieren und in knapper, anschaulicher Form zum Ausdruck zu bringen. Er besitzt die Kunst der Definition, deren Meister Aristoteles und Lessing sind und die man sonst gerade in ästhetischen Werken oft schmerzlich vermissen muß. Als Beispiel mögen folgende Sätze über

die Lyrik dienen: „Die Lyrik ist Kundgabe und Vermittlung lebhafter Empfindungen über einen dargestellten, allgemeiner Teilnahme würdigen Gegenstand.“ Ihr Ziel wird: „die Vermittelung von Gefühlen durch vollendet objektive Darstellung der gefühlserregenden Momente“. Die bewußte Hervorkehrung der „objektiven“ Seite der Lyrik — die man sonst selten findet — scheint mir besonders glücklich zu sein. Eine Einzelheit sei hier noch angemerkt: wünschenswert würde es gewesen sein, wenn gemäß dem Sprachgebrauch der neueren Psychologie, wie er besonders von Wundt durchgeführt ist, eine strengere Scheidung zwischen den Begriffen „Empfindung“ und „Gefühl“ vorgenommen wäre.

An die Erörterung der einzelnen Dichtungsarten schließt sich ein interessantes Kapitel über das Seelenleben des Dichters; ein näheres Eingehen darauf verbietet leider der Raum. Die wesentlichen Charakteristiken der Dichterseele: die potenzierte Energie der Anschauung, der Empfindung und des Ausdrucks, das erfinderische Spiel der Phantasie, die Ausdrucksformen des Dichtergeistes und ähnliche Probleme werden von Wolff einer eingehenden Analyse unterzogen.

Den Schluß des Werkes bildet ein kurzer Überblick über die Entwicklung der Verskunst: die Metrik mit Einschluß der künstlerischen Prosaform.

Wenn dem trefflichen Buche zum Abschied noch ein besonderes Lob gespendet werden darf, so sei es dies, daß sich in ihm philologische Genauigkeit und philosophischer Scharfsinn in glücklicher Weise vereinigen.

Heinrich Brömse.

Romane.

Rosa Mayreder: „Idole“. S. Fischer, Berlin, 1899.

Dieses Buch wird auf dem Umschlag ein „Roman“ genannt. Die Verfasserin nennt es auf der inneren Titelseite „Geschichte einer Liebe“. Aber beide Bezeichnungen treffen nicht ganz zu. Die einfache, sehr innerliche, in der Ichform geschriebene Erzählung ist kein Roman, denn es fehlt nicht nur jede eigentliche Handlung, sondern auch ein wirklicher seelischer Konflikt; andererseits ist sie auch keine „Geschichte einer Liebe“, denn die hier geschilderte Liebe ist so subjektiv, so völlig imaginär, daß sie zu gar keiner „Geschichte“ führen kann. Ein junges Mädchen verliebt sich in den Arzt, der ihren kranken Vater behandelt. Sie sieht den vielbeschäftigten Geliebten nur bei der täglichen Krankenvisite und wechselt während der ganzen Erzählung nur wenige Worte mit ihm. Aber ihre Gedanken und Phantasien beschäftigen sich unaufhörlich mit ihm, schaffen aus dem nüchternen, kalten und pedantischen Doktor einen romantischen Helden, umweben ihn mit dem Nimbus eines tiefen Weltschmerzes und malen um sein Haupt eine Heiligengloriole. Dieses Phantom allein liebt sie, bis endlich dessen sehr reales Substrat durch eine Berufung nach einer entfernten Stadt ihren Augen entzogen wird. Sie erfährt, daß er sich mit einem gesunden, durchaus gewöhnlichen Mädchen verheiratet hat und sehr glücklich ist. Langsam zerfließt das Phantom in ihrer Seele, das das Idol ihrer ersten Liebe war. Die „Liebe“ des romantischen Mädchens ist in ihrer ganzen Naivetät und Weltunerfahrenheit geschickt und drastisch zum Ausdruck gebracht. Der Leser wird gezwungen, mit der Heldin an die Realität ihres Idols zu glauben und merkt die Pointe erst am Schlusse, voll Bewunderung für die große technische Routine, welche das Gelingen eines solchen Tones voraussetzt.

Max Messer.

Ausländische Romane.

Marcel Prévost. Die Sünde der Mutter (Chonchette). Aut. Übers. a. d. Franz. München, Albert Langen. 1898. 304 Seiten.

Franz Herczeg. Die Brüder. Erzählung. Deutsch von Ludwig Wechsler. Leipzig, J. F. Neuperts Nachf. 197 S. (Samml. mod. Belletristik in- und ausländ. Autoren. III. B. 10.)

Gustaf af Geijerstam. Das Haupt der Medusa. Roman aus dem Schwed. von Francis Maro. 2. Aufl. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. 1899. 284 S.

J. M. Barrie. Der kleine Pastor. Roman. Aut. Übersetz. von M. Barnewitz. 1899. Gr. Lichterfelde, Edwin Runge. 343 S.

Holger Drachmann. Hamborger Schippergeschichten. Mit Autorisation des Verfassers in plattdeutsche Art und Sprache übertragen von Otto Ernst. Hamburg, M. Glogau jr. 1899. VIII und 156 S.

Koloman Mikszath. Gesammelte Erzählungen. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 3 Bände. I. Das Gespenst in Löbtau. Aut. Übers. a. d. Ungarischen von Aedor v. Szoner. 141 Seiten. II. Intimes aus dem Menschenleben. Erzählungen und Skizzen. Aut. Übers. a. d. Ung. v. Josef Julian Graf Zamojyski. 2. Aufl. 156 S. III. Die Kavaliere. Aut. Übers. a. d. Ung. von Aedor v. Szoner. 136 Seiten. 1899.

Als Goethe das Ideal vertrat, Deutschland zu einem Markte zu machen, wo alle Nationen das Beste ihrer Litteratur zum Kaufe anbieten, da dachte er natürlich nicht an die Jahrmarkts- und Schleuderware, die auch schon vorher Deutschland überschwemmte. Leider vermehrt sich jetzt wieder das Angebot jener Übersetzungen, die Werke zweifelhaften Wertes den deutschen Lesern vermitteln. Von den oben genannten Büchern hätten drei recht gut unübersetzt bleiben können. Prévost z. B. hat Besseres geschrieben als seine Chonchette, Interessanteres und Wahrscheinlicheres als diese Geschichte der Folgen, die ein Ehebruch für den unschuldigen Sprossen der wirklichen oder vermeintlichen Schuld haben kann. Prévost arbeitet mit den ganz gewöhnlichen Romanmitteln; wenn er sie auch mit Geschick und Pikanterie verwendet, so lag doch kein Grund vor, sie deutschen Lesern in Übertragung aufzutischen. Am ehesten läßt man sich noch die geschickte Zeichnung des Umschlages gefallen. Bei Herczegs Erzählung einiger lustigen, freilich unmöglichen Streiche hat der Übersetzer wenigstens die Ausrede, daß die ungarische Sprache für Deutschland ganz fremd ist; es wäre aber verfehlt, aus dieser schlecht komponierten Harmlosigkeit mit ihren Plattheiten und Rohheiten einen Schluß auf den Zustand der ungarischen Litteratur zu ziehen. Weshalb läßt man eine so unbedeutende Leistung, die gewiß auch in Ungarn rasch vergessen sein wird, auf dem Weltmarkt erscheinen? Doch nicht etwa aus Haß gegen die Magyaren? Wer recht bescheiden ist und sich begnügt, eine kurze Eisenbahnfahrt zum Lachen über ein paar drollige Szenen zu verwenden, der greife zu dem Bändchen. Kopfzerbrechen wird es ihm nicht verursachen. Da giebt Geijerstam schon eine recht harte Nuß auf. Es ist eine technisch merkwürdige Doppelerzählung, indem wir zunächst durch Sixten Ebeling und dann durch Tore Gam so ziemlich dieselben Erlebnisse erfahren. Wir erhalten eine psychologische Studie, werden mit einem Entgleisten bekannt, den uns Ebeling von außen, er selbst in Tagebuchblättern von innen schildert. Manches Rätselhafte, Spuk und Fernsuggestion kommt vor. Einiges ist dämmerig, besonders die Einleitung, daß man sich schwer zu-

recht findet. Aber das Buch macht doch wenigstens den Eindruck, daß es ein moderner, geistreicher Schriftsteller geschrieben habe. Wir hätten zwar nicht viel verloren, wenn es uns unzugänglich geblieben wäre, aber wir lassen es uns gefallen, da es einmal deutsch vorliegt. Einen höheren Rang nimmt Barries Roman ein, wenngleich in ihm die abenteuerlichen Ingredienzien der englischen Erzählungen nicht fehlen. Wenigstens stehen im Mittelpunkte zwei Menschen, deren Wesen, Verschiedenheit und Schicksal uns lebhaft beschäftigt, während die anderen Personen, besonders der Erzähler, uns zum mindesten interessieren. Der „kleine Pastor" Gawin Dishart in seiner rührenden Weltunerfahrenheit, Unverdorbenheit und seinem mächtigen Idealismus neben der prickelnden, abenteuerlichen, halbverderbten Irrwischnatur Babbies ist ein beachtenswerter dichterischer Vorwurf. Dazu gesellen sich nun die zahllosen Bewohner von Thrums in Schottland, deren schwerfälliges und doch leidenschaftliches, träges und doch rasch parteinehmendes Wesen in einer Reihe von sehr gelungenen Episodenfiguren zur Entfaltung des Geschehens beiträgt. Dazu nun manche Szenen, die fast ossianisch anmuten, Naturschilderungen voll Kraft und Bedeutung für die Menschen, plastisch trotz aller Verschwommenheit. Die Fülle von auftretenden Personen hat freilich etwas Verwirrendes, aber die Hauptsachen sind klar und scharf herausgearbeitet. Auch die Übersetzung ist zu rühmen, da sie mit Geschick das Plattdeutsche für die Dialektreden des Originals einführt. Am meisten Freude machen aber die Geschichten, die Otto Ernst nicht nur in plattdeutscher Sprache, sondern auch in plattdeutscher Art übertragen hat. Diese heiteren und ernsten Skizzen, Fremdes und Heimisches, Großes und Kleines paarend, nehmen den Leser ganz gefangen; er folgt den tollen Einfällen der Halbtrunkenen, wie den trockenen Auseinandersetzungen an der Leiche des Krabbenfischers mit gleichem Behagen, nimmt manche Derbheit ruhig in den Kauf, weil alles so selbstverständlich erscheint. Drachmann darf seinem Bearbeiter danken, daß er ihn mit solcher Liebe bearbeitete. Das ist nicht die Arbeit eines Übersetzers, sondern die Leistung eines Dichters. Beachtenswert sind auch die Schriften Mikszaths, der deutschen Lesern längst kein Fremder mehr ist. Was er bietet, könnte man am besten Studien des ungarischen Volkscharakters nennen. Sein Ton gleicht dem heiteren Plaudern, das Ernstes und Komisches, Rätselhaftes und Selbstverständliches mit guten Tönen, in wechselnden Formen leicht und amüsant erzählt. Neben dem kulturhistorisch interessanten Prozeß über Michael Kasparek, neben einzelnen Skizzen ungarischer Typen verdient besonders die Schilderung der Saroser Gascogner hervorgehoben zu werden. Eine Fülle von Abstufungen einer einzigen Charaktereigenschaft begegnet uns in der Schilderung der Hochzeit zwischen Andreas Czaczíczky und Katharin Bajnóczy; alle Personen vertreten mit echt aristokratischer Grazie den gesellschaftlichen Schein, hinter dem aber wenig Sein steckt. Kavaliere durch und durch, freilich ohne die Mittel zur aristokratischen Lebensführung; Erben einer großen Tradition, leider arme Teufel, die einen Tag voll Glanz mit wochenlangen Entbehrungen erkaufen; großartig, elegant, Künstler der Geldverachtung, dabei aller Glanz erborgt, Grandseigneurs ohne Mittel. Der Wiener hat dafür einen unübersetzbaren Ausdruck: Alles Pliktri! Diesen Typus hat Mikszath von der liebenswürdigen Seite gezeigt und dadurch etwas an Daudets Tarascon erinnert. Man begreift, daß er ein großes Publikum in Ungarn besitzt, weil er auch die Schwächen im günstigsten Lichte zeigt

Man kann all diesen überschäumenden, drolligen Burschen nicht gram sein und hört von ihren Streichen gern, was der Verfasser so unterhaltend verrät. Einige Skizzen des zweiten Werkes lagen übrigens schon in Reclams Universalbibliothek übersetzt vor, so die originelle Gestalt des bekannten Märchens vom nackten König („die Kleider des Königs").

Lemberg. R. M. Werner.

Dramen.

Die Giocanda. Eine Tragödie von Gabriele d'Annunzio. Berlin, S. Fischers Verlag. 1899.

Eine neue Art von Dramatikern erscheint um die Wende unseres Jahrhunderts. Sie ersetzen die Jahrtausend alte Forderung nach τὸ Δρᾶμα d. h. Handlung oder (wie Nietzsche überzeugt ist, vielmehr:) Geschehen durch Darstellung von Gefühlen, durch psychologisch-lyrische Kunststücke, welche eingehüllt sind in ein wunderbares Gewand leuchtender Worte. Woher diese Wandlung? Ist der Grund wirklich nur ein physiologischer? Haben unsere Dramatiker nicht mehr die Kraft und das Blut zum Schaffen eines wahren Dramas? Hier ist nicht Platz, dieses ernste Problem ausführlich zu erörtern. Jeder Leser, der dieses neue Werk von Annunzio, welches „Eleonore Duse mit den schönen Händen" gewidmet ist, ausgekostet hat, wird irgendwie, wenn auch nur unbewußt, mit seinem Organismus, zu diesem Problem Stellung nehmen.

Diese neue Art des „Dramas" ist kein Zufall der Litteratur. In allen modernen Litteraturen taucht sie auf, ein bißchen präpotent und von eifrigen Kliquen gefördert. Was D'Annunzio in Italien, das ist Maeterlinck in Frankreich und in unserer Litteratur Hugo von Hofmannsthal. Die stärkste dramatische Ader von diesen dreien hat gewiß Maeterlinck. Die Tiefe der Hofmannsthalschen Poesie ist unantastbar; Annunzio überragt beide an artistischer Genialität.

Max Messer.

Vermischtes.

Die Rechtsunsicherheit der Volksschullehrer und der Schulbureaukratismus. Beleuchtet durch den Fall Zillig in Würzburg. Von F. A. Schröder. (Verlag von Alfred Hahn, Leipzig.) Mk. 1,20.

Das hochinteressante Buch behandelt auf prinzipieller Grundlage aktenmäßig die merkwürdige, größtes Aufsehen erregende Maßregelung des Würzburger Volksschullehrers Peter Zillig — eines Mannes, der ein Vierteljahrhundert hindurch mit rastloser Hingebung an der eigenen Fortbildung und an der Förderung des Volksschulunterrichts mit anerkanntem Erfolge arbeitete. Zillig ist auf pädagogischem Gebiet eine Autorität, ein philosophisch geschulter Kopf, ein gründlicher Beobachter und Kenner der seelischen Natur des Kindes, ein unermüdlicher, selbstloser, gewissenhafter, treuer Arbeiter in der Schule, ein leuchtender Charakter im Leben. Das vermögen auch seine Feinde nicht zu bestreiten.

Und diesen Mann züchtigte die vorgesetzte Behörde mit doppelten Rutenhieben: mit strengem Verweis und Sperren einer Gehaltszulage im Betrage von 240 Mk.! Den charaktertüchtigen Lehrer straft man an seiner Ehre, dem berufseifrigen Arbeiter entzieht man das Brot! Ja, warum denn? Weil Zillig der Schulbureaukratie nicht das Szepter küßte, weil er sich nicht der von der „Fachaufsicht" erstrebten widersinnigen „Einheitlichkeit der Methode" rückgratlos beugte, weil er als Mann mit einer selbsterarbeiteten pädagogischen Überzeugung seines Amtes am Kinde und am Volke waltete, weil ihm das Unmögliche

nicht möglich schien: innerhalb einer Frist von acht Tagen seine pädagogische Überzeugung abzulegen, seinen Charakter aufzugeben, seine Freiheit und seine Manneswürde zu opfern.

Nicht politischer Reaktion entsprang die Maßregelung eines hingebenden Lehrers, nicht politische Reaktion beraubte eine brave Familie eines Teiles ihres Brotes, nein, pädagogische Reaktion, betrieben durch den „Fachaufseher“, lud diese Schuld auf sich. Das ist das Betrübende und Gefährliche an der merkwürdig tollen Geschichte. Was Zillig in Würzburg passierte, kann jedem Lehrercharakter im Lande passieren. Was soll unter solchen unsicheren Rechtsverhältnissen aus dem Lehrerstande werden? Was ist mehr wert: überzeugungstreues Wirken für Kind und Volk, oder der gefällige Dienst für nutzlosen Prüfungskram im Bunde mit einer schmiegsamen Verneigung vor der Person des augenblicklichen pädagogischen Machthabers? Der Bureaukratismus haßt jede selbstbewußte Individualität, jede schöpferische Kraft, jede eigenartige Idee. Schablone ist sein Ideal. Methodenzwang bedeutet Tod alles pädagogischen Lebens. Pädagogische Freiheit ist für den fähigen, gewissenhaften Lehrer so notwendig wie das tägliche Brot.

Wer es gut meint mit Volk und Lehrer, greife nach dem Buche, nehme teil am Kampfe gegen die Bureaukratisierung der Volksschule. Schulen sollen nicht öde Zuchtstätten, Lehrer nicht trockene Zuchtmeister sein. Möge das Buch der zeitgemäßen Losung: Mehr Recht, mehr pädagogische Freiheit dem Lehrerstande! überall im Lande neue Kämpfer und Zeugen erwecken! XYZ.

Deutsche Litteratur im Auslande.

Polen. Die „Polnische Rundschau“ (Przeglad polski) bespricht F. Holländers „Letztes Glück“ sehr anerkennend. — In der „Bibliotheka warzawska“ spricht Martin Olscha über den „Modernismus in Deutschland und St. Przybyszewski“, den er den talentvollsten des heutigen Jungdeutschland nennt. In dieser Studie wird Przybyszewskis Rolle in der deutschen Moderne als dominierend hingestellt. Wie ein glänzender Komet sei er über die Deutschen hingegangen und habe Bewunderung und Schrecken erregt u. s. f. Aber auch — unbändige Heiterkeit, hätte Herr Olscha hinzufügen müssen. Die Führerrolle des Herrn Przybyszewski existiert wohl nur in seiner polnischen Einbildung. Thatsache ist, daß er auf einen Musiker von der Bedeutung K. Anforges, auf jugendliche Kritiker wie Möller-Bruck stark gewirkt hat, sein poetisches Schaffen hat aber nur den Wert einer grotesken Manieriertheit, die ihre produktive Ohnmacht hinter Stilexzessen zu verbergen sucht. Für mich der größte unfreiwillige Humorist, den ich kenne. Aber eine Persönlichkeit muß in diesem Mann doch stecken, der jetzt in Warschau und Lemberg die polnische Litteratur bis auf den Grund aufrührt und Litteratur wie Litteraten überall durch die Kneipen schleift.

L. J.

Frankreich. Im „Journal des Débats“ (21. Aug.) charakterisiert F. Reyssié die Poesie Johannes Schlafs.

Die „Humanité Nouvelle“ (10. Okt.) bespricht deutsche Lyriker. Zuerst Ludwig Jacobowski, den sie neben Liliencron und Dehmel stellt, dann Karl Henckell, den „Dichter der Avant-garde“, den Bergmann Heinrich Kaempchen,*) ein Werk E. v. Mayers „Die Bücher Kains“, die Schule der Holz-Poeten, die nur „litterarische Kuriositäten“ geschaffen hätten, schließlich die „Poetischen Flug-

*) Über diesen referiere ich in Bälde. L. J.

blätter" Wiens und A. Renners „Lyrisches Wien".

Nordamerika. Im „Criterion" würdigt Frl. G. J. Colbron das Schaffen Max Halbes. Sie gedenkt des Erfolges der „Jugend" und bedauert das Schicksal des Verfassers, der das Publikum durch sein Erstlingswerk so verwöhnt hat, daß er es nicht mehr befriedigen könne.

Armenische Litteratur.

Archay Tschobanian hat soeben in Paris eine Monatsschrift mit dem Titel „Anahit" begründet. Wir hoffen, daß dieses ausschließlich litterarische und künstlerische Unternehmen mit dem Zweck, zwischen östlicher und westlicher Kultur und Litteratur zu vermitteln, bei den Armeniern großen Anklang und gute Aufnahme finden wird. Tschobanian leitet die Zeitschrift mit einem Artikel „Die Aera" ein, der eine sehr interessante gedrängte Darstellung der armenischen Revolution, ihrer Ursachen, Richtung und Nachwirkung giebt. Er weist nach, daß das Volk durch Meere von Blut waten mußte, um aus dem Schlaf, den es seit mehr als fünf Jahrhunderten schlief, wieder zum Leben zu erwachen. Schon sieht man unter den Trümmern der Nation den Nationalgeist sich regen; die zersprengten Volksteile sammelten sich und mußten, wie die Welt begriffen, sich sammeln, um den Kampf gegen den Jahrhunderte alten Feind aufzunehmen. Inzwischen gründete man eine Reihe von Schulen, machte außerordentliche Anstrengungen, um die erhaltenen Wunden zu heilen. „Unsere Stärke beruht einzig und allein auf unserer moralischen und intellektuellen Kraft, die um so mächtiger ist, da es sich darum handelt, ein Element zu bekämpfen, welches aus unbekannten Gründen seinen Geist jeder freien Regung verschließt und konsequent jede geistige Entwicklung aller benachbarten Nationen hindern möchte."

Die Nervosität Armeniens, von Dr. Colonian (Anahit Nr. I). Der Autor setzt auseinander, daß die erbliche Wirkung des Alkoholismus, sowie die Jahrhunderte währenden Plackereien aus den Armeniern eine nervöse Rasse gemacht haben. Alle die Metzeleien und der dauernde Todesschrecken haben diese Nation, welche seit langem in der Degeneration begriffen, erschöpft: die Mütter, sagt Colonian, gebären in Ängsten ...., sodann ziehen sie ihre Kinder in der Sklaverei auf oder von Schwermut und Trübsinn gebeugt. Diese nervöse Veranlagung schafft extravagante Erscheinungen, reizt zu maßlosen Gewaltstreichen, die bald zu den Alltäglichkeiten gehören, und zerrüttet die Gesundheit der Nation.

Zabel Ohanessian. (L'Hum. nouv.)



Büchertisch.

Bard, E., les Chinois chez eux. Paris, Armand Colin et Cie. 8°. 360 S. 4 fr.

Bartels, Adolf, Der dumme Teufel. Satirisch-komisches Epos. 2. Aufl. Leipzig, Eug. Diederichs. 8°. 200 S.

Bernheim, Dr. Benedikt, Der ambulante Gerichtsstand der Presse. München, Knorr & Hirth. 8°. 22 S.

Eulenberg, Herbert, Anna Walewska. Trag. in 5 A. Berlin, Joh. Sassenbach. 8°. 120 S. M. 2,—.

Flachs, Adolf, Rumänische Hochzeits- und Totengebräuche. Berlin, Georg Minuth. 8°. 68 S. M. 1,50.

Gregori, Ferdinand, Das Schaffen des Schauspielers. Berlin, Ferd. Dümmler. 8°. 155 S. M. 2,—.

Großheim, Emil v., Lexikon zur Goethe-Litteratur. Quakenburg, Selbstverlag. 8°. 78 S.

Grunwald, M., Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde. Heft IV. Hamburg, Selbstverlag. 8°. 154 S.

Krieger, Hermann, Willi Meier. Ein Zeitspiegel. Hamburg-St. Georg, G. Veith. 8°. 192 S.

Larsen, Erich, Entehrende Arbeit. Drama in 4 A. Dresden, E. Pierson. 8°. 146 S. M. 2,—.

Leschradu, Em. Sl. Z., Krety Samoty (Gedichte). Pragne. 8°.

Lewinstein, Gustav, Warum die Juden nicht Christen werden können. 8°. Selbstverlag. 24 S.

Maeterlinck, Maurice, Weisheit und Schicksal. Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Mit Schmuckleisten von Alart du Hameel und den Totentanz-Initialen v. Hans Holbein. Leipzig, E. Diederichs. 8°. 229 S. M. 4,50.

Martens, Kurt, Aus dem Tagebuch einer Baronesse von Treuth und andere Novellen. Mit Zeichnung von W. Caspari. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 178 S. M. 2,—.

Menge, Prof. Dr. Hermann, Die Oden und Epoden des Horaz. 2. Aufl. Berlin, Langenscheidtsche Buchhandl. 8°. 505 S.

Moeller-Bruck, Arthur, Moderne Litteratur: Bd. V, Mysterien. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 47 S. M. 0,50.

Möller, Marx, Lieder und Legenden. Berlin, Freund & Jeckel. 8°. 144 S. M. 2,—.

Nalecz, Irene de, Benehmen bei Tisch. Regensburg, C. Pahl. 32 S. M. 0,50.

Ranke, J. Fr., Erziehung und Beschäftigung kleiner Kinder. 9. Auflage. Elberfeld, Baedekersche Buch- und Kunsthandlung. 8°. 338 S. M. 3,—.

Reimar, F. L., Schwere Bürde. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt. 8°. 109 S. Brosch. M. 0,50, geb. M. 0,75.

Salomon, Simon, Im Lande der Quellen. Sage und Dichtung. Trier, F. B. Lintz. 127 S. M. 1,50.

Schwabe, Jenny, Frauen-Briefe: Die Kontoristin. Leipzig, E. Kempe. 8°. 44 S. M. 0,50.

Silling, Marie, Die Familie Schröter. Erz. f. junge Mädchen. 2. Aufl. Berlin, H. J. Meidinger. 8°. 207 S. M. 3,—.

Söhnstorff, Alfred, Im bunten Rock. Novellen aus den österr.-ungar. Garnisonen. Dresden, E. Pierson. 8°. 232 S. M. 3,—.

Steffen, Gustav F., England als Weltmacht und Kulturstaat. Stuttgart, Holbing & Büchle. 8°. 432 S.

Strauß, Emil, Don Pedro. Tragödie. Berlin, S. Fischer. 8°. 174 S.

Suttner, Bertha von, Im Berghause. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt. 121 S.

Viereck, Erna, Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8°. 94 S. M. 1,50.

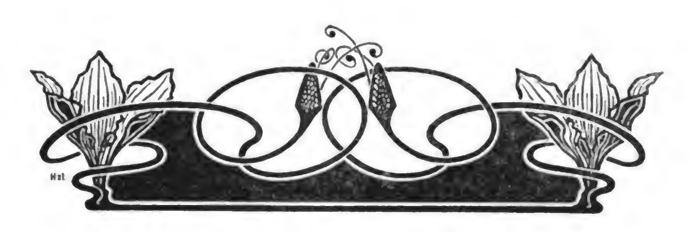
Vierordt, Heinrich, Neue Balladen. 2. Auflage. Heidelberg, Carl Winter. 126 S.

Zapp, Arthur, Lilien auf dem Felde. Roman. Dresden, E. Pierson. 8°. 311 S. M. 3,—.

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft" liegt ein Prospekt von **Arwed Strauch** in **Leipzig** bei, worauf wir besonders aufmerksam machen.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.





Band IV. * 1899. * Heft 4.

Sittlichkeit!?!

Von Mathieu Schwann.

(Hausen.)

Die lex Heinze wurde vor nicht langer Zeit im Reichstag beraten. Von Eindämmung der Prostitution und der Erhöhung der Sittlichkeit war wieder einmal viel die Rede. In Berlin tagte am 9. Januar 1899 eine Frauenversammlung, welche sich mit der Schutzlosigkeit der Frauen und ebenfalls mit der Sittlichkeit befaßte. Man hat auf allen Seiten das Gefühl, hier sollte etwas geschehen. Aber was? — Was?

Frau Schulrat Dr. Cauer erzählte, der Chef der Berliner Kriminalpolizei habe ihr und einigen anderen Damen einen Einblick in die Verhältnisse der Prostituierten gestattet. Sie hätten Frauen und Mädchen jeden Alters, elegant und ärmlich gekleidet, mit frechem, aber auch mit verzweifeltem Gesichtsausdruck gesehen. Selbst Mädchen von 11½ und 12 Jahren stünden bereits unter sittenpolizeilicher Kontrolle.

Frau Rechtsanwalt Bieber-Böhm forderte Polizeimatronen. Alles sei zu thun, um die gefallenen Mädchen wieder auf bessere Wege zu bringen und sie erst nach mehrmaliger vergeblicher Verwarnung auf die Sittenliste zu setzen. Vielfach treibe die Not die Mädchen dem Laster zu.

Ich las das alles und schüttelte den Kopf. Einen guten, schönen Willen zeigen, einen tapferen Willen, und diesen Willen Sturm laufen lassen gegen Phantome, ist für mein Empfinden mehr als naiv, es erinnert mich ein solcher Anblick an Cervantes. Nur lache ich nicht, sondern ich werde ernst und traurig.

Was heißt denn Prostitution? Was ist denn Laster? Was ist Sitte und Sittlichkeit?

Unter Prostitution verstehe ich und kann nur verstehen die gezwungene Hingabe eines eigenen Wertes gegen äußeren Lohn. Ob ich das nun mit meinen leiblichen oder geistigen Fähigkeiten, ob ich es unter den Formen der Ehe oder außer der Ehe thue, ist für mein Empfinden vollkommen gleichgültig. Die Frau, welche für ihren Sohn oder ihre Tochter nur eine „gute Partie“ sucht, ist für mein Empfinden eine Kupplerin. Sie erzieht ihre Kinder zur Prostitution. Der Begriff der Prostitution hört aber für mein Empfinden augenblicklich da auf, wo ein gegenseitiges Wohlgefallen ausschlaggebend ist. Und da möchte ich doch fragen, ob wir ein Recht haben, diesen ethischen und ästhetischen Faktor, der, wie mir jeder ehrliche Mensch bezeugen kann, gar keine kleine Rolle in der sogenannten Prostitution spielt, so ohne weiteres zu unterschlagen? Prostitution ist es, wenn ich als Schriftsteller auf Anfrage einer Zeitung, eines Verlegers eine Schrift verfasse und liefere, die meine Überzeugungen nicht ausspricht, sondern dieselben unterdrückt oder ihnen geradezu widerspricht. Ich prostituiere mich nur dann, wenn ich einen Eigenwert da in Kauf gebe, wo mich keine Neigung, kein Wohlgefallen, keine Liebe hinzieht. So wird z. B. in meinem Gefühl die Hingabe eines Gatten an die Gattin oder umgekehrt zu einem Akte der Prostitution, wenn sie nicht der Neigung, sondern lediglich dem Zwangsgebot der ehelichen Pflicht entspringt. Und zwar ist dies nicht nur dann der Fall, wenn die Ehe nicht auf Neigung und Wohlgefallen aufgebaut ist, sondern auch dann, wenn sie dies im allgemeinen wohl ist, aber Neigung, Wohlgefallen, Liebe augenblicklich bei einem Teile stumm sind und trotzdem aus irgend einem äußerlichen Grunde eine Hingabe erfolgt.

Wo dagegen Neigung, Wohlgefallen, Liebe die treibenden Faktoren sind, wird eine Hingabe niemals zur Prostitution, auch dann nicht, wenn eine der beiden Personen der anderen ein Liebesgeschenk in Form einer größeren oder geringeren Geldsumme macht. Denn Geld allein macht die Prostitution nicht aus. Wenn ich einer für Fortschritt und Freiheit eintretenden Zeitung eine Arbeit liefere und dafür Geld empfange, so ist das keine Prostitution für mich, weil hier einfach meine eigene Neigung und Überzeugung den Ausschlag giebt. Wenn ich aber gegen ein Honorar meine schriftstellerischen und geistigen Fähigkeiten in den Dienst einer Zeitung stelle, deren allgemeine Tendenz ich nach meiner Überzeugung nicht vertreten kann, wenn ich also meine Neigung unter-

drücken muß, um nur Geld zu bekommen, so prostituiere ich mich genau in dem gleichen Maße, wie sich ein Mädchen prostituiert, das sich einem Manne hingiebt, den sie sich, von der Not nicht gedrungen, lieber tausend Schritte vom Leibe hielte. Wer dieses Übel treffen und aus der Welt schaffen will, ist auf dem rechten Wege, aber so im allgemeinen von Prostitution reden, wo keine vorliegt, ist falsch, ist weder sittlich, noch zeugt es von hohem Verstande. Und so sage ich ruhig: je mehr Sittenpolizei, je mehr gesetzliche Bestimmungen, je mehr Zwang und Aufsicht über die Menschen hier geschaffen wird, um so weniger Sitte und Sittlichkeit kommt hinein, um so mehr wird alles in die allergemeinste Zone des menschlichen Empfindens hinabgezogen.

Das Laster! Was ist das? Ich will es einmal definieren als die Unfähigkeit eines menschlichen Organismus zum Widerstand gegen einen seiner Triebe. Ob ich trinke, weil ich trinken muß, weil ich mir durch fortwährende Reizung der betreffenden Nerven einen nie zu stillenden Durst angezüchtet habe, ob ich geschlechtlich aus demselben Grunde keine Ruhe habe, ob ich geistig auf alles reagieren muß, was mir vor die Augen kommt, ist ganz einerlei. Alles entspringt demselben Mangel an Gesundheit, an Gleichgewicht in meiner eigenen Konstitution. Wer also das Laster treffen will, müßte es in seinem jedesmaligen Grunde treffen wollen und nicht nur in einer seiner Erscheinungen.

Nun ist aber gar keine Frage, daß diese furchtbare Überreizung auf geschlechtlichem Gebiete nicht zum mindesten Teil von der absolut falschen und widernatürlichen Auffassung herrührt, welche den geschlechtlichen Verkehr geradezu verbietet, welche das Natürliche als das Verwerfliche an sich betrachtet und die Jugend in diesem Geiste erzieht. Ein junger Mensch, mit dieser verächtlichen und verabscheuungswürdigen Anschauung durchseucht, verliert das Gleichgewicht sofort, wenn er diese Anschauung vom Leben selbst desavouiert findet. Er sagt sich: man hat mir etwas vorgelogen! und mit diesem einfachen, seiner Jugend durchaus entsprechenden radikalen Urteil wirft er nun alles über Bord, was er bisher für richtig betrachtet hatte, was ihm Halt und Rückhalt bot. Die bisherige Zurückhaltung des geschlechtlichen Triebes rächt sich nun durch freiesten, wildesten Ausbruch. Und Hunderte und aber Hunderte von jungen Menschen bilden sich so einfach zu Virtuosen des Geschlechtstriebes aus, das heißt, sie vermögen in dem Leben nichts mehr anderes zu sehen, als in Bezug auf diesen Trieb. Mit ihm bringen sie alles in Verbindung, von diesem einen Standpunkt geht ihr Urteil über alle Gebiete des Lebens. Mit der Mächtigkeit dieses Triebes steht diese

Wirkung, welche er vollbringt, in vollstem Einklang. Aber der Mensch ist nicht nur Geschlechtstier, und deshalb empfinden wir die gewaltige Ausdehnung dieses einen Triebes und der von ihm erzeugten Anschauungen über alle Gebiete des Lebens als Perversität, als Verkehrtheit.

Wer darum diese verhindern will, müßte die unnatürliche Spannung zu allererst zu verhindern suchen, in welche unsere Jugend durch eine falsche Erziehung versetzt wird. Auf dem Lande sind alle Kunststücke des Geschlechtsgenusses genau so ausgebildet, wie in der Stadt, aber auf dem Lande fehlt eins: die unnatürliche Spannung. Es giebt sich alles natürlicher, es ist ein fröhliches, gesunderes Genießen; der Verlust des Gleichgewichtes ist hier bei weitem nicht so verbreitet, wie in den Städten. Mädchen, die nicht viel älter waren, als solche, welche in Berlin unter Polizeiaufsicht stehen, habe ich „Mutterles“ und „Vaterles“ spielen sehen, aber sie spielten nicht mit Erwachsenen, sondern mit ihren eigenen Altersgenossen, und als ich stehen blieb, mir das „unzüchtige“ Schauspiel zu betrachten, lachten die Kinder, wie eben Kinder lachen, die sich bewußt werden, eine Dummheit gemacht zu haben. Von Laster war hier auch nicht die Spur zu entdecken. Diese Kinder werden nun mit dem Fortschreiten ihrer normalen natürlichen Entwickelung und mit der allmählich eintretenden Klarheit über den Zusammenhang zwischen Zeugung und Geburt etwas zurückhaltender werden, aber eine Perversität wird nicht eintreten, welche sie das Natürliche als unnatürlich empfinden ließe. Und aus diesem Grunde allein werden unsere rechten Bauerngegenden, wie die vom Abgeordneten Spahn im Reichstag erwähnten Länder Bayern und Mecklenburg, eine höhere Durchschnittsziffer an unehelichen Geburten aufweisen, nicht weil sie sittlich tiefer stehen, als andere Gegenden, sondern weil ein natürliches Sehnen hier noch mit natürlichen Augen betrachtet und auf natürliche Weise befriedigt wird. Uneheliche Geburten gab es in Bayern stets viele. Die Zunahme derselben aber erkläre ich mir aus dem einfachen Zusammenfluß zweier Elemente: 1. der natürlichen Auffassung des Geschlechtsverkehrs selbst, 2. aus einer gerade diesen Punkt betreffenden freieren Denkungsart, welche namentlich durch den Aufenthalt der jungen Männer in Städten und Garnisonen erzeugt wird. Es ist gar nicht zu vermeiden, daß dieses zwei- oder mehrjährige Herausreißen der männlichen Jugend aus ihrer bisherigen Umgebung, Beschäftigung und Lebensweise auch die Anschauungen derselben beeinflußt, daß also die Heimkehrenden die vorsichtslosere Bethätigung des Geschlechtstriebes, wie sie sie in den

Städten gesehen und gelernt haben, weiter auszuüben gesonnen und gezwungen sind.

Laster! Jedenfalls ist Heuchelei keine Tugend, sondern eine der widerlichsten und verderblichsten Erscheinungen im heutigen Gesellschaftsleben. Und da frage ich doch, ob die sogenannte Prostituierte mit „frechem Gesichtsausdruck“ — eine vorurteilsloser und objektiver sehende Frau würde hier vielleicht nur einen „offenen Gesichtsausdruck“ bemerkt haben — ich frage, ob eine solche Prostituierte nicht trotzdem hier etwas vor den sogenannten anständigen Mädchen und Frauen voraus hat, welche mit allen Listen und Chikanen auf den Männerfang ausgehen? Der Gesichtsausdruck jener thut wenigstens offen dar, daß sie aus ihrer Beschäftigung kein Hehl macht. Wenn Ehrlichkeit eine Tugend ist, die Tugend, nicht etwas anderes scheinen zu wollen, als man ist, so haben die sogenannten Prostituierten zum großen Teil diese Tugend, und das Laster der Heuchelei ist anderswo zu suchen. Und wenn die Ehrlichkeit zur Frechheit, zur Schamlosigkeit wird, so frage ich ferner, ob das sittliche Nasenrümpfen und Achselzucken der sogenannten anständigen Frau, diese zwar nicht schamlose, aber unverschämte Bemitleidungs-, Bekehrungs- und Bevormundungssucht, ob nicht die hochmütige Vorenthaltung menschlicher Achtung, deren sich die „gebildeten“ Kreise den Mädchen der Freude gegenüber schuldig machen, die Frechheit dieser notwendig züchten muß? Ist diese Frechheit nicht fast die einzige Waffe, mit der solche Mädchen der menschlichen Unverschämtheit ihrer Mitschwestern und Mitbrüder gegenüber sich zu verteidigen vermögen? Damit ist diese Seite der Sache allerdings erst als Erscheinung erklärt. Im Prinzip bleibt die Frage offen, und im Prinzip fällt sie zusammen mit der Frage: was ist denn Sittlichkeit?

Beantworten wir diese Frage wortgemäß, so wäre Sittlichkeit das, was der Sitte entspricht. Damit kommen wir nicht aus. Denn die Sitte ist etwas sehr Wandelbares, und so könnte es auch sein, daß die wirkliche Prostitution, daß Mord und Totschlag Sitte würde. Wir müssen tiefer greifen. Sagen wir einmal etwas metaphysisch: Sittlichkeit ist die reine Blüte am gesunden Wachstum eines Volkes, des einzelnen, der Menschheit. Wie weit kommen wir damit? Theoretisch vielleicht sehr weit, aber in der Praxis des Lebens stolpern wir mit dieser Erklärung sofort bei der allerersten wirklichen Erscheinung. Denn hier tritt uns eine Individualität gegenüber, welche von der Natur so geschaffen ist, wie sie ist, welche gar nicht anders sein kann, als sie ist, welche darum auch verlangt, daß wir an ihr Denken und

Thun absolut keinen anderen Maßstab anlegen, als den, den sie selbst uns bietet.

Nehmen wir z. B. einmal an, jener Satz habe irgend eine andere, als eine spekulative Bedeutung, als die Bedeutung eines höchsten Wunsches, den wir erfüllt sehen möchten, so stehen wir mit diesem Maßstabe der einzelnen Persönlichkeit doch ganz ratlos gegenüber. Bleiben wir auf dem geschlechtlichen Gebiete, so wäre die praktische Auflösung jenes Satzes die, daß sich der Mensch seiner Fähigkeit zu zeugen eben in voller Seelenruhe und mit freudiger Erwartung bediene. Er weiß, was er thut, wenn er sich geschlechtlich bethätigt, und er weiß, was er von dieser Bethätigung zu erwarten hat. So müßte es sein, hätte jener Generalsatz Bestand vor der Wirklichkeit. Es ist aber nicht so. Hunderte, Tausende von Frauen begegnen uns, wo uns der erste Blick lehrt, daß sie zum Gebären nicht geschaffen sind. Tritt ihnen gegenüber der Wunsch des Mannes nach Verbindung zum Zwecke der Wiedererzeugung seines Wesens in einer dieser Frauen sofort soweit zurück, daß er sein Denken gar nicht einmal mehr streift, so tritt vielleicht gerade einer solchen Frau gegenüber der andere Wunsch nach einem folgenlosen, geschlechtlichen Ausgang besonders scharf hervor, und je einseitiger er ist, um so heißer. Das beruht nicht auf Berechnungen, sondern der Instinkt sagt dem Manne hier, daß er gerade bei einer solchen Frau eine Höhe der geschlechtlichen Lust finden werde, wie selten anderswo. — Und forschen wir nun im Wesen dieser Frau, so verkündet uns die Furcht, die mehr oder weniger vorhandene Abneigung vor der Geburt, welche sich bis zum schaudernden Ekel zu steigern vermag, daß die Natur in diesem Wesen ein Element ausgeschaltet hat, was die sogenannte Sittlichkeit des Alltags bei jedem Weibe unbedingt voraussetzt und auf welches sie den höchsten Beruf des Weibes basiert: die Fähigkeit und die Sehnsucht, Mutter zu werden. Hier tritt also ein festes Gebilde der Natur der sogenannten höchsten Sittlichkeitsforderung ebenderselben Natur ablehnend gegenüber. Was nun?

Offenbar wird oder sollte kein Mann ein solches Weib zu seiner ehelichen Gattin machen, es sei denn, daß er den natürlichen Zweck der Ehe, die Erzeugung gesunder Nachkommenschaft, von vornherein aus seinen Absichten ausscheidet. Aber ist es nun auch sittlich, diesem Weibe die Bethätigung jener Fähigkeit zu untersagen, welche die Natur ihr in doppeltem und dreifachem Maße verliehen hat, die Fähigkeit, die Freuden der Liebe auszuteilen nach dem Maße ihres Könnens und Wohlgefallens? Jeder Pfaffe, und nicht nur dieser, sagt hier sofort:

„Ja! Die Bethätigung dieser Fähigkeit muß unterbleiben!“ — Ich aber sage: Nein! Denn hier tritt mir das lebendige Recht der Persönlichkeit vor das Recht der Abstraktion. Die Persönlichkeit hat vor allem das Recht, sich von den Freuden des Lebens diejenigen Blüten zu pflücken, die ihr angemessen und erreichbar sind. Die Persönlichkeit ist ein Wirkliches, keine Abstraktion, und ihr gegenüber hat darum jede Abstraktion zurückzustehen. Wollen wir das nicht, so müßten wir erst das Aussterben solcher Persönlichkeiten bewirken und abwarten, um dann mit dem Normalsatze in der Wirklichkeit den Anfang zu machen. Denn hier liegt wenig an Erziehung und Ausbildung, hier liegt fast alles an der Grundanlage, und die Grundanlage ist die Erzeugung solcher Persönlichkeiten.

Ich schalte ein, daß jene Eigentümlichkeit nicht nur bei gewissen Frauen vorkommt, sondern ebenso bei den Männern. Es ist nicht der absolute Egoismus, welcher den Mann dazu treibt, ein Hagestolz zu bleiben und nicht Vater zu werden, sondern es ist dieser Egoismus und der aus ihm erzeugte Entschluß schon vorbedingt in der natürlichen Anlage eines Menschen selbst. Auch die ökonomischen Verhältnisse sind nicht Ursache der Enthaltung von der Ehe, sondern sie helfen höchstens eine schon vorhandene Anlage bestärken.

Und nun mache ich einen Schritt auf das Gebiet der Physiologie hinaus, der vielleicht manchem Physiologen sehr gewagt erscheinen dürfte. Aber das macht nichts. Es handelt sich für mich zunächst um die schematische Feststellung eines Werdens, welches jeder, beobachtet er die Wirklichkeit, selbst bestätigt finden kann, wenn auch diese Beobachtung nicht soweit gediehen sein mag, um in der nur mit greifbaren Größen rechnenden Wissenschaft Anerkennung und Verwertung zu finden.

Die Physiologen haben nach den Bedingungen eines gesunden Menschentums geforscht. Und da hat sich unter vielen anderen auch die Thatsache ergeben, daß ein gewisses Alter der Eltern eine der erheblichsten Vorbedingungen zur Erzeugung gesunder und kräftiger Kinder ist. Unter 45 Jahren erzeuge der Mann mit einer nicht zu jungen Frau die kräftigsten Kinder, sagen sie. Es ist selbstverständlich, daß hier schon wieder eine Normaltaxe zu Grunde liegt. Denn der Mann unter 45 Jahren muß ein normaler, gesunder Mann sein. Es ist ebenso klar, daß ein 30jähriger, welcher seine Energie bereits so weit erschöpfte, daß sie lahmer und geringer ist, als die eines normalen Mannes mit 45 Jahren, auch keine kräftigen Kinder mehr zu erzeugen vermag. Was aber auf den ersten Blick nicht klar ist, das ist folgendes: der

zeugende Vater, die gebärende Mutter selbst sind keine reinen Naturprodukte mehr; sie bedeuten keinen Anfang, sondern eine Fortsetzung im Schaffen der Natur, und manchmal schon eine gar sehr dem Schlusse zudrängende Fortsetzung. Wenn wir nun auch von einer ewigen Wiedergeburt in der Natur reden, so kann doch nur wiedergeboren werden, was vorhanden ist, und nichts anderes. Hier tritt demnach der Einfluß der Geschlechter-, der Volksentwickelung selbst in Sicht.

Hätten wir die reine Inzucht innerhalb der Geschlechter, so würden wir sehen, daß ein solches Geschlecht seine Energie durch Zusammenfluß aller Einzelenergien allmählich bis zum höchsten Punkte steigerte, um dann, sich selbst verzehrend, abzusterben wie ein einzelnes Individuum.

Diese Erscheinung wird dadurch komplizierter, daß wir eben keine reine Inzucht haben, sondern alle Geschlechterbildungen durcheinanderfließen, sich also alle möglichen Potenzen und Komponenten verbinden, und daraus ein Chaos der Einzelorganismen entsteht, in welches Ordnung zu bringen scheinbar rein unmöglich ist. — Ein lange Jahrhunderte der Inzucht ergebenes Volk im großen Spielraum des ganzen Volkslebens hätten wir vielleicht in den heutigen Spaniern zu sehen. Sie sind, kommt keine Blutserneuerung, scheinbar am Ende ihrer Energie angelangt. — Das Chaos jener Einzelbildungen ließe sich an der Vorstellung deutlich machen, daß einmal alle Bäume sich gegenseitig befruchteten. Eine Eiche kreuzt sich mit einem Apfelbaum, eine Tanne mit einer Ulme, eine Weide mit einem Birnbaum u. s. w., dann die Sprossen dieser Kreuzungen wieder alle untereinander, sowohl mit rasse- und artechten, wie mit schon entarteten. Man denke sich dieses Bild aus, und man würde ein Parallelbild zu der Menschenentwickelung erhalten, wie wir sie heute zum Teil schon haben.

Ich kehre zur Entwickelung meines Schemas zurück. Ein Mann im besten Alter verbindet sich mit einem Weibe im besten Alter. Das Kind dieser beiden wird aber nicht nur die Eigentümlichkeiten beider Eltern haben, sondern darüber hinaus die Eigentümlichkeiten der Geschlechterfolgen, denen seine Eltern entstammen. Standen die Geschlechter vor der Entfaltung ihrer eigenen Energiehöhe, so wird das Kind einen Schritt weiter zu dieser Höhe hinaufmachen. Es wird ein lebendiges, mit schöner Gesundheit und Kraft begabtes Kind sein. Stand aber der Mann (oder die Frau) bereits trotz des eigenen kräftigsten Alters über der Höhe der vorangegangenen Bildungen, so kommt ein Mißgebilde heraus: das zur Höhe strebende Wollen des einen Teiles verbindet sich in dem Kinde mit der bereits entsagenden, nicht mehr könnenden Natur

des anderen Teiles, und das Kind wird die Anlage zu einer großen Disharmonie seiner eigenen Natur in seinem ganzen Leben nicht mehr loswerden: der Disharmonie zwischen seinen ihm von der einen Seite mitgegebenen Wünschen und dem von der anderen Seite stammenden Bedürfnis nach Ruhe. Es kann sein, daß das Kind die Lebensbedingungen nicht findet, unter denen sich diese Zwiespaltanlage gleichmäßig zu entwickeln vermöchte; es kann sein, daß nur eine dieser Anlagen zur Entfaltung kommt, daß sich z. B. das Wünschen ganz von der Wirklichkeit ablöst, ein wurzelloses wird und sich begnügt, Wunsch aus Wunsch auf den glänzenden Schwingen der Phantasie zu gestalten, daß die Thatsache dem Menschen niemals sichtbar oder in drückender Weise fühlbar wird, wie nur ein Versuch, die Wünsche in die lebendige Wirklichkeit zu übertragen, mißlingen müßte. Es kann auch sein, daß das Wünschen im Dunkel bleibt, daß es, nie genährt, von alltäglichen Geschäften mit Beschlag belegt, nie zu einem brennenden, verzehrenden Konflikt zwischen beiden Anlagen kommt. Aber wenn weder das eine noch das andere eintritt, wenn die umgebenden Verhältnisse die große Disharmonie im Wesen dieses Kindes gleichmäßig entwickeln, wollen wir dann das Kind dafür verantwortlich machen, wenn es uns nun in dieser großen Disharmonie erscheint? Das geht offenbar nicht, denn hier würde die formale und normale Sittlichkeit zur absoluten Unsittlichkeit, weil sie eine schreiende Ungerechtigkeit wäre.

Nehmen wir nun aber zur Erläuterung noch ein weiteres an. Wählen wir eines der extremsten Beispiele, das uns möglich ist! Der Vater ist nicht nur der Sprößling einer bereits degenerierten Geschlechterfolge, sondern er ist obendrein selbst über die Höhe seiner individuellen Energieentwickelung hinaus und der Erschöpfung unmittelbar nahe. Die Mutter dagegen ist nicht nur ein Sprößling einer erst in ihren Anfängen stehenden, noch mit allen unentwickelten und undifferenzierten Energien in kompakter Masse begabten Geschlechterfolge, sondern sie steht auch selbst in dem Alter ihrer allerkräftigsten Persönlichkeitsentwickelung. Diese beiden erzeugen ein Kind. Wie unendlich müßte nach unserem Schema die Kluft im Wesen dieses Kindes werden! Extrem in jeder Beziehung, unfähig, sich irgendwo zu konzentrieren trotz des gewaltigsten Dranges dazu, nur rasenden Impulsen folgend und ebenso ohnmächtig plötzlich zusammenbrechend — so müßte das Wesen dieses Kindes uns erscheinen. Was wollen wir einem also veranlagten Menschen gegenüber mit der Normalsittlichkeit? Er wird sie niederschlagen auf Schritt und Tritt. Ein solches Wesen ist doch z. B. nicht zu dem fähig, was wir

eheliche Liebe nennen, zu treuem Ausharren an der Seite eines anderen Menschen. Es wird lieben, rasend lieben, auf den ersten Blick; es wird ohnmächtig zusammenklappen vor jeder sein Dasein bindenden Pflicht; es wird mit ebenso wütendem Anlauf diese „Pflicht“ über den Haufen rennen und es wird, liegen die Scherben umher, wieder mit gleich wilder Ohnmacht sich dem Weh überliefern. Da ist nichts, was diesen Menschen äußerlich fesseln könnte, nichts, gar nichts, als das liebende Eingehen auf seine Individualität. Gewinnen selbst, will ich einmal sagen, im Laufe seiner Entwickelung die Entsagungselemente die Oberhand, so ist das doch keine Sittlichkeit. Denn Entsagung ist für mein Gefühl so wenig sittlich, wie Ausschweifung. Beides sind Extreme und können nicht als Faktoren normaler Ethik in Betracht kommen. Und so wären denn anormale Naturen von Natur aus „unsittlich“.

Halten wir an dieser spießbürgerlichen Folgerung einmal fest, so müßten wir doch augenblicklich weiter folgern: Also sind anormale Naturen zu beseitigen. — Gut! Wie denn? — Durch Zuchthäuser, Irrenhäuser, Klöster, Henkersarbeit? — Unsinn! Auf eine solche flickschusterhafte Idee konnte man wohl kommen, als die anormalen Naturen noch eine große Minderheit waren. Heute aber, wo sie die große Majorität sind, sträubt sich unser Sittlichkeitsempfinden gegen diese rohen Mittel einer rohen Zeit. Wie also? — Durch Zeugung normaler Naturen? Das ist eine Illusion, wenigstens, wenn ihre Durchführung von heute auf morgen vollzogen werden soll. Es bliebe also nichts, als der Selbstmord. Wir müßten den Selbstmord begünstigen. Diese Forderung, so klipp und klar ausgesprochen, erscheint uns allen als das Non plus ultra einer Blödsinnsforderung. Über ihre Sittlichkeit oder Unsittlichkeit diskutiert man einfach nicht mehr. Aber ich glaube, gerade unsere Zeit und Gesellschaft hat zu dieser Erhabenheit kein Recht, nicht das geringste, denn sie thut gerade das, was ihr, ins Gesicht gesagt, eine solche entrüstete Ablehnung erweckt. Als Ankläger der heutigen Gesellschaft stehen die Zehntausend von wirklichen Selbstmördern da, welche jährlich auf dem Altare der „Sittlichkeit“ geschlachtet werden. Und nicht nur das. Mordet denn nur der sich selbst oder wird er gemordet — denn der Selbstmörder übernimmt nur das von der Gesellschaft etablierte Henkeramt nicht an einem anderen, sondern an seiner eigenen Person — mordet also nur der sich selbst, der, von Not und Elend getrieben, zur Selbstvernichtung greift? O nein! Nicht nur das übermäßige Leid und Weh mordet, sondern in ganz gleichem Maße die übermäßige Lust und Ausschweifung. Die Zehntausende verdoppeln sich.

Und weiter: sehen wir einen Menschen Fiaker, Straßenkehrer, oder was weiß ich, werden; sehen wir Hunderte von Arbeitern, die ihr Dasein hinschleppen müssen, mit dem Gefühl, das Beste, was ihnen die Natur gab, niemals entwickeln zu können; sehen wir die Tausende von Menschen an der falschen Stelle, wo unterdrückt wird, was ihre schönste Fähigkeit bildete; sehen wir diesen Karnevalstrubel, wo keiner mehr sein Kleid trägt, sondern jeder das seinige am Leibe eines anderen sieht; so stehen wir schaudernd still und sagen: Lauter gemordete Existenzen! Wandelnde Leichen, Menschen, die niemals zu ihrem Leben gelangten und die nun als Gespenster umgehen und die anderen schrecken. Die Zehntausende verzehnfachen sich. Wer ist ihr Mörder? — Sie selbst! — Wer beauftragte sie mit dem Henkeramte an sich selbst? — Die Gesellschaft! Die allgemeine, die normale Sittlichkeit! Ist es nicht ein Hohn, nicht ein Satansspuk, so gräulich und schauderhaft, wie er sich mit der erhitztesten Phantasie nicht toller erdenken ließe? Die höchste Unsittlichkeit, das schauerlichste Mißgebilde menschlicher Gerechtigkeit im Gewande einer Göttin!

Ist es nicht genug, übergenug damit, daß die Natur solche Disharmonien zuläßt? Müssen wir Menschen dieselben auch noch durch engbrüstige Einrichtungen verhundertfachen? Haben wir ein Recht, dem Menschen, welchem die Natur schon jede Freude an sich selbst, an seiner eigenen Harmonie versagte, auch noch die einzige Freude, die ihm vielleicht beschieden ist, zu versagen, die Freude einer täuschenden Momenterlösung aus seiner Disharmonie? Müssen wir ihm nicht die Freiheit lassen, da wir seine Natur nicht zu ändern vermögen? Wird hier nicht jede normale Sittlichkeit zur höchsten Unsittlichkeit? Giebt es denn für eine normale Sittlichkeit überhaupt noch einen Platz in einem Volksleben, wenn dieses selbst die Wachstumszone der Einheitlichkeit überschritten und in die Zone unendlicher Differenzierung und Individualisierung eingetreten ist? — Nein. Denn hier liegt der Kern der Frage: der Sittlichkeitsbegriff ist ein relativer, kein absoluter. Ist ein Volksleben auf dem Punkte angelangt, von dem aus seine Kräfte auseinanderstreben, so hilft ihm keine Sittlichkeitsrekonstruktion nach dem Schema der abgelaufenen Zeit mehr, da die Konzentrierung den Individuen in größeren Gebilden: Familie, Geschlecht, Sippe, Stadt-, Markgenossenschaft u. s. w. eine fest umschlossene und fast ausschließliche war. Hier hilft uns nur noch die Individualisierung der Sittlichkeit selbst, d. h. wir müssen gerecht sein und jeden Menschen nicht nach einem schematischen Vorurteil betrachten lernen, sondern nach der natürlichen

Anlage seines Wesens. Das ist nun allein Sittlichkeit. Haben wir dieses Wesen erfaßt, so werden wir einem Menschen in seinen Drangsalen auch raten und helfen können, so daß er seiner Natur nach sittlich sein kann. Eine Uniformierung und Normalisierung wird hier, da ihr die natürliche Grundlage fehlt, zur rohen Äußerlichkeit, und damit ein Verbrechen an der Entfaltung der einzelnen Person sowohl, wie am Volksleben überhaupt.

Und noch einmal kehre ich zu unserem Problem zurück. Ich setze den Fall, daß sowohl Vater wie Mutter eines Kindes nicht nur einer degenerierten Geschlechterfolge entstammen, sondern auch beide mit der letzten Kraft schöpferischer Energie kurz vor dem eigenen Erlöschen das Kind zeugen. Alle Degenerationsfaktoren sind vorhanden. Alle Schwächeelemente fließen zusammen. Nun wächst das Kind heran. Es hat, wie man sagt, seine eigene Natur. Und diese Natur ist selbstverständlich die Normalnatur der Jugend. Aber diese jugendliche Normalnatur ruht auf einem Boden, welcher vollkommen ausgesaugt, ausgelaugt und gegen den Andrang von Krankheitserregern und zu ihrer Bewältigung in keiner Weise mehr stark genug ist. Wir haben in einer solchen Menschennatur gleichsam eine Mischung zweier Lebensperioden vor uns, die Periode der Jugend in dem persönlichen Alter und Wachstum dieses Menschen, die Periode des Alters in den anererbten Qualitäten. Die Jugend giebt ihr alles Wollen und Sehnen und Wünschen, sie treibt zu Leben, Hoffnung und Zukunft; das anererbte Alter durchsetzt alle dieses Wollen und Sehnen und Wünschen mit den degenerativen Elementen und treibt zu Tod, Entsagung und Vergangenheit. So wird das eine Lebensalter dicht an das andere herangeschoben, sie durchdringen und umschlingen sich gegenseitig, was als Zukunftskeim emporschießt, wird von der Reife der Vergangenheit bedeckt, und so erhalten wir als natürliche Folge ein Schnellleben, einen rasenden Kräfteverbrauch, ein Keimen und Sterben ohne zwischenliegende Entwickelung, ein Hinübergreifen und Vorwegnehmen der Zukunft, die sich, weil sie nicht die Zukunft eines gesunden Werdens ist, nur als die Zukunft des Vergehens, des Greisenalters darstellt. Das Kind bethätigt sich bereits in dieser Weise des reiferen Alters, der reifere Mensch zeigt die Natur des Greises. Wir haben den jugendlichen Dekadent; das zwölfjährige Mädchen erscheint vor uns, welches bereits unter Polizeiaufsicht steht; wir haben den Gymnasiasten oder sonstigen jungen Mann vor uns, der seine Manneszeit nicht erwarten kann, sondern in den Bahnen des ausgepichtesten Lebemannes nicht aus kindlicher Großmannssucht, sondern infolge eines

thatsächlich vorhandenen, unbezwingbaren Bedürfnisses seiner Natur einhersegelt.

Was ist nun einer solchen Anlage gegenüber Sittlichkeit? — Polizeiaufsicht etwa? — Es wird wohl keinen geben, der das behauptet. Was also? Gehen wir Schritt für Schritt vor! Eine Mischung von Jugend und Alter, Gesundheit und Morbidität, Kraft und dekrepitesten Anlagen steht vor uns. Die Normalsittlichkeit kommt und sagt: Du sollst — du sollst nicht. Diese Sprüche, die nichts nützen, nie etwas genützt haben und nie etwas nützen werden, kennen wir ja alle. Wir müssen einen anderen Weg suchen. Denken wir uns also eine solche unglückliche Mischnatur einmal in Verhältnisse gesetzt, welche alle und insgesamt die Stärkung der einen, der jugendlichen, gesunden Anlage bewirken; denken wir uns diese Natur verpflanzt auf den Boden einer absolut gesunden Natürlichkeit: sie lebt, spielt und arbeitet in freier, frischer Luft, sie schafft mit ihren jungen Gliedern den lieben, langen Tag; alle halben Anregungen, welche bei ihr nur eine Anreizung falscher Phantasien werden müssen, bleiben fern; und zwar so, daß nicht das Verbot, die Entziehung den Grund der Behandlung bildet, sondern umgekehrt weiteste Gewährung, aber mit der nebenhergehenden Stärkung der eigenen Antipathie, so daß es heißt: Du darfst, wenn du magst, daß also die Erziehung sich lediglich darauf beschränkte, das Nichtmögen zu entwickeln, durch Pflege des Gesunden und Natürlichen die Begehrlichkeit nach dem Schwachen, Unnatürlichen und Entnervenden zu unterdrücken; denken wir uns, daß jede sich dennoch einstellende geschlechtliche Erregung nicht in der Spannung erhalten bliebe, sondern die Gelegenheit fände zu sofortiger naturgemäßer Auslösung; denken wir uns, das Zusammensein, die Gewöhnung der beiden Geschlechter aneinander von Kindheit auf würde nicht plötzlich zerrissen, sondern bliebe bestehen, so daß es für keines der Geschlechter an dem anderen mehr etwas zu raten gäbe, sondern alles sich vollkommen klar, jedem mystisch reizenden Dunkel, jeder lockenden Dämmerung entzogen darstellte; denken wir uns eine solche Mischnatur in eine derartig gesunde Umgebung verpflanzt, ihre Entwickelung unter solchen Verhältnissen vollzogen, so glaube ich: der Dekadencenatur würde das Feld bis zum letzten Winkel beschnitten, ihre Triebe könnten sich nicht oder nur kümmerlich entfalten, und wir müßten einen Menschen erhalten, der nicht nur für seine Person einer wirklichen Freude fähig wäre, sondern auch der Gesamtheit Freude zu erwecken vermöchte.

(Schluß folgt.)



Der deutsche Multatuli.*)

Von Gustav Landauer.

(Berlin.)

Ich weiß nicht, ob in diesem Jahre, das dem Gedächtnis Goethes, der so nachdrücklich für die „Weltlitteratur“ eingetreten ist, geweiht ist, uns Deutschen eine bedeutungsvollere Gabe geboten wird, als dieser erste Band der deutschen Multatuli-Ausgabe.

Multatuli? Sonderbarer Name! Wer ist das? Hieß er wirklich so? Man erinnert sich, ab und zu seit Jahren in Zeitschriften da und dort dem Namen begegnet zu sein. Aber jetzt sollen, wie der Verleger ankündigt, rasch hintereinander sechs oder sieben starke Bände von diesem doch eigentlich Unbekannten erscheinen, und es giebt Leute, zu denen ich z. B. gehöre, die da meinen, damit dürfe es noch nicht genug sein: ein Band Briefe zum mindesten dürfe nicht fehlen.

Multatuli war ein Holländer, und das lateinische Pseudonym hat er sich beigelegt, weil er wirklich übermäßig viel gelitten und getragen hat. Von Haus aus hieß er Eduard Douwes Dekker und hat von 1820—1887 gelebt; seine Jugend verbrachte er in seiner Heimatstadt Amsterdam, von 1839—1856 lebte er in Holländisch-Indien als Verwaltungsbeamter, von da ab als unsteter Vagant, Prediger und Schriftsteller bald in Holland, bald in Deutschland oder Belgien, von 1866 an in Deutschland; in seinem Landhause in Niederingelheim starb er am 19. Februar 1887; in Gotha ist er verbrannt worden — verbrannt, wie es diesem großen Ketzer geziemte.

Denn schließlich, wenn ich mich besinne, was er nun eigentlich war? ein Politiker? ein Agitator? ein Forscher? ein Freidenker? ein Dichter? es stimmt alles nicht, ist bald zu viel und bald zu wenig, ich wüßte keine geeignetere Bezeichnung für ihn, als diese eine: er war ein Ketzer, ein Ketzer in allem und jedem. Ein Ketzer gegen den Herrgott, gegen den Staat, gegen die Moral und die Sitten, gegen die Gesetze der Ästhetik wie der Wohlanständigkeit, gegen die Dogmen der Aufklärer ebenso wie der Theologen. Will man ihn rubrizieren und ver-

*) Der Herausgeber begann die Reihe seiner Multatuli-Veröffentlichungen mit dem folgenden, im September 1899 erschienenen Bande: Multatuli. Auswahl aus seinen Werken in Übersetzung aus dem Holländischen, eingeleitet durch eine Charakteristik seines Lebens, seiner Persönlichkeit, seines Schaffens. Von Wilhelm Spohr. Mit Bildnissen und handschriftlicher Beilage. (392 S. gr. 8°.) Titelzeichnung von Fidus. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W. Preis: broschiert M. 4,50, in modernen roten Leinwandband mit Titelpressung gebunden Mark 5,50.

gleichen, so muß man eine schon Mischung machen: eine Mischung etwa von Lessing, Fichte, Heine, Lassalle und Rabelais, und dann hat man immer noch keine Ahnung von dem Spezifisch-Originellen und Eindringlich-Erschütternden seines Geistes und seiner elementaren Vehemenz.

Er war vor allem ein Mensch des Lebens; ungehemmte Lust am vollen Ausschöpfen der Lebensmöglichkeiten, der eigenen Anlagen und dessen, was er von den Reichtümern dieser Erde in seinen Bann zwingen konnte, war vielleicht sein stärkstes Erbteil. Als er aber dann in dieser kläglichen Zeit auf gar so viele Hemmnisse, gar so viel Elend und gewaltthätige und hinterlistige Niedertracht stieß, wurde er zum Thatenmenschen. Das war in Holländisch-Indien in seiner Stellung als Assistent-Resident, d. h. als oberster europäischer Beamter eines großen Bezirks. Da sah er die ungeheuerliche Ausbeutung, deren sich die Holländer und die eingeborenen Fürsten gegen die armen Javanen schuldig machten. Er hatte eine stolze, herrische und gebieterische Seele, aber er konnte Unrecht und Elend nicht sehen: die Macht über die Menschen, nach der ihn verlangte, war die Gewalt, die im Wohlthun und Beglücken liegt. Er trat in seiner Eigenschaft als Beamter gegen die schamlosesten Auswüchse des Raubsystems in den ostindischen Kolonien auf. Mit Feuereifer verfolgt er seine ewige einfache These: Der Javane ist auch ein Mensch. Das leugneten seine Vorgesetzten nicht, wohl aber bewiesen sie, daß sie selbst keine waren: die Unterdrückung und Vergewaltigung wurde doch nicht eingestellt, dem Beamten E. Douwes Dekkers aber wurde der Prozeß gemacht, der schließlich zu seiner Entlassung führte. Völlig verarmt kehrte er mit seiner Familie nach Europa zurück, und nun wurde er im Lauf der Jahre zum Multatuli und zum Schriftsteller. In einem großen Roman „Max Havelaar“ gab er eine authentische Darstellung dessen, was er in Holländisch-Indien erlebt hatte, mit einer Glut, einer schneidenden Satire, einer wundervoll dichterischen Sprache, wie sie in dieser Ursprünglichkeit vorher in Holland, und nicht nur in Holland, noch nicht dagewesen war.

Die deutsche Multatuli-Ausgabe, die von Wilhelm Spohr herausgegeben wird, bringt dieses Hauptwerk soeben schon als zweiten Band*) heraus. Es wird also bald an der Zeit sein, ausführlich darauf einzugehen. Die große biographische Einleitung, die etwa den dritten Teil des ersten Bandes ausmacht, bringt schon eine erschöpfende Analyse des Romans, in der Voraussetzung, daß alle Einzelheiten, die

*) Max Havelaar. Übertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. (355 Seiten gr. 8°.) J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W. Preis: brosch. M. 4,50, in modernen roten Leinwandband mit Titelpressung geb. M. 5,50.

von Max Havelaar erzählt werden, Dekkers eigene Erlebnisse sind. Diese Voraussetzung trifft nach allem, was wir wissen, völlig zu; gut wäre es aber doch gewesen, es im einzelnen nachzuweisen, und auf Grund von anderen Quellen und Nachweisen mehr von Dekkers, als von Havelaars ostindischen Erlebnissen zu erzählen. Vielleicht läßt sich das später nachholen.

So war denn aus Dekker, dem Lebens- und Thatenmenschen, sehr gegen seinen Willen, das schreibende Wesen Multatuli geworden. Zeit seines Lebens wehrte er sich dagegen, als Formkünstler nach ästhetischen Gesichtspunkten gewertet zu werden. Nie konnte er zorniger werden, als wenn man ihm schamlos sagte — denn er empfand es als Schamlosigkeit —, er schreibe so sehr schön. Am Schluß des Havelaar sagt er darüber:

„Es war mir nicht darum zu thun, daß ich *gut* schriebe . . . ich wollte *so* schreiben, daß es gehört würde. Und geradeso, wie einer, der ruft: ‚Halt den Dieb!‘, sich wenig um den Stil seines improvisierten Zurufs an das Publikum kümmert, ebenso gleichgültig ist es auch mir, wie man die Art und Weise beurteilen wird, wie ich *mein* ‚Halt den Dieb!‘ hinausschrie.

‚Das Buch ist bunt . . . es ist kein Ebenmaß darin . . . Jagd nach Effekt . . . der Stil ist schlecht . . . der Autor ist ungeschickt . . . kein Talent . . . keine Methode . . .‘

Gut, gut, alles gut! Aber: *der Javane wird mißhandelt!*“

Er hat es später sogar oft und ernsthaft bedauert, daß er sich das Schwert der That wegnehmen und sich dafür die Feder in die Hand drücken ließ. Er schreibt darüber z. B. in einem Briefe:

„O hätte ich an Stelle des sanftmütigen Weges der Überredung und der Geduld den Weg der Gewalt erkoren! In Lebak hätte es mich ein Wort gekostet, und der Aufstand wäre dagewesen. Eine ganze Nacht bin ich mit mir zu Rate gegangen. Die Entscheidung war: ‚Widersetzt Euch nicht, ich werde Euch auf eine andere Art helfen.‘ Ja, ich hatte Mitleid mit den armen Teufeln, die mir gefolgt wären, um ein oder zwei Tage Triumph mit blutiger Niederlage zu büßen. Doch bedaure ich, daß ich es nicht gethan habe. Ich bin zu milde gewesen und werde es nicht wieder sein, sobald ich eine Möglichkeit sehe, Holland auf andere Weise anzusprechen, als mit Schreibwerk.“

Lange Jahre später, drei Jahre vor seinem Tode, äußerte er sich im Anschluß an Ibsens „Volksfeind“ sehr skeptisch, mit melancholischer Bitterkeit, über den Versuch, durch das Wort auf die Seelen der Menschen einzuwirken. Diese Stelle ist vielleicht besonders darum inter-

essant, weil wir wohl annehmen dürfen, daß Ibsen selbst sehr ähnliche Erfahrungen gemacht hat und sich heute wahrscheinlich ähnlich äußern würde, wenn er das Schweigen nicht vorzöge. Multatuli schreibt:

„... Er scheint noch der Meinung zu sein, daß die Bloßstellung der Gesellschaft etwas nütze. Ach, das meinte ich früher auch! Über 20 Jahre wird Ibsen die Fruchtlosigkeit seiner Anstrengungen einsehen, es sei denn, daß er das Glück hat, verfolgt zu werden. Das hält aufrecht, da man zum mindesten sieht, daß die fraglichen Herrschaften einige Notiz von einem nehmen. In Holland ist das der Fall nicht. Alles erstickt im Sumpfe ....

„Was übrigens so ein Stück wie das von Ibsen angeht: er kann fest darauf rechnen, daß $^7/_8$ derer, die ihm zujauchzen, zu der Sorte von Menschen gehören, die er geißelt. Hier ist Heuchelei nicht der Hauptfaktor. Das möchten die Betreffenden wohl. Ein tüchtiger Heuchler ist etwas. Dazu gehört etwas! Nein, es ist eine unbewußte Huldigung vor dem Schönen, ohne daß man bedenkt, daß diese Huldigung ein Zeugnis der eigenen Verdammung ist. Wenn du jemals ein Drama im Zuchthaus vorführen willst, so wähle ein Stück, in dem die sentimentalste Tugend geschildert ist. Die Gaudiebe werden ihre Hände entzwei-applaudieren bei dem Triumph des ‚Guten‘. Die Frauen von der Sorte der Clarissas, Harlowes, Pamelas sind die Lieblingsheldinnen der Huren. Darin und im Auftischen von Moralpredigten sieht man die beliebtesten Mittel, um mit Anstand ein Schmierlappen zu sein.

„Noch ein Wort über Ibsen und sein Streben! Ich achte den Mann und beklage ihn, wenn er noch immer glaubt, mit Schreibereien etwas erreichen zu können. Seine ärgsten Feinde, oder vielmehr seine zähesten Widersacher, sind die, die ihm zujauchzen, die alles schön finden! Meine innige Überzeugung ist, daß es nur eine praktische Waffe giebt: Gewalt!..“

Multatuli hat lange gebraucht und hat fast Übermenschliches durchmachen müssen, bis er zu dieser Bitterkeit und herben Entschlossenheit kam, wie sie auch aus dem Bilde aus seinem Alter spricht, das dem Buche beigegeben ist.*) Der Mann, der sich, sowie er nur irgendwelche Mittel an der Hand hatte, im überschwänglichen Wohlthun nicht genug thun konnte, hat das härteste Elend, die scheußlichsten Entbehrungen durchgemacht. Man lese die folgende Schilderung aus der Einleitung Spohrs und behalte dabei im Gedächtnis, daß es sich um einen der größten Geister des Jahrhunderts handelt:

*) Das Bild am Anfange des vorliegenden „Gesellschaft“-Heftes ist nicht gemeint; es ist jünger.

Er wanderte (1866—1870, also als nahezu Fünfzigjähriger) ruhelos, obdachlos, mit allem und sich selbst hadernd, von Stadt zu Stadt. Bald war er in Frankfurt, bald in Koblenz, um dann wieder nach Köln und Mainz sich verschlagen zu lassen. Oft erlaubte ihm der Zustand seiner Schuhe und Kleider nicht, das Haus zu verlassen. Es mangelte ihm an der einfachsten Nahrung. Seine eigenen Werke hatte er nicht im Besitz, und er sah sich deshalb mehrfach in der Verlegenheit, auf Angriffe nicht gebührend antworten zu können. Dann fehlte es an den Pfennigen für Petroleum, an den Groschen, um Briefe zu frankieren oder das Strafporto für eingehende wichtige Sendungen zahlen zu können. In Köln hatte er in dieser Lage die brutalste Behandlung von den Leuten erfahren müssen, kriegte obendrein die Polizei auf den Hals und stand vor der Gefahr, zwei Koffer mit Büchern und Handschriften auf Stadtbefehl auf dem Markte öffentlich verkauft zu sehen. Seinen Schirm versetzte er das eine Mal für 10 Groschen, ein anderes Mal für 1 Thaler, um Brief- und Strafporto aufzubringen. Während einer Fußreise in Deutschland — wohl vagabondierend — war er gezwungen, den Bauern Erbsen und Bohnen aus den Gärten zu stehlen, damit er seinen Hunger stille. Es war wohl damals, daß er ‚während 2½ Monaten bis auf drei Mal kein gekochtes Essen genossen hatte, manchmal Brot und Fleisch, manchmal auch nur Brot‘. Und er empfand es noch als Glück, wenn er nur Brot hatte. Er schreibt nach dieser schlimmen Zeit an seine Frau:

„Findest Du es nicht komisch, ich bin des warmen Essens entwöhnt und vertrage abends nur kaltes gesalzenes Fleisch und Brot.“

All dieses Elend trug er mit Stolz und einer unbefangenen Würde, die manche Moralphilister vielleicht geneigt wären, schamlos zu nennen. So hatte zum Beispiel der große Ketzer im Februar 1862 in drei Tageszeitungen das folgende Inserat erscheinen lassen:

„Ich gebe dem Volk von Niederland bekannt, daß ich vor mir einen Brief liegen habe, in welchem jemand mir mit dem Verkauf meines Hausrats droht.

„Mein Hausrat ist: die Kleider meiner Kinder.

„Anderen Hausrat habe ich nicht.

„Das ist wieder eure Schande, Niederländer, das ist nicht meine Schande.

Amsterdam, 31. Januar 1862.

Eduard Douwes Dekker.“

Dabei darf man nicht vergessen, daß Multatuli in diesen Zeiten

der größten Not vielleicht der berühmteste Mann Hollands war. Freilich war er bei weitem mehr berühmt als verstanden. Als er im Jahre 1873 seine „Millionenstudien“ — seine Schilderungen und Phantasien im Anschluß an das Leben in einem deutschen Badeorte — herausgab, bemerkte er im Vorwort, daß diese Studien ursprünglich im Tageblatt „Noorden“ hätte erscheinen sollen, daß aber der Abdruck dort sehr schnell abgebrochen worden sei, weil nach der Versicherung des Redakteurs die Leser „nichts davon begriffen“. — „Ich hoffe, diesmal glücklicher zu sein,“ fügte er lachend hinzu.

Liebe und Verständnis aber fand er bei denen, denen er selbst mit freudigen Sinnen und tiefster Seelenkunde entgegenkam: bei den Frauen. Freilich kam er dadurch in neue Nöte und Konflikte, aber es ist angenehmer und erfreulicher, von diesen Seelennöten eines reichen und begnadeten Mannes zu hören, als von Hunger und Entbehrung. Denn diese Nöte entsprangen der Fülle und dem Reichtum seines Herzens. In schlichten und ergreifenden Worten, und mit einer Diskretion, die später vielleicht nicht mehr ganz so nötig ist wie heute (denn um Multatuli steht es wie um Goethe: sein Leben und sein Werk gehören zusammen als ein Kunstwerk), erzählt Wilhelm Spohr uns, wie Multatuli als gereifter Mann sich in inniger und leidenschaftlicher Liebe einem seelisch hochstehenden Mädchen zuwendet, dem er durch seine Schriften nahe getreten war. Lange Jahre dauert der Versuch der drei beteiligten Menschen, die sich alle drei achten und ehren, sich in dieser Lage zurechtzufinden. Aus der Zeit des bittersten Seelenkampfes druckt Spohr einen Brief an Mimi ab, den ich hierher setzen will:

„Warum müssen wir geschieden sein, Mimi? Warum lebst, denkst, arbeitest, schläfst und träumst Du . . . allein? Warum nicht mit mir, neben mir? Warum ruht Dein Kopf nicht an meiner Schulter, warum mein Kopf nicht in Deinem Schoß! Warum gebe ich Dir nicht den letzten Kuß, wenn Du einschläfst, warum darf ich Dich nicht wachküssen? Warum darf ich Dich nicht anrühren, nicht umfassen, nicht an mein Herz drücken als mein Eigentum?

„Keine Ausflucht, ich habe Dich lieb und ich habe Dich auch sinnlich lieb, siehe da! Sei nun böse und stoß mich zurück, doch bedenke, daß ich gut gestritten habe, und allzeit anders gehandelt habe, als die Leidenschaft eingab.

„Nein, werde nicht böse, Mimi, sei menschlich, sei natürlich und begreife, daß ich es auch bin. Wer mehr sein will denn Mensch, ist weniger.

„O, verfluchte Sitten, die Schande machen aus dem, was so lieb-

lich ist! Ja, ich sage, daß das Lüge und Betrug ist in den Sitten, ich sage, daß es eine schöne, liebliche, natürlich-reine Sache sein würde, wenn Du mir angehörtest . . . ."

Schließlich machte Dekkers Frau der Lage, die unerträglich geworden war — besonders auch durch die Zwischenträgereien sogenannter Freunde — ein Ende: sie floh nach Italien, wo sie einige Jahre später gestorben ist. Multatuli und Mimi blieben vereint. Das Nähere findet man im Buche.

Dieser erste Band enthält eine Auswahl aus allen wichtigeren Schriften Multatulis: aus dem „Havelaar" das wunderbar tragische Idyll „Saidjah und Adindah", aus den „Minnebrieven"*) die Geschichten von der Autorität, aus den Ideen eine Reihe von Hoheliedern moderner Toleranz und echtester Menschenliebe: die heiter-graziöse Erzählung von der „Seekrankheit", „Adele pluribus", und den grandiosen offenen Brief an eine „Gefallene": „Wer unter Euch ohne Sünde ist." Schließlich noch die bitter satirischen Gespräche mit Japanern, und eine lieblich-feierliche Indianergeschichte, erzählt von einem feurigen Knaben, der „Geschichte des kleinen Walther" entnommen, außerdem eine große Zahl Parabeln, Märchen und Aphorismen. Diese Auswahl erscheint mir sehr geeignet, um in Multatuli einzuführen: sie zeigt seinen Geist und seine Ausdrucksweise von den verschiedenartigsten Seiten. Daß die Übersetzung in einem vorzüglichen Deutsch geschrieben ist, geht wohl schon aus den Proben hervor, die ich gegeben habe; und daß der Übersetzer ein Mann ist, der selber etwas zu sagen hat, zeigt seine Einleitung.

Das Buch ist schön ausgestattet und mit zwei Bildern und einer größeren Schriftprobe Multatulis (aus einem wichtigen Aktenstück aus der indischen Zeit) versehen. Das prächtige Titelbild auf dem leuchtendroten Umschlag stammt von Fidus und wird wohl auch das Wahrzeichen der folgenden Bände bleiben: ein Löwe mit ausgestreckter Tatze, der die Psyche, die sich zu ihm geflüchtet hat, verteidigt.

Wahrlich, dies ist das Sigillum Multatulis: er war ein Löwe, der die ewigen Rechte unserer Seele mit grimmiger Leidenschaft geschirmt und gefordert hat!

---

*) Diese sind erschienen unter dem deutschen Titel Liebesbriefe. Übertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. (191 S. gr. 8°.) J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W. Preis: broschiert M. 3,—, in modernen roten Leinwandband mit Titelpressung gebunden M. 3,75.



Du sast ni vun min söte Swester loaten.

(Du sollst nicht von meiner süßen Schwester lassen.)

Von Detlev von Liliencron.

(Altona.)

Hat jeder schlimme Tage nicht, wo uns
In allen Menschen, denen wir begegnen,
Ein Feind androht? Hat jeder Tage nicht,
Daß wir ingrimmig jedes Auge mustern:
Was fragst du mich und was erfrechst du dich?
Willst du das bißchen Glück mir kalt entreißen,
Das meine Brust als Heiligtum verwahrt?
Willst du mit deinem knöchernen Verstand
Den letzten holden Frühlingstrug mir stehlen,
Der heimlich mir, versteckt, im Herzen lacht?

In solcher Stimmung schritt ich durch die Stadt,
Durch all das Hasten, all das große Drängen.
Und in Gedanken sah ich, wie die Fäuste,
Faust gegen Faust, sich fürchterlich erhoben:
Des Lebens Zwang: daß wir zu kämpfen haben,
Für sich allein ein jeder, ganz allein,
Um die uns allen angeborne Sehnsucht
Nach Luft und Licht, nach Wohlgefühl zu stillen,
Das unausrottbar in uns allen tiert.

Und eines andern Wunsches Thür sprang auf,
Ein Wunsch nach Liebe und nach Zärtlichkeit,
Der Wunsch, mit andern Menschen mich zu freuen.
Und so nahm dieser plötzlich mich gefangen,
Daß angestrengt nach allen Seiten hin
Mein Blick im Straßenchaos Umschau hielt.
Ich kam an einem Thorweg grad vorüber,
Und während ich vorbei der Durchfahrt ging,
Sah ich im Fluge, kaum vier Schritte waren's,
In diesem Eingang drei Personen steh'n:
Ein hübsches Mädchen, einen Mann, ein Kind;
Und von dem Kinde hörte ich die Worte:
Du sast ni vun min söte Swester loaten.

Der Mann schien jung, fünf-, sechsundzwanzig Jahre.
Er stand mit finstrer Stirn und abgewandt,
In seiner ganzen Haltung sprach sich aus:
„Jetzt mag ich dich nicht mehr, geh deiner Wege."
Das Mädchen zerrte zitternd an der Schürze
Und weinte still, mit tief gesenktem Kinn.
Das Kind, das Schwesterchen der armen Dirne,
Zupft schüchtern an des Mannes Rock und bittet:
Du sast ni vun min söte Swester loaten.

Vier Schritte waren's nur, und ein Roman
Fand hier vor mir den Schluß in vier Sekunden.
Und wie mit Sturm kam mir der heiße Wunsch,
Das, was ich liebe, niemals zu verlassen.
Ja, ist das möglich auch? Spielt jede Stunde
Nicht Ball mit uns? Kann jede Stunde nicht
Uns höhnisch an entfernte Küsten werfen,
Daß wir mit ganzer Kraft vergessen müssen,
Was einst uns über alles wert gewesen?

Ich sah des Mannes wilden Drang und Trotz:
Wer hindert mich, das Leben zu genießen,
Es auszuleben bis zum letzten Rest!
Und immer hör ich doch das scheue Stimmchen:
Du sast ni vun min söte Swester loaten.





Lyrik der Gegenwart.

Ein Überblick von Rudolf Steiner.

(Berlin.)

III.

Was wir bei manchem unserer bedeutendsten Lyriker der Gegenwart so schwer entbehren, den Ausblick auf eine große, freie Weltanschauung, das tritt uns im schönsten Sinne bei Ludwig Jacobowski*) entgegen. Er hat sich mit seiner jüngst erschienenen Sammlung „Leuchtende Tage“ in die vorderste Reihe der zeitgenössischen Dichter gestellt. In diesem Buche liegt der ganze Umkreis des menschlichen Seelenlebens wie in einem Spiegel vor uns ausgebreitet. Die Erhabenheit und Vollkommenheit des Weltganzen, das Verhältnis der Seele zur Welt, die menschliche Natur in den verschiedensten Gestalten, die Leiden und Freuden der Liebe, die Schmerzen und Seligkeiten des Erkenntnistriebes, die rätselvollen Bahnen des Schicksals, die gesellschaftlichen Zustände und ihr Rückschlag auf das menschliche Gemüt: alle diese Glieder des großen Lebensorganismus finden in diesem Buche ihren dichterischen Ausdruck. Jedes einzelne Ding, dem dieser Dichter begegnet, erfaßt er mit empfänglichen Sinnen und mit fruchtbarer Phantasie; aber immer wieder findet er auch den Zugang zu dem Wesenhaften der Welt, das hinter dem Fluß der einzelnen Erscheinungen steht. Wie ein Symbol seiner ganzen Geistesart erscheint uns der Titel seines Buches „Leuchtende Tage“. Wie „ewige Sterne“ trösten ihn die „leuchtenden Tage“ des Lebens für alle Leiden und Entbehrungen, mit denen der Weg zu unserem Lebensziel bewachsen ist. Aus harten Kämpfen heraus hat sich Jacobowski diese sonnige Weltanschauung gebildet. Sie giebt seinen Schöpfungen einen befreienden Grundton. Zu den höchsten Lebensinteressen drängt sein Gefühl mit einer Wärme und Innigkeit, die im schönsten Sinne persönlich, unmittelbar wirken. Wie den Philosophen seine Vernunft von dem einzelnen Erlebnis ablenkt

*) Ich bin in Verlegenheit, weil ich, entgegen der Selbstverständlichkeit, Besprechungen meiner Werke in der „Gesellschaft“ nicht zu veröffentlichen, nachstehende Zeilen nicht unterdrücken kann. Der Leser wird diesen Ausnahmefall mit Nachsicht behandeln. L. J.

und zu jenen hellen Regionen weist, wo das Vergängliche des Alltags nur ein Gleichnis ist für die ewigen Mächte der Natur, so drängt diesen Dichter seine unmittelbare Empfindung ebendahin. Er ist ein Weltempfinder, wie der Philosoph ein Weltdenker ist. Er sieht mit kindlich-lebhaften Sinnen die Dinge in ihren vollen, frischen Farbentönen; und er gestaltet sie im Sinne der Harmonie, ohne deren Anschauung der tiefer veranlagte Mensch nicht leben kann. Wer solche Dichterkraft besitzt, bei dem wirkt höchste Weisheit wie holdeste Naivetät. Die drei monumentalsten Formen des Seelenlebens zeigen sich bei Jacobowski in ihrer innersten Verwandtschaft: die kindliche, die künstlerische und die philosophische. Weil er diese drei Formen in sich in ursprünglicher Weise vereinigt, gelingt es ihm, überall aus dem Leben die poetischen Funken zu schlagen. Er braucht nicht wie so viele der zeitgenössischen Lyriker nach Muscheln zu suchen, um ihnen kostbare Perlen zu entnehmen; ihm genügt das Saatkorn, nach dem er die Hand ausstreckt. Alles Erkünstelte, Ausgetiftelte liegt Jacobowski fern. Die nächsten, einfachsten, die klarsten Mittel sind es, deren er sich bedient. Wie das Volkslied stets den schlichtesten Ausdruck für den tiefsten Empfindungsgehalt findet, so auch dieser Dichter. Er hat das Gefühl für die großen, einfachen Linien des Weltzusammenhangs. Er wird verstanden von dem naiven Sinne und er wirkt ebenso auf den Philosophen, der mit den ewigen Rätseln des Daseins ringt. Ob er uns von den Erlebnissen der eigenen Seele spricht, oder das Schicksal eines Menschen schildert, der vom Lande in die Großstadt verpflanzt wird, um da von dem Leben zermalmt zu werden: es wird uns in dem gleichen Maße ergreifen. In Jacobowskis Natur liegt das Zarte neben dem Kernhaften. Er hat ein festes Vertrauen in seine Seelenrichtung. Alle Schlagworte der Zeit, alle Lieblingsvorstellungen einzelner Strömungen der Gegenwart verschmäht er. Was aus der Kraft seiner Persönlichkeit fließt, ist für ihn allein bestimmend. Wir treffen bei ihm nichts von den abstrusen Seltsamkeiten derjenigen, die sich heute von dem gesunden Weltgetriebe abwenden und in einsamen Winkeln des Daseins nach allerlei ästhetischen und philosophisch-mystischen Schrullen suchen; er kann den Lärm des Tages hören, weil er die Sicherheit in sich fühlt, sich zurechtzufinden.

Ein Lyriker, dessen höchste Kraft in der Gestaltung, in der plastischen Rundung des Bildes liegt, ist Carl Busse. Innerhalb des Rahmens dieses Bildes liegt selten etwas inhaltlich Bedeutendes, aber meist eine vielsagende Stimmung. Dabei zeichnet diesen Dichter ein feines Stilgefühl für das Äußere der Form aus. Er weiß in den Wendungen der

Sprache, in der Harmonie des Ausdrucks die Grundempfindung eines Gedichtes sich ausleben zu lassen. Nicht um die Vertiefung eines Gefühles ist es ihm zu thun, sondern um seine anschauliche, farbenreiche Prägung. Wenn uns Busse eine Stimmung malt, so werden wir keinen Farbenton vermissen, der sie zu einem runden Ganzen macht, und wir werden auch nicht leicht durch einen fremden Ton gestört werden. Das Übersprudelnde der Empfindung, das Drängen der Leidenschaft erscheint bei ihm nie unmittelbar, sondern stets gedämpft durch das künstlerisch Maßvolle. Wenn er von der Natur spricht, so hält er sich in der Mitte zwischen dem Naiven und dem Pathetischen; wenn er uns die eigenen Affekte mitteilt, so drängen sie nicht im Sturm auf uns ein, sondern in abgemessenen Schritten. Busses Gleichnisse und Symbole sind nicht sinnig, aber prägnant; seine Vorstellungen bewegen sich frei und flott von Ding zu Ding; aber der Dichter weiß den Umkreis immer fest zu umgrenzen, innerhalb dessen sie sich ergehen dürfen. So wird Busses Poesie namentlich diejenigen befriedigen, welche in der Poesie die äußere Form über alles schätzen; die tieferen Naturen, die das Große, das Bedeutungsvolle des Inhalts suchen, werden von seinen Schöpfungen keine starken Eindrücke empfangen.

In einer höchst liebenswürdigen Art findet Martin Boelitz den Ausdruck für die intimsten Naturstimmungen. Die vorübergehenden Erscheinungen, die ein sorgsames Auge fordern, wenn ihre flüchtige, zarte Schönheit erlauscht werden soll, sind sein Gebiet. Naturbilder werden bei ihm nicht zu plastischen, aber zu sinnvollen Gleichnissen. Und abstrakte Vorstellungen kleidet er in ein sinnliches Gewand, daß wir sie wohl nicht zu greifen, aber zu fühlen glauben. So läßt er „alle Wünsche stille steh'n“ und „den Tag träumen“; so personifiziert er die „Sehnsucht“ und die „Einsamkeit“. Er besingt weniger die Seele, die in den Dingen liegt, als diejenige, die wie ein zarter Duft zwischen den Dingen und über ihnen sich ätherartig ausbreitet. Wenn er von sich spricht, so thut er es im Tone einer geistvollen, ernsten Munterkeit. Seine Lebensanschauung ist eine heitere; aber sie entspringt nicht einem tieferen Denken, sondern einer naiven Sorglosigkeit. Er überwindet die Schwierigkeiten des Lebens nicht; er nimmt seine Wege dort, wo keine sind. Nicht die Kraft ist es, in deren Besitz er sich glücklich fühlt, sondern im Träumen von solcher Kraft.

Aus zwei Quellen schöpft Paul Remer: aus einem feinsinnigen Denken und einer symbolisch wirkenden Phantasie. Eine Sentenz, ein Gedanke liegt immer bei ihm zu Grunde; aber er weiß diese in einen

symbolischen Vorgang so hineinzuweben, daß wir das Hineingeheimnissen vergessen und uns in den Glauben versetzen: er habe das Symbolische aus dem Vorgange herausgeholt. Ob er uns auf diese Weise die Erlebnisse der Menschenseele symbolisch darstellt; ob er von Naturerscheinungen wie von menschlichen Handlungen spricht: er ist gleich anziehend. Wie er in einem Gedichte von einer Blinden sagt: sie lausche „den heimlichen Vertraulichkeiten der Dinge“, so macht er es selbst. Nicht, was für Wirkungen die Dinge aufeinander ausüben, erzählt er, sondern was sich ihre Seelen zu sagen haben. Nicht die bunten Farben, nicht den lauten Ton der Natur schildert Remer, sondern, was die Farben, die Töne für eine tiefere Bedeutung haben.

Scharfe, charakteristische Linien weist die Lyrik Kurt Geuckes auf. Nicht eine ureigene, individuelle Empfindungswelt hat er uns zu bieten. Tausende fühlten und fühlen wie er. Ein Idealismus, der allgemein-menschlich ist, beseelt ihn. Aber er besitzt eine seltene poetische Kraft, diesen Idealismus zum Ausdruck zu bringen. In streng geschlossenen, künstlerischen Formen entlädt sich keine originelle, aber eine gefestigte Weltanschauung. Die Nachtseiten des Lebens zeichnet des Dichters feurige Phantasie in tiefen, ergreifenden Bildern. Immer aber breitet sich über den Leiden und Schmerzen die Hoffnung aus, die in einer Gestalt erscheint, wie sie nur aus der Überzeugung eines echten Idealisten hervorgehen kann. Auch er greift zum Symbol, wenn er das Bedeutungsvolle in der Natur darstellen will; und die Symbole haben stets etwas Männlich-Treffsicheres. Aber auch die mystische Stimmung ist ihm nicht fremd, und er findet stets ein gesundes Pathos, um sie zum Ausdruck zu bringen. Sein Sinn ist dem Schönen und Großen in der Welt zugewendet, um deren Willen er gerne das Kleine, Häßliche und Niederdrückende erträgt.

Ein edler Natursinn und eine freiheitbedürftige Seele spricht aus den Dichtungen Fritz Lienhards. Aber diese beiden Züge seiner Persönlichkeit wirken durch die Einseitigkeit, mit der sie auftreten, wenig erfreulich. Der Dichter wiederholt in ziemlich eintöniger Weise die gesunde Natur einfacher, ländlicher Verhältnisse und die Verkommenheit der Großstadt. Der herrliche Wasgauwald und der „Venusberg“ Berlin: in diese zwei Vorstellungen ist sein Lieben und sein Hassen eingeschlossen. Seinem Enthusiasmus für das frischgebliebene Land entspricht auch eine naive, mit den einfachsten Mitteln arbeitende Technik.

* * *

Wer die Triebkräfte der Kulturentwickelung in den letzten Jahrzehnten berechnen will, wird ohne Zweifel den Anteil der Frauen am öffentlichen Leben mit einer hohen Zahl ansetzen müssen. Vielleicht spricht sich aber dieser Anteil auf keinem Gebiete so deutlich aus, wie auf dem der Dichtung. Denn während die Frau auf anderen Gebieten als Kämpfende, Ringende auftritt, ist sie hier eine Gebende, eine Mitteilende. Sonst sagt sie uns, was sie sein möchte; hier spricht sie aus, was sie ist. Große Einblicke in die Frauenseele sind uns dadurch geworden. Indem die Frau sich gedrängt fühlte, ihr Innenleben künstlerisch zu gestalten, ist ihr dasselbe selbst erst klar vor das Bewußtsein getreten. Wie Einblicke in eine neue Welt erscheinen den Männern Bücher wie Gabriele Reuters „Aus guter Familie“, Helene Böhlaus „Halbtier“ oder Rosa Mayreders „Idole“.

Es ist begreiflich, daß die intimste Kunst, die Lyrik, uns auch die tiefsten Geheimnisse des Frauenherzens enthüllt. Die hervorstechendste Eigenschaft der modernen Frauenlyrik ist die Offenherzigkeit in Bezug auf die Natur des Weibes. Die Gegenwart, die rückhaltlose Wahrheit zu einer Forderung der echten Kunst gemacht hat, sie hat auch der Frau den Mund geöffnet. Was sie früher sorgsam verwahrt hat als Heiligtum des Herzens, das vertraut sie heute der Kunst an. Sie hat den Glauben, das Vertrauen in die eigene Wesenheit gewonnen; und während die bedeutenden Frauen früherer Zeiten unbewußt den Idealen und Zielen der Männer nachstrebten, wenn sie sich eine Lebensansicht bilden wollten, bauen die heutigen eine solche aus eigener Kraft auf.

Wie klar und innerlich gefestigt eine solche Lebensansicht sein kann, das zeigen uns die dichterischen Schöpfungen Ricarda Huchs. Sie hat sich einen hohen, freien Gesichtspunkt erobert, von dem aus sie die Erscheinungen der Welt überblickt. Zwar vermag sie von ihrer Höhe herab diese Welt nicht im Sonnenglanze zu erblicken, sondern nur, resigniert sich über die Nichtigkeit des Daseins hinwegzusetzen; aber sie findet doch in dieser Resignation jene innere Freiheit, die der selbstständig veranlagte Mensch braucht, um sich im Leben zurechtzufinden. Findet sie auch das Lebensschiff dem Tode, der Vernichtung zueilend, so zieht sie doch Befriedigung aus dem Bewußtsein, daß es ihr gegönnt ist, das Ziel fest ins Auge zu fassen. Es ist nicht zu verwundern, daß die weibliche Faustnatur nicht gleich im ersten Ansturm sich Befriedigung ihres Strebens zu schaffen weiß, da doch die männliche trotz jahrtausende alten Ringens über die Zweifelsucht kaum hinausgekommen ist. Wie sollte ein weiblicher Nietzsche heute aus sich heraus das lebenbejahende

„Überweib“ zum Ideal erheben, da wir doch in diesem Jahrhundert noch die Nirwanabegeisterung Schopenhauers erlebt haben und die Anschauung Novalis', der in dem Tod den wahren, höheren Zweck des Lebens sieht.

Nicht aus den großen Fragen des Daseins, nicht aus tiefen Zweifeln und Qualen, dafür aber auch aus einem echten weiblichen Gefühl heraus, sind die lyrischen Schöpfungen Anna Ritters erwachsen. Etwas Anmutig-Musikalisches ist über ihre Dichtung ausgegossen. Sie ringt nirgends mit der Form; aber sie erreicht zuweilen in dieser Richtung eine Vollendung, über die jedes kritische Bedenken verstummen muß. Ihre Begabung für Rhythmus und Sprachwohllaut erscheint in so hohem Maße natürlich, daß sich daneben die Ursprünglichkeit mancher gepriesener Naturdichter und -Dichterinnen wie Gespreiztheit ausnimmt. Die Liebe erscheint in dem Lichte, das ihr nur das wahrhaftige, offenherzige Weib verleihen kann. Zart und keusch spricht aus Anna Ritters Gesängen die Sinnlichkeit; warm und innig drückt sich das weibliche Verlangen aus. Die Poesie der Mutter erscheint in anmutigem Zauber; das Leben der Natur tritt nicht kraftvoll, aber um so lieblicher aus dieser Dichterseele zu Tage. Ihre echt weibliche Gemütsart kommt in den „Sturmliedern“ zum Vorschein. Es rast in ihnen nicht der große, männliche Sturm; aber dafür das Geheimnisvolle der Frauenseele. Es sind Stürme, die nicht durch das Ewig-Bedeutende, sondern durch einen glücklichen, temperamentvollen Optimismus des Lebens überwunden werden.

Mit klarem Bewußtsein über die Natur der Frau und ihr Verhältnis zum Manne ist Marie Stona begabt. Der Gegensatz der Geschlechter und die Wirkung dieses Gegensatzes auf das Wesen des Liebesgefühles: das sind die Vorstellungen, die ihre Seele durchzittern. Giebt der Mann dem Weibe ebensoviel, wie ihm dieses entgegenbringt, das ist für sie eine bange Frage. Und muß das Weib dem Manne nicht mehr geben, als er erwidern kann, wenn sie seine Kraft erhöhen und nicht zerstören soll? Wie kann das Weib seinen Stolz, seine Selbstbewußtheit bewahren und doch das Selbst auf dem Altar der Liebe hingebungsvoll opfern? Es sind ewige Kulturfragen des Weibes, denen diese Dichterin nachgeht, und die sie aus einem ebenso reichen wie tiefen Gemüte heraus zu gestalten sucht.

Die Stimmungen, denen das Weib der Gegenwart verfällt, das wegen eines hochentwickelten Freiheits- und Persönlichkeitsgefühls die soziale Stellung unbehaglich findet, die ihm durch die hergebrachten

Anschauungen geboten werden kann, bringen die Dichtungen Thekla Lingens zum Ausdruck. In ihnen ist nichts von den Gedanken und Tendenzen zu finden, welche in der modernen Frauenfrage zum Vorschein kommen. Thekla Lingen bringt nur zum Ausdruck, was sie individuell denkt und fühlt. Aber gerade dieses Individuelle erscheint wie der elementare Inhalt des Kulturkampfes der Frau, der in den Emanzipationsbestrebungen nur verstandesmäßig gefärbt zu Tage tritt.



Gedichte von Michael Georg Conrad.

(München.)

An meinen Vater.

(Zu seinem achtzigsten Geburtstag.)

Deine blauen Falkenaugen
müde sind sie und zum Sehen
wollen sie dir nicht mehr taugen?

Und zum flinken, strammen Gehen
fehlen dem Pedal die Kräfte
und die Lust zum festen Stehen?

Selbst des Weines Zaubersäfte
wollen selten dir noch munden?
Lästig sind dir die Geschäfte,

und im Feld die schönen Stunden
rüst'gen Schaffens mit den Jungen
sind nun auch dahingeschwunden?

Riese du, du bist bezwungen
von des Alters schweren Bürden,
und das Lied ist ausgesungen?

Wenn wir dir das glauben würden!
Seh'n dich wie den Eichbaum ragen,
wipfelhoch, in grünen Würden,

und wie einst in Sommertagen
glüht dein Herz in heißen Schlägen
heldisch Lust und Leid zu tragen!

Deiner Rede niemals trägen
Fluß in Scherz und ernsten Dingen,
nichts kann ihn in Fesseln legen.

Deines Geistes wuchtig Wesen
hält den Greis in jungen Ehren,
und zum Vorbild auserlesen —

Heil! Du bist nicht umzubringen!

Liebespsalm.

Ich höre deine Stimme wie Flüstern des Schilfes,
wie Zwitschern der Vögel, die im Rohre nisten,
leise begleitet vom Rauschen des Wassers.

Mondschein fällt durch die hohen Wipfel,
in tiefer Sehnsucht erschauert mein Herz,
und ich eile von den Bergen, ich eile —

Meine Augen blicken in leuchtende Träume,
meine Hände tasten nach dem winkenden Glück,
o beschwingt euch, meine Sohlen!

Der Weg ist weit, wo find' ich die Herzliebe?
Wo weilt meine Wonne, die an der Brust mir geruht?
Wie Rosmarin und Myrten duftet ihr Leib.

Komm, daß wieder meine Arme dich fassen!
Daß den Hauch deines Mundes ich trinke!
Dein Atem ist süßer, denn Rebenblüte — —

Fühlst du mein Nahen, eil' mir entgegen!
Umbuscht von Rosen, unter Fruchtbäumen
steht unsere Hütte im Schirme des Himmels.

Öffne, du Süße, dein Freund ist da!

Meine Franken.

Herr Goethe —
Herr Dürer —!
Wer kennt nicht die Führer?
Schamvoll erröte
mein pangermanisch Philisteria,
es sind keine besser'n Künstler da,
trotz Hallelujah und Hurrah.
Sie sind die höchsten Meister
trotz Pfaffenwitz und Kleister
von Berlin bis Kalifornia.
Sie sind die Herrlichsten und Größten!
Magst auf Lorenzi Rost sie rösten
oder mit komödiantischen Festspektakeln,
Jubiläumsreden und Professoren-Orakeln
von einem Jahrhundert zum andern lärmen:
Sie leben und blühen in Ewigkeit
in ihrer olympischen Gloria
zu aller Freien und Feinen Glückseligkeit!

Wer wollte klagen, wer sich härmen
über Verdunklung unserer Schönheits-Kultur?
Herr Goethe, Herr Dürer,
zwei Franken — die Führer!
Niemals vergeht ihre leuchtende Spur.

Alle Sonnen, alle Sterne,
alle Himmelsfackeln lieb ich,
Lichter, die die Nacht erhellen,
Lichter, die den Tag regieren,
Feuersäulen in der Wüste,
doch vor allen diese beide:
Wolfgang Goethe, Albrecht Dürer.

Helle, selige Schönheitsaugen
schufen sie der trüben Welt
und der hart bedrängten Seele
einen goldnen Jugendbronnen,
der mit allen Wonnen labt.

Ewig bleibet mir gesegnet
Wolfgang Goethe, Albrecht Dürer!

An Siegfried Wagner.

(Nach der ersten Bärenhäuter-Aufführung.)

Wer könnte fassen mit einem einzigen Wort
deines jungfrischen Werkes heilseligen Hort?

Das wonnige Weh, die schluchzende Lust,
die zagende Kraft mit dem Schelm in der Brust,
Monsieur Teufels wildnärrische Launen,
Gottvaters Himmels-Posaunen,
des Waldes Grauen, das Raunen der Nacht,
der Morgenfrühe aufglühende Pracht —
unter Maienlaub der Liebe Erwachen,
der Bauern Späße, Tanzen und Lachen,
der tölpischen Bosheit Gier und Tücke,
unter tausend Gefahren
und Kriegsfanfaren
der Minnetreue Aufjubeln im Glücke,
nach tobenden Stürmen der Gottesfriede:
Wie tönt mir das alles aus deinem Liede!

In meinen Träumen klingt's fröhlich fort.
Ich wache und suche nach dem preisenden Wort.

Sprüche.

Die sich im Spiel vergaben und verloren,
das sind die Schwachen und Thoren.
Die sich in starker Lust selbst gefunden,
das sind die Freien und Gesunden.

Wenn ich all die Leiden der Kleinen seh',
wie thut mir das Glück der Großen weh!

„Was Ihr dem Kinde thut,
das thut Ihr mir!"
Der Heiland sprach's,
Mensch, merk es dir!

Groß seid Ihr, reich, berühmt in allen Landen?
Ein einzig hungerndes Kind macht Euren Ruhm zu Schanden.





Aphorismen.

Von Leo Berg.
(Berlin.)

14.

Der Frauen Kunstliebe, sofern sie echt ist, ist nichts anderes als der Pantheismus ihrer Erotik.

15.

Was die Männer mit Leichtigkeit vollbringen, imponiert uns schon am Weibe. *Daß* es uns imponiert, beweist, wie gering wir eigentlich die Fähigkeiten und Kräfte des Weibes veranschlagen. Daß es uns aber *imponiert*, wissen die Weiblein trefflich für sich auszunützen. Allerdings werden wir auch durch eines geblendet: nämlich die Anmut, mit der die Frauen ihre Arbeit verrichten, und daß sie es nie ganz ohne Anmut thun. Die aber macht, daß wir hinter der That immer noch größere Fähigkeiten und Thatmöglichkeiten vermuten.

16.

Es ist weder Blindheit gegen die guten Werke der Frauen, noch Ungerechtigkeit gegen ihre speziellen Vorzüge und Fähigkeiten, noch endlich ein Ausdruck eines Interessenkampfes, wie sich die Frauenrechtlerinnen einbilden, schon weil generell die Interessen von Frau und Mann nie auseinandergehen können; und am allerwenigsten ist es Neid, der uns abhielte, den Frauen Gerechtigkeit in ihrem öffentlichen Wirken, sei's Kunst, Politik oder Wissenschaft, widerfahren zu lassen. Das Vorurteil und das Mißtrauen, das wir nun einmal gefaßt haben, basiert auf ihrem Naturell. Zuletzt desavouiert sich noch jede Frau selber, wenn sie es einmal mit einer kühnen That gewagt hat. Und jede, selbst die stärkste Individualität unter ihnen, zerschellt am nächsten Grenzpfahl ihres gesellschaftlichen Milieus, oder vielmehr, wirft sich vor ihm auf die Knie und kehrt um. Und wenn sie es nicht thut, ist das Motiv in fast allen Fällen Liebe — oder Eitelkeit. Noch in jeder stand der Künstler, der Gelehrte unter dem Pantoffel der Frau, und zwar liebevoller beherrscht und friedlicher im Zaun gehalten als in der besten der Ehen der Gemahl. Wo die Frau noch am ernstesten und

thatkräftigsten ist, da ist sie es in einer Eigenschaft, in der sie sich am schlechtesten eignet, fremden Interessen zu dienen, — als Mutter. Sonst ist ihre Litteratur, Kunst, Gelehrsamkeit oder Politik nicht viel anderes, als ein vornehmerer Sport, der darum nicht weniger Sport ist.

17.

Die Frauen sind doch immer klüger, als man glaubt, aber nie so klug, als man hofft.

18.

Die Frauen, die wir am meisten verehren, betrügen wir am leichtesten und mit dem besten Gewissen.

19.

Ein reizvolles, schönes, erotisch begabtes Weib ist wie ein organisierter Genuß.

20.

Überall, wo Militär, Studenten, Künstler hinkommen, verschönern sich die Weiber.

21.

Die Liebe, ja, die Sinnlichkeit ist der Trumpf des Weibes auf Erden.

22.

Es giebt Weiber, die eine wahre, öffentliche Sexual-Gefahr bedeuten, sie sind wie öffentliche Bildsäulen der Sinnlichkeit, überall und jedermann herausfordernd, weil sie durch die Stärke und imposante Größe und Massenhaftigkeit ihrer Weiblichkeit die Blicke auch der Enthaltsamsten und Schüchternsten auf sich lenken. Sie sind wie öffentliche Feuersäulen, weithinstrahlende Leuchttürme der Sinnlichkeit.

23.

Es ist ein Grundirrtum, zu glauben: Sinnlichkeit und Liebe seien kongruent, müßten sich notgedrungen berühren oder lägen auch nur parallel. Oft haben sie nicht das geringste miteinander zu thun. Die Sinnlichkeit verlangt ihr Recht, auch wo Liebe fehlt, oft gerade, weil Liebe fehlt; und die Liebe kann sich sehr gut über die Sinnlichkeit erheben, sie nur streifend, oder auch völlig über ihr hinaus sein.

24.

Nicht das Mitleid, sondern die Bewunderung ist die Quelle der weiblichen Liebe. Verwundern, sich begeistern, erziehen, leiten, emporführen lassen, an der geistigen und überhaupt jeder Arbeit ernsthaften Anteil nehmen, ist schon der Ausdruck der weiblichen Liebe. Das Mitleid ist nur der Hebel, der die latente Erotik des Weibes auslöst, der ihre Geschlechtsliebe in Aktivität setzt.

25.

Einst sah ich zwei Kinder auf einer Bank sitzen, im Park, einen Knaben und ein Mädchen, in jenem Alter, in welchem die Sehnsucht und der Drang des Lebens sich leise anfängt zu regen. Da ich das Mädchen näher ins Auge faßte, sah ich, daß es ein unglückliches Geschöpf war: ein Menschentorso, dem beide Arme fehlten. Sie schmiegte sich ganz nahe an ihren Spielkameraden und ich hörte, wie sie halb in bittendem Tone, halb kokett und wie leise triumphierend sagte: „Nicht wahr, Hans, Du hast mich doch lieb? Du mußt mich doch lieb haben, ich habe ja auch keine Arme!“

Lang gellte mir der Liebesruf der Hülflosen in den Ohren.

O, Herz des Weibes, wie verrietst Du Dich hier! Selbst aus ihrem Unglück und ihrer Hülflosigkeit folgert Frauennatur und Fraueneitelkeit ihr Recht auf Liebe. „Du mußt mich lieb haben, ich hab' ja auch keine Arme!“ Die ganze Liebeslogik des Weibes steckt in diesem Wort.

26.

Die Liebe hat eine organisatorische Kraft, und wie sie deshalb ewig verschieden ist, ewig ungleich macht, so ist sie auch diejenige Lebensmacht, die Gleichheit und Freiheit schlechthin ausschließt. Von Kamaraderie und Freundschaft in der Liebe und Ehe reden, heißt den Stumpfsinn, heißt die Philistrosität auf die Spitze treiben. Das Gleiche eben liebt man nicht, weder das Gleichartige, noch das Gleichwertige. Unsere Ehen sind deshalb unglücklich, weil sie sich auf den gleichen gesellschaftlichen Verhältnissen der Eheleute aufbauen. Man liebt seinen Sklaven, man liebt seinen Hund eher als seinen Freund. Der Besitz verpflichtet, man wird Sklave seines Sklaven, sein Wohl liegt einem am Herzen, während man den Freund verrät. Der abhängige Mensch ist noch kein unglücklicher, kein ungeliebter Mensch, es sei denn, daß eine Herren-Natur in ihm lebt oder daß ihn sein Herr verlassen. Den

Sklaven verraten ist deshalb auch niederträchtiger als den Freund, denn der Sklave hat größere Ansprüche an unser Herz, gegen ihn haben wir zartere Verpflichtungen. Freundschaft in der Ehe ist ein schöner Name für die kalte Indifferenz moderner Seelen. Wen ich liebe, dem muß ich Herr oder Sklave sein. Denn wer nicht herrschen und nicht gehorchen kann, der kann auch nicht lieben; das ist das Grundgesetz aller Liebespsychologie. Untreue in der Liebe giebt es nur auf Seiten des Teils, der herrscht. Liebe und Treue giebt es heute daher auch nur dort, wo noch das reine Naturverhältnis besteht: zwischen Eltern und Kindern. Das Kind, das sich mir vertrauend in die Hände legt, bindet mir die Hände; die Frau, die sich mir als eine Freie, Gleiche antrauen läßt, verlasse ich in der ersten Minute, in der sie mich langweilt, wie den Freund, der mir unbequem geworden ist. Mit dem Verluste der Herrschaft ist der Mann aller Verpflichtung auf Treue bar. Nicht die Ehe, der der Priester den Segen versagt, die der Staat nicht anerkennt, sondern die Ehe, in der es keine Herrschaft, keine Mannesherrschaft mehr giebt, ist ein — Konkubinat. Das Weib prostituiert sich, indem es sich der Herrschaft des Mannes entzieht, oder, um gerecht zu sein, der Mann prostituiert das Weib, wenn er es nicht mehr beherrschen will oder kann. Welch ein Recht habe ich denn auf den Leib des Weibes, dem ich nicht Herr bin, das ich nicht erobern und halten kann, dem ich nicht Schicksal bin?

27.

Reichtum und namentlich Machtstellung des Mannes ist in der Erotik des Weibes, was die Toilette des Weibes in der des Mannes; seine Kraft aber ist, was ihre Schönheit. Ehren und Frauenputz sind die leuchtende Hülle von Kraft und Schönheit; hinter ihnen lockt der Kraft und Schönheit Fülle. Darum spielt namentlich die naive Erotik (man vergleiche etwa die Märchen) mit diesem Schimmer verborgener Pracht, Ehren und Putzreizen, sogar noch mehr als Kraft und Schönheit selbst, weil sie der Phantasie Spielraum geben zu noch höheren Träumen. Sie sind sozusagen die Diskretion der Erotik. —





Gedichte von Hans Leuß.

(Zehlendorf-Berlin.)

I.

Vaterland! nun öffne Deinem Sohne
Deine Pforte, daß er bei Dir wohne;
Gieb ihm, wo er Deine Scholle pflügt!
Nicht mit leeren Händen kehrt' er wieder;
Vaterland, nimm hin das Buch der Lieder,
Das er Deinen Schätzen beigefügt.

Hinter Gittern ward er, hinter Mauern
Hingerafft von einer Brandung Schauern,
Und ihm riß die Seele auf das Leid.
Sieh, es wuchsen nach des Wetters Tosen
Aus dem Boden diese Blüten; Rosen,
Mannigfach an Duft und Farbenkleid.

Ja, sie werden leben, werden dauern,
Und die schönsten Herzen werden trauern,
Weinen hinter meinem Leidenspfad;
Und die Stirne, welche Buben höhnen,
Werden Edle mit dem Lorbeer krönen,
Preisend diese ungebeugte That.

Aber laß mich, Vaterland, in Frieden
Wohnen, einsam und weltabgeschieden;
Ich begehre nicht den Gassenschrei.
Einsam fanden mich die hehren Musen,
Einsam nimm Du mich an Deinen Busen;
Einsam laß mich schaffen, aber frei!

Wartend auf die Freiheit, den Entbinder,
Atmen in mir ungebor'ne Kinder,
Die zum Licht die Schönheit selber drängt,
Oft mich über diese Mauern hebend,
Oft an meinem Hirne nagend, bebend,
Rüttelnd an dem Kerker, der sie zwängt.

Vaterland, nun öffne Deinem Sohne
Deine Pforte, daß er bei Dir wohne;
Höher Tag um Tag mein Flug mich trägt,
Spähend nach den höchsten Regionen,
Wo in Wolken Adler einsam thronen,
Ruhend auf dem Fittich, unbewegt.

II.

Woher dies Zittern, dies unnennbare Entsetzen,
Wenn mich Dein liebevoller Arm umschlang? —
Weil Dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,
In fremde Fesseln zwang.
Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missethat geweiht.
Nein! unerschrocken trotz' ich einem Bund entgegen,
Den die errötende Natur bereut.
O, zitt're nicht! Du hast als Sünderin geschworen;
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht.
Das Herz war mein, das Du vor dem Altar verloren;
Mit Menschenherzen spielt man nicht.

Fr. v. Schiller, Freigeisterei der Leidenschaft.

„So wahr mir helfe Gott!“ — ich hab's geschworen;
Die halbe Wahrheit war's, die ich bezeugte;
Und doch, ich glaubte, daß ich kein Recht beugte;
Und Gottes Beistand gab ich nicht verloren.

„So wahr mir helfe Gott"; — nicht frevlen Mutes
Hab' ich zu falschem Eide mich entschlossen;
Dem Übermute ist er nicht entsprossen;
Nicht dacht' ich Gott zu höhnen kalten Blutes.

Das Ziel darf nicht die Mittel heilig sprechen;
Doch unversöhnt bestreiten sich die Pflichten,
Und ihren Zwiespalt kannst Du nimmer schlichten;
Der einen treu, mußt Du die andere brechen.

Durch volle Wahrheit ganz der Lüge dienen;
Aus Wahrheit helfen, daß die Lüge siege;
Aus Wahrheit, daß die Wahrheit unterliege;
Zur Fratze, Wahrheit, wandeln Deine Mienen: —

So glaubt' ich meinen Streit, und zur Empörung,
Zu heißem Grimm erhob sich all mein Wesen!
Das Weib, das mich und ganz nur mich erlesen,
In dem mein tiefstes Sehnen fand Erhörung;

Dies Weib, so zart, so liebend mir ergeben,
So mein; das Weib all' meiner Seligkeiten,
Das Weib, um das mit einer Welt zu streiten
Mich lüstete, mir werter als mein Leben;

Dies Weib zur Hölle stoßen, es den Hunden
Zum Fraße geben, allen Viperzungen
Zur Beute: — Hölle, wär' Dir je gelungen
Dies Bubenstück in Deinen besten Stunden?

Bekennt, Ihr Teufel, daß Eu'r frevles Denken
So weit sich nicht verstieg; Ihr seid geschlagen;
Den Plan, mit dem kein Satan sich getragen,
Will Euch zum Hohn der Menschen Witz Euch schenken!

Der Menschen Recht, das formenstarre, kalte,
Hat dieses Ungeheuer ausgeboren,
So blind auf eigenem Wege sich verloren;
Erfordernd, daß Verruchtheit sich entfalte,

Um darauf seines Urteils Grund zu bauen,
Den Sieg der Satzung eisig zu verkünden,
Ob auch mißtönig aus der Hölle Schlünden
Ein Lachen bellt, daß Steine packt ein Grauen.

~~~~~

So gab mein Herz mir Antwort auf mein Fragen,
Und das Gewissen schwieg. Ich hab's geschworen,
Doch Gottes Bündnis gab ich nicht verloren.
Er packte mich und lehrte mich entsagen.

~~~~~

Nun schleppte man den Frevler vor die Schranken;
Hoch trug sein Haupt er, sicher, ohne Wanken,
Und höher, sah er sie, durch Haß verschworen,
Die, welche seinen Untergang erkoren.
Doch sollt' er nicht der Niedertracht erliegen;
Gott selber griff hinein, ihn zu besiegen.
Nun steht er bloß! Nun, rechter Richter, richte!
— Der Göttin fällt die Binde vom Gesichte;
Gereizt, doch nicht erhaben sind die Züge,
Als sie verkündet seines Frevels Rüge.
Die Ehren mögt ihr nehmen, nicht die Ehre;
Kein Büttel ist, der ihr ein Haar versehre.
Verachtend sieht er auf der Menge Gaffen,
Der Bildung Pöbel, wohlerzog'ne Affen;
Und weit hinweg zu hohen Götterreichen
Vermag die Seele stille zu entweichen.
Aus dunklen Tiefen streckt er seine Hände
Zu Gott; er steht an seines Schicksals Wende.
Wo alles um ihn her zu Staub zertrümmert,
Da sinkt er heischend nieder, tief bekümmert.
Wo alles, das er war und schien, zersplittert,
Da atmet er den Morgen, den er wittert.
Im Äther dehnen sich die trunk'nen Nüstern;
Die Seele badet sich, nach Reinheit lüstern:
„Hier bin ich, Herr, voll Schuld und schon entsündigt,
Vertrauend dem, was einst Dein Mund verkündigt.
Ich sehe Deine Spur an meinem Wege;
Ich irrte, doch mir folgte Deine Pflege;
Ich sah Dich nicht, wie Du zur Seite gingest;
Der Abgrund kam, an dem Du mich umfingest.
Da sah ich Dich! in Deiner reinen Schöne,
Den Blick, verheißend, daß er mich versöhne;
Den Blick, den alle Kunst nicht hat ermessen,
Den niemand, wen er traf, jemals vergessen,
Den Blick ersah ich, um in Deinen Armen,
Mich lösend von dem Niedern, zu erwarmen."
Zerschmettert und gebeugt und doch erhoben,
Hier ausgestoßen, landet' ich dort oben.
Weit von mir warf ich die geheimen Lasten,
Als Gottes Hände bei der Hand mich faßten.
Was mich gedrückt und was mich schwer gebunden,
Was ich geschleppt durch so viel schwere Stunden,
Was mich gefesselt, ob ich mich empörte,
— Der Hauch von oben alles mild zerstörte.
Der neuen Kraft zu trauen kaum ich wagte;
Mich ihr zu lassen ganz und frei ich zagte;
Doch als ein Frevel schien mir bald dies Zagen,

Und jauchzend gab ich mich in frohem Wagen,
So wie ich einst zum erstenmal den Wogen
Mich hingab, als der Kleinmut war zerflogen,
Als ich die weißen, grollenden umarmte,
In heller Lust mich badete, erwarmte.
Und trug's mich nun hinauf bis zu den Sternen,
Zu Himmelshöh'n, zu unermess'nen Fernen,
So fand mein Fuß gestählt die Erde wieder;
Ein and'rer, als ich ging, kam ich hernieder.
Vor Gott erniedrigt: tief mich vor ihm beugend,
Hinschüttend all mein Wesen, eins bezeugend:
Vor Dir dies Nichts, in Ohnmacht hingegossen,
Gen Himmel dringend, ganz in Glück zerflossen;
Erkennend, daß mein Fuß den Weg verfehlte,
Als für Entsagung ich Besitz erwählte.

Um großes Lieben habe ich gesündigt
Vor Gott; doch üblen Feinden sei verkündigt:
Ich lebe nun; nun leb' ich, um zu schaffen;
Weit von mir leg' ich altgewohnte Waffen,
Und, aus dem Kampf des Tages gern geschieden,
Erwähle ich der Kunst erhab'nen Frieden.
Doch noch vermag die Tatze ich zu recken,
Und muß ich's, soll man noch den Leu entdecken
An meinen Spuren, an dem Druck der Pranken.
Noch fühl' ich Kraft, zu rütteln an den Schranken,
Wenn sie beengend meiner Flugbahn wehren;
Zu züchtigen die meinen Stolz versehren;
Ward ich gerichtet, bin ich doch ein Richter;
Den Spruch der Nachwelt schaffend wirkt der Dichter.

III.

Sonett.

Nun jauchze, Lied, in schwellendem Ertönen!
Frohlockend suche am erhab'nen Thron,
Zur Rechten Gottes Ihn, des Menschen Sohn,
Den Gott mit Seiner Krone wollte krönen;

Da Gott und Staubgeborene sich versöhnen.
Aus Tiefen quelle auf zum höchsten Ton: —
Ihm, unserm Urbild, unserm ewigen Lohn,
Ihm brause Du die Huldigung des Schönen!

Aus Seinem Lichte trinke Harmonie,
Zu der das Mannigfache hier gedieh,
Zu der hier aller Widerstreit geschlichtet.

Sanft, doch gewaltig dringe an Sein Ohr!
Zu Ihm in heiliger Schwingung trag' empor
Was meine Seele strömet, atmet, dichtet!

IV.

Dank.

Dank Euch, daß Ihr mich verjagt
Aus dem Lärmen, aus dem Schwall.
Süßen Einsamkeiten sagt
Lust und Leid die Nachtigall,
Doch in Herden schwatzen
Die gemeinen Spatzen.

V.

Zuchthausfriedhof.

Du Statt des Grauens! Zwiefach ausgeschieden
Vom Meer des Lebens an den öden Strand
Und zwiefach modernd; still verscharrt im Sand,
Im Tode noch verachtet und gemieden,
In diesen Gräbern bleichet ihr Gebein;
Mehr als von Würmern von der Schmach zerfressen,
Begehrend kein Gedenken, nur Vergessen,
Und von sich wehrend Mal und Kreuz und Stein!
Trostloser Anger! Öde gleich der Wüste,
Vergeblich von der Sonne Glanz erhellt; —
Doch, nein! Auch hier ist Gottes Ackerfeld,
Auch hier ist eines andern Reiches Küste!
Er, den um einer dunklen Stunde Plan
Ein harter Spruch von allen Freuden bannte,
Stieß glaubend ab von dieses Ufers Kante —
Verlangend nach dem schwarzen Ozean,
Dem andren Ufer. Deß er längst geharrt
In seines Daseins traurigem Geleise,
Willkommener Tod rief ihn zur letzten Reise,
Willkommener Ferge ihn zur letzten Fahrt.
Einst ruft ein Ruf begnadigte Verbrecher
Und sie allein aus allen Gräbern auf;
Aus den vier Winden ruft er sie zu Hauf
Von jenem ersten Heiligen, dem Schächer.
Kein Stellvertreter war es, kein Vikar,

Der heilig den Gerichteten gesprochen;
Er war's, der Einzige, der nichts verbrochen,
Der einzig schuldlos unter Sündern war.
Er, der aus Zöllnern seine Freunde wählte,
Nicht aus den Männern der Gerechtigkeit,
Die prunken mit dem fleckenlosen Kleid,
Er ruft zu Ehren den zertretenen Staub,
Zum Throne den sie hier als Räuber kannten,
Zermalmet den die Blinden König nannten;
Und er entlarvt den ungestraften Raub.
Welch ein Gericht! Verbrecher mehr als Richter
Im Buch des Lebens aufgezeichnet steh'n;
Begnadigt sieht man die zur Rechten geh'n,
Die man verachtete als Bösewichter.
Ja, daß man sie verachtet und verdammt,
Gilt diesem Stuhl als tödtliches Verbrechen.
„Ich war gefangen," also hör' ich sprechen,
„Und Euer keinem ward das Herz entflammt;
Ihr war't bei denen nicht, die mich besuchten!
Ich war gefangen: was Ihr nicht gethan
An diesen hier, habt Ihr mir nicht gethan;
Hinweg Ihr Harten, fahrt zu den Verruchten!"

VI.

Die Mutter.

Mit den zarten Händen, mit den blassen Wangen,
Mit dem stillen Stolz im schönen Angesicht,
Mit dem See von Liebe in dem Augenlicht
Hält zum erstenmal sie ihren Sohn umfangen.

Schweigt! Aus Ehrfurcht sollt Ihr und aus Armut schweigen,
Wo der Prunk der Worte nur vergebens rauscht.
Wie man schlichten, großen Gottesworten lauscht,
Also sollt Ihr Euch vor diesem Wunder neigen!

VII.

Bild.

Es schläfert in alten Gassen
Wunderlich still und stumm,
Und seltsam übermächtig
Geht ein Schweigen um.

Von alten Giebeln redet
Stark die Vergangenheit;
Die Schranken des Werdens fließen
Und grüßen die Ewigkeit.

Und ineinander dämmern
Wachen und Schlaf vereint
Zu sinnendem Gedenken;
Ein Lächeln weint.

Und nur ein dünner Schleier
Birgt und verhüllt
Was Raum und Zeit und Schranke
Überwältigend erfüllt.

VIII.

Offenbarung.

Dort, wo die alte Burg zerfällt,
Saß ich zur Nacht auf Trümmern;
Da wollte mich das Weh der Welt
Zu Tode schier bekümmern.
Woher? Wohin?
Ich sah und sann
Hinab, hinan
Und tief in meinen Sinn.

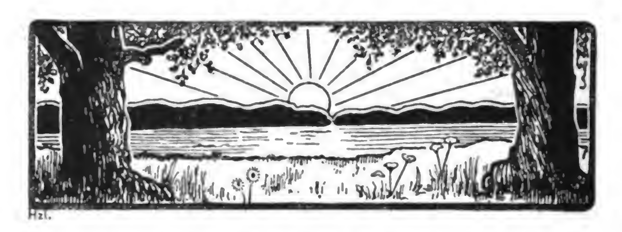
Durch das Gemäuer, wunderlich
Zerklüftet und zerfallen,
Mit dunklem Ton ein Schweigen strich,
Erstarrend in den Hallen.
Woher? Wohin?
Ich sah und sann
Hinab, hinan
Und tief in meinen Sinn.

Wie unverstand'ne Inschrift sah'n
Und funkelten die Sterne;
Die Wolken zogen ihre Bahn
In graue Nebelferne.
Woher? Wohin?
Ich sah und sann
Hinab, hinan
Und tief in meinen Sinn.

Vorüber zog im Silberlicht
Der Strom voll tiefer Sagen;
Die Wellen rauschten ihr Gedicht,
Wie Mär' aus grauen Tagen.
Woher? Wohin?
Ich sah und sann
Hinab, hinan
Und tief in meinen Sinn.

Im Manneston ein Schiffer sang
Gar starke, fromme Weise,
Und mir das Lied zu Herzen drang: —
Der kennt das Ziel der Reise!
Da las mein Sinn
Das Dokument
Am Firmament
Und las woher, wohin.





Der Tod im Schulzimmer.

Eine wahre Begebenheit von Walt Whitman.

Ling—ling—ling—ling! ertönte eines Morgens nach der Frühstückspause die kleine Glocke auf dem Pulte des Dorfschullehrers. Alle Schüler wußten, daß sie bei diesem Zeichen ruhig zu sein und aufzuhorchen hatten. Sobald Schweigen eingetreten war, nahm der Lehrer, ein kleiner, untersetzter Mann, Namens Lugare, das Wort:

„Jungens," sagte er, „es ist eine Beschwerde bei mir vorgebracht worden. Es sollen welche von Euch in der letzten Nacht in Mr. Nichols' Garten Obst gestohlen haben. Ich glaube auch, ich kenne den Stehler . . . Tim Barker, komm 'mal hierher."

Der Aufgerufene trat vor. Es war ein hübscher, schlanker Junge von beiläufig dreizehn Jahren und mit einem freimütigen, gutherzigen Gesichtsausdruck, den in diesem Augenblick selbst der gegen ihn erhobene Verdacht und der harte, drohende Blick des Lehrers nicht völlig verwischen konnten. Die ganze Erscheinung aber war zu unirdisch zart, um den Eindruck der Gesundheit zu machen. Es lag ein unbestimmtes, beklemmendes Etwas in seinem Aussehen, was auf ein inneres Leiden hinzudeuten schien.

Nun stand er vor seinem Richter, auf demselben Fleck, auf dem sich schon so mancher herzlose und brutale Auftritt abgespielt, wo so manche schüchterne Unschuld verwirrt, manche hülflose Kinderseele vergewaltigt, manche zarte Empfindung geknickt worden war. Mit gerunzelter Stirn, die deutlich genug seine böse Stimmung verriet, sah Lugare den Knaben an.

(Glücklicherweise hat nachgerade ein aufgeklärteres und philosophischeres Erziehungssystem den Beweis geliefert, daß Schulen besser geleitet werden können, als mit Hülfe von Ruten, Thränen und Seufzern, und man kommt immer mehr zu der Überzeugung, daß der Ochsenziemer, die Birkenrute und all die anderen sinnreichen Folter-

werkzeuge als die Attribute einer barbarischen, grausamen und überwundenen Zeit der unsrigen nur eine abschreckende Warnung sein dürfen.)

„Bist Du gestern abend an Mr. Nichols' Gartenzaun gewesen?“ fragte Lugare.

„Ja,“ antwortete der Junge, „ich war dort.“

„Na, — wenigstens gut, daß Du nicht erst lange lügst. Du glaubst wohl, Du kannst stehlen und Streiche machen, wie's Dir paßt, ohne daß man's merkt und Du Deine Strafe dafür wegkriegst, wie?“

„Ich habe nicht gestohlen,“ erwiderte der Junge heftig, und sein Gesicht verfärbte sich, ob vor Zorn oder Angst war schwer zu sagen. „Ich habe keine Strafe verdient.“

„Unverschämter Lümmel!“ schrie ihn der Lehrer wütend an und griff nach seinem langen, dicken Rohrstock: „gieb mir keine von Deinen frechen Antworten, rat' ich Dir, oder ich dresche Dir den Buckel, daß Du heulst, wie ein Hund!“

Der Junge wurde noch einen Schein blässer, seine Lippen zitterten, aber er erwiderte nichts.

„Also heraus mit der Sprache!“ fuhr Lugare fort, indes die äußeren Anzeichen seines Zornes wieder zurücktraten, „was hattest Du bei dem Garten zu thun, he? Wahrscheinlich hast Du das Zeug nur in Empfang genommen und einem Spießgesellen die gefährlichere Arbeit überlassen?“

„Ich muß immer an dem Garten vorbei, weil er an meinem Wege nach Hause liegt. Gestern bin ich später noch einmal hingegangen, um einen Bekannten zu treffen, und . . . und . . . Aber ich bin nicht in dem Garten selbst gewesen und habe auch nichts daraus mitgenommen. Stehlen würde ich nie etwas, — und wenn ich verhungern müßte.“

„So, gestern scheinst Du etwas anders gedacht zu haben, Tim Barker! Kurz nach neun bist Du an Mr. Nichols' Garten gesehen worden, mit einem vollen Sack über der Schulter. Allem Anschein nach war Obst in dem Sack, und heute morgen fand man alle Melonenbeete geplündert. Also, was hattest Du in Deinem Sack?“

Das Gesicht des kleinen Angeklagten erglühte über und über, aber es kam kein Wort über seine festgeschlossenen Lippen. Aller Augen im Klassenzimmer waren auf ihn gerichtet. Heller Schweiß stand ihm in großen Tropfen auf der Stirn.

„Antworte!“ schrie Lugare und ließ das spanische Rohr auf sein Pult niedersausen.

Der Knabe schien einer Ohnmacht nahe. Aber der unbarmherzige Lehrer, fest überzeugt, einem Verbrechen auf der Spur zu sein, schwelgte bereits in dem Gedanken an die exemplarische Züchtigung, die er über den Übelthäter verhängen durfte, und arbeitete sich dabei in eine steigende Erregung hinein. Hülflos stand ihm Tim Barker gegenüber. Die Zunge klebte ihm am Gaumen fest. Entweder hatte ihn die Angst so völlig bestürzt gemacht, oder er fühlte sich wirklich unwohl.

„Gieb Antwort, sag' ich!“ donnerte Lugare noch einmal und schwang den Stock in nicht mißzuverstehender Weise drohend über seinem Haupte.

„Ich kann jetzt nicht,“ erwiderte der arme Kerl in schwachem Tone. Seine Stimme klang belegt und rauh. „Ich will es Ihnen — ein ander Mal sagen. Bitte, lassen Sie mich sitzen. Es ist mir — nicht gut.“

„Ja, das will ich glauben,“ schnaubte Mr. Lugare und blies verächtlich die Nase und die Backen auf. „Aber bilde Dir nicht ein, mein Jungchen, daß Du mir Wind vormachen kannst. Dich kenn' ich nun schon, aber gründlich. Du bist mir ja ein Hallunke, wie er im Buche steht! — Aber ich will Dir noch eine Stunde Galgenfrist lassen. Dann werde ich Dich wieder herausrufen. Und wenn Du mir dann nicht die ganze Wahrheit sagst, so sollst Du was von mir bekommen, daß Du Mr. Nichols' Melonen so leicht nicht vergessen wirst: — jetzt marsch, auf Deinen Platz!“

Froh über diese wenn auch noch so unfreundlich erteilte Erlaubnis, ohne einen Laut, an allen Gliedern zitternd, schlich der Knabe nach seiner Bank zurück. Ein Gefühl des Schwindels, wie er es noch nie gehabt hatte, betäubte ihn, ließ ihn vergessen, wo er sich befand. Er legte beide Arme vor sich auf die Bank und vergrub sein Gesicht darin.

Die Klasse kehrte zu ihrer gewohnten Beschäftigung zurück. Seit Lugare in der Dorfschule regierte, waren gewaltthätige und rohe Szenen derart an der Tagesordnung, daß sie höchstens noch als kleine Unterbrechungen betrachtet wurden.

Während der Unterricht seinen Fortgang nimmt, wollen wir aufklären, welche Bewandtnis es mit dem Sack gehabt, und welche Veranlassung Barker am vorhergegangenen Abend an den Gartenzaun

geführt hatte. Die Mutter des Knaben war Witwe und lebte mit ihrem einzigen Sohne in äußerst kümmerlichen Verhältnissen. Im Alter von sechs Jahren hatte Tim bereits seinen Vater verloren. Damals war er ein durch Krankheit völlig ausgemergeltes Kind, und wer ihn sah, hätte sein Leben nur noch nach Wochen geschätzt. Zur allgemeinen Überraschung jedoch blieb das arme Wurm am Leben, kam zu Kräften und schien sogar im Heranwachsen völlig zu genesen, dank der Bemühungen eines ausgezeichneten Arztes, der in der Nachbarschaft seinen Landsitz hatte und sich für die kleine Familie der Witwe warm interessierte. Es wäre möglich, hatte der Arzt gemeint, daß Tim seine Krankheit auswachse, etwas Bestimmtes könne man nicht sagen. Es sei ein unberechenbares, heimtückisches Leiden, und es könnte sogar geschehen, daß der Knabe bei anscheinend völliger Gesundheit plötzlich hinweggerafft würde. Infolgedessen kam die arme Witwe in der ersten Zeit aus der Sorge und Unruhe nicht heraus. Als aber mehrere Jahre vergingen, ohne daß eine der bösen Prophezeiungen eingetroffen war, glaubte seine Mutter zuversichtlich, daß er nun am Leben bleiben und die Stütze und der Stolz ihrer alten Tage werden würde. Und so schlugen die beiden sich zusammen weiter durch, eines glücklich im anderen, ertrugen Kummer und Armut, ohne zu klagen, eines um des anderen willen.

Tim hatte sich durch sein liebenswürdiges Wesen viele Freunde im Dorfe erworben. Unter diesen war auch ein junger Farmer, Namens Jones, der mit seinem älteren Bruder zusammen eine große Farm in der Nachbarschaft auf Teilung bewirtschaftete. Nun geschah es nicht selten, daß Jones den kleinen Tim mit einem Sack voll Kartoffeln, Korn oder Gemüse aus seinem eigenen Vorrat beschenkte. Aber da sein Bruder eine überaus sparsame und reizbare Natur war und schon öfters Tim für einen faulen Burschen erklärt hatte, der keine Unterstützung verdiene, weil er nicht arbeite, übermittelte er seine Gaben immer auf solche Art, daß niemand darum wußte, als nur er und die dankbaren Empfänger. Es mag auch sein, daß es der Witwe peinlich gewesen wäre, wenn die Nachbarn erfahren hätten, daß sie sich von jemand Eßwaren schenken ließ. Menschen in ihrer Lage besitzen oft eine begreifliche Scheu davor und empfinden es fast wie einen Schimpf, als Almosenempfänger betrachtet zu werden.

An dem bewußten Abend nun hatte Tim von Jones Nachricht erhalten, daß er ihm wieder einen Sack Kartoffeln senden wolle, und daß er sich an Mr. Nichols' Gartenzaun einfinden solle, um den Sack

in Empfang zu nehmen. Dies war die Last, mit der man Tim hatte wegschleichen sehen und die es veranlaßte, daß der bedauernswerte Knabe jetzt von seinem Lehrer des Diebstahls geziehen und anscheinend überführt wurde. Lugare war auch nicht im geringsten für die wichtige und verantwortungsvolle Aufgabe eines Kindererziehers geschaffen. Viel zu übereilt in seinen Entscheidungen und von einer unbeugsamen Strenge, war er der Schrecken der kleinen Welt, die er so despotisch beherrschte. Für ihn schien es ein wahres Labsal zu sein, strafen zu können. Von den reichen Quellen, die in jeder Kinderbrust verborgen liegen und die durch Güte und sanfte Worte so leicht zu erschließen sind, wußte er nichts. Seiner großen Härte wegen war er von allen gefürchtet und von niemandem geliebt. Wenn er wenigstens eine Ausnahme in seinem Berufe gewesen wäre!

Die Stunde, die der Lehrer Tim noch als Gnadenfrist gewährt hatte, war zu Ende und die Zeit herangerückt, wo er seinen Schülern gewöhnlich die mit Freuden begrüßte Entlassung gab. Ganz verstohlen war hin und wieder ein mitleidiger, oder gleichgültiger, oder fragender Blick zu Tim hinübergewandert. Man wußte ganz genau, daß er auf Milde nicht zu rechnen hatte. Alle hatten den kleinen Burschen gern, trotzdem erregte sein Geschick kein sonderlich lebhaftes Mitgefühl: Prügel waren eben etwas zu Alltägliches. Aber alle die fragenden Blicke blieben unbefriedigt, denn Tim saß noch immer, den Kopf auf der Bank, das Gesicht auf den Armen, genau in der Stellung, die er bei der Rückkehr auf seinen Platz eingenommen.

Gelegentlich sah auch Lugare auf den Knaben, und sein böser Blick kündigte deutlich an, daß er diese Halsstarrigkeit gebührend strafen werde.

Endlich war die letzte Abteilung überhört, die letzte Lektion hergesagt. Lugare nahm hinter seinem Pult, das auf einem erhöhten Tritt stand, Platz und legte sich den längsten und kräftigsten Stock zurecht.

„Also, Barker,“ sagte er, „jetzt wollen wir mal unser kleines Geschäft in Ordnung bringen . . . Komm mal hierher.“

Tim rührte sich nicht.

Im Schulzimmer herrschte Grabesstille. Nicht der leiseste Ton war zu hören, nur hin und wieder ein tiefer Atemzug.

„Thu', was ich sage, Bursche, oder es geht Dir nur noch schlechter. Augenblicklich komm' hierher und zieh' Deine Jacke aus!“

Der Junge saß regungslos, wie aus Holz geschnitzt. Lugare

zitterte vor Wut. Eine Minute saß er schweigend. Er schien zu überlegen, auf welche Weise er sein Rachewerk am besten ausführen könnte. Diese Minute tödlichen Schweigens wirkte auf einige der Kinder wahrhaft lähmend. Ihre Gesichter erblaßten vor Angst. In ihrem peinvoll langsamen Verstreichen glich sie der Minute, die dem Höhepunkt in einer vollendet dargestellten Tragödie vorausgeht, wenn ein Meister der Schauspielkunst die Bühne betritt und man, gleich der Menge rings herum, mit angespannten Nerven und unterdrücktem Atem auf das Eintreten der Katastrophe wartet.

„Tim schläft, Herr Lehrer,“ sagte nach einer Weile der Knabe, der neben ihm saß.

Bei dieser Mitteilung schwand der wilde Zornesausdruck in Lugares Zügen, und sie verzerrten sich zu einem Lächeln, einem Lächeln, das erschreckender anzusehen war, als vorher seine Wut. Ob er sich an dem Entsetzen weidete, das sich auf den Gesichtern rund um ihn her spiegelte? Ob er schon in dem Gedanken schwelgte, wie er den Schläfer wach bringen werde?

„Soso, — also schlafen kannst Du, mein Söhnchen!“ sagte er. „Da wollen wir doch mal sehen, ob es nichts giebt, womit man Dich wach kitzeln kann. Sehr Ihr, Jungens, es ist nichts so wichtig, als daß man auch einer schlechten Sache immer noch die beste Seite abgewinnt. Der gute Tim hier ist entschlossen, sich um so ein bißchen Prügel nicht weiter zu beunruhigen. Der Gedanke daran kann den kleinen Spitzbuben noch nicht mal wach halten. . . .“

Wieder lächelte Lugare, als er diese Bemerkung machte. Dann griff er nach seinem Stock, faßte ihn mit fester Hand und stieg von der Estrade herab. Mit leisen, unhörbaren Schritten schlich er durch das Zimmer. Nun stand er neben dem unglücklichen Schläfer. Der Knabe schien nichts von der über ihm schwebenden Gefahr zu ahnen. Vielleicht träumte er gerade einen goldenen Traum von Jugend und Glück. . . . Vielleicht war er gerade weit, weit weg in der Welt der Phantasie, sah Bilder und empfand Wonnen, wie sie die rauhe Wirklichkeit uns niemals bieten kann.

Lugare erhob seinen Stock hoch über sein Haupt und ließ ihn dann mit einer durch lange und fleißige Übung erworbenen Treffsicherheit und mit einem Aufwand an Kraft auf Tims Rücken niedersausen, der genügt hätte, einen halb erstarrten Menschen aus seiner Lethargie herauszureißen.

Schnell und sicher folgte Schlag auf Schlag. Ohne auch nur die

Wirkung des ersten Hiebes abzuwarten, bearbeitete der brutale Wicht mit seinem Folterinstrument zuerst die eine, dann die andere Seite von Tims Rücken. Erst nach zwei oder drei Minuten, aus bloßer Müdigkeit, gönnte er sich eine Pause.

Aber Tim rührte sich auch jetzt noch nicht.

Gereizt durch diese Schläfrigkeit stieß Lugare den einen Arm, auf dem des Knaben Haupt ruhte, mit rohem Griff zur Seite. Dumpf aufschlagend fiel der Kopf auf die Bank, das Gesicht nach oben gekehrt, so daß es allen Blicken ausgesetzt war.

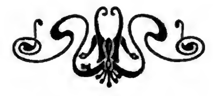
Bei diesem Anblick stand Lugare wie von einem Basiliskenblick getroffen. Sein Gesicht ward bleigrau; der Stock entglitt seiner Hand; sein Blick erweiterte sich und er starrte auf den Knaben, wie auf ein ungeheuerliches Schauspiel des tödlichen Entsetzens. Der Schweiß perlte in dicken, schweren Tropfen aus jeder Pore seines Gesichts; seine dünnen Lippen verzerrten sich und ließen die Zähne zum Vorschein kommen; und als er schließlich einen Arm ausstreckte und mit einer einzigen Fingerspitze eine Wange des Knaben berührte, zitterte jedes Glied an ihm so heftig, wie die Zunge einer Schlange. Es schien einen Augenblick, als wollte ihn seine Kraft verlassen.

Der Junge war tot.

Wahrscheinlich war er es schon eine ganze Weile, denn seine Augen waren gebrochen und sein Körper schon kalt.

Der Tod war im Schulzimmer eingekehrt und Lugares Stock hatte einen Toten geschlagen.

(1841.) Deutsch von Thea Kraus-Ettlinger.



Der Fähnrich.

Novelle von Fr. von Oppeln-Bronikowski.

(Berlin.)

Wenn es wieder Frühling wird, und Narzissen und Flieder duften, so süß und ungesund wie Totenkränze, dann kommt mir immer ein Begräbnis in den Sinn, dem ich im Frühjahr einst beiwohnte.

Es ist lange her. Ich war damals in meinen Wertherjahren, wo

ich nur eine Frage kannte: Sein oder Nichtsein und nur zwei Bücher: Hamlet und Werther. Ich betäubte mich damals förmlich in ihrem irren Totenduft; und wenn ich am leuchtenden Frühlingsmorgen an den fettdunstigen Küchenräumen und riechenden Kloaken der Kriegsschule vorbeischlich, hätte ich weinen mögen über die Sonne, die Maden in einem toten Hund ausbrütet, eine Gottheit, die Aas küßt ....

Ich war nämlich dazumal Kriegsschüler; und wäre mein Herz nicht schon vordem wund gewesen, wund und überwund von allen Enttäuschungen der Jugend, so wäre es dort verwundet worden: Rohheit und Cynismus schossen dort wie üppiges Sumpfkraut auf. Da war vor allem ein Fähnrich Graf Platen, von dem sie sagten, er hätte es schon im Regiment „ein bischen wüst" getrieben und stände etwas auf der Kippe; sein Haupthaar, das täglich dünner wurde, legte wohl das beste Zeugnis für diese Behauptung ab. Allerdings hinderte ihn das nicht, lustig weiter im Sumpfe zu patschen, und die Kameraden quakten ihm Beifall. Nur mir that er damit weh; jede neue Roheit, jede neue Zote war mir wie die Geburt eines neuen Mephisto ...

Und in diesem Zustande mußte ich es noch erleben, daß unser Kapitän, der uns im Planzeichnen und Aufnehmen unterwies, ein Mann von vornehm-mildem Wesen, sich plötzlich erschoß. Zehn Minuten vorher hatte er uns noch unterrichtet, hatte mir noch eine Zeichnung für das nächste Mal aufgetragen und war dann gegangen, so ruhig, als wollte er zu Bette gehen; nach einer Viertelstunde wußten wir, daß er nicht mehr war. Mir war, als wär' ich ahnungslos an einem Abgrund vorbeigeschlendert und fühlte nun die Gefahr nach, als krachte noch einmal neben mir der Schuß, der ihn ins Nichts beförderte. Warum hatte er sich das Leben genommen? Niemand wußte es. Er war in guter Assiette gewesen; seine Karriere war gut und hoffnungsreich; jedermann wußte, daß er wieder in den Generalstab käme und dies Kommando nur zur Erholung erhalten hätte. Und nun erschoß er sich und warf das Leben fort wie ein altes Kleid — dieser Mann, der das Leben kannte, der kein tastender Jüngling mehr war, wie ich! Hatte er vielleicht alles gewogen, seine gute Lage, seine gewisse Zukunft, seine glänzende Herkunft, sein ganzes Leben — gewogen und zu leicht befunden? Aber was wollte ich dann noch hier? Was für einen Sinn hatte es dann noch für mich, zu leben? Es endigte ja doch mit der Einsicht: „Es ist alles eitel," endigte ja doch, früher oder später, mit dem Tode. Warum also später? Warum nicht früher? So früh wie möglich — sogleich? Wahrhaftig, dieser Selbstmörder steckte mich an!

Hatte mich schon der süße Blütenhauch der erwachenden Erde an Grab und Totenkränze gemahnt: wie viel eindringlicher mußte mir da der Finger des Todes aus einem Selbstmord zuwinken: „Komm!“ Von nun an hielt ich es für mein Recht, ja, für meine Pflicht, jenem Manne gleich zu denken, — gleich zu thun. Ich wunderte mich jeden Tag, daß ich noch lebte — und kam doch gleichwohl nicht zum Selbstmorde. Es klingt lächerlich, das zu sagen, aber es war so. War es Feigheit, die mich zurückhielt? War es Lebenslust, die sich immer wieder betrügen läßt und doch nie klüger wird? Ich weiß es nicht. Aber ein Etwas hielt mich mächtig zurück, und der Zwang des Dienstes und die vielen jungen Leute um mich bestärkten mich darin; ich that nach, was sie thaten, und trat in der großen Tretmühle mit — so kam ich vom Selbstmord ab und über ihn hinweg . . .

So erlebte ich denn auch noch das Begräbnis des Hauptmanns. Es war ein dumpfer, regnerischer Frühlingstag, der mich fast wahnsinnig machte. Wir zogen alle in die Wohnung des Selbstmörders, wo der Sarg unter Blumenspenden verschwand. Ein betäubender Duft von Totenkränzen und schwelenden Wachslichtern erfüllte das Zimmer, und der flackernde Lichtschein verbreitete einen wunderlichen, rosigen, flirrenden Schimmer über Menschen und Raum. Dann zogen wir mit den Garnisontruppen der Leiche nach; die Musik spielte Trauermärsche und von den Türmen läuteten die Glocken. Es war ein *ehrliches* Begräbnis. Sie hatten gesagt, er hätte sich in geistiger Umnachtung erschossen, wiewohl er noch zehn Minuten vorher uns kühl unterrichtet hatte. Sie hatten es gesagt, weil sie ihm die Ehre der Grabsalven nicht nehmen wollten, und die Trauerparade durch die ganze Stadt; was weiß ich, warum!

O dieser Trauermarsch! Mit wahrer Wollust trank ich seine dumpfen Trommelwirbel und seine süßen, kranken Töne auf; mir war, als ginge ich zu meinem eigenen Begräbnis. Es war ein langer, langer Zug, in dem ich schritt, lauter schwatzende, lachende Menschen, die durch Schmutz und Sprühregen ihre neueste Kleidung zur Schau trugen. Neugierig gafften die Leute sie an, sonderlich die Weiber, die mit hochgehobenen Röcken nebenher liefen und ihre Beine zeigten. Vielleicht wollten sie das nicht, aber mich verwunderte es dennoch, diese aufgehobenen Röcke zu sehen; es schmerzte mich eben alles — Schmutz, lauter Schmutz, durch den ich patschte!

So zogen wir denn über die alten Stadtwälle hin, wo der Schleedorn blühte, nach dem Kirchhof draußen, und die Leichenrede begann.

Eintönig fielen die Worte des Pfarrers wie die rieselnden Tropfen; auch die Natur weinte über dieses Begräbnis. In den Cypressen des Kirchhofs flötete eine Nachtigall ihr wehmütiges Klagelied und bestürmte mein Herz mit neuer Schwermut. Hätte sie doch einer unterbrochen, wie sie die Rede des Pfarrers! Es war zu viel! Sie machte mein Herz zerspringen. Sie würgte mir an der Kehle . . . Da plötzlich — klangen Kommandos. Ein kurzes Knallen — und eine Salve krachte über das Grab hin — noch eine — und noch eine. Da schwieg die Nachtigall. O, das that wohl! Dieses Krachen that meinen zuckenden Nerven wohl! Es zerriß sie förmlich. Hätte ich doch vor diesen Büchsen gestanden und wäre da niederkartätscht worden — dann war es überstanden! Aber mir selbst den Tod zu geben — das vermochte ich nicht, nicht mehr . . . Mechanisch trollte ich mich im Zuge heimwärts. Über die alten Stadtwälle hin, wo der Schleedorn blühte, kroch der schwarze Heerwurm zur Stadt zurück. Mir war, als verlöre ich bei jedem Schritte etwas Inniges, Heiliges; als ich unten anlangte, war eine fade Öde in meinem Herzen. —

Auf der Kriegsschule war bald alles wieder beim Alten. Für den toten Hauptmann war Ersatz gekommen und der Vorgänger war bald vergessen. Es wurde sogar sehr lustig auf der Kriegsschule. Der neue Hauptmann war ein braver, aber komischer Herr; er trug eine Perrücke auf dem Haupte und auf den Lippen ebenso beständig den praktischen Feldsoldaten. So gab es immerfort Gelegenheit zum Lachen. Graf Platen verfehlte nicht, ihn immer neu zu karrikieren, parodieren, variieren und wie die schönen Fremdwörter alle heißen. Auch bei mir war die bleierne Apathie einer leichtfertigen, lüsternen Stimmung gewichen, die ich sonst nicht kannte. Zur großen Freude der anderen betrank ich mich mit ihnen in eisigen Bowlen, die zur Hälfte aus Benediktiner, zur Hälfte aus Sekt und Wein gemischt waren; ich schaffte die Betrunkenen nach Hause oder gab Veranlassung, daß man diesen Samariterdienst an mir vollzog; ich lachte und machte mit, wenn Platen eine Zote riß oder den Hauptmann nachmachte, und näherte mich auch sonst den anderen zusehends. Wahrscheinlich wollte ich mich damals abbrühen.

Platen war mir eigentlich noch der Liebsten einer. Er gab den anderen zwar nichts nach, wenn es sich um einen Waffengang auf Zoten handelte, er war darin sogar ein erfinderisches Genie; aber er ging doch nicht in diesen Dingen auf und hatte noch wirklichen, unangefressenen, urwüchsigen Humor — wenn es auch manmal nur Galgenhumor zu sein schien. Ich sehe ihn noch, den Platen — wir waren gerade

mit Meßtischplatten, Karten und Instrumenten ausgerüstet und warteten auf den Hauptmann — wie er da ein ganzes Auditorium um sich gebildet hatte, dem sich auch die Ordonnanzen, unsere Packesel, grinsend beigesellten. Er erzählte gerade, wie der Kapitän beim Liebesmahl gehänselt worden, und, da er leicht zu necken war, in der Wut seine Perrücke abgerissen und sie dem bösen Kameraden an den Kopf geworfen hätte. „Hoho," schrie ein blauer Husar dazwischen, „du hast's auch nicht mehr weit bis zur Perrücke!" und ein Dragoner, der mit beiden sehr intim that, suchte einen Wortwitz auf Platen und Platte zu drechseln. „Ich werde dir gleich mit meiner Platte," fuhr Graf Platen auf und riß der nächsten Ordonnanz die Meßtischplatte aus der Schmutzpfote, um den Spaßmacher damit zu strafen. Dann aber nahm er plötzlich die würdevolle Miene des Hauptmanns an, ließ die Platte sinken und sprach, als ob er einen Kloß im Halse hätte: „Was glauben Sie wohl, meine Herren, wo ich meine Perrücke her habe?" Alles lachte über die gute Imitation. „Von 'ner Leiche natürlich," riet der witzige Dragoner. „Natürlich von 'nem Weibsbild, das sich aus Kindsnot ersäuft hat," vervollständigte der Husar. „Nein," schrie der Graf mit rollenden Augen, „an der Kolik ist sie eingegangen. Und zum Andenken daran habe ich mir aus den Roßhaaren meine Perrücke bauen lassen. Zehn Mark hat sie mich gekostet." — „Roßhaaren?" fragte der Dragoner näselnd. „Ist wohl vom Roßarzt behandelt worden?" — „Na, von wem denn?" schrie der Graf in erheucheltem Zorne. „Ein Pferd, das drei Rennen in Karlshorst verloren hat" . . . „Ein Pferd", wiederholte der Dragoner ungläubig; „ich dachte" — „Ja, was dachten Sie denn," fuhr der Fähnrich Graf Platen auf. „Natürlich ein Pferd, ein Rennpferd, vom Karrengaul aus der Magerkeit . . . Was glauben Sie wohl, was mich das Tier gekostet hat?" — „Zehn Pfennig," riet der Dragoner. — „Was!" platzte der Graf heraus. „Fünfzig Mark hat mich die Stute gekostet und die Doktorkosten dazu. Sie hätten mich auf dem Tier mal vor meiner Kompagnie sehen sollen — ich sage Ihnen!" Und dabei zog er aus seinen Reitstiefeln eine Gerte und hieb damit auf die nächste Ordonnanz ein, wie auf ein Pferd. „Was glauben Sie wohl," wiederholte der Graf prügelnd und schrie dazu „toi toi", wie ein Indianer, daß alles herausplatzte und auch die Ordonnanz mit breitem Grinsen zu den Schlägen herhielt. „Wiehern Sie nur, meine Herrn," fuhr der Graf unbekümmert fort, „mein Rennpferd hat auch gewiehert, und alle Pferde haben so gewiehert, wenn sie meine Kompagnie sahen — und die Menschen dazu: so gut war die Kompagnie. Die Kerls

hätten mir im Nachthemd den Mond heruntergeholt. Aber das ist noch gar nichts. Was glauben Sie wohl, wie gut ich die Kompagnie im Zug hatte?" Und ohne eine Antwort auf diese rhetorische Frage abzuwarten, fuhr er fort: „Komme ich da eines Tages auf den Exerzierplatz und sage mir: heute wirst du die Kerls mal ordentlich vom Gaul 'runterkanzeln" — „Von dem Rennpferd natürlich," unterbrach der Dragoner. — „Ja, glauben Sie denn, meine Herren, ich ginge zu Fuß?" antwortete der Spaßmacher entrüstet. „Ich bin immer geritten, bin als Adjutant schon eingetreten." — „Und zur Welt gekommen," vervollständigte der Dragoner. „Die arme Mutter," lächelte der Husar. „Aber meine Herren, lassen Sie mich doch zu meiner Kompagnie kommen," fuhr der Graf fort. „Was glauben Sie wohl: als ich auf den Platz komme, stehen nur zwei Kerls da mit Gewehr über und glotzen mich an. Und dann kommt der Feldwebel und meldet: Kompagnie zur Stelle! Feldwebel, sag' ich, sind Sie verrückt geworden? Nein, Herr Hauptmann, sagt er. Die Kompagnie ist ja gar nicht da, sage ich. Zu Befehl, Herr Hauptmann, sagt er. Kompagnie zur Stelle. Da will ich denn meinem Rennpferd die Sporen in den Bauch hauen und den Kerl in den Dreck reiten — ich trage nämlich immer Kastensporen mit stumpfen Rädern," setzte er halblaut hinzu — „da machte der Schinder einen Satz, daß ich ihm als praktischer Feldsoldat um den Hals falle und beinahe 'runterfliege — und plötzlich steht die ganze Kompagnie vor mir und ich mitten vor der Front, und die Kerls lachen mir alle ins Gesicht . . . Ich war nämlich vom rechten Flügel herangeritten und die Kompagnie war so schnurgrade gerichtet, daß man nur die beiden Flügelleute sehen konnte —"

„Fähnrich Graf Platen," erscholl plötzlich die Stimme des Hauptmanns in täuschendem Gleichklang. „Was halten Sie da für Vorträge?" Wir wollten schnell ins Glied springen, rannten uns aber dabei gegenseitig vor den Leib, und als wir endlich standen, konnte keiner sich das Lachen verbeißen und alles schwankte hin und her wie ein Kornfeld im Winde. „Rechts um, Bataillon marsch!" kommandierte der Hauptmann. Und nun ging es über ein Brachfeld, daß uns bald das Lachen verging. Wie eine Hammelheerde mit ihren Glocken, trollten und klapperten wir mit Instrumenten, Karten und Säbeln querfeldein; nur der Graf watschelte wie eine Ente außer dem Takte und schimpfte jedesmal ganz laut, wenn ihm einer auf die „taktlosen" Sporen trat. „Fähnrich Graf Platen," begann der Hauptmann wieder, „machen Sie keinen Lärm und bleiben Sie im Gleichschritt. Sie nehmen sich immer

am meisten heraus und leisten am wenigsten." — „Zu Befehlen, Herr Hauptmann," entgegnete dieser mit bösem Lächeln und watschelte weiter. „Wenn man wie ein Schuljunge behandelt wird, beträgt man sich auch so," brummte er vor sich hin. Endlich kamen wir am Orte der That an. „Platten!" schrie der diensteifrige Hauptmann den nachkeuchenden Ordonnanzen entgegen. „Hier!" schrie der Fähnrich Graf Platen ebenso laut und trat stramm vor. „Was wollen Sie denn?" fragte der Hauptmann verlegen. „Herr Hauptmann hatten mich doch gerufen." — „Unsinn," entgegnete der Hauptmann zornrot. „Ich nenne Sie immer bei voller Charge, Fähnrich Graf Platen — und ich verbitte mir Ihre Witze." — „Zu Befehlen, Herr Hauptmann," entgegnete Platen, machte kurz kehrt, marschierte in Paradeschritt in das Glied zurück und machte dann wieder kehrt, daß seine Nebenleute fast umflogen; — von diesem Tage an hatte er den Spitznamen „Fähnrich" weg. Inzwischen kamen die Ordonnanzen, und der Hauptmann zog sich auf freiem Felde den Rock aus. Natürlich lachte ihm alles ins Gesicht, wie die angebliche Kompagnie des Grafen, und dieser sagte ganz laut, das Lachen mehrend: „Jetzt schmeißt er 'n mir an den Kopf." Dieses aber that er nicht, sondern ließ sich von einer Ordonnanz einen Drellrock geben, den diese bei den Instrumenten mitgeschleppt hatte, und zog ihn an. Nachdem hieß er uns die Platten in Empfang nehmen und die Tische aufstellen. Platen lotste mich an den seinen, denn ich zeichnete gut und er hatte keinen Schimmer. Das war dem Hauptmann auch ganz recht. „Wer sie zeichnet, ist ganz egal," hatte er einmal gesagt, „wenn wir nur gut damit abschneiden." Und der Fähnrich stimmte darin mit ihm überein — wohl seine einzige Übereinstimmung mit ihm — und ließ mich zeichnen. Inzwischen hielt er halblaute Vorträge über Aufnehmen frei nach dem Original — und es war wirklich ein Original! — so daß wir uns alle mit den Bleistiften in die Rippen stießen und lachten. Nur das Opfer dieses Spottes, das sich an den dritten Meßtisch von uns zurückgezogen hatte, merkte nichts davon, oder wollte sich doch nichts merken lassen. „Na, Fähnrich Graf Müller," hub der Fähnrich an, „was malen Sie denn da für Krähenfüße?" — „Erlauben Sie mal," gab ich zur Antwort, „ich korrigiere hier Ihre Platte und Sie nennen das Krähenfüße?" — „Korrigieren," wiederholte der Fähnrich in gespreiztem Französisch. „Ganz verrückte Punkte haben Sie da angeschnitten, Fähnrich Graf Müller. Und als praktischer Feldsoldat sollen Sie doch keine Punkte anschneiden, die verrückt sind." — „Sich verrücken, meinst wohl," rief der Dragoner vom nächsten Meßtisch herüber; er

hatte mit gespitzten Ohren zugehört. „Natürlich, meine Herrn," fuhr der Fähnrich fort. „Feste Punkte muß man anschneiden als praktischer Feldsoldat, z. B. den Bauern, der da p—flügt", sagte er spuckend, — „angeschnitten! Grüner Bauer im roten Klee, plus 9,3. Oder das alte Weib, das da über'n Weg läuft — jetzt setzt sich's sogar hin — von hinten angeschnitten. Altes Weib in grünen Kartoffeln, plus 15,7. Wenn ich übers Jahr wiederkomme, sitzt das alte Weib immer noch in den grünen Kartoffeln" — — „Fähnrich Graf Platen," schrie der Hauptmann von drüben, „arbeiten Sie gefälligst. Ich sehe mir gleich Ihre Platte an." — „Zu Befehlen, Herr Hauptmann!" schrie der Fähnrich ebenso laut zurück, „ich habe eben ein altes Weib angeschnitten." Der Hauptmann wurde puterrot und biß sich auf die Lippen, sagte aber nichts und kam auch nicht herüber, um die Platte des Fähnrichs zu „korrigieren". Das aber reizte diesen erst recht. „Nun, meine Herren," fuhr er nach einigem Stillschweigen fort, „wie würden Sie die Straße da oben bezeichnen?" Er wies mit dem Blei auf einen Feldweg. „Feld-, Wald- und Wiesenweg," antwortete der witzige Dragoner von drüben. „Unsinn," schrie der Fähnrich mit rollenden Augen, „das ist eine Römerstraße, zwanzig Meter breit. Führt von Berlin bis Rom schnurgerade aus über die Alpen weg. Wenn man darauf steht, kann man in Berlin sehen, wie der Papst sich Eier kocht." — „Fähnrich Graf Platen," schrie der Hauptmann in höchster Wut, „ich werde Sie dem Direktor melden." — „Zu Befehlen, Herr Hauptmann," entgegnete dieser.

Am nächsten Tage erhielt der Fähnrich vor versammeltem Kriegsvolke einen strengen Verweis, aus dem er sich übrigens nicht viel zu machen schien. Bei der nächsten praktischen Übung mit dem Hauptmann — es war eine Krokierübung — zeigte er sogar nicht übel Lust, ihn noch mehr zu hänseln. „Toi toi," schrie er ganz laut aus dem Glied heraus, als dieser auf einem Kriegsschulkläpper mit abgespreizten Beinen angesprengt kam und in der Rechten eine Haselgerte schwang. „Toi toi! Gleich geht ihm Hut und Perrücke zum Teufel." Natürlich lachte alles und dachte an das Rennpferd, und der Hauptmann wagte nichts zu sagen. Er war eigentlich ein guter Kerl und bedauerte jetzt schon, daß der Graf seinetwegen bestraft worden war; zudem hatte er etwas Angst vor ihm im besonderen und der Blüte der Ritterschaft in Kavallerieuniform im allgemeinen — so daß er nicht recht wußte, was er anfangen sollte, ohne sich zu dupieren oder dupiert zu werden, und ziemlich ratlos die Übung begann. In kurzem hatte der Fähnrich ihn

schon verwirrt gemacht; irgend einen wunden Punkt, an dem der Unglücksmann zu fassen war, wußte er immer herauszufinden, mochte der nun Perrücke, Sonntagsreiterei, Römerstraße, praktischer Feldsoldat oder sonstwie heißen. Endlich fand der Hauptmann einen rettenden Ausweg: er schickte den Störenfried fort, ein Geländestück abzuschreiten. Der Fähnrich watschelte das Stück denn auch wirklich ab, mit viel zu großen Schritten natürlich, obwohl der Hauptmann ihm fortwährend nachrief, er sollte kleinere Schritte machen. Nach einiger Entfernung sahen wir ihn blank ziehen und nach irgend etwas stechen. Mit gezogenem Säbel kam er zurück und meldete prustend: „Zweihundert Doppelschritt.“ — „Was haben Sie denn da an Ihrem Säbel?“ — „Eine Rübe zur Stelle,“ meldete der Fähnrich mit strahlendem Antlitz. „Drei Meter lang und zwei Meter breit; ich habe sie abgeschnitten und kroktiert.“ Unwillkürlich wieherte alles los, und der Hauptmann öffnete den Mund zu einem großen Fluche, brachte aber nichts heraus. Plötzlich — die Gruppe stand noch — kam der Direktor auf seinem Goldfuchs angebraust — er kam immer wie Ziethen aus dem Busche. Der Gaul des Hauptmanns schrak auf, machte einen Satz und feuerte hinten aus, so daß sein Reiter vornüberkippte, die Bügel verlor und ihm um den Hals fiel; wir mußten natürlich alle an die Geschichte von der Kompagnie denken und bekamen das Lachen. Endlich hatte er das Tier am Zaume und stammelte verwirrt eine Meldung, während der Fähnrich mit seinem Rübensäbel immer noch wie angewurzelt dastand und wir anderen uns vergeblich mühten, dem gefürchteten Direktor Dienstgesichter zu machen. Es war eine unglaubliche Szene! Der Direktor prüfte erst die Meldung des Kapitäns und bewies ihm, daß sie nicht stimmte, erkundigte sich dann eingehends nach dem Anlaß des Rübenmordes und diktierte dem Fähnrich eine empfindliche Arreststrafe zu; wir anderen bekamen ein Ausgehverbot von acht Tagen. „Sie verlangen, meine Herren, daß man Sie nicht mehr als Schüler behandelt,“ sagte er mürrisch, „aber Sie betragen sich wie Schuljungens!“ Nachdem er jedem so sein Teil gegeben, ritt er ab. „Sie schicke ich das nächste Mal ins Regiment zurück,“ hatte er noch beim Abreiten zu Platen gesagt. Dieser blickte ihm höhnisch nach, wir anderen standen stramm, und der Hauptmann grüßte. —

Nach ein paar Tagen feierten wir im Garten der Kriegsschule — ausgehen durften wir ja noch nicht — die „Freilassung“ des Fähnrichs, als plötzlich wieder der Direktor, wie aus der Erde gewachsen, auftauchte. Mit griesgrämigen Blicken musterte er unsere Flaschenbatterien, in denen sich die Maisonne brach, und dann uns. „Nun, meine Herren,“

fragte er mürrisch, „was wird denn hier gefeiert?“ Keine Antwort. Wieder blickte er jeden in der Runde an, bis er den Fähnrich gewahrte, der ihn vorschriftsmäßig, vielleicht zu vorschriftsmäßig, anglotzte; da wußte er Bescheid. Er sah dem Fähnrich scharf ins Gesicht und dann nach der Mütze, als wollte er da eine Fliege fangen. „Platen,“ sagte er mit Grabesstimme, und blickte dabei auf einen Eisenring, den er am rechten Zeigefinger trug, der Himmel weiß, warum — „Platen“, sagte er, „ich verbot doch erst gestern solche Mützen, wie Sie da eine tragen. Das weitere werden Sie noch hören.“ — —

Als er fort war, brach ein Entrüstungssturm unter uns aus. „Solch ein Kommißknüppel!“ näselte der Husar. „Er kann uns Kavalleristen eben nicht leiden,“ erklärte der Dragoner. Nur der Fähnrich war ganz still geworden; er war leichenblaß. „Prost Fähnrich!“ ermunterte der Dragoner, „die Sache wird ja so schlimm nicht werden!“ — „Nun schickt er mich ins Regiment zurück,“ sagte der Fähnrich tonlos, „und dann schieße ich mich tot.“ — „Unsinn,“ lachte jener, „wegen solcher Lappalien schickt er Dich nicht zurück.“ Gleich darauf kam eine Ordonnanz, die den Fähnrich aufs Bureau zitierte. Nach ein paar schwülen Minuten des Wartens, die uns wie eine Ewigkeit vorkamen und lautlos verrannen, wußten wir, daß der Fähnrich wieder Arrest bekommen sollte; seine Rücksendung zum Regiment verstand sich damit von selbst. — Der Fähnrich verlor nun völlig seinen alten Humor und betrank sich diesen Abend total. „Kinder, es ist das letzte, letzte Mal,“ lallte er, als er wie ein kleines Kind zu Bette gebracht wurde, und auch im Bette noch. Nachdem brachten wir anderen uns ins Bett, wobei die Hülfsbedürftigsten immer am hülfreichsten waren. „Er hat“, lallte der Husar, „schon im Regiment viel böses Blut und Schulden gemacht. Wenn er jetzt zurückkommt, dann schicken sie ihn in ein untadliges — wollte sagen, unadliges Infanterie-Regiment“ — Infanterie sprach er französisch aus — „und dann wird er sich wohl totschießen.“ „Warum?“ fragte der Dragoner pikiert; er war von bürgerlicher Abkunft. —

Am nächsten Mittag marschierten wir nach der Bahn, um eine Fahrt nach einer Festung der Provinz zu machen, wo eine Übung stattfand. Nur der Fähnrich blieb zurück — um Arrest zu bekommen. Kurz vor der Abfahrt bat er mich noch in schauderhaft verkatertem Zustande um Farben, mit denen er die Zelle ausmalen wollte. Ich hielt das für Galgenhumor, zumal er seine Bitte ziemlich cynisch vortrug, gab ihm aber die Farben und fuhr dann fort. Was er gemalt hat, habe ich

erst später gesehen. Einstweilen erprobten wir an der Festung unsere taktischen Kniffe — und den Satz „Andre Städtchen, andre Mädchen". Sie schleppten auch mich in ein Bordell; es war das erste Mal .... Aber was half es? Einmal mußte ich doch wissen, was gut und böse ist. Und es paßte auch zu meiner Gemütsstimmung. Vogue la galère! Nach ein paar Tagen zeigte der Dragoner, der immer gern die Briefe seiner adligen Freunde produzierte, eine scheinbar höchst fidele Karte des Fähnrichs, worin es hieß, er hätte seine Strafe nun abgesessen und führe zu seinem Regiment zurück; da er aber die Festung passieren mußte, hoffte er uns noch zu sehen; des näheren erführen wir noch. „Also war es neulich doch nicht das letzte Mal, daß wir uns zusammen besoffen," sagte der Husar. „Und vom Totschießen scheint er auch abgekommen zu sein," setzte der Dragoner hinzu, „es wäre ja auch zu kindisch gewesen, sich deshalb abzumeucheln!"

Am nächsten Nachmittag — wir kamen eben staubheiß von unserer Schlacht zurück — empfing uns ein Dienstmann mit einer Karte des Fähnrichs, wir — d. h. die Kavalleristen und einige bevorzugte Artilleristen und Gardisten, die zu diesem Kreise gehörten — möchten doch gleich nach dem Grandhotel kommen; der Fähnrich erwartete uns dort. „Hoffentlich giebt er uns auch was ordentliches zu saufen," sagte der Husar. In diesem Sinne zogen wir uns rasch um und eilten nach dem Hotel. Ich war einer der letzten. Eigentlich ging ich nur gezwungen zu diesem Saufgelage. Mein Herz war mir wieder so wund wie ehemals; das ekelhafte Treiben im Bordell hatte die alten Narben wohl wieder aufgebrochen. Mir war, als wäre diese Atmosphäre von Weindunst, Zigarettenrauch, schlechten Parfüms und odeur de femme mir in die Poren eingedrungen — und in die Seele; als klebte mir etwas Unreines an, das kein Wasser mir wieder abwaschen könnte ... Und nun wieder trinken! Und mich freuen, daß der Selbstmordkandidat wieder umgekippt war! Und gerade das mit Wein begießen! Ich spuckte aus und nicht nur wegen des Staubes, der mir an der Zunge klebte und die Zähne knirschen machte. Pfui Teufel, endete das fad und falsch und feige — ich konnte nicht „f"s genug finden, um meinen Ekel auszudrücken. Da war der Hauptmann doch ein anderer Kerl gewesen. Der hatte nicht geredet, aber gehandelt, wie ein Mann handelt. Aber dieser unreife Jüngling ... Ich konnte den Unterschied nicht groß genug machen und nicht genug die Nase rümpfen — und rümpfte sie doch schließlich nur über mich, daß ich es nicht besser gemacht hatte als der Fähnrich ....

Als ich ins Hotel eintrat, blickten mich die Bediensteten feindselig an, als verscheuche ich ihnen die Kunden, was mich natürlich sehr erstaunte, da ich immer das Gegenteil gewohnt war. Als ich nach dem Fähnrich fragen wollte, kam mir der Husar und Dragoner von innen entgegen. Dieser hatte den anderen eingeholt und klapperte gleich ihm mit dem Säbel; beide waren leichenblaß. „Was ist?“ stieß ich in plötzlicher Ahnung hervor. „Der Fähnrich hat sich eben totgeschossen,“ sagte der Dragoner kalt. — „Eben, als wir uns für ihn umzogen,“ vollendete der Husar. „Er sitzt vor'm Spiegel und hat sich kaltlächelnd einen Bolzen durch die Schläfen gejagt; den Revolver hat er noch in der Hand. Gehen Sie aber nicht hinauf. Die Polizei ist schon da und läßt keinen mehr hinein. Kommen Sie lieber mit uns, Ihren Durst zu löschen,“ fuhr er unvermittelt fort. „Ihnen wird die Kehle wohl auch kleben“ . . .

Ich sagte nichts; ich dachte auch nichts, ich schüttelte nur ablehnend den Kopf und saß einen Augenblick nieder. Durch die Glasthür sah ich die beiden verschwinden und nach dem Puff klirren — ich sah sie ganz fern, ganz klein, ganz mechanisch. Von dem Tage an lebte ich wieder wie nach dem Tode des Hauptmanns in dumpfer Betäubung; weshalb ich lebte, wußte ich nicht. Ich wußte nur, ich lebte unter Toten. Und mein unglückseliges Wissen war stark, stärker als einst, der Kontrast zwischen den letzten beiden Tagen und diesem Blitzschlag in den Sumpf krasser, die Stimmung gewitterschwül.

Nach ein paar Tagen begruben wir den Fähnrich. Wir waren schon in die alte Garnison zurückgefahren, und ich hatte dort mit Schaudern die Totenköpfe und all die wüsten, wahnwitzigen Gebilde gesehen, die der Fähnrich mit meinen Farben in der Arrestzelle gemalt hatte. Da war z. B. ein Fähnrich in Ulanenuniform, der auf einem Stuhle schlafend gen Himmel fuhr. Vier Sektpfropfen, die aus vier Sektflaschen sprangen, bewerkstelligten diese Himmelfahrt; andere geflügelte Flaschen schwirrten herum; ein Revolver flog zu Boden; er rauchte noch . . . .

Zum Begräbnis bekamen wir Urlaub nach der Festung; es waren aber nur Wenige, die dazu Geld hatten. Ich wunderte mich sogar, den Husaren und Dragoner, die sich beide Monocles aufgesetzt hatten, unter den Leidtragenden zu sehen; meine letzten Erfahrungen gaben mir einiges Recht dazu . . .

Es war ein lachender, leuchtender Maitag, an dem wir den Fähnrich begruben. Die Welt hatte sich verändert seit dem letzten Begräbnis; der Schleedorn war verblüht und die Veilchen; aber der ganze Kirchhof

war ein Blumenmeer von Flieder und Goldregen, darin die Vögel sangen und zwitscherten. Einen furchtbareren Kontrast zu unserem Werke konnte die Natur nicht aussinnen; mir war, als jubelte die Welt zu dieser Grablegung.

O sie war bescheiden! Dem Fähnrich war kein ehrliches Grab geworden; seine That ward nicht als Anfall von Irrsinn beschönigt; keine Trauermusik, keine Behörden folgten dem schwarzen Kasten des Selbstmörders. Nur drei Kränze lagen darauf; hinterher schritt nur ein Angehöriger, ein armes Kadettchen, des Toten jüngerer Bruder, und ein paar Fähnriche. Es schienen noch weniger, als ich vorhin gesehen. „Wo sind denn die beiden Monoclehelden?“ fragte ich meinen Nebenmann, „sie sind doch mitgefahren.“ — „Die haben sich mit zwei Weibsbildern verabredet,“ gab er zur Antwort. „Das mit dem Begräbnis war nur Vorwand, um Urlaub zu kriegen“ . . .

Mich rührte das alles nicht mehr — es war zu viel des Guten. Apathisch schlich ich dem Sarge nach, bis wir das aufgeschaufelte Grab erreichten. Ein Leichenbitter stümperte sein Vaterunser herunter; wir nahmen die Kopfbedeckung ab, und leise schlurrte der schwarze Kasten an den weißen Leinentüchern hinab. Dann warf ein jeder etwas Erde nach, die dumpf aufschlug. Sie schoben auch mir die Schaufel hin; ich trat an den Rand des Grabes und warf meine drei Hände voll Staub hinein. Kalter Erdgeruch und Totenblumenduft quoll mir entgegen, daß ich aufschauerte — und doch stand ich wie gebannt und bohrte meine Blicke in den dunkeln Schoß; mit unwiderstehlicher Gewalt zog es mich herab. Und nun stieß mich noch einer von hinten an, als wollt' er mir helfen, herabzustürzen. Der Boden bröckelte mir schon unter den Füßen; ich fühlte, wie sich immer mehr loslöste — da plötzlich — polterte es unten laut auf, daß ich jäh zurückfuhr. Die erste schwere Schaufel Erde schlug hart auf den Sargdeckel und klatschte mitten in die Blumen hinein. Eine zweite und dritte schlug hinterher, und ehe ich mich's versah, hatten mich die Totengräber vom Grabe abgedrängt und stießen den Rand ein, den die anderen schon längst verlassen hatten. „Wo gehen wir nun hin?“ fragte einer von ihnen. „Ich schlage vor,“ riet ein zweiter halblaut, „wir ziehen in das Lokal, wo die beiden anderen sind. Wir werden sie da wohl treffen“ . . . . „Kommen Sie mit?“ fragte mich ein dritter. Ich wandte mich stumm ab und verließ allein den blühenden Gottesacker; mir war, als würgte mir einer an der Kehle. —

Seitdem vergaß ich den kindischen Trotz des Selbstmörders und sein knäbisches Theaterspiel mit dem Tode; ich vergaß auch den alten

Griesgram mit dem eisernen Ringe, der ihm dazu verholfen; aber nie werde ich die Stunde vergessen, wo die harten Schollen auf den Sarg des Selbstmörders polterten. Und immer, wenn es Frühling im Lande wird und der Flieder blüht, weht es mich an, wie Duft von Totenblumen und Grabgeruch. —



Stuttgarter Kunstleben.

Der erste Abend des Schauspiels im Kgl. Hoftheater (2. Sept.) war dem Gedächtnis Goethes gewidmet. Zur Erinnerung an die 150. Wiederkehr seines Geburtstages (28. April 1749) hatte die Intendanz „Tasso“ zur Aufführung bestimmt. Der Aufführung selbst ging zunächst die symphonische Dichtung „Tasso“ von Franz Liszt voraus. Auf der Szene des ersten Aufzuges sprach dann Olga Doppler einen von dem Dramaturgen Adolf Gerstmann verfaßten Prolog, welcher, inhaltlich nicht ohne Schwung, in der Form oft allzusehr an den Partizipienstil des ganz alten Goethe erinnernd, der Bedeutung des Abends weihevollen Ausdruck zu verleihen bestimmt war. Die Darstellung selbst war über Tadel, aber nicht über jedes Lob erhaben. Ein ähnliches Urteil wird im Durchschnitt bei allen Tassoaufführungen und überall sich herausstellen. Die Dichtung ist für die groben Verhältnisse unserer heutigen Bühnen zu intim, Inhalt und Form sind für das Verständnis des größeren Teils unseres Theaterpublikums zu poetisch und für das Können vieler Künstler zu vornehm. — Mit dem Fallen des Vorhanges nach dem fünften Aufzug leitete eine nach Lisztschen Motiven von E. Lassen stimmungsvoll komponierte Musik zu dem im Jahre 1800 von Goethe zu Ehren der Herzogin Amalie gedichteten kleinen Festspiels „Paläophron und Neoterpe“ über. Außer den jedenfalls — Gott sei Dank! — leicht zu zählenden „Göthereifen“ innerhalb des hiesigen Publikums dürfte dies Gelegenheitsgedicht den Wenigsten vorher bekannt gewesen sein. Goethe machte damit den Versuch, unter Zuhülfenahme der antiken Maske in Form einer dramatischen Vorstellung die Vermittelung des Antiken mit dem Modernen zu symbolisieren. Der Schluß war mit Bezug auf die Gegenwart von Adolf Gerstmann umgedichtet, und dies hat mit Recht seine wohl zu beachtende Bedeutung. Höre man doch am Schluß des Jahrhunderts endlich einmal auf mit dem widerwärtigen Gezänke zwischen „Alten“ und „Jungen“, Klassisch und „Modern“; schäme man sich der eingerissenen Stillosigkeit in Dichtung und Darstellungskunst; sei man ehrlich gegen sich selbst und gestehe, daß die dramatische Ausbeute des Jahrhunderts, sofern sie etwas für den dauernden geistigen Besitzstand der Nation abzugeben hat, eine beschämend geringe ist. Bescheiden wir uns etwas mehr in unserem Wollen und stellen dagegen wieder etwas mehr Ansprüche an unser Können; erniedrigen wir nicht ferner die Kunst zum Vehikel irgend welcher sozialen oder politischen Parteitendenzen, zur Magd irgend einer sogenannten

Wissenschaft, prostituieren wir sie nicht weiter durch bloße Rücksicht auf Kassenerfolge, Verlegergewinne und Tantiemen.

Von denjenigen Stücken, welche hier eine Neuheit bedeuten, erwähne ich die drei Schnitzlerschen Einakter, „Die Gefährtin", „Paracelsus" und „Der grüne Kakadu". „Paracelsus" hat von den dreien am ersten poetischen Wert und zudem die gefälligste Form. Aber auch „Die Gefährtin" und „Der grüne Kakadu" haben trotz des Problemsüchtigen dort und des oft etwas allzu Grotesken hier als bloße Unterhaltungsstücke, wie sie nun eben eine Bühne einmal nicht entbehren kann, weit mehr theatralische Daseinsberechtigung, als die lendenlahmen Narrheiten der Blumenthal, Kadelburg, Schönthan u. a. m.

Im Ballet kam als Premiere „Das Schwäbische Lied" heraus. Den betreffenden Abend zu füllen, wurde zum Schluß „Das Versprechen hinter dem Herd", zum Beginn Schneiders „Kurmärker und Picarde" ausgegraben. Die letztere Harmlosigkeit mag in der Zeit deutsch-französischer Annäherungsversuche eines aktuellen Reizes nicht ganz entbehrt haben. —

Im Festsaal der Liederhalle hielt die Gesellschaft „Stuttgarter Liederkranz" ihre Goethefeier ab. Professor L. Straub hielt dabei die Festrede, welche nach Form und Inhalt als eine außerordentliche Leistung zum Verständnis wie zur vernünftigen Würdigung Goethes und seiner Bedeutung bezeichnet werden darf. Der übrige Teil des Programms bewegte sich in den hergebrachten Formen einer Feier, welche man dem Gedächtnis eines großen Mannes und berühmten Dichters schuldig zu sein gelernt hat.

Die in ihrer sinnigen Einfachheit gelungenste Goethefeier veranstaltete am letzten Sonntag des Septembermonats Herr Rechtsanwalt Hugo Faißt, indem er im Konzertsaal der Liederhalle vor einem geladenen Kreise eine mit künstlerischem Verständnis gewählte Anzahl Goethescher Gedichte in den Kompositionen von Franz Schubert und Hugo Wolf zum Vortrag brachte, wobei ihn Herr Karl Friedberg aus Frankfurt a. M. am Klavier aufs trefflichste begleitete. Der unglückliche Wiener Tondichter verdankt sein siegreiches Durchdringen nicht nur in Stuttgart und Württemberg, sondern auch außerhalb der schwarz-roten Grenzpfähle in erster Linie dem rastlosen und aufopfernden Fleiße Herrn Faißts. Die Pflege und Verbreitung der Wolfschen Tondichtung wird sich Hugo Faißt nicht zum Undank der Nachwelt als seine Lebensaufgabe gestellt haben. Denselben Platz, welchen in der Geschichte der deutschen Philosophie z. B. neben Arthur Schopenhauer Julius Frauenstädt, in der Geschichte der deutschen Dichtung neben Friedrich Schiller Christian Gottfried Körner einnehmen, wird sich in der Geschichte der deutschen Musik neben Hugo Wolf Hugo Faißt verdient haben. Der innere Grund für die von Tag zu Tag wachsende Anerkennung Wolfs liegt in dem persönlich-originellen Reiz seiner Liederkompositionen, in erster Linie soweit es sich dabei um Goethe handelt. Diese Töne offenbaren den tiefsten Wesensgrund der Lyrik, besonders der deutschen Lyrik. Beim Vortrag von „Grenzen der Menschheit" „Anakreons Grab", und dem im Hinblick auf Wolfs ergreifendes Schicksal tragisch stimmenden „Prometheus" empfinden wir geradezu mit, wie es Goethe zu Mute war, als diese Lieder sich seiner Seele entrangen. Daß die lyrischen Dichtungen Goethes immer tiefer eindringen werden in das Gemüt des deutschen Volkes, dazu hat Hugo Wolfs Tonwelt weit mehr und Tüchtigeres beigetragen, als gewisse übergewissenhafte philosophische Kommentatoren oder eine über jeden aufgefunde-

nen Papierschnitzel in hysterische Verzückung geratende Goetheschnüffelei. Für derartige Goethepfaffen empfiehlt es sich, zur Goethefeier die ihnen vom alten Schartenmayer gewidmeten Verse einmal wieder durchzulesen. Die ergötzlichsten davon mögen auch hier stehen:

„War es vor, war's nach dem Essen,
Als bei Lotten er gesessen?
Was des Weitern dann geschehen,
durfte, fragen wir, es sehen
Der Geliebten kleiner Fritz?"

„Wie war's mit Corona Schröter?
Rosenrötlich oder röter?
Was ist Sage, was Geschichte?
Auch auf diesen Streitpunkt richte
Sich die Nase scharf und spitz!"

„Mariane — wer es wüßte,
Ob er nur die Stirne küßte,
Ob er, um nicht bloß zu nippen,
Kühnlich Lippen drückt' auf Lippen,
Amors älterer Noviz."

(Friedrich Th. Vischer: Gesang der Fraften.)

Schließlich hätte ich noch auf ein neues, mit dem etwas stolz klingenden Namen „Wir-Verlag" bezeichnetes Unternehmen aufmerksam zu machen. Der Verlag (Ernst Krauß) hat den lobenswerten, wenn auch nicht mehr ganz neuen Grundsatz, für jeden Buchinhalt zugleich die ihm entsprechende Ausstattung zu finden und so eine künstlerische Harmonie zwischen Inhalt und Gewand herzustellen. Das erste Büchlein, welches aus diesem jungen Geschäft hervorgegangen ist, hat den in der Litteratur gleichfalls noch unbekannten, in Stuttgart lebenden Fritz Lennar zum Verfasser und nennt sich „Mit dem Eselskinnback, nebst andern Glossen, ein Promemoria fürs sinkende Jahrhundert." Letzteres ist es auch, insofern sein Hauptinhalt eine frische, fröhliche Protestlyrik gegen das blasierte Fin-de-siècle-Gegröhle darstellt und den Beweis liefert, daß Lebensmut und Kampfesfreude, gesunde Sinnlichkeit und Thatenlust denn doch auch noch ins nächste Jahrhundert mit hinübergenommen werden dürfen. Freilich zeigt das Büchlein auch andererseits, daß die hierzu erforderliche Lebensstimmung den wenigsten modernen Menschen in die Wiege gelegt oder von der Schulweisheit anerzogen zu werden pflegt, daß sie vielmehr in harter Arbeit und strenger Selbstzucht dem Leben selbst abgerungen sein will. Fritz Lennar hat allem Anschein nach in rühmenswerter Ausdauer mühevoll mit sich selbst und mit der Außenwelt gekämpft und thut dies wohl auch heute noch, um sich einen festen Pol zu gewinnen, von welchem aus er, gerettet aus dem Wirrwarr des Alltäglichen und dem lärmenden Streite der Meinungen, die Welt sich einmal wieder in ruhiger Anschauung betrachten und ihres Treibens sich mit souveränem Spotte erfreuen kann. Aber nicht dies ist das in erster Linie Wertvolle seines Werkchens, das Erfreuliche und Erquickende daran ist vielmehr, daß ein Zug durch das Ganze weht, welcher jener unfruchtbaren Weltverachtung und Freude an souveräner Verspottung menschlicher Thorheiten selbst wieder Herr wird in der Erkenntnis: eine freie und freudig selbst gewollte That überwindet das quälerisch grübelnde Ich und mit ihr die Welt — „wenn diese Flammen ins Vaterland schlagen". — —

Der Inhalt der sieben Abteilungen ist nicht überall gleichwertig. Am reichhaltigsten ist die erste Abteilung „Mit dem Eselskinnback", welche dem Ganzen seinen Titel verliehen hat. Da fliegen die Hiebe schonungslos nach links und rechts, nach unten und oben, und die Abfuhren, die sie bringen, sitzen oft tief bis auf die Knochen.

Unter anderem findet sich darin eine vorzügliche kurze Charakteristik von Sudermanns „Johannes“:

„Daß unlernbar nichts auf Erden,
Zeigt der jüngste Schabernack;
Auch der Frack kann hymnisch werden,
Aber bleibt doch stets ein Frack.“

Die Abteilung „Ich“ kennzeichnet sich durch ihr Motto:

„Kränzt nur in Farben das Fest und schmückt es
Mit Becher und Gesang,
Ach! überall ein Unterdrücktes — ein Unterdrücktes,
Nirgends ein voller Klang!“

Die Abteilung „Milchstraßenstaub“ wäre am besten ganz weggeblieben. Sie enthält philosophisch empfundene, oft auch eine an- oder nachempfundene, selten zu verständnisvollem und dabei persönlich originellem Ausdruck gereifte Anmerkungen mit hin und wieder prätentiösem Inhalt. Aber die Liebe? wird man bereits fragen. — Die Erstlinge eines jungen deutschen Dichters und nichts von der Liebe! — Nur gemach! auch die findet sich, und ihr Kapitel ist eines der besten und gesündesten im ganzen Büchlein:

Ja, Liebe, es ist der alte Fall,
Ich kam vom Elend geschritten.
Sie fragten nach meinen Sünden all' —
Du fragtest nur, was ich gelitten.

Leb wohl! Ob's einst auch trübe klang,
Nun klingt's gelassen heiter!
Trag' ich doch all' deinen Lerchengesang
Jubelnd im Herzen weiter!

Jedes Wort hierüber wäre unnötig und würde das Vergnügen an dieser erfreulich naiven Auffassung der Liebe nur stören.

Das Büchlein ist einem Freunde gewidmet als frischer Trunk auf die Wanderschaft. Möge es auch vielen anderen zu einem solchen Trunke gereichen auf der Wanderschaft ins kommende Jahrhundert, welches menschlicher Voraussicht nach für die Völker wie für die Einzelnen unter dem Zeichen stehen wird, unter welchem Fritz Lennar das reifste und ethisch wertvollste Gedicht seiner Sammlung geschrieben hat, unter dem Zeichen der

Dira necessitas.

„Mit dir zu rechten, regt sich's im Tiefsten mir
Urfinstre Macht! Des Irdischen Schranke
Lud'st du auf's Herz mir, sein Sehnen knickend
Dira necessitas!

Mein ganzes Leben, dem Schönen angelobt,
Mußt' ich dir weih'n, — auf deinem Altare
Fühl' ich's verbrennen, der Opfer größtes,
Dira necessitas!

Du aber selber wandelst verlorenen Schritts
Zu Häupten uns, die nimmer Berührte,
Spottest der Rache und buhlst um Gunst nicht
Dira necessitas!

O, wo der Weg, der dir aus den Klauen mich führt?
Ich kenn' ihn, sieh! Dir gleich an Verachtung,
Wandl' ich nun: selber Gewußtes wollend!
Dira necessitas!

Theodor Mauch.





Goethe-Litteratur.

Goethe. Von **Karl Heinemann.** 2. verbesserte Aufl. Illustriert. Leipzig, E. A. Seemann. 8⁰. 774 S. Eleg. geb. M. 14,—.

Karl Heinemann gehört zu den Schülern Fr. Zarnckes. Man braucht nur diesen Namen dem W. Scherers gegenüberzustellen, um die zwei Richtungen zu erkennen, die unsere Litteraturgeschichte zur Zeit beherrschen. Unzweifelhaft hat die Schule Scherers durch den Anschluß an die zeitgenössische Produktion — vergl. die Arbeit Brahm-Schlenthers für Hauptmann — in höherem Maße das Interesse des weiteren Publikums auf sich gelenkt als die gediegene strengsachliche Richtung Zarnckes. Es wäre verfehlt, beide gegeneinander auszuspielen, denn beide haben in ihren extremen Verfechtern unerquickliche Erscheinungen hervorgerufen. Aber in ihrer reinen wissenschaftlichen Form ergänzen sie sich auf das trefflichste, und das Gemüt, das in der einen Richtung zu weit gegangen, findet tröstliche Kost in der anderen.

K. Heinemanns Goethe-Werk zu rezensieren ist nicht möglich. Das hieße den Stoff so wie er beherrschen, und das können nur wenige. Aber ich muß gestehen, daß der Poet in mir seine Rechnung fand wie der prüfende Kritiker. Nichts sachlicher als die Analysen der Werke und ihr Zusammenhang mit Goethes Leben, nichts vornehmer und unbefangener als seine Darlegung des Verhältnisses Goethes zur Christiane Vulpius — gesegnet sei das Andenken dieser schlichten Frau, die im stande war, einen Goethe jahrzehntelang zu beglücken, und die unerhörte innere Tragödien in aller Stille durchlebt haben muß! — und ergreifend die Schilderung des Goethe, dem es Abend wird.

Bei der Darstellung des Lebens eines großen Mannes kommt es mir sehr auf die Distanz zwischen Objekt und Biographen an. Der eine läuft mit seinem Geist um Goethe herum, der andere bewaffnet sich mit Bibliotheken, ehe er den Namen Goethe ausspricht, ein anderer speit erst aus, ehe er des großen Heiden gedenkt, Heinemann steht in Ehrfurcht still, um dann gefaßt und schlicht ein Bild seines Lebens zu entrollen. Und es ist nichts Kleines, ein Buch über Goethe geschrieben zu haben und den eignen Geist in seiner schlichten deutschen Art liebenswürdig erscheinen zu lassen, der sich um Goethe so sehr bemüht hat.

Eine neue Folge seiner „**Goethe-Forschungen**“ hat **Woldemar Freiherr v. Biedermann** erscheinen lassen. (Leipzig, F. W. v. Biedermann. 8⁰. 271 S.)

Das Bild des Verfassers schmückt dieses vornehm ausgestattete Buch. Ein feines, kluges Gesicht eines 81jährigen Herrn, desselben Mannes, der, wie man mir aus Leipzig schreibt, seiner Zeit die „Gesellschaft“ aus der Akademischen Lesehalle verbannt hat. Wir regen uns heute nicht mehr darüber auf. Um so weniger als der alte Herr für seinen Liebling Goethe so klug, so kenntnisreich plaudert, für meinen Geschmack freilich zu mikrologisch-waschzettelhaft. Aber seine Studien über Goethes Zeitgenossen ꝛc., die nur für den Goethe-Forscher ganz genießbar sind, werden abgelöst durch

eine hochbedeutende Studie über „Entwicklung äußerer Formen der Dichtung“. Mit ungeheurem folkloristischen Material ausgerüstet, unter Berücksichtigung des genetischen Gesichtspunktes, hat Biedermann hier eine Studie gegeben, die fast alles überwiegt, was in letzter Zeit mit soviel Temperament und Ignoranz über Arno Holz und seine neue Form geschrieben worden ist. Mit Recht rühmt Goethe die französischen Dichter, die darnach trachteten, ihr Wissen zu vermehren, indes die deutschen Dichter schon meinten, ihre „Ursprünglichkeit“ zu verlieren, wenn sie sich Kenntnisse erwürben. Um wie viel mehr gilt das von der litterarischen Kritik Deutschlands! L. J.

Dramen.

Dramatische Handlungen von Felix Lorenz und Ernst Viktor Bunzendahl. (Heilige Liebe. Sommersegen. Lügen. Ein Testament.) Berlin, Feyl & Co. 147 S.

Die Spinne. Ein Blättlein Liebe. Zwei Einakter von Johannes Rusigk. Berlin, Verlag des dramatischen Instituts. 60 S.

Menschwerdung. Schauspiel in 4 Akten von August Streicher. Ebenda. 67 S.

Das höchste Gut. Schauspiel in 4 Aufzügen von Theo Seelmann. Halle a. S., C. A. Kämmerer & Co.

Verbannt. Trauerspiel in 5 Akten von Karl Zinnow und Wilhelm Klemm. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 132 S.

Euphorion. Eine Liebestragödie von Curt Michaelis. Erlangen, Kommissions-Verlag von Fr. Junge. 36 S.

Delila. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen von Marie Itzerott. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 64 S.

Fridolin, der Bettlerkönig. Mairenmär von Hermann Wette. Köln, Hübscher & Teufel. 87 S.

Das Balderspiel. Ein deutscher Weihegesang von Karl Fiescher. Wien, Friedrich Schalk. 100 S.

Musotte. Drama in 3 Akten von Guy de Maupassant und Jaques Normand. Deutsch von Adolf Heilborn. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 131 S.

Es ist ein vielleicht nicht bedeutungsloser Zufall, daß unter den 13 deutschen dramatischen Arbeiten just die kürzeste und scheinbar anspruchsloseste an erster Stelle genannt zu werden verdient. „Sommersegen“ nennt Felix Lorenz den zweiten von drei Einaktern, die er unter dem gemeinsamen Titel „Schicksale“ zu einer „dramatischen Trilogie“ ziemlich willkürlich zusammengefaßt hat. Zwar weist das Stück keinerlei Momente auf, aus denen sich vorläufig eine individuelle Begabung des Verfassers erkennen ließe. Er steht noch viel zu unmittelbar unter dem Einfluß Hauptmannscher Frühkunst und ihr verdankt er gewiß nicht das Wenigste von dem Guten, das in seiner Arbeit zu finden ist; vor allem die knappe Lebendigkeit des Dialogs und die eindringliche Wirksamkeit der Stimmungsmalerei. Das soll keineswegs ein Vorwurf sein. Was Felix Lorenz giebt, wirkt viel zu wahr, um nicht gesehen zu sein. Mit ein paar flüchtigen Strichen werden die Charaktere hingezeichnet, es sind Skizzen, aber sie geben sicher und einfach das Wesentliche. Es will nicht allzuviel sagen, aber es ist auch nicht zu viel gesagt: In diesen 11 Seiten steckt mehr Beobachtung, als in den 12 übrigen Stücken zusammen. Um so peinlicher wirkt darum die ganz unmotivierte und unlogische Schlußwendung, daß Anna unter der zermalmenden Wucht des über sie hereinbrechenden Unglücks

den Verstand verliert. Diese Ophelia-Reminiszenz giebt einen so „wirkungsvollen“ Abschluß, daß man beinahe an der Ehrlichkeit des Ganzen irre werden könnte. — Die beiden anderen Stücke des Verfassers stehen weit hinter dieser kurzen Arbeit zurück. Der Akt „Lügen“ weist in der Idee auf Ibsen, jedoch fehlt es an klarer Pointierung; die Charakteristik ist umständlicher und weniger sicher, als im „Sommersegen“. Völlig verfehlt muß der erste der drei Einakter, „Heilige Liebe“, genannt werden. Was wir einem Dramatiker, besonders wenn er uns in die Heimat der Iphigenie und der Medea führt, am wenigsten verzeihen, sind unschöne Verse. Wer den feinfühligen Lyriker Felix Lorenz kennt, muß sich über den Mangel an Selbstkritik wundern, der die Veröffentlichung dieses Versdramas zuließ. Übrigens hat das Stück einen Fehler mit dem „Sommersegen“ gemein. Die Katastrophe ist nicht durch die Handlung innerlich und notwendig bedingt; sie greift, gleichsam als die „Hand des Schicksals“, willkürlich in die Handlung ein. Durch den zusammenfassenden Titel „Schicksale“ lenkt der Verfasser selbst die Aufmerksamkeit auf diesen Fehler. Grillparzer hat in seinen Studien zur Dramaturgie mit wunderbarer Klarheit dargelegt, wie die Schicksalsidee in der modernen Tragödie — im Gegensatz zur antiken — einzig angewandt werden könne: nämlich gerade entgegengesetzt der Art, wie Lorenz es thut.

Warum diese drei Einakter mit dem fünfaktigen Drama „Ein Testament“ von E. W. Bunzendahl zusammen in einem Buch veröffentlicht wurden, ist nicht recht verständlich. Ein geistiges Band ist zwischen den beiden Verfassern zum Glück nicht ersichtlich. Zum Glück für Lorenz. Einige kleine Züge mögen vielleicht darauf hinweisen, daß auch Bunzendahl bei seiner Arbeit von künstlerischen Instinkten geleitet wurde. Es scheint, daß er Besseres zu geben bestrebt war, als er zu stande brachte. Das sei zu seiner Ehre gesagt. Leider aber geht das wenige Gutgemeinte in einem unersättlichen Meer von Geschmacklosigkeit, Unwahrheit und Unbeholfenheit jämmerlich zu Grunde; was übrig bleibt, ist eine verlogene, rührselige und sehr schlecht dramatisierte Erbschleichergeschichte. — Nicht viel höher sind die beiden Einakter „Die Spinne“ und „Ein Blättlein Liebe“ von Johannes Rusigk anzuschlagen. Auch hier ist ein Streben nach künstlerischem Ernst unverkennbar. Aber das Können reicht nicht entfernt aus, Rusigk hat nicht sehen, nicht künstlerisch arbeiten gelernt. Hauptmann giebt ihm zu seiner „Spinne“ den Stoff, den Menschen Ibsens guckt er ab, wie sie sich „symbolisch“ gebärden. Natürlich vermag diese flache Nachahmung niemals einen Schein von Leben zu erwecken, ebensowenig wie die erkünstelte Volkstümlichkeit des Einakters „Ein Blättlein Liebe“, dessen Titel selbst nicht einmal das geistige Eigentum des Verfassers ist. In einem undefinierbaren, weil nicht der Wirklichkeit abgelauschten Dialekt wird uns hier die weinerliche Moral einer ganz unglaublich rührenden Wilderergeschichte aufgetischt. Nirgends auch nur ein leiser Ansatz von Charakteristik; überall triefender Edelmut vom reinsten Wasser. Ohne Zweifel: das Gespenst der seligen Birch-Pfeiffer hat den Verfasser noch stärker beeinflußt, als der „Gespenster“-Dichter selbst.

Auch in August Streichers Schauspiel „Menschwerdung“ findet sich viel Unnatürliches und Konstruiertes. Aber man hat bei dieser Arbeit deutlich die Empfindung, daß der Autor etwas Erlebtes zu gestalten sich bemüht. Das stimmt versöhnlich. Vielleicht beruht die Hauptschwäche des Stückes in der allzu

großen Begeisterung des Verfassers für seine freilich etwas unklare Idee. Seine Menschen sprechen zu viel darüber; wir hören viele Worte und fühlen wenig innere Handlung. Da ist von den „neuen Ideen“ vom „Trödelladen der Konvention“, von „Aposteln der Menschheit“, vom „großen Menschenwerk“ und vielen anderen schönen Dingen die Rede, unter denen man sich alles und nichts vorstellen kann. Neben diesem tödlichen Pathos wirkt an anderen Stellen ein frischer, lebendiger Dialog, neben vielen psychologischen Unwahrscheinlichkeiten manch gut beobachteter Zug sehr erfreulich. Vor allzu effektvollen Aktschlüssen und gewissen anderen Geschmacklosigkeiten hätte der Verfasser sich hüten sollen. Wenn z. B. im 4. Akt der alte Lehrer in großer Bestürzung fragt: „Um Gottes willen, Herr Förster, ist Ihnen übel geworden?“ und Leo darauf erwidert: „Nein, ich habe mich losgesagt“ (von seinem Vater nämlich), so würde das von der Bühne herab gewiß einen Sturm von Heiterkeit erregen. Es wäre übrigens Sache des dramatischen Instituts, das seinen Ankündigungen gemäß nicht nur den Verlag, sondern auch die „Bearbeitung“ der ihm überwiesenen Stücke „unter Mitwirkung bewährter Fachleute“ übernimmt, derartige Ungeschicklichkeiten zu verbessern oder zu entfernen; wie denn auch die Klienten dieses Instituts billigerweise verlangen könnten, daß bei der Bearbeitung ihrer Werke alle stilistischen und die noch weit fataleren sprachlichen Fehler getilgt würden, was in den beiden vorliegenden Bändchen leider nicht überall geschehen zu sein scheint. —

Über das sogenannte Trauerspiel „Verbannt“ von Karl Zinnow und Wilhelm Klemm, sowie Theo Seelmanns Schauspiel „Das höchste Gut“ nur zwei Worte. Beide sind von Kunst ebensoweit entfernt, wie von Natur. Der Unterschied besteht nur darin, daß Theo Seelmann über eine gewisse Art von „Mache“ verfügt, mit der er geschickt den Schein eines gewiegten Theaterschreibers zu erwecken versteht, während die Herren Zinnow und Klemm mit naiver Kaltblütigkeit das Hintertreppendeutsch eines Kolportageromans in fünffüßige Jambenverse zerhacken. Es hieße den Herren Verfassern unrecht thun, wollte man eine Probe ihres Dichtens und Trachtens zum besten geben. Verse, wie:

„Es schläft die Welt, nur das Verbrechen wacht.“

oder:

„Denn ehe noch die Sonne untersinkt,
Da wird Gerechtigkeit dir widerfahren.“

können nur im Rahmen des Ganzen mit ihrer unverfälschten Komik zur Wirkung gelangen. —

Von den Versdramen sei weiterhin die Liebestragödie „Euphorion“ erwähnt. Ihr Verfasser, Herr Curt Michaelis, ist gewiß noch sehr, sehr jung; es ist ein Vorzug, daß man das seinem Einakter von weitem ansieht. Wer schreibt in dem Alter keine antiken Liebestragödien! Mancher Altersgenosse des Herrn Michaelis versteht vielleicht sogar schon bessere Verse zu schmieden. Aber das beweist gar nichts. Vielleicht ist Michaelis kein Dichter: dann wird er später einmal über seinen „Euphorion“ lächeln; vielleicht ist er ein Dichter: dann wird er später erst recht einmal über seinen „Euphorion“ lächeln.

Einen rechten Gegensatz zu diesem jugendlichen Versuch bildet Marie Itzerotts dramatisches Gedicht „Delila“. Ein satter Duft von üppiger Reife quillt aus dieser Dichtung empor. Hier schöpft ein liebendes Weib aus der Tiefe ihres reichsten Erlebens. Die Verse sind nicht auf dem Boden der jungen Dichtkunst erblüht, sie weisen nicht verheißungsfroh in die Zukunft, — aber

sie sind schön: es ist Musik in ihnen und Farbe. Vielleicht wäre die etwas matte letzte Zeile besser weggeblieben. Bei einer Aufführung würde ohne Zweifel der wunderschöne vorletzte Vers:

„Ich will dich fühlen, wenn ich schlafen gehe"

weit besser abschließen. Schade, daß das Wunder der Tempelstürzung nicht innerlich motiviert ist. In dem alttestamentlichen Mythus nehmen wir das Wunder einfach als solches hin, — auf der Bühne muß es uns glaubhaft gemacht werden, wenn wir es glauben sollen. „So überzeugt wir auch immer von der unmittelbaren Wirkung der Gnade sein mögen," sagt Lessing einmal, „so wenig dürfen wir sie uns auf dem Theater gefallen lassen."

„Fridolin, der Bettlerkönig," betitelt Hermann Wette einen neuen Operntext, den er für den Komponisten des „anderen" Bärenhäuters, Arnold Mendelssohn, gedichtet hat. Wenn auch hier „gut" gleichbedeutend mit „zweckentsprechend" ist, so verdient Wettes Arbeit ganz gewiß dieses Prädikat. Seine Dichtung ist so sehr Operntext, daß man den handelnden Personen sogar ihr zukünftiges Stimmfach ansieht, und wenn Fridolin schon im voraus das „Korblied" für eine Gelegenheit ankündigt, bei der Nichtberufssänger am wenigsten ans Singen denken würden, so ist das sicher so opernmäßig als möglich. In den vielen eingestreuten Liedern ist, wie auch sonst, der Volkston oft recht glücklich getroffen. Manchmal freilich verirrt sich der Verfasser über die gefährliche Grenze, die das Volkstümliche vom Gewöhnlichen scheidet; so z. B. läßt er den Fridolin singen:

„Ach, aus deinen schönen Augen
Darf ich holde Wonne saugen,
Könnt' ich doch vom Rosenmunde
Küssen dir die süße Kunde u. s. w.

Auch Karl Fieschers dramatische Dichtung „Das Balderspiel" verlangt nach Musik. Der Verfasser hat das offenbar nachträglich selbst empfunden. „Mögen Darsteller und Tondichter selbst sinnen," sagt er in der Vorrede, obgleich das Drama in seiner Anlage kaum für eine musikalische Ausgestaltung berechnet gewesen ist. Man wird Karl Fiescher gewiß beipflichten, wenn er es für das Recht und die Pflicht des Dichters hält, „den ihm anvertrauten Schatz umzuschmieden, die Sage der Urväter den gegenwärtigen Bedürfnissen des Volksempfindens anzupassen, auf daß sie im Volke, dessen Eigentum sie ist, fruchtbar weiterlebe und wirke". Nur ist zu bezweifeln, ob die von dem Neugestalter des Balder-Mythus gewählte Form den gegenwärtigen Bedürfnissen des Volksempfindens auch wirklich entspricht. Richard Wagner hat seine Nibelungendichtung gleichsam „aus dem Wesen der Musik" heraus geschaffen. Nur so will und kann sie verstanden werden. Karl Fiescher, der Nichtmusiker, hätte einen anderen, eigeneren Weg einschlagen müssen. Gleichviel: das Werk entbehrt keineswegs der dichterischen Schönheiten und wird bei der Gelegenheit, die der Verfasser für eine Aufführung besonders im Auge hat, gewiß einen nachhaltigen Eindruck machen. Zu einem kraftvollen Stimmungsgebilde vertieft sich die leidenschaftlich-düstere Szene zwischen Loge und Sigun (2. Abteilung, 2. Schaubild). Dagegen erscheint manches andere, besonders was die Bühnenwirkung anbetrifft, weniger glücklich. Die Szene, in der die Asen den wehrlosen, wenngleich gefeiten Balder als lebende Zielscheibe benutzen, bis ihn schließlich Höders Speerwurf tötet, wirkt unendlich peinlich. Der erfahrene Theaterpraktikus Schiller wußte sehr wohl, warum er mit Vorbedacht die Aufmerksamkeit der Zuschauer von Tells Apfelschuß ablenkte.

Endlich möge hier noch kurz die

wohlgelungene Übertragung der Maupassant-Normandschen „Musotte“ von Adolf Heilborn Erwähnung finden. Meines Wissens wurde das Stück erst einmal in Deutschland aufgeführt. Schon allein um des zweiten Aktes willen, der die ganze Zauberkraft Maupassantscher Darstellungskunst ausströmt, verdiente dieses Beispiel recht vielseitige Nachahmung.

Otto Falckenberg.

Wilhelm von Scholz. Der Gast. Ein deutsches Schauspiel in drei Aufzügen. München 1900, Carl Schimon & Louis Bürger.

Den Einzug der Pest in eine mittelalterliche Stadt hat Wilhelm von Scholz zu einem eigenartig schönen lyrischen Stimmungsbilde verarbeitet, um das sich freilich nur eine dürftige und wenig originelle dramatische Handlung schlingt. Der Held ist der Dombaumeister Gerhard Grabherr, ein seltsames Gemisch von Hauptmanns Glockengießer Heinrich und Carmen Sylvas „Meister Manoli“: der Mann zwischen den beiden Weibern — der frommen, schwindsüchtigen Gattin Genovefa und der wilden, sinnlichen Leonore. Aber es ist ein Held, der nicht selbst handelt, sondern mit dem alles geschieht, der Mittelpunkt der rein-lyrischen Stimmungen oder dramatisch bewegten Szenen des Werkes. Das handelnde Prinzip dagegen steht über dem ganzen Drama: das Schicksal, die Pest, die als Gast einzieht in die Stadt, mitten in die fastnachtsfröhliche Menge. Es geht ein mystischer Zug durch diese drei Szenen, der schon durch das Motto angedeutet ist:

„Denn wir sind Gäste,
Gäste sind wir alle.“

Das Drama mit seinen eigentümlichen lyrischen Vorzügen und großen dramatischen Mängeln dürfte nur von einer auserlesenen Hörerschar und auf einer ganz intimen Bühne zu der Geltung kommen, die es als reines Kunstwerk verdient.

G. Macasy.

Kindererziehung.

Die Erziehung und Beschäftigung kleiner Kinder in Kleinkinderschulen und Familien. Von G. Fr. Ranke. Baedeckersche Buchhandlung, Elberfeld.

Das Buch will Gutes und hat auch vieles Gute. Es ist seiner ganzen Anlage nach wohl geeignet, bei der Erziehung kleiner Kinder als Wegweiser zu dienen. Daß ich es trotzdem nicht unbedingt empfehlen kann, liegt an seiner einseitig konfessionellen Grundlage, vor allem an der tendenziösen Behandlung religiöser Dinge.

Sehr gut sind die Kapitel über die leibliche Pflege, wenn mir auch die Einleitung über „die Nahrung der Kinder“ etwas wunderbar vorkommt. Da heißt es nämlich: „Die erste Nahrung hat Gott selbst zubereitet.“ In dieser Weise Gottes Namen gebrauchen, nenne ich, ihn mißbrauchen. In den Abschnitten über die Erziehung im engeren Sinne sind wirklich schöne Gedanken enthalten. Besonders beherzigenswert ist die Anweisung über die Erziehung zur Wahrheit, da dies wohl die schwierigste Erziehungsaufgabe beim modernen Kulturmenschen ist, in dessen Leben ja die konventionelle Lüge allein schon eine große Rolle spielt. Einverstanden bin ich auch mit der Art und Weise der Beschäftigung kleiner Kinder, ebenso mit den Angaben, wie man durch Unterhaltung und Anschauung ihren Wissensdrang befriedigen und ihre geistigen Fähigkeiten entwickeln kann. Desto unverständlicher ist es mir, wie ein Mann, der soviel tüchtige und gesunde Gedanken über die Kindererziehung in klarer und leicht verständlicher Form giebt, sich so vergreifen, ja,

— versündigen kann in der Behandlung religiöser Vorgänge (Erziehung zur Frömmigkeit, Lehre von Gott u. s. w.). Diese Art und Weise, Kinder über hohe und heilige Dinge zu unterweisen, ist nach meiner Ansicht Blasphemie und muß zur Heuchelei führen. So sollen die kleinen Kinder Bibelsprüche, geistliche Lieder, biblische Geschichten auswendig lernen, auch wenn sie sie nicht verstehen. Dagegen protestiere ich entschieden trotz des „erfahrenen Schulmannes", der sagt: „Das Memorieren gut gewählter Bibelsprüche ist eine Übung, die Kindern notwendig und nützlich ist." Ich meine, daß es sich mit der Heiligkeit der Bibel nicht verträgt, sie zum Memorierstoff herabzuwürdigen. Wie oft kam mir auch beim Durchlesen des Buches der Gedanke an das zweite Gebot, denn das nenne ich den Namen Gottes unnützlich führen, wenn man ihn stets auf den Lippen hat. „Wenn die Arbeit des Erziehers Früchte schafft, so wird der christliche Erzieher nicht sich das Verdienst zuschreiben, sondern Gott die Ehre geben und ihm danken; in sich wird er aber den Grund suchen, wenn seine Arbeit nicht den gewünschten Erfolg hat." Warum auf diese Weise immer göttliches und menschliches Thun in Gegensatz bringen? B. Bl.

Ausländische Lyrik.

„Gedichte" von Guy de Maupassant, Deutsch von F. Steinitz. Verlag von Otto Hendel, Halle a. S.

In der billigen und netten Volksausgabe von Otto Hendel liegen die Gedichte („Des Vers") Maupassants, sein Erstlingswerk, in deutscher Übersetzung vor. Jetzt, nachdem wir alle Werke und den tragischen Schlußlauf des großen Dichters und Psychologen kennen, ist es wirklich von bedeutendem Interesse, die Verse seiner Jugend zu lesen. Wir erwarten, daß sich in ihnen die Grundzüge seines Wesens, wenn auch nur keimhaft, zeigen werden. Darin werden wir nicht enttäuscht. Das Weib ist das Grundthema dieser Gedichte, d. h. die heiße, unstillbare Sehnsucht des Mannes nach dem Weibe. Während Maupassant diese Sehnsucht in seinen großen epischen Werken objektiv gestaltet und variiert hat, verrät seine Lyrik, wie tief in ihm selbst die passion d'amour wurzelte, die wohl in tiefer Beziehung stand zu der Genialität und Eigenart seiner Kunst wie zu der Tragik seines Lebens.

M. Messer.

Deutsche Litteratur im Auslande.

* Das polnische „Ateneum" bringt eine Studie von A. Nowaczynski über die „litterarische Anarchie in Deutschland", in der sehr seltsame Urteile aufgestellt werden: Die jungen Dichter seien sehr unzufrieden mit ihrer Lage und durch die Bourgeoisie „degoutiert". Sie wenden sich daher Frankreich zu, seien voll frankophiler Bewunderung, und kehren mehr und mehr den herrschenden Ideen ihres Landes den Rücken zu. Da möchte man doch wirklich ausrufen: Bitte Namen nennen!

* In der argentinischen Revue „Mercurio de America" (Buenos-Ayres, Aug.) findet sich eine interessante Studie von A. Monteavaro über „Werther und Ophelia".

* Die „Revue de Paris" (1. Oktober) analysiert das Lebenswerk H. v. Treitschkes (von A. Guilland). Er ist ein Apostel des Hohenzollerntums und erinnert an Carlyle, aber er ist ein Carlyle von mehr gesundem Menschenverstand, weniger entflammt, aber frischer und kenntnisreicher.

* Die „Revue Blanche" (1. Okt.) veröffentlicht eine Reihe Aphorismen, aus Max Stirners Werken gezogen.

* In „Mercure de France" be-

spricht Henri Albert die „Leuchtenden Tage“ L. Jacobowskis ausführlich. Er sei ein Poet, der über das Leben triumphiere, weil er sich seiner Kraft und seines Stolzes bewußt sei. Dann vergleicht er seine Eigenart mit der R. Dehmels.

* Im „Rozhledy“ (1. Sept.) analysiert der tschechische Dichter J. Karasek ausführlich Ludwig Jacobowskis „Leuchtende Tage“. „Nur mit Mühe erkennen wir den herben und kraftvoll ehrlichen Erzähler des Schicksals Lokis, der seine Figuren mit schwerem Ernst gestaltet, in diesen Blättern, soviel Glanz und Sonne, soviel glänzenden Optimismus hat Jacobowski in die Seiten seines Buches ausgegossen.“

* Im „Studio“ (London, 15. Sept.) widmet Hans W. Singer der „Modernen Lithographie Deutschlands“ und ihren Führern eine ausgezeichnete Studie. H. T.



Büchertisch.

A . . ., N. H., Monte Carlo. München, Carl Haushalter. 8°. 51 S. M. 0,80.

Bartsch, R., Worte zur Sache. Philosoph. Erörterungen. Greiffenberg i. Schl., Selbstverlag. 8°. 117 S. M. 1,50.

Biese, Prof. Dr. Alfred, Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze. Berlin, R. Gaertner (H. Heyfelder). 8°. 320 S.

Bülow, Frieda Freiin v., Im Lande der Verheißung. Ein deutscher Kolonialroman. Dresden, C. Reißner. 8°. 446 S.

Büttner, Rosalie, Frauen-Berufe: Die Lehrerin. Leipzig, E. Kempe. 8°. 63 S.

Dehmel, Richard, Lucifer. Ein Tanz- und Glanzspiel. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 126 S.

Eck, Samuel, David Friedrich Strauß. Stuttgart, J. G. Cotta. 8°. 278 S. M. 4,50.

Heintze, Prof. Albert, Deutscher Sprachhort. Ein Stilwörterbuch. Lfg. 1. Leipzig, Rengersche Buchh. (Gebhardt & Wilisch). 8°. S. 1—128. M. 2,—.

Liliencron, Detlev von, Mit dem linken Ellbogen. Roman. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 172 S.

Rodenberg, Julius, Erinnerungen a. d. Jugendzeit. 2 Bde. Berlin, Gebr. Paetel. 8°. 221 u. 342 S. M. 8,—.

Stifter, Adalbert, Ausgewählte Werke. Her. v. Rud. Fürst. 6 Bde. in 2. Leipzig, Max Hesse. 8°.

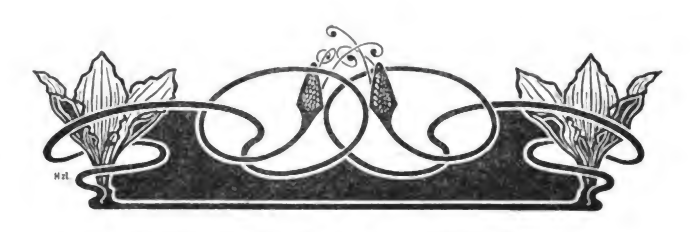
Stimme der Freiheit, Blütenlese unserer Arbeiter- und Volksdichter. Nürnberg, Litterarisches Bureau. Heft 1—3.

Tolstoi, Leo, Ges. Werke, Bd. IV. Die Kreutzer-Sonate u. a. Übersetzt v. Wilh. Henckell. Leipzig, Arwed Strauch. 8°. 289 S.

Volker, F., Lohengrin, ein Heldengedicht. Arnsberg, F. W. Becker. 8°. 181 S. M. 1,50.

Wiener, Oskar, Gedichte. Titellithographie von H. Steiner. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 108 S.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“ von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.



Band IV. * 1899. * Heft 5.

Sittlichkeit!?!

Von Mathieu Schwann.

(Hausen.)

(Schluß.)

Und nun möchte ich die „geneigten Leser“ bitten, sich einmal auszuziehen, ganz nackt, und mit einem kundigen Anatomen, der zugleich positiv schaffender Künstler ist, vor einen großen Spiegel zu treten. Vom Kopf bis zu den Zehen sollen Sie sich nun einmal studieren. Sehen Sie sich an, Ihr Gesicht, Ihre Hände, Ihre Beine, Ihren Leib, Ihre Füße, Ihre Finger und Zehen, Ihre Nase und Ihre Ohren, bis ins einzelne genau. Und da werden Sie fast ausnahmslos entdecken, daß die eine Seite Ihres Körpers anders als die andere ist, und zwar anders nicht nur infolge einer mangelhafteren Entwickelung der einen Seite, sondern durchaus anders, wenn ich so sagen darf, im Prinzip anders, so daß die Vollendung Ihres Körpers nach dem Schema und der logischen Entwickelung eines seiner Organe ein ganz verschiedenes Gebilde hätte geben müssen, als nun da thatsächlich in Ihrer Person vor Ihnen steht. Nicht nur, daß Ansätze zu zwei ganz verschiedenen Körpern vorhanden sind, sondern ein halbes Dutzend Körper könnte man aus den meisten Menschen folgerichtig entwickeln, und bei manchen ist ein solches Chaos, ein solches Sammelsurium von Ansätzen vorhanden, daß es scheint, es habe die Natur hier die „Fliegenden Blätter“ studiert und sich aus den verschiedenen Karrikaturen verschiedener Jahrgänge zusammengeholt, was ihr nur an groteskem

Durcheinander zu holen möglich war. Ist das noch Rassebildung? Geschlechterbildung? Einheitsbildung? Und für eine solche absolute Differenz in den körperlichen Anlagen, der ganz genau diejenige der sogenannten seelischen Anlage entspricht, wollen Sie an einer Normalsittlichkeit festhalten?

Ja, wenn es noch irgend eine Zone der Vereinigung für derartige Differenzen giebt und geben kann, so ist es einzig und allein die Einnahme des großen, weitherzigen Standpunktes, daß wir jedem lebendigen Menschen nicht nach ererbten oder anerzogenen Vorurteilen, sondern nach seiner persönlichen und individuellen Anlage gerecht zu werden versuchen. Und das ist, ich betone es, der wahrhaft christliche Standpunkt, den ich hier vertrete. Denn aus einer sich gleicherweise zersetzenden Volks-, Völker- und Kulturentwickelung heraus entsprang der Gedanke des Christentums als eine Notwendigkeit: „Liebet euch untereinander!“ — „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!“ — „Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein!“ u. s. w. Diese grandiose Sittlichkeitsforderung ist allerdings etwas anderes, als die sogenannte Sittlichkeit irgend eines beschränkten, verzerrten und nur von Verzerrungen lebenden Kirchentums.

Eine Bemerkung sei hier eingeschaltet: meine Aussage, jeder körperlichen Anlage entspreche eine sogenannte seelische, riecht nach dem Prinzip der Physiognomik. Nur eins ist hier anders: ich schließe nicht aus *dieser* körperlichen Anlage auf *jene* seelische Funktion, *erkläre* nicht diese durch jene oder umgekehrt, sondern ich sage nur ganz allgemein: jeder äußeren Anlage entspricht eine innere, ohne daß ich die Kühnheit hätte, aus der Formation einer Nase z. B. genau diese oder jene geistige Funktion erklären zu wollen. Nehmen wir an, wir hätten eine große Menge von musikalischen Kompositionen, ohne daß wir auch nur das geringste von Tonarten, Modulationen, gesetzmäßigem Bau der Töne und Tonverbindungen wüßten. Jede Modulation aus einer Tonart in die andere bestände für uns dann nur rein äußerlich als Thatsache. Von ihrem inneren Wesen wüßten wir dagegen nichts. Jeder Mensch ist nun eine solche Komposition. Wir sehen die verschiedensten Tonarten in ihm angeschlagen, wir sehen die schöne, die gezwungene Modulation der einen in die andere, ja, wir sehen ein unvermitteltes, schrill dissonierendes Nebeneinander zweier verschiedener Tonarten in seiner äußeren Bildung. Das ist alles. Was jede dieser Tonarten bedeutet, welche Wesensseiten des Charakters sie auszudrücken sucht, ob Gutmütigkeit, Neid, Haß, Liebe, Sinnlichkeit u. s. w.,

das wissen wir einfach nicht, denn hier hilft eine physiognomische Phantasiekunst uns nicht, sondern nur eine lange, fortgesetzte, vergleichende Statistik und Beobachtung könnte uns hier mit der Zeit vielleicht einige feste Wissenskerne liefern. Darauf beschränkt sich meine Aussage. Ich konstatiere nur: jeder äußeren Bildung muß eine innere entsprechen, jede äußere Bildung muß also für die Entzifferung des Charakters eine Bedeutung haben. Welche? Das wissen wir nicht. Es ist nur so.

Und wenn nun jeder erkannt hat, daß er selbst eine solche Komposition, eine Mischnatur ist; daß keiner von uns davor sicher ist, daß nicht einmal eine bisher wenig beachtete Seite unserer Natur plötzlich auf der Bildfläche erscheint und mit groteskem Griffe das Bild auseinanderreißt und durcheinanderwirft, das wir uns bisher so sorgfältig und schön und doch so kümmerlich von uns selbst entworfen hatten; wenn wir einsehen gelernt haben, daß es z. B. absolut nicht schwer wäre, jedem vorgeblichen Freiheitskämpfer eine Gemeinheit, einen, nein, hundert verbrecherische Würgegriffe, die er nach der Freiheit seiner Mitmenschen that, thatsächlich nachzuweisen; daß es ebensowenig schwer wäre, jeder Vorkämpferin für Frauenrechte die allererbärmlichste, nur aus bösartigem Instinkt entsprungene Handlungsweise gegen eine ihrer kämpfenden Schwestern nachzuweisen; daß es ebensowenig schwer wäre, jedem Offizier, der mit seiner Offiziersehre prunkt, jedem Staatsmanne, der das Wohl des Staates zu verfechten vorgiebt, jedem Volksmann, der das Wohl des Volkes öffentlich verteidigt, kurz, jedem Menschen, der ein Ideal auf seine Fahne gemalt hat, nachzuweisen, wie schmählich und schmachvoll jeder einzelne von uns oft und oftmals dieses Ideal verleugnet, aus den eigennützigsten, schmutzigsten Motiven heraus besudelt hat, wüßte man alle Handlungen und Seelenregungen des einzelnen genau so, wie wir die unsrigen kennen, so meine ich: wir sollten die Normalsittlichkeit in die Ecke stellen, wir sollten sie nicht heuchlerisch verwerten zur Ausstaffierung und Bemäntelung unserer eigenen defekten Person, sondern wir sollten demütig eingestehen: Wir alle sind sterbliche Menschen, der liebevollen Nachsicht kann keiner von uns entbehren, wir können und müssen nur eins: jede erbärmliche Überhebung abstellen, jede, aber auch jede Bemitleidung und Verachtung eines Menschen aus unserem Herzen reißen, und jedem, der ein Menschenantlitz trägt, gerecht zu werden suchen nach der Anlage *seiner* Natur, nicht nach den vermeintlichen Forderungen irgend einer Sittlichkeitsabstraktion. Ich meine damit natür-

lich nicht, daß nun die Selbstdemütigung vor anderen unsere beständige Haltung sein solle, im Gegenteil, stolz und hart sollen wir diejenigen von unserer Schwelle weisen, die uns da als erhabene Richter kommen wollen, denen jenes erste Anstandsgefühl des Menschen gegen Menschen fehlt: das Gefühl der Billigkeit und Gerechtigkeit, welches einzig und allein der Ehrlichkeit gegen sich selbst, der Einsicht der eigenen menschlichen Unzulänglichkeit entstammt. Als Menschen erkennen wir auch diese an und suchen sie zu verstehen, aber als Richter lehnen wir sie ab.

Der Keim zu diesem Werden will ja in uns allen empor. „Vielfach treibt die Not die Mädchen dem Laster zu," sagte Frau Bieber-Böhm, und in dieser Erklärung liegt eine menschliche Entschuldigung. Ich aber sage: nicht vielfach, sondern i m m e r treibt die Not die Mädchen zu ihrer Bethätigung, denn Not ist es nicht nur, wenn man nichts zu essen hat, sondern Not ist es auch, wenn ein physischer und psychischer Zwang auf mir lastet und mich treibt. Und ein Zwang ist es, ein furchtbarer Zwang, dem alle der geschlechtlichen Ausschweifung huldigende Naturen unterworfen sind. Will man diesen Zwang beseitigen, so kann das niemals geschehen, indem man solche Naturen unter einen anderen Zwang stellt, sondern einzig und allein durch Aufhebung jedes Zwanges, durch Gewährung von Freiheit gelangen wir dahin. Kein vernünftiger Mensch hält doch heute mehr das geschlechtliche Leben an sich für eine Unsittlichkeit. Die Empfindung der Unsittlichkeit kommt uns allein aus der Wahrnehmung, daß eben ein Zwang obwaltet, daß nicht Neigung, Wohlgefallen die Triebfedern sind, sondern daß ein äußerer oder innerer Zwang auf den Menschen lastet, daß eine menschliche Handlung ihrem natürlichen Zwecke entfremdet, daß sie zur Erzielung eines fremden Zweckes vorgenommen wird. Dieser Zwang aber wird erhalten und fort und fort gemehrt durch die Unnatur unserer ganzen Kultur und Lebensweise.

Sechs Stunden am Tage setzen wir unsere Kinder auf harte Schulbänke; sechs Stunden am Tage trägt ohne Entlastung das Rückgrat den in der Entwickelung begriffenen Körper; sechs Stunden am Tage werden die Nerven des Gesäßes, der Geschlechtsperipherie in Anspruch genommen, und sechs Stunden am Tage wird neben dieser Belastung der Unterleibsnerven nur noch das Gehirn der Kinder geplagt, und da wundert man sich, wenn schließlich ein Mensch herauskommt, der nur noch Gehirn und Unterleibsnerven zu besitzen scheint? Man wundert sich, wenn nun das liebliche Spiel beginnt, daß der Unterleib dem Gehirn seine Wünsche telegraphiert und dasselbe zu

geschlechtlichen Phantasieen reizt, so daß umgekehrt die Unterleibsnerven von neuem angestachelt werden durch diese Bilder, welche das Gehirn in gehorsamer Üppigkeit entwirft? Herbert Spencer hat ein Buch über Erziehung geschrieben, aber den Kardinalpunkt hat der keusche Engländer vergessen. Der Kardinalpunkt jedoch ist die kolossale Verbreitung der Onanie der Kinder beiderlei Geschlechts, ein Punkt, der so furchtbar ist, daß es eines Buches allein bedürfte, ihn einmal ordentlich zu beleuchten. Und die Frauen, welche für Emanzipation eintreten, haben keinen anderen Gedanken, als den, ihre Töchter diesem einseitigen Doppelspiel zwischen Gehirn und Unterleibsnerven noch nachhaltiger zu überliefern? Noch mehr soll das Gehirn geplagt, noch länger das Sitzfleisch gequält werden? Ja, einig bin ich mit jedem Kämpfer für eine Emanzipation, aber diese muß eine sein, es muß nicht nur ein Wechsel des Zwanges sein, den man anstrebt. Und so möchte ich alle rechten Mütter anrufen, ohne Zimperlichkeit diesen Kardinalpunkt zu überlegen und ins Auge zu fassen.

Man glaubt vielleicht an diese infame Wirkung des langen Sitzens nicht. Nun, jeder kann sich von ihr in einem halben Tage überzeugen. Er setze sich nur einmal in die dritte Klasse eines Eisenbahnzuges und fahre sechs Stunden hintereinander. Und dann sehe er einmal ehrlich zu, ob nicht trotz aller Keuschheit seiner Gedanken und Empfindungen seine Unterleibsnerven sich zu regen beginnen, ganz von sich aus, ob nicht eine oft geradezu unbequeme geschlechtliche Alteration eintritt, so daß wir uns nach Erlösung sehnen.

„Auf den Schulbänken werden die Kinder doch nicht geschüttelt," wirft man mir ein. Nun, nicht gerade, wie in einem Zuge, aber es vibrieren die Bänke fast unausgesetzt. Jedes Vorbeifahren eines Wagens, jedes Auf- und Abgehen des Lehrers oder der Schüler bringt den Boden und damit die Bänke in leises Zittern, jede Bewegung eines der Kinder selbst wird von den anderen Kindern, die mit ihm auf der gleichen Bank sitzen, empfunden, unangenehm empfunden u. s. w. Dazu sind die Nerven der jungen Menschen noch so zart und empfindlich, daß sie auf die feinste Einwirkung reagieren, und wo einem Grobbesaiteten ein derbes Rütteln und Schütteln nichts macht, da empfindet der feiner Besaitete schon die leiseste Vibration. Nun aber denken Sie sich diese Einwirkung fortgesetzt durch Jahre hindurch, durch die Jahre unserer keuschesten und zartesten Entwickelung. Vielleicht wird dann die schließliche Wirkung nicht mehr so unnatürlich erscheinen. Aber auch angenommen einmal, diese Schüttelwirkungen bestünden nicht, so ist es das

Schütteln nicht allein, was diesen Effekt hervorruft. Wer eine sitzende Lebensweise zu führen gezwungen ist, wird unfehlbar über kurz oder lang eine solche Wirkung an sich verspüren, und so glaube ich, das Sitzen allein genügt schon, die Empfindlichkeit der Geschlechtsnerven zu steigern. Ich weiß nicht, ob es richtig ist, daß Näherinnen einen großen Prozentsatz wenn nicht der Mädchen der Freude, so doch der geschlechtlich Überreizten stellen. Aber wundern würde ich mich darüber nicht. Wundern würde ich mich darüber ebensowenig, wenn mir ein Gesundheitsstatistiker sagte, daß Lehrer und Lehrerinnen einen großen Prozentsatz der sogenannten hysterischen Krankheiten stellten u. s. w.

Und diese Wirkung des Sitzens äußert sich manchmal nicht sofort und unmittelbar. Wie überhaupt, so mußte ich doch, als ich für meine Examina arbeitete, noch ganz besonders viel sitzen. Die Arbeit hielt geschlechtliche Regungen gefangen. Aber mitten hinein kam eine vierzehntägige Dienstübung, und da, mit dieser gewaltsamen Änderung meiner Lebensweise, entlud sich über mir ein Gewitter rein geschlechtlicher Regungen, daß ich glaubte, ich müsse verrückt werden. Als ich dann zu meiner sitzenden Arbeit zurückkehrte, als die Arbeit nach und nach wieder vollen Besitz von mir ergriff, flutete auch dieses Gewitter wieder ab. Und noch heute, wo ich das weiß, gehe ich lieber nicht, wenn ich nicht die Zeit habe zu gehen, bis ich körperlich müde geworden bin, denn der Erfolg von wenigem Gehen ist stets eine, wenn auch nicht geschlechtliche, so doch sonstige nervöse Erregung. Ich fühle mich nach kurzem Spaziergange nicht wohl, sondern um mich wohl zu fühlen, frei von allem Zwange, muß ich stundenlang gehörig laufen können. Und eine Fahrt in der Eisenbahn von nur kurzer Zeit ist mir ein Greuel, ebenso das Sitzen in Kneipen, das Biertrinken u. s. w. Ich vermeide das alles, soviel ich nur kann, weil ich mich eben nicht von solchen erbärmlichen Ursachen in eine Zwangslage versetzen lassen will. Könnte ich denn einem Weibe, und wäre es auch ein Mädchen, welches sich diesem Erlösungsberufe widmete, auch nur zumuten, mich von diesem auf solche Weise in mir erzeugten Zwange zu befreien? Ich persönlich sage hier „Nein“, aber nicht, weil ich ein allgemeines Sittenschema aufstellen möchte, sondern weil ich ganz persönlich und subjektiv im Weibe den Menschen sehe, und weil ich infolgedessen nicht vom Mitleid, sondern vom Wohlgefallen erlöst sein will. Wohlgefallen aber kann nach meiner ebenso persönlichen Empfindung kein schon vorher und durch andere Ursachen geschlechtlich erregter Mensch in einem anderen gesunden Menschen erwecken. Ein Weib — ein Mann —

treten sie sich unbefangen gegenüber, und entzündet sich ihre Sehnsucht an der beiderseitigen Gegenwart, ist nichts anderes im Spiel, als die Sehnsucht dieses einen Menschen zu diesem anderen — wohlan! Aber erhitzt durch wer weiß was für äußere und fremde Dinge ein Weib suchen, das konnte mir persönlich trotz sehr geringer Zaghaftigkeit im allgemeinen nicht dreimal im Leben passieren. Anderen passiert es, sie denken sich nichts dabei, sie halten es für in der Ordnung.

Das sind subjektive Erfahrungen, die man nicht verallgemeinern darf. Gewiß nicht! Aber Beobachtung, Aussprechen mit anderen bestätigten mir diese subjektiven Erfahrungen, und ich glaube, sie dürften bei ehrlicher Selbstbeachtung hundert- und tausendfache Bestätigung und Ergänzung finden.

Jedenfalls aber sind das erst ganz wenige von den unendlich vielen Thatsachen, welche im modernen Menschen eine gesteigerte Erregung der Geschlechtsnerven hervorrufen. Diese Thatsachen sind objektiv vorhanden. Werden sie nicht beseitigt oder in ihrer Wirkung gebrochen, so muß jedes Gesetz, welches man gegen diese Wirkung selbst erläßt, wie eine große Verkehrtheit erscheinen. Die Ursache gälte es doch zu treffen. Die Ursache aber ist die überreizte Erregungsfähigkeit des modernen Menschen. Bleibt sie bestehen, und verbietet das Gesetz diese oder jene Handlung, welche die Erregung herbeiführt, so wird eben die Werbung sich Mittel und Wege suchen, dennoch zu ihrem Ziele zu gelangen. Für mein Empfinden ist es z. B. absolut gleich, ob mir ein Mädchen auf der Straße zuwinkert, ob sie mich flüsternd bittet, mit ihr zu gehen, oder ob ich eine Dame nach der im letzten Sommer üblichen Mode gekleidet sehe, wo das Kleid ziemlich tief ausgeschnitten, der Ausschnitt aber mit einer lieblich durchsichtigen oder durchscheinenden Stickerei bedeckt ist. Ja, es ist nicht einmal gleich. Versetzt man einen jungen Menschen in beide Situationen, so wird er im ersten Falle vielleicht erschrecken und sich zur Seite drücken. Oder er geht auf die Einladung ein, und so kommt es zu einer immerhin noch natürlichen Auslösung seiner geschlechtlichen Spannung. Im letzten Falle aber, dieser Dame mit Ausschnitt, der keiner ist gegenübergestellt, wird er vielleicht nicht zu werben wagen, aber er wird heimgehen mit diesem Bilde vor den Augen, und das Bild wird ihn reizen, bis er zur Selbsterlösung greift.

Keinem wird es einfallen, jene Damen mit Ausschnitt der Unsittlichkeit zu zeihen, noch weniger sie einfach zu den Prostituierten zu zählen. Aber Werberinnen sind sie alle ohne Ausnahme, ob sie wollen

oder nicht. Mag ein Weib sich bis ans Kinn einhüllen, mag sie, wie es auf dem Lande noch vielfach üblich ist, jede natürliche Form im Schnitt ihrer Kleidung unterdrücken, Weib bleibt Weib, sie wirbt, und selbst die Gräßlichste, die Älteste wirbt da noch, wo sie allein auftritt und dem erotisch leicht erregbaren Manne gegenübersteht. Will man das alles nicht, will man dem Weibe aus seiner Natur eine Sünde zurechtdrechseln, wie man sie dem Manne aus der seinigen macht, so schaffe man doch die Weiber, die Menschen ab in toto und in summa. Will man aber dieses liebe, leuchtende und duftende Spiel zwischen den beiden Geschlechtern, wie es in der Natur begründet ist, nicht abschaffen, so lasse man auch jedem Weibe die Freiheit so zu werben, wie sie kann. Vielleicht werden wir dann der Heuchelei wenigstens einigermaßen Herr, wie sie in den Reihen der Zentrumscölibatäre gerade am traurigsten erscheint.

Dem Unfug der Prostitution steuern wollen, ja, das lasse ich mir gefallen, dem Unfug, der in der fremden und frechen Ausbeutung der Prostituierten besteht. Das aber ist nur möglich, wenn Ihr die Prostituierten nicht noch mehr in Nacht und Nebel verscheucht, wenn Ihr ihnen nicht Euere Achtung entzieht aus dem Grunde, weil sie sich der Freude ergeben, sondern wenn Ihr sie herausholt aus ihren Schlupfwinkeln und ihnen menschliche Achtung erweist. Nicht ausgebeutet in der schamlosen Weise, wie es heute üblich ist, so daß z. B. eine Prostituierte von jedem Manne, den sie nach Hause bringt, vorab drei Mark der Hauswirtin zu bezahlen hat, daß also ein solch' armes Geschöpf, will es nur existieren, darauf angewiesen ist, mindestens drei Männer jeden Tag zu fischen oder aber zu versuchen, in ganz unmenschlich verzerrter Weise an jener schamlosen Tributzahlung vorbeizukommen, nicht ausgebeutet in dieser elenden Weise, nicht preisgegeben dieser Blutsaugergesellschaft von Aushältern, Hauswirtinnen u. s. w., wird das bedauernswerte Weib im stande sein, die Männer abzulehnen, welche ihr nicht persönlich behagen, sie wird eine Auswahl nach ihrem Geschmack und Wohlgefallen treffen können, und so wird dieses freie Freudewesen einen menschlicheren und damit natürlicheren und damit sittlicheren Charakter gewinnen, als es mit Zwangsgesetzen möglich ist.

Und will man die Ansteckungsgefahr vermindern, so lasse man Einsicht und Belehrung wirken, wo heute Dummheit, Unwissenheit, Unerfahrenheit wirken! Nicht nur das Mädchen der Freude soll einen Einblick gewinnen in das Entsetzliche, was ihr droht, weiß sie sich nicht zu schützen, sondern ich meine, dieses Wissen ist jedem jungen Menschen,

ob Mann, ob Weib, heute absolut notwendig. Ein Mann wie Lassar, wie viele andere, wäre gewiß zu gewinnen, allgemein verständliche Kurse über Geschlechtskrankheiten abzuhalten, und diese Kurse müßten obligatorisch werden für allen und jeden, der ein gewisses Alter erreicht hat. Ich möchte wissen, wenn der Genannte mit seinen Wachsabgüssen und bildlichen Illustrationen vor ein jugendliches Auditorium träte und so anschauungsweise die entsetzlichen Folgen zeigte, welche solchen Krankheiten entstammen, ob das nicht gerade in jugendlichen Gemütern einen solchen Eindruck hervorrufen würde, daß mindestens Vorsicht, peinliche Vorsicht die Folge wäre?

Und weiter müßte die Beschaffung der nötigen Desinfektionsmittel dem Zufall, ob das Mädchen gerade Geld hat oder nicht, dadurch entzogen werden, daß sie auf ihre Vorstellung hin die nötigen Sachen stets gratis geliefert erhielte. Eine Aufsicht könnte sich, wenn sie geübt werden sollte, dann darauf beschränken, daß das Mädchen von Revisoren besucht würde, welche sich nur zu vergewissern hätten, ob alle Desinfektionsmittel vorschriftsmäßig vorhanden sind? Aber ich glaube, daß selbst hier, wenn die Männer erst allgemein davon unterrichtet wären, daß die Mädchen verpflichtet sind, diese Mittel zu liefern, die Kontrolle durch die Männer selbst die ausgiebigste sein und die amtliche Kontrolle überflüssig machen würde.

Zur Kasernierung der Mädchen könnte ich erst dann raten, wenn ich sicher wäre, daß nicht nur rohe Notdurftsanlagen errichtet würden, sondern ein wirkliches, allen sanitären, aber auch allen ästhetischen Anforderungen entsprechendes Heim der sinnlichen Freude. Rohe Untersuchungen der Männer oder Frauen müßten hier von selbst ausgeschlossen sein. Und dann dürften selbst diese von der Öffentlichkeit unterhaltenen Wohnungen nicht obligatorisch für die Mädchen selbst sein, sondern sie hätten nur in Konkurrenz zu treten mit den Privatwohnungen, eine Konkurrenz, welche der Ausbeutung der Mädchen durch ihre Wohnunggeber sehr bald ein Ende machen würde. Denn wohl keine würde sich dieser Ausbeutung einen Augenblick länger unterwerfen, wäre sie sicher, daß sie anderswo sofort eine bessere und menschenwürdigere Unterkunft finden könnte.

Und wenn trotz alledem noch Revision — dann weibliche! Und zwar eine solche weibliche, welche nicht zugleich ein Geschäft für irgend eine sogenannte Sittlichkeitsinstitution zu machen strebt, sondern nur thut, was ihres Amtes ist: Revision der Desinfektionsmittel, der Wäsche, der Badegelegenheit u. s. w. Selbst die Frage nach der Ge-

sundheit des betreffenden Mädchens dürfte nicht in amtlicher Weise geschehen, sonder nur in persönlich vertraulicher Weise. Und wenn sich das Mädchen als krank bekennt, so müßte Überredung sie dahin zu bringen suchen, sich einer ordentlichen Gratispflege in einem Krankenhause zu übergeben. Diese Krankenhäuser aber müssen dann auch in Wahrheit solche sein, d. h. Humanität hätte in ihnen die Oberherrschaft zu führen, und noch viel peinlicher, als in allen anderen Krankenhäusern, wären Pfleger, Wärter und Dienstpersonal dahin anzuweisen, die Kranke mit äußerster Achtung und Milde, mit Fernhaltung jedes quälerischen Bekehrungsversuches zu behandeln. Gerade deshalb dringe ich hier auf ganz besonders humane Behandlung, weil die Natur dieser Krankheiten gern zur Frivolität reizt. Diese aber entspringt stets einer Mißachtung dessen, der uns gegenübersteht, und wenn es sich im allgemeinen Leben vielleicht nur furchtbar schwer und langsam erzwingen läßt, daß man einen Menschen nicht seines Berufes halber mißachtet, so wünsche ich um so mehr, daß im Krankenhause gerade diesen Mädchen das volle, freie Gefühl aufgehe, Mensch zu sein.

Wenn die Menschen je dahin kämen, jeden Menschen an ihr Herz zu nehmen! Wenn es uns gelänge, das Mißtrauen in anderen niederzuhalten, daß wir nicht ein Geschäft irgend einer Kirche, einer staatlichen, einer sittlichen Anstalt an ihnen machen wollen! Wenn wir uns überwinden könnten, daß uns jeder Mensch lieb wäre, wie er ist, daß wir sein Bestes, nach seinen Anlagen, nach seiner Entwickelung zu erreichen strebten! Das Vertrauen würde uns entgegenkommen, das Vertrauen von Mensch zu Mensch, und die Achtung des Menschen würde eine Brücke schlagen selbst zu dem, den wir Verbrecher nennen. Die Weitherzigkeit, die wir selbst hätten und übten, würde auch diesen dunkelsten Seiten des Menschenlebens einen Schein der Schönheit verleihen, wie die Engherzigkeit, in der wir alle noch stecken, alles mit dunkeln Schatten, mit Schauer und Trauer durchzieht.

So — und nur so wäre es möglich, die Folgen einer unglücklichen Anlage, die wir nicht beseitigen können, die Folgen einer unglücklichen Entwickelung, die wir ebensowenig beseitigen können, zu beschränken und sie mit dem wohlthuenden menschlichen Glanze zu umweben, den die Liebe giebt. Bringen wir es so auch nicht zu einer absoluten, positiven Normalsittlichkeit, zur reinen Blüte am gesunden Wachstum unseres Volkes, so brächten wir es doch wenigstens zur Sittlichkeit der Verneinung, welche alles auslöscht, was an Unschönheiten und Verdorbenheiten dem kranken Wachstum des Volkslebens

entsprießt und notwendig entsprießen muß, auslöscht, sage ich, aber nicht, indem wir es in noch tiefere Schatten, in noch dunklere Verachtung treiben, sondern indem wir über die Schatten das hellstrahlende Licht unserer Achtung und Liebe spielen lassen und sie so zum Erlöschen bringen.

Und eines möchte ich hier noch allen Männern und Frauen, die nach der Unmöglichkeit der Normalsittlichkeit ringen, vorzustellen suchen: Wäre es nicht ein ungeheurer sittlicher Gewinn, wenn wir es auf diesem Wege dahinbrächten, unsern Söhnen das Bewußtsein zu erhalten, daß ihr Verkehr mit einem Freudenmädchen auch ein Verkehr mit dem Weibe war? Anstatt daß wir sie jetzt mit dem erdrückenden Bewußtsein belasten: dieser Verkehr war ein Verkehr mit einer Verworfenen?

Ist nicht auch das Mädchen der Freude — Weib? Ist sie nicht Mensch, so gut wie wir? Und ist sie es nicht, so wie sie ist? Und wenn sie Mensch ist, wie sie ist, und nicht erst dann, wie sie nach unserer Behandlung werden oder nach unserer engbrüstigen Vorstellung sein sollte, so behandeln wir sie auch menschlich und stellen sie nicht unter Polizeiaufsicht! Den Menschen als Menschen zu achten und zu behandeln, ist die ewige Grundlage aller Sittlichkeit unter Menschen, und jede andere Anschauung ist stets nur die Grundlage einer infamen Heuchelei, einer Unsittlichkeit, die trotz alles frommen Räucherwerkes den Himmel mit Gestank verpestet.



Der Katholizismus und die neue Dichtung.

Von Ernst Gystrow.

(Leipzig.)

VI.

Marienlyrik.

Wer es einmal unternähme, das verschlungene Gewirr von Wurzeln und Würzelchen zu zerfasern, mit dem der katholische Glaube in der Volksseele haftet, der würde nicht die wenigste Arbeit auf den besonderen Kultus der Maria, der mutmaßlichen Mutter des

Jesus von Nazareth, zu verwenden haben. Man darf behaupten, daß zwar nicht für die Gebildeten, desto sicherer aber für die Massen der Marienkult geradezu dem Katholizismus sein auszeichnendes Gepräge verleiht. Das Volk versteht so gut wie nichts von den formalen und materiellen Unterscheidungslehren zwischen katholischer und evangelischer Dogmatik; aber das weiß es, daß die Evangelischen die Marienverehrung schroff ablehnen und mit Spott und Verachtung betrachten. Im Kultus der katholischen Massen wiederum überwuchert die Anbetung Marias immer üppiger alles andere, und nicht zum mindesten — die Gottesidee. Die ganze verwickelte Psychologie nicht nur des Katholischen, sondern des Religiösen überhaupt findet sich in den mannichfachen Nuancen jenes Sonderkultus wieder, von der innigsten und brünstigsten Hingabe bis zum blinden Glauben an die dümmsten und frechsten Albernheiten, die spekulierende Pfaffenschlauheit zu erdichten vermag. Man wirft dem Marienkult oft vor, er sei in neuester Zeit mehr und mehr entartet. Ich halte das für einen Einzelfall der nie aussterbenden Idealisierung der „guten alten Zeit“. Oskar Panizza hat in einem von flammendem Haß gegen Rom diktierten und darum am Ende des 19. Jahrhunderts natürlich verbotenen Buche den haarsträubenden Schmutz aufgedeckt, der am mittelalterlichen Marienkult klebt — entstand doch damals eine regelrechte geburtshilflich-gynäkologische Theorie über die unbefleckte Empfängnis, mit den erbaulichsten Debatten und Disputen garniert. Aber aus derselben Zeit kündet uns ein wundervolles kleines Lied mystischen Inhaltes den herrlich schlichten und innigen Vers:

Maria, du edler rose,
Aller saelden ein zwi,
Du schoener zitelose,
Mach uns von sünden fri!

Freilich ist richtig, daß in der Poesie fast immer nur die liebliche Seite der Sache wiederkehrt; aber sollte nicht auch die Mariendichtung ein wahreres Abbild der Volksstimmungen sein, als die Mariendogmatik? Ich glaube nicht, daß die Massen sich um die Physiologie oder — Pathologie der unbefleckten Empfängnis jemals viel gekümmert haben. Indes — hier kann es nicht unsere Aufgabe sein, den sittlichen Wert des Marienkults zu untersuchen, sondern seinen poetischen. Und da mögen wir uns zunächst der Thatsache erinnern, daß die Gestalt Marias niemals aus der deutschen Dichtung verschwunden ist, von den ältesten Spuren christlicher Poesie über Goethe und Heine bis auf

unsere Tage, denen Ludwig Jacobowski in seinen „Vier Räubern“ eben erst eine prächtige Marienlegende geschenkt hat.

Die bunte Mannichfaltigkeit der Gefühle und Auffassungen, von der ich bereits sprach, giebt auch der Mariendichtung ihren Charakter. Mir scheint, daß sich ohne Vergewaltigung und Schablonisierung vier verschiedene dichterische Auffassungen des Marienkultes von einander sondern. Die älteste ist die schlicht epische; sie erzählt wesentlich Marienlegenden, Wunder, die von der hl. Frau verrichtet werden. Indem lyrische Ergüsse zum Preise Marias sich immer umfangreicher einflechten, indem andererseits der Marienkult kirchlich organisiert und fester umgrenzt wird, entsteht die kultische Lyrik. Sie ist es, die, vornehmlich auf kirchlichem Boden gewachsen, den korrekten, gewissermaßen approbierten poetischen Ausdruck der Marienverehrung darstellt. Görres' Buch ist die bekannteste Sammlung in diesem Stile; ungezählte, halbwertige und wertlose Liedchen rechnen hierher, wie katholische Kalender und Flugblätter sie den Massen bieten.

Diesen beiden genetisch wie auch nach ihrer Auffassung der Mariengestalt verwandten Zweigen stellen sich nun zwei andere gegenüber, die in ähnlich scharfem Gegensatze zueinander wie zu den bereits erörterten stehen. Es ist die ritterliche und die pantheisierende Marienlyrik. Letztere hat ihren größten, ich darf sagen ihren einzigen großen Vertreter in Joseph von Eichendorff gefunden. Eine tiefere und schönere Auffassung des Mariengedankens hat überhaupt kein zweiter Dichter zu geben vermocht. In einzelnen seiner „Geistlichen Gedichte“ löst Eichendorff das Marienbild vollkommen pantheistisch im schwärmerischen Anschauen der Natur auf. Da wird Marias Mantel ihm zum Himmel, dem sternenbesäten oder dem im Abendrot glühenden: liegt nicht ein Erwachen germanischer Naturreligion in solcher Umwertung? Ein heidnisches sich Festklammern an die Schönheiten dieser Welt, die man in die jenseitige, unbekannte hinüberretten möchte? Zu diesem Marien-Pantheismus bildet nun die ritterliche Anbetung der hl. Jungfrau den krassesten Gegensatz. Das Mittelalter hat sie geboren, und Heinrich Heine gab ihr den Giftbecher, indem er sich ihrer bemächtigte. In den Gedichten der Ritterzeit erscheint Maria oft beinahe als eine versüßlichte Aufwärmung der Walkürengestalten. Das ist noch der erträglichste Fall. Bis zur Widerwärtigkeit entartet aber der Kultus, wo Maria zur angebeteten Dame, zur Himmelsbraut wird. Dann spiegelt sich deutlich die ganze moralische Zerrüttung des höfischen Leben drin. Die Geilheit des Sängers zittert zwischen den Versen; man fühlt, wie die

weibliche Hauptgestalt des katholischen Olympes mit Eifer ergriffen wird, um auch in den pflichtmäßigen Stunden kirchlicher Frömmigkeitsübung der zügellosen Sinnenbegierde keinen Zwang auferlegen zu müssen, das Unbequeme, aber Unerläßliche angenehm zu versüßen. Lugte doch auch noch der Vorteil dabei heraus, daß der praktische und poetische Immoralismus sich hier im schneeweißen Kleide einer echauffierten Übermoral präsentierte, daß dasselbe Geschlecht, dessen entartete Gelüste nur noch perverse Befriedigung, vom Ehebruch als Mindeststufe anfangend, suchten und fanden, seine Keuschheit in Stunden der Reue bis zur Sehnsucht nach himmlisch fleckenloser Bräutlichkeit aufgipfelte: alles in allem ein Einzelsymptom der krassen Entartung, der der katholische Glaube damals verfallen war und stets wieder verfallen wird, wo nicht priesterliche Intelligenz im Bunde mit unablässiger Kritik seitens der gegnerischen Bekenntnisse ihn davor behütet.

Daß der ritterliche Marienkult je wiederkehren könnte, kann als ausgeschlossen gelten, denn er erwuchs eben auf dem Boden einer bestimmten Kultur, deren Wiederaufrichtung zwar in der deutschen Romantik versucht ward, aber so kläglich mißlungen ist, daß wir keine Wiederholung in absehbarer Zeit zu gewärtigen, und — wenn sie käme — sie mindestens nicht ernst zu nehmen brauchten. Wohl aber erhebt sich die Frage, ob die drei anderen Auffassungen der Mariengestalt auch in Zukunft noch künstlerisch lebensfähig sein werden, ob auch dem modernen Empfinden, dem schaffenden wie dem genießenden, noch eine Marienlyrik möglich, oder ob sie ihm durch die Revolution der Weltanschauung etwas Fremdes, Unverständliches geworden ist, das höchstens in den Stunden krankhaften Rückwärtssehnens Bedeutung gewinnen kann.

Die Frage ist von größerer Tragweite, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Denn es ergiebt sich dem aufmerksamen Betrachter, daß Marienlyrik eigentlich identisch ist mit — katholischer Lyrik überhaupt. Das gilt uneingeschränkt für die weltliche Dichtung wie fürs Kirchenlied. Die sämtlichen Unterscheidungslehren zwischen katholischer und evangelischer Kirche sind philosophischer Art und kaum einer poetischen Gestaltung fähig. Der weitere und unversöhnlichere Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus ist so geartet, daß er wohl nur in einer protestantischen Trutzlyrik künstlerischen Ausdruck finden kann — die hat Luther geschaffen: „Ein' feste Burg" ist ihr gewaltigstes Denkmal. Hier ist es aber auch nicht der materielle Glaubensinhalt, sondern die Glaubensform, die Freiheit zu glauben,

das Sichlosreißen vom Glaubenszwange, das den Dichter inspiriert; diese Lyrik ist schlechthin revolutionär, und das war kein schlechter Kopf, der zuerst unter den Katholiken jenen Choral „Die Marseillaise der Lutheraner“ nannte. Die österreichische Los=von=Rom=Bewegung hat einige, freilich recht wenig originelle Neuschöpfungen dieser Gattung gezeitigt; über den großen Lutherchoral hinaus wird kaum je ein protestantischer Dichter kommen. Sowie das protestantische Kirchenlied materiellen Inhalt annimmt, hört es auch auf, spezifisch zu sein und wird christlich in so weitem Sinne, daß die katholische Kirche unserer Tage sich ganz ruhig dazu verstanden hat, die schönsten evangelischen Choräle, z. B. die von Paul Gerhard, dem künstlerischsten aller religiösen Dichter, für ihren Gottesdienst zu adoptieren. Wo davon sich dann noch eine besondere katholische Lyrik abhebt, da geschieht es fast ausnahmslos durch das Einflechten der Heiligenverehrung — und hierbei hat wiederum nur der Marienkult eine dichterisch vollgültige Lyrik erzeugt. Das stärkere Betonen der Engelwelt ist zwar dem evangelischen Choral thatsächlich, aber doch nicht notwendig fremd; thatsächlich allerdings so sehr, daß der schöne katechetische Gesang „Großer Gott, wir loben Dich“, einzig wegen der Erwähnung von Cherubim und Seraphim im evangelischen Gottesdienst nur selten sich findet. In der weltlichen Lyrik gelten die gleichen Grenzen. Des tiefsten und innigsten katholischen Dichters, Eichendorffs, „Geistliche Lieder“ sind zum Teil christlich in weitester Auffassung; der Katholik offenbart sich einzig im Hineinziehen der Mariengestalt. In der That, die katholische Lyrik, soweit sie künstlerische Maßstäbe verträgt, ist Mariendichtung. Und auch da, wo sie längst unter dem poetischen Nullpunkt steht, als Wallfahrtsgesang und Kalenderreimerei, ist sie immer noch zu neun Zehnteln Mariendichtung. Und so weit sie Besitztum des breiten Volkes werden konnte, ist sie erst recht Mariendichtung. Ein schönes Beispiel für den engen Zusammenhang zwischen Leben und Poesie: hier wie dort ward die Gestalt Marias das wesentlich Unterscheidende zwischen den beiden christlichen Bekenntnissen.

So sehr aber die Anbetung dieser Gestalt das religiöse Leben der katholischen Massen beherrscht, so wenig ist sie etwas Notwendiges im Glaubensgerüst der alleinseligmachenden Kirche. Trotz der Dimensionen, die äußerlich wie innerlich im kirchlichen Leben der Marienkult beansprucht, könnte man ihn sich ohne Schwierigkeit fortdenken, nicht für die fast völlig auf ihn dressierte Masse, wohl aber für den bewußt gläubigen Katholiken; er gleicht einem Epheugerank, das im Laufe der

Jahrhunderte so üppig wucherte, daß es nahezu das Gebäude ganz verdeckt; aber man kann es fortnehmen, ohne das Haus irgendwie zu verletzen. Die schroffe Ablehnung der Mariengestalt durch die Reformatoren entsprang dem Widerwillen gegen die Entartung der ganzen Heiligenverehrung und dem Drange, alles zu beseitigen, was sich zwischen Gott und Mensch eingeschoben hatte, nicht aber einer theologischen Notwendigkeit. Der ganze Marienkult ist eben viel weniger ein theologischer, als ein ästhetischer Faktor des katholischen Glaubens.

Darum hat auch die moderne Weltanschauung eine unmittelbare Beziehung zu diesem Kult überhaupt nicht. Sie wendet sich unversöhnlich gegen das katholische Menschen- und Lebensideal und untergräbt mit ihrem wissenschaftlichen Rüstzeug, mit Biologie und Psychologie vornehmlich, den Grund, auf dem der katholische Bau errichtet ist. Aber, um in meinem früheren Bilde zu bleiben: wenn auch der Bau abbröckelt und allgemach in sich zusammenstürzt — das hindert nicht, daß über den Trümmern der Epheu fortgedeiht, und daß selbst die Zerstörer ein paar Ranken ins neue Land herübernehmen: die pantheistische und die epische.

Die Mütter großer Menschen zu verehren, wird die Menschheit wohl nie aufhören; und wir alle empfinden die tiefe Berechtigung dieser Sitte. Das Genie im Mutterleibe und an der Mutterbrust getragen zu haben, giebt das Anrecht auf eine besondere Weihe. Warum sollten wir bei dem galiläischen Weibe eine Ausnahme machen, das das große sittliche Genie, Jesus von Nazareth, gebar? Warum sollte der Dichter nicht diese Gestalt künstlerisch anschauen? Die Marienlegende ist ungefährlich, und darum mögen wir uns an ihren Schönheiten erfreuen. Die Jesuslegende, die unsern Kindern den großen Menschen als „Christkind", das sittliche Genie als — Bescherer von Spielsachen zeigt, ist entwürdigend, und darum sollten wir sie bekämpfen. Der Künstler ist nicht zu widerlegen, und seine Rechte haben nur eine Schranke: wo seine Schöpfung droht, uns um höhere Werte zu bringen. Die Christkindlegende vereitelt im Kinde von vornherein eine edle und tiefe Auffassung des großen Menschen Jesus. Kann aber Marias Gestalt eine wunderbarere Form annehmen, als in der pantheistischen Gestaltung Eichendorffs, in der epischen Jacobowskis? Dort bei der Christkindlegende eine flitterhafte Armseligkeit, auf die Neugierde und die Begehrlichkeit zugeschnitten, die uns um eine der größten Menschengestalten bringt; hier in der Mariendichtung eine Bereicherung an Lieblichkeit und Schönheit, die zu der erhabenen Sittlichkeit der Jesusgestalt einen

zauberhaften Hintergrund bildet. Und wenn Nietzsche einmal so unvergleichlich sagt: jeder Mutter höchste Sehnsucht müsse sein, den Übermenschen zu gebären — zu welcher Größe wächst dann für uns das Gefühl der jungen Mutter Maria aus Nazareth heran, die in Armut und Entehrung einem echten Übermenschen das Leben gab?

Allein, man wird mir einwerfen: es handle sich ja gar nicht darum, ob moderne Poeten die Mariengestalt fruchtbar zu machen vermöchten, sondern vielmehr darum, ob der Katholizismus noch einer besonders katholischen Lyrik, eben einer Marienlyrik, fähig sei? Oder sei dies nicht der notwendige Ideengang dieser Essays, das lyrische Gestaltungsvermögen des katholischen Künstlers zu wägen, nachdem das epische und dramatische als zu leicht erwiesen sei?

In der That aber gehen moderner und katholischer Dichter als Lyriker ein gut Stück Weges zusammen, und auch wo die Straßen sich trennen, scheint mir die katholische hier noch lange nicht aus dem Gelände echter Poesie hinauszuweisen. Die Ursache liegt in der fundamentalen Verschiedenheit zwischen episch-dramatischer Kunst auf der einen und lyrischer auf der anderen Seite.

Drama und Erzählung stellen Menschen in ihren Beziehungen zur Natur oder zu anderen Menschen oder zu beiden dar. Damit rollen sie, natürlich nicht als Debattenfrage, sondern durch ihr bloßes Dasein, gewissermaßen immanent, das Problem der Kausalität und der Teleologie des menschlichen Thuns auf. Ich habe den Beweis zu führen versucht, daß die moderne Weltanschauung auf dieses Problem eine Antwort giebt, die zur Lösung der katholischen Anschauung im schneidenden und nie zu überbrückenden Gegensatze steht. Da diese Antwort zudem keine nur hypothetische, sondern eine Konsequenz biologischer und psychologischer Wissenschaft ist, so ist sie zwingend und erweist die Antwort der alten Weltanschauung als einen Irrtum. Menschen und Beziehungen zwischen Menschen aber, von denen wir wissen, daß sie unwahr sind, können uns nur noch ein einziges Interesse abgewinnen: das lyrische. Weil es keine Wesen giebt, wie die alte Weltanschauung sich welche vorstellte, darum ist eine Epik und Dramatik alten Stils unmöglich geworden. Weil es aber noch Millionen Menschen giebt, die in den Illusionen der alten Anschauung leben, darum giebt es auf dem alten Boden noch eine echte Lyrik. Denn die künstlerisch Begnadeten unter diesen alten Menschen haben das Recht, ihre Empfindungswelt künstlerisch zu gestalten.

Der Trugschluß läge nahe: hat aber diese alte Empfindungswelt für den neuen Menschen noch irgend ein Interesse? Doch wohl nein?

— Man findet leicht, wo hier der Irrtum steckt. Im Drama und Roman alten Stils stellt der Künstler unmögliche Menschen, eben frei oder „sittlich“ handelnde, vor uns hin; er objektiviert seine persönliche Anschauung, er stempelt sie zum allgemeinen Gesetz. Im Lyrikon dagegen tritt einzig er selber auf den Plan, und er spricht seine Empfindungen oder Wünsche eben nur als die seinen aus. Sehen wir also selbst ganz davon ab, daß Dreiviertel aller Lyrik die große Frage der Willensbestimmung gar nicht streifen, sondern sich in Gefühlen bewegen, die für den alten und den modernen Menschen völlig gleiche und nur individuell gefärbt sind, wie Liebe und Naturschwärmerei: so bleibt doch auch der kleine Rest, der sich den entscheidenden Fragen nähert, für den alten und neuen Poeten mit gleicher Aussicht auf vollendete Leistungen zugänglich. Denn wenn wir auch Deterministen sind, und darum episch-dramatische Willensfreiheit etwas Unmögliches für uns ist, weil wir die ganze Ursachen- und Folgenreihe eines Geschehnisses als falsch erkennen, so wird uns doch selber im Augenblicke der „That“ die Illusion der Willensfreiheit für alle Zeiten bleiben, weil eben — nach Wundt — diese Illusion in dem Gefühle besteht, das den Sieg des einen von zwei miteinander ringenden Motiven begleitet. So zeigt uns die neue Psychologie, daß einerseits die Willensbestimmtheit, andererseits die Illusion der Willensfreiheit schlechthin Thatsachen unseres Seelenlebens sind, und beantwortet damit die Frage, die uns hier im Besonderen beschäftigt. Denn wenn der Lyriker sein subjektives Empfinden ausspricht, so wird es demnach im Sinne der vermeintlichen Willensfreiheit geschehen, er sei ein Mann der alten oder der neuen Weltanschauung. Erst in der reflektierenden Lyrik kann der Gegensatz offenbar werden, weil hier die logisch bearbeite Erfahrung die Illusion absichtlich abstreift — wie Goethe es in seinen Strophen „ΑΝΑΓΚΗ“ so großartig that. Aber welch' unendlich kleinen Bruchteil der Lyrik bilden die reflektierenden Gedichte! Und auch hier kann uns der alte Poet, der sich trotz aller Erfahrungen für willensfrei hält und diese Überzeugung dichterisch bekennt, in seinen Bann zwingen: denn seine Überzeugung ist eine Thatsache, und es kommt nur darauf an, daß er ihr den rechten Stimmungswert zu geben weiß. Die Lyrik bleibt eben, im geraden Gegensatz zu Epik und Drama, die eigentlich formale Kunstgattung, bei der nicht so sehr der Vorstellungs**inhalt**, sondern der Gefühlswert der Vorstellungen entscheidend wirkt. Darum konnte Liliencron, eigentlich ein völlig unmoderner Mensch — Rudolf Steiner nennt ihn treffend einen feudalen Romantiker — doch zum größten Lyriker unserer Tage werden.

Und ähnlich geht es mit anderen. Ich bekenne, daß Eichendorff — nicht einmal ein großer Lyriker im Stile Goethes — bis heute mein Liebling geblieben ist; und zählen nicht des katholischen Martin Greif Gedichte zu dem Schönsten überhaupt, was die deutsche Dichtung geschaffen hat? Lieben wir nicht Herweghs revolutionäre Poesie, und daneben die gut preußische unseres Fontane? Und so bedarf es nur eines katholischen Lyrikers, um eine künstlerisch vollgültige katholische Lyrik zu schaffen.

Auch eine vollgültige Marienlyrik. Von der epischen und pantheistischen war schon die Rede; wie steht es mit der kultischen? Nun, ich meine, auch hier würde die Souveränität der lyrischen Dichtung sich erweisen. Auch hier ist nicht der Glaubensinhalt, sondern die Glaubensstimmung das Wertprägende. Wir glauben alle nicht mehr an Jahwe, den jüdischen Volksgott, und doch zögern wir nicht, den Psalmen bis heute die Krone unter aller Poesie der Welt zuzuerkennen. Auch der Jude beugt sich vor der schmerzvollen Schönheit eines Chorals wie „O Haupt voll Blut und Wunden". In der Lyrik steht eben der Dichter allein vor uns und kündet seinen Glauben. Daß es vielleicht der Glaube einer Kirche, ein Dogmenglaube, ist, vergessen wir und dürfen wir vergessen. Daran denken wir erst, wenn der Glaube objektiviert, allgemeingültig gemacht werden soll. Das aber ist in einer echten Lyrik einfach unmöglich; sie sänke damit zur Didaxis oder banalen Tendenzreimerei herab. Echte Lyrik ist Bekenntnis des Subjektes; in ihr ist jede Religion subjektivistisch und darum auch dem moderen Empfinden vertraut. Wir entfernen uns vom katholischen Menschenideal, denn „Ideal" bezeichnet einen Typus, etwas für viele Geltendes; ganz unabhängig davon aber besteht die Gewißheit, daß auch der durch und durch moderne Mensch den lyrischen Offenbarungen des katholischen Dichters rückhaltlos sich hinzugeben vermag. Denn es hat eigentlich zu allen Zeiten nur eine Lyrik gegeben; in ihr haben die ältesten Poeten grauer Vorzeit auch zu den spätesten Geschlechtern kommender Jahrtausende geredet.



Deutsche Lyrik.

Gedichte von Cäsar Flaischlen.

(Berlin.)

I.

Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens.

Leb wohl, Kind! .. die Fahrt, die du wagst,
ist weit!
Mein Wunsch, daß es gut dir gehe,
geb' dir ein treulich Geleit,
Leb wohl! den Kopf immer hoch
und fröhlich und unverzagt!
und nie zuviel auch bei ander'n
um Rat und Meinung gefragt!
Raten ist leicht, doch es geht schon
nicht alles im rechten Gleis,
wenn man Rat braucht, Kind, und sich
nicht selbst zu helfen weiß.
Es trägt ein jeder zudem schon
so viel an eigener Last,
daß er sich meist nur ungern
mit fremden Sorgen befaßt!
Es kommt auch selten etwas
dabei heraus und ich mein':
man müsse für Glück und Unglück
immer selbst verantwortlich sein.
Wer seines Zieles klar ist,
erreicht auch, was er erstrebt,
und wer ein Ziel errungen,
hat nie vergebens gelebt!

Leb wohl, Kind! und wenn es wettert
und Blitze und Wolken dräu'n,
es kommen auch Tage wieder,
die Blüten und Rosen streu'n.
Es ging uns ja beiden im Leben
nie noch besonders gut,
wie erfuhren niemals, wie schön es
ohne Sorge sich ruht;
wir haben von früh an in fremde
Launen uns schicken gemußt
und hatten niemand, zu teilen,
weder bei Leid noch bei Lust;
und gerade in Jugendtagen
ist das wohl der herbste Schmerz,
man träumt da von Wunderdingen
und hat so voll das Herz,
man möchte jubeln und jauchzen
und möchte glücklich sein,
und denkt, das Leben bestünde
aus lauter Sonnenschein.

Es kann ja nun alles sich ändern —
ich glaubte für dich es so gern! . .
es kann vom Himmel fallen
wie ein rotblitzender Stern!
es kann auf schimmerndem Flügel
herrauschen im Windesweh'n,
es kann mit jauchzendem Liede
urplötzlich vor dir steh'n! . . .
Dichter sind's, die das sagen,
auch hört man es sonst dann und wann,
im wirklichen Leben aber . .
ich glaube nicht recht daran!
Ich glaube viel eher, es wird
so sein, wie es bisher war;
von allem, was man sich wünscht,
wird nur das Wenigste wahr!
ja, ich glaube beinahe, das große
Glück, von dem man so träumt
und an das ein jeder so viel
seines besten Lebens versäumt:
daß es das gar nicht giebt . .
als festes, dauerndes Gut!
daß alles Glück nur in kleinen,
ganz flüchtigen Dingen beruht!
Es ist wie Gold, das man auch nicht
in Klumpen und Blöcken hebt,
das man nur staubkorngroß
aus Geröll und Getrümmer gräbt.

II.

O, nur nicht müde werden!
alles and're,
nur nicht müde werden!

Ich meine nicht, vom äußeren Lärm des Tag's,
nicht vom Gedränge kleiner Unruhstunden . .
das alles löst sich immer ganz von selbst!
und löst sich's nicht,
so wirf es hinter dich!
das große Ziel nur laß dir's nicht verbiegen!

Es kann ein trüber Tag dich wohl verstimmen,
es kann Enttäuschung mißgemut dich machen,
es kann Verdruß ob so viel plumpem Schwindel
zu jähem Zorn vielleicht die Faust dir ballen,
es kann dir auf die Nerven fallen:
lohnt sich's dann überhaupt, zu siegen?!

Das alles löst sich immer ganz von selbst!

Das innere Ziel nur laß dir's nicht verbiegen
und laß es dir nicht in die Seele kommen
und dich nicht müde machen,
müde . . in der Tiefe . .
da, wo die Quellen des Lebens liegen!

III.

Ich habe wohl einmal geklagt,
ich habe wohl einmal gezagt,
wie jeder klagt,
wie jeder zagt,
wenn Müdigkeit ihn überkam,
und seine Zuversicht ihm nahm.

Und doch, so viel auch in die Brüche ging,
worauf ich hoffte und woran ich hing,
ein stilles, frohes Lachen in der Tiefe,
ganz fern aus Kinderzeiten her,
hat nichts und niemand noch mir nehmen können . .
ein stilles, frohes Lachen, ich weiß selbst nicht wie:
ganz fern, aus Kinderzeiten her,
klingt seinen Klang es in mein Leben,
bald laut, bald leise, bald fern, bald nah,
plötzlich verstummt und plötzlich wieder da . .

Ein Lachen, weißt du, wie's im Walde lacht,
wenn in Hochsommermitternächten
der Herbststurm in seine Wipfel kracht,
ganz fein und fern wo in der Tiefe,
wie wenn ein Sonnenelfchen riefe
und über die Riesen sich lustig mache,
die nach ihm lärmen und nach ihm rennen
und nirgends doch es fassen können . .

ein stilles, frohes Lachen, das da weiß,
daß es mächtiger ist als Schnee und Eis,
und das, wenn's aufbricht aus der Tiefe
und in die Thäler niederschrillt,
dem rauhesten Wintersturm zu Trotz
mit Sonnenpracht
über Nacht
die ganze Welt voll Rosen lacht.

Ich habe wohl einmal geklagt,
ich hab' auch wohl einmal gezagt,

wie jeder klagt,
wie jeder zagt,
und doch dies stille, frohe Lachen,
ganz fern aus Kinderzeiten her,
dies Lachen, weißt du, wie's im Walde lacht,
wenn in Hochsommermitternächten
der Herbststurm in seine Wipfel kracht,
dies frohe Lachen, das da weiß,
daß es mächtiger ist als Schnee und Eis,
hat nichts und niemand noch mir nehmen
können.

Neue Gedichte von Hugo Salus.

(Prag.)

Botschaft.

An Tagen, da der Schwermut breite Schwingen
Ob meiner Seele eb'nen Planen schweben,
Beugt sich der Stamm des Lebensbaums zur Erde.
Aus solcher Zeit trägt meine Stirne Furchen
Und tief're Narben mein empfindsam' Herz,
Als aus dem Schlachtgetös' des thätigen Lebens.
An solchen Tagen weiß ich mit Entsetzen,
Daß alle Kunst nur Spiel und Thorheit ist,
Den Greisenblick zum Kindesblick zu fälschen;
Daß nie das Rauschen eines Heldenlied's
Aus Memmen Helden schuf; daß Bösewichter,
Im Schauspielhause vor der Szene sitzend,
Des falschen Pathos lächeln, das sie feiert;
Daß dieser Dirne Lachen Eva lachte,
Und Kain, der vor Millionen dunklen Jahren
Den Bruder Abel schlug, noch lebt und haßt.
An solchen Tagen bin ich ohne Hoffnung
Und flüchte mich zum Lied, wie oft im Kriege
In Gärten das Entscheidungsmorden wütet.
Heut' aber, da der Schwermut Schwingenschlag
Von fernher meiner Seele Halme beugt,
Heut' lad' ich dich, die du voll Sonne bist,
Zu mir ins Haus: bring' mir die Sonne mit.
Noch lechzt mein Herz nach Licht. Kommst du zu spät,
So liegt mein Haus in Nacht. Kommst du zur Zeit,
So wollen wir die Krüge roten Wein's
Mit Rosen kränzen. Aber spute dich!
Ich war zu lang' allein: die Einsamkeit
Schreit schon nach ihrer Schwester, nach der Schwermut.

Prager Brücke.

Über der alten Brücke in Prag
Hängt ein verschlafener Frühlingsmorgen.
Über die Brücke in Lust und Plag'
Hasten die Freuden und schleichen die Sorgen.

Nacht und Morgen und leuchtender Tag,
Und kein Zögern und kein Sich-Sputen.
Unter der alten Brücke in Prag
Wälzt der Strom seine träumenden Fluten. . . .

Das Segelschiff.

Der Knabe erspähte das Schiff zuerst
Und rief: „Ein Schiff mit weißen Segeln!"
So, wie man etwas Helles begrüßt.
Der Bräutigam sagte: „Ein Segelschiff,
Es paßt nicht mehr in unsere Zeit,
Es ist wie eine Dame im Reifrock."
Die Braut sah lang die Wellen hin;
Sie sprach: „Ein Schiff mit weißen Segeln . ."
Als käme endlich das Schiff der Erfüllung
Mit ihren goldenen Träumen befrachtet.
Der Dichter drückte ihr warm die Hand;
Er flüsterte: „Mit weißen Flügeln . ."
In seinen Worten war Wunsch und Sehnsucht
Und Glück und Dank und Gottesdienst.

Gardasee.

Von all den wunderschönen Sommertagen,
Die mich an deinem Strand so tief entzückt,
Hat mich kein einziger — soll ich's beklagen? —
Im Neuerlebnis eines Lied's beglückt.

Wollt' ich in Verse mein Erinnern gießen,
Wer weiß, was ich von meinem Glück verlier'!
So brauch' ich nur die Lider fest zu schließen,
Und hab' noch all die Pracht in mir, in mir!





Hermann Bahr.

Eine Studie von Max Messer.

(Wien.)

„Hast du vom Kahlenberg das Land dir rings beseh'n,
So wirst du, was ich schrieb und was ich bin, versteh'n!"

— so schrieb Franz Grillparzer im Jahre 1839 aus dem tiefsten Heimatgefühl seiner österreichischen Natur heraus. Damals standen noch die Mauern und Bastionen und Gräben um die Stadt; wo jetzt die stolzeste und schönste Straße Wiens, die Ringstraße, in weichen Biegungen ihre Runde um den Kern der Stadt macht, erstreckte sich das grüne Glacis, im Frühling und Sommer eine erquickliche Promenade, eine unversiegliche Luftquelle für die in enge, mittelalterliche Gassen eingeschlossenen Bürger, — im Herbst und Winter eine verlassene und schmutzige Öde.

Jenseits des Glacis standen die Vorstädte und leiteten zu den Dörfern hinüber, die am Hange des Wienerwaldes und zwischen den Feldern und Hügeln der niederösterreichischen Ebene in reizvollster Lage verstreut waren. Dies alles wurde nun eine Stadt, ein Meer von Häusern, ein Wirrwarr von Straßen, im Norden, Süden, Westen und Osten umschlossen von jenem rauchenden, starren Großstadtpanzer der Fabriken und Kasernen.

Nun fährt eine Zahnradbahn auf den Wahrzeichenberg Wiens, von dessen Spitze man an reinen Tagen den Blick auf das ganze Wien und die Fernsicht in fünf Kronländer des Reiches genießt. Und drei Dinge schauen wir von da wieder, die sich unverändert im Trubel der Zeiten erhalten haben, drei Dinge, welche die Seele des jungen Dichters vor sechzig Jahren die Einheit seiner Natur mit seiner Heimat haben erkennen lassen, drei Dinge, die noch heute jedes österreichische Herz mit einem innigen Heimatgefühl beglücken: die blaue Donau (noch immer ist sie blau an schönen Tagen), den Stefansturm und den Prater. Diese drei repräsentieren das Wesen des Wienerischen und Österreichischen: der Stefansturm ist der Hang der Volksseele zur Frömmigkeit und Verehrung des Angestammten, der in seiner Höhe das reinste Interesse für Geist und Kunst erzeugt, in seinen Niederungen Aberglauben, Vor-

niertheit und Reaktionslust mit sich führt, — der Prater, der den kapuanischen Frohsinn des Volkes, seine Sinnlichkeit, seinen naiven Humor (wohl der Gegensatz z. B. zum Pariser Humor, als dem Übermut der Nerven und des Gehirnes) und den Übermut seines Herzens bezeichnet, — die Donau, die in ihrer raschen Strömung und mit ihrer lieben, blauen Farbe das wienerische Temperament versinnbildlichen kann, wie es sich in dem weichen und tanz-rhythmischen Gang der Frauen, dem hellen und lustigen Ausdruck ihrer Augen, in der Eleganz und Behendigkeit der Wiener Fiaker, in dem ganzen, lässigen, graziösen, hedonistischen Treiben des Volkes kundgiebt.

Dieser Fernblick vom Kahlenberg auf die wienerische Stadt und das österreichische Land ist eine ewige Erkenntnisquelle für jeden, der über das Wesen des österreichischen Volkes, seiner Sitten und Kultur, oder über das Wesen jener Persönlichkeiten nachdenken will, welche in diesem Lande Schaden oder Nutzen gestiftet, Großes gefördert oder Verderbliches verschuldet haben. Er ist vor allem mit Grillparzer eine Erkenntnisquelle für das Verständnis der österreichischen Dichtung. Jeder empfindet in den Dramen dieser Meister den heimatlichen Ton. Hero und Leander — hinter diesen Masken steckt so vieles Urwienerische, also Verfeinertes, Subtiles, Nervöses, Unantikes, daß nur der naivste Leser sich von der griechischen Fabel und Maske täuschen lassen wird.

Der Wiener liebt die Maske, die Verstellung, das Schauspielerische, die Pose, wenn sie schön und amüsant ist. Diesen Seelenzug finden wir an allen Wiener Dichtern in mehr oder minder scharfer Entwickelung von Nestroy und Grillparzer bis — Hermann Bahr und Hugo von Hoffmannsthal, denen man wohl die führende Stellung in der Wiener modernen Kunst von heute zusprechen muß.

Bahr hat seine Verwandlungsfähigkeit, seine seelische Akrobatengewandtheit und Grazie in allen Schriften und Dichtungen seiner Jugendzeit zur Genüge bewiesen. Als den beweglichsten, vivsten, „feschesten“ Geist unter den Kritikern, als einen Menschen, dem kein Sturz und nicht die schroffste Wendung schadet, der immer wieder auf seine beiden Füße fällt und mit ironischer, sich selbst und das Publikum persiflierender Laune von seinen geistigen Sprüngen und Fahrten zu erzählen wußte — liebte ihn die ganze litterarische Jugend Wiens. Sie empfand, daß hier ein Mann sei, dem jede Qual des Geistes, jede Hoffnung und Befürchtung anvertraut werden konnte — ein Mann, der nicht mit schweren Ketten an borniertes Charaktertum gebunden

war und darum die Weite, Freiheit und Elastizität des Geistes hatte, alles zu verstehen, was echt war oder doch den Schein und die Möglichkeit der Entwickelung und Bedeutung an sich trug.

Diese Fähigkeit Bahrs, kritisch und menschlich in die geistigen Individualitäten anderer mit einer Feinheit der Erkenntnis und einer Subtilität der durchschauenden Empfindung, die ihresgleichen sucht, sich zu versenken, beruht, wie es sich allmählich immer deutlicher zeigt, auf keiner oberflächlichen Neigung seiner Natur, sondern (so paradox es klingen mag) in einem Kampf gegen das Individuum. Gerade weil Bahr, der mit einer sozialdemokratischen Streitschrift seine litterarische Thätigkeit begann, den Individualismus als Ethik und philosophische Weltanschauung bestreitet, fördert er in der Thatsächlichkeit seines Wirkens das Individuum, freilich nicht, damit er das Individuum um seiner selbst willen erhöhe, sondern damit es jenen Gesamtzweck, jenen Gesamtorganismus erhöhe, der sich immer deutlicher als die Dominante seiner geistigen Ziele darstellt: die Kultur seines Landes, seines Volkes.

In den „Neuen Menschen“ wird schon dargestellt, daß der Mensch, auf sich selbst gestellt und nur seiner Vernunft gehorsam, nichts wert ist. Auch in der „großen Sünde“ ist dieses Staunen des Menschen, der etwas „will“ und inne wird, daß um ihn ganz andere Dinge geschehen, als er weiß und meint, und daß er, ohne es zu wissen, in einem unbekannten Spiele mitspielt.

Diese Grunderkenntnis der Machtlosigkeit und Armseligkeit des Individuums von der höchsten Warte gesehen, wird zum eigentlichen Element des Denkens und Schaffens Hermann Bahrs. Sie ist am besten in einem Prolog zu seiner „Josephine“ formuliert und in einigen Aufsätzen, die nun in der neuesten kritischen Sammlung Bahrs „Wiener Theater“ (Verlag S. Fischer, Berlin 1899) zu lesen sind. Über den Helden sagt Bahrs Muse in diesem Prolog zur „Josephine“: „Helden, was heißt denn das? Niemand oder alle sind's. Jeder aus dem Haufen hat seine Heldenstunde, niemand bleibt ihr treu. Daß du ein Mensch bist, sei dein Ruhm! .... Dies ist der Sinn des Spieles, das ich mit dem Dichter trieb: er soll lernen, daß die wichtigen Dinge sich bei allen Menschen gleichen; mag einer Kaiser oder Knecht, ein Weiser oder ein Thor, groß oder niedrig sein — alle sind doch Menschen, und das ist das Beste, was sie sind ...“

Diese Lebensanschauung durchdringt jetzt alle Werke Bahrs. Die „Josephine“ und der „Star“ geradeso, wie im kleinen die entzückende,

meisterhafte Novelle „Leander“ in dem eben erschienenen Buche „Die schöne Frau“ (S. Fischer, Berlin 1899) dieser Empfindung Gestalt geben soll: daß, während wir etwas zu thun glauben, immer nur etwas mit uns geschieht, daß wir unwissende Organe des Schicksals sind, daß es sich in unserem Leben nicht um uns, sondern um eine geheimnisvolle mit uns waltende Macht handelt. Amor fati, eine der Grundempfindungen Friedrich Nietzsches, ist jenes Wort, mit dem Hermann Bahr seine Weltanschauung besiegelt. „Lerne dein Schicksal lieben!“ das ruft uns Bahr in seinen Werken zu, das ruft er uns als den Spruch seiner Weisheit zu. Er gemahnt uns an Horazio, der „Stöß' und Gaben vom Geschick mit gleichem Danke hingenommen“. Er schätzt am Individuum gar nicht die Vernunft, sondern nur die Triebe, die Instinkte, das Unbewußte — als die Fäden, an denen uns das Schicksal zieht. In Bahrs Sturm- und Drangdrama „Mutter“ erkennen wir schon alle Ansätze dieser Philosophie.

Die grundlegende Philosophie der Schaffenden entstammt ihrer Jugendzeit. Langer Jahre der Männlichkeit und des stetigen Reifens braucht es bei allen Denkern, um den Übergang zum praktischen Ausdruck, zur Lebensbethätigung ihrer innersten Überzeugungen zu finden.

So gelang dies auch Bahr erst in den Jahren, da aller Jugendtollmut und -Übermut einer nüchternen, bescheidenen, aber unbeugsamen Liebe und Treue weichen mußte, der Liebe zu seinem Stamm und Lande Österreich, der Erkenntnis, daß das Heimatgefühl, welches Grillparzer und mit ihm alle deutschen Dichter Österreichs durchdrang, auch in seiner Seele der beherrschende Trieb sei. Bahr will eine „Polis“, in der das Individuum untergehen kann, ein mächtiges Volkswesen, „dem er Organ, Hand oder Fuß oder vielleicht Nase oder Zunge sein soll“. „Ich allein bin nichts, ich existiere erst in meinem Volke. Mein Volk wird erst in der Menschheit existieren. Die Menschheit streckt die Hände nach den Blumen und Steinen aus, mit denen sie dasselbe — wieder Organ, Hand, Fuß u. s. w. eines höheren Wesens ist.“

So ungefähr lautet Bahrs Weltanschauung, der er als Dichter, Kritiker und wirkender Mensch Ausdruck giebt. Und nun verstehen wir auch besser, was er in seinem Abschiedsartikel der Wiener Wochenschrift die „Zeit“, deren Mitbegründer er war und die ihm den Ruf, eines der vornehmsten und weitschauendsten litterarischen Organe Europas zu sein, verdankt — über jene Menschen gesagt hat, die unter seiner Führung das „junge Wien“, das „junge Österreich“ begründeten: „Nicht eine Schule, nicht eine Partei, nicht eine Gruppe wollten sie

bilden, sondern sie waren einer tiefen Sehnsucht nach neuem Blühen voll. Sie meinten, daß der einzelne nichts taugt, wenn er nicht im Kreise seines mächtig aufgeregten und nach Schönheit verlangenden Volkes steht. Aufwecken, zusammenführen, vereinigen wollten sie. Die Kunst sollte nicht mehr von einsamen Sonderlingen, sondern als das gemeinsame Werk des ganzen Volkes betrieben werden ...... Sie haben es doch erreicht, daß heute schon, wenn irgendwo von Wien die Rede ist, nicht mehr bloß an diesen oder jenen, der zufällig in Wien schreibt, sondern an eine ganz bestimmte Wiener Art des Schreibens gedacht wird. Sie haben es erreicht, daß man heute das „Wiener Stück“ kennt, eine Form, die keinem einzelnen gehört, sondern der Ausdruck eines allgemeinen Wesens, einer Stadt ist. Es ist ihnen zu teil geworden, daß die jungen Maler dasselbe versucht haben: auf unsere Weise, unserem Wesen gemäß, zu schaffen, und daß es wieder eine österreichische Malerei giebt. Es ist ihnen zu teil geworden, daß endlich auch in unseren Provinzen die jungen Leute rege geworden sind, aus dumpfem Schweigen aufstehen und ihr Leben singend, schildernd oder malend verkünden wollen. Es ist ihnen zu teil geworden, daß viele Menschen, die lange ohne Kunst gewesen sind, nun wieder ihren Geist und ihr Gemüt zum Schönen hinzuwenden froh sind.

Es ist manches nicht recht gewesen, Thorheiten sind geschehen, an Streit, Haß und Neid hat es nicht gefehlt. Aber der Gedanke, der damals vor zehn Jahren unter den Jünglingen lebendig geworden ist, wird es bleiben, weil unser Vaterland ihn braucht: der Gedanke, daß auch in der Kunst der einzelne nichts ist, daß nur das Werk gilt, das als ein reiner Ausdruck aus der Tiefe eines bewegten, gemeinsamen Lebens kommt.

Ihm haben wir als Jünglinge zugeschworen, ihm wollen wir die Treue als Männer bewahren.





Lyrik der Gegenwart.

Ein Überblick von Rudolf Steiner.

(Berlin.)

IV.

Die moderne Geisteskultur macht es dem Menschen mit tiefen Gemüte nicht leicht, sich im Leben zurechtzufinden. Die durch Charles Darwin reformierte Naturwissenschaft hat uns eine neue Weltanschauung gebracht. Sie hat uns gezeigt, daß die Lebewesen in der Natur, von den einfachsten Formen bis zu den vollkommensten Formen herauf, sich nach ewigen, ehernen Gesetzen entwickelt haben, und daß der Mensch keinen höheren, reineren Ursprung habe als seine tierischen Mitgeschöpfe. Unser Verstand kann sich fernerhin dieser Überzeugung nicht verschließen. Aber unser Herz, unser Gefühlsleben kann dem Verstande nicht schnell genug folgen. Wir haben die Empfindung noch in uns, die eine Jahrtausende alte Erziehung dem Menschengeschlecht eingepflanzt hat: daß dieses natürliche Reich, diese irdische Welt, die, nach der neuen Anschauung, aus ihrem Mutterschoße wie alle übrigen Geschöpfe so auch den Menschen hat hervorgehen lassen, gegenüber dem, was wir „ideal", „göttlich" nennen, ein niedriges Dasein habe. Wir möchten uns gerne als Kinder einer höheren Weltordnung fühlen. Es ist eine brennende Frage unserer seelischen Entwickelung, mit unserem Herzen der von der Vernunft erkannten Wahrheit zu folgen. Wir können nur dann wieder zum Frieden kommen, wenn wir das Natürliche nicht mehr verächtlich finden, sondern es verehren können als den Quell alles Seins und Werdens. Wenige unter unseren Zeitgenossen empfinden das so tief, wie es Friedrich Nietzsche gefühlt hat. Die Auseinandersetzung mit der modernen und naturwissenschaftlichen Weltanschauung wurde für ihn zu einer sein ganzes Gemütsleben erschütternden Herzenssache. Vom Studium der alten Griechen und von Richard Wagners philosophischer Gedankenwelt ging er aus. Und in Schopenhauer fand er einen „Erzieher". Das Leiden auf dem Grunde jeder Menschenseele fühlte dieser feingeistige Mensch in besonderem Maße. Und die alten Griechen bis zu Sokrates mit ihren noch nicht von der Verstandeskultur verblaßten Trieben und Instinkten glaubte er mit diesem Leiden besonders behaftet. Die Kunst hatte ihnen, nach seiner Ansicht, nur dazu gedient, eine Illusion des Lebens zu schaffen,

innerhalb welcher sie den Schmerz, der in ihnen wühlte, vergessen konnten. Wagners Kunst mit ihrem hohen, idealistischen Schwung schien ihm das Mittel zu sein, um uns Moderne in ähnlicher Weise über das tiefste Lebensleid hinwegzuführen. Denn tragisch ist die Grundstimmung jedes wahren Menschen. Und nur die künstlerische Phantasie kann die Welt erträglich machen. Den tragischen Menschen hatte Nietzsche in Schopenhauers Philosophie geschildert gefunden. Sie entsprach dem, was er durch seine Studien über die Weltanschauung im „tragischen Zeitalter der Griechen" gewonnen hatte. Mit solchen Gesinnungen trat er der modernen Naturwissenschaft gegenüber. Und sie stellte an ihn eine große Forderung. Sie lehrt, daß die Natur die Stufenfolge der Lebewesen durch Entwickelung hat entstehen lassen. An den Gipfel der Entwickelung hat sie den Menschen gestellt. Soll nun beim Menschen diese Entwickelung abbrechen? Nein, der Mensch muß sich weiterentwickeln. Er ist ohne sein Zuthun vom Tiere zum Menschen geworden; er muß durch sein Zuthun zum Übermenschen werden. Dazu gehört Kraft, frische, ungebrochene Macht der Instinkte und Triebe. Und nun wurde Nietzsche ein Verehrer alles Starken, alles Mächtigen, das den Menschen über sich selbst hinausführt zum Übermenschen. Er konnte jetzt nicht mehr nach der künstlerischen Illusion greifen, um sich über das Leben zu täuschen; er wollte dem Leben selbst soviel Gesundheit, soviel Festigkeit einpflanzen, wie nötig ist, um ein übermenschliches Ziel zu erreichen. Aller Idealismus, so meinte er jetzt, sauge diese Kraft aus dem Menschen, denn er führe ihn hinweg von der Natur und spiegele ihm eine unwirkliche Welt vor. Allem Idealismus macht nun Nietzsche den Krieg. Die gesunde Natur betet er an. Er hatte die naturwissenschaftliche Überzeugung in sein Gemüt aufzunehmen gesucht. Aber er nahm sie in einen schwachen, kranken Organismus auf. Seine eigene Persönlichkeit war kein Träger, keine Pflanzstätte für den Übermenschen. Und so konnte er zwar diesen der Menschheit als Ideal vorsetzen; er konnte in begeisternden Tönen von ihm reden; aber er fühlte den grellen Kontrast, wenn er sich selbst mit diesem Ideal verglich. Der Traum vom Übermenschen ist seine Philosophie; sein wirkliches Seelenleben mit der tiefen Mißstimmung über die Unangemessenheit des eigenen Daseins gegenüber allem Übermenschentum erzeugte die Stimmungen, aus denen seine lyrischen Schöpfungen entsprungen sind. Bei Nietzsche ist nicht nur ein Zwiespalt zwischen Verstand und Gemüt vorhanden; nein, mitten durch das Gemütsleben selbst geht der Riß.

Alles Große kommt aus der Stärke: das war sein Bekenntnis. Ein Bekenntnis, das nicht nur seine Vernunft anerkannte, sondern an dem er hing mit seinem ganzen Empfinden. Und wie das Gegenteil von ihm selbst erschien ihm der starke Mensch. Der unsägliche Schmerz, der ihn überkam, wenn er sich im Verhältnis zu seiner Ideenwelt betrachtete, ihn sprach er in seinen Gedichten aus. Eine in sich gespaltene Seele lebt sich in ihnen aus. Man muß das tief Tragische in Nietzsches Seelenschicksal nachfühlen, wenn man seine Dichtungen auf sich wirken lassen will. Man begreift dann das Düstere in denselben, das nicht aus der Lebensfreude stammen kann, für die er als Philosoph solch schöne Worte gefunden hat. Weil Nietzsche die moderne Weltauffassung der Naturwissenschaft zu seiner persönlichen Sache gemacht hat, darum hat er auch persönlich unter ihrem Einflusse namenloses Leid erfahren. Er, der Denker der Lebensbejahung, der jauchzend verkündet, daß wir unser Leben nicht nur einmal leben, daß alle Dinge eine „ewige Wiederkunft" erleben: er wurde der Lyriker des absterbenden Lebens. Er sah für sein eigenes Dasein die Sonne sinken, er sah den schwächlichen Organismus einem furchtbaren Ende zueilen; und er mußte aus diesem Organismus heraus die Lebensfreude predigen. Leben bedeutete für ihn: Leiden ertragen. Und wenn das Dasein unzählige Male wiederkehrt: ihm kann es doch nichts bringen als nimmer endende Wiederholung der gleichen Qualen.

Verheißungsvoll hat die Dichterlaufbahn Hermann Conradis begonnen. Eine Jünglingspoesie ist alles, was er in der kurzen Spanne Zeit geschaffen hat, die ihm zu leben gegönnt war. Sie sieht aus wie die Morgenröte vor einem Tage, der an stürmischen, aufregenden Ereignissen ebenso reich ist, wie an erhabenen und schönen. Zweierlei lastet auf dem Grunde seiner nach allen Genüssen und Erkenntnissen dürstenden Seele. Das ist die Einsicht in das schmerzliche Los der ganzen Menschheit, deren Blicke hinausschweifen bis zu den fernsten Sternen und welche die ganze Welt mit ihrem Leben umfassen möchte, und die doch verurteilt ist, ihr Dasein gebannt zu sehen an einen kleinen Stern, an ein Staubkorn im All. Das andere ist das Gefühl, daß sein eigenes Selbst zu schwach ist, um das Wenige zu seinem eigenen Besitz zu machen, was dem Menschen in seinem begrenzten Dasein zugeteilt ist. Weit muß der Mensch zurückbleiben hinter dem, was sein Geistesauge als fernes Ziel erschaut; aber ich kann selbst die nahen Ziele der Menschheit nicht einmal erreichen: diese Vorstellung spricht aus seinen

Dichtungen. Sie regt in seinem Gemüte Empfindungen auf, die dem ewigen Sehnen der ganzen Menschheit entsprechen, und auch solche, die seinem persönlichen Schicksal tiefergreifenden Ausdruck geben. Mit dämonischer Gewalt stürmen diese Empfindungen durch seine Seele. Der Drang nach den Höhen des Daseins erzeugt in Conradi ein maßloses Verlangen; aber diese Maßlosigkeit tritt nie ohne ernste Sehnsucht nach Harmonie des Denkens und Wollens auf. Die Gedankenwelt des Dichters strebt nach den Regionen des „großen Weltbegreifens". Aber immer wieder fühlt er sich in das banale, wertlose Leben zurückversetzt und muß sich der dumpfen Resignation hingeben. Magere Zukunftssymbole malen sich in der Seele dann, wenn diese von glühendem Triebe nach Befriedigung in der Gegenwart erfaßt wird. Solcher Wechsel der Stimmungen ist nur in einem Geiste möglich, in dem das Hohe der Menschennatur wohnt und der sich doch auch mutig eingesteht, daß er nicht frei ist von dem Niedrigen dieser Natur. Eine grenzenlose Aufrichtigkeit gegenüber den Instinkten in seiner Persönlichkeit, die ihn herabzogen von dem Edlen und Schönen, war Conradi eigen. Er wollte das eigene Selbst mit allen seinen Sünden heraufholen aus den Abgründen seines Innern. Ihm ist jene Größe eigen, die in dem Bekenntnis der eigenen Irrwege des Empfindens und Fühlens liegt. Weder die Erinnerung an die Vergangenheit, noch die Hoffnung in die Zukunft kann ihn befriedigen. Jene ruft ihm das quälende Gefühl verlorener Unschuld und Lebenslust hervor, diese wird ihm zu einem traumhaften Nebelbilde, das sich in Nichts auflöst, wenn er es greifen will. Und von allen diesen Empfindungen in seiner Seele weiß Conradi in kühnen und zugleich schönen Formen der Dichtung zu sprechen. Er hat den Ausdruck in außerordentlichem Maße in seiner Gewalt. Die Kraft des Gefühles vereinigt sich bei ihm mit echter Künstlerschaft. Ein umfassende Phantasie ist ihm eigen, die überallher die Vorstellungen zu holen weiß, um ein inneres Leben darzustellen, das alle Räume der Welt durchmessen möchte.

In einer ähnlichen Geistesrichtung hat Richard Dehmels Dichtung ihren Ursprung. Auch er möchte die ganze weite Welt mit seiner Empfindung umspannen. Er will in die Geheimnisse dringen, die in den Tiefen der Wesen wie verzauberte Wesen ruhen; und zugleich verlangt er nach den Genüssen, die uns von den Dingen des Alltagslebens beschert werden. Er ist eigentlich eine philosophisch angelegte Natur, ein Denker, der es sich versagt, die Pfade der Vernunft, der ideellen Welt zu gehen, weil er auf dem Felde der Dichtung, des sinnen-

fälligen, bildlichen Vorstellungslebens bessere Früchte zu pflücken hofft. Und die Früchte, die er da findet, sind wirklich oft auserlesene, trotzdem man ihnen anmerkt, daß sie jemand gesammelt, dem andere, die seiner Natur besser entsprechen, noch leichter zugefallen wären. Er könnte den Gedanken in reinster, durchsichtigster Form haben; aber er will ihn nicht. Er strebt nach der Anschauung, nach dem Bilde. Deshalb erscheint seine Poesie wie eine symbolische Philosophie. Nicht die Bilder offenbaren ihm das Wesen, die Harmonie der Dinge; sondern sein Denken verrät sie ihm. Und dann schießen die Anschauungen um den Gedanken herum an, wie die Stoffe bei der Bildung eines Krystalls in einer Flüssigkeit. Wir können aber selten bei diesen Bildern, bei diesen Anschauungen stehen bleiben, denn sie sind nicht ihrer selbst wegen, sondern des Gedankens wegen da. Sie haben als Bilder etwas Unplastisches. Wir sind froh, wenn wir durch das Bild auf den Gedanken hindurchsehen. Am hervorragendsten erscheint Dehmel, wenn er in der bedeutungsvollen Ausdrucksweise, die ihm eigen ist, seine Vorstellungen unmittelbar ausspricht und nicht erst nach Anschauungen ringt. Wo er Ideen in ihrer reinen, gedankenmäßigen Form hinstellt, da wirken sie groß und schwerwiegend. Auch gelingt es ihm zuweilen, seine Ideen in herrlichen Symbolen zum Ausdruck zu bringen; aber nur dann, wenn er in einfachster Form einige charakteristische Sinnesvorstellungen zusammenstellt. Sobald er nach einer reicheren Fülle solcher Vorstellungen greift, springt das Seltsame seiner Phantasie, das Unbildliche seiner Intuition in die Augen. Was uns aber auch dann mit ihm versöhnt, das ist der große Ernst seines Wollens, die Tiefe seiner Empfindungswelt und die stolze Höhe seiner Gesichtspunkte. Seine Wege führen immer zu interessanten, fesselnden Zielen. Man folgt ihm selbst dann gern, wenn man schon im Beginne der Wanderung die Überzeugung gewinnt, daß es sich um einen Irrweg handelt. Der Mensch Dehmel zeigt sich stets größer als der Dichter. Die große Geste mag bei ihm oft stören; ja, sie kann zuweilen wie Pose erscheinen; aber nie kann ein Zweifel darüber aufkommen, daß hinter dem lauten Tone ein kräftiges Gefühl vorhanden ist.

Eine kernige Natur ist Michael Georg Conrad. Das Gesund-Volkstümliche lebt in seinem Schaffen. Kraft mit Naivetät gepaart findet sich bei ihm. Das einfache Lied gelingt ihm in vollendeter Weise. Er kann eindringlich zu den Herzen sprechen. Eine edle Begeisterung für wahrhaft Erhabenes und Schönes klingt aus seinen Schöpfungen. Seine eigentliche Bedeutung liegt allerdings auf dem

Gebiete des Romans und in den mächtigen Impulsen, die er dem deutschen Geistesleben zu geben wußte, als es in traditionellen Formen zu versumpfen drohte. Der künftige Geschichtsschreiber unserer Litteratur, der nicht nur die Erscheinungen nach ihrer vollendeten Äußerung ansehen, sondern der den wirkenden Ursachen nachspüren wird, muß Conrad einen breiten Raum zukommen lassen.

Ein Dichter, dessen Empfinden wie ein unsicherer Faktor in der Welt umherschwirrt, ist Ludwig Scharf. Er weiß warme, ergreifende Töne anzuschlagen; man muß die Triebe seiner irrenden Seele achten; man kommt ihm gegenüber aber von dem Gefühle nicht los, daß er sich selbst in den Irrgängen wohl befindet, daß er gerne im Labyrinthe umherwandelt und gar nicht den rettenden Faden zum Ausgange wünscht. Ein Sonderling des Empfindungslebens ist Scharf. Er fühlt sich als Einsamen; aber seinen Schöpfungen fehlt, was die Einsamkeit rechtfertigen könnte: die Größe einer in sich selbst gegründeten Persönlichkeit.

Zu den hohen Gesichtspunkten, von denen alle kleinen Eigenheiten der Dinge verschwinden und nur noch die bedeutungsvollen Merkmale sichtbar sind, strebt Christian Morgenstern. Vielsagende Bilder, inhaltvollen Ausdruck, gesättigte Töne sucht seine Phantasie. Wo die Welt von ihrer Würde spricht, wo der Mensch sein Selbst durch erhebende Empfindungen erhöht fühlt: da weilt diese Phantasie gerne. Morgenstern sucht nach der scharfen, eindrucksvollen Charakteristik des Gefühles. Das Einfache findet man selten bei ihm; er braucht klingende Worte, um zu sagen, was er will.

Wenig ausgeprägt sind die dichterischen Physiognomien Franz Evers', Hans Benzmanns und Max Bruns'. Franz Evers entbehrt noch des eigenen Inhalts und auch der eigenen Form. Aus vielen seiner Schöpfungen geht hervor, daß er nach den Tiefen des Daseins und nach einer stolzen, selbstbewußten Freiheit der Persönlichkeit strebt. Doch bleibt alles im Nebelhaften und Unklaren stecken. Aber er fühlt sich als Suchenden und Ringenden und er trägt die Überzeugung in sich, daß die Rätsel der Welt nur dem sich lösen, der ihnen mit heiliger Andacht naht. Max Bruns steckt noch in der Nachahmung fremder Formen. Deshalb können seine sinnigen und von einer schönen Naturempfindung zeugenden Dichtungen vorläufig einen bedeutenden Eindruck nicht machen; aber sie erregen nach vielen Seiten hin die besten Hoffnungen. Hans Benzmann ist keine selbständige Individualität, sondern ein Anempfinder, der das Einfache gern mit allerlei buntem

Schmuck umgiebt, und der nicht in dem Geraden, Schlichten, sondern in dem Umständlichen das Poetische sucht. Manches schöne Bild gelingt ihm; aber ohne Überflüssiges und Triviales vermag er sich fast nie auszusprechen.



Wanderlied.

Von Johannes Schlaf.

(Magdeburg.)

I.

Wandern! Weiterwandern!
Aber noch will ich liegen
In diesem Zwielicht des anbrechenden Tages,
In dieser Stille mit ihren Ahnungen,
Und dem leisen Zirpen dieser Vogelstimme lauschen.
Ein Weilchen noch will ich liegen
Und lauschen,
Diesem ersten, leisen, zagen Anfang lauschen.
Schelmisch blinzelt es auf wie ein erwachendes Auge,
Schlafwonnetrunken in die frische Herrlichkeit
Geliebten Lichtes;
Ungewiß fragend und tastend
Erwacht die ewig rüstige Kraft
Allunendlichen Daseins,
Mit leisem Weh sich losringend
Aus den träumenden Tiefen der Nacht,
Und doch der goldensten Wonne
Eines nahenden Lenztages sicher . . .

Abschied!
Noch immer und immer ein Abschied!
O keinen Abschied mehr!
So selig die jauchzende Flut
Nahender Lichtchöre auch lockt!

Dies Liedchen nur,
Diese Stimme nur,
Höchstens dieses leise, zage, fragende Liedchen,
Die heimliche Stimme und Seele
Linden, ahnungsseligen Zwielichtes!
Nur das süße Dämmern dieser Ahnungsfülle!
Keine Erfüllungen
Als der stille Reichtum dieses Besitzes! . .

Weiche, weiße Arme hatte die Seele dieser Nacht;
In der Flut goldenen Haares liegt sie
Von einem bleichen Lächeln
Genossener Überwonnen umträumt.
Dies gestillte Atmen,
Dieser warme Hauch,
Der süße Rhythmus ihrer seligen Brüste;
Die magnetische Wärme und das Pulsen der jungen Glieder an meinem Leib,
Das leise, träumende Flüstern der Lippen
Und dieser unbewußte Seufzer der Erinnerung,
Dies trauliche Ampellicht,
Das hier im Zwielicht verbleicht:
Noch will ich so liegen
Und ihrer Sprache lauschen,
Verloren ganz in diesem seligen Zaudern
Rastlos vorwärts drängender Zeit,
Und lächelnd so liegen und warten,
Einmal noch einen Blick
In das Erwachen dieser zärtlichen braunen Lichter zu thun,

Die unter der sanften Wölbung
Der weißen Lider träumen.
Ein Blick noch, ein Kuß, ein Umfangen,
Und dann sei dein golden lachender Leichtsinn
Der frohe Geleiter und die lichte Seele
Dieser Wanderfahrt
Den dunkleren Zielen entgegen . . .

Die Nachtigallen erwachen;
Rosenlicht des Morgens über weißen Blütenwolken
Flühluftdurchraunter Gärten;
Und nun aufstrahlend
Die goldige, junge Kraft des Tages.
Liebes Mädchen!
Sieh, alle Wonnen dieser Nacht lachen uns an!
Dank! Dank! Dank!
Und fröhliches Lebewohl! . . .
Diese süße, blinkende Thräne noch
Küß' ich dir lachend von deinen Rosenlidern,
Dank und Lebewohl! . . .

II.

Wanderung! Frühlingswanderung!
Wohin? Wohin?
Immer so im Wanderschritt
Durch die sonnige Flut meiner ewig wechselnden Traumspiele;
Aber auch ihre tieferen Gründe will ich nicht scheuen . . .

Summendes Mückenspiel in der flirrenden Sonne.
Hin und her, hin und her
Und immer, immer nur so hin und her
In dieser engen, taumelnden Spirale,
In dem engen Zirkel dieses Rausches,
Nach ewig festen Gesetzen bemessen
Und dennoch das Gefühl unendlich schrankenloser Freiheit.
Das Spiel einiger kurzer Lichtstunden,
Das trunkene Traumspiel eines Tages:
Was anders könnte in allen Fällen
Gemeinsamstes Lebenslos sein? . . .
Blumen am Weg!
Die lieben weißen Gänseblümchen,
Die wilden roten Nelken,
Weiße Kamillen und Chrysanthemum und gelbe Butterblumen,
Hohe Königskerzen, rankende, süßduftende Winden,
Wicken, Ehrenpreis und blaue Raden,
Gelber Steinklee, Rittersporn, Disteln und weißer Bienensaug,
Würziger Thymian, braunroter Fuchsschwanz und brennender Klatschmohn,
Die lichtblauen Vergißmeinnicht in Büscheln am blinkenden Bach,
Blühende Kirschbäume am Weg mit wehenden Zweigen,
Die jungen Gräser mit Spitzen und zierlichen Rispen,
Und in blauen Weiten rings das krause Wogen der Felder,
Lerchenlied im Blau, Finkenschlag vom Wegstein,
Häuser und Gehöfte in lachender Gartenpracht:
Ach ja, du! Liebe, goldhaarumschimmerte Seele dieser Lenznacht!
Bleibe noch so bei mir!
Umgrüße, umschmeichle mich noch,
Halte mich noch einmal und küsse mich,
Drücke dein junges Leben noch einmal so an meinen Leib,
Und deinen Abschied:
Laß ihn noch währen! . . .
Denn das bist alles du.
Leichtsohlich schlüpfest du mir noch zur Seite
Mit dem leichten, blinkenden Gleiten dieses Bächleins,
Schaust mich noch an, abschiednehmend,
Mit schelmischen, zutraulich-treuen, dankenden Mädchenaugen;
Und diese gesunden Korndüfte,
Die süßen Gerüche dieser Winde, die ich in der Hand halte,
Die Würze dieser zahllosen Blüten:
Du! Du! Alles du!
Abschied! Lachender Abschied!

Neckischer Abschied, gesund und frei,
Und fröhlich seines Wiedersehens sicher; . .

Ach bleibe noch so bei mir!
Laß mich noch nicht in die einsame Schwüle des Tages,
Noch nicht in den Bann
Meiner bedeutsamen Einsamkeiten hinein! . . .
Und durch das Gewirr ihrer Stimmen
Laß auch dann noch
Die Ahnung deines jungen Lachens flattern! . . .

III.

Hellmütig sing' ich ein Wanderlied in den jungen Tag,
Aus tiefster Brust ein Wanderlied;
Mein Wanderlied.

Gelobt, gepriesen sei der große Wanderer!
Gelobt, gepriesen sei der Eine!
Bäume, Blumen, Wolken, Kräuter:
Wandrer alle, Wandrer, Wandrer;
Wandrer nach dem einen Ziel,
Zu einem Ziele doch,
Nach dem sie seit Ewigkeiten
Dunkle Wege gewandert.
Ihr Blühen ihr Ziel,
Ihre Sehnsucht und ihre Wanderung . .
Gelobt, gepriesen sei der große Wanderer!
Gelobt, gepriesen sei der Eine!
Nimmermüde seiner Wanderungen und Wandlungen,
Bäume, Blumen, Wolken, Kraut,
Mensch und Tier und Steingebilde,
Ziellos wandernd, immer am Ziel,
Sich Selbstziel!
Gepriesen sein unendlich, ewig starkes Selbstspiel!

Indiens uralte Melodien
Leben in meinem Lied.
Auch dies ist eine Wanderung und Seine,
Die an einem Ziel.
West, der dem Ost die Hände reicht,
Anfang und Ende. A und O!

Und doch, was weiß ich, was mir noch bevorsteht?
Was heut' mir noch bevorsteht?

Mein Wandersang, mein frommes Wanderlied!
Mein lachendes Wanderlied;
Der östlichen Veden frommes Buddhalied!
Neu erwacht;
Nach dunklen Wandlungen, aus Wehen der Entwickelungen
Neu erwacht, sich wiederfindend,
Wiederfühlend! . . .

IV.

Die harrenden Schicksale dieses Tages:
Das Böse etwa, das verborgen noch meinem Frohsinn droht;
Der alte Drache, der alles belauert;
Der heilige Drache, alles Seins dunkler,
Trüb-mystischer Grundton,
Der nach Untergang heult,
Nach Ende, Ende, Ende!
Werde nicht schwach, mein liebes Herz,
Wenn seine Schatten dich überschauern!
Erlöse ihn und dich von seiner Überfülle:
Und doch:
Irgendwo lebt in den Tiefen seiner grausigen Weisheit
Ein goldnes, lachendes Lichtseelchen,
Das will erlöst sein und Schwingen breiten,
Selige, sonnentrunkene Schwingen breiten! . . .

O, wie im Grunde alles Lachen ist!
Lachen und Verwandlung!

Zwischen flammenden Blumen,
Unter überhängenden Blütenästen
Steht der Tod an einem Gartenzaun
Und zeichnet, sich selbst zum Spott,
Einen Phallus . . .
Und die Liebenden jauchzen in den Gärten,
Er und sie, das lachende, dunkle, urtiefe Geheimnis,
Das süßeste und trübste,
Das eine:
Ihre notwendige,
Ewig unlösbare Verknüpfung . . .

V.

Frei der Weg, frei die Wanderung,
Sonnig noch und durch das Vertraute!
Die helle Ebene durchschreit' ich
Heiteren Herzens.
Genüge ist hier, reifende, lachende Fülle
Um sichere Siedlungen.
Bunte Rinder brüllen von grünen Wiesen her,
Silberdurchblitzten, in frohe Fernen geweiteten;
Feldfrüchte, die grünwogenden Breiten des Getreides,
Befruchtet von goldiger Wärme,
Genährt von den reinen Strömen der Lüfte.
Sicherheit ist hier und Fülle,
Sorglos regt sich und jubelt tausendfältiges Leben,
Quillt und treibt von Säften,
Unermeßliche Fülle freudiger Farben
Unter den blauenden Unendlichkeiten des Aethers
Mit den gigantischen Wölbungen
Weißer, eilender Wolkengebilde.
Wechselndes Spiel lachenden Lichtes und huschender Schatten;
In weißen Birkenhainen, lichtdurchspielt,
Singt friedlich das Leben
Sein genügsames Hirtenliedchen;
An blumigen Wiesenbächen rast' ich
Und lausche ihm . . .

Dunkel aber naht jetzt Gebirg,
Schwarze Schauer der Waldungen
Und felsverengter Weg.
Weite, schweigende Waldeinsamkeit
Dehnt sich schwarz um die Schroffheit
Gleißenden Felsgeklipps;
Auf seinen Höhen steh' ich.
Nichts als das feine Zirpen der Meisen,
Nichts als ein ferner Kuckucksruf,
Nichts als das endlos wühlende Rauschen schwarzer Wipfel,
Ein hallender Ton durch die Forste
Und der Wildwasser fernes Dröhnen.

Höher und wilder geballt,
Das weißblitzende Gewölk im Blauen;
Schiebt sich zu Massen,
Wird grau und will drohen.
Länder und Gebilde der Sage,
Urzeitgestalten,
Raunende, stammelnde Urzeitrunen,
Träumende, schauernde Kunde
Heimlicher Stimmen durch die Wipfel:
Von ihrem Brausen umdröhnt
Will ich rasten und meinen Weg bedenken,
Und den Weg, den einen, einzigen Weg,
Andächtig hingegeben diesem mystischen Rauschen.

Der Ebenen helle, friedsame Stimmen,
Fröhlich jubelnd und sonnig,
Die ernstere und trübere Kraft dieses Wäldergeraunes:
Ich verstehe das alles,
Wie es mit dem Helldunkel seines Wechsels
Mein Herz regt;
Meine Seele versteht diese Sprache.
Ihr Lust und Leid, ihr Hell und Dunkel:
In mir wird es zum Wort,
Und dies Wort ist nichts
Als das feinere Spiel ihrer Gegensätze,
Hell und Dunkel, Licht und Nacht, Wonne und Schmerz,
Wie alles so gar einfach und das Eine ist! —

Stimmen der Urwelt und der Vorzeit in diesen Einsamkeiten,
Die von unseren Anfängen raunen;
Und der sonnige Siegjubel des Lebens und der Nähen,
Jener fruchtreichen Feldebenen dort unten,
Mit Blühen und Gedeihen sicherer Siedlungen,
In dem doch heimliche Sehnsucht drängt,
Die Sehnsucht zu den Anfängen;
Denn alles, alles, alles ist Wandern. —

Ein müdes, liebes, genügsames Sonnenliedchen
Eine Weile dort unten in den friedlichen Thälern,
Ein stilles Hirtenliedchen zur Flöte,

Ein müd' versöhntes Träumen und Rasten
Auf blumigen Matten. —
Eine Weile nur,
Denn es will weiter, weiter, weiter,
Ewig weiter! . . .

VI.

Alles, alles ist Wanderung.
Nichts bleibt und darf haften,
Nichts ist ohne Untergang und ohne Erlösung . . .
Von den Gipfeln dieses Gesteins herab,
Angebrannt von der einsamen Höhensonne des Tages,
Übertürmt, umdroht von diesen starren, blitzenden, immer wilder geballten Wolkengebilden
Taucht mein Ermatten, hingegeben erlöst
In die kühlen, schauernden Nächte der Hochwaldung,
An der spritzenden Flut schäumender Wildwasser nieder,
In die kühleren Geheimnisse der Wildthäler hinab,
In den mütterlichen Frieden ihrer Nächte.

Schwarzhängende Riesenzweige uralter Hochwaldtannen,
Schwarztannen, flechtenbehangen,
Das Spiel goldgrüner Lichter dazwischen,
Wie süßernste, feierliche Waldhornmelodieen,
Herb lieblich in das starrende Grausen der Waldnächte hinein.
Vergessen, Kühle, Stille, Rast!
Umfangender Urmutterarm!
Weites Rund schwarzer Augen über mich geneigt,
Ein weiser Mund der Liebe, heilend,
Und alles Trostes voll,
Lachenden Trostes.
Holdes Geraun, das mit verläßlichen Urworten tröstet . . .

VII.

Aus Waldnächten hervorschreitend
Seh' ich fremdes Thalland gebreitet;
Was wird mir bevorstehen?
Alles dies will erworben und verstanden sein. —
Rüste dich, mein liebes Herz!
Du bist in der Fremde!
Wie, wo erwirbst du dir eine Wegrast?
Gieb nach, doch vergiß nicht zu fordern.
Achte, aber verachte dich nicht selbst
Und wahre dir im Fremden
Das Heimische . . .
Achte deines Vorteils;
Reich ist überall die Welt,
Sie will erobert sein;
Sie will, daß man fordert.
Trotzig und neckend verweigert sie zwar,
Aber süß ist das Ringen, Trotz gegen Trotz.
Fremd im Fremden verlangst du Notdurft, ja, Bequemlichkeit:
Aber wahre deine Würde,
Denn überall ist ein Bedürfnis, dem du bieten kannst.
Heil mir! Frohäugig und stark weiß meine sichere Kraft:
Ich habe zu bieten! . . .
Und das Fremde bietet auch mir.
Mit hundert neuen Gütern
Weitet es mir lustig die Sinne;
Wer weiß, was es mir noch vorbehält?
Wer weiß, was es mir noch mitzuteilen hat?
Vielleicht ein holdes Halt,
Eine Rast für dieses leichte Wanderherz?
Vielleicht ein steteres heimatliches Genügen
Der sehnend drängenden Unstete
Dieses noch heimatlosen Wanderherzens? . .

VIII.

Rüste dich!
Dumpf lastet die Schwüle des reifen Tages.
Kühlte ein Lüftchen!
Gäb's eine Rast! . . .

Durch Gluten und Staubgewoge:
Vorwärts! Vorwärts!
Eine schwere Last ist die Welt,
Haften, Zwang und drückende Gebundenheit!

Öder, endloser Kleinkampf mit tausend
Geschmeiß.

Die Kleinen, toll geworden von der Sonne,
Die gütig über Gerecht und Ungerecht,
Schlecht und Edel scheint,
Wollen Raum für ihren Übermut.
Fliegen, Mücken, Bremsen,
Tausenderlei Wegungeziefer;
Täglicher Kleinkrieg,
Schmählichster von allen,
Der die Stärksten wehrlos macht! . . .

Doch schon regt sich die Kraft;
Murrend grollt sie auf in schwarzen Berg-
wäldern,
Unmutig dunkeln ihre Riesenbrauen
Über das bedrückte Gelände.

Heil! Ein wirbelndes Brausen
Frisch über die stöhnenden Breiten.
Heil! Nun schmettert die flammende Kraft
Ihres erlöschten Zornes!
Ihre Riesenstimme jauchzt! . . .

Erlösung! Sieg! . . .

IX.

Aber mit müden Füßen noch über diese
Abendheide,
Auf der der Wachholder düstert,
Und schwärzliche Kiefern sich drängen,
Auf der das Erika
Sein schwermütiges Liedchen sinnt . . .

Noch über diese Abendheide,
Diese schwermütige Mondheide,
Mit dem stillen Blinken ihrer Lachen,
Mit ihrem mystischen Unkengeläut
Aus den brütenden Dämmerungen . . .

Zauberspuk des Heidemondes.
Flüsternde, irrende Stimmen der Abend-
winde über das braune Gelände.
Huschend bleiches Irrlichtflämmchen.
Nimm dich in acht! Gieb acht! . . .

Unsichtbare Flammen flacken um dich her;
Du hörst ihr Sprühen und Knistern.
Und diese gefährlichen Dünste,
Diese schlimmen, bestrickenden Silber-
schleier des Heidemondes.
Du gehst durchs Geisterland . . .

X.

Aber herrlich nun breiten sich
Die befreiten Hymnen der Sterne,
Ihr großer, feierlicher Choral.
Ihr erhabenes Harfenlied:
Hold tönt es hernieder durch die lichte
Kühle.

Friedliches Hundegebell;
Lichter am Weg;
Eine Rast und ein endliches Genügen.

Nachtfriede!
Sternenfriede! . . .



Ehe.

Skizze von Josef Hafner.

(Wien.)

Als wir heirateten, war meine Frau das frischeste Mädchen. Ihre Wangen glühten immer. Seit der Geburt unseres Kindes kränkelt sie.

Der Arzt sagte mir, ich müsse sie schonen. Ich befolge diesen Rat, obwohl ich weiß, daß ihr das nicht helfen kann. Es steht schlimm um sie, aber ich thue alles, ihr das Leben zu fristen. Ich entbehre an ihr die Sinnlichkeit, und gerade ihre sanfte Sinnlichkeit reizt mich.

*

Wenn ich mit der Hand über ihr blondes Haar streiche, dann ist mir so, als berühre ich ihre Seele selbst, so sanft und weich ist diese blasse Frau in meiner Ehe geworden.

Seit einem Jahr haben wir uns nur ein einziges Mal geliebt, wie sich Eheleute lieben. Ich weiß genau, wie das kam.

Ich saß wie heute am Fenster, und sie lehnte ihr Haupt an meine Brust, und ich küßte ihr das Haar — das ist ja seit langem die einzige Zärtlichkeit, die wir uns erlauben dürfen. — Hernach sah sie immer so sehnsüchtig in den Park hinab, zu den frischen, grünen Tannen.

„Das sind gesunde Bäume!“ seufzte sie oft. „Gesunde Menschen!“ klagte sie dann. Und einmal fragte sie: „Ist es wahr, daß man wieder gesund wird, wenn man das Blut einer jungen Tanne trinkt?“

In dieser Stunde war es, als ich sie fest an mich zog und ihr sagte: „Blasse Elli, geh zu den grünen Tannen und trink ihr Blut! Dann wirst Du wieder rot, rot!“ Da machte sie sich los und ging. Ich preßte die Stirne an die Fensterscheibe und schloß die Augen: im empfand nichts als das Mitleid mit dem armen Geschöpfe.

Als ich aufsah, stand Elli unten bei den frischen, grünen Tannen und jubelte: „Ich bin so gesund, wieder gesund!“ Und ihre Wangen waren rot geworden, rot! rot! — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Von den grünen, frischen Tannen sprach sie seitdem nicht mehr. Morgen, wenn wir wieder beim Fenster sitzen, will ich sie wieder zu den grünen Tannen schicken!





Der letzte Loyalist.

Von Walt Whitman.

Die Geschichte, die ich hier erzählen will, knüpft sich als alte Überlieferung an ein Landhaus, an dem ich auf meinen Wanderungen häufig vorüberzukommen pflegte, und das heute nur noch als halbzerfallene Ruine existiert. Schwerlich vermag jemand den eigenartigen Reiz nachzuempfinden, den der einsame Ort in seiner Vertrautheit jedesmal auf mich ausübte, da ich noch all die Menschen kannte, deren Großväter und Väter Zeitgenossen der hier geschilderten Begebenheiten waren. Ich darf darum kaum erwarten, daß die Erzählung auf jene, denen sie meine Feder erst vermittelt, einen so lebenswahren und packenden Eindruck machen wird, wie vordem auf mich, als ich sie hörte.

Auf einer großen und fruchtbaren Landzunge, die sich in den Sund östlich von Newyork hinein erstreckt, stand gegen Ende des letzten Jahrhunderts ein altmodisches Landhaus. Einer der ersten Ansiedler, die sich in diesem Teile der neuen Welt niederließen, hatte es erbaut. Der Bewohner des Hauses war zugleich der Besitzer des weit ausgedehnten Landstrichs, der sich so keck in die salzige Flut vorschob. Während der unruhigen Zeiten, die mit der amerikanischen Revolution hereinbrachen, ereigneten sich die Vorfälle, die die Grundlage unserer Geschichte bildeten.

Einige Zeit vor Ausbruch des Krieges erkrankte der Eigentümer, den ich Vanhome nennen will, und starb. Er war schon eine Weile Witwer gewesen, und sein einziges Kind, ein Junge von zehn Jahren, war durch seinen Tod völlig zur Waise geworden. Dem letzten Willen seines Vaters gemäß war der Knabe ganz und gar unter die Vormundschaft eines Onkels gestellt worden, eines Mannes in mittleren Jahren, der zuletzt mit der Familie zusammen gelebt hatte. Seiner Aufsicht und Sorge bedurfte es jedoch nicht lange — denn kaum zwei Jahre waren vergangen, als auch schon das Grab für das unglückliche Kind gegraben werden mußte, das das Geschick aller elterlichen Fürsorge beraubt hatte.

Mittlerweile war der Zeitpunkt gekommen, da die große nationale Erregung sich gewaltsam Luft schaffte. Kampfgeschrei und Waffengeklirr und streiterhitzte Stimmen trug von Ost und West der Wind herbei,

und von Woche zu Woche schwoll das Getöse höher an. Bis in den Schoß der Familien drang der Parteihader ein: Anhänger der Krone und feurige Bannerträger der Rebellion befehdeten sich oft unter ein und demselben Dache. Vanhome, der Onkel und Vormund des jungen Erben, neigte seiner ganzen Art nach auf die Seite der Grausamen, Harten und Unterdrücker. Bald wurde sein Name mit denen der thatkräftigsten Loyalisten zusammen genannt. So groß war sein Parteifanatismus, daß er das Besitztum, das er von seinem Bruder und Neffen geerbt hatte, im Stiche ließ und in die königlich englische Armee eintrat. Wenn fortan seine früheren Nachbaren noch manchmal von ihm hörten, so geschah es immer nur im Zusammenhange mit den schlimmsten Gewaltthätigkeiten, den gewagtesten Streifzügen, den tollkühnsten Angriffen auf die Streitmacht seiner Landsleute oder deren friedliche Niederlassungen.

Nach acht langen, kampfreichen Jahren kam für die aufständischen Staaten und ihre Führer endlich der glorreiche Tag, an dem der letzte Vertreter des monarchischen Regiments das Land räumen und die königliche Standarte zum letztenmale wehen sollte, ehe man sie niederholte und an ihrer Stelle das stolze Siegeszeichen unserer kriegerischen Erfolge aufpflanzte. —

Auf die herbstlichen Felder schien eine freundliche Novembersonne, als ein Reiter von militärischem Äußeren langsam den Weg entlang trottete, der nach der Vanhomeschen Farm führte. Es war nichts auffallendes an seinem Anzuge, außer einer roten Schärpe, die er fest um den Leib geschlungen trug. Er war ein finster blickender Mann von mürrischem Aussehen, und wie er seine Augen ruhelos nach rechts und links schweifen ließ, machte er ganz den Eindruck eines Menschen, der sich in einer ihm bekannten und vertrauten Umgebung bewegt. Von Zeit zu Zeit hielt er ein Weilchen an, um irgend einen Gegenstand zu betrachten, der seine Aufmerksamkeit erregte, und murmelte vor sich hin, wie jemand, dem allerhand Gedanken stark im Kopfe herumgehen. Sein Ziel war offenbar der Bauernhof selbst, den er nach einiger Zeit erreichte. Er stieg ab, führte sein Pferd in den Stall und trat dann, obwohl alle Anzeichen ringsum dafür sprachen, daß das Haus bewohnt war, ohne an den Klopfer zu rühren, so gelassen und sicher ein, als ob er Herr der ganzen Besitzung sei.

Nachdem das Gebäude schon mehrere Jahre verlassen gestanden hatte, und der siegreiche Ausgang des Krieges es wahrscheinlich machte, daß das Vanhomesche Besitztum von dem neuen Gouvernement als

herrenloses Gut eingezogen werden würde, hatte sich ein altes, mit Armut geschlagenes Ehepaar von den Nachbarn bereden lassen, in dem Hause sein Heim aufzuschlagen. Ihr Name war Gills. Und diese Leute, die der Fremde bei seinem Eintritt vorfand, sollten nun am selben Tage seine Gastgeber sein. Im Bewußtsein, auf wie schwachem Grunde ihr Besitzrecht stand, wagten sie keine Widerrede, als der Ankömmling die Absicht äußerte, einige Stunden dableiben zu wollen.

Der Tag ging zur Neige, und die Sonne versank schon im Westen, aber noch immer machte der düstere, schweigsame Eindringling keine Anstalten zum Aufbruch. Erst spät am Abend (sei es, daß die Dunkelheit seiner trüben Stimmung besser entsprach oder daß es nur Zufall war) schien er etwas lustiger und gesprächiger zu werden. Er teilte Gills mit, daß er die Nacht im Hause verbringen wolle, und bot ihm zu gleicher Zeit eine reichliche Entschädigung dafür an, die der Alte mit vielem Danke annahm.

„Erzählt mir doch etwas," wandte sich der Gast an seinen betagten Wirt, als sie nach Beendigung der Abendmahlzeit alle um den geräumigen Herd herum Platz genommen hatten, „erzählt mir irgend etwas, um die Zeit zu vertreiben."

„Ach, lieber Herr," antwortete Gills, „dies ist kein Ort, an dem sich neue oder interessante Dinge ereignen. Wir leben hier von einem Jahr ins andere, und am letzten Tage des Jahres halten wir noch auf demselben Fleck, wie am ersten."

„Hm, — also wißt Ihr mir gar nichts zu berichten?" erwiderte der Gast, und ein eigenes Lächeln umspielte seinen Mund. „Könnt Ihr mir denn nicht wenigstens etwas über Euer eigenes Heim hier — über dieses Haus und seine früheren Bewohner, seine frühere Geschichte sagen?" —

Der alte Mann sah zu seinem Weibe hinüber, und ihre Blicke trafen sich in schmerzlichem Einverständnis.

„Das ist eine sehr traurige Geschichte, Herr," sagte Gills, „und sie wird für Sie, fürcht' ich, mehr eine Pein, als eine angenehme Unterhaltung sein, wie man sie doch unter einem fremden Dache haben soll."

„Fremden Dache!" wiederholte der Mann mit der roten Schärpe, und zum erstenmale seit seiner Ankunft lachte er; aber es war nicht das Lachen, das aus eines Mannes Herzen kommt.

„Sie müssen wissen, Herr," fuhr Gills fort, „daß ich selbst nur eine Art Eindringling hier bin. Die Vanhomes — das ist nämlich

der Name der früheren Bewohner und Eigentümer dieses Gutes — habe ich niemals gekannt; als ich hierher kam, hatte der letzte Besitzer bereits das Haus verlassen, um sich den Rotröcken anzuschließen. Es wurde mir erzählt, daß er jetzt, nachdem der Krieg zu Ende und es beinahe gewiß ist, daß sein Besitz in andere Hände übergehen wird, mit seinem Regiment in überseeische Länder gehen will."

Während der alte Mann sprach, hatte der Fremde den Blick zu Boden geschlagen und schien mit großem Interesse zuzuhören; aber ein flüchtiges Lächeln oder ein Aufblitzen seiner Augen verriet, daß er nicht so ruhig war, wie es seiner Haltung nach schien.

„Die früheren Eigentümer dieses Hauses," fuhr der weißhaarige Erzähler fort, „waren wohlhabende Leute und bei ihren Nachbarn sehr angesehen. Der Bruder des Wachtmeisters Vanhome, der jetzt der einzige dieses Namens ist, hinterließ, als er vor zehn oder zwölf Jahren starb, einen Sohn, der aber noch so klein war, daß der Vater in seinem Testament verfügte, er solle von seinem Onkel erzogen werden, eben demselben Manne, von dem ich vorhin sagte, daß er in die britische Armee eingetreten sei. Er war ein eigentümlicher Mensch, dieser Onkel, unbeliebt bei allen, die ihn kannten; jähzornig, rachsüchtig und, man sagte, schon als Kind sehr geizig.

Nun, nicht lange nach dem Tode der Eltern begannen dunkle Gerüchte umzugehen, über die grausamen Hunger- und Prügelstrafen, die der neue Herr über seinen kleinen Neffen zu verhängen pflegte. Leute, die auf dem Gute zu thun hatten, erzählten häufig, wenn sie von dort zurückkamen, wahre Schauderdinge darüber, wie er das Kind seines Bruders mißhandelte. Man munkelte, daß er darauf ausgehe, den Jungen aus dem Wege zu räumen, um schließlich selbst Besitzer des ganzen Vermögens zu werden. Aber wie ich schon zuvor sagte, niemand mochte den Mann leiden und sie haben ihn vielleicht zu ungerecht beurteilt.

Nachdem die Dinge auf diese Art eine Weile weitergegangen waren, beobachtete eines Abends ein Bauernbursche, den man in Tagelohn genommen hatte, um Landarbeiten auf dem Gutshofe zu verrichten, daß der kleine verwaiste Vanhome noch blasser und elender aussah, als gewöhnlich, denn der Junge war immer sehr zart gewesen, und dies ist auch mit ein Grund, warum ich glaube, daß an seinem Tod, von dem ich Ihnen jetzt erzählen will, nur seine schwache Konstitution die Schuld trug und nichts anderes. Der Tagelöhner schlief in dieser Nacht in der Farm. Ungefähr um die Stunde, zu der gewöhnlich alles schlafen ging, verließ dieser Mann, ermüdet und schläfrig

von seiner Tagesarbeit, seinen warmen Platz am Küchenherde, um sich zur Ruhe zu begeben. Auf dem Wege nach seiner Schlafstelle mußte er an einer Kammer vorbei — gerade derselben Kammer, Herr, in der Sie heute schlafen werden, — und hörte dort den kleinen Waisenknaben mit unterdrückter Stimme jämmerliche Bittworte ausstoßen. Und als er unwillkürlich stehen blieb, unterschied er auch die Stimme des älteren Vanhome, aber ihr Ton war hart und böse. Das dumpfe Geräusch niederfallender Schläge folgte. Jeden Schlag begleitete ein Stöhnen oder ein Wehgeschrei, und so ging es eine Weile weiter. In der ersten Empörung über diese rohe Gewaltthätigkeit war der Mann nahe daran, die Thür einzuschlagen, um sich ins Mittel zu legen, aber er besann sich rechtzeitig, daß er am Ende nur selbst Unannehmlichkeiten davon haben und dem Knaben doch nicht helfen könnte, und so ging er vorbei und zu Bette.

Nun, was soll ich Ihnen sagen, Herr: am folgenden Tage kam der Junge nicht, wie es sonst seine Gewohnheit war, zu den Feldarbeitern hinaus. Er war schwer erkrankt. Aber erst am folgenden Nachmittag wurde nach einem Arzt gesandt, und obwohl der im Laufe der Nacht noch kam, war es doch schon zu spät — der arme Knabe starb noch vor dem nächsten Morgen.

Die Sache machte viel Gerede und böses Blut, aber es konnte nichts gegen den Vormund bewiesen werden. Eine Zeitlang wurden Anstrengungen gemacht, die ganze Geschichte gründlich untersuchen zu lassen. Und vielleicht wäre es auch dazu gekommen, wenn nicht gerade damals das allgemeine Interesse durch die im Lande umlaufenden Kriegsgerüchte gänzlich in Anspruch genommen worden wäre.

Vanhome trat nun in die Armee des Königs ein. Seine Feinde behaupteten, er fürchte sich, auf der Seite der Rebellen zu kämpfen, weil, wenn diese unterlägen, sein ganzes Besitztum eingezogen würde. Aber die Ereignisse haben gezeigt, daß, wenn dies wirklich seine Befürchtung war, er gerade das verkehrte Mittel gewählt hatte."

Der alte Mann machte eine Pause. Das lange Sprechen hatte ihn sichtlich ermüdet. Minutenlang herrschte ungebrochenes Schweigen. Gleich darauf sprach der Fremde den Wunsch aus, sich zurückzuziehen. Er erhob sich, und sein Gastgeber nahm ein Licht, um ihn nach seinem Zimmer zu begleiten.

Als Gills auf seinen gewohnten Platz in dem großen Armstuhle am Herdfeuer zurückkehrte, war seine greise Ehegenossin schon schlafen gegangen. Der einfachen Sitte jener Zeit gemäß stand das Bett in demselben Raume, in dem sich die drei Personen während der letzten

Stunden aufgehalten hatten. Und nun unterhielten sich die beiden alten Leute über die seltsamen Geschehnisse des Abends. Die Nacht rückte immer weiter vor, aber Gills zeigte noch keinerlei Verlangen, seinen bequemen Lehnstuhl zu verlassen, sondern saß noch immer über die glühenden Kohlen gebeugt und wärmte sich die Füße. Allmählich aber begannen die heimtückische Hitze und die späte Stunde ihre Wirkung auf den alten Mann geltend zu machen. Das schläfrige, gliederlösende Gefühl, das wohl jeder kennt, der sich einmal von einem Kohlenfeuer hat durchwärmen lassen, schlich ihm durch alle Adern und Sehnen, und seine Stimme verlor sich in einem undeutlichen Gemurmel. Er legte sich in seinen Stuhl zurück und schlief ein.

Eine ganze Zeitlang lag er so in festem Schlummer. Er hätte nicht sagen können, wie viele Stunden inzwischen vergangen waren; aber kurz nach Mitternacht wurden die erstarrten Lebensgeister des Schläfers mit einem Schlage erweckt. Er hörte einen Schrei, wie ihn ein starker Mann im letzten Todeskampfe ausstößt — einen schrillen, nicht sehr lauten, aber grauenhaften Ton, der wie kalter, polierter Stahl ins Mark drang. Sofort völlig ermuntert, richtete sich der alte Mann in seinem Stuhle auf und lauschte. Eine Minute lang herrschte wieder das feierliche Schweigen der Mitternacht. Dann hallte von neuem der gräßliche Schrei, so wild und klagend, daß es dem Lauscher das Haar zu Berge trieb. Im nächsten Augenblick ertönten draußen auf dem Flur hastige Schritte. Die Thür wurde aufgestoßen, und der Fremde, der mehr einem Toten, als einem Lebendigen glich, stürzte in das Zimmer.

„Ganz weiß!“ schrie die vom Gewissen gepeinigte Kreatur, — „ganz weiß, und mit den Sterbekleidern an! . . . Die eine Schulter war bloß und ich sah“ — er flüsterte leise — „ich sah blaue Streifen darauf . . . Es war gräßlich, und ich mußte laut aufschreien. Er kam auf mich zu! Bis an mein Bett! Seine dünnen Hände streiften fast mein Gesicht . . . Ich hielt es nicht aus und lief davon.“

Der Unglückliche ließ das Haupt auf seine Brust sinken; ein krampfhaftes Röcheln erschütterte ihn; und seine Gestalt schwankte hin und her, wie ein Baum, an dem der Sturmwind rüttelt. Bestürzt und ergriffen sah Gills seinen Gast an, der den Eindruck eines Geistesgestörten machte, und wußte nicht, was er antworten und wie er sich verhalten sollte.

Mit vorgestrecktem Arm und weit gespreizten Fingern, die Augenlider geschlossen, wie ein Mensch, der sich vor einem Blitzstrahl schützen will, taumelte der Fremde wieder zur Thür hinaus, und einen Augen-

blick später stürzte er wie besessen über den Korridor, der durch die Küche auf den äußeren Weg führte. Der alte Mann hörte den Klang seiner Schritte in der Ferne verhallen. Dann trat er zurück und ließ seine erschöpften Glieder wieder in den Stuhl sinken, aus dem er auf so seltsame Weise aufgeschreckt worden war. Es dauerte einige Minuten, bis er sein Gleichgewicht wiedergefunden hatte. Auffallenderweise hatte das wahnwitzige Gebahren des Fremden seine Frau nicht aufgeweckt; sie schlief so tief und ruhig wie vorher.

Ein anderes Bild: die Einschiffung der britischen Truppen nach ihrem fernen Vaterlande, dessen Monarch fortan niemals wieder das Szepter über dieses ihm dank seiner unklugen Tyrannei verloren gegangene Reich schwingen sollte. Mit düsteren Mienen und gedämpften Schritten bewegten sich die Abteilungen der Soldaten vorwärts. Ein Boot nach dem andern füllte sich, und nachdem ein jedes seine lebendige Fracht auf die Schiffe abgeladen hatte, die, im Begriff die Anker zu lichten, im Strome lagen, kehrte es zurück und war bald darauf mit neuer Ladung versehen. Und dann war auch für den letzten Mann die Zeit gekommen, sein Auge zu erheben und noch einen letzten Blick auf Englands stolzes Banner zu werfen, das in schlaffen Falten vom Flaggenmast des Küstenforts herunterhing.

Als ein mahnendes Trompetensignal die Nachzügler zur Eile trieb — solche, die noch Abschied von Freunden nahmen, und solche, die die Erledigung von Privatangelegenheiten bis zum letzten Moment verschoben hatten — kam ein einzelner Reitersmann in wahnsinnigem Galopp die Straße herabgesprengt. Eine rote Schärpe umgürtete seinen Leib. Er hielt gerade auf das Ufer zu, und die versammelte Menschenmenge wich befremdet zurück, als sie seine zerraufte Kleidung und sein geisterblasses Gesicht erblickte. Jäh sprang er aus dem Sattel, warf die Zügel dem Pferde über den Rücken und gab ihm einen scharfen Hieb mit der dünnen Reitgerte. Dann wandte er sich dem Boote zu: eine Minute später und er hätte sich zurückgelassen gesehen. Eben stieß der Kiel des Schiffes vom Landungsplatze ab — der Fremde that einen Sprung — ein Raum von zwei bis drei Fuß lag schon zwischen Bord und Ufer — und kam auf dem Schandeck zum Stehen — König Georgs letzter Soldat hatte den amerikanischen Boden verlassen.

Deutsch von Thea Kraus-Ettlinger.





Das Elend unserer Jugendlitteratur.

Von einem Rezensenten.

Ich denke der goldenen Märchenträume meiner Kindheit, — der Zeiten, da im Dämmerlicht die Mutter begann: Es war einmal —, und mit mildem Glanze durchleuchtet die Poesie der Jugend ein Leben in harter Arbeit. Dort, zwischen jenen beiden Tannen, sah ich Hänsel und Gretel Hand in Hand leibhaftig aus dem Walde herausschreiten. Um jenen alten, halbverfallenen Brunnen am Wege tanzten die sieben jungen Geislein mit ihrer Mutter und riefen: Der Wolf ist tot. der Wolf ist tot! Und gegenüber dem Heim meiner Eltern lag das alte Bauernhaus, über das Potiphar den Joseph gesetzt hatte. Noch seh' ich ihn immer rittlings auf dem Strohdach sitzen und vergnügt mit den Beinen baumeln. Was wären die alten Geschichten ohne die lebendige Anschauung? — Seit der Zeit glaubte ich, nicht in abstraktem Begriff, sondern in konkreter Märchenform echte Jugenddichtung zu kennen. Es liegen Urtöne drin; Gott weiß, wer sie gefunden hat! Aber sie bringen zu uns herüber aus dem Frührot des ersten Menschenlebens auf Erden.

Und jetzt ist ein Rudel Maler und Malerinnen fleißig bei der Arbeit und streicht uns dies Frührot der Jugend grasgrün, knallrot, schwefelgelb und kornblumenblau an, wie's ihnen just aus dem Pinsel geht, — himmelblau für die weibliche, blutrot für die männliche Jugend. Der erste Klecks macht sie „bekannt“, der zweite „berühmt“, und die junge Kritik kommt und findet das alles furchtbar reizend, entzückend, himmlisch, grandios, göttlich, teuflisch, haarig, borstig, und die alte Kritik schreibt gelassen von besten Erscheinungen, edelster Sittlichkeit, erziehlichen Zwecken, prächtiger Darstellung, kinderliebem Wesen, anziehenden Stoffen, wärmster Empfindung, bester Empfehlung und höchstem Lobe.

Was will der Klecks noch mehr?

Die Götter seien uns gnädig, wenn die deutsche Jugend so angestrichen wird!

Vor mir liegt ein „Tagebuch“ der kürzlich verstorbenen „berühmtesten“ deutschen Jugendschriftstellerin, die „leider viel zu früh der weiblichen Jugend entrissen wurde“, deren Schriften „in keinem guten Hause fehlen“, wie der Verlag in einer „bei Mangel an Zeit“ — „zur gefälligen Benutzung“ fürsorglicher Weise angebogenen Rezension bemerkt. Hier schreibt Laura am Vorabend ihres 16. Geburtstages: „Zu dichten und zu singen, zu studieren und zu schreiben, mich in die Wunder der Natur zu versenken, stundenlang den gestirnten Himmel zu beobachten, über die Gesetze nachzudenken, welche das Weltall zusammenhalten, das war meine innere Lust; aber Strümpfe stopfen . . . .“ „Doch ein anderes Bild tritt mir vor die Seele. Als ich ihn zum erstenmal im Kreise der Frohen gesehen, erbebte mein Herz (beiläufig gehörte der bebende Muskel einer Fünfzehnjährigen an, die vielleicht noch die Selekta besuchte, wenn sie nicht vorher sitzen blieb). Der Tanz vereinigte uns, aber wir sprachen wenig miteinander, denn er ist unserer Sprache nicht mächtig und ich nicht der seinigen. Seine Zurückhaltung hält man für Stolz und nennt ihn den polnischen Adler. Aber es ist nichts als Traurigkeit . . . .“ Worin die Traurigkeit des edlen Polen ihren Grund hat, sagt Laura uns leider nicht. Ich vermute: in den gänzlichen Mangel an Leibwäsche. Wenigstens fiel mir, als ich von seiner tiefen Traurigkeit las, sofort ein alter Vers bei: Ja, sie haben wirklich Wäsche, jeder hat der Hemden zwei, ob sie gleich zwei edle Polen, Polen aus der Polackei.

Und mit dem Nachdenken der fünfzehnjährigen Laura über die Gesetze, die das Weltall zusammenhalten, ist es auch ein eigen Ding. Man ist gewohnt, an Keplers drittes Gesetz zu denken: Die Quadrate der Umlaufszeiten je zweier Planeten verhalten sich wie die Kuben ihrer mittlern Entfernung von der Sonne, — und an Newtons Gravitationsgesetz: Die Anziehung zweier Körper steht in geradem Verhältnis zu ihren Massen und in umgekehrtem zu dem Quadrat ihrer Entfernung.

Diese Gesetze sind ja im allgemeinen heute noch maßgebend; aber ich glaube doch kaum, daß Laura abends an sie dachte. Höchstens vermute ich, daß bei der „Anziehung zweier Körper“ der Pole vor ihren Augen stand, wie er in traurigen Ellipsen um sie als Brennpunkt herumgondelte. Laura sollte lieber zu Bett gehen oder die Hacken ihrer Strümpfe einmal gründlich revidieren, als derartigen Blödsinn ins Tagebuch schreiben. Es wäre besser für sie und für unsere jungen Mädchen. Das sentimentale Tagebuch ist oft nur die erste Masche zum späteren Novellenstrumpf. Sie sollten besser den Besen führen als die

Feder, dann würden sich die Spinnen nicht so gedeihlich entwickeln in den Ecken. Oder soll es doch ein Tagebuch sein, dann wenigstens eins auf solider Grundlage: Heute Mittag gab es reizenden Pfannkuchen mit himmlischem Salat; ich habe mich furchtbar satt gegessen. Da ich immer wahr bleiben will, muß ich auch noch schreiben, daß ich gestern leider ein halbes Pfund Kaffeebohnen anbrennen ließ, so daß die Küche abends noch roch. — Das ist harmlos und jedenfalls besser, als den Tröster der Nacht anzujammern und Liebe auf Triebe, Sonne auf Wonne, Herzen auf Schmerzen und Lust auf Brust zu reimen.

Ein anderes Bild. Vor zwei Jahren verstarb in Dresden eine „berühmteste" Schriftstellerin — es ist schon die zweite; wir sind überhaupt in der glücklichen Lage, eine große Zahl von „Berühmtesten" zu besitzen —, der der Geist gebot, „in einer so traurigen Zeit wie die unsere, wo materielles und geistiges Elend drohend vorwärts schreiten, dem wachsenden Unheile Einhalt zu thun". Mit Hülfe besagten Geistes schneiderte sie ein moralisches Modell, das auf den Namen Wilhelm hörte, acht Jahre alt, arm, fromm, unglücklich u. s. w. Der Musterknabe trifft ein noch unglücklicheres Tugendfutteral namens Lieschen und schlägt ihr vor, zu beten. Es geschieht. Lieschen meint, es werde wohl Manna regnen. „Aber es ereignete sich etwas, was die Menschen Zufall zu nennen pflegen." Die Pächterin im Dorfe hatte einen diebischen Raben, der eben an dem Tage ein großes Stück Braten erwischte. Er war oft für seine Diebereien bestraft worden. Deshalb flog er — er war sehr schlau — mit seinem Raube durch den Garten, über den Zaun, hinaus ins Feld und ließ sich — er war sehr dumm — dicht neben den Kindern nieder. „Ach, sieh den glücklichen Vogel!" rief das kleine Mädchen laut, als es das große Stück Braten erblickte. Der Rabe hatte ein böses Gewissen, erschrak über den Ausruf des Kindes, flog auf und ließ seinen Braten in Stich. Nun erhebt sich der auch sonst bekannte Wettstreit zweier edler Seelen und schließlich trabt der Knabe, die größere Portion Edelsinn im Herzen und seinen Hunger im Magen, nach Hause. Was schadet es? Herzbrechendes Schluchzen der gerührten kleinen Leserinnen geleitet ihn zurück ins Elend des Tages.

Die Geschichte von der Speisung durch einen Raben ist ja auch sonst bekannt, z. B. bei dem Propheten Elias im alten Testament. Aber im ganzen ist es doch gut, daß die zweite der Berühmtesten nicht für arme Kinder, sagen wir: nicht für eine Zahlungsfähigkeit von etwa 10—25 Pfennig schreibt. Denn wenn ein hungerndes Proletarierkind, durch die Lesung verführt, auf den Gedanken kommen sollte, nun im

Felde ebenfalls einen angewandten Raben mit Braten oder dergleichen zu erwarten, so ist die Geschichte im ganzen doch unsicher und wenig rätlich.

Auf den moralischen Herkules von acht Jahren folgt ein neunjähriger Reflexions-Herkules weiblichen Geschlechts: das Alpenkind Heidi. Frage: „Wenn es aber von ihm (Gott) selbst kommt, was so ganz traurig und elend macht, was kann man da dem lieben Gott sagen?"

Antwort: „Dann muß man warten und nur immer denken: jetzt weiß der liebe Gott schon etwas Freudiges, das dann nachher aus dem anderen kommt, man muß nur noch ein wenig still sein und nicht fortlaufen. Dann kommt auf einmal alles so, daß man ganz gut sehen kann, der liebe Gott hat die ganze Zeit nur etwas Gutes im Sinn gehabt; aber weil man das vorher noch nicht sehen kann, sondern immer nur das furchtbar Traurige, so denkt man, es bleibe dann immer so."

Sehen wir den schwammigen Stil an, den lauen und flauen Traktatenton der Antwort, so kommen wir notwendig auf den Gedanken, daß der Sprecher unter moralischen Betrachtungen ergraut ist. Aber nicht doch! Die Frage stellt der alte Alm-Öhi, und die Antwort giebt das neunjährige Kind. Entweder muß die Schweizer Jugend ganz andere Moralisier-Genies aus sich heraus stellen als die norddeutsche, oder die Tendenz ist mit der Verfasserin durchgegangen. Sie weiß sonst so prächtig zu charakterisieren, aber sowie eine ihrer Personen ein religiöses oder moralisches Thema anschlägt, schlägt sie unfehlbar um in unkindlich langen Wortschwall, und das neunjährige Mädchen, das Heidi, geht dahin unter der Bürde altersgreiser Reflexion und redet Sentimentalitäten herunter wie Wasser. Daß das Kind die Antwort, wie es heißt, „in seinen Erlebnissen suchte", macht die ungeheuerliche Psychologie nicht annehmbar. Bis auf weiteres glaube ich, daß in den Knaben und Mädchen der Berge dieselbe frische, harmlose Naturfreude gedeiht wie in der Jugend der norddeutschen Tiefebene. Ja, wozu dann dieser unkindliche Wortreichtum ihrer religiösen Betrachtungen? Der moralische Dialog fließt spärlich; es ist gesunde Volksart, und das ist gut so. Das darf litterarisch nicht verzerrt werden, sonst wird es zur verlogenen Frömmelei.

Die „Maiblumen" schildern zwei Familien. In der Dachkammer die entsetzlich arme Schlosserfamilie, im Salon die des Geh. Domänenrates. Hier natürlich Betrug und Unterschlagung aller Art, um den Aufwand zu bestreiten, dort Edelsinn bei unverschuldetem Elend. Die Tochter des Geheimrates kriegt Lust, ihr schadhaftes Gebiß durch die schönen, weißen Zähne der Schlosserstochter zu ergänzen und bietet ihr

für jeden Zahn ein Goldstück. Es folgt der übliche Kampf, und schließlich läßt das Mädchen sich zwei Zähne ausreißen, um für den Erlös ihren Eltern eine Weihnachtsfreude zu machen. Die Goldstücke bringen dann die Familie in ungerechten Verdacht und in großes Leid. — Wo kommt denn dergleichen vor, oder ist es wenigstens wahrscheinlich, daß so etwas vorkommt? Die Geheimratstochter geht in solchen Fällen doch gleich zum Zahntechniker.

Ein alter, grimmbärtiger Oberförster, der großen Abscheu gegen Blaustrümpferei besitzt, wird von der Verfasserin durch die Erzählung kuriert, daß Agnes Franz mit ihrem Honorar vier Waisen aufzieht. — Ich stelle die Thatsache, daß Agnes Franz vier Waisen aufzieht, nicht in Abrede. Aber die Schriftstellerin, welche diese Geschichte erzählt, verdient damit nicht eine einzige Waisenknabenhose als Honorar.

Aus Liebe zu den armen, blinden Heiden opfert ein sehr frommes Mädchen ihr goldenes Kreuz, und diese Liebe bringt ihr zum Lohn eine recht gute Partie ein. Überhaupt ist der Lohnbegriff in vielen Jugendschriften stark ausgeprägt: In der Jugend leichtsinnig und heiratstoll, um die Dreißig herum vom Herrn erweckt und Frau Pastorin, — dergleichen kehrt öfter wieder. Verlogene Empfindung und fades Süßholzraspeln bildet lange Jahre den Lebensinhalt, ein ewiges Flanieren tritt an die Stelle des Soliden, und der Zweck des Lebens ist die gute Partie. Hat diese Gesellschaft recht viel genossen und ist sie in ihrem Streben, diese gute Partie zu machen, gescheitert, dann wird sie fromm — aber nicht gut vor den Dreißig! — und ergeht sich in schwungvollen Schilderungen, wie sie endlich Ruhe der Seele gefunden. In der Jugend das Verlieben, im Alter das Frommsein, — welch widerliches Spiel mit der Liebe und mit der Frömmigkeit! Wenn man zu nichts mehr taugt und in die bedenklichen Jahre kommt, dann fängt man an zu beten, — welch eine Verstörung der einfachsten sittlichen Begriffe, auf denen das Volksleben ruht! Welch eine Unnatur vor Gott und Menschen!

Zum Schluß eine andere Tonart: „Plötzlich fühlte ich, wie ein Arm sich um meine Schultern legte und mich innig an sich zog. Voll Entsetzen fuhr ich auf. Waldemar hielt mich umschlungen. Mit einem Schrei riß ich mich los und stand vor ihm, zitternd vor Aufregung. Nein, Waldemar, nicht so! rief ich heftig. Du kannst Adele entsagen, ich aber werde nie die Deine. Überwältigt von einer Flut von Gedanken und Gefühlen, stöhnte ich laut auf und verhüllte mein Gesicht mit dem Tuche .... Da kam es plötzlich über mich wie ein Feuerstrom. Mit einem lauten Aufschrei meiner armen, gequälten Brust hätte ich mich

an sein Herz werfen und ihm sagen mögen, wie heiß, wie über alle Begriffe ich ihn liebe .... O Lilly, Du darfst mir nicht alle Hoffnung rauben, Adele ist zart, sie kann sterben. Frevle nicht, Waldemar! rief ich empört, nach Atem ringend; ich hielt mich kaum aufrecht. Da aber senkte Waldemar mit einem dumpfen Schrei den Kopf in beide Hände und schluchzte. Ich hätte sterben mögen vor Jammer und Weh bei diesem Anblick. Sanft schlang ich meinen Arm um sein liebes Haupt, drückte einen Kuß auf seine Stirn und sagte leis: Verzeih mir! .... Er sprang wild auf, und ehe ich es hindern konnte, zog er mich an seine Brust, und für einen Augenblick war die Welt für mich verschwunden. Aber schon im nächsten drängte ich den Geliebten von mir und stürzte davon. Er wagte es nicht, mir zu folgen, und bald sank ich wie leblos in meinem Zimmer zusammen ....“

Unter: entsetzen, umschlingen, schreien, zittern, entsagen, stöhnen, verhüllen, quälen, rauben, sterben, freveln, ringen, schluchzen, schlingen, davonstürzen und zusammensinken thut die „bedeutendste unserer Jugendschriftstellerinnen“ es nicht. Es fehlt ihren Helden und Heldinnen nur noch das Verrücktsein und Blödsinnreden, aber das steht ja zwischen jeder Zeile. Und dies Wühlen in Verschrobenheit und Heuchelei, dieser Massenkonsum von Empfindung im Superlativ, diese Verkehrung natürlicher Feinfühligkeit in Hysterie und geistige Bleichsucht soll unsere Mädchen für schönes und edles Thun begeistern. Mehr noch: diese Jammergestalten sollen ihre Ideale in Gegenwart und Zukunft sein.

Im Handumdrehen, zwischen Morgen und Abend wird aus dem trägen Lieschen das fleißige Lieschen, aus dem jähzornigen Robert der sanftmütige, aus dem Rauhbein Grete das sittsame Gretchen, aus dem Teufel ein Engel. Die Alten glaubten an die Macht der Wünschelrute; die Wünschelrute ist nichts gegen diesen Wuptizitäts-Kursus in Anstand und guter Sitte. Die Alten glaubten an die langsam und beharrlich eindringende Macht der Erziehung; hier finden wir eine pädagogische Schnellbleiche von verblüffender Wirkung, widerlich und aufdringlich in der Handhabung.

Und Kinder werden von diesen litterarischen Damen erzeugt, gegen die Herkules mit seinen Arbeiten der reine Waisenknabe ist! Sie fassen Entschlüsse, an denen ein Mann zu thun hat. Sie weinen im Alter von neun Jahren „Thränen der Erschütterung“ angesichts des Regenbogens, wie kein überständiger Meergreis sie salzhaltiger produziert. Die dreizehnjährige Hertha steht an der Wiege eines Kindes, dem die Mutter gestorben ist. Sie „weint, ringt nach Ruhe und Fassung“ und

sagt endlich zum Vater: „Ich bete für Ihr Kind, möge Gott Ihnen reichen Segen in ihm geben.“ — „Wie verließen Sie meinen Schwiegersohn?“ wird die Dreizehnjährige später gefragt. Und das Kind antwortet: „Ganz gesund und geliebt und bewundert von jedem, der das Glück hat, ihn zu kennen.“ In denselben Reporterstil schlägt auch das Bekenntnis der vierzehnjährigen Manai aus: „Mein weiches Herz leidet durch die kalte Überlegenheit solcher Verstandsnaturen.“ Sagen die Gören einen auswendig gelernten Spruch her, oder sind sie Mitarbeiterinnen am Intelligenzblatt für Kralau an der Lusse? Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein! So lange auf deinen litterarischen Fluren noch Gören erzeugt werden, die so durcheinander schnattern, klatschen und schwatzen, kokettieren und flanieren, wie die wohlerzogenen Backfische der weiblichen Jugendlitteratur, so lange werden die litterarischen Schnapsnasen und Magdalenen, so lange wird auch die Litteratur der brandroten Jugend nicht über deine Grenzen dringen. Kostet dann auch die einzelne Erzählung ihre fünf bis zehn Mark, es ist doch noch kein zahlenmäßig übertriebener Ausdruck für Sittsamkeit und Wohlanständigkeit unserer höheren Töchter.

Wie sittsam und anständig geht es hier nicht zu! Im Park spielt man nur auf prächtigsten Rasenplätzen, in den Zimmern tritt man nur auf schwerste Teppiche — in den älteren Erzählungen Smyrna, in den neueren Brüssel —, an der Tafel speist man nur aus uraltem Familiensilber. Man empfängt und erwidert mit Vorliebe Besuche von Offizieren, Freiherren, Baronen und sonstigen edlen Menschen, mitunter wird sogar ein lebendiger Graf zum Nachtisch herumgereicht. Ist aber ein Schultze, Lehmann oder Schmidt so von Gott und aller Welt verlassen, daß er nicht den geringsten Titel aufzuweisen vermag, dann muß er wenigstens eine anständige Vermögensziffer als Passierschein aufweisen können. Nur die jungen Helden bilden eine Ausnahme. Bei ihnen kommt der Mensch und namentlich die frohgelockte Jugend zur Geltung, und es genügt, daß sie himmlisch dichten, singen, flöten, tanzen, küssen und stets in der Lage sind, ihre Herzensflamme aus wütender Ochsengefahr oder brennenden Hausesnöten zu erretten. Dann heimsen sie stehenden Fußes den Dank eines kaum noch der Atmung beflissenen kleinen Herzens ein, den wonnigen Druck der weichen Hand — natürlich dänisch Leder, die Nummer ist mir entfallen — und fühlen den ersten seligen Kuß auf den Lippen.

Als Gegenstück zu dieser glänzenden Dekoration mit Adel, Geld und Heldensinn finden sich einige alte Möbel oben in den Erkerstübchen

und dazwischen die entsprechenden lebendigen, zunächst die Tante als stehendes Inventarstück. Sie hat unglücklich geliebt und erzählt dem Backfisch mit von Wehmut verschleierter Stimme ihre Geschichte spät abends beim Mondenschein. Erfolg: herzbrechendes Schluchzen, starke Salzwasserproduktion, krampfhaft verschlungene Hände und aufgelöste Haarfluten. Zur Vervollständigung des Inventars dienen außerdem alte Ammen, Haushälterinnen und Diener von viel Falten und noch mehr Herzensgüte in diesen Falten, an denen Helden und Heldinnen ihr weiches Herz zeigen. Bei der Verlobung stehen sie gewöhnlich mit segnend erhobenen Händen im Hintergrunde. Dort bewegen sich häufig auch etliche arme Teufel als Versuchskaninchen für Edelsinn und Wohlthun. Sie dienen der gerührten Leserin zum Beweise des Satzes, daß man mit seines Vaters Gelde leicht wohlthun und auf anständige Weise in den Geruch einer edlen Seele kommen kann.

Das Rezept ist sehr einfach: Man nimmt einige Liebespaare, von denen der weibliche Teil möglichst grün sein muß, thut viel Kadetten und Gymnasiasten — seit Aufblühen unserer Marine auch Seekadetten — in genügender Zahl hinzu, garniert sie mit Edelsinn und Dichtkunst, bei älteren Exemplaren mit Reichtum und männlichem Ernst, weil sie sich so besser halten, und setzt das Ganze 200 Seiten lang aufs Feuer, bis die ersten Verlobungen heraussteigen. Gelingt es, noch einige unglückliche Liebschaften zu erzeugen, die am passendsten auf männliche Entsagung, Afrika und große Entdeckungen bezw. auf barmherzige Schwester und unendliches Wohlthun hinauslaufen, so wird dadurch der Wohlgeschmack nur gehoben.

Selbstverständlich ist die Verwendbarkeit des Rezeptes mit einmaliger Mischung nicht erledigt, vielmehr genügt es für Dutzende von Erzählungen. Es kommt nur darauf an, den einmal zugeschnittenen Stoff etliche 24 Mal zu ändern, zu falten, zu wenden oder zu kehren; natürlich muß die Garnierung auch immer neue Zuthaten aufweisen. Aber eine geschickte Schneiderin wird durch derartige Kleinigkeiten nie in Verlegenheiten gesetzt, und die Damen-Konfektion dieser Sorte weist auch stets ein wohlassortiertes Lager von Neuheiten und Eingängen auf. Bei der üblichen Bogenschinderei, die es nicht gern unter 200 Seiten thut, bleibt reichlich Raum, den Stoff zu recken und zu strecken. Man stopft fleißig Reflexionen, Gefühlsdeklamationen und butterweiche Lyrik dazwischen und setzt irgend einen wohlriechenden Titel wie: Veilchenmoos, Maiblumen, Im Rosengarten der Jugend, Blütenleben, Kränzchen, Immergrün u. s. w. darüber, und dann erscheint es, „um dem

unablässigen Drängen meiner jungen Freundinnen", wie die Verfasserin, — oder „einem tiefgefühlten Bedürfnis", wie der Verleger sagt, „entgegenzukommen".

Sind diese Bilder mit photographischer Treue gezeichnet, so giebt es in unserer weiblichen Jugend nirgends sittlichen Ernst, dagegen überall das widerlichste Tändeln mit der Arbeit, heillose Verflachung des Lebens und ein übermäßiges Jagen und Haschen nach Genuß. Der ganze Lebensrahmen wird ausgefüllt durch lebende Bilder, Theateraufführungen, Tanzunterricht, Lämmerball und nichtssagendes Plapperwerk. Überall herrscht leichtsinniges und gedankenloses Sinnenleben. Der Backfisch der Litteratur ist nichts, er hat nichts, er weiß nichts, er kann nichts außer ein wenig malen, ein wenig kerbschnitzen, ein wenig Klavier spielen, ein wenig singen, viel Morgenschuhe sticken und wenig Strümpfe stopfen, gut tändeln und schlecht nähen, viel flanieren und wenig rot werden, und sein ganzes Leben dreht sich um diese Frage: Wie kleide ich mich recht hübsch, wie setze ich den Fuß vor, wie senke ich verschämt die Augen, wann schlage ich sie seelenvoll auf, um möglichst bald eine gute Partei zu machen? Auf diesem Zapfen läuft mit regelbestätigenden Ausnahmen unsere weibliche Jugendlektüre in all ihrer Plattheit und Widernatur.

Sie kennt fast nur die Schwingungsebene zwischen Kränzchen und Verlobung. Mit der Kränzchenbildung beginnt es, und zuletzt steigt der Bräutigam herauf, wie in den Schießbuden der Jahrmärkte beim leisesten Antippen der Scheibe der Hanswurst. Dann sinkt sich alles selig gerührt und unter einigen Dutzend Ach! und O! in die Arme, der Vorhang fällt vor dem Ehebett, und das Publikum geht befriedigt nach Hause. Es ist wieder einmal reizend, entzückend, himmlisch gewesen.

Aber es weht zu viele Treibhausluft durch diese Geschichten, und Treibhausluft taugt nicht für unsere Mädchen. Es fließt zu viel süßliches Zuckerwasser darin, und Zuckerwasser widert auf die Dauer an. Sie sollen frisches Quellwasser trinken und die reine Luft des Frühlingswaldes atmen, und daran fehlt es in ihrer Lektüre. Es steckt zu viel süßliche, faule Empfindelei und unwahre Empfindung darin. Die Götter seien uns gnädig, wenn das der deutsche Backfisch ist! Sie mögen auch gestatten, an der Wahrheit der litterarischen Zeichnung zu zweifeln. Die deutsche Hausfrau ist besser, als man von dem Backfisch der Litteratur erwarten kann. Jene hat eigene Tiefe, dieser kennt nur eine äußerst flache Entwickelungskurve. Aber diese gemeine Spekulation auf die allergemeinste Lesewut setzt man unsern Mädchen vor, und sie ver-

schlingen es. Und da wundert man sich noch, wenn der von litterarischen Liebschaften angesteckte Backfisch eine — meinetwegen Gymnasiastenliebschaft anbändelt und so ein Experiment macht, für unbestimmte Worte und verworren durch die Phantasie schwirrende Neigungen das eigene Ich als bestimmte Größe einzusetzen. Aus den süßlichen Geschichten, die keiner Wirklichkeit entsprechen, saugen unsere Mädchen jene verschrobenen Ansichten von Glück, Liebe, Ehe, die später ihnen wie ihren Männern das Dasein verbittern, bis es des Lebens Ernst gelingt, die Auswüchse einer verbildeten Phantasie zurückzuschneiden auf das Erreichbare. Ihre der Lektüre entnommenen Ideen suchen sie als Ideale in der realen Welt und werden überspannt und hysterisch wie ihre Lehrmeisterinnen. Gerade für das weibliche Geschlecht ist diese Gefahr so groß, weil es in seiner Organisation zu vorwaltender Phantasiethätigkeit viel mehr neigt als das männliche.

Einen guten Posten Schuld an dem Elend unserer Jugendlektüre hat unstreitig unsere Mädchenerziehung, die zum großen Teil direkt auf Halbbildung losarbeitet. Gerade die höheren Mädchenschulen, namentlich die Privatschulen, weisen wenig tröstliche Erfolge auf. Nur wenige mögen es sein, die ihre Aufgabe ernster fassen; dafür haben sie aber auch täglich mit Konkurrenz- und Existenzsorgen zu kämpfen. Unsere Mädchenbildung ist fast ebenso ungesund und reformbedürftig wie ihre Litteratur. Allmächtig herrscht hier wie dort die Mode; Oberflächlichkeit und Hohlheit stehen ihr zur Seite, und die einfache, gesunde Natur kommt nicht vor ihren Thron.

Wann es besser werden mag? Und wenn ein Engel vom Himmel käme und spräche: Es ist meine sittlich-ästhetische Sendung; ich will die Litteratur eurer Töchter reformieren, — ich fürchte, er wird, wenn er den Greuel erst übersieht, schaudernd wieder heimkehren. —

Es ist selbstverständlich, daß es um die Lektüre unserer Knaben ebenso jämmerlich bestellt ist. Greifen wir den Vielschreiber Nieritz heraus. Er hat etwa 200 Erzählungen — na, sagen wir milde: verbrochen. Denn was bei solcher Massenproduktion für die einzelne Erzählung herauskommt, ist ohne weiteres zu denken. In stofflicher Hinsicht giebt Nieritz der schlimmsten Indianergeschichte nichts nach, und Mordgeschichten wachsen bei ihm wild wie Brombeeren im Walde. Aus einer einzigen Erzählung notiert Wolgast folgende Ausführungen: Mordversuch eines Lehrers an einem Knaben — Hinrichtungsversuch an dem Knaben — Mord durch vergiftete Pfeile und Mordversuch an dem Knaben — Ein Tornado — Überfall durch Sklavenjäger — Ein Sack voll sterbender Negersäuglinge — Sklaven

in der Pestluft des Schiffsraumes — Zwei Kanonenschüsse in den Schiffsraum hinein — Ersäufung eines Säuglings — Ersäufung von 77 kranken Negerpaaren — Brennen der Sklaven — Zermalmung eines Negerweibes durch die Zuckerwalze — Bestrafung eines Negers durch Stockschläge und Selbstmord desselben durch Verschlucken der eigenen Zunge — Tod des Oberaufsehers — Im Käfig von Geiern und Insekten halbaufgefressene Neger — Verbrennung eines Negers —. Das sind sechszehn Greuelszenen auf 125 Seiten, und mehr kann doch kein Mensch verlangen!

Ist aber des Mordens kein Ende, unterbricht er auch wohl den Gang, erhebt den Zeigefinger und fängt an zu mahnen: „Solche mit ihrem Schicksale Unzufriedenen durch den Hinweis auf noch weit beklagenswertere Geschöpfe zu trösten, ist eine von meinen gutgemeinten Absichten. Eine zweite ist die, daß ich meinen Lesern den tiefen, trostlosen Abgrund zeigen will, in welchen die Übermacht unserer Leidenschaft und Sünde uns zu stürzen vermag. Darum, o mein liebes Kind, erzittere vor dem ersten Schritte, mit ihm sind schon die anderen Tritte zu einem nahen Fall gethan." Dann wetzt er sein Messer und schlachtet gemütlich weiter.

Die Sprache handhabt er wie der reine Hinterwäldler. Menschenmägen, Champagnerpfröpfe, zeternde Söhnleins, Bübleins, Sprößleins, — dergleichen Kleinigkeiten machen ihm nicht viel Beschwer. Ohne zu erröten, erzählt er von den Prinzenräubern und ihren bei sich habenden Leuten. Ohne zu erblassen, schreibt er: „Er warf einen halben Blick auf den dahinschwimmenden Weidenknorren und dann sich selbst in die Fluten." Der Briefkastenonkel des Kladderadatsch würde sich Jahre hindurch von Nieritz nähren können: Ein Hemd mit einem goldgestickten Halse; nicht jedes Menschenherz gleicht sich; des Herrn Engel schlug den Herzog Wilhelm mit Fäusten; eine häßlich lebende Kröte; der Däne hörte nie wieder das Gras wachsen (soll heißen: er starb); ein Küchenmädchen, das aus einer rohen Bauerndirne bestand; er verschlang die Käse gleich eitel; wenn der Herr Wilhelm noch immer tückschte: nun so hätte ich als Kurfürst verthan; auf der faulen Bärenhaut liegen; sich die müßige Zeit vertreiben; ein Jägerkleid mit dem übrigem Beirat; zu Fuße fortstrampeln; Schuhmacher für Hände und Füße; sie müßten mit noch halbhungrigem Magen die köstlichsten Gerichte und Leckereien mit dem Rücken ansehen; die Passagiere beäugelten das neue Vaterland; ein Pfützlein Wasser im Helm überbringen; die Tante hat gekiffen; dem Löwen brüselte die Mähne u. s. w. u. s. w.

In zusammenhängenden Sätzen folgen noch einige Belege für den

schülerhaften Stil und die bösartige Logik dieses Vielschreibers: „Bekanntlich besitzt jedes regelmäßige Wohnhaus einen Schornstein, durch welchen der Rauch unseres Herd- und Ofenfeuers entweicht; so auch jeder Erdteil seinen Rauchfang oder seine Nase, die seinem Innern frische Luft zuführt und den verbrauchten Atem wieder von sich stößt. Europa hat nicht weniger denn drei solcher Hauptnasen oder Rauchfänge." Das soll vielleicht geistreich sein! — Weiter: „Welch ein langer, glanzvoller Schweif dem Monarchen voran und nachging!" Der vorangehende Schweif ist auch nicht übel. „Hurr! glitten die beiden Buben im Nu am Stamm hernieder, nicht darauf achtend, daß ihre Beinkleider von hervorstehenden Astknorren übel zerfleischt wurden." — „Wie ein Bild, das man Kindern in einem Guckkasten flüchtig vorübergehen läßt, also das Eismeer mit seinen unbeschreiblichen Erhabenheiten, die leider gewöhnlich nur von thran- und fischbeinsüchtigen Augen angestarrt werden." Zum Schluß noch ein prächtiges Bild: Es ist eine Taube des Friedens, die dem Egede das Ölblatt im Schnabel entgegenträgt. Und diese Taube — war der Schornstein der Hütte, und das Ölblatt — ein dünner Rauch, welcher jenem entstieg. (Schluß folgt.)



Berliner Kunstsalons.

Wer Gelegenheit hat, seit Jahren die Äußerungen des Kunstlebens zu überschauen, der wird bemerkt haben, daß sich in der Anteilnahme an Darbietungen der Kunst eine merkliche Wandlung vollzogen hat. Vor nicht allzulanger Zeit stand in der Hauptstadt das musikalische Interesse allem anderen geistigen und künstlerischen voran, ihm folgte Ende der achtziger, Beginn der neunziger Jahre das litterarische Interesse, die heißen Kämpfe, der Sieg in Bühne und Schrifttum; und nun stehen wir schon seit zwei Jahren unter dem Zeichen der „bildenden" Kunst. Nicht, daß die Vorliebe für Musik oder Theater geringer geworden wäre; noch haben die Segnungen des Erreichten in keiner Weise an Kraft verloren, ja, sie sind immer breiteren Schichten zugänglich geworden, — aber sie erregen nicht mehr die Gemüter, halten uns nicht mehr in Atem: Was wird nun gebracht werden? Diese Frage gilt in Berlin heute vorzüglich der bildenden Kunst. Und wenn auch in Berlin kaum Kunst mit lokalem Charakter geschaffen wird, so ist es doch das Herz des Kunstlebens, das Herz, das ja auch nur den Pulsschlag des Blutes angiebt, das andere Organe bereiten, und das doch als treibende Kraft den wichtigsten Teil des Körpers darstellt. Warum heute die bildende Kunst in den Mittelpunkt gerückt ist? Dafür giebt es viele Gründe, aber der wichtigste — dünkt mich — ist der Aufschwung des Kunstgewerbes; jene Bewegung, die, von England ausgehend, sich wie eine Flutwelle über Deutschland ergoß; wichtig ist auch die Wandlung in den ver-

vielfältigenden Techniken, der Sieg des Plakats, des modernen Witzblattes. Dadurch, daß der Schaffende nicht mehr außerhalb unseres Lebens stehen wollte, nur einem Schmuckbedürfnis genügend, daß er auch das Bild des Hauses, der Straße umzumodeln begann, daß er zu uns kam, statt daß wir ihn aufsuchten, wie vordem, damit packte er das Problem bei den Hörnern.

Und eine äußerliche Erscheinung zeigt diesen Umschwung. Noch vor wenigen Jahren besaß Berlin neben der großen Kunstausstellung im Glaskasten an der Lehrter Bahn nur zwei Salons: Schulte und Gurlitt. Schulte, reich besucht von aristokratischem Publikum, verschloß sich jeglicher Moderne, Gurlitt, nur von wenigen Kunstfreunden aufgesucht, bot das Beste zeitgenössischer Bestrebungen und stieß in der Kritik wie bei den Massen nur auf Spott und Verständnislosigkeit. Die Akademie hatte es nur selten für nötig gefunden, in ihren Räumen uns irgend etwas zu bieten, desgleichen waren die Sonderausstellungen des Kunstgewerbemuseums selten von Bedeutung; die Nationalgallerie folgte nicht — wie heute — allem Neuen, und die Ausstellungen des Künstlervereins brachten nur die gangbare Marktware. Und heute? Von der Jahresausstellung hat sich die Sezession abgezweigt, hoffentlich zu Nutzen beider. Wo zwei in Wettbewerb treten, kommt es meist dem Dritten zu gute, — und der Dritte ist hier der Beschauer. Die Nationalgallerie ist ein modernes Kunstinstitut geworden; die Akademie ist aus ihrer Reserve getreten und hat Ausstellungen wie Menzel, Böcklin und jetzt des Pariser Salons geboten, die Ereignissen gleichkommen. Das Kunstgewerbemuseum führt in vorzüglicher Weise die Entwickelung und den augenblicklichen Stand irgend einer graphischen oder gewerblichen Technik vor, indem es alle Kulturländer in gleicher Weise berücksichtigt. Die Zahl der Salons, die im Winter vierzehntägig oder monatlich wechselnde Ausstellungen zeigen, ist aber von zwei auf sechs gestiegen, und fünf dieser Unternehmungen erfreuen sich außergewöhnlich reichen Zuspruches.

Nicht alle diese Kunststätten gleichen sich in der Tendenz, jede hat ihren ausgesprochenen Charakter, ja, man möchte behaupten, auch sein aus anderen Kreisen sich rekrutierendes Publikum. Der Salon von Cassierer hat das einfachste und vornehmste Gepräge, bringt nur Malerei und Plastik; die ersten Künstler des Jahrhunderts, die Franzosen Manet, Monet, Raffaeli, Degas, der Bildhauer Meunier, Holländer wie Israels, Deutsche wie Thoma, Liebermann, Trübner waren da zu sehen; ein ausgewähltes, modernes Schaffen, Namen vom besten Klang, denen doch das breite Publikum — mag es sie auch im Munde führen, weil sie nun einmal bekannt und berühmt sind! — meist ziemlich verständnislos, ja, feindlich gegenübersteht. Es ist eine Kunst der Sammler und Liebhaber, die sich exklusiv hält und sich, wie absichtlich, nicht an jeden wendet. Künstler, Sammler, Studierende, Museumsbeamte, Kunsthistoriker stellen hier wohl das Hauptkontingent der Besucher. Der Kunstsalon Gurlitt hat sich durch Cassierer aus seiner führenden Stellung verdrängen lassen, er hat die gleichen Interessentenkreise, nur geringeren Besuch, geradeso wie seine Darbietungen auch sich nicht immer mehr auf der alten Höhe halten. Bei Schulte machte sich in letzter Zeit neben Wertlosem, Repräsentativem, Süßlichem, Patriotischem eine gesundere, lebhaftere Strömung bemerkbar. Die Besucher gehören den gleichen Kreisen an, wie ehedem, Offiziere und Staatsbeamte, Aristokratie und Finanzleute. Man geht dort weniger der Kunst wegen hin, als um Bekannte zu treffen. Ähnlich ist das Publikum des neuerbauten Künstlerhauses. Hier verfügen die Berliner Künstler über reiche, schöne Räume; nur verstehen sie

selten — wie es bei solcher Vereinigung, in der jeder Aussteller sein kann und tausend Rücksichten walten müssen, erklärlich ist —, etwas Ordentliches zusammenzubringen und erdrücken das Gute, was sie bieten, durch das Vielzuviel des Mittelmäßigen. Ein wenig anders ist hier auch das Kolorit des Besuchers, der Künstler und sein Anhang, die Kreise, in denen er verkehrt, Geldleute u. s. f. treten mehr hervor. Im allgemeinen mögen die Kunstausstellungen mehr von Frauen als von Männern besucht sein, weil die ersten über mehr Zeit verfügen: ihre Anteilnahme ist zwar eine rege, aber sie hängt oft nur am Stofflichen und zeigt für die künstlerischen Qualitäten eines Werkes eine ausgesprochene Gefühllosigkeit, so daß bei Frauen das Kunstinteresse stärker, aber äußerlicher, bei Männern schwächer, aber innerlicher genannt zu werden verdient. Keller & Reiner ist ein außergewöhnlich rühriges Unternehmen, das mit einem sicheren Blick und einem modernen Feingefühl für alle Regungen des künstlerischen Lebens geleitet wird. Durch eine Reihe von kleineren Kabinetten, in denen moderne Möbel, Zimmerausstattungen, Keramik u. s. f. zu wohnlichem Ensemble vereint sind — um die Gegenstände sogleich in den Verhältnissen zueinander vorzuführen — gelangt man in den Ausstellungssaal für Gemälde und Skulpturen. In Sonderdarbietungen wird uns das Schaffen einzelner Bedeutender nahe gebracht, oder man versucht, von der Wirksamkeit ganzer Zentren und Länder in geschickter Auswahl einen Begriff zu geben. Das Publikum ist im Hauptkern nicht das der Gelehrten, nicht das einer gewissen Aristokratie, sei es nun des Geldes oder der Geburt, sondern es ist das Publikum der Gebildeten; breite Schichten derjenigen, die vielleicht keine allzufeine Kunstbildung besitzen, aber den Besuch der Salons doch auch nicht nur als Formsache betrachten, sondern mit Eifer, Anteil und Freude bei der Sache sind. Der Salon Ribera endlich erfreut sich im Gegensatz zu den anderen keiner so starken Frequenz, er bringt ausschließlich deutsche Kunst, hat z. B. mit dem Meißner Zwintscher und dem Weimaraner Landschafter Rohlfs einen guten Griff gethan, ist aber sowohl in der Ausstattung wie besonders in der Art des von ihm gepflegten Kunstgewerbes geschmacklos und wenig vornehm. Wenn wir hierzu noch die Volks-Kunstausstellungen zählen, die für den Arbeiter berechnet sind und gute Werke gegen ein nicht nennenswertes Honorar unter geschickter, anregender Führung zugänglich machen — wenn wir das alles zusammenrechnen, so müssen wir zu dem Schluß kommen, daß in Berlin heute die bildende Kunst im Mittelpunkt des Interesses steht. Der Kritiker aber, der unmöglich allen Äußerungen des hiesigen Kunstlebens folgen kann, ist in der glücklichen Lage, sich das Tadeln abgewöhnen zu können; es wird hier im allgemeinen soviel des Guten geboten, daß der Minderwertige nicht in Betracht kommt und übergangen werden kann. Und dann ist es doch eine bei weitem angenehmere, wenn auch schwierigere Aufgabe, zum Verständnis, zur Würdigung des Echten, Innerlichen, Schöpferischen beizutragen, als Schäden aufzudecken, abzusprechen; damit macht man ja weder dem Künstler noch dem Beschauer eine Freude und man sollte es umgehen, wo man es umgehen kann.

Jetzt haben die beiden großen Ausstellungen, die am Lehrter Bahnhof und die Sezession, geschlossen, und schon regt es sich allenthalben zur Winterkampagne. Vorerst ist es die sogenannte französische Ausstellung von Werken aus den beiden Pariser Salons, Champs Elysées und Champs de Mars 1899, die das Publikum fesselt. Was hier geboten wird, ist nicht das Beste französischer Kunstübung — denn gerade die Maler von Weltruf fehlen! —, aber es zeigt das Niveau des fran-

zösischen Schaffens und läßt klar die Unterschiede zwischen deutscher und französischer Rasse hervortreten. Das, was Frankreich fast ein Jahrhundert lang in der Malerei zur Führerin gemacht hat, ist eigentlich nicht die große Anzahl bedeutender Erscheinungen, sondern die Fortschritte auf technischem Gebiet. Niemals ist in Frankreich, wie in Deutschland, die Tradition der malerischen Mittel erloschen; stets sind sie geübt, stets fortgebildet worden, und was an Neuerungen seinen Siegeszug über die Welt machte, ist nicht die neue Auffassung, die Macht einer offenbarenden Persönlichkeit, sondern eine Art des Sehens, die Erschließung neuer Kreise für die künstlerische Wiedergabe. Und hinter dieser malerischen Schulung, die ein Gemeingut der Schaffenden in Frankreich ist, dünkt mich, tritt vielfach die Persönlichkeit zurück. Was in der Paysage intime, in Courbet, Manet, Monet siegend war, ist die Art des Sehens, die Art des Malens. Sie hat belehrend gewirkt, Anhänger, Nachahmer gefunden, ist Gemeingut ganzer Künstlergenerationen geworden, denn es ist etwas, das sich lernen läßt. Was aber einen Menzel, einen Böcklin, Thoma u. s. f. anbetrifft, so haben sie keine Schule gemacht, haben nichts gegeben, was sich erlernen läßt, bei ihnen ist die Persönlichkeit alles, und man muß ein Böcklin sein, um wie ein Böcklin zu schaffen. Und so sind die Franzosen im allgemeinen bessere Maler, die Deutschen aber bessere Künstler; neben dem hervorragenden Geschmack der Franzosen steht ein auffallender Mangel an schöpferischer Phantasie; bei den Deutschen hält oft die Ausführung mit dem Beabsichtigten, Erreichenswerten nicht Schritt; die Franzosen neigen zum Virtuosentum und zu spielerischer Liebenswürdigkeit. Solches gilt natürlich nur zur Charakteristik des Durchschnitts, Frankreich wie Deutschland haben starke, eigenartige Persönlichkeiten hervorgebracht, deren Wirkung und Größe allein in der Kraft und Suggestivität ihres „Ich" liegt; ich erinnere nur an Millet, Corot und Puvis de Chavannes.

Was uns die Ausstellung giebt, muß als malerische Leistungen uns gefallen: ganz Schlechtes wird selbst nicht von akademisch steifen Künstlern geboten; immer ist es etwas, wie Esprit, das uns doch noch behagt, mögen wir sonst die ganze Darstellung so aufgebauscht, unwahr, posiert und rezeptmäßig wie nur möglich finden. Aber daneben ist doch wieder etwas, das uns abstößt, kalt läßt; man fühlt oft, die Dinge sind wissenschaftlich gemalt, mit dem Geist — nicht mit dem Gefühl, und kein Tropfen Herzblut hat sich den Farben beigemischt. 200 Werke umfaßt die Darbietung. Sie zeigen gut die Strömungen der heutigen Kunst unseres Nachbarlandes. Mit dieser Tradition der malerischen Mittel geht Hand in Hand ein treues Festhalten an alten, fast schon überlebten Richtungen, und wir sind erstaunt, Künstler, deren Schaffen uns schon längst historisch geworden ist, entweder noch am Leben zu finden oder in Schülern eine Fortsetzung ihres Seins zu erkennen. Unter diesen 200 Werken befindet sich eine ganze Anzahl hervorragender Schöpfungen, deren Bekanntschaft uns Gewinn ist. So hat man sich nach Reproduktionen die Akte Henners kalt und elfenbeinern vorgestellt und ist erfreut, hier leuchtende, sinnliche Farben in grellen, aber harmonischen Gegensätzen zu finden. Über der Arbeit „Nach dem Bade" von Fautin Latour liegt eine warme, wie feuchte Atmosphäre, und das schwellende Fleisch atmet Leben, ist weich und duftig mit bewundernswürdiger Delikatesse gegeben. Was den Stoffkreis der Vorwürfe betrifft, so liegt zwar in der ganzen Wahl der Motive, in der Art, sie zu komponieren, in den Raum einzufügen, etwas von der französischen Grazie, auch in der häufigen Darstellung weiblicher Reize etwas von der romanischen Sinnlichkeit, aber das eigentliche typische Pariser

Leben mit seinen schillernden Nuancen findet doch mehr in der Karrikatur, in der Illustration, im Plakat sein Spiegelbild, als in der Malerei. Nur wenige Künstler, wie Raffaeli, Adler u. s. f. schöpfen aus dem Leben des Volkes, versuchen, uns das, was sie täglich um sich sehen, ästhetisch genießen zu lassen. Das Landschaftsgefühl des Franzosen scheint mir nicht so innig, wie das des Deutschen, und die Stimmungen sind weniger intim, aber das mag in der fremden Luft und dem fremden Charakter liegen; denn wir empfinden nicht, was hier gegeben ist, als unseren Heimatboden: hier sind wir geboren und hier werden wir sterben; das aber ist eine fremde Sprache, an die unser Ohr sich nicht zu gewöhnen vermag. Das Porträt findet in Paris eine gute, aber repräsentative Pflege. Bonnet — der Lenbach Frankreichs, dem alle Leute von Namen gesessen — erfaßt mit bewundernswürdiger Schärfe, aber kalt, zeichnerisch, hart und klar in der Farbe, wie ein Holbein. Das Bildnis seiner Mutter ist eine innige Arbeit, aber es stören die grellen, unvermittelten Kontraste. Dagnan Bouveret ist viel vornehmer und stimmungsvoller, versteht in der Art des Schotten Whistler dem Bilde einen Gesamtton zu geben, der Farbe wie Stimmung beherrscht, ja, der sich der seelischen Schilderung des Menschen anzupassen scheint. Blanche giebt ein Porträt des Plakatzeichners Jules Chéret; wer die Arbeiten Chérets kennt, muß sagen, so — nur so — habe ich mir den Schöpfer dieser Dinge vorgestellt. Er trägt einen Sammetrock, gelbe Stiefel, das graue Haar fällt in die Stirn, während doch eine breite Locke zurückgestrichen emporstarrt; über einen kleinen Leiterstuhl ist er getreten, so daß der Schenkel auf der Trittplatte ruht, der Fuß auf eine Sprosse gesetzt ist, während der andere noch auf dem Boden steht, in der einen Hand die Palette, mit der andern taucht er den Pinsel in die Farbe; kokett, gespreizt, wendet er den von hellem Licht beschienenen Kopf dem Publikum zu. So, in dieser Pose ist er ganz er selbst, das graziöse Plakatgenie, dessen Welt die des Tanzes und der Varietébühne, dessen Licht das grelle, buntstrahlende der Rampe ist. Mit guten modernen Schöpfungen ist Maufra, Martin, Gaston la Touche vertreten. Eine eigenartige Individualität sehen wir in Levy-Dhurmer. Er ist sehr graziös, aber auch weich und hysterisch; die Welt seiner Kunst war die der Märchen und Träume, seltsame Blüten tragen seine Wiesen, und handgroße Schmetterlinge flattern müde von Blume zu Blume, alles strahlt in bläulichem oder rötlichem Schimmer, und die Menschen, die sich in dieser Welt bewegen, gleichen halbbelebten Schatten, sie sind wesenlos, als gaukelten uns Träume ihre Existenz vor. Der Künstler stammt aus Algier, und seine Kunst hat etwas vom Glanz und Reichtum südlicher Phantastik, während sie die Formensprache der herben Florentiner Frührenaissance entlehnt hat und so einen ganz undefinierbaren Reiz auf den Beschauer übt.

Jedenfalls bietet die Pariser Ausstellung in der Berliner Akademie genug des Interessanten. Ziehen wir das Facit, so ist es, wie gesagt, dies: Wir haben im Durchschnitt unter den Franzosen bessere Maler, unter den Deutschen aber stärkere Künstler. Die französische Kunst ist anmutiger, liebenswürdiger, bestechender von Angesicht, aber die deutsche ist innerlicher, hat mehr Seele. Wohl können wir von den Franzosen lernen, aber was von uns zu lernen wäre, ist unerlernbar: wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen. Georg Hermann.





Neu-Romantik.

Hermann Hesse, Eine Stunde hinter Mitternacht. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1899.

Es liegt ein stiller Glanz über den Worten des Buches. Anspruchslos und tapfer gleiten die Sätze an unser Ohr, und wir freuen uns über den Klang, wenngleich er nicht neu ist. Wir sagen Ja zu den Empfindungen, wenngleich sie nicht tief sind. Wir sind eins mit dem Geiste, wenngleich er nicht ragend ist.

Der Verfasser hat von den Bildern Ludwig von Hofmanns geträumt, er hat den Klängen d'Annunzios gelauscht. Mag er mich schelten, wenn es nicht der Wahrheit entspricht; ich bin beim Lesen von der Vorstellung nicht abgeraten.

Es läßt sich daher denn viel gegen das Buch sagen; aber wie der hoffnungsfreudigste Glaube das schönste Zeichen unserer jungen Zeit ist, so spürt ein feines Ohr auch hier den hellen Grundton heraus, der das Buch als Glied der großen Gemeinschaft erweist, die von der Zukunft träumt, da sie von der Zukunft weiß.

Mit Stolz sage ich, daß sich selbst in diesem kleinen Erstlingswerk — so scheint es mir — Worte finden, die schön sind, ohne den Willen dazu zu haben, die hindeutend sind, ohne seinen Sinn zu zeigen. Es fehlt der Wille; aber es rauscht von Hingebung und Liebe, die zu Stärke und Kraft sich wandeln darf.

Das Schönste: die wunderbare Reinheit und Jugend der Empfindungen, die am Eigensten, Nur-Persönlichen zärtlich hängt, und gläubig sich eine eigene Welt erträumt. Warten wir ab, ob der „Traum vom Ährenfeld", mit dem das Buch hoffnungsvoll schließt, zur Wirklichkeit sich erschließt. Glaube und Liebe, das ist das, worin wir groß werden sollen, und das verleiht dem Kleinsten einen Glanz. Und in den Blättern „An Frau Gertrud" dringen die Worte bis nahe zu den Tiefen der Menschlichkeiten. Die typographische Ausstattung rechtfertigt die Ansprüche, die man an einen Verlag stellt, der — beinahe als einziger — sich zur Aufgabe stellt, jedes Buch sich entsprechend zu drucken; die Ausstattung ist anspruchslos, aber nicht ohne feinen Reiz. Ernst Schur.

Frank Wedekind.

Frank Wedekind, „Der Kammersänger". Drei Szenen. (München, Albert Langen. 1899.)

Ich bin ein persönlicher Freund Wedekinds (für seine persönlichen Bekannten füge ich hinzu: honny soit . . .!) Nicht deshalb, sondern trotzdem halte ich ihn für ein Genie, freilich eines der Übergangszeit; er ist, meine ich, einer der wenigen Wegweiser, die wir heute in der Litteratur haben. Ein recht primitiver, gewiß! Sogar einer, an dem mancher herumgerüttelt hat, so daß er nicht mehr ganz zuverlässig ist, aber so ungefähr zeigt er doch die Richtung an. — Er hat mehr als einer persönliche Feinde, die er brüskiert hat; selten subjektiv, meistens objektiv — sie konnten es nicht vertragen, daß er seinen Cynismus in die That umsetzte. — Es ist ein „böser Kerl", den ich hier verteidigen möchte, am liebsten nicht nur im Rahmen seiner litterarischen Leistungen, sondern

auch als Mensch. Er ist mir wertvoll wie wenige zum Pfadfinden in den Irrwegen unserer Zeit. Er ist vielleicht der erste Klown der neuen Zeit, wobei ich aber das Wort „Klown“ als einen künstlerischen Titel betrachte, etwa in dem Sinne der Ausführungen über das Varieté, wie sie im „Kunstwart“ jetzt öfters wiederkehren — er ist eine Parodie, oder besser: der Embryo der neuen Menschen, er ist (man gestatte mir diese Contradictio in adjecto) ein Zarathustra der Instinkte, der erste Hofnarr des kommenden Zarathustra. Aus seinem Pessimismus, der ihn zu Boden gedrückt hatte, kann er sich nur soweit erheben, wie es vermittels des Cynismus möglich ist, dieses Cynismus, der tiefe Philosophie ist, lachende Philosophie, die aus Thränen geboren ist —. Sein Unglück ist, daß er eine Sprache spricht, die er selbst erfunden hat. Ich habe ihn und die Wirkungen, die er erzielt, studieren können, als wir in Leipzig (ich gehörte dem Vorstande der litterarischen Gesellschaft an) seinen „Erdgeist“ aufführten, den dann unser geistvoller Regisseur Dr. Carl Heine auf seiner Ibsentheater-Tournée noch in Hamburg, Halle und Breslau spielte. — Ich habe bei diesen Aufführungen das Publikum genau beobachtet und gefunden, daß selbst bei den schärfsten Opponenten und denen, die verblüfft den Kopf schüttelten, sich eine gewisse Zurückhaltung offenbarte, die sich aus dem Gefühl erklären ließ, daß hier eine neue Art von Dichtung und von Humor die ersten unbeholfenen Versuche, sich Bahn zu brechen, wage; und daß unter diesen Harlekinssprüngen und Bajazzothränen sich vielleicht, wie unter Schlacken, ein goldenes Samenkorn voll Zukunftswerten verberge. — Wedekind ist ein echter Narr: die Zuhörer lachen bei seinen Scherzen, sie glauben aber, ihn selbst auszulachen. Sein Genre ist das Auffinden des Komischen im Grausigen. Wenn es sich um Ameisenschicksale handelte, würde man ihn einen Tierfreund nennen und einen liebenswürdig-humoristischen Dichter. Er würde dann von dem Leben, Leiden und Tod einer Ameise sprechen und lustig erzählen, wie im Nu die andern Tierchen die Leiche wegschaffen und das Gewimmel sofort seinen Fortgang nimmt. — Aber er fängt als Klown an und endet als Klown. Wenn auf ihn ein Schema paßte, wäre es dieses: lustig deckt er und unnachsichtlich die Schwächen seiner Personen (beinahe möchte ich Opfer sagen) auf; ihre „guten“ Seiten bleiben ihm gleichgültig. So entsteht der seinen Werken eigene Charakter des Kasperle-Theaters oder besser Variétés, der einen komischen Kontrast bildet zu der Tragödie, die sich auf diesem lustigen Postament schwer und psychologisch meistens (nunmehr) folgerichtig aufbaut. Kaum aber fühlt er, daß er tiefere Gefühle erweckt hat, so macht er einen lustigen Satz und wirft mit cynischem Lachen das Ganze um. Es hat keinen Halt auf dem Postament. Dieses Zerstören hat ihm den Vorwurf eingetragen, daß er kein Dichter sei. Vielleicht ist er aber dadurch gerade mehr Dichter (ich sage nicht: „ein größerer“), als die, welche zu bauen anfangen, wo sie erst zerstören müßten.*)

In dem vorliegenden Drama ist er dem Rat derer gefolgt, die ihm wohlmeinend Erfolge zu schaffen suchten: er hat sich „konzentriert“. Deshalb ist es eigentlich kein echter Wedekind. Seine Eigenart, die sich bisher impulsiv und naiv geltend machte, ist hier Schema geworden. Nur am Schluß erkennt man ihn wieder. Der Kammersänger Girardo hat ein achttägiges Gastspiel beendet und muß in wenigen Minuten weiterreisen,

*) Ich verweise auf Wedekinds bisher bestes dramatisches Werk, die Kindertragödie „Frühlings-Erwachen“. (Zürich, Cäsar Schmidt.)

will er nicht den Kontrakt brechen. Da erschießt sich in seinem Zimmer seine Geliebte, die er verlassen mußte. Die Szene, die nun folgt, nimmt es mit den wildesten Aktschlüssen des „Erdgeist" auf. — Der Sänger sinkt neben der Geliebten nieder, ruft sie bei Namen, ist tief erschüttert. Gleich darauf besinnt er sich auf seinen Kontrakt. Er muß arretiert werden. Das ist dann Force majeure. Er schreit also nach Schutzmann und Arzt zugleich. Die Hotelpagen fliegen. Der Wirt versichert, so was komme bei ihm öfters vor, er solle sich nur beruhigen. Und nun der Schluß:

Girardo: „Helene! — Kennst Du mich denn nicht mehr; Helene! — Der Arzt wird ja im Augenblick hier sein! — Dein Oskar, Helene! — — Helene!!

Der Hotelpage (tritt ein): Nirgends ein Schutzmann zu finden!

Girardo (springt auf, indem er Helene auf den Teppich fallen läßt): „Ich muß morgen den Tristan singen!" (an verschiedene Möbelstücke anrennend, ab). Vorhang.

C. Hans von Weber.

O. E. Hartleben.

Ein wahrhaft guter Mensch. Komödie von Otto Erich Hartleben. Berlin, S. Fischers Verlag, 1899.

In einem abgelegenen österreichischen Bauerneste las ich einmal einer Gesellschaft von Lehrern Hartlebens Einakter „Die sittliche Forderung" vor. Die Herren wissen von einem modernen Leben nichts und kennen von der modernen Kunst nicht einmal die besten Namen. Der Einakter aber wirkte. Sie sprachen von einer neuen Lebensauffassung, von einem urdeutschen Geiste, der sich in diesem Werke in ganz neuer Tracht repräsentiere, und von dem „unbezahlbaren Humor", der sonst den Werken der Epigonen fehle. Ich sagte ihnen: „Dieser Hartleben ist ja ein ganz Neuer, ein Pfadfinder, ein vornehmer Künstler deutscher Renaissance. . . . ." Was ich aber aus seiner neuen dreiaktigen Komödie herauslese, ringt sich in mir zum Jubel los. Otto Erich spricht in den reinsten, keuschesten Tönen zur deutschen Volksseele, er belebt und erweckt sie, auf daß sie wieder einmal gesund und kindlich auflache! Was den phantasievollsten Köpfen der modernen dramatischen Schule in ihren kühnsten Wagnissen nicht gelang: den Deutschen eine neue Komödie, ein Werk von allgemeinem Interesse (volkstümlich und doch höchst künstlerisch) zu geben, das vermag Hartleben mit seinem urdeutschen Empfinden, seinem Humor, der feinen, lächelnden Satire und seiner bis ins geringste Detail sicheren Technik.

Doktor Osterberg, der wahrhaft gute Mensch, wird ausgebeutet und hintergangen von seiner Familie, seinen Freunden, von den Enterbten, denen er so gerne Hülfe brächte, von den Besitzenden, welchen er nicht weh thun möchte, kurz: von der Gesellschaft, die ihn seiner stillen Größe, seiner immerwährenden, beunruhigenden Güte halber schließlich noch mit Ausnahmsgesetzen bedroht. Die Menschen fühlen sich in seiner Nähe gepeinigt und gefoltert, in äußerste Ungeduld versetzt, und klagen ihn schließlich an: „Leute wie Sie gehören ins Zuchthaus." Diesen Weisen mit der Schellenkappe, diesen Stolzen in der Messias-Demut, hat Hartleben so meisterhaft gezeichnet, in so wirksamen Kontrast mit seinen Nebenmenschen gestellt, daß ich nicht anstehe, diesen neuen Bühnencharakter in seiner künstlerischen und volkstümlichen Wirkung den besten Figuren der deutschen Litteratur an die Seite zu stellen. Deswegen darf man wohl einige kleine Bedenken

verschweigen und getrost behaupten: „Ein wahrhaft guter Mensch“ ist eine neue deutsche Komödie von bleibendem Werte! Oskar Weilhart.

Reisewerke.

Rudolf Lindau, Zwei Reisen in der Türkei. Berlin, Fontane. 1899. 146 S. M. 3,—.

Die zwei Reisen, die R. L. beschreibt, waren nicht groß und langwierig, auch nicht strapaziös und ertragreich. Die erste, „eine Fahrt durch Kleinasien“, wird im Salonwagen der Anatolischen Eisenbahn gemacht, mit Mitgliedern des Verwaltungsrats derselben. Die ganze Fahrt dauerte 81 Stunden. Wie viel von den Fenstern eines rasselnden, sausenden Salonwagens aus an Reiseeindrücken zu gewinnen ist, erfährt jeder, der im D.-Zug von Berlin bis Frankfurt a. O. fährt. Das beste an diesem Reisebericht ist eine Schilderung türkischer Landwehrleute, die eben eingezogen waren. Die zweite Reise dauerte etwa 4 Wochen. Sie galt den „ägäischen Inseln“ und ward in einem kleinen Salondampfer gemacht, der an den Hauptstädten der Hauptinseln für einige Stunden oder Tage anlegte. Was R. L. da sieht, schildert er, schlicht und angenehm. Doch ist es nicht mehr, als was ein flüchtig Reisender eben sieht, der vorher „keine historische Studien machte und sich nur ein . . . Bild von dem heutigen Zustand . . . verschaffen will“.

Paul Lindau, Ferien im Morgenlande. Berlin, Fontane. 1899. 282 S. M. 3,50.

Pauls Reisewerk ist besser und inhaltreicher als das Rudolf Lindaus. Es enthält hauptsächlich eine Schilderung von Athen, von Brussa und Konia, sodann einige Aufsätze über die „mohamedanische Frauenfrage“, oder vielmehr eine auf der Psychologie des alten, sinnlichen und eifersüchtigen Mohamed aufgebaute Erklärung der verbrecherischen Behandlung des türkischen Weibes. Was Paul L. über die drei Städte schreibt, ist nichts Neues; nur die Schilderung Athens und der Stimmung seiner Bewohner einige Tage vor dem Ausbruch des letzten griechisch-türkischen Krieges ist für das Studium des moderngriechischen Volkes wertvoll. Die Untersuchungen über Mohamed und das Weib werden allgemeines Interesse finden bei dem großen Mangel an derartiger Litteratur. Im ganzen darf man das Lindausche Buch als eine Sammlung ganz netter, aber keineswegs anstrengend zu lesender Zeitungsfeuilletons einschätzen.

P. Göhre.

Litteraturgeschichte.

Richard M. Meyer, Geschichte der deutschen Litteratur im 19. Jahrhundert. Berlin, G. Bondi. 8°. 966 S. M. 10.—.

Wenn man als Poet Litteraturgeschichten liest, soll man nie vergessen, daß die Gattung der Meyer ꝛc. doch nur die Spezies der Kärrner vertritt, die zu thun kriegen, wenn Könige arbeiten. Andererseits bestimmt solch ein Buch die öffentliche Meinung in nicht zu unterschätzendem Grade, und wer da weiß, wie selbst ein Goethe, Byron u. a. unter ehrlich und unehrlich gemeinten, unfähigen Kritiken gelitten, der wird solch einem Buche eine schwere, persönlich wirkende Bedeutung beimessen. Und das um so mehr, als das Meyersche Buch selber höchst persönlich ausklingt.

Es ist bekannt, daß Meyer der gewandteste Privatdozent auf deutschen Universitäten ist. Seine Schreibfixigkeit erregt bei Professoren verstimmtes Kopfschütteln. Er ist wirklich fleißig. Kaum ein Blatt entgeht seinen Beiträgen, wie ihm nur diejenigen Litteratur-Erscheinungen entgehen, die sein immerhin beschränkter Blick nicht kapiert. Aber wo er sich ein-

arbeitet, wo eine ihm „liegende" sympathische Dichternatur ihm entgegentritt, da ist er Meister, da wirkt er anschaulich, farbenfroh, lebendig. Da spürt man den wirklichen Könner, Wärme und echtes Gefühl. Nichts Feineres als seine Fontane-Analyse, nichts Eindringlicheres als seine Keller-Betrachtung. Aber je mehr er sich der Gegenwart nähert, um so unsicherer wird sein Urteil. Tendenzen grob-persönlicher Beeinflussung machen sich da breit und verstimmen durch ihre Taktlosigkeit. Machte sich doch mir gegenüber ein Litteraturhistoriker von Fach maßlos lustig darüber, daß Börries von Münchhausen noch flugs in den letzten Bogen hineingestopft wurde, weil der gewandte Freiherr dem Salon des Herrn Meyer zur rechten Zeit einen Besuch gemacht hat.

Die Art, wie Meyer z. B. die Dichter der „Deutschen Rundschau" bevorzugt und andere mit den unfeinen Mitteln persönlicher Anwürfe herabsetzt oder ganz ignoriert, nimmt dem modernen Teil seines Buches viel von seinem Wert, obschon ich den Mut anerkenne, der soviel Unwillen herausfordert. Ich habe nicht viel Sympathie für die ewig posierende Frau M. Janitschek, aber die Behandlung, die der Meyer ihr zu teil werden läßt, ist einfach würdelos. Wenn sie nur „schöne Frau" ist, warum sie in einer Litteraturgeschichte erwähnen?

Soviel über meine ersten Eindrücke. Nach zweiten gelüstet mich fürs erste kaum. Aber das Buch erregt Sehnsucht nach einer wirklichen Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Für die Gattung der Meyer ist dieses Jahrhundert zu groß. Leider sind die Meyers unsterblicher als die Jahrhunderte.

Ludwig Jacobowski.

Musikgeschichte.

„Am Ende des Jahrhunderts." Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwickelung. Band V: Deutsche Musik im neunzehnten Jahrhundert, von Dr. Max Graf. Berlin 1898, S. Cronbach.

Die als überaus rührig bekannte Verlagsbuchhandlung S. Cronbach hat es unternommen, in einer Anzahl von Monographien den Gebildeten des deutschen Volkes die kennzeichnenden Grundzüge ihrer gesamten geistigen Entwickelung auf allen Gebieten menschlichen Wirkens, „dem vorgeschrittenen Alter zur Erinnerung an längst vergangene Momente seiner früheren Mitarbeit, seiner Miterlebnisse, der jungen Generation ein Bild der Thätigkeit ihrer Väter, teils zur Nachahmung, teils wohl auch zur Vermeidung", vorzuführen, ein Ziel, das zu erreichen sie auf dem denkbar besten Wege ist.

Der vorliegende fünfte Band behandelt die deutsche Musik des neunzehnten Jahrhunderts ihren charakteristischen Ideen, Formen und Persönlichkeiten nach, eine Aufgabe, die umfassende Universalbildung mit feinsinniger, tiefgründiger und liebevoller Fachkenntnis geeint wissen will, wenn anders die Darstellung nicht ihres ersten und wesentlichsten Reizes verlustig gehen soll: den Einfluß nämlich der gewaltigen Wandlungen des politischen Lebens, der Litteratur und der allgemeinen Anschauungen auf die musikhistorische Entwickelung unseres Jahrhunderts nachzuweisen; in ähnlichem Sinne etwa wie eine philosophiegeschichtliche, von modernem Geiste getragene Abhandlung die Philosophie nicht an sich als solche, als isoliertes Lehrgebäude, sondern im Hinblick, als Veranlassung, Begleiterscheinung oder Folge der treibenden Ideen, der brennenden Zeitfragen, der Zustände des öffentlichen Lebens, ja, als der letzte und höchste Ausdruck des Zeitbewußtseins überhaupt, zu betrachten strebt.

Max Graf ist in seinem, von jugend-

frischer Begeisterung diktierten Buche seiner schwierigen Aufgabe in jeder Hinsicht gerecht geworden. Sein Vortrag erinnert in seiner knorrigen, lebensvollen Eigenart lebhaft an Joh. Scherr, das enfant terrible aller Litteraturgeschichte lehrenden Schulweisen. Er ist voller Phantasie, Schwung, Anmut und Behaglichkeit, von gelegentlicher superlativischer Übertreibung, belebt durch eine Fülle trefflicher, geistgeschwungener Bilder. Mit Scherrs Manier teilt er weiterhin die Eigenschaft, in seinen positiven Angaben nicht immer durchaus zuverlässig zu sein: Als Komponisten des „Nachtlagers“ nennt er einmal Brüll und des Trompeters Scheffel.

Die Sprache meistert Graf in schlechthin virtuoser Weise. Er weiß ihr, wie etwa ein Petschnikoff seiner Violine, eigenartige, überraschende Kombinationen abzugewinnen, so zwar, daß er sich müht, sie zum äquivalenten Dolmetsch seiner intensiven Empfindungen zu erheben, zur künstlerischen, vollwertigen Fassung des Gedanklichen, ohne den Zweck dem Mittel unterzuordnen und durch stilistische Mätzchen und akrobatische Wortverrenkungen blenden zu wollen. —

Rein inhaltlich genommen, scheint mir die Romantik, wie sie sich in Mendelssohn und Schumann darstellt, in ganz unverhältnismäßig gedrungener und unzureichender Weise behandelt. Graf spricht (in einer Anmerkung!) von dem Einflusse E. T. A. Hoffmanns auf Schumann, ohne, ganz abgesehen von Jean Paul, der nicht minder bedeutungsvollen Einwirkung Heines auch nur mit einem Worte Erwähnung zu thun. Für die Romantik, insbesondere für Schumann, scheint Graf das Organ im ganzen zu fehlen. Seine „beiden Grenadiere“ nennt er „ein heroisches Trompeter von Säkkingen-Geblase“. Weiterhin spricht er dem Komponisten der von musikschwelgerischer Empfindung, von tönender Poesie durchzitterten „Novelletten“, der anmutigen, koketten „Papillons“, der wild-zerrissenen „Kreisleriana“ die musikalische Begabung rundweg ab, indem er eine so vielgestaltige und einzigartige Begabung unerhörterweise mit „Impotenz eines provinzialen Könnens“ bezeichnet. Und um den von Graf erhobenen Vorwurf des musikalischen Größenwahns zu entkräften, genügt es, meinem Dafürhalten gemäß, auf die überwältigende Tonschöne des „Manfred“ und auf den erfindungsglücklichen Instinkt, mit dem sich Schumann in seinen vier Sinfonien, also in den großen Formen, bewegt, hinzuweisen. — Dergestalt fordert Graf in seiner hellfrischen, keck-genialen Manier häufig zum Widerspruch heraus. Stets aber fühlt der Leser die außerordentliche, individuelle Persönlichkeit in dem Maße hindurch, um das zur Opposition Anregende nicht als störend, sondern als interessefördernd zu empfinden.

Edwin Neruda.

J. V. Widmann: Johannes Brahms in Erinnerungen. Berlin, Gebr. Pätel. 180 S. M. 3,—.

Wenn ein lieber Freund unserem Anblick durch den Tod entrückt ist, so suchen wir wenigstens sein Bild im Geiste noch festzuhalten. Wir erinnern uns des ersten Zusammentreffens, des ersten Eindruckes, der wechselseitigen Gespräche, der gemeinsamen Reisen und der vielen anderen Berührungspunkte, welche der Lauf der Zeiten mit sich brachte: kurz, wir durchleben alles noch einmal vom ersten bis zum letzten Tage unserer Freundschaft mit dem schmerzlichen Schlusse, daß nun alles, alles auf immer vorbei sei. Der Niederschlag eines solchen freundschaftlichen Erinnerungsganges ist das Widmannsche Buch. In der ihm eigenen edlen und warmen Sprache erzählt der geist- und gemüt-

volle Verfasser, ein treuer, intimer Freund des hochbegnadeten Komponisten und ausgezeichneten Menschen, von dem ersten Zusammentreffen mit Brahms im Hause des talentvollen Hermann Götz, des Komponisten von „Der Widerspenstigen Zähmung“ und „Franzesca von Rimini“, von der Stellung Brahms zur Oper und zur Ehe, von dem Aufenthalte seines Freundes in Thun, wo Brahms drei Sommer hindurch Wohnung nahm, von dem gemeinsamen Besuche bei Clara Schuman in Baden-Baden, von dem rührenden kindlichen Verhältnis des Komponisten zu dieser seltenen, edlen Frau, von den herrlichen Tagen, welche die beiden Freunde in Meiningen verlebten, von dem musikalischen und politischen Glaubensbekenntnisse Brahms, von den gemeinschaftlichen Reisen in Italien und vielen anderen Einzelheiten aus dem Leben des zu früh Dahingeschiedenen.

Dr. P. Grosse.

Kunstgeschichte.

Künstler-Monographien: Stuck; von Otto Julius Bierbaum. 157 Abbild. Bielefeld, Velhagen & Klasing. M. 4,—.

Man hat mit viel Sehnsucht auf das Buch gewartet; denn wenn einer dazu berufen schien, sich über Stuck kritisch-würdigend auszulassen, so war es Bierbaum, — des Künstlers wahlverwandtester Ästhet und Wesens-Herold, der schon lange, bevor bebrillte Katheder-seelen Stucks Bedeutung um die deutsche Kunst ihre Feder liehen, mit treffsicherem Zukunftvertrauen für den Meister in die Bahn getreten ist. — Nicht an einer strengwissenschaftlichen Darstellung im Sinne der dynamischen oder statischen Methode war Bierbaum bei der Niederschrift des Stuckschen Künstlerbildes gelegen, — davor hütete ihn sein starkes ästhetisches Feingefühl und die Antipathie vor dem scharfbegrenzten historischen Kategorisieren —, sondern einzig und allein an dem vollen, intensiven Eindringen und Einssein mit Stucks reiffröhlicher Helenenkunst. Und er hat dieses sein Ziel voll erreicht. Mögen vielleicht schnüffelnde, kaltschnauzige Kritikaster die Einleitung, die den Boden, aus dem der Maler erwachsen ist, schildert, für etwas zu karg bemessen halten und andererseits auch der Beurteilung Stucks als Plastiker etwas mehr Raum eingeräumt wünschen, so vermag das doch der Thatsache auch nicht das Geringste von ihrem Schwergewicht zu rauben, daß über Stuck selbst und dessen Werke nie etwas Wahreres und die Wahrheit nie in vollendeterer Schönheit gesagt worden ist, wie hier durch Bierbaum. Bierbaum hat die Stuck-Natur in ihren tiefsten Gründen verstanden, weil er, ein Seelengleicher deren Welten-Inhalt an Schönheit, an Ernst und Kraft tiefinnerlichst erfaßt und durchlebt hat . . . Hie und da bringt anläßlich der Behandlung einer ästhetischen Kardinalfrage, wie der der Porträt-Auffassung, des Linien-Rhythmus, der Vermengung der Künste u. a. ein interessantes Streiflicht — (auf Lenbach, Klinger, Uhde und Exter) — Abwechslung in die mit soviel Geistes- und Gefühlskraft gefügten Zeilenspalten.

Das Werk reiht sich den bis jetzt erschienenen 41 Künstler-Monographien würdigst an und wird wegen seiner Gediegenheit in Inhalt und Form sicher viel Käufer finden.

Alfred Georg Hartmann.

Deutsche Litteratur im Auslande.

Clara Viebigs Roman „Es lebe die Kunst“ wird im „Journal des Debats“ besprochen, ebenso in der „Humanité Nouvelle“ (Sept.). Dort wird hervorgehoben, daß die Schilderung der litterarischen Zustände auch für

Paris zutreffend sei, hier seine klare und wahre Darstellung höchlich gerühmt.

In der holländischen Revue „Nederland" vergleicht Dr. Jan ten Brink in einem Artikel „Zwei feministische Romane" die „Femmes nouvelles" der Brüder Margueritte mit dem Roman „Halbtier" von Helene Böhlau und kommt zu dem Resultat, daß dem deutschen Roman vor dem französischen der Vorzug zu geben sei. Er findet den deutschen Roman besser geschrieben, besser gedacht, besser zusammengestellt. „Wir haben es hier mit einem feministischen Roman zu thun, der zugleich ein humanistischer Roman ist und zugleich ein Meisterstück litterarischer Kunst."

In der „New-Yorker Staatszeitung" vom 15. Okt. charakterisiert A. v. Ende unter dem Titel „Neuestes von Deutschlands Neutönern" das Schaffen von J. H. Mackay, K. Henckell, Joh. Schlaf und L. Jacobowski (mit 4 Porträts). „Henckells Lieder flattern so frisch und frei in der Luft wie Frühlingslerchen; Mackays kreisen wie Sturmmöven. Er ist eine starke, vornehme Persönlichkeit." Als bedeutendstes Werk von Schlaf werden seine „Feindlichen" bezeichnet. „Über dieser innerlichen Kunst liegt ein schwüler Bann." Jacobowskis Domaine sei das einfache Lied, auf dem er an der Spitze der jungdeutschen Dichter stehe. — Alle vier Dichter sind dem Verfasser ein Beweis, daß „die neue Dichtergeneration mit dem neuen Jahrhundert in ihr Mannesalter tritt."



Büchertisch.

Andersen, H. C., Bilderbuch ohne Bilder. Aus dem Französischen von M. Langfeldt. Buchschmuck von E. Kreidolf. Leipzig, E. Diederichs. 8°.

Bauer, Julius, Eine beschränkte Frau. Tragikom. in 3 A. Dresden, E. Pierson. 8°. 118 S. M. 1,20.

Bölsche, Wilhelm, Vom Bazillus zum Affenmenschen. Naturwissenschaftliche Plauderei. Kopfleisten von J. V. Cissarz. Leipzig, E. Diederichs. 8°. 341 S.

Grimm, Eduard, Das Problem Friedrich Nietzsches. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 8°. 264 S.

Heinze, Professor Albert, Deutscher Sprachhort. Ein Stilwörterbuch. Lfg. 1. Leipzig, Rengersche Buchh. (Gebhardt & Wilisch.) 8°. S. 1—128. M. 2,—.

Leber, Friedrich, Die neue Mamsell. Spieloper in 3 A. Musik v. J. M. Weber. München, Jos. Aibl. 8°. 56 S. M. 0,50.

Otto, August, Bilder aus der neueren Litteratur. IV. W. Raabe. Minden i. W. C. Marowsky. 8°. 92 S.

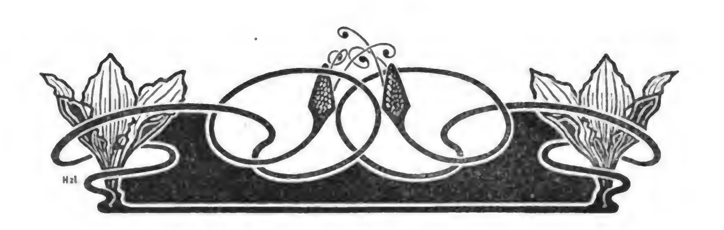
Rodenberg, Julius, Erinnerungen a. d. Jugendzeit. 2 Bde.. Berlin, Gebr. Paetel. 8°. 221 S. u. 342 S. M. 8,—.

Schäfer, Wilhelm, Pietro Aretino. Tragikom. a. d. Renaissancezeit Italiens in 3 A. Zürich, Emil Cotti. 8°. 118 S.

Weber, Leopold, Traumgestalten. Buchschmuck von Ernst Kreidolf. Leipzig, E. Diederichs. 8°. 109 S.

Westkirch, Luise, Los von der Scholle. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Robert Lutz. 8°. 328 und 292 S.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.



Band IV. * 1899. * Heft 6.

Der Katholizismus und die neue Dichtung.

Von Ernst Gystrow.
(Leipzig.)

(Schluß.)

VII.
Judex ergo.

Ein Jahr ist vergangen, seit die Inferioritätsdebatte in katholischen Kreisen ihre höchsten Wellen schlug. Und heute? Kaum eine Spur erinnert noch an das Geschehene. Veremundus, der aufrührerische Geist, hat die Maske abgelegt und sich als Karl Muth, Redakteur der „Katholischen Welt", entpuppt. Er hat einen zweiten Stein in den Sumpf geworfen — vergebens. Ein Aufgurgeln und alles liegt still und schwarz wie vordem. Der Katholizismus ruht auf den Lorbeeren seiner politischen Macht und er tröstet sich über seine litterarische Rückständigkeit mit der Hoffnung, daß der Himmel schließlich doch ein Einsehen haben und einen deutschen katholischen Dickens senden wird. Der Trost ist schwach, aber er genügt für satte Leute. Und satt ist der Katholizismus, so satt, daß er die geistige Anstrengung, die Karl Muth ihm zumutet, überlegen lächelnd ablehnt. Schell hat sich gebeugt, Veremundus ist vergessen, Karl Muth wird ignoriert — der Sumpf hat seine ersehnte schwarze Ruhe wieder.

In den vorangegangenen Aufsätzen habe ich darzulegen versucht, daß dieser Ausgang der Sache unbedingte Notwendigkeit war. Die

reformkatholischen Optimisten sind gute, ehrliche Schwärmer: aber in den Konsequenzen ihres Glaubens kennen sie sich herzlich schlecht aus. Da weiß Herr Kreiten S. J., da weiß die „Kölnische Volkszeitung“ besser Bescheid. Es war von ihrem Standpunkte aus die allein richtige Taktik, Schell zu verfolgen und Karl Muth zu ignorieren. Denn die Revision kann, wenn sie einmal begonnen ist, nie und nimmer dort stehen bleiben, wo Schell und Muth ihr Halt gebieten möchten. Die Revision des inferioren Katholizismus bedeutet, ehrlich durchgeführt, eine Revision des Katholizismus überhaupt — eine neue Reformation, und zwar eine sehr radikale, die nicht beim Altkatholikentum, nicht bei der lutheranischen Kirche, sondern nur beim modernen Protestantismus enden könnte; das heißt bei jenem Glaubensprinzip, das mit dem Ende jeder Kirche zusammenfällt, und das wir vom jungen Luther und von Schleiermacher empfangen haben. Wer ist so einfältig, zu fordern, daß eine Organisation den Ast selber absägt, auf dem sie sitzt?

Der Katholizismus ist nicht zufällig, nicht weil er ultramontan oder jesuitisch gestimmt ist, sondern notwendig inferior. Damit erweitert sich die Kluft zwischen uns und ihm täglich. Ich hüte mich vor Prophezeiungen; es fällt mir gar nicht ein, etwa nun herauszurechnen, wann er überhaupt jede kulturelle Bedeutung eingebüßt haben wird; ich müßte dazu außer sehr vielem anderen auch das Tempo unseres modernen Fortschreitens einschätzen können, und das scheint mir zu gewagt zu sein. Nur für unsere Zeit und die unmittelbar vor uns liegende möchte ich ganz kurz die Frage beleuchten: wie wenig oder wie sehr für den Katholizismus seine litterarische Rückständigkeit im Hinblick auf sein Ansehen und seine innere, moralische Macht in die Wagschale fällt.

Protestantischen Optimisten werde ich mit der Antwort eine große Enttäuschung bereiten. Ich glaube nämlich, daß der deutsche Katholizismus durch die Rückständigkeit litterarischer Leistungen heute kaum irgendwelche Einbuße an innerer Autorität erleidet. Die Gründe dafür scheinen mir in zwei ganz verschiedenen Thatsachen gegeben zu sein: einer allgemeingültigen und einer augenblicklichen.

Das deutsche Volk ist ganz und gar kein litterarisches. Es ist im Süden — in Österreich und Süddeutschland einschließlich der Rheinlande — ein Volk des lauten, lärmenden, gedankenlosen Sinnengenusses, im Norden ein Volk der unermüdlichen, ernsten Arbeit. Ein Ausgleich zwischen diesen beiden Extremen existiert nur in sehr geringem Grade. Man lasse sich nicht durch die äußerlichen Symptome der Großstädte täuschen: durch die Blüte der vornehmen wie der „freien“

Bühnen. Jene werden von einem litterarischen Stammpublikum und vom Protzentum frequentiert, diese allerdings von der Arbeiterschaft. Aber glaubt man, daß deren litterarisches Interesse die fliegende Hitze eines echauffierten Klassenkampfes überdauern werde, so irrt man sich. Was das breite Publikum vornehmlich ins Theater zieht, ist im besten Falle noch die Oper, im schlechteren die Posse. Musik findet bei den Deutschen immer fruchtbaren Boden; Dichtung nur selten. Wie ganz anders liegen die Verhältnisse z. B. in den nordischen Ländern: Wo selbst das Familienleben litterarisch ist! Ob das durch eine andere Erziehung anders werden könnte, ist mir sehr zweifelhaft. In den paar Großstädten vielleicht um eine Nüance; in den Kleinstädten halte ich es für ziemlich ausgeschlossen. Wenn wir die Probleme gelöst haben werden, den Deutschen das Bier und die falsche Sparsamkeit abzugewöhnen, dann mögen bessere Zeiten für die Dichtung tagen. Solange der Deutsche aber am Stammtisch wöchentlich soviel vertrinkt, wie er für ein Buch kaum zu Weihnachten ausgiebt — solange heißt es, sich von allen Illusionen freihalten. Und das kann noch recht lange dauern.

Die breiteren Schichten selbst der sogenannten „gebildeten“ Stände haben denn auch für die Inferioritätsdebatte so gut wie gar kein Verständnis. Sie begreifen schwer, wozu man sich darüber herumstreitet, ob ein paar gute Romane mehr oder weniger geschrieben werden. Wenn sie, soweit sie evangelisch sind, über den Katholizismus spötteln, so sind es die Zeremonien, oft schon die bloße Bekreuzigung, die dazu reizen; wenn sie über den Katholizismus verächtlich die Achseln zucken, so ist es der Glaube an Reliquien und Wunder, der den Anstoß giebt; und wenn sie gar einmal über den Katholizismus zornig auf den Stammtisch schlagen, so hat gewiß ein Priester eine Mischehe nicht eingesegnet oder einen Kranken bekehren wollen oder ein evangelischer Vater seine Kinder im Glauben der katholischen Gattin taufen lassen. Aber über die litterarische Rückständigkeit? Wer soll darüber sich aufregen? Der deutsche Hausherr, der nie einen Roman in die Hand nimmt? Die deutsche Hausfrau, die in der „Gartenlaube“ ihre litterarische Befriedigung sucht und auch findet? In ihrer beider Augen steht der Katholizismus um kein Haar anders da, ob nun seine Bekenner litterarisch so oder so weit zurück sind.

Diese Verhältnisse finden gegenwärtig noch eine beträchtliche Verstärkung durch die politische, und zwar im besondern die sozialpolitische Lage. Die Partei, die in Deutschland den Katholizismus politisch vertritt, ist sozialreformerisch, muß es wohl oder übel sein, und ist demo-

kratisch, muß es ebenfalls wohl oder übel sein. Denn ihre Scharen bilden Kleinbürger und Arbeiter. Nun geht ihre Sozialität und ihre Demokratie nicht gerade sehr weit, und für eine verständige, staatsmännische Regierung wäre es ein Leichtes, durch Erfüllung der paar eigentlich trivialen Forderungen der Zentrumspartei den volksfreundlichen Wind völlig aus den Segeln zu nehmen. Unsere Regierung verfällt auf diese Idee nicht. Indem sie im Gegenteil nicht nur alle sozialen und demokratischen Forderungen beharrlich abweist, sondern leidergotts die bestehenden Errungenschaften auch noch im reaktionären Sinne beschneiden möchte, treibt sie die katholische Partei an die Seite des entschiedenen Liberalismus — den ich von Bassermann bis Sonnemann rechne — und des entschiedenen Sozialismus — wie er sich von Sohm bis zu Liebknecht darstellt. Diese liberal-sozialistisch-klerikale Allianz ist durch das Verhalten der leitenden Kreise eine betrübende Notwendigkeit geworden. Liberale wie Sozialisten müssen bei den Wahlen fürs Zentrum gegen die Regierungsschutztruppen der rechtsstehenden Parteien optieren. Zwar betonen sie, daß sie in allen Kulturfragen das Zentrum rücksichtslos bekämpfen; aber die Kulturfragen nehmen infolge der unnötigen Arbeitslast, die unsere Staatsmänner mit der Verschlechterung von Volksrechten auf sich laden, einen gar kleinen Raum im öffentlichen Leben ein. Hat wirklich einmal eine Schulvorlage den Katholizismus in seiner ganzen Herrlichkeit gezeigt — sicher eilt auch schon ein Vereinsgesetz oder eine Koalitionsrechtsverkürzung herbei, um die klerikale Volksfreundlichkeit im hellsten Lichte erstrahlen zu lassen.

Von dem deutschen Katholizismus, der innerhalb der schwarz-gelben Pfähle vegetiert, ist nicht viel zu reden. Die „gebildeten“ Katholiken Österreichs sind religiös indifferent, und zwar in einem Grade, der nur im gesegneten Lande der Mehlspeisen erreichbar sein dürfte. Sie sind vielleicht, besser ausgedrückt, religiös schlechthin unreif. Aus „Bildung“ spielen sie im gesellschaftlichen Leben die Aufgeklärten, schimpfen über die Pfaffen und führen den Austritt gern im Munde, wenn sie sicher sind, daß keiner sie beim Wort nimmt. Kommt aber solch einer, dann sind die Helden in alle Winde zerstoben. Herr Schönerer ist nicht mein Freund, aber um die Erfahrung, die er im letzten Jahre hat machen müssen, beneide ich ihn wirklich nicht. Leute, die innerlich mit keiner Faser am Katholizismus mehr hängen, weder zur Kirche noch zur Beichte gehen, noch ein einziges Fasten halten; die aber zu feige oder zu bequem sind, sich loszureißen, weil ihnen alles Religiöse

gleichgültig geworden ist — das sind die gebildeten Katholiken Deutsch-Österreichs. In solcher Entartung findet man die Religion selten wieder. Hier hat der Katholizismus keine moralische Macht, hier kann er also auch nichts davon einbüßen.

Wenn also die ganze Inferioritätsfrage am Bilde der Machtstellung des Katholizismus auch innerlich nichts zu ändern vermag: wozu dann, wird man fragen, die Beteiligung an diesem folgenlosen Gezänk? Wozu so schweres Geschütz auffahren, wozu umständlich nachweisen, daß die Rückständigkeit eine notwendige sei, wozu all diese doktrinären Erörterungen über katholisches und modernes Menschenideal? Warum der Lärm, wenn es sich doch schließlich um eine Doktorfrage handelt?

Nun gut: um Klarheit zu schaffen. Gerade unter den geistig thätigen Protestanten befinden sich Leute, die den Katholizismus in sehr rosigem Lichte anzusehen geneigt sind; die das Aufstehen von ein paar Harmonieaposteln, wie Schell, Müller und Veremundus, als Beginn einer Ära der Versöhnung und gemeinschaftlichen Arbeit anjauchzten. Ihnen wollte ich vor allem zeigen, daß die Rückständigkeit des Katholizismus nicht eine zufällige Erschlaffung ist, von der er sich eines Tages ermannen kann, sondern daß sie aus seinem Wesen unmittelbar hervorgeht. Ich wollte wenigstens versuchen, es zu hindern, daß die Inferioritätsdebatte in protestantischen Kreisen chronisch sich weiterschleppt, immer wieder einmal blaß auftaucht und vergebliche, gefährliche Hoffnungen anfacht. Da der Katholizismus sie so entschlossen beendet hat, so wollte ich das Gleiche auch für uns Protestanten besorgen, allerdings indem ich nachwies, wie für uns das Ergebnis dieser Debatte lautet, einzig und allein lauten kann. Und wenn diese kleine Studie nur auf *einen* Protestanten in der Richtung wirkte, daß es für ihn keine Inferioritäts*debatte* mehr geben kann, weil er die Inferioritäts*gewißheit* besitzt, so wollte ich schon zufrieden sein. Bliebe mir auch dieser Lohn versagt — nun, so könnte ich mich auf den Trost zurückziehen, daß ich wenigstens selber im Gange dieser Erörterung zu der Klarheit gekommen bin, die ich mir wünschte, ohne ihrer vorher wenigstens in jeder Stunde sicher zu sein. Indes ich hoffe, der Rückweg zu mir selber wird nicht die einzige Frucht einer liebevoll gethanen Arbeit bedeuten.

Praktische Folgerungen aus der theoretischen Überzeugung zu ziehen, wird nicht gut möglich sein, solange die vorher angedeutete Stellung des Katholizismus im Staatsleben unverändert bleibt. So-

weit es sich aber um die Stellungnahme des litterarisch veranlagten Einzelnen handelt: nun — ich müßte ja ein schlechter Protestant sein, wollte ich da dem subjektiven Entscheid durch Ratschläge und Anpreisungen mich aufdrängen. Ich habe mir Mühe gegeben, zu überzeugen — das ist eines jeden gutes Recht; überreden aber — und darum könnte es sich weiterhin nur noch handeln — ist mindestens Geschmackssache, und sehr wenig nach meinem Geschmack.

Der Tag, wo der deutsche Katholizismus aus seiner heutigen Position weichen und sein ganzes kulturelles Können und Streben aufzeigen muß, mag noch fern sein, aber er muß kommen, wenn wir überhaupt einer nicht ganz widernatürlichen und stagnierenden Epoche entgegengehen. Dann ist diese Studie wohl längst vergessen, aber was sie zu beweisen unternahm, ist mittlerweile hoffentlich selbstverständlich geworden. Dann wird die ganze geistige Verelendung offenbar werden, die der Katholizismus über seine Scharen gebracht hat. Scheint eine solche Hoffnung aber nicht gerade der Behauptung zu widersprechen, wir seien gar kein litterarisches Volk? Ich denke nicht. Rein litterarisch genommen, würde freilich der Unterschied zwischen katholischen und nichtkatholischen Massen wenig bedeutend sein — denn auf den Unterschied zwischen ein paar Gebildeten kommt es für die Geschichte ganz und gar nicht an. Aber ich erwähnte bereits, daß der Klassenkampf unsere deutsche Arbeiterschaft heute zu litterarischer Begeisterung erwärmt; und es giebt nichts, was die ganze neue Welt- und Lebensanschauung so suggeriert, so einimpft, wie eine sie verklärende Dichtung; die überzeugendste wissenschaftliche Darlegung verblaßt vor der Wirkung der „Gespenster“ oder der Rougon-Macquarts. So wird zwar die neue Dichtung für die breiteren Schichten unseres Volkes kaum jemals Selbstzweck werden, aber sie stellt ein ganz ungeheures, ein geradezu souveränes Mittel zum Zweck dar. Sie ist, wenn ich so sagen darf, die Sendbotin der modernen Weltanschauung, die sich selber auf einen kleinen, intimen Kreis zurückzieht, wenn im großen Kreise ihre Arbeit gethan ist. Und das bedeutet am Ende tausendfach mehr, als eine litterarische Differenz. Für uns ist die Dichtung da um ihres Lebensinhaltes willen; und wenn auch dadurch der früher geäußerte Wunsch nicht aufgehoben wird, daß sie auch selber diese Kraftspendung ein wenig länger überdauern möge, als es für die Massen heute der Fall ist: so habe ich doch mehr Freude an einem so gearteten Volke, als an einem, das die Formel l'art pour l'art, dies sicherste Prognostikon unheilbarer Auszehrung, an der Stirne geschrieben trägt. Denn im großen ganzen

der Lebensanschauung potenziert die litterarische Differenz sich zur unüberbrückbaren Kluft. Man wird sich gegenseitig fremd in jeder Fiber; schon die Kinder verstehen sich nicht mehr; das harte Lutherwort: Ihr habt einen andern Geist als wir — bezeichnet vielleicht noch nicht scharf genug den Zwiespalt. Der Katholizismus redet eine tote Sprache und redet sie vergebens zu Lebenden.

Dieser Tag muß kommen, und nur wer trübselig an jeder gesunden und natürlichen Entwickelung verzweifelt, mag nicht daran glauben. Nicht die neue Dichtung wird dann über den Katholizismus zu Gericht sitzen, sondern das große, heißflutende Leben, wie es in einem jungen, gesunden, vorwärts drängenden Volke pulsiert. Und selbst wenn dieses Leben dann längst vergessen haben sollte, daß es dereinst an den Brüsten der neuen Dichtung seine erste Jugendkraft trank: wir wollen es der Mutter gleichthun, die noch stolz ist auf den Burschen, den sie gesäugt hat, auch in der Stunde, wo er sich von ihr losreißt und seine eigenen Wege geht. Und heute schon beugen wir uns dem Urteil, das dann über den Katholizismus gesprochen wird, weil wir gelernt haben, was ein Großer forderte: unser Kinderland lieben und ihm grenzenlos vertrauen.

Judex ergo cum sedebit ... Das Requiem des Katholizismus. Die neue Dichtung schrieb zum Dies irae die ersten Noten.



Das Elend unserer Jugendlitteratur.

Von einem Rezensenten.

(Schluß.)

Nur fünfzehn von den 200 Erzählungen sah Berdrow durch und daraus zog er neun Oktavseiten Großformat voll der haarsträubendsten Schnitzer, der gröbsten Verstöße gegen die einfachsten Gesetze unserer Sprache. Und das ist einer unserer „berühmtesten“ Jugendschriftsteller, der „höchst vortrefflich“ für die Jugend geschrieben hat. Für die Jugend soll sonst gerade das Beste eben gut genug sein, und dem Jugendschriftsteller soll die Sprache wie gediegenes Gold aus der Feder fließen.

Freilich, gediegen ist es auch, was da zum Vorschein kommt, aber in einer anderen Sorte Metall. Das soll dienen zur Bildung und Veredelung der Kleinen, — und das nennt sich Jugendschriftsteller!

Warum auch nicht! Selbst die Schulbücher unserer Kleinen weisen solche Sprachdummheiten auf, wie sie nicht einmal dem ewigen Quartaner Karlchen Mießnick begegnen: In einem Schullesebuch wird die bekannte Erzählung von den zwei Mädchen, die an einem Wintertage ihre Pate besuchen wollen und unterwegs einschneien, vom Herausgeber dadurch verhunzt, daß er sämtliche Präpositionen mit dem zweiten Fall hineinsteckt. Zu welcher Konfusion diese Einquartierung führt, zeigt der herrliche Satz: „Jenseits des Tannenwaldes, das wußten sie, konnte man das Haus, wo die Pate diesseits desselben wohnte, schon sehen.“ Welch ein Blödsinn! „Vermöge ihrer gegenseitigen Körperwärme waren sie nicht erstarrt.“ Welch eine Liederlichkeit! Und das tritt frech auf in pädagogisch einigermaßen entwickelter Zeit. Ist es nicht, als ob auch die erbärmlichste Sudelei für die Jugend noch lange gut genug ist?

Den Knaben kann man natürlich etwas anderes im Ton bieten als den Mädchen. Wenn die Verfasser den Schauplatz der Erzählung jenseits der schwarzweißroten Grenzpfähle verlegen, dann wird auch der Ton merklich kräftiger, und anmutige Verbalinjurien fliegen umher, wie wenn ein Hagelschauer gegen die Fenster prasselt: Du Dummkopf, sprach der Invalide sträflich; Soll mich Donnerstag oder Freitag! rief der weinbenebelte Einarm; Soll mich Bratwurst und Sauerkraut; Soll mich dieser und jener; Vormäuliger Bube; Jemanden versohlen, daß die Schwarte knackt; So ein Schwein; So ein Schweinhund! Hervorragende Leistungen der Art bringen die vor zwei Jahren erschienenen „Abenteuer Hänschens Kecks in Amerika“, in dem Lande, „wo die Taschendiebe, Spieler, Straßenräuber, Halsabschneider aus allen Völkern der Welt nach Beute schweifen wie hungrige Wölfe nach Raub“. In der ganzen Darstellung wimmelt es von Lumpen, Schuften, Bengeln, hartgesottenen Sündern u. s. w. In Amerika sucht „jeder für sich aus den öffentlichen Mitteln soviel als möglich herauszuschinden“. Da giebt's eine Ohrfeige, daß einer unter dem Tische liegt „wie'n geprellter Frosch“, da sitzen „Bengel umher wie Ölgötzen“, da reißt einer aus „wie Schafleder“. Da ist „Bestechlichkeit überall an der Tagesordnung“, und die Steuern übersteigen die unsern „um das sechs- und achtfache“.

Kein Wunder, daß Amerika — neben Afrika — noch immer als große Korrektionsanstalt in der Kinderlitteratur gilt, als Warnungs-

tafel vor zuchthäuslerischer Zukunft. In der Erzählung „Im wilden Westen“ sind Personen, Verhältnisse, Landschaft, Reise nur da, um Otto von seinem abenteuerlichen Hang zu heilen. Und auch in homöopathischer Dosis genossen, zeigt Amerika die unglaublichsten psychologischen Wirkungen. Schon nach dem ersten Ritt hat der Knabe genug vom Abenteurerleben. Ein Jahr nach seiner Heilung ist aus dem untersten und faulsten Schüler der Klassenerste geworden, der das beste Zeugnis davonträgt. Dann spricht er mit Salbung: „Jetzt habe ich das Rechte erwählt, und heute ist mir unbegreiflich, wie mich die Abenteuer in meinen Büchern so sehr verblenden konnten. Sie lassen sich sehr schön lesen, aber sie selbst zu erleben, dazu gehört ein ganzer Mann, der alle Entbehrungen, Mühen und Gefahren mit kaltem Blute erträgt.“ — Dann ist aller Moral Genüge geschehen. Und darum Räuber und Mörder? Dann hätten wir ja bei den alten Moralgeschichten vorregulativischer Zeit bleiben können. Die hatten wenigstens noch einen erbaulichen Schlußvers, den wir uns moralisch aufgekratzt hinter die Ohren schrieben: Besser machen, besser werden, war stets seine Lust auf Erden. Nun empfängt vor Gottes Thron Wilhelm Denker seinen Lohn.

Man klagt immer über den nüchternen, platten Verstand des Norddeutschen, aber mit Unrecht. Eine Hamburger Dame stellt Anforderungen an die Glaubwürdigkeit und trägt Geschichten vor, vor denen selbst der ergrauteste Förster erblassen muß: Ihr Schiffsjunge Robert schießt in Amerika am Rande einer Urwaldlichtung auf einen Bären; aber die Kugel pfeift, statt das Tier zu fällen, völlig plattgedrückt an des Jägers Seite ins Gebüsch. Die Lösung ist so einfach wie überraschend: ein Trapper schoß jenseits der Lichtung in demselben Augenblick auf den Bären. Auf ihrem Fluge trafen sich die Kugeln, und nach bekannten physikalischen Gesetzen mußte das Geschoß an seinen Ausgangspunkt zurückkehren. Dergleichen Histörchen werden uns mit der größten Kaltblütigkeit versetzt. Ein hungriger Wolf setzt über eine breite Kluft, und Robert rettet sein Leben nur dadurch, daß er in dem Augenblick, als das Tier „über dem Abgrund in der Luft schwebt“, es durch einen Stoß mit der Hand aus dem Gleichgewicht bringt. Sekundenlang dreht es sich, mit allen Gliedern arbeitend und ringend, in der Luft; dann stürzt es mit dumpfem Poltern hinab ins Bodenlose. Münchhausen ist ein Säugling dagegen. Und nun sage man noch, daß der Norddeutsche keine Phantasie hat! Ein Glück nur, daß eine Kollektion derartiger Aufschneidereien, über den Leisten einer Erzählung

geschlagen, von der Verlagsfirma auf neun Mark bewertet wird. So bleibt kleiner Leute Kind doch mehr bei der Wahrheit, denn für 25—50 Pfennig kann man natürlich nicht soviel zusammenlügen, als für neun Mark: auch die Genialität der Lügen hat ihren bestimmten Tarif.

Ebenso der Mord. Für 25 Pfennig kann man nicht gut mehr als einen Massenmord oder zwei bis drei einzelne Abschlachtungen liefern, das sieht jeder billig denkende Mensch ein. Bei neun Mark ist es schon etwas anderes. Dann kann man alles hübsch verteilen, so daß die Stoffgier 250 Seiten lang in Atem gehalten wird. Da läßt sich auch mehr Mut und Kaltblütigkeit einsprengen. Der Hasso Gehren eines bekannten Schriftstellers und Redakteurs ist auf der Suche nach einem Millionendieb. Er ist in dem der Belehrung noch zugänglichen Alter von fünfzehn Jahren, und die Vortragsthemen seines Begleiters sind: Die Entwickelung der Dampfschiffahrt, die Geschichte New-Yorks, die Entwickelung der Vereinigten Staaten, die Entwickelung des Ausstellungswesens, die Konquistadoren, das Haus der Welser, das Kabel, die Geschichte des Suezkanals, die Geschichte der Entdeckung des Goldes, der Vulkanismus, der Aussatz, das Chinin, die Tiefseeforschung, das Gradnetz der Erdkugel, die Seeschlange, die Geschichte Hongkongs, die politischen und sozialen Zustände Chinas, die Eroberung Ostindiens durch die Engländer, die Züge Alexanders des Großen, Skobelews Sieg über die Tekke-Turkmenen, das Petroleum u. s. w.

Das Honorar für diese Bildungsbeflissenheit leistet der Fünfzehnjährige in Gestalt fortgesetzter Lebensrettungen. Na ja doch! Er muß sich doch erkenntlich weisen, und Lebensrettungen stehen noch immer in gutem Kurs. So rettet er den Lord aus Wassersnot, aus Tigers Krallen, aus dem Sande der Wüste und aus den Händen der Räuber. Seine Schwester, seinen Schwager und dessen Schwester, sowie den Kammerdiener des Lords befreit er aus der Gefangenschaft mordlustiger Wilden; seinen Vetter rettet er durch einen Revolverschuß vor dem Dolch des Seeräubers; ein kleines Mädchen bringt er bei einem Schiffbruch ans Ufer; einen amerikanischen Reisenden in Briefmarken zieht er unter dem entgleisten Eisenbahnzug hervor, und die letzte Königin des Sandwicharchipels schützt er vor den Messern der Verschwörer. Daß er nebenbei durch energisches Eingreifen eine Meuterei der Passagiere eines brennendes Schiffes unterdrückt, den Polizeikommissar zweimal aus dem Gefängnis befreit, eine Karawane unterirdisch durch den Hindukusch führt, als Räuber ihr den Weg über denselben verlegen, und

nebenbei noch allerlei Heldenthaten vollführt, kann nach jenen Proben seiner Vielseitigkeit nicht weiter überraschen. —

Ein großer Haufen Schutt und darunter einige Goldkörner, — das ist unsere Jugendlitteratur. Wann es besser werden mag? — Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut. Und unsere Jugendschriftsteller? Sie thun desgleichen. Karren auf Karren fahren sie herzu, und die rührigen Verleger stehen in händereibendem Behagen dabei und sehen, wie Berg auf Berg sich häuft. Bei der Dummheit und Leichtgläubigkeit der Eltern wissen sie, daß der Schund, wenn er erst abgefahren ist in die Sortimentshandlungen, doch als eitel Gold in ihre Taschen zurückfließt. Warum sollen sie ihre Häuser nicht auf der Halbbildung und Leichtgläubigkeit ihrer Mitmenschen aufführen? Langjährige Erfahrung lehrt sie, daß das noch immer ein zuverlässiger Baugrund ist. Recht viel Abwechselung, recht viel Spannung, viel Mut und unerhörter Edelsinn, seitenlange Belehrungen über Dinge, die außerhalb der Peripherie des Stoffes liegen, ein hübsches Moralschwänzchen und möglichst viel Mordgeschichten, — das alles muß beisammen sein, wenn das Buch in besseren Kreisen Eingang finden soll. Voraussetzung ist dabei selbstverständlich noch ein anständiger Preis, so von 3 oder 5 Mark an aufwärts. Besonders die Zahl der Leichen giebt den Ausschlag. Macht das Ganze einen unverfälscht blutwurstmäßigen Eindruck, dann darf der Verleger ruhig drei Mark aufschlagen. Ist die Sprache dann auch noch so liederlich, die Darstellung noch so verschroben, die Idee noch so hirnverbrannt, was thut's? Ein farbiges Vollbild, auf dem Don Romero zur Strafe für seine Übelthaten von den Kannibalen in Stücke zerhackt und zu Frikassee verarbeitet wird, und ein anderes, auf dem die Füße seines gleichwertigen Freundes eben noch in dem geöffneten Rachen eines kornblumenblauen Haifisches zu sehen sind, — dann sind alle übrigen Bedenken kleinlich, und der Verleger kann nach Weihnacht zur nächsten Ausfahrt rüsten.

Wie wir aus diesem Sumpf herauskommen? Daß nur der Schaden zunächst klar erkannt werde! Und dafür sorgt: Das Elend unserer Jugendlitteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend. Von Heinrich Wolgast. 2. Aufl. L. Fernau, Leipzig, 1899 — ein Buch, dem auch ich zu vorstehenden Bildern vieles direkt und indirekt entnahm und noch mehr verdanke. Zum positiven Aufbau liefert das letzte Kapitel einige wertvolle Grundsteine. Aber der Hauptwert liegt in der ausgezeichneten Charakterisierung des gegenwärtigen Standes unserer Jugendlitteratur, in der rücksichtlosen Darlegung des

ganzen Elends und vor allem in den gesunden Grundsätzen der Kritik, die gleicherweise zur Verwerfung der modernen Indianergeschichten in vornehmem Gewande wie der sentimentalen Erzählungen für unsere höheren Töchter führen. Wolgast verhilft der Natur wieder zu ihrem Recht, das von der litterarischen Unnatur mit Füßen getreten wird. Er schüttelt die Fesseln der Tendenz jeder Art ab, die unausweichlich auf der Lektüre unserer deutschen Jugend liegen, und wenn er dabei nicht sanft und leise auftritt, wer will's ihm verdenken? Wer diesen Augiasstall auskehren will, der muß einen scharfen Besen führen. Wolgasts Buch ist eine Befreiungsthat. Was seither in wenigen Zeitschriften in einzelnen Artikeln schüchtern und verstreut zu Tage trat, das faßt er mit großem Griff und führt es geschlossen und thatkräftig durch bis ans Ende. Wer aber zu Wege bringt, daß ein fester Pfad durch den Sumpf unserer Jugendlitteratur geführt wird, der hat Großes an unserer Jugend gethan. Die Arbeit hat durchaus keinen lediglich schulpädagogischen Wert, sie ist ebenso litterarisch-ästhetisch wie sozialpädagogisch wertvoll und wird hoffentlich dazu beitragen, weitesten Kreisen die Augen zu öffnen über die verschobene Entwickelungslinie in diesem Litteraturgebiet. Die Jugend wird es ihm dereinst danken, daß er den Alten die Augen aufgethan und ihr selbst wieder frische Quellen erschlossen hat, daß das unter der Tendenz erstickte Naturrecht des Kindes wieder befreit wurde. Sein Motto ist Storms Wort: Wenn du für die Jugend schreiben willst, so darfst du nicht für die Jugend schreiben.



Gedichte von Otto Falckenberg.

(München.)

Nelken.

Nach dieser Nächte schwülgeheimer Qual,
Nach all dem endlos fieberirren Mühen
Will wieder heut' ein roter Morgenstrahl
Die müde Stirn verheißend mir umglühen.

Und durch des Frührots gold'nes Strahlenthor
Seh' ich dich ernst und still herniederschreiten,
Blutnelken trägst du in den Händen beiden, —
So bleich und schön sah ich dich nie zuvor.

Blaßgelbe Rosen schlummern dir im Haar,
Das dunkelschwer sich um die Schultern schmiegt,
Und kraftlos reichst du mir die Nelken dar,
Dein müdes Lächeln träumt: „Du hast gesiegt."

Erinnerung.

Fern überm Tann verglimmt der Wintertag,
Schwarz bohrt der Wipfelkamm sich in die Gluten,
Der Frost liegt hart und schweigend auf dem Hag. —

Mir aber will die Seele überfluten
Von junger Sehnsucht und gestorbener Pein,
Der alte Schmerz fängt wieder an zu bluten.

Wir schritten durch den Sommerabendschein,
Wie durch ein weites, goldenes Märchenland,
Und wußten nichts, als unser Glück allein.

In meinem Arm lag deine Kinderhand,
Und müde fast hobst du die dunkeln Lider, —
O, wie ich diesen trunkenen Blick verstand!
O du — o du! klang's leise hin und wider,
Und wie von banger, ahnungsvoller Wonne
Ging heiß ein Zittern über deine Glieder. —

Wir schritten tiefer in die Abendsonne. . .

Vermählung.

Du mit dem brennenden Mund, du Schöne,
Du meine wilde Königsbraut,
Komm, daß ich die schwarzen Locken dir krōne
Mit Tannenzweigen und Heidekraut.

Zu mir aufs Roß! Unser lustiger Schimmel
Trägt uns gemach durch die Sommerwelt,
Hoch über uns der sonnige Himmel
Ist unser blauseidenes Königszelt.

Schicksal.

Weil du von ewig mir erkoren bist,
Möcht' ich zu Tod dich hassen;

Weil du aus Schmerzen mir geboren bist,
Muß ich dich halten, fassen;

Weil du auf ewig mir verloren bist,
Kann ich dich nimmer lassen.

Am Morgen.

Warum blickst du so ernst, mein Mädchen, sag?
Sieh, draußen wird's Tag!
Hast doch die lange, dunkele Nacht
Geküßt und gelacht.

„Hatte daran in der dunkelen Nacht
Nimmer gedacht,
Daß tief in ihrem Schoße lag
Ein neuer Tag.“

Am Grabe Theodor Storms.

(Husum.)

Hier ist es still. Noch ward der Tag nicht laut,
Im Morgenwind die Lindenzweige schwanken.
Mir ist, als sei der Ort mir altvertraut,
Still leg' ich meinen Strauß von Heidekraut
Auf deines Grabes dunkele Epheuranken.

Besuch.

Dein Antlitz ruht im schwarzen Sammetkissen
So krank und weh,
Du schläfst und träumst und darfst es ja nicht wissen,
Wär' auch dein Herz von Sehnsucht wundgerissen,
Daß ich bei dir steh'.

Auf roter Seide deine Schmerzenhände,
Ganz still und weiß,
O, wenn ich sie, wie einst, so ohne Ende
Mit meinen Küssen segnen könnte,
Ganz sacht und leis.

Du müßtest sterben, sagen sie, und weinen, —
Mir wird so schwer.
Du sprachst zu mir: „Beim blassen Frühlenzscheinen
Will ich mich bräutlich dir vereinen.“
Weißt du nicht mehr?

Sommernächte.

Sahst du, wenn in Sommernächten
Weiß die Fliederbüsche leuchten?
Neige deine dunklen Flechten,
Denn sie duften nach dem feuchten

Atem jener dunkelschwülen,
Tiefgeheimen Sommernächte.
Hebe deine kühle Rechte,
Mir die heiße Stirn zu kühlen.

Sieh, was ich um dich gelitten,
Wirst du nimmermehr verstehen.
Seit ich dich zuerst gesehen,
Hör' mit unsichtbaren Schritten
Neben mir den Tod ich gehen.

Vierzeiler.

Wir beide.

Du liebtest die Sünde und hast es bekannt,
Drum will dich die Welt verdammen,
Du stolze Sünderin, gieb mir die Hand:
Wir beide gehören zusammen.

Versöhnung.

Heut' hat dein dunkler Blick mich scheu geküßt
Und zärtlicher, als je dein Mund es wagte,
Nun weiß ich, daß du lächelnd bald vergißt,
Was einst mein bitt'rer Trotz dir Herbes sagte.



Garten der Einsamkeit.

Von Victor Wall.
(Wien.)

... Ich bin also jetzt seit ungefähr vier Wochen da. Es ist hier leidlich hübsch. Ich habe ein kleines Kabinett draußen in der Vorstadt, das ich nur zu meinen Spaziergängen verlasse (Aussicht ins Freie). Untertags arbeite ich viel. Die Tage fließen eintönig dahin, einer dem anderen gleich. Das macht mich für Augenblicke sehr melancholisch. Doch ich finde mich damit ab. —

Ach, ich sage dir, ich beneide dich heimlich oft!

Ich beneide dich um deine heitere und graziöse Art, das Leben wie spielend, den Ernst der Dinge lächelnd streifend, zu leben.

Freilich weiß ich, daß auch dir die ernsten Augenblicke nicht

fehlen, in denen du spürst: ha, das Schicksal! Aber es kann dir doch so eigentlich nichts anhaben. Das ist eine große Gnade.

Wenn du dann einst, am Rande des Lebens, vor der Fahrt in die große Ungewißheit, mit einem Lächeln voll Trauer und Wehmut noch einmal diese ganze Komödie vor deinem Geiste vorübergleiten läßt, wirst du sagen: ah, es ist mitunter toll gewesen, aber es ist doch schön gewesen!

Süße Worte von verhaltener Seligkeit, in dämmerigen Gemächern geflüstert, werden lebendig. Heiße Lippen, nach wilden Küssen lüstern, neigen sich dir zu. Weiche Arme, voll ungestümer Begehrlichkeit, haschen nach dir. Und . . ., ja . . ., nun eben diese ganze Zeit der Wonnen taucht, vom milden Scheine der Vergangenheit verklärt, wieder . . . für Sekunden . . . auf. Und die schwere Stunde wird dir leichter!

Um das alles beneide ich dich heimlich oft!

Hart und streng, mit den Gesten büßender Pilger, gehe ich durchs Leben. Niemand bin ich etwas. Niemand sagt mir: Liebster, laß uns selig sein, laß uns diese Nacht taumelnd den Becher des Glückes leeren, dann gehen wir lachend sterben; was ist der Tod gegen unsre Liebe!

Das alles, siehst du, ist mein Verhängnis. Es ist mein Geschick. Ich grolle sonst selten dagegen. Aber bisweilen, beim Wehen berückender Lüfte oder beim Rascheln welker Blätter, packt es mich und da . . . da . . . da — ah, wie soll ich dir sagen, in kalten Worten sagen, wie's mich da anfällt!

Dann möchte ich hinstürzen zu den anderen, bitten, flehen, die Hände ringen: Nehmt mich auf, ich will nichts, nichts, gar nichts, nur Mensch laßt mich sein unter Menschen! Aber sie lächeln höhnisch und verstehen mich nicht. Was hat er uns denn zu sagen?, meinen sie und zucken die Achseln.

Da faßt mich eine wilde Wut — ein großes Würgen in der Kehle — und ich werde plötzlich stark und groß, der ich früher schwach und klein war, und ich räche mich mit bösen, giftigen Worten, heimlich in ihr Herz geschüttet, oder mit Thaten, die sie schmerzen, ihr Empfinden in Aufruhr jagen!

Ja, so bin ich. Ich kann dagegen nichts machen, denn es ist mein Schicksal. — —

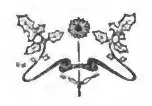
Daß ich dir das alles erzähle, wird dich wundern. Du weißt nicht, wie du dazu kommst, was?

Ja, wenn mich der Schmerz fast zum Wahnsinn treibt, bin ich

wie eine Dirne: dem Erstbesten an den Hals; aber rasch, ehe es zu spät wird . . .!

Laß das Fragen, laß das Staunen. Geh hin und — lebe!

In meinem Herzen ist es kalt: Winterstürme wehen über die brachen Felder meiner vergifteten Jugend! — — —



Lyrik der Gegenwart.

Ein Überblick von Rudolf Steiner.

(Berlin.)

(Schluß.)

V.

John Henry Mackay wird seit dem Erscheinen seiner Gedichte „Sturm" im Jahre 1888 der „erste Sänger der Anarchie" genannt. Er betont in dem Buche, in dem er 1891 die Kulturströmungen unserer Zeit mit freiem Blicke und aus einer tiefen Kenntnis heraus geschildert hat, in den „Anarchisten", daß er auf diesen Namen stolz sei. Eines der unabhängigsten Bücher, die je geschrieben worden sind, ist diese lyrische Sammlung. Die Lebensansicht des Anarchismus, die viel geschmähte, aber wenig gekannte, hat in Mackay einen Dichter gefunden, dessen kraftvolle Empfindung ihren großen Ideen völlig ebenbürtig ist. „Auf keinem Gebiete des sozialen Lebens" — sagt er selbst in dem ‚Anarchisten' — „herrscht heute eine heillosere Verworrenheit, eine naivere Oberflächlichkeit, eine gefahrdrohendere Unkenntnis, als auf dem des Anarchismus. Die Aussprache des Wortes schon ist wie das Schwenken eines roten Tuches — in blinder Wut stürzen die meisten auf dasselbe los, ohne sich Zeit zu ruhiger Prüfung und Überlegung zu lassen." Die Ansicht des wahren Anarchisten ist die, daß ein Mensch nicht über das Handeln des anderen herrschen kann, sondern daß nur ein Zustand des Gesellschaftslebens fruchtbar ist, in dem sich jeder einzelne selbst Ziel und Richtung seines Thuns vorzeichnet. Gewöhnlich glaubt jedermann zu wissen, was allen Menschen in gleicher Weise frommt. Man hält Formen des

Gemeinschaftslebens — unsere Staaten — für berechtigt, die ihre Aufgabe darin suchen, die Wege der Menschen zu beaufsichtigen und zu lenken. Religion, Staat, Gesetze, Pflicht, Recht u. s. w. sind Begriffe, die unter dem Einfluß der Anschauung entstanden sind, daß der eine dem anderen die Ziele bestimmen solle. Die Sorge für den „Nächsten" erstreckt sich auf alles; nur das eine bleibt völlig unberücksichtigt, daß, wenn einer dem anderen die Wege zu dessen Glück vorzeichnet, er diesem die Möglichkeit nimmt, selbst für sein Glück zu sorgen. Dieses eine ist es nun, was der Anarchismus als sein Ziel ansieht. Nichts soll für den einzelnen verbindlich sein, als was er sich selbst als Verpflichtung auferlegt. Es ist traurig, daß der Name für die edelste der Weltanschauungen mißbraucht wird, um das Gebahren der gelehrigsten Schüler des gewaltthätigen Herrschertums zu bezeichnen, jener Gesellen, die soziale Ideale zu verwirklichen glauben, wenn sie die sogenannte „Propaganda der That" pflegen. Der Anhänger dieser Richtung steht genau auf dem Boden, auf dem diejenigen sich befinden, die durch Inquisition, Kanone und Zuchthaus ihren Mitmenschen begreiflich zu machen suchen, was sie zu thun haben. Der wahre Anarchist bekämpft die „Propaganda der That" aus demselben Grunde, aus dem er die auf den gewaltsamen Eingriff in den Kreis des einzelnen gebauten Gemeinschaftsordnungen bekämpft. Als persönliches Bedürfnis lebt in Mackays Empfindungsleben die freie, anarchistische Vorstellungsart. Dieses Bedürfnis strömt als Stimmung von seinen lyrischen Schöpfungen aus. Mackays vornehmes Fühlen wurzelt in der Grundempfindung, daß die Persönlichkeit eine große Verantwortlichkeit sich selbst gegenüber hat. Demütige, hingebende Naturen suchen nach einer Gottheit, nach einem Ideale, das sie verehren, anbeten können. Sie können sich ihren Wert nicht selbst geben und möchten ihn daher von außen empfangen. Stolze Naturen erkennen in sich nur dasjenige an, was sie selbst aus sich gemacht haben. Die Selbstachtung ist ein Grundzug vornehmer Naturen. Sie wollen nur dadurch zum allgemeinen Werte der Welt beitragen, daß sie ihren Wert als einzelne erhöhen. Sie sind deshalb empfindlich gegen jeden fremden Eingriff in ihr Leben. Ihr eigenes Ich will eine Welt für sich sein, damit es sich ungehindert entfalten könne. Nur aus dieser Heilighaltung der eigenen Person kann die Schätzung des fremden Ich hervorgehen. Wer für sich völlige Freiheit in Anspruch nimmt, kann gar nicht daran denken, in die Welt eines anderen einzugreifen. Man darf deshalb behaupten, daß dieser Anarchismus die Denkart ist, die notwendig aus dem Wesen der vor-

nehmen Seele fließt. Wer die Welt schätzt, muß, wenn er sich selbst versteht, auch das Stück Dasein schätzen, an dem er unmittelbar in die Welt eingreift, das eigene Ich. Eine vornehme, selbstsichere Natur ist Mackay. Und wer mit solchem Ernst wie er in die Abgründe der eigenen Seele hinuntersteigt, in dem erwachen Leidenschaften und Wünsche, von denen der Unfreie keine Vorstellung hat. Von dem einsamen Gesichtspunkte der freien Seele aus erweitert sich das Weltbild des Menschen. „Da erhebt sich die Seele aus brütenden Träumen, als Erwählte zu wandern die Wege der Welt.“ Wenn der Blick tief nach innen dringt, dann wird ihm zugleich die Gabe eigen, über die unendlichen Räume hinzuschweifen, und der Mensch kommt in die Stimmung, die Mackay in seinem Gedicht „Weltgang der Seele“ in den Worten ausdrückt, der Seele „wurden zum Flug in den ewigen Räumen vom Mut die erzitternden Flügel geschwellt“.

Wie tief Mackay mit jeder menschlichen Persönlichkeit zu fühlen vermag, das beweist seine ergreifende Dichtung „Helene“. Die Liebe eines Mannes zu einem gefallenen Mädchen wird hier geschildert von einem Dichter, dem sein Fühlen und Vorstellen die Wärme des Ausdruckes verliehen hat, die ihren Ursprung nur in der vollkommenen Freiheit der Seele haben kann. Wenn man das menschliche Ich in solche Abgründe verfolgt, dann gewinnt man auch die Sicherheit, es auf den Höhen zu finden.

Man hat Mackay einen Tendenzdichter genannt. Die das thun, zeigen, daß sie weder das Wesen der Tendenzdichtung richtig beurteilen, noch das Verhältnis des Dichters Mackay zu der von ihm vertretenen Weltanschauung kennen. Seine Freiheitsideale bilden so die Grundstimmung seiner Seele, daß sie als individueller Ausdruck seines Innern erscheinen, wie bei anderen die Klänge der Liebe oder die Verherrlichung der Naturschönheiten. Und es ist gewiß nicht weniger poetisch, des Menschen tiefstem Denken Worte zu verleihen, als der Neigung zum Weibe oder der Freude am grünen Wald und am Vogelgesang. Den Lobrednern des sogenannten „absichtlosen Schaffens“, die mit ihren doktrinären Einwänden flink zur Stelle sind, wenn sie in der Lyrik etwas wie einen Gedanken wittern, sei zu bedenken gegeben, daß das kostbarste Gut des Menschen, die Freiheit, nicht in der Dumpfheit des Unbewußten, sondern auf den lichten Höhen des entwickelten Bewußtseins entsteht.

Aus dem stürmischen Feuer einer idealistisch gestimmten Seele heraus machte vor rund fünfzehn Jahren Karl Henckell die große

Lebensfrage der Gegenwart, die soziale, zum Grundmotiv seiner Lyrik. Einen „Morgenweckruf der siegenden und befreienden Zukunft“ wollte er den Dichtungen entgegenstellen, die in den siebziger Jahren behaglich die ererbten Vorstellungen in neuen Weisen kund thaten. Ein hoffnungtrunkener Idealismus leuchtet aus den trüben Empfindungen heraus, die das Mitleid mit dem Sehnen, Streben und Kämpfen seiner Zeit in Henckell ausgebildet hat. Nicht der verlogenen „alten Schönheit“ wollte er dienen, sondern der neuen Wahrheit, die ein Abbild schafft von den Leiden des ringenden Gegenwartsmenschen. Plastik des Ausdruckes, Harmonie der Töne kann nicht der Charakter dieser Poesie sein, die zwischen Entrüstung über die sozialen Erlebnisse der Gegenwart und zwischen unbestimmten Zukunftserwartungen hin- und herschwankt. Die übertreibende Hyperbel tritt an die Stelle der ruhigschönen Metapher. Stechende Glut sprüht aus den Versen, nicht beseligende Wärme. Die Freiheit in allen Formen wird der Abgott, dem der Dichter huldigt. Die Wissenschaft, die das Geistige aus dem Materiellen entstehen läßt, nimmt er in seine Vorstellungsart auf, damit sie ihn erlöse aus den Banden der religiösen Unfreiheit, der mythologischen Anschauungsweise. Aber auch die Freiheitsidee kann zur Tyrannin werden. Wenn sie scharf abgezirkelte Lebensziele prägt, ertötet sie das wirklich unabhängige Leben der Natur. Ein Herz, das fortwährend nach Freiheit schreit, kann vielleicht nichts anderes meinen, als neue Fesseln statt der alten. Es ist eine Höherentwickelung in Henckells Individualität, daß er sich auch von der Freiheit wieder befreien wollte. Er hat den Weg gefunden zu der inneren Freiheit, die sich sagt: „Laß Schulen und Partei'n lehren und schrei'n, du kannst nur gedeih'n zum Künstler und Frei'n für dich allein.“ Der „Tambour“, der mit lautem Trommelschlag dem freien Geiste dienen wollte, hat sich verwandelt in den Geigenspieler, der die Schönheit gefunden hat und von ihr singt. Und damit ist Henckell auch das Glück zu teil geworden, das Naturen genießen können, die stark genug sind, aus ihrem Innern heraus sich den Lebensinhalt zu schaffen, der dem stürmischen Verlangen, den heiß ersehnten Idealen entgegenkommt. Es ist das nicht jenes triviale Glück, das von den oberflächlichen Genüssen des Lebens ein flüchtiges Dasein nährt; es ist das herbe Glück, das sich wie eine stolze Burg über den steilen Felsen schmerzlicher Erfahrungen erhebt, jenes Glück, das Goethe meinte, als er Tasso sagen ließ: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.“ —

„Einsiedelkunst in der Kiefernhaide“ hat Bruno Wille seine 1897 erschienene lyrische Sammlung genannt. Er hat mit diesem Titel bedeutsam auf den Grundcharakter seiner Persönlichkeit hingewiesen. Er hat bei den Menschen gesucht, wonach seine Seele dürstete: das Glück und die Vollkommenheit. Aber er konnte sie da nicht finden. Deshalb ist er wieder zurückgekehrt, woher er gekommen, in die Einsiedelei seiner Seele, und hat sich zum Genossen die Natur gewählt, welche die Treue hält, von der die Menschen zwar soviel sprechen, die sie einander gegenüber doch nicht zu halten wissen. Was er im Bunde mit Menschen vergebens erstrebt hat, das wird ihm zu teil durch die Freundschaft der Natur. Es ist bei Wille nicht ein eingeborner Grundzug seines Gemütes, der ihn zur Einsiedelei trieb. Seine Seele hätte nicht von vornherein ihm zugerufen wie einem Nietzsche die seinige: „Fliehe in deine Einsamkeit! Du lebst den Kleinen und Erbärmlichen zu nahe. Fliehe vor ihrer unsichtbaren Rache! Gegen dich sind sie nichts als Rache.“ Obwohl ein reiches Innenleben und ein entwickelter Natursinn in Wille immer vorhanden waren und er eine gewisse Selbstgenügsamkeit in sich ausgebildet hatte, stürzte er sich hinein in das volle Treiben sozialen Gemeinlebens. Was bei Nietzsche aus der Überempfindlichkeit des Organismus stammt, aus seiner Eigenheit, die viele Unreinheit auf dem Seelengrunde der Menschen gleichsam zu riechen: das wurde bei Wille durch reiche Erfahrung innerhalb des Getriebes mit den „Fliegen des Marktes“ gezeitigt. Aus dieser Erfahrung bildete sich eine Begierde, die bei Nietzsche wie ein Vorurteil erscheint: „Würdig wissen Wald und Fels mit dir zu schweigen. Gleiche wieder dem Baume, den du liebst, dem breitästigen: still und aufhorchend hängt er über dem Meere.“ Und nicht nur mit Wald und Fels zu schweigen, versteht Bruno Wille, sondern auch mit ihnen vertrauliche Zwiesprach zu halten. Der Natur weiß er die Zunge zu lösen. Die stillen Pflanzen, das mystische Wehen des Windes, sie verraten ihm die intimen Geheimnisse der Natur, und die fernen Sterne vertrauen ihm die großen Offenbarungen an. Sein Blick erhebt sich zu dem roten Mars, dessen Oberfläche nicht naiver Volksglaube, sondern die ernste Wissenschaft mit sagenhaften Bewohnern bedeckt, um dort zu erspähen, wo die armen, unvollkommenen Erdenkinder die Erlösung finden können von dem alten Weh. Die Sehnsucht seiner Seele saugt die erhabenen Laute der ewigen Natur ein, um mitzuleben mit dem All, um das eigene Selbst hineinzuweben in die unendliche Weltseele. „Endlose Weltenscharen, sollst Seele, du, befahren . . . .“ Und dieses eigene Selbst ist nicht das leere, inhaltlose

des Schwärmers, der außen sucht, was er in sich nicht finden kann; es ist das volle Selbst, das nach einer Erfüllung begehrt, die ihm eben solchen Reichtum bringt, wie es in sich birgt. Das arme Selbst verschenkt sich, weil es bedürftig ist; das reiche Selbst strömt seine Überfülle in die Umgebung aus. Ein dichterischer Pantheismus spricht aus Willes Dichtung zu uns. Was Goethe in „Künstlers Abendlied" begehrt und ausspricht: „Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir, dich treu und lieb zu fühlen. . . . Wirst alle meine Kräfte mir in meinem Sinn erheitern und dieses enge Dasein mir zur Ewigkeit erweitern," das lebt als Grundton in der Poesie Willes.

Auch in Julius Harts Seele vermählt sich wie in der Bruno Willes der Einzelgeist mit dem Allgeist. Aber dieser Allgeist ist nicht der selig in sich ruhende Naturgeist; er ist ein von allen Stürmen menschlicher Leidenschaft durchtobter Weltgeist. Sein Fühlen schwebt hin und her zwischen trunkenem Genießen, stolzer Freude am ewigen Werden und dumpfem Entsagen. Geburt und Tod, die die Natur nur in ihrer äußeren Hülle zeigt, die sich um das tiefe, ewige, nie sterbende Leben legt: ihnen begegnen wir in Harts Dichtungen immer wieder. Ein Naturempfinden, das nicht die hehre Götterharmonie aus den Tiefen der Dinge heraufholt, dafür aber die eigenen Seelenstimmungen in den Vorgängen der Außenwelt verkörpert sieht, findet man bei diesem Dichter. Was in seinem Herzen vorgeht, das verkündet ihm die Natur in großangelegter Symbolik. Und hinreißend sind die Rhythmen, mit denen er diese Symbolik besingt. Das Ursprüngliche im Menschenwesen, das große, gigantische Schicksal, das nicht von außen wirkt, sondern das aus den Abgründen der Seele herauf die Individualität dämonisch forttreibt durch Gut und Bös, durch Wahrheit und Irrtum, durch Freuden und Schmerzen: für das findet Hart Worte, die voll ertönen und sich uns schwer auf die Seele legen. Begreiflicherweise mußte ein solcher Dichter auch Töne finden für das Empfinden, das aus derjenigen Seelenregion kommt, die bei dem modernen Menschen am entwickeltsten ist, für das soziale. Dieses soziale Empfinden hat in seinem eigenen Herzen Gefühle erweckt, wie sie in seiner Dichtung „Auf der Fahrt nach Berlin" zum Vorschein kommen, die ein Reflexbild liefert von dem schonungslosen, großen Weltgetriebe der Gegenwart aus einer starken, tief erregbaren Seele heraus. Ein philosophischer Zug ist in Harts Persönlichkeit vorhanden. Er verleiht seinen Dichtungen den Ernst und die Tiefe. Und dieser Zug wirkt durchaus lyrisch. Auch wo er philosophisch sein könnte, wird Hart lyrisch. Das zeigt sich in seinem Buche

„Der neue Gott“, in dem er seine Weltanschauung darlegt. Was ihm als solche vorschwebt, das legt sich nicht in Gedanken auseinander, sondern es klingt aus einer lyrischen Grundstimmung heraus.

Ein Recht, den sozialen Dichtern beigezählt zu werden, hat sich Clara Müller mit ihrer Sammlung „Mit roten Kressen“ erworben. Das Sympathische an diesen Dichtungen ist, daß sich das soziale Vorstellen und Denken durchaus persönlich giebt. Die eigenen Leiden und Entsagungen haben der Dichterin die Augen geöffnet für diejenigen der anderen. Und wie reich ihr Leben an lehrenden Erfahrungen war, auch davon geben die in der Form mit edler Einfachheit auftretenden Poesien ein schönes Zeugnis.

Gustav Renner und Paul Bornstein dürfen genannt werden, wenn von den Persönlichkeiten gesprochen wird, auf die man für die Zukunft Hoffnungen setzt. Die einfachen, natürlichen Töne des ersten und die mit einem wie Wahrheit wirkenden Pathos versetzte Wärme des anderen erwecken durchaus solche Hoffnungen.

Mehr Reife tritt uns gleich in seinen ersten Dichtungen bei Emanuel von Bodman entgegen. Seine Art ruft einen Eindruck hervor, der an den erinnert, den man bei Rembrandtschen Gemälden hat. Er liebt, bedeutsame Wahrnehmungen, die scharfe Kontraste bilden, nebeneinanderzustellen, so daß sie in ihrem Zusammen eine große Ausdrucksfähigkeit haben. Die epigrammatische Kürze, die ihm eigen ist, wird in ihrer Wirkung durch solches Nebeneinander erhöht. —

VI.

„In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfassend er auch sei, wirkt also jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freiheit zu erwarten. Darin also besteht das eigentliche Kunstgeheimnis des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt; und je imposanter, anmaßender, verführerischer der Stoff an sich selbst ist, je eigenmächtiger derselbe mit seiner Wirkung sich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt ist, sich unmittelbar mit dem Stoff einzulassen, desto triumphierender ist die Kunst, welche jenen zurückzwingt und über diesen die Herrschaft

behauptet.“ Mit diesen Worten hat Schiller in seinen Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ ein künstlerisches Ziel beschrieben, wie es dem Lyriker Stefan George vorschwebt. Die Empfindung, das Gefühl, das Bild, die in der Seele des Künstlers erzittern, müssen erst geprägt, gestaltet werden, wenn sie Kunstwert haben sollen. Jede Faser dieser Urelemente des Seelenlebens muß von der Gestaltungskraft ergriffen worden sein, und zu etwas anderem gemacht, als ihr Naturzustand ist. Denn dieser erregt nur den Menschen, den Künstler geht er nichts an. Nicht um die einzelnen Farben, die einzelnen Töne, die einzelnen Vorstellungen ist es diesem zu thun, sondern um die Art und Weise, wie sie in dem Werke zusammengestellt sind, das wir ästhetisch genießen. Schiller hat offenbar in diesem Kultus der Form ein Ideal gesehen, aber doch gefühlt, daß dieses leicht der Einseitigkeit verfallen kann, und deshalb den Zusatz gemacht, daß die Form um so mehr wert sei, je imposanter, gewaltiger der Inhalt, der Stoff sei und je kräftiger daher die Form auch sein muß, die diesen zu bewältigen hat. Je hinreißender das ist, was man zu sagen hat, ein umso größeres Können gehört dazu, es auch auf eine Art zu sagen, die als solche gefällt. In der Lyrik hat es der Künstler mit der eigenen Seele zu thun; seine Empfindungen, seine Gefühle sind der Stoff. Die Kunst wird nicht darin liegen, daß diese Empfindungen und Gefühle Größe haben, sondern daß groß erscheint, wie diese Seelenregungen zum Ausdruck gelangen. Wer innerhalb der Vorstellungsart Schillers stehen bleibt, wird aber doch zugeben müssen, daß die Art des Ausdruckes, wie kunstvoll sie auch sein mag, um so höher zu schätzen ist, je bedeutender der Inhalt ist, der ausgedrückt wird. In der Lyrik ist es die eigene Seele des Künstlers, die diesen Inhalt hergiebt, die Persönlichkeit. Je größer die Persönlichkeit ist, auf die wir durch das lyrische Kunstwerk blicken, um so wertvoller wird uns dieses selbst erscheinen. Robert Zimmermann, der als Ästhetiker die Anschauung radikal durchgeführt hat, daß die Form allein es sei, die das künstlerische Wohlgefallen hervorruft, hat, um sich zu verdeutlichen, gesagt: Ein und dasselbe Ding, z. B. eine Statue, ist dem Naturforscher, speziell dem Mineralogen ein Stein, dem Ästhetiker ein Halbgott. Der erste soll es bloß mit dem Stoffe zu thun haben, der zweite mit dem, was künstlerisch aus dem Stoffe gemacht worden ist. Mit Bezug auf die Lyrik müßte man im Sinne dieser Anschauung sagen: die Seelenregungen eines anderen mögen dem Menschen anziehend oder abstoßend sein, sie mögen seine Teilnahme bewirken oder seine Antipathie;

dem ästhetisch Genießenden können sie nur harmonisch oder unharmonisch, rhythmisch oder unrhythmisch sein.

Stefan George lebt nun ganz im Elemente des künstlerischen Ausdruckes, der Form. Wenn seine Seelenschwingungen zu Tage treten, soll ihnen nichts mehr anhaften, was bloß den Menschen interessiert, sie sollen ganz aufgegangen sein im künstlerischen Elemente der Form. Die Welt gewinnt für diese Persönlichkeit nur Wert, insofern sie rhythmisch bewegt, harmonisch gestaltet ist, insofern sie schön ist. Und wenn andere das Schöne darin sehen, daß uns in einem Vergänglichen das Ewige, die Urkräfte des Daseins erscheinen, so bestreitet Stefan George den ewigen Wesenheiten jeden Wert, wenn sie nicht schön sind. Seine drei Gedichtsammlungen: „Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal“ — „Bücher der Hirten und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der hängenden Gärten“ — das „Jahr der Seele“, sie sind die Welt als Rhythmus und Harmonie. Die Welt ist mein Rhythmus und meine Harmonie, und was nicht einfließt in dies goldene Reich, das lasse ich liegen im Chaos des Wertlosen: das ist Georges Grundstimmung.

Schönheitstrunkenheit möchte man diese Grundstimmung nennen. Und schönheitstrunken ist auch Hugo von Hofmannsthal. Wenn man aber von Stefan George sagen darf: er zwingt das Schöne herbei, so muß man von Hofmannsthal behaupten: ihn zwingt dieses Schöne zu sich. Wie eine Biene durchfliegt er die Welt; und da hält er an, wo es den Honig des Geistes, die Schönheit, zu sammeln giebt. Und wie der Honig nicht die Blüte und Frucht selbst ist, sondern nur ein Saft aus denselben, so ist Hofmannsthals Kunst nicht eine Offenbarung der ewigen Weltgeheimnisse, sondern nur ein Teil dieses Ganzen. Man nimmt diesen Teil gerne hin und genießt ihn in einsamen Stunden, wie die Biene sich im Winter von dem eingesammelten Honig nährt. Süß wie der Honig ist diese Kunst des Wiener Dichters. Doch die Kraft, die gigantisch die Dinge der Welt erschafft und sie belebt, fehlt in dieser Kunst. Es stürmt in ihr nicht der Elemente Macht und Leidenschaft; es weht in ihr und webt eine Sphärenharmonie, die auf dem Grunde der Weltseele erklingt. Und es muß ganz still und schweigsam um uns werden, der Sturm des Weltgeschehens muß aufhören, das wilde Wollen muß für Augenblicke ersterben, wenn wir die leise Musik dieses Dichters hören wollen. Die seltsamen Gleichnisse dieses Lyrikers, seine sonderbaren Umschreibungen und Wortzusammenstellungen drängen sich nur dem Geiste auf, der nach aus-

erlesenen Schönheiten sucht. Wer die ewigen Kräfte der Natur in ihren charakteristischsten Erscheinungsformen sucht, der geht an diesen Schönheiten vorüber. Denn sie sind wie die Offenbarungen des Ewigen im Luxus der Natur. Und doch empfindet man auch in den Seltsamkeiten Hofmannsthals das Notwendige der Welterscheinungen. Man wird den Vorwurf einer banausischen Vorstellungsart nicht abwehren können, wenn man diese Luxuskunst von sich weist; aber es muß zugestanden werden, daß wenige menschliche Schöpfungen solche Verführer zum Banausentum sind, wie die Dichtungen Hugo von Hofmannsthals.

Die Stimmung der Andacht, die anbetend vor den ewigen Rätseln der Natur steht, tönt uns aus den lyrischen Dichtungen Johannes Schlafs entgegen. So groß, so hehr, so geheimnisvoll stehen vor ihm diese Rätsel, daß er mit halbgeöffnetem Auge nur hinblicken mag, weil es ihn ängstigt, die Fülle des Daseienden auf sich eindringen zu lassen. Das Ahnen gießt genug des seligen Entzückens über die Herrlichkeiten der Welt in seine Seele; er will das volle Schauen, die Helligkeit der Wahrnehmung vermeiden. Auch er greift zu seltenen Vorstellungsgebilden, um das Erahnte in Worte zu kleiden; aber nicht als schönheitstrunkener Geist, sondern wegen seiner leidenschaftlichen Hingabe an die Wahrheit, deren Majestät er nicht durch das Kleid der Alltäglichkeit dem nüchternen Sinne allzu nahe bringen will. Dieser Dichter, der einer der Propheten des radikalen Naturalismus auf dem Felde der Dramatik ist: er hat sich als Lyriker zum Sänger der ewigen Wesenheiten durchgerungen, die tief in den Dingen verborgen sind.

Einen anderen Entwickelungsgang ist Arno Holz gegangen. Von der formschönen, von natürlichem Schwunge getragenen Dichtung, der er im Anfang seiner Laufbahn zugethan war, hat er sich abgewandt. Die naturalistische Doktrin hat die Oberhand gewonnen über die Natürlichkeit. Denn natürlich ist, daß das Gefühl in der Kunst sich erhebt über das unmittelbare Erlebnis. Der Stil, der den Wahrnehmungen eine höhere Gestalt giebt: er entspringt aus einer natürlichen Sehnsucht. Aus derjenigen, die sich am meisten befriedigt fühlt, wenn der Mensch Kunstmittel findet, die ohne Vorbild im Leben dastehen, welche eine eigene, freie Schöpfung der Seele und doch Offenbarungen der ewigen Urkräfte sind. Goethe schildert diese Befriedigung, indem er den Eindruck der Musik charakterisiert. „Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie ist ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt alles, was sie ausdrückt." Denn jedes innere Erlebnis, wenn es aus

den Tiefen der Seele hervorgeht, soll, nach Holz' Meinung, seine eigene, individuelle Form mit zur Welt bringen; und nur diese mit dem Inhalt zugleich geborene Form soll die natürliche sein. Den Weg von dem Erlebnis zu der vollendeten künstlerischen Ausgestaltung will Holz nicht gelten lassen. Nicht, wie Schiller sagt, in der Besiegung des Stoffes durch die Form liege das wahre Kunstgeheimnis des Meisters; sondern der ist Meister, der dem Stoffe die in ihm liegende Form abzulauschen vermag. Auf diese Weise ist Holz aus dem begeisternden Sänger, der hinriß, wenn er das Los des Elends, die Sehnsucht nach besserer Zukunft zum Ausdrucke brachte, der sorgsame Aufzeichner unmittelbarer Eindrücke geworden, die dem ästhetischen Gefühle nur dann Befriedigung gewähren, wenn sie zufällig künstlerisch sind. Sie sind das allerdings sehr oft, weil in Holz der Dichtergeist lebt trotz seiner der dichterischen Kunst im höheren Sinne feindlichen Theorie.

Die Dichtungen Cäsar Flaischlens wirken durch die tiefe, gemütvolle Persönlichkeit, die sich in ihnen ausspricht. Er ist eine Persönlichkeit, die das Leben nicht leicht zu nehmen vermag. Sie hat Kämpfe zu bestehen gegenüber den leidenschaftlichen Strebungen der Seele. Sie dürstet nach Befriedigung. Stolz möchte sie bezwingen, was sie fernhält von ihren Zielen. Aber letzten Endes ist es nicht die unbegrenzte Kraft, der sie sich vertraut, sondern ein Stück Bescheidenheit, die sich nahe Ziele männlich setzt, wenn sie sieht, daß die fernen nicht erreichbar sind. Denn lieber ist Flaischlen innerhalb des engeren Kreises ein voller Mensch, als innerhalb des weiteren ein halber. Ganz zu sein nach Maßgabe des eigenen Seelenfonds, innerlich harmonisch auf sich selbst beruhend: das ist der Grundcharakter seiner Persönlichkeit. In würdiger Einfachheit ziehen die Dinge der Welt vor seinen Augen vorüber, und ebenso einfach, oft allzu anspruchslos fließen seine Verse und seine besonders reizvollen Gedichte in Prosa dahin.

Richard Schaukal hat eine auf das Ausdrucksvolle in der Welt gehende Beobachtungsgabe. Für seinen Blick stilisieren sich die Dinge und Ereignisse. Das Erhabene bildet sich für seine Anschauung zum Hehren um, und das Schöne gestaltet sich zum Einfach-Schmuckvollen. Das Schlanke dehnt sich für sein Auge vollends zur geraden Linie; die Übergänge von einem Ding zum andern hören auf, und schroff löst Gegensatz den Gegensatz ab. Das alles aber in einer Weise, daß wir den Eindruck haben: in seiner Kunst klären die Dinge durch scharfe Umrisse und Kontraste über sich selbst auf; sie lassen ihr Unbestimmtes verschwinden und heben ihr Charakteristisches hervor. Eine

farbenreiche Sprache ist dieser seiner Anschauungsweise ebenbürtig. Er vermag bedeutsam zu sagen, was er bedeutsam gesehen hat. Er ist im Beginne seiner künstlerischen Laufbahn. Ein vielsagender Beginn scheint das zu sein.

Von wunderbar zarter Empfänglichkeit für die intimen Beziehungen der Naturwesen und der Menschenerlebnisse ist die Phantasie Rainer Maria Rilkes. Und dabei hat er eine Treffsicherheit im Ausdrucke, die alle die feinen Verhältnisse zwischen den Dingen, die sich dem Dichter entdecken, mit vollen, satten Tönen vor uns hinzustellen vermag. Das ist nicht die Treffsicherheit des großen Charakteristikers, das ist diejenige des naturkundigen Wanderers, der die Dinge liebt, denen er auf seinen Wanderungen begegnet, und dem sie viel vorplaudern von ihren stillen Geheimnissen, weil auch sie ihn lieben und Vertrauen zu ihm gewonnen haben.

Klangvolle Farben des Ausdrucks und eine große Eindrucksfähigkeit für die feierlichen Töne der Außenwelt hat Hans Bethge. Beides weckt allerdings nicht das Gefühl, als ob es aus der ureigenen Seele des Dichters käme, sondern erscheint als Ausdruck des Anempfundenen. Dieser Eindruck wird noch erhöht durch die Koketterie, mit der diese Lyrik an uns herantritt. Wahrscheinlich ist jedoch, daß dieses Fremdartige in des Dichter Persönlichkeit nur eine Vorstufe zu schönen Eigenleistungen ist, deren Vorklänge aus seinen gegenwärtigen Schöpfungen doch herauszuhören sind.



Litterarische Essays.

Eine Übersicht von Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)

Es giebt zwei Arten von Freundschaften. Die eine fordert: „Denke wie ich!“ und lohnt dann mit Liebe. Die andere Freundschaft fordert nichts. Sie beobachtet nur. Sie fragt: „Was denkst Du?“ und sie liebt, gleichgültig wie die Antwort ausfällt. Jene Art ist die

Manier kleiner Seelen, diese fordert großen Zug, vornehmes Denken, schöne Sicherheit im eigenen Bewußtsein.

Nicht anders ist's mit den Ideen und Urteilen. Soll ich die Idee lieben, die ich schon in mir besitze und irgendwo anders wiederfinde? Oder die Idee, die in mir stärkste Leidenschaften entfesselt, ein vehementes „Nein" auslöst, einen heftigen Zwist hervorruft? Wie oft machen wir den Fehler, daß wir einen Essay darum vortrefflich finden, weil er unsere Meinungen teilt. Und so muß ich mich erst von Vorurteilen frei machen, ehe ich die dramaturgischen Werke zu würdigen im stande bin, die Eugen Zabel und Richard Hamel soeben herausgegeben haben. Jener eine „Moderne Dramaturgie", d. h. mehr eine Übersicht über das dramatische Leben Berlins (Oldenburg, Schulze. 8°. 544 S. M. 5,—), dieser eine „Hannoversche Dramaturgie" (Hannover, M. & H. Schaper. 300 S. M. 5,—).

Ich hüte mich, mir aus Lessings Hamburgischen Dramaturgie eine Lanze zu holen, um beide Herren ob ihres Wagemutes zu spießen. Das wäre leicht. Die Zeiten ändern sich. Der Theaterbetrieb in seiner Massenhaftigkeit hat alle Zuchtlosigkeit der Fabrikarbeit im Gefolge. Statt einer dramatischen Studie von 50 Seiten liest man winzige Feuilletons von zweihundert Zeilen. Das verlangt das Publikum, das giebt ihm jeden Morgen die berufsmäßige Kritik.

Als Berliner Kritiker steht Eugen Zabel nicht in erster Reihe. Man kann ihn nicht mit den beiden Harts vergleichen, nicht mit Fritz Mauthner, erst recht nicht mit Alfred Kerr, dessen Hauptmann-Affenliebe ihn oft so ungerecht macht. Er ist der Typ der guten, anständigen Bourgeois-Kritik, die nicht gerade ganz versagt, wenn sie originellen Werken gegenübersteht, die aber nie Witterung hat, wenn sich junge Kunst neue Formen erzwingt. Er ist sehr belesen. Und schreibgewandt wie nur je einer in Berlin. Er schreibt die längsten Kritiken. Und manchmal wirklich tüchtig, belehrend. Aber er hat kein Feuer. Er hat kaum einen Totschlag auf dem kritischen Gewissen, er ist aber auch nie ein Sturmbock für eine fremdartige Individualität gewesen. Bei aller Tüchtigkeit fehlt es ihm an Geist und Begeisterungsfähigkeit. Er erzählt behaglich den Inhalt, notiert links die Tadel, rechts die Lobe und vergleicht die Rubriken, um dann befriedigt zu konstatieren, daß G. Hauptmann „sich so erfreulich entwickelt hat". Wobei ganz schüchtern ein bißchen Selbstlob abfällt: „Es scheint, daß er sich in diesen Punkten mehr nach seinen wohlmeinenden Warnern, als nach seinen blinden Bewunderern gerichtet habe." Und derselbe

Mann erklärt das für Schwachsinnige bestimmte Stück „Renaissance" von Schönthan-Koppel für einen „entschiedenen Gewinn für das Theater"!

Richard Hamel steht als geistige Potenz höher. Sein litterarhistorisches Wissen ist reicher, sein dichterisches Gefühl steht ihm freundlich zur Seite und seine ästhetischen Exkurse gründen sich auf Ansichten, die dieser Mann sich jahrelang innerlich erkämpft hat. So steckt denn ungleich mehr Temperament in ihm, als im temperierten Eugen Zabel. Auch er ist kein fanatischer Anhänger der Moderne, aber seine Kompromiß-Natur ist selbst zu künstlerisch organisiert, um nicht alle ästhetischen Fühler nach den Objekten der neuen Kunst auszustrecken. Sein Urteil über die moderne dramatische Produktion lautet wenig günstig. Der „Moderne" fehle die Tiefe der Ideen und das feste dramatische Rückgrat. Man wird wohl zugeben müssen, daß das Drama großen Stils noch ganz fehlt. Vor lauter Kleinarbeit verlor man den Sinn für die Züge der Ewigkeitskunst. Hauptmanns größter Versuch, der „Florian Geyer" — ich freue mich, hier Dr. Hamel zustimmen zu können — scheiterte, weil seine Miniaturkunst vor dem großen Pathos der Geschichte zerbrach.

Richard Hamel gehört zu den Kritikern, deren Widerspruch man mit Genuß herausfordert. Denn es strömt ihm sein reiches Wissen zu, wenn er seine Ansicht verteidigt, es klingt ein ernster, überzeugungstreuer Ton durch seine Darlegungen; man fühlt, man steht einem Manne gegenüber, dessen Enthusiasmus stets in gleich lauterer Flamme brennt, und man trennt sich von ihm, wie ich es nach der Lektüre gediegener Essays verlange: in seinem Wissenskern bereichert und in seinem Urteile tief angeregt. So wächst das Buch aus dem lokalen Rahmen einer hannoverischen Aktualität heraus zu einer geistreichen Analyse des deutschen Dramas im neunzehnten Jahrhundert.

Zabel ist wesentlich Journalist, Hamel eine Mischung von Journalist, Poet und Litterarhistoriker, die beiden folgenden, die Essaysammlungen veröffentlicht haben, gehören zu der reinen Zunft der Litterarhistoriker. Otto Harnack („Essays und Studien zur Litteraturgeschichte." Braunschweig, F. Vieweg & Sohn. 8°. 393 S. M. 6,—), doziert an der Technischen Hochschule zu Darmstadt. Ein Mann, dessen Bildungselemente in Goethe wurzeln. Aber das kann in zweifacher Weise geschehen: Man kann in Goethe hochmütig oder demütig werden. Harnacks litterarhistorische Methode neigt zum ersteren. Er erschlägt mit ihr die Moderne. Seine 1890 niedergeschriebenen Urteile

über Hauptmann, Holz, Schlaf und — Jaffé sind bezeichnend. Er hat keinen Blick für die Zukunft. Er ist Dogmatiker geworden, der aus der Klassizität sich festbestimmte Regeln abgeleitet hat und sie auf die Gegenwart überträgt. Er weiß nichts davon, daß jede Kunstepoche ihre poetische Atmosphäre hat, daß die Formen der Poesie so wechseln, wie die Seelen, die sie schaffen. Er behauptet: In Deutschland haben wir in Lessing, Goethe und Schiller Vorbilder, die einen zur Klassizität durchgebildeten Kunststil geschaffen haben. Er soll uns Führer und Vorbild sein! Ach nein, wir jungen Poeten „sollen“ gar nichts; wir haben von diesen Großen im Geiste eines zu lernen: Entwickelung der in uns ruhenden Potenzen. Was daraus wird? — sind's Rosen, nun, sie werden blüh'n, sagt Theodor Storm.

Auf Schritt und Tritt neigt der kenntnisreiche, nur manchmal gegen Hartleben den Philister herauskehrende Professor zum Widerspruch. Aber ein Mann steht dahinter, mit festem Blick und Urteil, der seine eigene Klinge schlägt. Und man schätzt sie, weil er sie gut schlägt.

Eine ähnliche Natur, nur ins Schwäbische übertragen, ist Hermann Fischer, der Sohn des Dichters J. G. Fischer, der Tübinger Professor. Seine „Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens“ (Zweite Reihe. Tübingen, H. Laupp. 8°. 248 S. M. 4,—) befassen sich mit seinem Vater, mit Fr. Vischer, R. Krausler, L. Seeger und Hermann Kurz. Es sind zumeist schlichte Naturen, versonnen, unaktiv, die er zu seinen Helden gemacht hat. Und so ist sein Buch ohne Kampf und Sturm. Kaum daß hie und da ein Hieb gegen die Nietzsche-Affen abfällt — und wie viele giebt es wirklich! —, dafür aber spricht er verstimmt von den „grenzenlosen Verirrungen unserer modernen Litteraturforschung“. Er hat die Liebe des Schwaben für das Kleine, Beschauliche, Intime, Idyllische. Er ist voll Wärme und teilt sie dem Leser mit. Man möchte so einen Menschen wie den Rudolf Krausler kennen lernen, weil es schön sein muß, solch einen Freund zu haben. Man spürt eine Art Sehnsucht nach der Stille der schwäbischen Poeten, wenn man selbst im Sausen der Großstadt wohnt. So ist Fischers Gabe voller Liebenswürdigkeit. Es liegt etwas Sittliches in der Art seiner Analyse. Er ist kein Täuscher und Blender. Seine Tüchtigkeit thut wohl.

Ganz unpersönlich ist Alfred Biese in seinen vermischten Aufsätzen „Pädagogik und Poesie“ (Berlin, R. Gaertner [H. Heyfelder]. 8°. 320 S.). Es ist ein eigen Ding um die ästhetischen

Werke Bieses. Es ist immer der schöne Wille, der befriedigt, aber die Ausführung geht nur bis an die Grenze, wo der feine Geist ansetzt oder wo die volle Wissenschaftlichkeit das ernste Wort ergreift. Seine Essays über die Poesie der Heide, des Meeres, der Gebirge verzeihe ich keinem Primaner. Solche im Fluge zusammengerafften lyrischen Citate, mit Prosa umwickelt, sind Stilübungen, die man nicht veröffentlicht. Er sagt (S. 222): „Versetzen wir uns im Sturm an den Meeresstrand" (übrigens auch sprachlich falsch). Und flugs citiert er einen Dichter. Er findet Banalitäten wie: „Und seien wir in der That getrost: so lange Goethe und Schiller und Lessing . . . bleiben werden . . ., so lange wir auch das Schöne pflegen . . ., so lange wird auch das Hellenentum eine unüberwindbare Macht verbleiben müssen." Sehr richtig: So lange das Schöne lebt, wird das Schöne leben! Und wenn man wissen will, wer wahrhaft gebildet ist, so höre man (S. 57): „Nur derjenige ist wahrhaft gebildet, dem nichts Menschliches fremd ist, der mit lebendigstem Nachempfinden sich in alle menschlichen Verhältnisse hineinversetzen kann, der mit nachschaffender Phantasie die Werke der Kunst genießt, . . . tiefes Mitgefühl . . . Verständnis u. s. f." „Enthusiasmus schafft das Große" sagt A. Biese. Stimmt! Enthusiasmus aber allein ist nichts, wenn man nicht die Fähigkeit hat, ihn mitzuteilen. Das ist Biese leider versagt. Und so wirken die schönsten Worte bei ihm wie Tiraden, zu einem ästhetischen Thee zierlich gesprochen. Wenn mir nicht die vornehme Gesinnung wohlgethan hätte, die in den pädagogischen Essays zu Tage tritt, ich hätte von der Lektüre dieses physiognomielosen Buches abraten müssen.

Arthur Moeller-Bruck wird entrüstet sein, daß ich ihn neben ein paar Litteraturprofessoren stelle. Der Zufall will's. Ich las seine „Mysterien", d. h. das fünfte Heft seiner Litteraturkomödie, für die er den ernsthaften Titel „Die moderne Litteratur in Gruppen- und Einzeldarstellungen" gefunden hat. (Berlin, Schuster & Loeffler.) Ich habe ihm mehrfach privatim eine Rede gehalten, es ist beim fünften Heft nötig, daß ich sie öffentlich wiederhole. Also:

Werter Herr Moeller-Bruck, Sie sind noch ein junger Mann. Das ist eine Freude für Sie, aber ein Leid für andere, wenn Sie den Lehrer spielen wollen, ohne selbst genug gelernt zu haben. Es schickt sich nicht, Litteraturentwickelungen darzustellen, wenn man keine Ahnung von ihnen hat, wenn man den größten Teil unserer Litteratur nicht kennt. Es schickt sich nicht, einfache Dinge dadurch wichtig zu machen, daß man sie in einen unverständlichen Stil einpackt. Es ist komisch, Bücher

zu schreiben, von denen ein ernsthafter Mensch aufsteht, als habe er an einer Attrappe seine Zähne versucht. Seien Sie nicht „neu“, sondern schlicht; stammeln Sie nicht, sondern sprechen Sie klar. Ich wette, wenn Sie das thun, wird Ihnen zum Bewußtsein kommen, was ich längst weiß: daß Ihre schöne Begabung eines Tages vor dieser zehnbändigen Verstiegenheit entsetzt sein wird.



Deutsche Lyrik.

Notturno.

Funken, wandernd wie im Traume
Hoch an ultrablauer Wandung;
Abendwärts am Himmelssaume
Flüss'gen Goldes Flammenbrandung.

Friedensschmelz im Wildgepränge;
Heimlich Flüstern, — tiefstes Schweigen.
Ferne Ewigkeitsgesänge
Wälzt ans Ohr der Sternenreigen.

Blinzt das Urlicht rund und helle
Äugelnd mit dem Demantsande,
Dann entschweift mein Geist der Zelle
Sehnend zum Hebräerlande.

Kanaan! — O fromm' Erschauern!
Große Schwermut in den Lüften!
Salems Genius seh' ich trauern,
Geisternd auf Prophetengrüften.

Boas, Ruth am Hirtenstabe
Tief in Andacht brünstig sinkend,
Dich, o Ehrfurcht, sel'ge Gabe,
Aus den gold'nen Wundern trinkend.

Den genetzt manch' blut'ge Zähre,
Thränenhain, hochheil'ger, jener,
Wo der Götzen Erdenschwere
Niederrang der Nazarener.

Farbenmeer's ein üpp'ger Regen,
Jugendmagisch überglutet,
Wie ein heiß erflehter Segen
Stürmend in die Seele flutet.

Weise mir den Weg dein Finger,
Feuer meinem dunkeln Triebe,
Rätselheil'ger Alldurchdringer,
Weltenwille, ew'ge Liebe!

Altona. Kurt Piper.

Der Sommerabend.

Das war der Abend, wo wir glücklich waren. —
Still durch den Garten zitterte Dein Lied,
Am dunkeln Himmel war ein Stern erblüht.
Wie warst Du selig-müd',
Ein tiefer Lichtglanz hing in Deinen Haaren.

Ich sann und sann: Das ist die Märchenstunde,
Wo alle Wunder Dir zu eigen sind.
Die Sonne rauscht und stirbt. Du bist wie blind,
Und ist's ein Traum: erhasch' ihn doch geschwind . . .
Der Silbertau lag bleich im Wiesengrunde.

Ich bin mit Dir durchs Sommerthal gezogen,
Auf dunkeln Abendfeldern sang das Korn,
Wir tranken von der Sehnsucht tiefem Born.
Ich trug Dich über Stein und Dorn,
Ins feuchte Gras hab' ich das Knie gebogen.

Und leise hat der Wind Dein Haar gestrichen,
Es schwankte nachtberauscht ein Schmetterling,
Uns war's: die ganze Welt voll Blüten hing,
Doch als ich von Dir ging,
Sind alle Purpurrosen Dir verblichen . . .

Prag. Paul Porges.

Du — mich!

Wie oftmals, wenn Du lächelnd zu mir kamst,
Vertrauensvoll an Deine Brust mich nahmst —
Auf meinen Locken mit den güt'gen Händen —,
Und batst, den Blick zu Dir empor zu wenden:

Wenn Dich mein stilles Schluchzen irreführte,
Mein stumm getrag'ner Schmerz Dich rührte —
Dann fühlt' ich klar, was ich an Dir verbrach.
Die Thränen, die ich weinte, galten meiner Schmach.

Du bogst Dich nieder, meinen Mund zu küssen —
Ich stöhnte laut, sonst hätt' ich schreien müssen:
„Nicht diese Liebe, ich verdien' sie nicht —
Wend' fort Dein Haupt, schlag mir ins Angesicht."

Mir quollen auf im Mund die Missethaten;
Gestehen wollt' ich, daß ich Dich verraten — —:
Da nanntest Du mich rein und schön und gut —
Du — mich! Und mich verließ der Mut. —

Wien. Ottilie Siebenlist.

Trinklied.

Trink zu, lieber Freund, trink zu,
Scheuch die Falten von Deiner Stirne.
Mein Herzensbruder bist Du,
Deine Schwester ist eine Dirne.

Sauf Dich voll mit meinem Weine,
Wie die Schwester mit meinem Blut.
Deine Mutter, die Hexe, die Kupplerin,
Hat fürwahr eine nette Brut.

Wien. Otto Kraus.

Leb' wohl!

Lebe wohl, blühende Erde!
Sterbend grüßt mich ein Sonnenstrahl,
Und der Frühling lächelt grausam
Meiner Todesqual.

Kinderlächeln . . . glückliche Menschen!
Wald und Flur in Jugendpracht!
Sehnsuchtsvoll das Licht umfassend,
Gleit' ich in die Nacht!

Bremen. Olga Cordes.



Reines Herzens.

Von Kurt Aram.
(Frankfurt a. M.)

(Episode aus einem Roman, der keinen Verleger finden konnte.)

Hortense und ich kamen ans Dorf.

Wo der Bach ins Dorf mündete, stand hüben ein großes Bauernhaus und drüben auch, beide einander grade gegenüber, das hüben blau, das drüben rot angestrichen. Das erstere glich so einem dicken Bauern im Sonntagskittel, das andere einer breiten, rotwangigen Bauerndirne. Wie zwei rechte Protzen saßen sie am Bach und trugen dichte Strohdächer auf dem Kopf, die nur ganz leicht von Sturm und Regen abgeblaßt waren.

In respektvoller Entfernung von den beiden, mehr ins Dorf hinein, standen zwei kleine Häuser, modern hellgrau gestrichen mit Schieferdächern, denn in dem einen wohnte ein Schmied, der ein „Neuer" war, und in dem anderen ein Schuster, die ja immer was besonderes sein wollen.

Daran schlossen sich wieder Bauernhäuser an. Bunt wie die beiden oben am Bach, aber kleiner, unscheinbarer. Manche ganz bescheiden zusammengeduckt. Andere das Stroh leichtfertig ins Gesicht. Hier sah man schon den nackten Lehm zwischen den faulenden Balken, mit vielen Löchern, aus denen die Not stierte. Dort standen fidele mit überzwergen Balken, kreuz und quer, die nur so lachten, mit Storchnestern obenauf, deren Stroh lustig im Winde wehte, und vielen Kindern innen drin. Da hockten schwermütige, die stier ins Wasser sahen, als wollten sie sich im nächsten Augenblick ersäufen. Es gab auch gottlose mit spitzen, verwegenen Giebeln; und fromme, die demütig und regelrecht sich im

Wasser spiegelten. Nur ganz selten einmal ein Häuschen mit Schieferdach, unter dem dann ein Handwerker, ein Kaufmann, ein Viehjude oder sonst etwas Neumodisches wohnte. Die beiden reichsten Häuser waren aber doch die oben am Bach, die ein breiter Steg aus schwerem Eichenholz miteinander verband, während sonst nur ganz schmale Brettlein herüber und hinüber gingen, so schwank und leicht, daß es für Nichtkenner gefährlich war, sich ihnen anzuvertrauen. Schwoll der Bach an, wurden sie häufig mit weggefegt, wie die Armen vom Typhus, so daß man einen weiten Umweg machen mußte bis zur steinernen Brücke am anderen Ende des Dorfs, in der Nähe der Kirche, wenn man mit den beiden Protzen oben am Bach gerade nicht gut Freund war.

Diesmal hatte der Bach besonders viel Arbeit, denn der Sommer war auffallend trocken gewesen. Er sah so schmutzig aus wie ein städtischer Kanalarbeiter im Dienst. Ganz außer Rand und Band über solche Zustände stürmte er dahin. Die Glocken läuteten.

Rechts und links am Bach her schritten die Kirchgänger, langsam und gravitätisch, als wären sie schon in der Kirche.

Wenn man so den Weg bis zur Kirche emporblickte, sah es aus wie ein langer Zug von blauen, schwarzen und gesprenkelten, dicken und dünnen Raupen, die schwerfällig den Hügel emporklommen. Die Männer in blauen Kitteln, die Frauen in schwarzen Kleidern, die Mädchen in meist grasgrünen, bauschigen Röcken, vielfarbigen, dicken Strümpfen, um den Hals ein schwarzes Tuch geschlungen, in das allerlei Ranken und Blumen in Silber eingestickt waren. All die verarbeiteten, breiten Hände waren vor dem Leib gefaltet, und in ihnen ein mächtiges, blütenweißes Taschentuch, so groß, daß sich ein ganzes Regiment hätte die Nase satt putzen können. Unter dem Taschentuch lag das dicke Gesangbuch mit seinem schwefelgelben Papierrand. Die Mädchen hatten außerdem noch ein paar Zimmerblumen zwischen die Finger geklemmt. Die Burschen dagegen trugen eine Blume im Mund oder hinter dem Ohr, das nur so glühte, so sauber war es zum Sonntag gewaschen worden. Fast alle schauten ehrbar unter sich. Nur selten konnten wir beobachten, daß einmal die Jugend zueinander hinsah mit einem schalkhaften oder verwegenen Blick.

Ich glaube, selbst ich wurde von der allgemeinen Sittsamkeit angesteckt, denn wenn ich daran zurückdenke, legt sich mein Gesicht unwillkürlich jetzt noch in fremdartige, steife Kirchenfalten.

Endlich kamen auch wir mit den pilgernden Bauern an die Kirche.

Die Männer stiegen auf die Emporen. Nur die Weiber nahmen

im Schiff Platz. Auf der einen Seite die Verheirateten, auf der anderen die Unverheirateten.

Wir hatten einen eigenen Stand, den ich mir vom Kirchendiener zeigen lassen mußte, da ich bisher noch keinen Gebrauch davon gemacht. Er sperrte erst eine Weile Mund und Nase auf, bis er sich darin gefunden, mich in seiner Kirche zu sehen. Es durchzuckte mich ein kleiner Schreck, als wir endlich an unsern Stand gelangten, denn neben ihm war noch einer, sehr vornehm für hiesige Verhältnisse, mit vielen Kissen, in die ein Wappen eingenäht war. Es war der Stand des „König Marke“ und meiner „Isolde“. Das gäbe doch ein kurioses Wiedersehen, dachte ich, hier in der Kirche. Aber es kam niemand von ihnen.

Der Geistliche war ganz erschrocken, als er uns sah. Gebildetes Publikum war er augenscheinlich gar nicht mehr gewöhnt. O Hortense, was hast du da angestellt! Na, nun mußte es ausgefressen werden.

Ich besah mir derweil die Kirche. Für eine Bauernkirche wirklich nicht übel. Leider gothisch renoviert. An sich ja ganz schön, aber die Bauern paßten hinein wie Landhühner in einen vergoldeten Kanarienkäfig.

Die Orgel war offenbar noch nicht fertig. So wurde denn ohne Orgel, freimündig, nach Angabe des Lehrers, gesungen. Das hatte in der That was ergreifendes, denn die Leute sangen alle mit großem Eifer. Da hatte der alte Fritz recht. Der Gesang in der Kirche, das war noch was, alle Achtung!

Endlich kam denn auch die Predigt. Das kleine Männlein konnte kaum über die Kanzel sehen, so winzig war's. Etwas unordentlich hingen die grauen Locken immer noch um die Ohren, etwas verlegen blickten die schüchternen Augen, und die schmalen, zarten Hände glitten recht nervös am Kanzelbrett hin und her. Weh thut er niemandem, dachte ich beruhigt, also hören wir.

Er hatte einen recht revolutionären Text, die Geschichte von jenem reichen Jüngling, dem der Nazarener sagt: Willst du vollkommen sein, so verkaufe was du hast und gieb es den Armen und folge mir nach. Ich war aufrichtig gespannt, was er daraus machen würde. Er machte etwas ganz kurioses daraus, dessen ich mich noch recht genau entsinne, weil ich solange in keiner Kirche gewesen war. Er meinte nämlich, da wir das nicht könnten, alles hingeben, was wir haben, so hätte das Jesus auch nicht so gemeint. Welch feine Logik! Wohin würde das auch führen, wenn man dies wörtlich nehmen wollte und nun blind drauflos sein Geld den Armen ausliefern. Damit würde dann wohl mehr Unheil als Segen angerichtet werden, das sei dann ja geradezu eine

Herausforderung zum Leichtsinn. Eine kostbare Beweisführung! Da man das also nicht könne, so gälte es eben den anderen Weg zur Vollkommenheit einzuschlagen. Nämlich: Folge mir nach! Er redete jetzt ein langes und breites über die „Gnade", und damit war die Geschichte erledigt.

Ich sah auf meine Frau, sie schien aber auf diese Ungeheuerlichkeiten gar nicht zu achten, sondern machte einfach ihr „Kirchengesicht", das schon im voraus alle Logik ausschließt, möcht' ich sagen. Ebenso verhielten sich die übrigen Kirchgänger. Nur einer fiel mir auf, der „Mucker", wie ihn der Bürgermeister nannte, der hatte offenbar einiges Verständnis für die groben Schnitzer da oben auf der Kanzel. Er schüttelte bedenklich den Kopf und erhob sich sogar ein wenig, als wenn er opponieren wollte. Doch das ist ja in der Kirche verboten.

Nach der Predigt gab's noch ein Dankgebet für eine Wöchnerin. Die Wöchnerin kannte ich. Sie machte sich auch recht breit auf ihrem Platz und schielte verächtlich auf die Annekathrin Herrmann, die nicht weit von ihr saß und sich verlegen bückte. Die Wöchnerin war die Elisabeth Schneider aus dem roten Haus, und die sich verlegen bückte, war ihre Halbschwester, die den Peter Herrmann aus dem blauen Haus geheiratet hatte. Ich kannte ihre ganze Geschichte und sah gespannt um mich, ob denn keiner von all den Bauern bei dieser Danksagung grinsen würde. Aber alle Gesichter blieben völlig unbewegt.

Ich flüsterte meiner Frau zu: „Erinnere mich doch daran, daß ich dir zu Hause eine Geschichte erzähle von dem roten und dem blauen Haus." Meine Frau nickte zustimmend.

Endlich war die Kirche aus.

Wir kamen wieder in die Nähe der beiden Protzenhäuser oben am Bach. „Sieh sie dir genau an," sagte ich zu Hortense, „denn da spielt die Geschichte, die ich dir erzählen will. Heute Nachmittag zum Nachtisch. Eine merkwürdige Geschichte, deren beide kleine Helden elend sterben, wie sich das für eine wahre Geschichte ziemt. Siehst du die beiden Hausthüren aus feinstem Nußbaumholz? Das charakterisiert die Väter meiner kleinen Helden. Da hatte der Hannjer Schneider nämlich eines Tages, um seinen Vetter von gegenüber, den Peter Herrmann zu ärgern, sich eine Hausthür aus bestem Nußbaumholz machen lassen. Der Hannjer ärgerte sich auch gründlich und hätte den Peter am liebsten noch übertrumpft. Leider giebt es hier aber kein noch teureres Holz. So ließ sich denn der Hannjer auch so eine Thür schreinern, nur noch mit einigen

Verzierungen mehr, was gerade einen Thaler mehr kostete, als sein Nachbar für seine Thür hatte ausgeben müssen."

„Aber die Leute machen doch alle solch friedlichen Eindruck," meinte Hortense ein wenig ungläubig. „Man glaubt, hier wenigstens müsse alles in Frieden miteinander leben." — Ich lächelte vor mich hin. Ich freute mich boshafter Weise auf meine Geschichte.

Nach Tisch, als wir Kaffee getrunken, sagte ich zu der „Meinen": „So, nun hör fein still zu." — „Aber nicht schwindeln," bat sie. — „Unter keinen Umständen," versprach ich, „nur ein wenig stilisieren. Damit meine wahre Geschichte aber auch einen Namen hat, nenne ich sie kurz und bündig: Reines Herzens.

Vor einem Jahr lebte noch im blauen Haus der Jakob, das einzige Kind der Herrmanns, und im roten Haus die Lisa, die einzige Tochter der Schneiders. Er war damals dreizehn, sie zwölf Jahre alt. Bis die Lisa auf die Welt kam, herrschte Feindschaft zwischen den Verwandten und Nachbarn am Bache. Kaum aber beschrie Lisa die Wände, wurde es anders.

Der blaue Peter und der rote Hannjer fanden nämlich, daß es viel praktischer wäre, wenn sie sich vertrügen und das ihre thäten, damit aus den beiden Kindern einmal ein Paar würde. Kämen so die beiden Höfe in eine Hand, dann waren sie die reichsten weit uns breit. Und das ist ja das höchste, dem ein Mensch nachstreben kann. Aus diesem Grunde gab's auch in keinem der beiden Häuser noch Nachwuchs. Das hätte ja den schönen Plan verdorben. Sollte ihnen aber der Himmel einen Streich spielen und eins der Kinder oder gar alle beide sterben lassen, dann war bei ihrer Jugend ja immer noch Zeit, für Nachwuchs zu sorgen.

Die Lisa gedieh prächtig, der Jakob blieb leider ein wenig blaß und mager, was der Bauer nicht mag. Auch schoß er etwas sehr schnell in die Höhe, aber gesund schien er doch zu sein.

Die Kinder kamen dann auf die Schule, und da sie Nachbarn waren, gingen sie zusammen. Das war den beiderseitigen Eltern nur erwünscht.

Die Dörfler mußten sich aber wohl schon gleich das ihre dabei denken, denn ihre Kinder begannen gar bald, den Jakob und die Lisa miteinander aufzuziehen, als die es noch gar nicht verstanden, was das eigentlich war: heiraten. Und weil sie das noch nicht wußten, störte sie das Aufgezogenwerden zunächst noch nicht.

Die Lisa entwickelte sich immer mehr zur normalen, drallen

Bauerndirne mit roten Backen, festen Gliedern und obligater Verschämtheit. Der Jakob freilich wurde ein wenig anders als bäurisch.

Der alte Hannes, ein Erbstück der Herrmannschen Familie, war damals sein Hauptumgang. Der steckt voll Spukgeschichten, denen der Jakob mit größtem Eifer lauschte.

Nach des Tages Arbeit saß der Hannes, die langen, dürren Beine baumeln lassend, auf seinem harten Bett im Viehstall und erzählte mit gedämpfter Stimme.

Je trüber die Stallaterne brannte, um so unheimlicher wurde es. Zwischendurch leckte sich eine Kuh mit der langen, rauhen Zunge wie mit einem Reibeisen. Eine andere stöhnte wie ein schwer verwundeter Mensch, weil sie sich im Fressen übernommen hatte. Eine Kette klirrte, und der Stier glotzte mit seinen blutunterlaufenen, tückischen Augen aus seinem Verschlag. Dann wieder ein dumpfer Fall, wenn sich eins der Tiere niederlegte. Und über dem allen der schwere, schwüle Stallgeruch, der schon allein etwas Aufregendes hatte.

Der Jakob war jedesmal froh, wenn er nachher heil und ganz um alle Hofwinkel ins Haus kam. Denn aus allen Ecken griffen schwarze Finger nach ihm, starrten glühende Augen, huschten lange, graue Schatten.

Die Marie aber, die älteste Magd, litt an bösen Träumen. Offenbar konnte ihr altersschwacher Magen die derbe Bauernkost nicht mehr so recht vertragen. Wenn der Jakob dann zu ihr ins Bett kroch, denn er schlief ziemlich lange bei ihr, dann machte sie ihm noch mit der Hexe zu Endor, den Männern im feurigen Ofen, mit Schlangen und Skorpionen gruseln. Denn selbst in ihren Träumen war die fromme Marie biblisch.

So wurde der Jakob immer ängstlicher. Sehr eigensinnig war er auch. Das hat ihm auch viel schwere Stunden bereitet, denn sein Vater, der Peter Hermann, war es nicht weniger.

Als nun der Jakob merkte, daß es sein Vater gern sah, wenn er sich mit der Lisa abgab, wurde er zurückhaltender. Nur, wenn er glaubte, daß es niemand merkte, war er der Lisa gegenüber noch der alte.

Da saß er am Wasser und stapfte mit den Füßen hinein, daß die Lisa laut lachen mußte. Und das hatte er recht gern, wenn er's sich auch selbst nicht eingestand. Da konnte er immer eifriger werden und große Steine mitten ins Wasser werfen, daß es weithin spritzte, und auch die Lisa naß wurde.

Hinter den Fenstern im blauen und roten Haus aber schoben sich

die Kattunvorhänge ein wenig beiseite, und dahinter schmunzelten vier Gesichter und nickten einander freundlich Beifall zu.

Schließlich sprangen die Kinder einander auf dem Eichensteg entgegen. Im selben Augenblick stürzte aus dem nahen Häuslein des Schusters und des Schmieds ein Haufe lachender Rangen und spotteten auf den Jakob und die Lisa. Da zogen sich die beiden verschämt wieder ans Ufer zurück.

Der Peter Herrmann im blauen Haus riß das Fenster auf und schimpfte auf die Kinder des Schusters, dies Lumpenvolk! Aus dem roten Haus kreischte die hohe Stimme der Elisabeth Schneider in der höchsten Fistel die Kinder des Schmieds an, daß alle schleunigst entflohen. Der Jakob und die Lisa hörten das stumm mit an und schlichen dann in ihre Häuser.

Die Bäuerin sah ihre Tochter nur einen Augenblick prüfend an. Als diese unter den Blicken der Mutter errötete, wandte sie sich ab. Sie war klug genug, an das junge, zarte Pflänzlein, das da im Herzen der Tochter Wurzel zu fassen schien, nicht weiter zu rühren. Vorläufig überließ man das am besten sich selbst. Später konnte man ja immer noch nachhelfen, wenn's nötig werden sollte.

Dem Jakob ging's zu Hause nicht so gut. Sein Vater überschüttete ihn mit Scheltworten. Er sei ein Feigling, daß er sich an die Bettelkinder kehre, nicht für einen Kreuzer habe er Mut. ‚Als ich in dei'm Alter war, sprang ich annersch mit de Mädercher um! Wann de doch nur e einzig Mal dem Schusters Karl die Nas' einschlügst. Awer nit emal das kann er, der Simpel, der Büchernarr. Nur in der Schul zuoberst sitze, dazu bist de dumm genug! Als wann de das nötig hättst, als wann de en hungrige Schulmeister wer'n müßt'! Ich mag dich überhaupt nit mehr, weil de Wasser statts Blut in de Adern hat!‘

Sogar Missionar hatte der Jakob einmal werden wollen. Das konnte ihm der Peter nun erst gar nicht vergessen. ‚Als wann das e Geschäft wär'!‘ Freilich wollte er das nicht aus Frömmigkeit, das war noch ein gutes dabei; sondern weil er zum Indianer leider nicht braun genug war, soviel er sich auch in die Sonne legte. Wenn die Mutter nicht im Zimmer war, gab's nach solchen Erörterungen meist Prügel.

Der Jakob nahm sie, ohne zu zucken, auf sich, was den Bauern erst recht außer sich brachte. In seiner Wut schrie er: ‚So wehr dich doch emal! Nu bist ja alt genug, du Waschlappe!‘ Und immer heftiger drosch er auf die mageren Schultern des Knaben. Nachher that ihm sein Jähzorn leid. Der Jakob hätte dann nur ein Wort zu sagen

brauchen, dann wäre alles gut gewesen. Aber lieber ließ sich der totschlagen. Er hockte sich verbissen in eine Ecke wie ein getretener, böser Hund. Der Bauer spuckte dann zwei-dreimal zur Erleichterung ins Zimmer und ging eiligst hinaus, sonst hätte er wieder von vorne angefangen. Hinter ihm drein, auf den Rücken des wollenen Wammses und auf den braunen Stiernacken, der glänzte wie fetter Ackerboden, glühten die haßerfüllten Augen des Jakob. Aber das that dem Bauern nicht weh. Ja, wenn's Dreschflegelhiebe gewesen wären! Aber so . . .

Wäre die Lisa nicht so ein kräftiges, gesundes Ding gewesen, der Bauer hätte den Sohn wohl gar schon aus dem Hause geworfen. Jedoch, vielleicht machte die doch mal was Tüchtiges aus ihm. Oder es gab wenigstens einen Enkel nach seinem Geschmack. Wäre der Bauer auch nicht so geizig gewesen, hätte er es doch wohl noch einmal versucht, ob ihm nicht ein zweiter, kräftiger Sohn zu teil werden könnte. Doch warten . . . warten, knirschte er, nur keine dummen Streiche machen. Er streichelte die teure Nußbaumthür. Das half für solche Fälle. Seine Frau mochte er ebenfalls nicht mehr sonderlich. Sie war nach der Geburt des Jungen sehr zurückgegangen, weil er sie nicht genug geschont hatte. Er zischte es ihr manchmal in die Ohren, sie sei schuld an diesem Jammersohn. Aber an ihr vergriff er sich nie. Das litt seine Ehre nicht, soweit hatte er sich doch noch in der Gewalt.

Der Jakob biß sich derweil die Arme blutig als Gegengewicht gegen den seelischen Schmerz, der ihn vor allem bei dieser brutalen Behandlung peinigte. Er starrte durchs Fenster auf den Bach. Zum erstenmal kam ihm der Gedanke, ein Ende zu machen. Doch ihn schauderte, wenn er an das schmutzige Wasser dachte. Ein Strick, fiel ihm ein, das ginge eher. Aber da hing einem, wie er einmal gesehen, die Zunge aus dem Hals wie einem abgestochenen Kalb, und man sah im Gesicht ganz blau aus. Nein, das konnte er auch nicht. So starrte er vor sich hin, bis die Wut, der Schmerz vergangen, wie sie gekommen. Dann verglich er seine Qualen mit denen des letzten Mohikaners oder eines jungen Missionars, der besonders schweres durchzumachen hatte, und wurde bald wieder ganz ruhig.

Der Peter kam ins Zimmer und schielte nach seinem Sohn, der ein Buch vor sich hatte und that, wie wenn gar nichts geschehen wäre. Da versuchte der Bauer, sich wieder mit aller Gewalt in die Wut hineinzureden. Aber das ging nicht, das mußte von selber kommen, wenn er gar nicht daran dachte.

Der Peter setzte sich auf die Ofenbank und begann zu rauchen.

Immer schneller, immer heftiger wurden die Züge, daß es in der Pfeife bald nur so brodelte und zischte. Der Jakob saß scheinbar gleichmütig über seinem Buche. Dem Bauern schwoll die Stirnader blau an, und das Blut begann zu rasen, daß man's sehen konnte. Als würden böse Tiere mit der Peitsche hinter der Stirn vorwärts gejagt. Der Peter begann die Hände an den Hosen zu reiben und dann wieder die Fäuste zu ballen, daß die Finger knackten. Er fing an zu spucken und trampelte ungeduldig mit den schweren, plumpen Arbeitsschuhen. Da merkte der Jakob, wie viel es geschlagen, und war wie der Wind draußen. Wehe ihm, wenn ihn der Vater noch erwischte! Dann gab's schlimmere Prügel als das erste Mal.

Mit der Mutter stand sich der Jakob ein wenig besser. Seitdem sie sich körperlich schwach fühlte, war sie auch innerlich etwas weicher geworden. Denn von Natur war auch sie aus hartem Holz geschnitzt. Durch das Dahinkränkeln war's nur ein bißchen mürb geworden. Verständnis hatte sie für ihr Kind aber auch nicht. Überhaupt, Kinder, die haben ja noch keinen Verstand, die sind ja noch wie's Jungvieh und müssen auch entsprechend behandelt werden. Das sagt selbst die Bibel mit ähnlichen Worten: ‚Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es.' Besonders wenn es einem so wenig Freude macht wie dieser blasse, magere Jakob.

Nur abends, wenn das Vieh gefüttert war, hatte der Jakob Ruhe. Da waren die Knechte und Mägde zugegen. Vor denen wurde alles laute Wesen vermieden, das wäre unschicklich gewesen.

Der Vater setzte sich auf die Ofenbank und rauchte. Die Mutter und die alte Marie spannen. Plötzlich spitzten alle die Ohren. Das war denn doch zu toll! Jeden und jeden Abend sangen die da drüben im roten Haus jetzt fromme Lieder. Die Marie begann herzbrechend zu seufzen. Sie wäre auch gern in einem so gottseligen Hause gewesen. Der Bauer schickte sie wütend zu Bett. Da könne sie seufzen, soviel sie Lust habe, hier aber hätte sie das Maul zu halten.

Kaum war sie draußen, schlug sich der Peter auf die Knie, daß es knallte. Was das plötzliche Frommsein da drüben nur bedeuten sollte? Denn daß sie nur zu ihrem und des Herrgotts Pläsier solchen Lärm machten, das war ausgeschlossen. Jeden Abend gab ihm das Gesing einen Stich ins Herz. Womit der Hannjer ihm wohl jetzt wieder zuvorkommen wollte? Er dachte zornig an die Hausthür von Nußbaumholz. Die Annekathrin lachte laut und spöttisch, denn sie hielt von solcher Extrafrömmigkeit auch nicht viel. Das schickte sich gar nicht für ein reiches Bauernhaus. Bei ihnen wurde vor und nach jeder Mahlzeit

gebetet, regelmäßig zur Kirche gegangen und zweimal im Jahre zum Nachtmahl. Das mußte nun aber auch genug sein. Mehr konnte der Herrgott von so wohlhabenden Leuten nicht verlangen. Zuweilen hatte die Annekathrin freilich schon ganz im Geheimen gedacht, sie wäre nur deshalb so kränklich, weil Gott sie zwingen wollte, noch frömmer zu werden. Eigensinnig warf sie dann den Kopf zurück. Nein, zwingen ließ sie sich nicht zu nichts, auch nicht zum Frommsein! Sie wurde immer bitterer gegen Gott wie gegen einen Peiniger, der einen ganz unnützerweise mit der Peitsche traktiert. Je mehr dann der muckerische Schuster sie bestürmte, sie solle sich bekehren, ihr Kranksein sei eine offenbare Strafe des Himmels für ihre Unbußfertigkeit, je mehr er ihr die Hölle heiß machte und dann wieder mit dem himmlischen Jerusalem lockte, um so hartnäckiger wurde sie.

Immer schriller tönte die Stimme der Elisabeth Schneider übers Wasser. In der Fistel sang sie und verband die einzelnen Töne so recht innig miteinander durch allerhand Schnörkel und Schleifen, daß es um so komischer und unnatürlicher anzuhören war. ‚Das hört sich an wie lauter Ferkelschwänzcher,‘ meinte der Jakob und wurde sehr belacht, denn im Frommsein war er kein Duckmäuser, da war er gerade wie die Eltern. Nun vernahm man auch die klare, helle Stimme der Lisa, die gerne sang. Auf den Inhalt freilich legte sie keinen besondern Wert. Zuweilen hörte man auch ein dumpfes Brummeln. Das war der Hannjer.

Plötzlich zuckte es wie eine Erleuchtung über das Gesicht der Annekathrin. ‚Gelle, de Vermeister is immer noch krank?‘ Der war zugleich stellvertretender Vorsitzender im Kirchenvorstand. — ‚Lang macht er's nit mehr,‘ bemerkte der Peter. ‚Siehst de immer noch nix?‘ fragte die Annekathrin triumphierend. — ‚Ach so, wege dem Stellvertreterposte, deshalb die Frömmigkeit?!‘ Der Peter lachte. Das gönnte er dem Hannjer von Herzen, dabei war nichts zu profitieren, ein ziemlich wertloser und undankbarer Posten, der nur Scherereien mit den anderen Bauern eintrug. Da mochten sie seinetwegen singen bis sie schwarz wurden. Er hörte ihren Anstrengungen jetzt sogar mit einigem Vergnügen zu. Wie sie sich's sauer werden ließen um das bischen Ehr'. — ‚Nun gehn mer auch noch mit Musik ins Bett,‘ spottete er und erhob sich schwerfällig. Wäre aber wirklich etwas mit diesem Stellvertreterposten zu verdienen gewesen, der Peter, die Annekathrin und der Jakob hätten noch am selben Abend mit denen da drüben um die Wette gesungen.

Die Annekathrin stellte sorgsam ihr Spinnrad beiseite. Auch im roten Haus machte man Schluß. Die Elisabeth Schneider schloß so recht inbrünstig mit einem besonders langen Schnörkel. — ‚Das is schon kei Ferkelschwänzche mehr, das is e Zuchtsau,‘ spottete der Jakob. ‚Du schlechter Bub,‘ schalt die Mutter, puffte ihn aber gleichzeitig wohlgefällig in die Seite.

Überall wurden die Lichter ausgeblasen. Die Häuser schlossen ihre Augen . . . Der Nachtwächter tutete zehn auf seinem großen Horn, das am Tag die Schweine zusammenrief. Nur, wo der Typhus zu Gast war, blinzelte noch müde ein Licht. Dazu gehörte aber das blaue und das rote Haus natürlich nicht.

Die Elisabeth Schneider sagte voller Befriedigung zu ihrem Mann, der schon in den ersten Schnarchversuchen steckte: ‚Heut' hawe mer awer gesunge, daß es das ganze Dorf gehört hat. Du wirst ganz gewiß Stellvertreter.‘ — Der Hannjer grunzte und spitzte im Halbschlaf die Lippen, als wolle er nochmal anfangen zu singen. Doch der Schlaf riß ihm schnell den Mund ganz auf zum Schnarchen. Die Elisabeth schlief auch bald. Alles still. Nur der Bach murrte in seinem Bett. Der Schmutz war diesmal aber auch gar zu arg. —

Am anderen Morgen, als das Glöcklein der Schule, die auf einem etwas niedrigeren Hügel dicht bei der Kirche lag, zum Unterricht rief mit so dünner, schwacher Stimme, als hätte es sich auch von einer Dorfschullehrerbesoldung zu nähren, sprang die Lisa vergnügt und rotbackig wie immer über den Eichensteg, um mit dem Jakob zusammen zur Schule zu gehen. Der aber rächte sich für die Prügel von gestern, streckte ihr die Zunge heraus und lief fort, was sein Vater noch gerade sah. Wütend ballte er die Fäuste hinter ihm her. ‚Wann de nach Haus kommst, wart, wann de nach Haus kommst!‘ Nun hatte ihm der Bengel schon wieder den ganzen Tag verdorben.

Die Lisa begann zu weinen und kam vor lauter Thränen nur langsam vorwärts. Jeder Schluchzer fiel ihr aus dem Mund wie ein schwerer Stein, über den sie nur mühsam weiter kam.

Das Glöcklein schrie und schrie, immer schneller und schneller, um sein Pensum möglichst rasch zu absolvieren. Ruck! blieb ihm der Ton im Halse stecken. Man sah es gegen den blauen Himmel zwischen den vier dünnen Pfeilerchen auf dem Schuldach ein paarmal hin- und herrucken. Es machte verzweifelte Anstrengungen, noch ein, zwei Laute hervorzubringen, aber es brachte nichts mehr fertig. Müd' und schlaff,

wie ohnmächtig, hing es bald von seinem Tragbalken und erholte sich von aller Anstrengung.

Die Lisa kam natürlich zu spät. In der Verzweiflung wischte sie sich die Backen mit dem Tafelschwamm ab, den sie selbstverständlich zu reinigen vergessen hatte. Man empfing sie mit lautem Gelächter, und am unverschämtesten lachte der Jakob, als sie ins Schulzimmer trat, denn ihr Gesicht war rot und schwarz gestreift. Sie mußte sich in die Ecke stellen, wo sie von neuem anfing zu weinen. Sie mußte recht lange stehen, denn des Lehrers Grundsatz war: ‚Freundlich mit den Armen, aber streng mit den Reichen, die es so wie so schon viel zu gut haben auf der Welt.‘ Der Lehrer war ein weißhaariger Mann mit hoher, klarer Stirn und paßte ganz und gar nicht in diese dumpfe, lichtscheue Stube mit den grobknochigen, übelriechenden Bauernjungen, deren Röcke nach gekochtem Viehfutter und altem Tabak stanken, deren Stiefel den Geruch von ranzigem Öl ausatmeten. Kaum war die Stunde im Gange, da that sich die Thür auf und herein schob sich die Frau dieses Mannes. Alle Teile hingen an ihr, während der Leib wie eine Kriegstrommel nach oben stand. Wülste hingen über die kleinen, listigen Äuglein. Die Backen fielen bis zum Hals. Ein dreifaches Kinn. Die oberste Etage rosig, die mittlere gelblich, die dritte fast weiß. Und über dem allen als glättender, schonender Firnis ein leuchtender Speckglanz. Darunter befand sich ein Busen von gewaltigen Dimensionen . . . Um die Taille legte sich ein Schürzenband wie ein Zwirnsfaden um ein Hektoliterfaß.

Als die Frau die Lisa erblickte, fing sie an zu lachen. Das aber sah so spaßhaft aus, daß die ganze Schule mitlachen mußte. Die Frau Lehrer meinte natürlich wegen der Lisa, er aber wußte es besser und wurde bald rot, bald blaß.

Das Dreietagenkinn zitterte und bebte nach unten. Der Busen hüpfte rechts und links zu Thal. Der Leib sprang nach oben, so daß die Brüste wie zwei Gummibälle auf und ab geschleudert wurden. Wie ein Vulkan in vollster Thätigkeit war die Frau Lehrer anzusehen, nur weniger gefährlich. Denn sie spie kein Feuer, nur heißem Atem und etwas Spucke.

Schleunigst befahl der Lehrer der Lisa, sich zu setzen, um seiner Frau den äußeren Anlaß zu ihrer vulkanischen Thätigkeit zu nehmen. Endlich hatte sie sich denn auch erholt. ‚Jakob,‘ rief sie dem jungen Herrmann zu, ‚und du da,‘ sie deutete auf einen anderen, ‚ihr könnt mal mitkommen, ich habe Arbeit für euch in der Küche.‘ Die beiden sprangen erfreut auf und gingen sofort mit. Das war immerhin noch

vergnüglicher, als still in der Schule sitzen. Jeden Morgen machte es die Frau so, obwohl sie das nicht durfte, obwohl das der Lehrer ganz genau wußte. Aber seiner Frau gegenüber war er völlig machtlos. Die Dorfleute sagten auch nichts dagegen, denn niemand wollte es mit dem Lehrer verderben und noch weniger mit seiner Frau.

So vergingen dem Jakob und der Lisa die Monate. Bald waren sich die beiden auch äußerlich gut, bald nicht, je nachdem der Peter seinen Sohn strafte oder nicht.

Da griff den Jakob eines Tags der muckerische Schuster auf und nahm ihn mit in ihre ‚Betstunde'. Das Treiben da machte auf den Jakob trotz seiner Unreligiosität großen Eindruck. Und er kam öfter.

Man hielt ihm seine und seiner Eltern Sünden so gründlich vor und malte ihm die Hölle in so grausigen Farben, daß dem Jakob im stillen gar manchmal die Haut zu schaudern anfing. Gerade wie früher, als ihm der alte Hannes die Spukgeschichten erzählt hatte. Und wenn er dann zu Hause bei der alten Marie im Bett lag, heizte die noch tüchtig nach mit ihren bösen Träumen, die immer mehr aus alttestamentlichen Geschichten schaurige Nahrung sogen.

Der muckerische Schuster hatte schon ein ganz unheimliches Äußere. Die Augen standen in seinem Kopf wie zwei schwarze Sümpfe in gelbem Erdreich. Tiefe Furchen lagen darunter, die der Schmutz, das Pech, das hineingeriet, wenn er sich die Augen wischte, nur noch tiefer machten. Zwei schwammige, weiche, welke Backen lagen bleich in dem struppigen Vollbart. Dabei hatte er blutrote, stets feuchte Lippen, die reinen Vampyrlippen. Hinter ihnen grünliche Zähne, durcheinander geworfen wie Felsblöcke der Urzeit. Ein breites, stachliges Kinn. Auf dem Kopf dichtes, filziges Haar. Und das alles trug ein Stiernacken, der auf lächerlich schmalen Schultern saß, die vor diesem Haupt und diesem Nacken gleichsam die Flügel hängen ließen.

Während der Betstunde pflegte er die Beine einzuziehen. Der Körper war zusammengedrückt, so daß der Jakob nichts als Kopf sah, lauter Kopf. Und in dem Kopfe die Augen, die ihn unverwandt anstierten, so daß er schließlich das Gefühl hatte, als würde er gleich in ihnen versinken, auf ewig untergehen.

Dabei murmelten die blutroten Lippen die furchtbarsten Worte gegen die Welt, immer aber dem Jakob zugewandt, als wenn das alles ihn persönlich anginge, auf ihn allein gemünzt wäre.

In der Runde aber saßen des Schusters Getreuen und nickten und seufzten bei den schlimmen Worten über die arge, böse Welt.

‚Unter der ersten Posaune', hub der Schuster an, ‚wird es Hagel mit Blut gemengt regnen, daß der dritte Teil der Bäume und alles grüne Gras verbrennet, wie es in der Offenbarung im achten Kapitel heißt. Dies Blutregnen, wie es noch nie geschehen ist, und das unter der zweiten und dritten Zornesschale alles Wasser auf der Erde in stinkendes Blut verwandeln wird, das zeigt, wie die ganze Menschheit sich an Gott versündigt hat. Unter der dritten Posaune wird durch einen Berg wie mit Feuer brennend der dritte Teil des Meeres zu Blut. Der dritte Teil der lebenden Kreatur darinnen muß sterben, und der dritte Teil der herrlichen Schiffe wird verderbet, weil die Menschen auch auf ihnen so gräulich gesündigt, gelästert und gefrevelt haben . . . Unter der ersten Zornesschale werden alle Menschen, nur nicht die Kinder Gottes, mit Pestilenz und argen Drüsen geschlagen, daß sie von Kopf bis zu den Fußsohlen voller Eiterbeulen sind, daß sie alle miteinander schreien vor Schmerz und ihre Zungen aufeinanderbeißen, aber keiner dem anderen helfen kann. Unter der fünften Posaune steigt der schreckliche Rauchdampf auf aus dem Brunnen des Abgrundes, wovon die ganze Sonne und Luft verfinstert wird. Das zeigt den großen Zorn Gottes an, der um der Sünden willen entbrannt ist. Aus diesem Rauch kommen grausame Tiere, die die ganze Menschheit mit ihren schrecklichen Löwenzähnen und Stacheln fünf Monate lang quälen werden, deren Qual wie die eines Menschen ist, der vom Skorpion gebissen ist, daß sie den Tod freiwillig suchen und doch nicht finden werden . . . Unter der sechsten Posaune wird das Dritteil der Menschen ausgerottet durch den grausamsten Krieg. Unter der vierten Zornesschale werden die Menschen durch eine schreckliche Hitze, ein höllisches Feuer, gequält, als einem rechten Vorboten der ewigen Verdammnis. Das sind die Gerichte des allmächtigen Gottes über die ganze Welt.' Wie Blut quollen die Worte aus den blutroten Lippen des Schusters, dessen Augen verzückt nach oben gerichtet waren, als sähen sie von da schon alles kommen. Die Kinder Gottes aber seufzten immer lauter, als steckten sie schon mitten in all' dem Jammer. Dem Jakob zitterten die Knie'. Mit seiner lebhaften Phantasie sah er schon überall Blut, Pestilenz und wilde Tiere, die ihn und die Seinen zerfleischten, weil sie nicht zu den Kindern Gottes gehörten.

‚Wir wollen beten,' sagte dann der Schuster, nachdem er beobachtet, wie das alles auf den Jakob Eindruck machte. Und dann wurde im Gebet alles nochmals wiederholt, um auszulaufen in die Bitte, der Jakob möchte doch auch noch ein Kind Gottes werden. Schweigend

geleiteten ihn dann die christlichen Brüder nach Hause. Nur hin und wieder erinnerte ein leises aber ausdrucksvolles Seufzen an die schauerlichen Drohungen des Schusters.

Der Jakob war dann oft wie verstört. Und wenn ihn sein Vater jetzt einmal prügelte, dann kam ihm wohl gar der Wunsch, es möge eintreten, was der Schuster geweissagt . . Weil er es immer mehr für in der Ordnung hielt, daß sein grausamer, roher Vater so gestraft würde, begann er selbst immer fester an das zu glauben, was er in der Betstunde hörte . . Freilich, wenn dann draußen die Sonne einmal so recht vergnügt schien, dann schämte er sich wohl ein wenig solchen Glaubens und redete sich ein, das sei alles Unsinn. Aber sowie sein Vater wieder anfing, ihn zu peinigen, war er wieder anderer Meinung.

Die Frommen hatten es auch auf die Lisa abgesehen. Aber die kam überhaupt nicht, die witterte als angehendes Jungfräulein die drohende Gefahr hinter diesem verschrobenen Schuster. Der Jakob hatte ihr einmal ausführlich erzählt, was man bei ihm trieb. Da hatte sie ihn tüchtig ausgescholten und war ihm lange Zeit aus dem Weg gegangen. Sogar mit anderen hatte sie angefangen zu liebäugeln, obgleich sie erst zwölf Jahre alt war.

‚Geh' du nur,‘ dachte der Jakob, und in seiner Eifersucht murmelte er die Worte des Schusters hinter ihr drein. Er gönnte es ihr dann fast, daß es ihr auch nicht besser gehen würde als all den Gottlosen.

Im blauen und roten Haus begann man sich ernstliche Sorgen zu machen, daß aus der geplanten Heirat nichts werden würde. Denn die Lisa ging anderen Burschen nach, und der Jakob, nun, aus dem war überhaupt nicht mehr klug zu werden. Er schien für Mädchen gar nichts übrig zu haben, je älter er wurde.

Der Peter wetterte und fluchte durchs Haus. Was das jetzt für Menschen wären! Jammerkerle! Bettelsuppenkinder! Da wär's zu seiner Zeit doch ganz anders gewesen. Da säh' man's, wie die Welt von Tag zu Tag armseliger würde. — ‚Wann ich doch nur wüßt', wie ich dem Bub' das Verlange nach de Mäbercher beibringe könnt'! Dann wär' alles gut.‘ Der Peter seufzte jetzt auch gar manchmal, aber freilich aus einem recht anderen Grunde, als die Kinder Gottes. Ihm schien die Welt zu gut werden zu wollen.

Er ging zur Elisabeth Schneider, denn mit der war mehr anzufangen, als mit seiner Frau, seitdem sie ‚baufällig‘ geworden. Die Elisabeth, das war doch noch ein Mensch! Derb und fest und zur Not

auch mal für einen saftigen Witz zugänglich. Und die beiden heckten einen Plan aus, wie sie den Jakob dahin bringen könnten, daß er einmal recht weibstoll würde. Wenn er sich dann mit der Lisa vielleicht, hoffentlich, verging, wenn sie auch noch etwas sehr jung war, nun, so kamen sie doch auf dem Wege zu dem gewünschten Ziel.

Der Peter rieb sich vergnügt die Hände, als er aus dem roten Hause kam. Seiner Frau aber sagte er nichts. Die war so ‚nervös‘ in der letzten Zeit, die hätte wohl gar von dem Plan nichts wissen wollen.

In den folgenden Tagen war der Bauer gegen seinen Sohn auffallend liebenswürdig. Ja, er schien sich überhaupt nicht mehr über ihn zu ärgern. Es war ordentlich beunruhigend. Der Jakob dachte schon, der Vater sei plötzlich zum Glauben gekommen, wie man das bei den Frommen nannte, und wußte nicht, ob er sich darüber freuen oder ärgern sollte. Nicht mal, wenn er an der Lisa gleichgültig vorüberging, regte sich der Vater mehr auf. Er lächelte gerade dann geheimnisvoll und nickte dem Jakob fast freundschaftlich zu.

Eines Abends, es war noch ziemlich früh, winkte der Vater dem Sohn und sagte, er möge doch mal zu seiner ‚Goth‘ gehen — das war nämlich die Elisabeth Schneider — da würde er etwas Schönes zu sehen bekommen, was ihm Spaß machen sollte. Der Bauer lächelte verschmitzt. Der Jakob ging hinüber. Im Wohnzimmer war niemand, wohl aber im Nebenzimmer. Der Jakob wußte, daß das der Pathin Schlafzimmer war, deshalb trat er nicht ein, sondern wartete. ‚So komm doch!‘ rief die Elisabeth. Der Junge zögerte immer noch. ‚Sei doch nit so dumm, ich thu dir ja nix,‘ rief's aus dem Nebenzimmer. Da ging der Jakob hinein . . Die Elisabeth stand vor dem Waschgefäß und wusch sich den nackten Oberkörper. Das Hemd hatte sie sich um die Lenden gebunden. Sie that, als wäre gar nichts dabei, daß der Jakob sie so sah. Sie wandte sich ihm sogar zu, reckte sich und fragte: ‚No, wie gefall ich der dann?‘ Der Jakob verschlang sie förmlich mit seinen Blicken. Die Elisabeth breitete die starken Arme aus, da kam dem Jungen die Situation erst recht zum Bewußtsein. Er lief weg. Hinter ihm drein klang das spöttische Lachen der Pathin. Vor der Thür im blauen Hause stand der Peter, die Hände behaglich in den Taschen, und rief dem Jakob mit lachendem Munde zu: ‚Gelle, das war schön?‘ Der Jakob lief gleich weiter, und wieder klang ein spöttisches Lachen hinter ihm her, diesmal vom eigenen Vater. Er lief und lief, ohne den Anblick der Goth loswerden zu können. Jetzt hebt das

Gericht an, schoß es ihm durch den Kopf. ‚Die babylonische Hure,' murmelte er, ganz im Tonfalle des Schusters: ‚Und hat einen güldenen Becher in der Hand voll Greuels und Unsauberkeit, und an ihrer Stirn geschrieben ein Geheimnis, einen Namen: Die große Babylon, die Mutter aller Hurerei und aller Greuel auf Erden.' Wie oft hatte er auch diese Worte von den feuchten, roten Lippen vernommen!

Draußen auf den Wiesen warf er sich zur Erde, weinte, schluchzte, schlug sich die Brust und kniff sich in die Augendeckel, weil er das Bild nicht loswerden konnte, das schreckliche Bild von dem schönen Körper der Elisabeth.

Dabei liebte er die Lisa, wie er sich jetzt ganz klar war, und konnte doch ihre Mutter nicht mehr mit reinen Augen ansehen!

Von neuem schlug und peinigte er sich, aber das Bild wollte und wollte nicht weichen. Und die Lisa? Sollte er nun deshalb auf sie verzichten? Nie und nimmer! Mochte alles wahr werden, was der Schuster gesagt, die Lisa mußte er haben. Und wenn er dann auch ewig gepeinigt und gequält werden sollte!

Er lachte gell auf! Die Lisa, schnell, eh' es zu spät ist! Eh' sie ihm ein anderer vor der Nase wegnimmt.

Der Mond stellte sich am Himmel auf und betrachtete ihn so spöttisch. Er lachte auf einmal auch so spöttisch. Und dann wurde er rot, blutrot, schien's der erhitzten Phantasie des Knaben. Und da? Die Sterne fielen in großer Zahl. Immer mehr. Jetzt kommt's, jetzt nahen die schrecklichen Gerichte Gottes, ging es ihm durch den wirren Kopf. Und du . . . du? . . Du bist auch verloren mit allen anderen, du hast noch keine Buße gethan, du bist noch kein Kind Gottes, du kannst es auch nicht mehr werden . . . die Goth! . . . die Goth! . . .

Der Wind hatte sich aufgemacht und rüttelte an den Dächern und Thüren, daß es war, als würde im nächsten Augenblick alles aufspringen. Wolken tobten durch die Luft. Die Bäume ächzten und bogen sich. Es war ein Unwetter im Anzuge. Der Jakob eilte durch die Straßen, den Bach entlang, dessen Wasser wild durchs Dorf schäumten und weiße Kronen trugen. ‚Die Lisa! Die Lisa!' rief er laut. Doch niemand verstand ihn und niemand achtete auf ihn, da das Unwetter jetzt losbrach. Und die Lisa stand am Bach und lachte ins tosende, quirlende Wasser. Natürlich, sie war ja auch verloren und wußte nicht mal, daß jetzt das Ende der Welt kam und Rosse mit Löwenzähnen über sie herfallen würden mit schrecklichen Stacheln und ihren Körper mit Drüsen und Pestilenz bedecken! Er winkte ihr zu.

Sie winkte vergnügt wieder. Er sprang hin und griff sie am Arm. Er zog sie mit sich fort. Sie lächelte vergnügt. Er zog sie in eine Scheune. Sie schmollte nur ein wenig, wie ein erwachsenes Mädchen, über diese Keckheit. Er warf sie nieder, sie wehrte sich nur wenig. Er drückte ihre Kehle. Ihr Gesicht lächelte immer noch. Er drückte fester. Da wollte sie sich wehren, aber nun lachte er, und eh' er's selbst gedacht, begann sie zu röcheln und zu zucken. Das Gericht! brauste es in seinen Ohren, das Gericht! Draußen heulte der Sturm, tobten die Wasser wie Sündflut. Ein Horn tönte durch die Finsternis. Feuer! Feuer! schrie es. Regen prasselte nieder . . Unter der ersten Posaune soll Hagel mit Blut vermengt vom Himmel regnen, schrie der Jakob, und die Haare standen ihm zu Berge. Die Lisa regte sich nicht mehr. O, wie gut hatte es die jetzt. Die brauchte all das Schreckliche nicht mehr zu erleben. Mit bleichen, zitternden Fingern suchte er durch die Scheune. Es kam ihm gar nicht zum Bewußtsein, was er suchte. Endlich hatte er es und knüpfte es an einen Balken. Die Goth! da stand sie wieder vor ihm, die große Babylon! Er fühlte schon, wie er vom Kopf bis zu den Fußsohlen voll Eiterbeulen wurde. Nur das nicht! Alles andere lieber! Lieber die ewige Verdammnis! Der Sturm heulte, der Regen prasselte.

Erst als das Feuer gelöscht war, merkten die im blauen und roten Hause, daß die Kinder nicht da waren. Wo steckten sie nur? Der Peter meinte, man könne das ruhig abwarten. Er lächelte dazu. Aber die Annekathrin hatte keine Ruh' mehr im Hause. Sie ging hinüber zur Halbschwester, zur Elisabeth. Die Lisa war auch nicht da. Aber die Elisabeth lächelte auch nur.

Man wartete und wartete, aber die Kinder kamen nicht. Schließlich wurde selbst die Elisabeth unruhig und machte sich ans Suchen. Sie kam auch an die Scheune, die ihnen gehörte. Ob sich die Kinder vielleicht dahinein vor dem Unwetter versteckt hatten?! Vorsichtig trat sie ein. Da hing etwas. Was war das? Sie fühlte. Es fühlte sich an wie ein Mensch, ein junger Mensch. Sie tastete an ihm herum. Sollte das . . .? Nun bekam sie doch Angst. Sie zündete rasch ein Streichholz an, das sie zufällig in der Tasche hatte. Es war der Jakob, und zwar hatte er sich erhängt. Da überkam sie eine ungeheure Wut. Sie rüttelte an ihm. ‚Du schlechter Bub! Du miserabler Bub! Uns das anzuthun! Awer alle Leut solle dich sehn, wie de da hängst, du Lump!‘

Doch die Lisa, wo war denn die? Sie war doch nicht auch . . .?

Der Elisabeth klapperten die Zähne. Sie tastete sich wieder durch die Scheune. Da lag noch etwas. ‚Lisa!‘ schrie sie. Nein, das durfte die Lisa nicht sein. Sie betastete das Wesen ganz genau. Das mußte sie doch sein. Nochmals schrie sie laut den Namen der Tochter, daß es auf die Straße gellte. Da waren noch Leute, die der Brand auf den Beinen hielt. ‚Licht!‘ rief einer, weil es so dunkel war. Da fand man denn die Elisabeth Schneider über der toten Lisa und nicht weit davon auch den Jakob. Der Schuster stand in der Nähe und murmelte mit seinen roten, feuchten Lippen Schreckensworte aus der Offenbarung.

Nach drei Tagen wurden die beiden beerdigt. Ich ging auch mit. Der alte Pfarrer mit den unordentlichen Locken, den schüchternen Augen und den zarten, nervösen Händen, hielt eine lange Rede über das Wort: ‚Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.‘“

Wir schwiegen.

Nach einer Weile fuhr ich fort: „Das Nachspiel nach einem Jahr hast du heute morgen in der Kirche selbst mit angesehen, als die Elisabeth Schneider, die glückliche Wöchnerin, „ausgesegnet“ wurde, wie man das hier nennt.

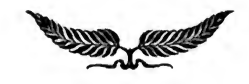
Sahst du nicht auch den verächtlichen Blick, den sie auf die Annekathrin Herrmann warf? Die ist noch nicht wieder so weit. Ich fürchte, wenn es ihr nicht bald gelingt, giebt's wieder Feindschaft zwischen dem roten und dem blauen Hause. Denn der Hannjer ist jetzt dem Peter nicht um eine Nußbaumthür voraus, sondern um einen Sohn. Und das läßt sich bei der Annekathrin, scheint's, nicht so leicht wieder einholen.“

„Schauerlich!“ flüsterte Hortense und schüttelte sich.

„Siehst du, so seh'n unsere Bauern im Alltagskleid aus.“

„Alle?“ warf sie ganz entsetzt ein.

„Das natürlich nicht. Aber mehr, als wir in der Regel für möglich halten.“





Dresdener Kunstbrief.

Das Dresdener Kunstleben krankte in diesem Herbste bisher an einer selbst für unsere elbflorentinischen Verhältnisse ungewöhnlichen Stagnation. Es ist als ob Dresdens künstlerische Regungen sich mit der sommerlichen Kunstausstellung völlig erschöpft hätten.

Dresdens künstlerische Regungen! Das Dresdener Kunstleben! Volltönende Worte, die man oft spricht und sprechen hört, ohne ihre Berechtigung gewissenhaft zu erwägen. Ja, Regungen giebt's wohl, aber sie werden nur zu häufig erstickt; ein echtbürtiges Kunstleben haben wir eigentlich nicht, obwohl die Fremden so liebenswürdig sind, uns von der „Kunststadt“ Dresden zu reden.

Werden Sie es mir glauben, daß in der oben erwähnten Ausstellung neben den offiziellen Organen einer gestrengen Kunstkritik auch eine Zeitschrift aufflog, die sich „Dresdener Kunst und Leben“ betitelt und — hauptsächlich Artikel über die Dresdener Vogelwiese und verschiedene Dresdener „Originale“ brachte, neuerdings sogar einen Essay über „Die Kochkunst der Mutter Anna und anderer Fürstinnen“. Und dies ist das einzige Dresdener „Kunstorgan“! Das Blatt hat sich nach und nach alle guten Mitarbeiter und gebildeten Leser entfremdet, aber der brave Philister liest es mit Wonne, und der Herr Verleger steht sich gut dabei. Damit glaube ich über diese Seite unseres „Kunstlebens“ genug gesagt zu haben.

Die einzige Dresdener Litteratur-Vereinigung, die sich in weitesten Kreisen Anerkennung zu verschaffen wußte, verfolgt in erster Linie praktische Ziele, hat aber auch durch Veranstaltung der „deutschen Dichterabende“ bereits in hohem Grade geistig anregend gewirkt. Ich meine natürlich den Verein „Dresdener Presse“. für das Ansehen des Vereins zeugt auch, daß soeben mit Erlaubnis des Königs von Sachsen eine große, glänzend besuchte Vorstellung im Opernhause stattfand, deren Erträgnis der „Dresdener Presse“ zugewendet wird. Straußens „Fledermaus“ wurde, nach dem Vorgange der Wiener Hofoper, mit den ersten Kräften gegeben; die nicht in Hauptrollen beschäftigten Stars wirkten in der Ballszene des zweiten Aktes freiwillig mit. —

Das Königl. Schauspielhaus hat sich zu einer bemerkenswerten That aufgerafft, zur ersten öffentlichen deutschen Aufführung von Maeterlincks dramatischer Dichtung „Pelleas und Melisande“. Bei Ihnen in Berlin ist das neuromantische Stück ja schon vor einem geladenen Publikum gespielt worden. Es enthält ohne Zweifel sehr viel Zartes und Schönes, aber kritiklos bewundern kann es nur, wer in der deutschen und englischen Litteratur wenig bewandert ist. Es genügt vielleicht, wenn ich an Tieck, an unsere alten Schicksalsdramen, an Tennyson, Rosetti und, last not least, an Edgar Poe erinnere! Die Darstellung war ausgezeichnet, die Regie kam den Absichten des Dichters mit der größten Feinfühligkeit entgegen. Trotzdem wirkten die vielen, in Anbetracht der unvollkommenen Einrichtungen unserer Neustädter Bühne allerdings fast unvermeidlichen Pausen bei herabgelassenem Dunkelvorhang unbeschreiblich beklemmend und ermüdend. Noch sei erwähnt, daß die symbolistische Liebestragödie in der wirklich sehr guten Übertragung von Georg Stockhausen gegeben wurde.

Vorher hatten wir den langweiligen „Hans“ des nunmehr nach bewährten Mustern auf breite Publikumserfolge hinarbeitenden Max Dreyer, den man nach diesem Stücke wohl nicht mehr „litterarisch“ nehmen kann; schon seine Blumenthaliade „Großmama“ hatte uns gezeigt, wohin der Weg dieses ehemaligen Dichters geht. Als Merkwürdigkeit sei hervorgehoben, daß „Kollege Crampton“ von G. Hauptmann vor kurzem hier im Schauspielhause als „Neuheit“ gegeben worden ist. Allerdings hatte schon vor Jahren das „Residenztheater“ die Komödie mit Engels als Gast gebracht. Hr. Wiene verfocht mit Geist und Energie die Auffassung, daß Crampton noch zu heilen sei. Die Erinnerung an Engels' unheilbaren, aber weit liebenswürdigeren Alkoholiker vermochte er nicht auszulöschen.

Eine interessante dramatische Vorlesung fand neulich im hiesigen Hotel „Stadt Gotha“ statt. „Menschenleid“ (Lo specchio della dolorosa esistenza), eine Dichtung des Italieners Silvio Pagani, die von Professor Baron Locella ins Deutsche übertragen worden ist, fand in Paul Wiecke einen begeisterten und kongenialen Interpreten. Einem kleinen, geladenen Kreise von Schriftstellern und Litteraturfreunden, von denen Verständnis für die pessimistisch-symbolistische Richtung Paganis zu erwarten war, las Wiecke die tiefsinnige Dichtung vor, die mehr eine Reihe von Bildern in Dialogform, als ein Drama im landläufigen Sinne ist. Der Mailänder Poet ist ein überzeugter Anhänger Schopenhauers, er will in einer großen Triologie, deren ersten Teil die von Wiecke vorgelesene Dichtung bildet, seiner pessimistischen Weltanschauung Ausdruck verleihen. Man hat Pagani mit Maeterlinck verglichen; nach dieser Vorlesung möchte ich dem Vergleiche nicht beipflichten. Maeterlinck bleibt nach meinem Gefühle doch Kleinkünstler. In Paganis Dichtung dagegen steckt, das ist nicht zu leugnen, etwas von großer Kunst. Die realistischen Szenen beim Kinderbegräbnis, der idealgestimmte Dialog zwischen Bräutigam und Braut, die sich in keuschem Vereine dem Dienste der Armen widmen wollen, der einmütige Wunsch einer Familie, das Jüngstgeborene durch einen schmerzlosen Tod vor dem Jammer des Daseins zu retten, die Bitte einer alten Frau an ihre jugendlichen Begleiterinnen, sie in den Strom gleiten zu lassen — das sind Bilder, die zwar teilweise krankhaft und nicht immer im echt schopenhauerlich-buddhistischem Sinne (der vielmehr das Ausharren im Leiden verlangen und dafür Nirwana verheißen würde) empfunden sind, aber trotz alledem ein gewaltiges Ethos predigen. Schon dadurch nähern sie sich der „großen Kunst“. Unzweifelhaft aber gehört in deren Bereich das letzte Bild: „Der Zug des Todes“. Das ist eine Schöpfung von edler Schönheit und wunderbarer Tiefe. Daß Wiecke gerade mit diesem Teil der von Locella vortrefflich verdeutschten Dichtung einen gewaltigen Eindruck erzielte, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Im Residenztheater gastiert jetzt wieder Frau Sorma. Auf die Gefahr hin, Ihnen ins Herz zu greifen, muß ich es aussprechen, daß die Künstlerin, auf die Ihr Berliner so stolz seid, sich gegenwärtig in keiner glücklichen Phase zu befinden scheint. Ihre „Nora“ ist zwar einheitlicher, aber auch herber und schwerer geworden; ihre Christine in Schnitzlers „Liebelei“ hat den letzten Rest von Liebenswürdigkeit abgestreift. Es kann sein, daß Frau Sorma sich nach tragischer Vertiefung sehnt; mir ist ihr einseitiges Betonen des Harten und Eckigen in unerfreulichem Grade aufgefallen. Mein Gott, die Christine ist doch schließlich bei aller Schmerzens- und Gemütstiefe ein „Wiener Madl“, keine verbitterte Gouvernante mit frauenrechtlerischen Trutzmanieren. In Wien wäre diese Christine unbedingt

abgelehnt worden; schon hier in Dresden war man stutzig darüber. Ich denke nur ungern an das Pariser Gastspiel der Sorma — wenn die verehrte Künstlerin den Franzosen nur kein schiefes oder zum mindesten einseitiges Bild von der deutschen Schauspielkunst bietet!

Eine Neuheit waren für Dresden die Rosmer-Humperdinckschen „Königskinder". Frau Sorma setzte darin als Gänsemagd ihr Gastspiel fort. Das hysterische, dilettantische Poem hatte dank der Sorma, der Humperdinckschen Musik und der prunkvollen Ausstattung einen lärmenden Publikumserfolg. Ich persönlich möchte es der Berliner Künstlerin zum Vorwurf machen, daß sie die Hysterie und die unmärchenhaften Züge der Gestalt noch unterstreicht, anstatt durch eine herzergreifende, wirklich dichterische Verkörperung des Gänsemädchens über das Verfehlte der Dichtung hinwegzutäuschen.

Auf rein musikalischem Gebiete ist auch nicht eben viel Bemerkenswertes zu verzeichnen. Die Nicodé-Konzerte können dies Jahr aus Mangel an Beteiligung nicht stattfinden. Man könnte dies auf Rechnung des schwindenden musikalischen Interesses setzen und als Beweis für die Thatsache anführen, daß die Dresdener „Musiknarrheit" ihren Höhepunkt längst überschritten hat. Nur ist es bedauerlich, daß gerade Nicodés in gutem Sinne moderne Unternehmung darunter leiden mußte, während weniger bedeutende Veranstaltungen, so z. B. die „Philharmonischen Konzerte", sich noch des früheren Zuspruchs erfreuen. Sehr Tüchtiges leistet der Mozartverein, der ja kürzlich auch in Berlin Lorbeeren einheimsen durfte. Er hat uns neulich mit einer der Orchester-Kompositionen des alten Dittersdorf bekannt gemacht, einem Divertissement, das als „Programm-Musik" angesprochen werden darf, da in ihm die vier Temperamente musikalisch gezeichnet werden. Für die Pflege der alten Musikwerke setzt diese Vereinigung ihre besten Kräfte ein.

Wenn ich am Anfange des Briefes von einer Erschöpfung sprach, die nach der Ausstellung besonders auf dem Gebiete der bildenden Kunst eingetreten sei, so ist damit natürlich nicht gesagt, daß unsere jungen Kräfte jetzt völlig brach liegen. So hat ein jüngerer Künstler, der auf jener Ausstellung nur kunstgewerblich (durch zwei eigenartige Truhen) vertreten war, nunmehr eine schöne Sonderausstellung veranstaltet. In Ernst Arnolds Kunstsalon hat J. V. Cissarz eine Anzahl Skizzen und Entwürfe ausgestellt, die ein sympathisches Gesamtbild von dem vielseitigen Schaffen dieses überaus feinen Künstlers geben, der in Buchtiteln und Ex libris eine seltene Fähigkeit des Stimmungsausdruckes zeigt, aber auch in seinen Plakaten durch die Energie der Linie und der Farbensprache, in seinen Porträtskizzen durch glückliches Erfassen der Individualität in hohem Grade überrascht und erfreut. Unter den jüngeren Dresdenern ist er fast die ausgeprägteste Künstlerpersönlichkeit.

Bodo Wildberg.



Münchener Kunstbrief.

Mit den sinkenden Sommertagen reckt sich der schlafende Moloch „Großstadt" aus seinem Schlafe auf, sein Rachen gähnt, zum Verschlingen bereit. Langsam entsteigt ein dampfender Brodem dem Hexenkessel, darinnen die Kultur ihre

Mixturen braut. Gifte und Heilsäfte entquellen dem Gebräu. Der ideale Schwärmer sagt mit jubelndem Herzschlag: „Das Kunstleben fängt an, meinen sehnenden Geist und meine durstende Seele zu umblühen," der nüchterne Kritiker sagt seufzend: „Die Saison beginnt mir auf den Leib zu rücken." Und heuer zumal mußte der arme Kritiker sein saures Amt recht vorzeitig antreten.

Mit einem Goethe-Cyklus feierte man auch an der Münchener Hofbühne das Andenken des unsterblichen Einzigen, zu dem wir im Kreis- und Irrlauf unserer Kunstrichtungen, Schulen und Systeme immer wieder voll Inbrunst und Demut zurückkehren werden.

Mit den sogenannten Klassiker-Vorstellungen ist es aber ein eigen Ding. Wir leben in der Periode der Stilarten; Stil ist uns der Ausdruck der Persönlichkeit. Der klassische Stil aber ist durchaus unpersönlich in seiner Größe und Unzusammengesetztheit. Was Wunder also, daß die Nerven des modernen Thesensuchers, des erregungsgierigen Temperamentsmenschen der Jahrhundertwende, des müden Nüançenschlürfers — von der ruhigen Größe und stillen Reinheit der klassischen Werke nicht mehr widerstandslos gepackt werden?

Zu Hause in stiller Klause, jawohl, da greift er wohl nach dem Buch mit dem Gefühl: Introite, nam et hic Dii sunt, bis er beim Lesen endlich die Gott-Nähe ganz empfindet. Aber auf der Bühne? Da ist sein Ohr an ein Domestiken-Deutsch oder an jene kniffliche, begriffslose Tiefsinnigkeit gewöhnt, die man heutzutage eben modern „individuellen Stil" nennt, und in der Schauspielkunst selbst ist ihm in der sogenannten „Lebenssprache" ein neues Licht aufgegangen. Und nun mit einem Male unter dem Titel „Klassiker-Vorstellung" Jamben und Deklamation! Ja, was soll ich also von dem Goethe-Cyklus eigentlich sagen? Sicherlich war er gut gemeint — aber meinen Goethe habe ich dabei nicht gefunden! Weit unmittelbarer lebt er sonst in meinem Herzen! „Prospekte und Maschinen" wurden nicht geschont, und doch ... und doch ... nun, man kann eben Goethe nicht mit hohlem Pathos und der schönen Pose fassen. Man muß ihn fühlen und erleben! Soll ich deshalb mit Frau Clara Ziegler rechten, weil sie uns die Iphigenie so wohlberechnet und wohleinstudiert vordeklamierte? Die alte Kunst stand auf mit ihr aus ihrem Grabe, tönend und kalt. Es fror uns etwas bei dieser steinernen Priesterin.

Frostig, beinahe gequält, rollte sich auch die lange vorbereitete, öffentliche Huldigung des Dichterfürsten ab. Ein heftiger Gewitterguß schien anfangs die Feier gänzlich vereiteln zu wollen, doch hatte der Himmel in letzter Stunde ein Einsehen, so daß der Huldigungsakt auch äußerlich „trocken" verlief. Ein indifferentes Menschenhäuflein als Aspekt, die nivellierende Bierfröhlichkeit als Finale, mitten drin die obligate Festrede und Gesangvereins-Lungenthätigkeit, und in olympischer Höhe darüber Er, zu dessen Höhen alle Programm-Verehrung nur wie ein verflüchtender Wasserdampf aufsteigt. —

Der so berühmt gewordene, allsommerliche Cyklus Wagnerscher Musteraufführungen an der Münchener Hofoper ist dieses Jahr ganz auf das Durchschnittsniveau der vermaledeiten Mittelmäßigkeit herabgesunken. Der Charakter des Festlichen, des sorgsam Vorbereiteten und somit Vorbildlichen ist ihm genommen. Als Außerordentliches nur ist ihm geblieben: die Höhe des Entrées. Die mammonbelasteten Fremden konnten sich, außer den oft provinzlerisch angehauchten, meist nur mit wackligen „Lückenbüßer"-Einschachtelungen zu stande

gekommenen Wagneraufführungen im Hoftheater, im kleinen Rokokotempel des Residenztheater, den vollständigen Mozart-Cyklus in der mustergültigen Possartschen Neuinszenierung, nach der von Hermann Levi revidierten Partitur und Textherstellung, auf der Lautenschlägerschen Drehbühne nur durchgehends in schiefer Perspektive ansehen. Stavenhagen, dem Mozart weit besser liegt, als Wagner, schwingt abwechselnd mit Eleganz die Battuta zu den heiklen Chorsätzen und den heikleren Arien und schlägt auf dem Spinett die Stutz-Harmonien der Rezitative. Soweit wäre alles recht gut und schön, wenn wir nur auch Mozartsänger hätten. Eine Frau Röhr-Brajnin, die man gastweise die „Fiordiligi" singen ließ, konnte zwar zierlich trällern, aber die unerläßliche anakreontische Grazie der Bewegungen wurde durch ihre Schwerkalibrigkeit erbarmungslos erdrückt! Wenn sie mit derben Schwiegermutterschritten über die Bühne wuchtete, flogen alle Liebesgötter aufgeschreckt davon!

Vor ausverkauftem Hause eröffnete Direktor Stollberg im Gärtnertheater sein neues Regime. Das schwergeprüfte Haus hat in kurzer Zeit dreimal seinen Anstrich und seinen Herrn wechseln müssen. Das Glanzstück der modernen französischen Romantik, Rostands „Cyrano de Bergerac", eröffnete den Reigen. Verwundert schüttelte der Geist der Tradition des Gärtnertheaters sein Haupt, als da mit einem Male auf der Heimstätte des „Volksstücks" und der „Operette" gute französische Verse in Fulda-Übersetzung erklangen. Rein künstlerisch betrachtet, darf man mit der Wahl dieser feinen Blüte Rostandscher Kunst, bei der sich Molière, Calderon und Shakespeare verschwistert zu haben scheinen, um so zufriedener sein. Herr Josef Klein vom Wiener Carl-Theater, der den armen Nasenhelden spielte, gewann sich mit einem Schlage die Gunst des Publikums. — Nach den grobschlächtigen, schreienden Dekorationen unter Brackl mußte die feinsinnige, stimmungsvolle Inszenierung wohlthuend berühren. Nach den Aktschlüssen durchtoste Beifall das Haus. Stollberg dankte mit einer gerührten Abwehr für soviel Ehre. Viel noch habe er aus dem Füllhorn seiner Schätze über uns auszuschütten, so versicherte er uns. Wir erwarten hoffnungsbang die Segnungen seiner Kunst.

Die Operetten „Afrikareise", „Fledermaus" und „Karneval in Rom", die er in Neueinstudierungen weiterhin im Gärtnertheater herausbrachte, verrieten wohl viel Fleiß und guten Willen, wiesen auch einige gute Kräfte auf, so daß im allgemeinen eine tüchtige Leistung herauskam. Die Überschätzung des Operettentenors Werner, der für 14 000 M. Gage als selbstbewußter Rampenheld agiert, war allerdings für die Zufriedenheit des Publikums ein guter Dünger. Und doch fehlte das Ausschlaggebende: der Geist der Operette selbst. Das ist der zündende Esprit, der prickelnde Reiz, die leichtgeschürzte Grazie, wodurch selbst das schwächste Opus Farbe und Leben bekommt. Hier bewegte sich alles auf plumpen Füßen schwerfällig fort und muß doch Flügel haben und schweben!

Im Schauspielhause begann man mit Schnitzlers larmoyantem Familiendrama „Das Vermächtnis". Es wird wohl nicht oft der Fall sein, daß ein bunt zusammengewürfeltes, noch nicht eingespieltes Ensemble einem handlungsarmen Werk der Dekadencekunst, das mit der Feinheit der Nuançe, der Intimität der Stimmung und Abtönung des Dialogs steht und fällt, gleich bei seinem Debüt zum Siege verhilft. Dem neuen Personal Direktor Stollbergs ist diese Aufgabe

gelungen. Namentlich Fräulein Lange als „Toni Weber" verkörperte mit ergreifender Gefühlskraft das Opfer der „sittlichen" Gesellschaft.

Nach Schnitzler vermochte bis jetzt kein folgender Autor so recht heimisch im Schauspielhause zu werden. Weder Hermann Faber mit seiner verwässerten Ibseniade „Ewige Liebe", deren Gestalten uns alle wie Pfefferkuchenfiguren anmuten, noch G. Hirschfelds dramatisiertes Romansujet „Agnes Jordan" konnten sich einen Dauersieg erobern. Fräulein Ida Müller, die als Agnes das Martyrium der Frau dem Hörer wie mit Nägeln und Feuer in die Seele grub, rettete zwar die ersten vier Akte — der überflüssige fünfte Akt aber, dieser litterarisch-rhetorische Absceß konnte selbst durch das meisterhafte Spiel Frl. Müllers nicht vor der Lächerlichkeit bewahrt werden.

Am allerschlimmsten erging es Julius Schaumbergers dramatisierter Ehebruchsgeschichte „Pepi Danegger". Schaumberger gehört zu dem linken Flügel der Münchener Naturalistenschule und außerdem zu den vom Bühnenglück nicht gerade verfolgten kleinen Autoren, die schon durch ihre Stoffwahl beweisen, daß sie — quasi eine dramatische Ausgabe des Straußschen Bildungsphilisters — die platte Realität der Dinge durch sinnlich-künstlerische Darstellung nicht zu bezwingen vermögen. In allen Stücken Schaumbergers, vom „Pietätlosen Menschen" und dem „Wunder" bis zu „Pepi Danegger", herrscht nicht nur äußerlich der Münchener Dialekt, sondern es weht auch innerlich der kleinlich-philiströse Münchener Vorstadtgeist. Das sind aber keine National- oder Heimatpoeten, es sind Bezirks- und Vier-Wände-Litteraten. Diese Stickluft nüchterner Alltäglichkeit muß jede stille Lyrik, jede poetische Stimmung, jede „Trunkenboldigkeit des Geistes" erdrücken. Der Mangel einer Weltanschauung, es sei denn ein bedrückter Skeptizismus, macht sich überall bemerkbar, und so ist stets der Gesamteindruck ein unerfreulicher. Das dreiaktige Schauspiel behandelt die Münchener Alltäglichkeit, die Verführungsgeschichte einer kleinen, bürgerlichen, lüsternen Frau durch ihren eleganten Zimmerherrn. Die gewöhnliche Sache nimmt einen tragischen Ausgang, weil die kleine Pepi ein Quentchen mehr Gefühl und Innerlichkeit hat, als der brutale, egoistische Verführer erwartet hatte. Man merkt viel Selbsterlebtes an dem äußerlich gut gebauten Stücke, aber dem Autor fehlt die Kraft, das Selbsterlebte, Selbsterlittene in sich durch eine künstlerische Katharsis freizumachen. Der Hauptfehler des Stücks ist die verfehlte, weil unmögliche Charakterzeichnung der Heldin. In einigen gut beobachteten Kleinstadttypen trat so etwas wie Humor zu Tage und wirkte teilweise erheiternd auf die Hörer. Aber selbst der Humor ist hier ein bitterer. Denn Schaumberger steht nicht frei über seinem Stoffe und seinen Menschen, er wird von der Tücke des Objekts und von der alles Aufjauchzende in ihm erdrückenden Misère des Lebens schwer geärgert und läßt nun diesen reinmenschlichen Ärger unkünstlerischer Weise seine Zuhörer mitempfinden. Nur durch das vorzügliche Spiel des Frl. Bré, deren elementares Gefühl die nüchternsten Worte des Autors adelte, blieb das Publikum ruhig bis zum Schlußakte, wo eine geschmacklose Häufung von groben Theatereffekten seinen Unmut auslöste und schließlich die äußere Ablehnung des Stückes herbeiführte.

Endlich ist auch die Münchener Volksbühne zur That geworden. Ein reges Interesse aus allen Kreisen sichert ihr Bestehen. Die organisierten Arbeiter und Gewerkschaften haben einen stattlichen Stamm gestellt. Sie haben begriffen, daß nicht nur „Wissen ist Macht" eine Lebensdevise bedeutet, sondern daß auch die

Kunst ein Hebel ist, vermittels dessen sie die Thore aufsprengen können, die in den Sonnensaal der Menschheit führen. Die freie Volksbühne wird ihre hehre Aufgabe erfüllen mit der Vernichtung des Fluchwortes „Die Kunst ist Kaviar für das Volk“, sie wird zu beweisen haben, daß Kunst dem Volke Brot sein muß. Nicht, daß die Kunst zum Volke niedersteigt, wohl aber, daß das Volk zur Kunst aufsteigt.

Die erste Veranstaltung des jungen Vereins war die Aufführung von Schnitzlers „Vermächtnis“. Die Direktoren Stollberg und Schmederer hatten durch einmalige kostenlose Überlassung vom Personal und der Bühne des Schauspielhauses, auf der auch fernerhin die Vorstellungen stattfinden sollen, ihr Interesse an den Bestrebungen des Vereins bekundet. Die Wahl dieses Stückes ist mancherseits bemängelt worden. Aber gerade aus dieser dramatisierten Fehde der standesgemäßen Bürgermoral mit der „sittlichen Forderung“ der rechtlos Enterbten ziehen sich so viele Fäden in das eigene Leben des breiten Volkstums hinüber, daß nach meinem Empfinden das Werk relativ sehr wohl erzieherisch wirken kann.

Zu Gunsten der vom Hochwasser Geschädigten hat Intendant v. Possart zwei Wohlthätigkeitsvorstellungen im kgl. Odeon veranstaltet. Die erste, eine Art populäres Sängerfest, brachte Solovorträge des Hofopernpersonals und einiger Gäste, wie des Meisters der Ballade Gura und der interessant-vornehmen Geigerin Kaulbach-Scotta. So sehr das Ganze in hellem Dur auf „Amüsement“ gestimmt war, hatte die Sache in einem Punkte für den feiner Beobachtenden doch einen tragischen Moll-Ton. Bei dem Auftreten des angejahrten Vogl, auf dessen anstrengungsvollen Kunstgesang später unser jugendlicher Tenor Knote in der Fülle seiner Kraft mit Liedervorträgen folgte, überkam uns nämlich eine Art Solneß-Stimmung. Nicht für uns, aber für den alternden Vogl.... Die Angst vor der Jugend!! Sie pocht vor der Thür und tritt herein.... Die Jugend heißt — Knote. Lebensgesetz! —

Die zweite der Wohlthätigkeitsvorstellungen trug einen ernst-vornehmen Charakter. Das Hoftheater-Ensemble rezitierte den „Urfaust“ nach der von Erich Schmidt aufgefundenen Göchhausenschen Abschrift. Eine vergleichende Analyse würde hier zu weit führen. Die Goethe-Maulwürfe haben da wieder ein hübsches Stück Futter bekommen. Für uns bleibt der Neufaust die deutsche „Divina commedia“ und der „alte Kodex“ nur im Sammlersinne wertvoll. Die große Symphonie des ringenden Geistes, der Höhensehnsucht, des titanischen Glücksuchers klingt uns nicht voller und nicht klarer, nun wir die Notenversuche dazu gefunden. Immerhin verdient die gute Wiedergabe, an der namentlich Possart selbst als launiger Mephisto und Frl. Rabitow, deren seelendurchzittertes Organ für die Gretchenrolle wie geschaffen scheint, großes Verdienst hatten, den aufrichtigsten Dank aller Litteraturbeflissenen und der Goethomanen insbesondere.

Wilhelm Mauke.





Lyrik.

Poetische Flugblätter. Auslese zeitgenössischer Dichtungen. Herausgegeben von Josef Kitir und Carl Maria Klob. Wien, G. Szelinski.

Damit die Lyriker einer Zeit wirklich der Menge ihrer Zeit näher kommen, ist es zuerst nötig, daß ihre Werke den Weg zur Menge finden und daß auch die große Zahl der Ungeschulten und Unerfahrenen aus der Masse des Produzierten das erhält, was ihr taugt und was sie leicht in sich aufnehmen kann. Durch den Buchhandel ist dies ebenso schwer möglich wie durch die Verbreitung in Zeitschriften. An beiden kann der Unbemittelte nicht teilnehmen.

Von diesen Grundsätzen gingen die Herausgeber der Poetischen Flugblätter bei ihrem Unternehmen, Lyrik zu popularisieren, aus. Nun ist der erste Jahrgang erschienen: vierundzwanzig lose Blätter, deren jedes das Porträt eines anderen Dichters, eine kurze Lebensbeschreibung und eine Auslese aus seinen Gedichten brachte. Dieser Jahrgang enthält Beiträge von Martin Greif, Richard Dehmel, Ferdinand von Saar, Detlev von Liliencron, Gustav Falke, Paul Wilhelm, Graf Emerich v. Stadion, Franz Himmelbauer, J. J. David, Hermann Lingg, Hermann Hango, Wilhelm Holzamer, Arnold Hagenauer, Ludw. Jacobowski, Peter Altenberg, Carl Busse, Franz Herold, Felix Dörmann, Carl von Levetzow, Peter Rosegger, Hans Benzmann, Paul Wertheimer und Joseph Kitir — eine stattliche Reihe! Noch wenige Jahre und die Zahl der lebenden Dichter dürfte erschöpft sein. Denn jedes Jahr werden nicht vierundzwanzig neue Dichter geboren. Aber dann wäre ja der Zweck der Flugblätter erfüllt, wenn sie bis dahin wirklich unter das Volk gedrungen wären. Inwieweit die Herausgeber bisher ihrer Aufgabe, nur das Beste und Wesentlichste zu bringen, gerecht wurden, mag hier unerörtert bleiben; es ist schwer, in einem so engen Rahmen das Wesen einer Persönlichkeit erschöpfen zu wollen. Bei einigen Dichtern hätte ich mir eine andere Auswahl gewünscht. So vermißte ich bei Richard Dehmel, Liliencron, Felix Dörmann die besten und charakteristischsten Gedichte. Bei anderen wieder fand ich Gedichte, die mir nicht bedeutend genug erschienen: so bei Paul Wilhelm (Ein Lied), Franz Himmelbauer (Geburtstag) und Stadion, dessen Gedichte „Wozu", „Die Schönheit" und „Unverlierbar" ich recht banal finde. Aber unter dem vielen Großen und Guten will ein wenig Durchschnitt nicht viel bedeuten. Die Hauptsache ist, daß diese Flugblätter nun wirklich ihren Weg zur Menge finden, daß sie nicht nur auf den Verkaufstischen der Buchhändler in den Städten zu finden sind, sondern zu Tausenden draußen auf dem Lande, in den Bauernstuben, in den Schenken, dort, wo das Volk lebt, wo es sich herumtreibt und Nahrung für seinen Geist sucht. G. Macasy.

Prager Dichtung.

Was ich suche, von Emil Faktor, mit Buchschmuck von J. Gerdes-

Worpswede. Leipzig, Georg Heinrich Meyer.

Diese Gedichte werden die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken wissen. Sie sind erlebt und treu empfunden, mit sicherer Hand gestaltet und voll Melodie. Es ist noch eine enge Welt, die der Dichter hier erschließt, es ist meist ein Wandeln durch graue Gassen, durch Parkgehege, stillen Wald, „noch quälen ihn zuviel die kleinen Schmerzen", aber alles ist verinnerlicht durch andächtige Stunden, die ihm den Blick ins Weite öffnen und ihn schauen lehren wie ein Kind. Jugendlicher Traum und Selbstbetrug tanzen noch auf der Märchenwiese, aber daneben thut sich der Abgrund auf:

> Und der ich tief im Dunkel steh',
> Mein ganzes Leid erfasse:
> Ich bin zu schwach für soviel Weh,
> Ich bin zu weich zum Hasse.
>
> Und was ich von des Lebens Drang
> Noch fühlend unterscheide,
> Ist nur ein Schrei mit wildem Klang:
> Ich leide und ich leide.

Wiederholt findet er diese Kraft zur unmittelbaren, heißen Beichte, so „Im toten Ghetto" und in der „Versöhnung". Allein nicht immer. Gerade seine Liebesgedichte, unter denen ich „Nächte" und „Wiedersehen" auszeichne, haben öfter eine trübe Umschleierung und eine gaukelnde Überfülle von Bildern. An Stelle des einen typischen Vergleichs, der weithin Licht verbreitet, bringt er manchmal ein schwankendes Nebeneinander von Bildern, die aus ganz entfernten Reichen zusammengeholt sind („Du bist der Zukunft reif gewordne Ähre, die meine Kraft zum Heldentum befeuert") und besonders das seltsame Verflechten von Sinnlichem und Abstraktem verschuldet es, wenn einzelne Gedichte, in denen ein edler Kern stecken mag, im Dunkeln bleiben, wie „Das neue Jahrhundert", „Der Wanderer", „Der Sturz". Ein wirklicher Mißgriff im Stil begegnet ihm, der ein außerordentlich feines Gefühl für die Rundung der Gedichte hat, kaum. Es ist eine mannigfaltige Reihe von Stimmungen anzuführen („Der Waldweg", „Höhensang", „Frühlingskinder" u. s. w.) die durch den Rhythmus sofort packen und neben jenen starken persönlichen Offenbarungen jedem zurufen: Hier ist auch einer, der Zukunft hat. Josef Adolf Bondy.

Romane und Novellen.

Aus tiefem Schacht. Roman von Fedor von Zobeltitz. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Der vortreffliche Bauernroman „Der gemordete Wald" hat eine Fortsetzung erfahren. Das vorliegende Werk erhebt sich auf gleicher Grundlage wie jenes, doch sein sozialer Hintergrund ist breiter geworden, die Kämpfe spielen sich nicht mehr im engen Kreis der Bauern ab, sie greifen in das Reich der Gutsherrschaft hinüber und streifen den Adel und den Kaufmannsstand des Landes. Im „gemordeten Wald" schildert Zobeltitz den Ruin eines Dorfes, dessen Bauern dem plötzlich über die Gemeinde hereingebrochenen Reichtum erliegen, — hier zeigt er trefflich die verderbliche Wirkung der Spekulation auf den Bauernstand. „Die goldene Axt der Industrie wird in seinen Händen zum Henkerbeil." — Der Roman setzt vorzüglich ein. In der Gemeinde Oberlemmingen, in der die Bauern friedlich und stolz miteinander lebten, wird auf dem Besitztum Möllers, des Wirtes vom „Kruge", eine heilkräftige Quelle unter Geröll und Gesträuch entdeckt. Wie diese Thatsache auf die verschiedenen Gesellschaftsklassen des Ortes wirkt, ist hochinteressant dargestellt. Am stärksten beteiligt an dem unerwarteten Glück, das der Gemeinde winkt, ist natürlich die Familie des Krugwirtes. Seine drei Söhne machen sich unter Anführung des ältesten, eines geriebenen Schlaukopfs, der schon in Berlin seine Sporen verdient

hat, auf den Weg, um den reichen Kommerzienrat, den augenblicklichen, und den armen Baron, den ehemaligen Besitzer der Herrschaft, für ein Konsortium zu gewinnen; den erstern des Geldes, den letztern des Namens wegen. Der Kommerzienrat, ein Kaufmann bis in die Fingerspitzen, der „vernünftig genug ist, stolz auf sein Emporkömmlingstum zu sein", will den Profit allein haben und macht den Männern den Antrag, ihm die Quelle zu verkaufen. Das schlagen sie rundweg ab. Auch sie möchten den ganzen Verdienst am liebsten selber genießen und nur, weil sie ohne Hülfe nichts anfangen können, wandten sie sich an den Mächtigen, schon mit der heimlichen Hoffnung, ihn einst zu übervorteilen. Der Kommerzienrat durchschaut ihre List und verweigert seine Beteiligung. Ergrimmt zieh'n sie nun zum alten Baron, der mit seiner Tochter auf einem halbverfallenen Schlosse haust. Hier ergeht es ihnen noch ärger. Als sie sich anschicken, die Heilkraft der Quelle zu schildern, fährt der bärbeißige Edelmann auf sie los: . . . „Oberlemmingen war immer ein gesunder Ort, — aber mit eurer verdammten Quelle zieht ihr die Krankheiten mit Gewalt her . . . Ging es nach mir, so würde die Quelle wieder zugestopft . . ." Und als sie ihm entgegnen „Ganz Oberlemmingen wird aufblühen —" entgegnet er: „Oder zu Grunde gehen! Ich kenne euch doch, Kinder, — mir macht ihr nichts weis! Ihr kümmert euch den Geier um die andern, wenn ihr nur eure Taschen füllen könnt! . . . Die kleinen Leute bleiben draußen stehn und hungern weiter . . . Und zu dem allen soll ich euch noch helfen, meinen Namen hergeben als Köder — prost Mahlzeit, da seid ihr an den Falschen gekommen! —" Schließlich beteiligt sich doch der Kommerzienrat an dem Unternehmen. Das junge Bad wird gegründet, Villen gebaut, ein Sanatorium errichtet, Parkwege angelegt. Aber er macht schlechte Erfahrungen an seinen Kompagnons, der Familie Möller. „Sehr interessant", sagt er, „wie sich so ein schlichter Bauersmann im Laufe der Zeit verändern kann, wenn ihn der Satan der Geldgier packt. Denn Geldgier ist alles bei den Leuten; vom Nutzen der Industrie haben sie keine Ahnung, von irgendwelchen idealeren Motiven ist keine Spur bei ihnen!" Und nach Jahren kommt es, wie der Baron es vorausgesehen. Da blickt der Mond auf Pavillons und Kioske und eine bunte Menschenmenge, die sich auf den Wiesen, im Walde und zwischen den Feldern staut. „Überall Fremde." Doch nach den Bauern von Oberlemmingen hält er vergebens Umschau. „Denn das Gespann der Kultur gleicht dem Götzenwagen von Djaggernaut, dessen demantene Räder so strahlen, daß man die Opfer kaum merkt, die sie auf ihrem Wege zermalmen." — Dies ist in großen Zügen der Grundriß des Romans; um das Gerippe der Handlung ist ein reiches Blütennetz von Liebe und Leidenschaft geschlungen, vielleicht ein zu üppiger Blumenschmuck, über den man manchmal das geheimnisvolle Raunen der Quelle vergißt. Zobeltitz' Meisterschaft zeigt sich im ersten und im letzten Drittel seines Werkes: wenn er die Fäden auffaßt und wenn er sie entwirrt. Da wirkt er gedrängt, schlagend. Mit wenigen Strichen giebt er eine ganze Situation. Er hat das Talent zur Kürze, aber die Vorliebe für die Länge. So um die Mitte seines Romans giebt er sich in lässigem Behagen und läßt seine Begabung breite Wege gehen. Seine vorzügliche Kenntnis der Milieus verleitet ihn dazu. Er schildert die Bauernstube mit derselben Trefflichkeit wie das neue Schloß und das alte Kastell. Wer zu erfahren nötig hat, auf welche Weise man mit gewähltem Geschmack seine Zimmer ausstattet, der lese die glänzende Beschreibung, wie Baron Axel das Heim für seine angebetene Braut vorbereitet. Zobeltitz ist in allen Kreisen zu Hause. Seine Gestalten haben Fleisch und Blut. Edelmann, Parvenu, Bauer und die vielen

Zwischengattungen: der schurkische Aristokrat, der gelehrte Financier, der spekulierende Bauer — sie alle sind Menschen und keine Figuren. Seine Spezialität jedoch ist der raffinierte Bauer. Wie er diesen dickköpfigen Spekulanten mit der durchtriebenen Schlauheit darstellt, ist einfach wundervoll. Fedor von Zobeltitz hat in seinem Roman ein Kulturbild von weitgehender Bedeutung geschaffen.

Marie Stona.

Hermann Stehr. „Der Schindelmacher.“ Novelle. Berlin, S. Fischers Verlag. 1899.

Der Verfasser dieser Novelle erregte durch seine im vorigen Jahre erschienenen „Psychologischen Monographien“ Aufsehen. Man war es nicht gewohnt, im Erstlingswerk eines jungen Autors einen solchen Verzicht auf alle subjektiv-lyrische Stoffwahl zu finden wie bei H. Stehr. Er versuchte, aus dem uns ganz fremden und als unkompliziert empfundenen Typus des Bauern-Proletariers reich gegliederte und psychologisch wie eine Radierung sorgfältig ausgeführte Seelen- und Lebensschilderungen zu entwerfen. Dies gelang ihm in seinem Erstlingswerk „Auf Leben und Tod“ besser als in dieser vorliegenden Novelle, welche fast identisch mit dem Inhalt des neuen Stückes von Langmann (Gertrud Antleß) den Untergang und die endliche Ruhe eines ins Ausgedinge geratenen Bauern schildert. Es ist wahre Plastik und echte Psychologie auch in diesem Buche. Aber doch mangelt etwas. Der Gesamteindruck bleibt aus. Es scheint die fehlende Harmonie dieser beiden divergenten Kunststile zu sein. Ob wir dies dem Autor verargen dürfen? Er versuchte etwas, das nur den Größten bisher gelang.

Max Messer.

Strindberg.

Aug. Strindberg, Legenden. Dresden u. Leipzig, E. Pierson, 1899.

Seinen „Unglücksbrüdern“ eignet Strindberg sein neues Werk, seine „Legenden“, zu. Er bezeichnet sie nicht näher, aber welcher Art die Unglücksbrüder sind, enthüllt dann das Buch. Strindberg erklärt, daß er seine Persönlichkeit zerspalten habe und nun der Welt den „naturalistischen Occultisten“ zeige. Und: „Gejagt von den Erinnerungen,“ fängt der erste Satz der Legenden an, und dieses Wort ist bezeichnend für das ganze Werk. Durch ein ganzes Inferno führt uns der Dichter, tiefgerüttelt sind seine Nerven, nächtliche Anfälle suchen ihn heim, Spukgestalten ängstigen ihn, und dazu kommt seine erbärmliche äußere Lage, indem er als Verführer der Jugend von Vätern und Müttern in die Acht erklärt ist und Mangel an Geld hat. Tiefsinniges und Oberflächliches, Seichtes und Tiefes, Wahrheit und Irrtum, Schwächliches und Hoheitsvolles sind in dieser Krankheitsgeschichte, die die „Legenden“ darbieten, in buntem Wechsel zusammengemischt. Das Buch ist eine grauenvolle Lektüre und der unheimliche Eindruck beim Lesen wird noch durch die sprachliche Darstellung erhöht. Ein schlechtes Deutsch bieten die Übersetzer dar, die offenbar auch von deutscher Interpunktion keine Ahnung haben. Oder ist all' diese Formlosigkeit absichtlich gewählt worden, um zu zeigen, daß „naturalistische Occultisten“ über Formsachen erhaben sind? Aber doch steht dies neue Buch, diese ehrliche Beichte eines hochbegabten Wahrheitssuchers, einer von schwerem Leid gequälten Seele, berghoch über der korrekten Mittelmäßigkeit so vieler „Ichromane“.

Ludwig Braeutigam.

Maeterlinck.

Maurice Maeterlinck, Weisheit und Schicksal. Autorisierte Ausgabe; in die deutsche Sprache übertragen von Friedrich von Oppeln-

Bronikowski. Eugen Diederichs, Leipzig, 1899.

Man kann das Buch das Bekenntnis eines Glücklichen nennen. Wer weise ist, ist glücklich. Glück und Unglück sind nicht zu trennen. Unglück ist Quelle des Glücks, Glück Gebärerin des Unglücks. Für den, der eine Höhe in seiner Seele bereitet hat, von der aus er alles Geschaffene übersieht, giebt es nur Sonne, nur Kraft.

Was ist Schicksal? Man benennt freigebig damit alles, was menschlicher Sinn nicht erfaßt. Mit wachsender Erkenntnis, mit tieferem Gefühl fällt ein Unglück, ein Schicksal nach dem anderen. Freilich bleibt ein Rest noch vorhanden. Aber das ist es nicht, worauf wir uns bereiten sollen. Unser Leben richte sich nicht darauf.

Was uns Unglück sein kann, schlummert in uns; die Liebe erweitert den Geist und giebt uns Freiheit; der Haß, die Bosheit ketten den Menschen und verstricken ihn tiefer und tiefer. Wo der Weise säumt, häuft sich Drama auf Drama; sein Erscheinen glättet die wilden Wogen. Der Himmel ist klar und warm, wie am Morgen des ersten Sommers.

Es sei nicht unser Streben, falsches Mitleid zu züchten. Der Starke mache sich nicht dem Schwachen gleich, der Glückliche nicht dem Unglücklichen; die Aufgabe ist, so glücklich, so frei, so groß zu leben, wie unsere Seele entwickelt ist. Der Glückliche rede in glücklichen Worten von seinem Glück; er lernt das Wesen der Dinge mehr als der Unglückliche.

Jeder hat seinen Lohn, jeder giebt sich seinen Lohn. Die Seele ist ein unbestechlicher Richter. Was ist Tugend? Es giebt viel engherzige, schwache, niedrige Tugenden; die echte Tugend ist, zum Glück zu streben und zu empfinden, daß man das Glück besitzt. Und in der Leidenschaft liegt ein Glück; sie führt tiefer und tiefer. Alles soll ein Wachsen und Blühen sein.

Das Buch enthält die tiefen Worte eines Menschenfreundes; eines Menschen, der wahrhaft glücklich ist. Tod und Unglück schwinden. Eine tiefe Liebe läßt alles Verborgene aufblühen, echten Trost und Zuversicht auf die Stärke und Wahrheit des menschlichen Werdens erstehen. Viele Vorurteile, Jahrhundertwerte schwinden. Es wird der Boden bereitet für die neue, große Zukunft, für den echten Menschen. Es hieße die Worte wiederholen, wollte man den Inhalt ausschöpfen, diese reichen, in Überfluß dahinquellenden, sich wiederholenden Sätze wiedergeben.

Das Schlußwort: Alles, was ist, ist schön und wahr. Gehet hin und sucht das Gemeinsame alles Werdens in umfassender Liebe zu empfinden.

Ernst Schur.

Religion.

Unlängst hat in der „Gesellschaft“ Ernst Gystrow längere Ausführungen über den „Katholizismus“ gebracht. Gewissermaßen in Anschluß daran möchte ich heute zwei Schriften besprechen, die vielleicht Aufsehen erregen werden. Mag man nun für oder wider sein. Es ist ja allerdings auch mit diesen Sachen eine eigene Geschichte. Sie sind für Leute bestimmt, die sich bereits eine Weltanschauung erworben haben, bei denen eine feste Lebensrichtung schon ausgeprägt ist oder sich doch wenigstens schon in ihren Anfängen zeigt. Leute, die noch im unklaren sind, mögen sie vorsichtig lesen. Denn jeder überzeugte Idealismus findet stets begeisterte Anhänger und verflacht dann und entartet. Doch zur Sache. Beide behandeln die Frage, die so viele nicht nur junge Leute, besonders in unseren Tagen, bewegt: „Kann ich mit ehrlichem Herzen das heutige kirchliche Leben mitmachen?“

oder bestimmter: „Kann ich Geistlicher, kann ich Theologe werden und bleiben?“ Es wird über solche Zweifler gar verschieden geurteilt. Die einen, ihre Freunde, sagen: „Laß diese Welt in Ruhe und fange etwas anderes an.“ Sie meinen's ja gut, aber was einmal im Menschenherzen drinnen steckt, das kommt auch so bald nicht wieder heraus, und wer einmal in dem Gedanken der christlichen Rechtfertigungslehren erzogen ist, der mag anfangen, was er will, ein bißchen wird immer übrig bleiben.

Nicht uninteressant sind in dieser Hinsicht die Ausführungen, die F. Mentor, ein im Leben bald ergrauter, aber geistig noch jugendlicher Mann in einem schlichten Büchlein gemacht hat, das ich jedem, der hierüber etwas Klares lesen möchte, auf das wärmste empfehlen kann.*) Interessant sind die Aussprüche zweier hochgestellter und sehr ehrenwerter evangelischer Männer, eines Juristen und eines Theologen, gelegentlich der Ausstellung des heiligen Rockes von Trier. Da erklärte der erstere, der Jurist:

„Es darf diese Bewegung nicht gehindert werden, denn in dem, was das Volk glaubt, soll man es ja nicht stören!“

Und der andere, der Theologe, sagte:

„Man kann über die Sache selbst ja streiten, aber — mir ist ein Aberglaube immer noch lieber, als der Unglaube!“

Sehr richtig bemerkt hierzu F. Mentor:

„Fahrt so fort, wenn ihr nicht anders zu können meint, aber wundert euch nicht, wenn das Volk sich von euch abwendet und seine — dann vielleicht nicht guten — eigenen Wege geht! Nur darauf lauern seine Verführer!!“

und er schließt diesen Abschnitt mit der beherzigenswerten Frage:

„Können wir uns denn nicht aufraffen und endlich einmal der Meinung den Abschied geben, daß die Seligkeit durchaus vom Glauben an diese oder jene Dogmen abhänge?“

Und als den Verfasser dann das Unglück verfolgte, da schrieb er einem Bekannten unter anderem folgendes: „Eine fromme Seele schrieb mir gestern, mein Mißgeschick wäre vielleicht die Folge meiner ‚häßlichen‘, glaubenslosen Broschüre! Ja, ja, die glücklichen, bevorzugten Leute unterhalten täglichen direkten Verkehr mit dem lieben Gott und glauben jeden Schritt und Tritt von ihm gelenkt. —“

Da ist nun eine andere kleine Broschüre erschienen mit dem etwas hochklingenden Namen „Der Protestantismus und die Wahrheit“**). Die meisten werden nach dem Lesen erst etwas enttäuscht sein. Denn die einen erwarten wohl eine glänzende Apologie des Protestantismus, nach dem Genre der evangelischen Bundesleute, die anderen versprechen sich eine schneidige Vernichtungsschrift im Stile der badischen, lothringischen und anderer Hetzkaplane. Aber keines von beiden. Und das gerade verleiht dem Büchlein seinen Wert. Schlicht, einfach, vom Herzen zum Herzen spricht da der Verfasser. Er will nicht etwas Hervorragendes leisten, er will auch nicht sich dadurch hervorthun, er hat bloß das Bedürfnis gefühlt, sich auszusprechen, wissenschaftlich sich auszusprechen. Und das ist ihm gelungen. Das Schriftchen ist ein Vorposten seiner Armee, die er noch aufmarschieren lassen will. Und sie ist zum teil schon aufmarschiert.

Denn fast gleichzeitig erschien vom selben Verfasser ein Schauspiel „Freiheit“***), und in seinem oben erwähnten Schriftchen stellt er uns ein großes Werk

*) Geläuterte Religion oder vom Erzwungenen zum Ersehnten. Bruchstücke aus den Kämpfen und Meinungen eines Aufrichtigen von F. Mentor. Saarbrücken. H. Klingebeils Verlag. Preis 60 Pfg.

**) Der Protestantismus und die Wahrheit. Eine ungehaltene Rede von Richard Degen. Leipzig, P. Friesenhahn. 30 Pfg.

***) Freiheit. Ein Schauspiel in 3 Aufzügen von Richard Degen. Leipzig, P. Friesenhahn. 80 Pfg.

in Aussicht: „Forschungen zur Geschichte der großen deutschen Bauernkriege zwischen Main und Alpen.“ Bd. 1: „Die Bauern und das Evangelium.“ Wir dürfen auf dies letzte Werk mit Recht gespannt sein, denn in dem schon oben erwähnten Schriftchen lernen wir den Verfasser als einen vorurteilsfreien, klardenkenden Historiker kennen Er sagt S. 5: „Des unabhängigen Geschichtsschreibers Aufgabe aber ist es, ohne eigenes Interesse an der einen oder anderen Richtung, die sich da und dort regt, rein sachlich den Thatbestand zu ermitteln. Doch muß er selbst sofort wieder Kritik üben an dem überlieferten und die Zustände der Zeit, die er zu schildern unternimmt, in Beziehung setzen zur Gegenwart.“

Und über sich selber spricht er S. 13 „Ich bin selbst eifriger Protestant und habe als Theologe vielleicht schon mehr erlebt als mancher andere. Aber mir hat das Herz geblutet ob all' der Heuchelei, die unbewußt getrieben wird. Ich habe die protestantischen Geistlichen in ihrer Persönlichkeit als Ehrenmänner von echtem Schrot und Korn achten und schätzen gelernt, aber als Theologen konnte ich sie nicht verstehen. Denn was sie nur zu berechtigt der katholischen Geistlichkeit vorwerfen, sklavische Abhängigkeit von einem Willen, ist auch bei ihnen der Fall, ohne daß sie es ahnen oder ahnen wollen. In der römischen Kirche ist ein Papst und im protestantischen Geisterreiche sind viele, viele Päpstlein, die sich weiser dünken und gelehrter als alle ihre Mitmenschen.“

Das sind offene, freie Worte, die wohlthun in unserer Zeit. So ist es doppelt anzuerkennen von ihm, wenn er über Luther kein Blatt vor den Mund nimmt. „Durch Luthers Auftreten hat sich die europäische Nation in zwei große Lager gespalten. Aber Luther selbst hat das nie gewollt. Am allerwenigsten hatte er die Absicht, auf sozialem Gebiete zu wirken, nicht einmal daran dachte er, seine theologischen Anschauungen praktisch zu verwerten und die nötigen Konsequenzen daraus zu ziehen. Dazu hätte er niemals die Fähigkeit besessen. — Luther war ein grundehrlicher deutscher Mann, der überall da, wo ihm etwas aufstieß, was er mit seinen Begriffen von Recht und Gesetz nicht vereinbaren zu können glaubte, auftrat, und als ein ganzer Mann mit allem Ungestüm und aller Leidenschaft einer großen Seele seine Ansichten verfocht. Aber dabei ließ er aus dem Auge, auf welche Grundlage er sich eigentlich gestellt hatte: das wahre Christentum.“

Doch genug hiervon. Das Schriftchen ist ein Vorläufer für kommende größere Arbeiten, in denen der Verfasser auf breiterer Grundlage die Gelegenheit wahrnimmt, sich auszusprechen.

Mary v. Oßwitz.

Kunst in der Schule.

Chapters on art a Selection from the works of John Ruskin. Für den Schulgebrauch bearbeitet, erklärt und eingeleitet von Dr. S. Saenger. Mit dem Bildnis von John Ruskin. Berlin 1899, R. Gärtners Verlag.

Ich bin nicht Fachmann für Englisch, weiß also nicht, ob diese Schulausgabe, was die sprachliche Seite betrifft, für Schulen auch wirklich geeignet ist; aber über die Frage, ob solche Schriften über Kunstgeschichte deutschen Jünglingen in die Hände gegeben werden sollen, darf ich schon mitreden. Seit langen Jahren verfolge ich mit besonderem Interesse die seit etwa zwei Jahrzehnten immer zahlreicher in die Öffentlichkeit dringenden Werke, die der Kunstpflege in der Schule eine Stätte bereiten wollen. Mächtig ist es in Deutschland vorwärts gegangen, daß auch die Schule der künstlerischen Erziehung der Jugend sich widme. Aber vieles bleibt noch zu thun übrig. Da

ist es aufs freudigste zu begrüßen, daß auch die fremdsprachliche Lektüre in den höheren Schulen in den Dienst der Kunstpflege gestellt wird. Dr. Saenger begründet hier gleichsam durch seine Schulausgabe Ruskins eine neue Epoche auf diesem Gebiete. Daß die verschiedensten Unterrichtsgebiete, namentlich Deutsch, Geschichte und Geographie, sich der Sache widmen, ist man bereits gewöhnt; daß aber auch der englische Unterricht sich für die Kunstpflege nutzbar machen läßt, ist m. E. neu und bedeutet einen großen Fortschritt. Wo allerdings so reiche Schätze vorliegen, wie in Ruskins Schriften, bedurfte es nur eines glücklichen Griffes einer kundigen Hand. Im Gärtnerschen Verlage sind allein bis jetzt über siebzig Schulausgaben französischer und englischer Schriften erschienen. Die Saengersche Schulausgabe von Ruskin ist die erste, die neben ihren sprachlichen Zwecken, die ja in erster Linie erreicht werden sollen, sich in ganz hervorragendem Maße für Kunstpflege in der Schule ausbeuten läßt.

Ludwig Braeutigam.

Geschichte.

Sokrates und sein Volk. Von Prof. Dr. Robert Pöhlmann (Erlangen). München. R. Oldenbourg. 1899.

Daß der Prozeß des Sokrates auch heute noch eine typische Bedeutung besitzt, darüber sind die Gelehrten sich einig, aber darüber ist noch Zank und Zwist, ob an diesem „frühesten Blutzeugen der freien Vernunftforschung“ ein Justizmord begangen wurde, oder ob in der Hinrichtung des großen Reformers zum weitaus größeren Teile und in entscheidendem Maße die Wirkung eines voll berechtigten Konflikts zu erblicken ist. Auf diesem letzteren Standpunkte steht der Wiener klassische Philologe Th. Gomperz, der den Bahnen Hegels folgt, die auch Köchly in seiner Abhandlung betritt: „Sokrates und sein Volk“. Gegen Gomperz besonders wendet sich Pöhlmann in seiner neuen Schrift über Sokrates, die mit warmer Hingabe das Recht der freien Individualität dem Heerdengeist gegenüber vertritt. Nach Pöhlmann thut man dem zusammengelaufenen athenischen Volkshaufen zu viel Ehre an, wenn man in seinem Vorgehen gegen Sokrates die Wirkung eines „vollberechtigten Konfliktes“ sieht. Der tiefgehende, unüberbrückbare Gegensatz, der einen Sokrates von dem Denken und Empfinden der Masse trennte, hat im letzten Grunde den ganzen Konflikt hervorgerufen. Wes Geistes Kind Pöhlmann ist, wird am deutlichsten aus folgenden Worten ersichtlich, die eigentlich eine kurze Inhaltsübersicht über seine ganze Schrift bilden: „Vor dem Forum der gebundenen Geister der freie Geist! Eine Szene von wahrhaft typischer Bedeutung! Denn in ihr kommt die ganze Tragik des Geschickes, das das menschliche Geistesleben im allgemeinen beherrscht, zum erschütternden Ausdruck: die Gebrochenheit, die innere Zwiespältigkeit auch der höchsten Kultur, die isolierte und fremdartige Stellung, welche das höhere, geistige Element überhaupt in der Welt einnimmt“ u. s. w. (S. 111 ff.). Auch an anderen Stellen finden sich solch echte, wahre Manneswort, daß schon allein um ihretwillen die treffliche Schrift von Pöhlmann allen Leuten warm empfohlen werden muß. Hier handelt es sich um mehr als um ein Professorengezänk, ob Gomperz oder Pöhlmann Recht hat. Zwei verschiedene Weltanschauungen liegen hier im Kampfe miteinander. Welches die höhere ist, kann für uns nicht zweifelhaft sein. Und für die, welche meinen, daß solche Fragen über Sokrates nur „Schulfragen“ sind, sei auf das Wort von J. Stuart Mill hingewiesen, das auch Pöhlmann er-

wähnt: „Die Menschheit kann kaum genug daran erinnert werden, daß es einst einen Mann Namens Sokrates gegeben hat." Ludwig Braeutigam.

Politik.

Das Recht der Minoritäten. Vortrag gehalten in der juristischen Gesellschaft zu Wien von Dr. Georg Jellinek, Professor der Rechte an der Universität Heidelberg. Wien, Alfred Hölder. 43 S.

Der heutige Parlamentarismus in seinen verschiedenen Gestaltungen kann nur von der summarischen Schönrednerei als der Ausdruck des „Volkswillens" ausgegeben werden. Es ist der Majoritätswille, der in parlamentarischen Formen übermächtig herrscht, im günstigsten Falle ein Majoritätswille gemildert durch Kompromisse. Von der wirklichen Anerkennung der Rechte der Minoritäten ist nirgends etwas zu spüren. Ja, bei der Wahlkreis-Geometrie, wie sie von den Regierenden noch geübt wird, wäre der Fall möglich, daß in gewissen Landesteilen der „Volkswille" durch die Mehrheitswahlen geradezu auf den Kopf gestellt wird. Die fortschreitende Demokratisierung der modernen Gesellschaft bietet noch keine Gewähr dafür, daß in der Politik der Volkswille, soweit er sich in Minoritäten ausspricht, praktisch irgendwelche Anerkennung finde. Auch in der Demokratie des zwanzigsten Jahrhunderts wird es noch heftige Kämpfe zwischen Imperium und Libertas setzen. Und die Sozialdemokratie wird noch lange nicht im stande sein, im politischen Leben der Völker etwas anderes zu bringen, als eine Verschärfung der Krisis, aber keine Umwälzung, die eine Lösung bedeuten könnte. Majoritätswille bedeutet geistige Verflachung, ökonomische Vergewaltigung und verträgt sich aufs beste mit klerikaler und dynastischer Reaktion, wie das Beispiel des Zentrums lehrt.

M. G. Conrad.

Französische Litteratur.

Anatole France, L'anneau d'améthyste (Paris, Lévy). Die ergötzlichen Szenen aus der zeitgenössischen Sitten- und Unsittengeschichte des modernen Frankreichs, die Anatole France in seinem Romancyklus „Histoire contemporaine" zu einem buntbewegten Zeitgemälde aneinanderfügt, haben durch den vorliegenden dritten Band der Reihe eine weitere Mehrung und Bereicherung erfahren. Was diesen lose aneinandergereihten Bildchen ihren besonderen Wert und Anziehungsreiz giebt, ist der ironische Gesichtswinkel, unter dem die Dinge gesehen werden und die überaus feine und elegante Pinselführung. Wie in dem voraufgegangenen „Mannequin d'osier" die tragikomische Ehebruchsgeschichte des braven Bergeret, so bildet in dieser Fortsetzung die durch die schätzbare Hülfe der weiblichen Horizontalstützen der Gesellschaft bewerkstelligte Bischofswahl des würdigen Abbé Guitrel das Hauptthema und den Ausgangspunkt für die lustigen Streifzüge in das sumpfige Gelände der „Affaire", in deren Schatten das soziale Unkraut üppig in die Halme schießt. Natürlich vermeidet der Autor, nach dessen skeptischer Weltanschauung die Suche nach der absoluten Wahrheit auf eitel Zeitvergeudung hinausläuft, den verschiedenen Fragen mit dem schweren Rüstzeug des Zeitpsychologen ernsthaft zu Leibe zu gehen, er zieht sich als lachender Philosoph elegant und geschickt aus der Affäre und wahrt dadurch dem Buche den liebenswürdigen, prickelnden Unterhaltungsreiz, der selbst den etwas lang geratenen, gelehrten Intermezzos, ohne die es auch hier nicht abgeht, einen anziehenden Zug leiht.

Das schöne Gleichmaß harmonischer Durcharbeitung, das dem litterarischen Schaffen Anatole Frances sein auszeichnendes Gepräge giebt, lassen die Geistesschöpfungen Léon H. Daudets schmerzlichst vermissen. Rege Fabulierlust und erfindungskräftige Phantasie hat der überaus fleißige Schriftsteller von seinem Vater geerbt, die Neigung zu boshafter Spötterei des älteren Daudet ist hier indessen zu maßloser Übertreibungssucht ausgeartet, die Daudets an sich scharfe Beobachtungsgabe paralysiert und die der Tendenz zu Liebe die Tugend nicht weiß und das Laster nicht schwarz genug malen kann. — Sébastien Gouvès, der bei Fasquelle erschienene, neueste Roman des allzutemperamentvollen Autors, leistet nach dieser Richtung das Menschenmöglichste; die sorglose Komposition und die Unzulänglichkeit der Charakterzeichnung thun ein weiteres, den Roman als künstlerisch minderwertig erscheinen zu lassen. Hier sei auch in aller Kürze der Sammlung von Tagebuchnotizen und Aphorismen aus dem Nachlasse Alphonse Daudets gedacht, die die Familie in pietätvoller Überschätzung des Typenwertes dieser geistvollen Hinterlassenschaft unter dem Titel „Notes sur la vie“ im gleichen Verlage hat erscheinen lassen. Das gedankliche Allerlei, das uns in dem Buche aufgetischt wird, enthält in Wahrheit nichts, was auf bleibenden Wert Anspruch machen könnte.

„Les âmes perdues“ nennen die Brüder Resny ihren neuen, bei Fasquelle erscheinenden Sozialroman, der die sozialethische These des altruistischen Solidaritätsgedankens der leidenden Menschheit, die Resnys „Impérieuse Bonté“ zu Grunde liegt, vertieft und weiter ausführt. Auch dieses Buch ist aus dem Geiste des allerbarmenden Mitleids mit dem Schicksal jener Ideologen, die als Opfer utopistischer Weltbeglückungspläne an dem starren Prinzip unserer sozialen Klassenmoral zerschellen. Reich an neuen, fruchtbringenden Ideen, und beseelt von dem lebendigen Hauche ehrlicher Überzeugungstreue gehört der Resnysche Anarchistenroman zu jenen Werken, die unbekümmert um den Tagesgeschmack und die wohlanständige Mittelstandsmeinung der Gutgesinnten der Wahrheit eine Gasse bahnen helfen.

Georges Eckhoud ist der beredte Verfechter aller Unregelmäßigen, die abseits vom Wege gehen und die insbesondere auch in Sachen der Liebe nach ihrer eigenen Façon selig werden wollen. Diese Façon gefällt sich zumeist in sexuellen Formen, die denen der natürlichen Sinnenbefriedigung schnurstracks zuwiderlaufen. Wie die letzten Novellensammlungen, preist auch Eckhouds neuer Roman Escal-Vigor (Paris, Mercure de France) die kraftvolle Eigenmacht eines überverfeinerten Schönheitskultus mit dem kühnen Wagemut und der schwungvollen Beredtsamkeit, die die Schöpfungen des Führers der jungbelgischen Litteratur auszeichnen.

Octave Mirbeau bethätigt sich in seinem exzentrischen, ethnographischen Liebesroman „Le jardin des supplices“ (Paris, Fasquelle) aufs neue als bitterböser Zeitsatiriker, der die Heuchelmorale und die fragwürdigen Segnungen unserer Ziviliation mit kaustischem Spott und philosophischen Paradoxen verhöhnt. Das Buch, in dem wollusttrunkene Sinnenlust und eine in Erfindung raffiniert scheußlicher Folter- und Marterszenen, wie sie nur die teuflische Grausamkeit chinesischer Henkersknechte ersinnen kann, unerschöpfliche Phantasie wahre Orgien feiern, ist förmlich durchtränkt von dem Hautgout gewisser Reizmittel, die in Bezug auf unerhörte Nervensensationen das Menschenmöglichste leisten.

Die Romane „Lydie“ von Henri Lavedan (Calmann Lévy) und „Minnie Brandon“ von Léon Hennique (Fasquelle) führen uns von dem Hochgebirge der großen Kunst in die Niederung der reinen Unterhaltungsbelletristik. Lavedan erzählt uns in seiner feinironischen Manier die Heiratsgeschichte des edlen Fräulein de Montauran, dessen adelsstolzer Papa vor dem vollen Geldsack eines lumpigen Schneiderleins jammervoll kapitulieren muß, Hennique giebt uns nicht minder ergötzlichen Bericht von den sonderbaren Erlebnissen eines Vollblutfranzosen im Kreise einer Old England würdigst repräsentierenden Londoner Familie. Als anspruchslose, litterarische Kleinigkeiten, die ihrem Zweck, dem Leser ein paar müßige Stunden angenehm zu kürzen, aufs beste erfüllen, seien die kurzen Novelletten, Skizzen und allerlei pikante Gauloisien enthaltenden Sammlungen „Mon petit mari, ma petite femme“ v. Michel Corday (Simonis Empis) und „C'est arrivé'“ von Toppy (Stock) mit Auszeichnung genannt.

Der rührige pariser Verlag von P. V. Stock, der seine verlegerische Thätigkeit seit Jahren fast ausschließlich in den Dienst der Dreyfussache stellt, läßt es sich fortgesetzt angelegen sein, die Dreyfuslitteratur um weitere Beiträge zu vermehren, auf die hier näher einzugehen keine Veranlassung vorliegt. Unter den hierhergehörigen Verlagsneuheiten hebe ich den von Ibels u. a. illustrierten Bericht über die „Affaire“ von Dubreuil und die Bücher „Analyse de l'Enquête“ von Yves Guyot, wie „Vers la Réparation“ von Georges Clemenceau hervor, auch die von Henri Dagon auf Grund der „Affaire“ veranlaßte „Enquête sur l'antisemitisme“ verdient als lesenswertes Zeitdokument empfehlende Erwähnung. Von weiteren Publikationen des Stockschen Verlages interessierte besonders der Tagalenroman des unglücklichen José Rizal, der unter dem Titel „Au pays des moines“ zum erstenmale dem internationalen Lesepublikum zugänglich gemacht wird.

A. Götze.



Büchertisch.

Arminius, Wihelm, Die beiden Reginen. Erzählung. Leipzig, H. M. Th. Dieter. 8°. 75 S. M. 2,—.

Entwürfe eines Wahlgesetzes u. s. w. von einem Sozialmonarchisten. München, J. Schweitzer. 8°. 26 S. M. 0,50.

Insel, Die. Herausg. v. O. J. Bierbaum, A. W. Heymel u. R. A. Schröder. Okt. 1899. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 128 S. à M. 3,—.

Kalischer, Dr. Alfred Christlieb, Spartacus. Soz. Trag. in 5 A. Berlin W. 35, Selbstverlag. 8°. 232 S.

Kant, Immanuel, Kritik der reinen Vernunft. Her. v. Dr. K. Vorländer. Halle, O. Hendel (Bibl. d. Ges.-Litt. Nr. 1266—1277). 8°. 839 S. M. 3,—.

Kielland, Alexander L., Else. A. d. Norweg. v. Leo Bloch. Berlin W. 8, Harmonie. 8°. 102 S.

Rostand, Eduard, Das Weib von Samaria (La Samaritaine), Biblisches Drama in 3 A. 8°. Deutsch von Lina Schneider. Köln a. Rh., Paul Neubner. 8°. 103 S. M. 2,—.

Ruhemann, Alfred, Die Pontini-

schen Sümpfe. Ihre Geschichte, ihre Zukunft. Leipzig, C. G. Naumann. 8°. 196 S. M. 2,50.

Sparaguapane, Gaudenz, 48 Lieder und Balladen. F. Mendelssohn-Bartholdys 48 Liedern ohne Worte nachgedichtet. Dresden, E. Pierson. 8°. 107 S. M. 2,50.

Wittstock, Dr. Alb., Reim-Spruchbuch der deutschen Volksweisheit. Leipzig, Otto Wigand. Geb. 8°. 111 S.

* Der neue Staat . . . auf der nächsthöheren Stufe der Zivilisation. Braunschweig, Richard Sattler. 8°. 167 S.

Auf die Mensur.

Kurzes Anerkennungsschreiben für Herrn Dr. Lothar Koch-Bremerhaven.

Dem Herrn Dr. Koch, Verfasser des offenen Briefes an mich in Nr. 3 der „Gesellschaft“, kann ich nur meine Anerkennung dafür aussprechen, daß er sich bemüht hat, meine Ausführungen gegen die Schulpfaffen durch die Selbstproduzierung seiner Person zu bestätigen. Der prachtvoll geratene pfäffische Ton, die gut gebrüllte moralische Entrüstung, die pädagogische Aufgeblähtheit und die von Nietzsche sogenannte gelehrte Rüpelhaftigkeit kennzeichnen sich in dem offenen Schreiben besser, als ich armer Sterblicher mit meiner „tiefen Unwissenheit, Unsittlichkeit, Schamlosigkeit“, und wie sonst noch die Herzensblüten dieses klassischen Philologen mich umfächelt haben, vermocht hätte.

Ihr wohlgeneigtester Dr. Biedenkapp.



Zur Kenntnisnahme.

Der Verlag und der Druck der „Gesellschaft“ siedelt vom nächsten Heft an nach Leipzig-Dresden über (E. Piersons Verlag, Inh. R. Linde, Dresden, Arnoldstraße 17). Wir bitten die Freunde und Leser der „Gesellschaft“, schon jetzt ihre Buchhandlungen davon in Kenntnis zu setzen.

Mit dem 1. Januar 1900 tritt das älteste Organ der jungen Generation in seinen 16. Jahrgang ein. Die „Gesellschaft“ wird ihrer schon historisch gewordenen Tendenz treu bleiben: Eine Warte sein für die modernen Ideen, eine Zufluchtsstätte für die ringende Litteratur.

Man erlasse mir die sonst übliche Aufzählung der Beiträge, die die „Gesellschaft“ im Jahre 1900 veröffentlichen will. Aber ich hoffe, daß der Aufschwung, den das Blatt genommen, im neuen Jahre noch stärker sein wird. Dazu mögen mir Mitarbeiter und Leser helfen! Dr. Ludwig Jacobowski.

Manuskripte, Bücher ꝛc. beliebe man nur an meine Adresse zu senden: Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft“ liegt ein Prospekt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, bei, worauf wir besonders aufmerksam machen.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“ von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.

